

# Nord und Süd

## Eine deutsche Monatschrift

---

Hundertfünfundzwanzigster Band  
32. Jahrgang :: 1908 :: April-Juni

Verlag Nord und Süd G.m.b.H. Berlin  
Vertretung für den Buchhandel:  
C. Schottlaender Schles. Verlagsanstalt

---

# Inhalt des 125. Bandes: April/Mai/Juni 1908

---

.....	
Bauer, Robert:	
Wechselbeziehungen zwischen Rechtswissenschaft und Sozialwissenschaft...	320
Beethovenschatz, ein neuer. (Schluß) .....	(Bd. 124 S. 345) 146
Brandes, Georg:	
Griechische Gestalten in neuerer Poesie .....	5
Eichendorffs Briefwechsel mit Schön:	
Mitgeteilt von Carl Theodor von Schön (Schluß) (Bd. 124 S. 238 415)	50
Evers, Hans Heinz:	
Westindische Sonette .....	446
Falte, Gustav:	
Örten. (Schluß) .....	(Bd. 124 S. 311 468) 84
Großmann, Hermann, Dr.:	
Bedeutung der chemischen Technik für das deutsche Wirtschaftsleben ....	471
Hirschfeld, Georg:	
Auf der Schautel .....	269 426
Hollaender, Felix:	
Die reinen Herzen sind. Roman .....	25 216 367
Hopfen, O. H.:	
Die Nase des Vergessens .....	127 295
Höpfner, W.:	
Die Vorstrafen .....	481
Huch, Ricarda:	
Wertwürdige Menschen. Silvio Pellico .....	111 254
Humboldt, Karoline von, Briefe an Bunsen .....	308
König, Eduard:	
Monismus .....	357
Liliencron, Detlev von:	
Die Rangau und die Pogwisch .....	181



Lux, Jos. Aug.:	
Die moderne Architektur in Deutschland .....	140 287
Modnagel, Ernst Otto:	
Die Entwicklung des deutschen Liebes von Richard Wagner bis Hugo Wolf .....	449
Rosenhagen, Hans:	
Eugen Bracht .....	489
Schur, Ernst:	
Die moderne Lyrik der Belgier .....	394
Stein, Ludwig:	
Die neuromantische Bewegung unserer Tage .....	203
Stiaffny, Robert:	
Ein Schloß im Donautale .....	463
Tizian und die moderne Malerei:	
Von Fahrenkrog, Fibus, Krämer, Leistikow, Stevogt .....	150
Theater. Die kulturellen Werte des Theaters:	
Beiträge von Heinrich Mann .....	71
• Hermann Hesse .....	73
• Franz Blei .....	73
• Wilhelm von Scholz .....	76
• Artur Fitger .....	77
• Hedwig Dohm .....	81
• Julius Bab .....	239
• Fritz Engel .....	246
• Thomas Achelis .....	248
• Max Nordau .....	250
• Eugen Kllian .....	253
• Karl Joël .....	403
• Paul Ernst .....	413
• Richard Schaulal .....	417
• Rudolf von Delius .....	421
• Rudolf Lothar .....	422
• Johannes Schlaf .....	424
Literarische Berichte .....	176 344 516
Dramatische Berichte .....	160 323 497
Kunstbeilagen:	
John Philipp: Auguste Rodin } (Text von Herman Bang)	2
Auguste Rodin: Der Ruß }	33
Tizian: 2 Vierfarbendrucke .....	65 129
Max Liebermann: Biergarten. (Text von Gabriele Reuter) .....	97
Adolf von Menzel: Frl. von Knobelsdorf. (Text von G. Hermann) ...	161
Louis Corinth: Kreuzabnahme }	49
• Familie Halbe }	17

### Kunstbeilagen:

John Philipp: Oetlev von Elliencron .....	178
Flameng: Fischerboot von Dieppe. (Text von Gustav Falke).....	209
Loth Corinthy: Peter Hille. (Text von Jul. Hart).....	241
4 photographische Aufnahmen zum Essay von J. A. Eug 257 273 289	305
Edmund Selmer: Hugo Wolf .....	354
Ludwig Thoma: Morgen an der Donau. (Text von Herm. Bang) ....	385
Max Koner: Eugen Bracht .....	368
Eugen Bracht: Der rote Acker .....	400
"    "    Der Holzweg .....	416
"    "    Waldwiese nach dem Regen .....	432
"    "    Das Bruch .....	448
"    "    Sommerabend .....	464
Burg Kreuzenstein: Westansicht .....	480
"    "    Bibliothek ..	496
"    "    Halle .....	512
"    "    Pfaffenstube ..	528

### Musikbeigaben:

Engelbert Humperdinck: Rosmarin .....	167
Hans Hermann: Euse Bruse .....	171
Max Schillings: Sonnenaufgang .....	334
Johann Nepomuk Hummel: (Faksimile) .....	341
Frederick Delius: Irnelin .....	508
Dogumil Zepher: So knig' ich — so lach' ich .....	511
Texte von Prof. W. Altmann .....	175 342 513



JOHN PHILIPP, PORTRAIT AUGUST RODIN

SUD  
Heft 373  
Jahrgang  
1908

John Philipp:  
August Rodin

# Nord und Süd

Eine deutsche Monatschrift

---

Verlag Nord und Süd G.m.b.H. Berlin  
Vertretung für den Buchhandel:  
C. Schottlaender Schles. Verlagsanstalt

---

32. Jahrgang    Band 125    April 1908    Heft 373

UNIVERSITY OF  
MINNESOTA  
LIBRARY

## Georg Brandes: Griechische Gestalten in neuerer Poesie.

Wer mit der griechischen Poesie des Altertums nur einigermaßen vertraut ist, wird den Wunsch hegen, daß sie den weiten Kreisen der Wißbegierigen in so treuen und vorzüglichen Übersetzungen als möglich in den modernen Sprachen vorliegen möge. Wohl in allen Ländern macht sich das Bestreben fühlbar, eine von verfälschenden Bearbeitungen freie Wiedergabe der Urschriften zu erhalten.

Das dänische Publikum ist Wilster, Christensen-Schmidt und Niels Möller für ihre Übertragungen Homers und der Tragiker ins Dänische zu Dank verpflichtet. Die Deutschen ergößen sich an Droysens Aristophanes, an den Wiedergaben des Euripides von Wilamowitz-Moellendorff, die Franzosen, (die von André Chénier, einem geborenen Griechen, die Weihe empfangen), haben ihrer Genugtuung Ausdruck gegeben, daß ein vom Geiste der Antike so befeelter Mann wie Leconte de Lisle ihnen die *Dreistiade* des Aeschylos schenkte, ein in Griechenland geborener Franzose wie Jean Moréas die *Phigénie* des Euripides bearbeitete und Alfred Poizat die *Elektra* des Sophokles in einer Weise dolmetschte, daß die Wiedergabe so wenig als möglich vom Originale abweicht.

Vergleicht man die *Phigénie* von Jean Moréas mit der Racines, so ist nicht zu bestreiten, daß die Verse Moréas schöner und klangvoller sind, überdies die griechische Tragödie ungleich unverfälschter, ungleich strenger in ihrem Ernst bei ihm hervortritt.

Dennoch läßt sich andererseits auch nicht bestreiten, daß Jean Moréas' *Phigénie* trotz wiederholter Aufführung auf dem offenen antiken Theater von Orange und später auf dem Odéontheater auf die Menschen von heute keinen wesentlichen Eindruck machte, während die in vieler Hinsicht ungrüchische *Phigénie* Racines sich der Geistesverfassung der Zeit als ein lebendiges Glied einverleibte.

Ebenso wenig vermöchte offenbar selbst die tabelloseste und feinste Wiedergabe der *Phigénie* auf *Tauri* des Euripides im Deutschen für das Seelenleben der Nation je eine Bedeutung zu gewinnen,

## Griech. Gestalten in neuerer Poesie    Georg Brandes

die sich auch nur im entferntesten dem von Goethes *Iphigenie* hervorgebrachten Eindruck vergleichen ließe.

Um auf ein modernes Zeitalter wirken zu können, müssen nämlich die großen Gestalten der antiken Poesie so umgeschmolzen oder zurecht gemodelt werden, daß sie ihm nahe kommen.

Man kann das u. a. aus einer Zusammenstellung von Euripides' und Senecas *Hippolytos* mit der *Phèdre* Racines sehen, die, wiewohl vielfach nur eine Übertragung und Bearbeitung, dennoch das endgültige und überragende Dichterwerk geworden ist. Gewiß, Euripides gab den Ton vortrefflich an und Senecas Dialog ist rhetorisch pointiert, aber Racine erst hat mit Benützung der Antike das Vollendete und Tadellose hervorgebracht, das Wesen des tragisch Liebenden entwickelt. Dramatisch hat erst er *Phèdre* und *Hippolytos*, *Phèdre* und *Theseus*, einander gegenübergestellt.

### I.

In der Vorrede zu seiner *Iphigénie* sagt Racine: Wie hätte ich die Bühne mit dem entsetzlichen Morde eines so tugendhaften und so lebenswürdigen Geschöpfes, wie Iphigenia sein mußte, besudeln können! Wie meine Tragödie schließen können mit Hilfe einer Göttin und einer Maschinerie oder mit einer Verwandlung, die zu Euripides' Zeiten Glauben fand, aber in unseren Tagen allzu widersinnig und unglaublich wäre!

Er freut sich daher, bei Pausanias den Bericht gefunden zu haben, die geopfert Iphigenia sei in Wirklichkeit durchaus nicht die Tochter Agamemnons gewesen, sondern eine dem Theseus von Helena geborene Tochter, und so gestaltet er nun aus dieser Sage seine *Eriphile*, die zufolge ihrer Eifersucht auf das zärtliche Einverständnis zwischen Achill und Iphigenia ihre Strafe verdient und an Stelle der Heldin geopfert wird.

Man pflegt Racine und den andern französischen Tragikern vorzuwerfen, daß sie die antiken Stoffe allzu stark modernisierten. Man sollte hier den entgegengesetzten Einwand geltend machen. Die Opferung der *Eriphile* wirkt störend. In einer Welt, wo die Gefühls- und Denkweise so zivilisiert und verfeinert ist, wie hier bei Racine, bildet dieses Überbleibsel der Barbarei des Altertums, die Menschenopferung auch selbst der minder reich mit Tugenden geschmückten jungen Dame einen schneidenden Miston.

## Georg Brandes: Griech. Gestalten in neuerer Poesie

Die Iphigenia des Euripides ist ein liebliches junges Mädchen, hell, mit blondem Haar, eine liebevolle Tochter, die sich nach ihrem Vater gesehnt hat und ihn daheim wünscht, ihn aber auch gern auf der Fahrt nach Troja begleiten möchte.

Als sie erfährt, man habe sie nur berufen, um sie als Opfer zu töten, und Agamemnon um ihr Leben anfleht, ist sie rührend schön. Sie wünscht sich die Zauberstimme des Orpheus, aber all ihre Kunst seien Tränen. Statt eines Zweigs winde sie sich selbst um seine Knie; sie erinnert ihn an ihre Kindheitstage, an die guten Wünsche, die er damals für sie hegte. Dem Menschen sei das Süßeste das Lebenslicht. Unter der Erde gebe es nichts. Lieber das jammervollste Leben als der reichste Tod.

Achilles gegenüber, den man für ihren Bräutigam ausgegeben, der aber nie an sie als Braut gedacht hat, empfindet sie mädchenhafte Scheu und Scham. Er setzt seine Ehre darein, sie zu schirmen, da sein Name dazu mißbraucht worden ist, sie ins Verderben zu locken. Von einem erotischen Gefühl von seiner Seite ist nicht die Rede. Doch ob es auch mit keinem Worte ausdrücklich gesagt ist, mag Euripides immerhin haben andeuten wollen, daß eine jäh erwachte Neigung zu Achilles das Wesen des jungen Weibes verändert.

Da Odysseus mit einem großen Schwarm heranzieht, um sie fortzuführen, und Achilles in Gefahr käme um ihretwillen einen ungleichen Kampf zu bestehen, nimmt die zarte Jungfrau sich zusammen und empfindet nicht mehr mädchenhaft, sondern heroisch. Ihre Mutter werde nicht dem Gespötte des Hellenenheeres preisgegeben, Achilles möge nicht büßen für seinen ehrliebenden Mut; sie wolle denn dem Tode entgegengehen, wolle mit Ehre sterben als ein Weib, das Furcht und Niedrigkeit aus seiner Brust verbannt hat. Von ihr hänge es ab, ob Hellas' Frauen vor den Überfällen der Barbaren gesichert seien. Die Männer wagten sich hinaus in den Streit wider Hellas' Feinde; was liege also an dem Leben eines einzelnen Mädchens, wenn Artemis dieses Leben als Opfer heische. Barbaren dürften nicht über Hellas herrschen, denn der Barbar sei ein Sklave, der Hellene frei.

Und Achilles rühmt ihre Sinnesart und erklärt, der Gott würde ihn glücklich machen, der sie ihm zum Eheweibe gäbe.

Schön und würdig geht sie denn in den Tod, und noch im Augenblick des Todes fordert sie, daß niemand sie mit einer Hand berühre. Still und freudig werde sie ihren Hals darbieten.

## Griech. Gestalten in neuerer Poesie      Georg Brandes

---

Da tritt das Wunder ein, der Umtausch. Eine Hindin wird an ihrer Stelle geopfert.

Racine, der 1674 seine *Iphigénie* schreibt, folgt dem Drama des Euripides so genau als möglich in der ganzen Szenenführung. Er übersetzt zahlreiche Stellen, ist in vieler Beziehung bloßer Bearbeiter. Und dennoch umgibt die Personen eine ganz andere Luftschichte, ist der Ton neu, die Färbung völlig verschieden. Die Personen sind Fürsten in dem Sinne, in dem das Wort zur Zeit Ludwigs XIV. genommen wurde. Sie beobachten einander gegenüber eine Etikette wie an Höfen. Sie sagen Sie zu einander, sogar der Vater zu seiner Tochter, und ihre Gefühlsweise ist die der Zeit, zu der das Stück geschrieben wurde.

Als Agamemnon Achilles vorschlägt, den Feldzug aufzugeben, in dem den Tod zu finden ihm geweißsagt war, entgegnet er:

Die Ehre spricht, es ist genug, die Ehre ist unser Drakel. Selbstherrlich bestimmen die Götter, wie lange uns beschieden ist zu leben, doch unsere Ehre, Herr, ist in unserer eigenen Hand. Wozu uns also mit Gehorsam gegen die Götter quälen? Seien wir einzig bedacht, uns unsterblich wie sie zu machen.

Hierin liegt eine andere als die griechische Schattierung des Ehrbegriffes, sowie eine ganz anderartige Unsterblichkeitsvorstellung. Dieser Achilles ähnelt nicht dem hellenischen, der den gefallenen Hector haßt und hinter seinem Wagen herschleppt. Er hält den Federhut in der Hand, er ist reserviert und diskret wie ein junger Prinz von Condé.

Iphigenia ist ihrem Vater gegenüber zärtlich wie die griechische, aber zugleich in ihrem Französisch stolz auf seine Stellung als Oberkönig, wie sie auch eine tiefere Ehrfurcht vor ihm hegt. Sie ist *ingénue* was keine Griechin ist; sie ist Dame, nicht bloß Weib; sie ist sofort unschuldig in Achilles verliebt und mithin äußerst eifersüchtig.

Sie weiß nicht, daß Achilles von ihrem Kommen oder der Hochzeit, die man für unmittelbar bevorstehend ausgegeben hatte, nichts ahnt. Da wird ihr mitgeteilt, Achilles habe die Hochzeit aufgeschoben, und nun hat sie seine Kriegsgefangene Criphele im Verdachte, ihn zu lieben und sich ihrer Demütigung zu freuen. Da kommt Achilles und ist überrascht, sie in Aulis zu sehen.

Il est donc vrai, Madame, et c'est vous que je vois.

Sie flieht ihn, er eilt zu Agamemnon und dieser empfängt ihn als Schwiegersohn. Aber da kommt alles an den Tag. Klytämnestra,



## Georg Brandes: Griech. Gestalten in neuerer Poesie

Iphigenia, Achilles erfahren, daß man das junge Mädchen nur nach Aulis gelockt hat, um es zu ermorden.

Achilles ist tief erzürnt. Er ist ins Feld gezogen, um ein den Atriden zugefügtes Unrecht zu rächen. Er war der erste, der Agamemnon seine Stimme gab, ihn zum Häuptling über zwanzig Könige machte, und als Lohn erbat er sich das Glück und die Ehre, Iphigenias Bräutigam zu werden. Nun ist diese Hochzeit von Agamemnon als Vorwand für einen Mord gebraucht worden. Doch Iphigenia fleht Achilles um Schonung für ihren Henker an. Das ist etwas von dem ihrem Gefühlsleben durch Racine hinzugefügten Mehr.

Als sie dem Vater von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht, bittet sie nicht um ihr Leben. Sie vergißt keinen Augenblick die Hoheit der Prinzessin: Mein Leben ist Ihr Eigentum. Wollen Sie es wieder nehmen, so füge ich mich mit derselben Untermwürfigkeit, mit der ich einen Bräutigam von Ihrer Hand empfang. Sie wagt nur es ihm anheim zu stellen, ob das Leben ihr nicht so viel des Guten gebracht habe, daß sie nicht wünschen könne, es aufzugeben.

Nicht für sich bittet sie: Fürchten Sie nicht! Ich bin zu besorgt für Ihre Ehre, als daß ich nicht einen Vater wie Sie vor dem Erröten bewahren sollte. Aber ich bin nicht allein, ich habe eine Mutter, einen Bräutigam, die ihr Glück mit dem meinigen verknüpft haben.

Doch das Lager ist in Aufruhr. Agamemnon befiehlt Iphigenia, nicht weiter mit Achilles zu sprechen. „Welche unerhörte Strenge!“ ruft sie aus. „Die Götter verlangten doch nur mein Leben!“ Höchst ungriechisch. —

Sie ist denn eine dem absoluten Herrscher treue und gehorsame Prinzessin. Die stolze und selbstbewusste Hellenin ist verschwunden. Die Stelle der Vaterlandsliebe nimmt bei ihr der Gehorsam, die der Liebe zum Leben tiefe, aber beherrschte Liebe ein. Wie die griechische Iphigenia nie ihre Würde vergißt, so diese nie die Hoheit ihrer Stellung, die selbst von den Liebenden den strengsten Anstand fordert.

In Euripides' *Iphigenia auf Tauri* sind bei der Hauptperson, der klugen und hochbegabten Priesterin des Artemis-Tempels, die sanfteren Züge des jungen Mädchens verwischt. Ihr Wesen ist Verstand und die Leiden haben sie verbittert. Aber sie ist kein Barbarenweib, sie hat die Bildung einer Hellenin und kraft dessen Mitgefühl mit Leiden. Die Menschenopfer, die sie weihen soll, sind ihr ein Greuel, und als die Rationalistin, die sie ist, faßt sie nicht, daß die Göttin sie fordern könnte;

## Griech. Gestalten in neuerer Poesie      Georg Brandes

es wäre nicht folgerichtig, verweise sie doch jeden, der sich mit Blut befleckt hat, als unrein von ihrem Altar. Ebenso unfaßbar ist es ihr, daß die Götter Vergnügen an der Mahlzeit gefunden hätten, da Tantalos sie mit dem Fleische seines eigenen Sohnes bewirtete. Die grausamen Menschen müßten es sein, die den Göttern ihren Blutdurst beilegten.

Doch sie selbst schaudert es nicht davor, Blut zu vergießen. Die Rache ist ihr teuer, und ihre stete Hoffnung ist, Menelaos und Helena, die Urheber ihres Jammers, noch einmal von den Winden nach Tauroi verschlagen zu sehen und den Ort zu einem Aulis für sie zu machen, der Stätte, wo Hellas' Männer mit frechen Händen sie wie ein Kalb hinschlachten wollten.

Dem unbekannten Bruder und seinem Freunde gegenüber freut sie sich des von Orestes bewiesenen Hochsinns, da er Pylades nicht im Stich lassen will; sie weiß Mannhaftigkeit und Stolz zu schätzen, ahnt sofort, daß er von edlem Blute sei. Später gibt sie mit lyrischem Schwung ihrem Wonnegefühl Ausdruck, ihn wiedergefunden zu haben, der ihr ihr alles ist. Und sie verabreden die Flucht und den Wilderraub. In keiner Hinsicht fühlt sie sich König Thoas verpflichtet. Sie bedenkt sich keinen Augenblick, sich und die anderen dadurch zu retten, daß sie ihn gründlich narrt. Sie ersinnt eine List, und ihr letztes Wort an Thoas ist eine dreiste Unwahrheit.

Als diese entdeckt wird, offenbart sich Pallas Athene in den Wolken, rettet die Flüchtlinge und ordnet alles auf recht äußerliche Weise.

### II.

Wenn Goethes *Iphigenie* vielleicht das von allen seinen Schauspielen am meisten bewunderte wurde, so ist es, weil er den Stoff mit seiner und seines Jahrhunderts hoher Humanität durchdrungen hat.

Diese Iphigenie ist eine wohlthuende Gestalt. Von ihr strahlt eine reiche und verfeinerte Menschlichkeit aus. Ihre Schönheit hat den rauhen Thoas gewonnen, der ihre Hand begehrt. Ihr Seelenadel hat die Barbarei der Skythen gemildert. Hier zeigt sich keine Göttin mehr in den Wolken, aber diese Iphigenie ist als ein höherer Mensch fast eine Göttin. Sie ist zurückhaltend und weiblich; aber ihr Rechtsgefühl ist so stark, daß es sie dahin bringt, alles aufs Spiel zu setzen, ihr eigenes Wohl, die Rettung ihrer Lieben. Sie kann nicht lügen, nicht betrügen, sie muß dem König die Wahrheit sagen und seine Einwilligung zu der Heimkehr erhalten. Sie erweicht ihn schließlich.

## Georg Brandes: Griech. Gestalten in neuerer Poesie

Und somit endet das Drama mit der tiefsten menschlichen Harmonie.

Es ist antik durch die Einfachheit seines Baues; es gehört dem Schlusse des 18. Jahrhunderts an durch seine Humanität, und es ist tief persönlich.

Charlotte von Stein war Iphigeniens Modell. Als Weltbame und Hofdame besaß sie die Anmut, die alle Formen in ihrer Gewalt hat. Sie war naturgemäß dem jungen Genie, das von Frankfurt nach Weimar kam, an Würde und Selbstbeherrschung weit überlegen. Goethe besand sich damals, nach dem Bruche mit seiner Frankfurter Verlobten, in erregter und peinvoller Stimmung. Da sitzt Friederike und grämt sich, dort Lili und trauert; überall stiftet er Unheil an. Er fühlt sich wie geheßt: „Bin ich der Unmensch nicht, der Unbehaustel“ sagt Faust.

Er wird Drestes, den die Furien verfolgen. Bei ihr allein ist Friede, bei der Schwester. In Goethes Gedicht an Charlotte von Stein heißt es ja doch: Denn du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester.

Sie schlichtet alles, ist die Schmerzenslinderin, der Engel und Schutzgeist seines Lebens, eine höhere Art Schwester. Sie ist ihm die Priesterin des Seelenadels, und er wirft sich ihr zu Füßen wie Drestes vor den Altar der Göttin.

Im Laufe der Jahre verschmilzt er auch in anderer Hinsicht mit dem Stoffe. Er selbst wird Iphigenie. Alle die Verhältnisse, die ihn in Weimar drückten, der Zeitverlust der Rekrutenaushebung und Steuer- verteilung, die Vernachlässigung seines Berufs, daß er nicht zum Dichten kam, wird zu dem Drucke, der auf der Insel der Krim auf der taurischen Priesterin lastet. Karl August mit seinem Mangel an feinem Verständnis für sein Wesen wird der König, der Iphigenie liebt, bewundert und bindet, dieser tüchtige und ungestüme König, der beständig auf dem Sprunge steht, brutal zu werden. Der Barbarenkönig, der im Grunde seines Wesens gut ist und bei dem Zartgefühl erweckt werden kann — das ist Karl August Goethe gegenüber. Iphigeniens Sehnsucht nach der Heimat:

Das Land der Griechen mit der Seele suchend  
das ist Goethes Sehnsucht vom kalten rauhen Norddeutschland hinweg  
nach der Sonne Italiens.

In seiner vierten Gestalt erreicht dieses Dichterwerk eine unerhörte Zartheit des Gefühls und Tons. Es hat ein Gepräge von verfeinertem

## Griech. Gestalten in neuerer Poesie    Georg Brandes

Adel der Menschennatur erhalten — es ist tief persönlich und entspricht dennoch der Vorstellung des zur Reife gehenden 18. Jahrhunderts von der Hoheit und Ruhe der Antike, jener Vorstellung, die von Winkelmann ausgesprochen, von Lessing verkündet, dichterischen Ausdruck bei Schiller, philosophische Erklärung bei Hegel, plastische Form bei Thorwaldsen fand.

Man war geneigt, einen Hauch christlicher Ethik bei Goethes Iphigenie zu finden. Von seiner antichristlichen Gesinnung gerade zur Zeit der Ausführung der Gestalt ganz abgesehen, ist nichts in ihrer Haltung, was der Antike nicht ganz nahe käme. Es herrscht kein geringerer Abstand zwischen der Iphigenia bei Euripides, die, um ihr Leben bittend, ein jammervolles Dasein ruhmgelächtem Tode vorzieht, und ihr, die dann gefaßt und heldenmütig für ihr Volk in den Tod geht, als zwischen der Iphigenie, die bei Goethe sich erst dazu versteht, die Gefangenen durch eine listige Vorpiegelung zu retten, und nachher selbst die Wahrheit offenbart, weil sie nicht imstande ist zu lügen. Ja sogar bei Sophokles finden wir eine Gestalt, die sich in diesem Punkte genau mit Iphigenie vergleichen läßt. Neoptolemos, der erst als Jünger des Odysseus darauf eingeht, Philoktetes zu betrügen und den Bogen des Leidenden heimlich nach Troja zu entführen, dann plötzlich, kraft seiner edlen Natur, vermöge des in seinen Adern rollenden erlesenen Achillesblutes umschlägt, Philoktetes die Wahrheit mitteilt und sich weigert, ihn im Stiche zu lassen.

### III.

Von den Geistesgrößen des anbrechenden 19. Jahrhunderts ist Shelley derjenige, der griechische Gestalten am vorzüglichsten behandelt. „Wir sind alle Griechen,“ sagt er an einer Stelle; das galt von ihm.

Großartig als Dichterwerk ist sein Drama „Der entfesselte Prometheus“, das Gegenstück zu Aeschylos' „Gefesseltem Prometheus“, und sicherlich nicht von geringerem Werte.

Seit die Befreiung des Menschengesistes ernstlich begonnen hatte, beschäftigten die Prometheusqualen die allergrößten Dichter, Goethe und Byron wie Shelley. Bei Goethe ist Prometheus der Menschengesist, der sich vom Gottesglauben losgerissen hat. Wir sehen ihn bei seiner Arbeit und seinem künstlerischen Schaffen, stolz auf seine Hütte, die Gott ihm nicht gebaut hat, und Gestalten in seinem Ebenbilde formend. Goethes Prometheus ist der gestaltende und freie. Der Prometheus Byrons ist der Märtyrer, der mit übereinander gebissenen Zähnen schweigend duldet,

## Georg Brandes: Griech. Gestalten in neuerer Poesie

dem keine Marter das Geständnis zu erpressen vermag und der seine höchste Ehre darein setzt, seine Qualen nicht ahnen zu lassen. Er hätte nie wie der antike von den Töchtern des Ozeans sich trösten lassen oder ihnen Klagen mögen. Byrons Prometheus ist der trogende und gefesselte.

Der Shelleys ist der wohlthätige Menschengesist, der, das Böse bekämpfend und eine Zeitlang davon unterjocht, eines Tags zum Entzücken des Alls befreit und als Sieger vom vereinten Jubelgesang aller Himmelskörper huldigend begrüßt wird.

Er ist ruhig; er möchte die Qual, in der er verschnachtet, nicht mit den wollüstigen Freuden am Hofe des Zeus vertauschen. Er ist ganz Liebe zu den Menschen, ja zu seinen Feinden. Der begeisterte und eingelebte Heide Shelley hat Prometheus mit all der Liebe ausgestattet, die das christliche Ideal ist. In seinem Prometheus ist mehr Christentum als in Goethes Iphigenie. Aber Prometheus ist in seiner Liebe kein christlicher Asket, er liebt und wird geliebt, geliebt von Asia, dem Kinde des Lichtes, der Natur.

Ungefähr mit Goethe gleichzeitig dichtet Alfieri antikisierende Tragödien. Einige sind steif, doch selbst die ausgezeichnetsten, wie *Mirra*, die ergreifend die Liebe einer Tochter zu ihrem Vater schildert, haben kaum allgemeines Interesse, gehören allein der italienischen Literatur an.

Man könnte aus einer folgenden Zeit Grillparzer, Österreichs größten Dichter, nennen. Seine „Medea“ aus dem Jahre 1822 ist das Gegenstück zu der des Euripides. Der Grieche ist der große Schöpfer der Gestalt. Der Österreicher hat das Motiv verflacht und verringert, Jason zwischen zwei Frauen gestellt, eine ausländische, groß angelegte, fremdartige, die in seinen Kreis nicht paßt, und eine fromme kleine heimische „Cousine“, die er nach wilden Abenteuern so wiederfindet, wie er sie verlassen hat. Und der Dichter nimmt für das Bäschchen gegen das Heldenweib Partei. Das führt jedoch keine Erneuerung oder Weiterbildung der Antike herbei. Seine „Hero und Leander“ hat größeren Wert.

In unseren Tagen geschieht es immer häufiger, daß Dichter der verschiedensten Länder antike Vorwürfe zu neuem Leben erwecken.

In England liegt ein Werk wie Swinburnes „Atalanta in Calydon“ vor, unleugbar eine Schöpfung von seltener Poesie, doch immerhin eine, bei der der Schwerpunkt ganz und gar auf der Lyrik, den tiefen Chorgesängen ruht, während das Leben der Gestalten schwach ist. Wie Voltaire das Theater zu Angriffen auf die Kirche gebrauchte, so gebrauchte

Swinnburne die Antike zu Angriffen auf Götter und Gottesglauben. Seine Dichtung ist der Vorwand zu Ausbrüchen nicht so sehr der Gottlosigkeit wie des Götterhasses, die in ihrer Gewalttätigkeit nicht viel mit der griechischen Antike zu tun haben, noch für deren Entwicklung irgend bezeichnend sind.

In Frankreich war Leconte de Lisle vom Geiste des Altertums durchdrungen, und er läuterte denn auch die Begriffe der Franzosen über die Antike, doch letztere weitergeführt hat er bei seiner Strenge und Kälte nicht. Der von chinesischer Kultur beeinflusste und völlig ungriegische Paul Claudel ist nur als Übersetzer von Aeschylos hervorgetreten; Pierre Louys endlich, der hinlängliche Vertrautheit mit griechischer Sprache und Literatur besitzt, ist in seinen Schilderungen zu sehr der Spekulation auf Sinnenreiz verfallen, um etwas dergleichen wie Poesie bieten zu können. Talent läßt sich ihm übrigens nicht abstreiten.

#### IV.

Österreich und Süddeutschland sind es, wo in den letzten Jahren die interessantesten Versuche einer Wiederaufnahme antiker Stoffe gemacht wurden. An Arthur Schnitzler, Beer-Hofmann, Jacob Wassermann, Hugo von Hofmannsthal besitzt ersteres eine Gruppe jüngerer Dichter von großem Talent und entschiedener Eigenart. Unter ihnen ist Schnitzler bisher der bedeutendste und fruchtbarste.

Von den anderen haben mehrere Neigung für die Umarbeitung dramatischer Werke aus früheren Zeiten bekundet. So griffen Beer-Hofmann im „Grafen von Charolais“ und Hugo von Hofmannsthal im „Geretteten Venedig“ auf Stücke von Nachfolgern Shakespeares zurück: Der Graf von Charolais entnimmt seine Fabel dem Drama Philipp Massingers und Nathaniel Fields „The fatal dowry“ aus dem Jahre 1632, das „Gerettete Venedig“ Otways Drama gleichen Namens von 1682. Für den sonderartigen und tiefen jungen Dichter Hofmannsthal — er vollendete kürzlich sein 33. Lebensjahr —, hat es zudem offenbar etwas Lockendes, von den Stoffen des griechischen Altertums die bekanntesten tragischen aufzunehmen und neu aufleben zu lassen.

Ich hatte, wie es so geht, als seine „Elektra“ im vorigen Jahr die Kunde über die Hauptbühnen Österreichs und Deutschlands machte, die Kritiken über das Stück gelesen, und da sie sich zu einem Protest gegen moderne Hysterie in antikem Gewande gestalteten, war ich den beiden antiken Dramen Hofmannsthals, der „Elektra“ und dem später folgenden

## Georg Brandes: Griech. Gestalten in neuerer Poesie

„Oedipus und die Sphinx“ zum voraus so abhold als möglich. Mit dem größten Vorurteil trat ich an sie heran, glaubte bloß auf eine Geschmacksverirrung oder auf Äußerungen einer krankhaften Phantasie in ihnen zu stoßen.

Ich fühlte mich jedoch von dem, was ich hier kennen lernte, in hohem Grade ergriffen.

In „Elektra“ überraschte mich zuvörderst die überwältigende Anschaulichkeit der Personen und der Handlung. Das Abstrakte, das der griechischen Szene und zum Teil auch der griechischen Psychologie und Diktion anhaftet, war mit dem Inbegriffe der griechisch-religiösen Vorstellungen, worauf das Fühlen und Denken Elektras und Orestes' beruhen, verschwunden. Eine neue tragische Atmosphäre war an die Stelle getreten; die Konturen gleichsam mit leuchtenden Farben gezogen; eine Vertiefung aller Gefühle, des Hasses wie der Lebenslust, der Angst vor Strafe wie der Sehnsucht nach Rache, vor sich gegangen! Und all das Seelische war physiologisch begründet. Das Stück überströmte von der Energie des Dichters, der Energie, mit der er sich in den Stoff vertieft hatte. Und rein dramatisch war die Spannkraft der Handlung von der kundigen Hand eines modernen Dramaturgen erhöht.

Die „Elektra“ des Sophokles ist unstreitig ein höchst vollendetes Werk. Es ist von Leidenschaft durchzittert und dennoch beherrscht von der ruhigen Klarheit der griechischen Vernunft, einer Logik, die kein Mittelglied überspringt. Die drei Kinder und die Mutter heben sich mit sicheren Umrissen voneinander ab; die starke und harte Elektra bildet den Gegensatz zur weichen und furchtsameren Chrysothemis. Bei Orestes tritt die Tatkraft stärker als das Gefühl hervor. Daß er der Mörder seiner Mutter werden soll, darunter leidet er nicht, wie ein moderner Mensch leiden würde. Selbst wenn die Bogen der Leidenschaft am höchsten gehen, wie in den Szenen, wo Elektra Klytämnestra ingrimmig schmäht und ihre Entschuldigungen abweist, hat diese Leidenschaft Maß und Ziel. Elektra versichert ihrer Mutter, sie schäme sich vor sich selbst. Sie wisse, ein solches zu Gerichte sitzen ziemt nicht der Jüngeren, der Tochter. Allein die feindselige Haltung der Mutter reize sie. So durchgehend fort, echt griechisch. Es gibt ein Äußerstes, wohin sogar die zum Muttermorde führende Leidenschaft nicht geht. Und von Elektras Demütigungen im Hause hören wir ein und das andere, sehen es aber nicht vor unseren Augen.

Bei Euripides lebt zwar Elektra in den dürftigsten Verhältnissen,

## Griech. Gestalten in neuerer Poesie    Georg Brandes

einem Bauern vermählt, der Seelenadel genug besitzt, sich in eine Scheinehe mit ihr zu finden; sie ist arm, ihr Haar gleich dem einer Leibeigenen abgeschoren. Doch erleidet sie nicht Spott und Hohn in ihrem Vaterhaus. Des Orestes Erscheinen ist hier von weit geringerer Wirkung, da Euripides, wohl um nicht der Nachahmung geziehen zu werden, die Nachricht von seinem Tode und die Wehklagen darüber unmittelbar, bevor er sich zu erkennen gibt, ausgemerzt hat. Bei Euripides wird erst Aegisthos umgebracht, noch dazu, während er Orestes und Pylades gastfrei sein Landhaus öffnet, Klytämnestra aber geschmackloserweise durch die falsche Botschaft zu Elektra hinausgelockt, daß diese dem Bauer ein Kind geboren habe, für das die Großmutter das Geburtsopfer bringen müsse. Orestes vollführt den Mord ohne zu schwanken, erst unmittelbar nachher befallen ihn die Gewissensqualen, worauf Kastor und Polydeukes sich in den Wolken offenbaren und Trost spenden. Die Anlage ist realistisch, die Repliken advokatorisch, das Gefühlsleben verhältnismäßig schwach pulsierend. Die Rache ist erklügelt, das Bild als Ganzes verfehlt.

Bei Hofmannsthals ist alles anschaulich und grell. Wir sehen Elektra im väterlichen Hause, erbärmlich in Lumpen gekleidet, ohne geeignende Aufenthaltsstätte, von den Mägden verhöhnt, mit Einkerkierung und den schwersten Mißhandlungen bedroht.

Der Mutter gegenüber zeigt sie sich voll sprühenden Hasses, unerschöpflich in den Ausbrüchen ihrer Verachtung. Sie ist durch und durch von Leidenschaft verzehrt. Sie ist die alte Jungfer, in deren Innerem alles bloß Weibliche ertötet ist, die, von einer fixen Idee, dem rachsüchtigen Haß besessen, in Gesichten dem Doppelmorde vorgreift, der vollführt werden soll und muß. Sie lebt der Hoffnung, daß Orest heimkehren werde.

Als sie die falsche Botschaft seines Todes erhält, folgt dieser nicht schnell, wie bei Sophokles, die Gewißheit seiner Rettung und Anwesenheit auf dem Fuße.

Nein, mit sicherer Kunst ist eine geraume Spanne Zeit dazwischen gesetzt. Der Versuch, Chrysothemis zu überreden, ist hier ungleich wilder und grausiger als bei Sophokles.

Der Gegensatz zwischen den Schwestern war von vornherein schärfer. Wie Elektra die verhärtete alte Jungfer, so ist Chrysothemis das warmblütige frische Weib, das mit Schrecken die Jugend ungenüßt entweichen und schwinden sieht, sich danach sehnt, Mutter zu werden, und lieber eine





9016. Grönitzh. Grüniggrupp  
 Familie Heide in der Dornier Sommergrupp

Heft 373  
 Jahrgang  
 1908

## Griech. U. Lat. in neuerer Poesie 185

denen Frauen vermählt, der Seelen selbste  
nicht zu finden; sie ist arm  
an Gedanken. Doch erleidet sie  
das. Des Dreffes Erscheinen ist  
kurz, des, wohl um nicht der  
Sohnen Iren seinem Tode und die  
sich zu erkennen gibt, um  
Aeglebe angebracht, noch  
frei sein aus dem Haus. Sie  
falsche Botschaft zu. Sie  
Kino geboren hat, nur das  
müsse. Dreffes ist der  
nachher befallen. Sie  
sich in den Wölfe, die  
listisch, die Reiter  
schwach pulsierend.

Bei Hoin  
Elektra im östert  
ziemende Aufstuf  
und den schen

Der Mutter  
schöpflich in de  
von Leiden  
alles blüß  
tigen Hoß  
führt werden  
leben werde.

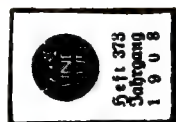
Als Ge  
den

der schwerer Kun  
auch, Chrysoth  
als bei Sophele.

zwischen den  
die verhärtete alte Jungfer, so ist  
Weib, das mit Schreden  
sich danach sehr



Louis Corinth: Bildnisgruppe  
Familie Halbe in der Vernießer Sommerfrische.





## Georg Brandes: Griech. Gestalten in neuerer Poesie

Ehe mit einem niederen Gefellen eingehen, als in Unfruchtbarkeit dahinleben möchte.

Mit Kühnheit hat Hofmannsthal die Szene so geführt, daß Elektra eigentlich erst jetzt, da sie die Schwester anfleht und umarmt, deren Schönheit und Frische empfindet, daher ihr auch verspricht, sie als Braut zu schmücken und ihr Kind zu warten, wenn sie ihr zu Willen sein und beim Morde beistehen wolle. Ja, Hofmannsthal deutet an, wie lesbische Instinkte in dem vom Hasse ausgedorrten Weibe erwachen, so daß eine Art Liebesneigung es ergreift, eine Art Anbetung des jungen Leibes der Schwester.

Da diese zu weiblich weich zur Mörderin ist, schlägt Elektras einschmeichelnde Zärtlichkeit in wilden Zorn um, und wiederum anschaulich, wie Sophokles hier nicht schildert, läßt das Drama uns Elektra mühsam das Beil ausgraben sehen, womit Klytämnestra Agamemnon mordete, um notgedrungen die Tat allein zu verüben. Orestes kommt als Bote seines eigenen Todes und sie weist ihn mit einer Heftigkeit und einem Abscheu zurück, wie sie bei Sophokles nicht vorkommen. Er kann nicht glauben, daß dies seine Schwester sei, Elektra muß zehn Jahre jünger, Elektra kann nicht so verwahrlost sein. Doch sie antwortet ihm: „ . . . Königinnen gedeihen nicht, wenn man sie mit dem Wegwurf vom Zugemüse füttert, Priesterinnen sind nicht geschaffen, daß man nach der Peitsche sie springen läßt . . . “

Hier macht sich eine schwache Einwirkung Shakespeares geltend. Wie Hamlet, mehr noch als Hamlet, spricht sich Elektra mit Elkel, wiederholt dabei verweilend, über das geschlechtliche Zusammenleben der Mutter mit dem Mörder des Vaters aus, doch vorzugsweise so, daß man den tiefen Eindruck der unleidlichen Qual ihres täglichen Lebens empfängt. Tag und Nacht fühlt sie die brennende Schmach, der Ingrimme verzehrt sie, der Haß ist Rachedurst bei ihr, wie der Durst des Verschmachtenden nach dem Labetrunk. Daher ihr Erguß über den festlichen, feierlichen Tanz, der auf die Stunde der Rache folgen müsse. (Das Motiv ist von Euripides genommen, wo der Chor, nicht Elektra, bei des Aegisthos, nicht der Mutter Tode tanzt). Daher die Verückung, das Raubenartige, Tigerhafte, womit sie Aegisth zu seinem Untergange geleitet. Daher der bizarre Tanz mit ausgestreckten Armen, in welchem sie nach vollbrachtem Morde nach vorwärts schreitet und schließlich zusammenstürzt.

Auch aus Klytämnestra ist eine unvergeßliche Gestalt geschaffen, halb

## Griech. Gestalten in neuerer Poesie    Georg Brandes

ägyptisch in ihrer Haltung. Sie ist von ihrer Tat vernichtet; aufgerieben von ihrer Schlaflosigkeit und Todesangst, voll Aberglauben. Hofmannsthal hat ganz das antike Motiv fallen lassen, daß sie Rache für die Ermordung der Iphigenia genommen habe. (Wir können doch nicht an ein von den Göttern geheischtes Opfer glauben). Nein, alt ist sie jetzt, eigensüchtig und grausam, aber sie büßt die Untat, die sie fast vergessen hat — wiewohl sie ihr stets in Erinnerung gebracht wird — diese Untat, die ihr nicht von ihr selbst verübt scheint, diese Untat, die sie nicht versteht und für welche sie sich nicht verantwortlich fühlt. Sie trug sich in dem Augenblicke zu, der zwischen dem Seltsamen verflog, daß Agamemnon jetzt gesund und am Leben, und jetzt zu Boden gestreckt und tot war.

Träfe sie ihn wieder, würden sie über das ganze wie zwei alte Freunde sprechen können.

Unlöslich ist das Moderne in der Grundauffassung mit dem Antiken verschmolzen. Nur verlegt es ein wenig, wenn man auf bekannte Redewendungen einer späteren Zeit stößt. Hier ein paar Beispiele.

Als Drestes Elektra in der Erde nach dem Beil graben sieht, glaubt er, sie sei eine Mutter, die ihr Kind vergraben hat:

So hast du nichts auf Erden, was dir lieb ist,  
daß du ein Etwas aus der Erde scharren  
und küssen willst? Bist denn du ganz allein?

Sie antwortet mit den bekannten Worten, die Christoffer Marlowe Richard in den Mund legt:

I had no father, I am like no father usm.  
Ich bin nicht Mutter, habe keine Mutter,  
bin kein Geschwister, habe kein Geschwister.

Und als Drestes vor dem Muttermord erzittert, sagt er mit Turennes bekannten Worten:

Tu trembles, carcasse, tu tremblerais bien autrement usm.  
Laß zittern diesen Leib, meinst du, er würde  
nicht noch ganz anders zittern, könnt' er ahnen,  
was ich für einen Weg ihn führen werde?

Mit ungemeiner Stimmungskraft ist der Freudenrausch in der Königsburg nach dem Morde geschildert.

Chrysothemis sagt:

Hörst du nicht, sie tragen ihn,  
sie tragen ihn auf ihren Händen; allen  
sind die Gesichter ganz verwandelt, allen  
schimmern die Augen und die alten Wangen  
voll Tränen! Alle weinen, hörst du's nicht?

## Georg Brandes: Griech. Gestalten in neuerer Poesie

Vergleicht man eine Wiedergabe des Sophokles wie diese mit einer des Euripides wie Moréas *Phigénie*, so wird man finden, daß das französische Werk, das sich an den Text hält, ausschließlich nur durch rhetorische Reinheit und lyrische Schönheit wirkt, während das deutsche eine Neuschöpfung nicht so sehr des sprachlichen Ausdrucks als der Naturgrundlage ist, auf der man sich die Handlung aufgeführt denkt.

### V.

Weit freier bewegt sich Hofmannsthal in „Oedipus und die Sphinx“. Er begnügt sich hier nicht wie Corneille und Voltaire mit der Nachdichtung oder Umdichtung des Oedipus rex, nein, die Gestalt, ihre Umgebung und die Sage haben ihn so gefesselt, daß er hinter die uns aus dem Altertum aufbewahrten Darstellungen zurückgeht, uns die Vorgeschichte gibt.

Mit Recht gilt „Oedipus rex“ vorläufig als eines der Meisterwerke der griechischen Kultur.

Viele haben es für die vorzüglichste und bekannte Tragödie von Sophokles gehalten. Keine wirkt so gewaltig. Bei keiner ist die Komposition so merkwürdig. Daß ihr Fortschreiten auf einem Zurückgehen, auf einem allmählich immer tieferen Einblick in die Vergangenheit beruht, macht sie so einzig in ihrer Art. Erst Henrik Ibsen hat diese Kompositionsweise wieder aufgenommen. Als die „Gespenster“ erschienen, schrieb Professor Schiött in Christiania und ich in Berlin, ohne voneinander zu wissen, gleichzeitig das Wort Oedipus rex über das Stück.

Von den Bearbeitungen des französischen Klassizismus ist die Voltaires am interessantesten. Sie ist ein Jugendwerk, sein ältester tragischer Versuch. Er schrieb das Drama in der Bastille im Alter von nur 22 Jahren. Es wurde zum ersten Male 1718 gespielt und hielt sich während der ganzen Lebenszeit Voltaires auf den Brettern.

Zu der Zeit, als es gedichtet wurde, war Voltaire bereits zu der Einsicht gelangt, daß Corneille und Racine unrecht hatten, moderne Liebesmotive in die antiken Trauerspiele einzuflechten. Allein die Schauspieler am Théâtre français zwangen ihn, eine Art erotisches Verhältnis zwischen Philoktetes und Jolaste hinzuzudichten, das uns barock, beinahe komisch ist.

Gleichwohl ist die Komposition selbst musterhaft, und wer Voltaires Kritik der Szenenführung in Oedipus rex liest, wird, selbst wenn er seiner Würdigung des Sophokles mit Vorurteilen gegenübertritt, die

## Griech. Gestalten in neuerer Poesie    Georg Brandes

---

Schärfe und Richtigkeit des Urteils zugeben müssen, womit er es als ungereimt nachweist, daß Oedipus so lange in Ungewißheit über sein Schicksal bleibt.

Man hat sich immer und immer wieder darüber aufgehalten, daß Voltaire schon hier das antike Thema willkürlich zu Ausfällen wider Christentum und Geistlichkeit gebrauchte.

Ich mache mich anheischig, bei Euripides nicht weniger unzweideutige Ausfälle gegen den Glauben und seine Priester nachzuweisen. Es wimmelt von solchen bei ihm.

Was die Angriffe bei Voltaire betrifft, so sind sie nicht den Hauptpersonen in den Mund gelegt, und der sie vorbringt, wird immer ins Unrecht gesetzt.

Eine Nebenperson ist es, Kreon, die vor dem Wunderglauben warnt.

Eine Nebenperson ist nicht minder Philoktetes, der Argwohn gegen die Priester hegt. Philoktetes spricht wie ein Franzose aus dem achtzehnten Jahrhundert, der den König von Frankreich gegen das Papsttum unterstützt. Er bietet seinem Gegner und Rivalen Oedipus seinen stützenden Arm.

Contre vos ennemis je vous offre mon bras,  
Entre un pontife et vous je ne balance pas,  
Un prêtre, quel qu'il soit, quelque Dieu qui l'inspire,  
Doit prier pour ses rois, et non pas les maudire.

Die berühmteste Stelle des Stücks, die im Französischen zum Sprichwort geworden ist, wird von Kreon ausgesprochen, kurz bevor die berücktigten Priester und Wahrsager recht behalten.

Nos prêtres ne sont point ce q'un vain peuple pense,  
Notre crédulité fait toute leur science.

Doch das schließt natürlich nicht aus, daß vielleicht die tiefste Befriedigung bei der Behandlung des Stoffes Voltaire bei Abfassung dieser Stellen empfand, in denen die Grundleidenschaft seines Wesens sich Luft machte, so wenig sie mit dem Vorwurfe selbst, seiner Poesie und seinen Geheimnissen zu tun haben.

Die Mystik des Stoffes kommt durch die Behandlung, die er in unsern Tagen bei Hugo von Hofmannsthal erfahren hat, zu ihrem Recht.

Mit einzelnen andern ausgezeichneten süddeutschen Dichtern hat er einen starken Sinn gemein für die geheimnisvollen Mächte des Daseins, die uns leiten und führen, so daß unsere Bahn mitunter ein Nacht-



## Georg Brandes: Griech. Gestalten in neuerer Poesie

wandlergepräge erhält und einer Kurve gleicht, die sich aus einer inneren Notwendigkeit heraus bestimmen läßt.

Wie in Hofmannsthals *Oedipus*, so entsteht in Jakob Wassermanns düsterem und glühendem Buche *Alexander in Babylon* bei einer antiken Gestalt der modernen Poesie Größe, Macht und Untergang durch das Zusammenspiel zwischen der großen Persönlichkeit und dem übermächtigen Schicksal.

Des Herzens Woge, sagt Hölderlin, schäumte nicht so schön empor und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstände.

Der Teil der *Oedipus*-Tragödie, der auf der Unausweichlichkeit eines vorherverkündeten, daher vorherbestimmten Schicksals beruht, läßt uns kalt. Doch ach! unser Schicksal ist nicht minder unausweichlich, weil es nicht vorher verkündet ist. Bei jedem Schritt sind wir in Gefahr. Wir sind, von unserer persönlichen Beschaffenheit abgesehen, beständig in der Gewalt des Zufalls und zudem durch unser Wesen selbst in der Gewalt des Schicksals. Wir müßten anders sein oder uns anders machen können, um ihm zu entgehen. Ein Wesen von höherer Einsicht hätte Napoleons Untergang, Heines vieljähriges Krankenlager, Bismarcks Sturz, ja Zolas plötzlichen Tod voraussehen können.

### VI.

Was Hofmannsthal an der *Oedipus*-sage ergriffen hat, ist die tiefe Mystik, von der sie durchwoben ist, und nun ergreift sie in seiner Darstellung auch wieder uns.

Die Vorgeschichte spielt sich vor uns ab, wie der von religiösen Schreckbildern verwirrte, verzweifelte *Oedipus*, der in die Einsamkeit flüchtet, um seinem Schicksal zu entgehen, gerade dort davon ereilt wird und dazu kommt, seinen Vater Laios zu töten. — Meisterhaft ist die Schilderung Thebens nach Laios' Tode, der Schrecken der Stadt vor der unaufhörlich ihre Opfer fordernden Sphinx (wie heutiger Zeit vor einer Seuche oder einer Revolution), der Schrei des Volkes nach einem Retter (wie man ihn gegenwärtig z. B. in Rußland vernimmt).

Mit großer Sorgfalt ist Kreon, der glühenden Ehrgeiz aber keinen Verstand, keinen Wagemut, nicht das sichere Gefühl hat, der Auserkorene zu sein, ist auch der Knabe gezeichnet, der sein Schwert trägt und an ihn glaubt, etwa wie in den Kronprätendenten der Sohn Peter an Skule.

Kreon ist eine unheimliche, tief sinnig ausgeführte Gestalt. Trefflich

## Griech. Gestalten in neuerer Poesie    Georg Brandes

---

ist ferner die Zeichnung der beiden Königinnen, Jokaste, Laios' Witwe, und Antiope, Laios' Mutter, die letztere eine Königin, die sich noch den Göttern verwandt weiß. Ihre Augen sehen die Nacht, auch wenn es tagt, so wie, wer tief genug in einen alten Brunnen stieg, die Sterne am Mittag sieht. Sie ringt mit den Göttern, wie eine Riesenfackel mit dem Sturm. Kreon will Jokaste das Zepter entwinden und hat das Volk hinter sich, doch steht er ohnmächtig der Sphinx gegenüber. — Da kommt Oedipus zur Stadt, ein Knabe fast, allein, waffenlos, mit einem Stabe in der Hand, doch so königlich anzuschauen, den Stempel der Größe, von höheren Mächten aufgedrückt, so unverkennbar an der Stirn, daß ihm das Volk entgegenjubelt. Im Innersten verzweifelt, hegt er keine Furcht vor der Landplage, die alle, die wider sie auszogen, überwältigte.

Tief hat Hofmannsthal empfunden, wie persönliche Hoffnungslosigkeit und das Gefühl, der Einzige, der Ausserkorene zu sein, miteinander verschmelzen und Großtaten erzeugen können. Er hat das alte kindische Rätsel der Sphinx und dessen Lösung gänzlich verworfen. In pechschwarzer Nacht, zwischen wildem Felsgeklüft, steht Oedipus von Angesicht zu Angesicht der Sphinx gegenüber, und da sie ihn sieht, stürzt sie sich rücklings in den Abgrund hinab; sie weiß im voraus, daß sie in Oedipus ihren Meister gefunden habe, doch auch wie teuer er seinen Sieg bezahlen werde.

Auf überraschende Art wird nun Kreon, des Oedipus leidenschaftlicher Feind, in seinen untertänigen Diener verwandelt. Kreon hat zweimal einen Mordmord gegen ihn versucht, aber als die Sphinx stürzt, fühlt er, Oedipus sei mehr als ein Mensch. (So verspricht Marschall Ney Ludwig XVIII., ihm Napoleon in einem eisernen Käfig zu bringen, befiehlt bei Austerlitz seinen Soldaten auf ihn zu feuern, fällt ihm aber bei Waterloo in die Arme und kämpft für ihn.)

Was noch niemand dichterisch behandelte, hat ferner Hofmannsthal veranschaulicht und poetisch gestaltet, die Art der Macht, die Oedipus zu Jokaste zieht. Hier herrscht nichts von jenem Zauber, der den Chevalier von Villiers zu Ninon de l'Enclos zog. Seinen Begriff von hoher und edler Weiblichkeit hat sich Oedipus nach der Gestalt seiner vermeintlichen Mutter, der Königin von Korinth, gebildet. Ihr unvergleichlicher Gang, ihre stille Würde sind ihm das Ideal. Nie hat der keusche und stolze Jüngling ein Weib berührt, keine der vielen Jungfrauen, die sich in seiner Heimat ohne Scham ihm darboten.

Als er zum ersten Male Jokaste in ihrer hohen Schönheit sieht,

## Georg Brandes: Griech. Gestalten in neuerer Poesie

ruft er aus: „Wer ist die Frau?“ und sie: „Wer ist der Jüngling?“ Als er aus ihrem Munde erfährt, daß sie wie das Diadem und das Schwert des Siegers Eigentum sei: „Wer diese Stadt erlöst, der greift nach uns,“ da fühlt er, daß er der Unwiderstehliche. Ihm ist es, als sei er der Herrscher der Welt, kein Stern kann ohne seinen Willen stürzen. Vater und Mutter sind tot und schlafen süß in ihren Gräbern. Er kann also nicht von der Weissagung des Orakels getroffen werden. Seine Kräfte steigen in ihm auf wie Wasser im Springquell. Und als er die Sphinx besiegt hat und das Volk herbeiströmt und Jokaste naht und die Sonne aufgeht, da ruft die Königin aus:

Wir ist, ich müßt' in deinen Armen  
des Todes sein.

Und er:

Um dieses Todes willen  
muß ich dich lieben wie kein Mann auf Erden  
sein jungfräuliches Weib. Um deinen Gürtel,  
in düstrem Feuer glühend, sitzen die  
Geheimnisse des Todes: aber ich —  
ich sage dir: so wahr der nackte Stein,  
der meine Gruft hat werden sollen, nun  
zum Thron sich baut für mich und dich — und weiß  
um nichts und ist behängt mit Glanz  
und heiliger Vergessenheit — so wahr  
als dies, was dort von Klippe springt zu Klippe,  
geflügelt, rasend sich herüberschwingt —  
— — — — so wahr als dies der Vöte  
der ungeheuern Götter ist, so wahr  
sind du und ich nur Rauch, daraus sich funkelnd  
gebären will ein Neues, Heiliges,  
Lebendiges!

(Er hat recht, denn Antigone wird die Frucht ihrer Umarmung.)  
Und sie:

o, mein König,  
— — — — wir sind mehr als die Götter, wir,  
Priester und Opfer sind wir, unsere Hände  
heiligen alles, wir sind ganz allein die Welt!

### VII.

Wie man bei Racine, Voltaire und Goethe die Lieblingsideen des Zeitalters aufzuspüren vermochte, so hier.

Sicherlich hat Nießches Werk „Die Geburt der Tragödie oder Griechentum und Pessimismus“ auf Hofmannsthals Auffassung der Antike

## Griech. Gestalten in neuerer Poesie    Georg Brandes

eingewirkt. Auch Nießsches Vorstellung vom Übermenschen, sein Begriff des Heroischen, liegt diesem Oedipus zugrunde. Das Unheimliche, der Bruch mit dem Gemeingültigen, ist als Ingredienz der Größe gedacht.

So bereits vor hundert Jahren bei Chateaubriands René, der von seiner Schwester geliebt wird, und Byrons Manfred, der seine Schwester liebt, oder seinem Cain, der seine Schwester ehelicht; bei Shelley in Rosalind and Helen; so später bei Richard Wagner, wo Sigmund und Siegelinde im Widerspruch mit der nordischen Sage zu Geschwistern gemacht sind und Siegfried, der höhere Mensch, in Blutschande gezeugt wird.

Wagner hat seinen Einfluß auf die jungen Gemüter geübt, wie Nießsche den seinen.

In der Literatur des Nordens ist, soviel mir bekannt, nichts mehr davon zu verspüren, als ob die griechische Antike die Gemüter noch beschäftigte oder inspirierte. Dehlenschlägers Sokrates, der Aristophanes zum Schwiegersohn bekam, ging nicht sehr tief. Die letzten Dichtungen, deren Grundlage das griechische Altertum bildet, dürften Heibergs *Weihe der Psyche*, Paludan Müllers *Amor und Psyche*, Thitons, Die *Dryade* gewesen sein, schöne Dichtungen, wenn auch nicht sehr gehaltreich: Eindruck auf die Volksseele haben sie nicht gemacht. Paludan Müllers *Kalanus* entwirft ein Zerrbild der griechischen Philosophie zu Alexanders Zeiten, um sie dem als Brahmakultus verkleideten Christentum zu Füßen zu legen.

In der neuesten dänischen Poesie, die sich unmittelbar auf das Leben bezieht, — was ein Vorzug ist — doch allzu oft in plebejischer Art — was minder rühmendwert — ist der große antike Kulturstrom den Augen völlig entschwunden. Bauernurteile und Bauernhochschulbildung sind an ihre Stelle getreten. Schriftsteller werden als groß bezeichnet, die durchaus nicht auf der Höhe der Kultur des Zeitalters stehen. Wer aber groß genannt werden will, muß nicht nur auf der Höhe seiner Zeit sein, er muß diese womöglich überragen.

Autorisierte Übersetzung von Erich Holm.

# Felix Hollaender: Die reines Herzens sind. . . . . Roman.

## F o r t s e t z u n g.

Die Kinder saßen im Walde und niemand störte sie. Elisabeth hatte ein für allemal des Knaben Herrschaft anerkannt. Und wenn sie im Hause trostete und wie ein ungebändigtes, kleines Wesen die alte Theresie quälte — im Walde war sie demütig und bescheiden.

Schwieg Alexander, so störte sie sein Schweigen nicht, ging still neben ihm und wartete auf ein gutes Wort.

Sie hörten die Rufe des Kuckucks, oder wenn ein Rabe ihnen zu Häupten sein Gefrächz anstimmte. Oder sie saßen am Rande eines kleinen Baches und verfolgten mit ihren Blicken, wie er dahintriefelte und die Steine weiß wusch. Zuweilen zogen sie auch Schuhe und Strümpfe aus und gingen barfuß durch das kalte Wasser. Und wenn sie in einen Waldgrund traten und über dürres Herbstlaub schritten, das unter ihren Füßen raschelte, so erschauerten sie leise. Und wenn die Sonne ihre leuchtenden Strahlen auf das Laub fallen ließ, so wähten sie im Zauberlande zu sein, wo flüssiges Gold vor ihnen lag, soweit der Blick reichte.

„Ich möchte,“ sagte sie zärtlich, „daß es immer so bliebe. Wir müßten im Walde eine Hütte haben und wie Hänsel und Gretel zusammen hausen.“

„So,“ meinte er, „und daß du eine Baronesse bist und ich ein armer Schusterjunge, vergißt du ganz.“

„Für mich bist du kein Schusterjunge,“ antwortete sie stolz, „sondern ein verlorener Prinz. . . . Man braucht ja bloß deine Hände anzusehen,“ fügte sie bekräftigend hinzu.

„Du müßtest einmal der Theresie erzählen, daß du aus deinem Schloß in eine Waldhütte ziehen willst.“

„Dah,“ machte sie. „Die Theresie sagt zu allem Ja; und wenn ich es will, kommt sie mit und hält uns die Hütte rein. Aber ich will es gar nicht, weil es am schönsten ist, wenn wir allein sind.“

„Ganz närrisch bist du,“ entgegnete er, „und eines Tages wirst du noch um deinen Verstand kommen.“

Sie lachte fröhlich auf und zeigte ihm ihre weißen Zähne.

„Wenn du bei mir bist, brauche ich keinen Verstand. Du hast ihn für uns beide.“

„So — meinst du? Was für Zeug du dir einredest. Nichts habe ich gelernt, und in der Schule bin ich immer der Dümme gewesen. Glaubst du etwa, daß man mit mir Bilder herausstechen kann? — Na, da irrst du dich gründlich.“

„So dumm, wie du, bin ich lange noch.“

Er wurde ärgerlich.

„Was du eigentlich davon hast, durchaus meine Fehler teilen zu wollen, verstehe ich nicht recht.“

„Ist auch nicht nötig,“ gab sie zurück. „Ich weiß schon, was ich will.“

„Manchmal scheint es nicht so.“

„Das kommt dir bloß so vor, Alexander.“

„Kann sein.“ Er überlegte ein wenig.

„Einmal werden wir uns doch trennen müssen,“ sagte er langsam.

„Niemals!“ erwiderte sie und blickte ihn mit ernster, entschlossener Miene an.

„Das ist doch blanker Unsinn,“ stieß er heftig hervor. „Was willst du denn tun, wenn ich mich mitten in der Nacht auf die Strümpfe mache und für immer verschwinde?“

„Ich laufe dir nach bis ans Ende der Welt . . . Gott will es,“ setzte sie hinzu.

Ein fremder Zug, der ihn peinlich berührte, trat in ihr Gesicht. Er vermied es, sie anzusehen und eine Frage zu stellen; denn er ahnte, was in ihr vorging.

„Wollen wir nicht auf und davon gehen?“ fragte sie nach einer kleinen Weile kurz entschlossen.

„— Und elend verhungern,“ gab er zurück. „Oder bildest du dir etwa ein,“ fuhr er fort und sah sie spöttisch an, „daß wir auch im Walde auf ein Pfeffertuchenhäuschen stoßen und auf ein Tischlein-deck-dich?“

„Wofür hältst du mich denn? Ich bin doch kein kleines Kind mehr.“

„Geh’ zu deinen Puppen,“ antwortete er, „und sprich nicht so närrisches Zeug.“

Sie wurde rot vor Ärger.

„Ich spiele längst nicht mehr mit Puppen,“ entgegnete sie stolz.

„Seit die Mama fort ist, habe ich sie nicht mehr berührt. Sie sitzen auf der kleinen Bank und gloßen mich an. Übrigens mußt du nicht denken, daß meine Puppen stumm sind. Ich könnte dir Sachen erzählen —“

Er lachte laut auf.

„Bitte sehr, da gibt es gar nichts zu lachen. Ich habe mit meinen Puppen über alles gesprochen und Dinge von ihnen gehört — — die Haare würden dir zu Berge stehen!“

„Möchtest du es mir nicht erzählen?“

„Nein,“ erwiderte sie, „denn du bist ein schlimmer Junge, der an nichts glaubt. — Übrigens einmal bin ich mitten in der Nacht aufgewacht, weil die älteste Puppe ganz deutlich meinen Namen gerufen hat. Und soll ich dir sagen, in welcher Nacht das war . . .“

Sie machte eine kleine Kunstpause und blickte ihn herausfordernd an.

„Das war in der Nacht, in der Mama das Haus verließ. Die Puppe hat es mir vorher verraten. Lach du nur; mir ist das ganz Wurst. Ich weiß, was ich weiß. Puppen sehen und hören alles. Und plötzlich, wenn man es gar nicht vermutet, tun sie den Mund auf und verraten einem die Geheimnisse . . . Reiß du deine Nasenlöcher nur noch weiter auf,“ sagte sie wütend. „Deswegen ist es doch so.“

„Also schön, deine Puppen können reden. Wenn du es durchaus willst, widerspreche ich nicht. Ich sehe jedenfalls, daß du mich für noch dümmer hältst, als ich bin.“

Das Weinen war ihr nahe.

„Es ist alles nicht so einfach,“ sagte sie bebend. „Oder glaubst du vielleicht auch, daß die Höhle eine gewöhnliche Höhle ist?“

„Selbstverständlich glaube ich das.“

„Dann kannst du mir eben leid tun. Übrigens weiß ich noch ganz andere Dinge. Die Therese legt jeden Abend die Karten. Da steht alles drin — auch von dir, mein Junge. Du würdest Augen machen, wenn du es wüßtest.“

„Ich habe nicht das mindeste Verlangen danach. Alte Weiber kommen auf die dümmsten Gedanken. Nächstens wirst du mir noch erzählen, daß es Zauberer und Hexen gibt.“

„Entschuldige, das werde ich nicht tun.“

„Das ist wenigstens etwas.“

Ein gutmütiges Lächeln glitt über sein Antlitz.

Sie fing es bereitwillig auf.

„Warum zanken wir uns?“ sagte sie, und ihre Stimme zitterte.

„Ich habe dich lieb, und alles andere kümmert mich nicht. Meinetwegen können die Puppen nicht den Mund aufstun — meinerwegen ist die Höhle ein gewöhnliches Loch — und wenn du es willst, sind auch Theresens Karten Mumpis.“

Diese ihre Großmut beschämte ihn.

Er wollte nicht zurückstehen und sagte: „Wenn dich dein Glaube selig macht, will ich ihn dir nicht nehmen.“

„Bitte, bitte — jetzt ist es vorbei,“ lehnte sie entschieden ab. „Zwei mal zwei ist vier — und damit basta.“

„Ist denn zwei mal zwei vier? Weißt du das ganz bestimmt? — Wenn ich nun behaupte, daß zwei mal zwei fünf ist!“

„Gut, dann ist zwei mal zwei fünf,“ antwortete sie ernsthaft.

Nun war er geschlagen, und sie lachte ihn tüchtig aus.

Auf dem Heimweg ging mit Alexander etwas Seltsames vor.

Er hatte plötzlich das Gefühl, daß zwei Schatten ihm auf den Fersen folgten. Der eine gehörte seiner toten Mutter — der andere Elisabeth von Sydow.

Von beiden Seiten hörte er Stimmen.

Die Mutter sagte: „Jüngste, ich habe keinen Frieden im Grabe. Das Herz, das mir im Leben von Kummer und Sorgen schwer geworden ist, findet auch unter der schwarzen Erde keine Ruhe. Alexander, laß ab von dem bösen Gedanken und erinnere dich der Worte, die ich in meiner Sterbestunde zu dir sprach.“

Und wie die Mutter aufgehört hatte, vernahm er die Stimme seiner Freundin: „Nun liege ich neben deiner Mutter, Alexander. Und du warst es, der mich in das dunkle Wasser trieb. — Ach, Alexander, warum hast du mir das angetan? Nun friere ich alleweil, und um das Heil meiner Seele ist es geschehen.“

Er schritt kräftig aus.

Aber die Schatten verfolgten ihn.

Bald wurden sie gespenstig lang — bald verkrochen sie sich in dem hereinbrechenden Dunkel — um sofort wieder über ihn herzufallen, wenn er, aufatmend, schon von ihnen befreit zu sein wähnte. Und die Schatten und die Stimmen ließen ihm keine Ruhe.

Er begann zu laufen und spürte, wie sein Körper in Schweiß gebadet war.

Es half ihm nichts.

Die Mutter sah ihn plötzlich an — mit überirdischen Augen — und



zuckenden Lippen. Und Klein-Elisabeth erschien ihm als der Todesengel mit unsagbar traurigen Zügen. Sie trug ein weißes, wallendes Gewand — und ihr Lächeln war wund und nicht von dieser Welt.

Er blieb mitten auf dem Wege stehen.

Ein trockenes Schluchzen schüttelte seinen Körper.

„Mutter!“ schrie er verzweifelt. „Nimm das Leid von mir und rufe mich! Laß mich sterben — das Leben macht mich schlecht und elend.“

Krank werden — und verlöschen — dann war alles gut, und seine Last war von ihm genommen . . .

Und wenn sich Gott seiner nicht erbarmte — und er selbst Hand an sich legen würde —!?

Er erschauerte.

Ich tue es — dachte er — ich tue es bestimmt. Dann wurde er nicht zum Mörder und brachte nicht Schande über die tote Mutter. —

Nun jagte er heim, als ob er von bösen Mächten geheßt würde.

Er achtete kaum des Weges, stolperte über Baummurzeln, hörte es im Walde raunen und rascheln. Und ihm war es, als ob verummte Gestalten durch die Zweige brachen, um sich ihm in den Weg zu stellen.

Endlich war er ihm Freien.

Und über das Feld warf der Mond sein grünes Licht — und über den Wiesen lagen die Nebel. Er spürte, wie er plötzlich zu frieren begann.

Gott sei gelobt — die Lichter der Stadt winkten ihm entgegen.

Todesmatt kam er spät zu Hause an und schlich sich auf sein Lager.

In der Nacht wälzte er sich unruhig in seinen Kissen, gab wirre Reden von sich und schrie gequält auf, so daß die Schustersleute erwachten.

Der Alte begann zu wettern und zu fluchen, daß man durch den vermaledeiten Jungen noch in seinem Schläfe aufgestört würde. Die Frau aber erhob sich schließlich murrend vom Lager, steckte ein Öllämpchen an und ging zu dem Bett des Jungen.

„Jesus Maria,“ murmelte sie, als sie in sein fiebergliühendes Gesicht sah. Und in ihrer Unvernunft fügte sie hinzu: „Siehst du, so geht's, wenn man sich den ganzen Tag herumtreibt!“

Dann aber schien doch ein Einsehen über sie zu kommen. Sie nahm das Handtuch vom Nagel, trankte es mit Wasser und legte es über seine Stirn.

Der Junge stöhnte und zog die Decke bis zum Hals.

„Nimm dich zusammen,“ knurrte die Frau, „sonst wird Großvater böse. Morgen ist auch noch ein Tag.“

So lag Alexander die ganze Nacht in seinem Fieberzustand verlassen da und stieß Angstrufe und Drohungen aus.

Am anderen Morgen kam der Doktor, der nämliche alte Herr, der seiner Mutter in ihren letzten Wochen beigestanden.

Er schüttelte bedenklich den Kopf, verordnete allerhand und erklärte: Man könnte gar nicht wissen, was noch daraus entstehen würde.

Während der arme Junge von seinen Fieberphantasien heimgesucht wurde, konnte Elisabeth von Sybow kaum die Stunde erwarten, zu der sie ihn wie alltäglich treffen würde. Nun es bei ihr feststand, daß sie ihn niemals verlassen würde, war ihr Herz von einer lieblichen Heiterkeit durchdrungen. Sie war bei ihm, und sein schreckliches Vorhaben konnte nicht zur Ausführung gelangen. Gott hatte ihr den guten Gedanken eingegeben, seine Seele zu retten.

Wie das alles werden sollte — darüber grübelte sie nicht nach. Ihr ganzes Wesen war in einem Grade von Alexander erfüllt, daß die alte Therese beständig in der Angst lebte, es müßte ein Unglück geschehen, für das der Baron sie verantwortlich machen würde.

„Kind, Kind,“ jammerte sie, „was soll denn daraus werden! Ist so etwas schon dagewesen, daß eine wirkliche Baronesse hinter einem Schusterjungen herläuft und sich von ihm ins Garn loden läßt! Er soll mir nur zu Gesichte kommen. Ich wasche ihm gehörig den Kopf.“

Dann stieß sie Flüche und Verwünschungen aus, nannte Alexander einen verfluchten Durschen, dem nicht über den Weg zu trauen sei.

„Zigeunerblut hat er in sich — ich wette meinen Kopf darauf.“

Elisabeth ließ die Alte schimpfen und lachte dazu wie ein kleiner Kobold. Ihr machte es Vergnügen, wenn die Therese sich erregte. Wurde es ihr gar zu bunt, so stampfte sie mit den Füßen auf, und ihre Augen bligten.

Dann verstummte die Getreue.

„So hat mich deine Großmutter angesehen,“ murmelte sie sinnend. „Die Augen hast du von der Großmutter — und das unruhige Blut von der Mama.“

Kam die Alte in ihrer Unruhe nicht zu Rande, umhalste das Kind sie und flüsterte ihr Liebesworte ins Ohr.

Und diesem Schmeicheln und Kosen gegenüber hörte ihr Zorn und ihr Widerstand auf.

„O Jemine,“ seufzte sie, „was soll ich in diesem Hause. Wenn doch der Hetr Gott ein Einsehen hätte und ein Ende mit mir machte!“

Dann schalt sie Elisabeth heftig aus und kanzelte sie gehörig ab: Daß sie sich so gegen den lieben Gott versündigen könnte!

Die Therese wischte sich mit dem roten, silbergrau geränderten Tuch die Augen aus.

„So ein Kiekindiweilt ließt mir alten Person den Text. Ich fürchte, mit mir geht's zu Ende.“

Die Baronesse lachte und rief: „Sperr die Ohren auf, ich will dir ein Sprüchel sagen, das ich im Lesebuch gefunden habe.“

Und dann deklamirte sie mit strahlender Miene:

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,  
Man weiß nicht, was noch werden mag.

Die Alte schüttelte den Kopf.

„Erzähle das, wem du willst; ich glaube es nicht.“

Das Kind ließ sie stehen und eilte mit beflügelten Schritten in den Wald, pflückte am Wege Feldblumen und summt ein Lied vor sich hin. Und ganz erheit kam sie zu der Stelle, wo sie sich zu treffen pflegten.

Aber Alexander war nicht erschienen.

Sie setzte sich still hin und wartete demütig. Ihre Haare wehten im Winde, und ihre Stirn zog sich in krause Falten. Wo blieb er nur heute? Stunde auf Stunde verrann . . . Und in tiefer Betrübniß zog sie heim.

Die Therese stellte frische Milch und Zwieback vor sie hin. Aber sie stieß die Nahrung unwillig beiseite und gab einsilbige Antworten, aus denen die Alte nicht klug wurde.

Als Alexander am nächsten Tage wiederum nicht kam, schüttelte ein heftiges Schluchzen ihre zarte Gestalt. Und auf einmal wuchs in ihr der Verdacht, er könnte Ernst gemacht und sich heimlich davon geschlichen haben.

Der Therese fuhr der Schrecken in die Glieder, als das Kind mit erlöschenden Augen und verstörtem Antlitz nach Hause kam.

„Therese!“ schrie sie verzweifelt auf. „Wenn er fort ist, springe ich ins Wasser.“

Und über ihrer Nasenwurzel bildete sich eine drohende Falte, die der Alten Grauen einflößte . . .

So hatte die Gnädige ausgesehen, bevor sie dem Baron auf und davon gelaufen war.

Aus der Rocktasche holte sie die schmutzigen Karten hervor und breitete sie auf dem Tische aus.

Elisabeth verfolgte in tiefster Herzensangst ihr Tun.

Die Alte warf die Karten ärgerlich zusammen und mischte sie von neuem.

„So rede doch!“ schrie Elisabeth und packte sie an der Schulter. „Willst du mich denn ganz zur Verzweiflung bringen!“

„Kurieren möchte ich dich und dir einen Trank brauen aus bitteren Kräutern und Wurzeln, damit du den Teufelsjungen vergift,“ knurrte sie ärgerlich.

„Du willst es mir also nicht sagen?“

„Kannst dich beruhigen. Er ist nicht weggelaufen — — sondern ist daheim — und hat Schnupfen,“ fügte sie verächtlich hinzu. „Sieh hier, hier liegt die Treff-Neun und da der Pik-Bube. Das heißt mit anderen Worten: Er liegt im Bett und kann sich nicht rühren.“

Elisabeth hätte ihr die Haare ausraufen mögen.

„Und das sagst du,“ rief sie bitter, „als ob es gar nichts wäre! O du böse alte Theresel!“

Und nun fing sie herzzerreißend zu schluchzen an, daß der Dienerin weh ums Herz wurde.

„Hör' auf, Kind; ich halte es nicht aus — Ich kann dich nicht weinen sehen . . . Hier steht's: Er wird gesund — gesund wie ein Fisch im Wasser. Du weißt doch, ich verstehe mich auf die Karten. Coeur-As liegt dicht dabei. Das bedeutet nichts anderes, als daß die Krankheit gehoben wird.“

„Du lügst,“ sagte Elisabeth. „Ich fühle es, daß du lügst.“

„So soll mich Gott mit Blindheit schlagen, wenn ich lüge,“ beteuerte sie.

„Ja,“ sagte Elisabeth bekräftigend, „das soll er tun. Und ich sehe dich mit keinem Blick mehr an, wenn du mir die Wahrheit verschwiegen hast.“

„Ich kann mich auf die Karten verlassen,“ entgegnete Therese und tat das Spiel wieder zusammen, um es einzustecken.

Elisabeth raffte sich auf und trat dicht vor sie hin — und sagte leise: „Liebe, gute Therese, hilf mir! Ich muß zu ihm hin!“

„Um des Himmels willen,“ wehrte die Alte ab. „Was kommt dir in den Sinn! Willst du, daß der Papa mich mit Schimpf und Schande aus dem Hause jagt und dich krumm und lahm schlägt?“



540  
Heft 373  
Jahrgang  
1907

August Rodin: Der Kuß.  
Text von Herman Bang.

Die reinen Herzen sind

100-100000

Aus der Kofftasche holte sie eine kleine, silberne, runde Kanne heraus und stellte sie auf dem Tische ab.

Elizabeth verfolgte in dieser Angelegenheit

Die Alte warf die Karten nieder, und sprach: „Ich habe dich nicht  
gesehen.“

„So rede doch!“ rief er noch, als er sah, daß der Mann  
„Bist du nicht denn ganz ger...“

„Kurieren möchte ich, und der Herr hat neuen aus  
Kräutern und Margeln. Ich habe die Drogen vergiftet,"  
sie ärgerlich.

„Du willst es sein, nicht wahr, aber?“

„Kannst dich bräut sein, du bist nicht weggelaufen.“ — „Ich bin  
ist dabei — und hat mich nicht“ — fügte sie verächtlich hinzu. — „Hier,  
hier, hier liegt die F. S. — und da der Pf. —“ — und mit  
anderen Worten: — „Ich bin nicht weggekommen.“ —

Eligible to receive the bounty are those

„Und das heißt der ‚Herr der Götter‘, der die Götter erschaffen hat.“  
 „Du böse alte Zherin!“

Und nun fing sie an zu weinen, und es ward noch um's Herz wurde.

„Für auf, 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 8

„Du lägst“ ist nicht zu bestritten.

"So fell my brother, and I, too, in the same way," he said.

„Sagte Elisabeth: „Nun, wenn ich nicht sterbe, und ich die  
 Welt nicht verlassen habe, dann werde ich, wenn ich sterbe, in  
 dem Himmel sein.“

„Ich kann mich auf Sie verlassen“, erwiderte Theresie und  
 „Ich werde wieder zusammen, um es begreifen.“

"Hör' mich rasche dich auf und trat hinter mich hin — und sagst lei-  
de! — Du meine Tochter, hilf mir! Ich muß zu ihm hin!"

„Nur ein Schmels wollen," meinte die Aite ab. „Was soll's dir  
in der Welt schaffst du, daß der Papa mich mit Schimpf und Schande  
aus der Welt jagen und dich krumm und lahm schlägt?"





Heft 373  
Jahrgang  
1908

August Rodin: Der Kuß.  
Text von Herman Bang.





„Das ist mir einerlei!“ rief sie in heller Wut. „Ich muß zu ihm hin. Hast du mich verstanden?“

Therese senfte schwer auf.

„In Gottes Namen denn,“ sagte sie eingeschüchtert. „Morgen wollen wir uns auf den Weg machen.“

In dieser Nacht tat Elisabeth kein Auge zu.

Lieber Gott — betete sie — gib, daß die Therese recht hat, und daß er wieder gesund wird. Denn wenn er fortgelaufen ist, ist alles zu Ende. Lieber Gott, hilf mir! — Und ich will meine ganze Sparbüchse dem nächsten Bettler in den Schoß schütten. Und nie mehr soll ein böses Wort gegen die Therese aus meinem Munde kommen. — Lieber, lieber Gott — erbarme dich! — Lieber, lieber Gott — du hast mir meine Mama genommen! — Tu mir das nicht an!“

Endlich schlief sie ein. Aber im Traum atmete sie unruhig und schwer.

Am andern Morgen klopfte die Therese an Herrn von Sydows Arbeitszimmer.

Sie müßte in die nahe Stadt — sagte sie — weil es in Küche und Keller am Nötigen fehlte. Sie bat sich die Erlaubnis aus, das Kind mitzunehmen, da es auch für die Baronesse Verschiedentliches einzukaufen gäbe.

Der alte Baron nickte stumm. Und die Therese schlich aufatmend davon.

„So,“ sagte sie, „nun können wir losziehen.“

Elisabeth zupfte sie am Rock.

„Hast du nichts zum Mitnehmen?“ fragte sie leise.

Die Alte verstand sie nicht recht.

„Was meinst du denn, Kind?“

„Du sollst etwas Gutes für ihn in die Tasche tun,“ befahl sie kurz.

Und die Therese ging in die Speisekammer und holte zwei große Gläser mit Früchten heraus.

„Bist du's so zufrieden?“

„Ja,“ entgegnete sie.

Der Weg erschien dem Kinde endlos.

Es zählte schier verzweifelt die weißen Meilensteine. Und stellte die Therese eine Frage, hörte es nur mit halbem Ohre zu und gab zerstreute Antworten. Ihr Herz klopfte in banger Erwartung.

Hatten die Karten recht, so war alles gut. Und die kleine Sparbüchse, die sie in der Tasche verborgen hatte, wurde noch heute geleert.

Aber — wenn die Karten logen — was dann?!

Sie fürchtete sich, weiter zu denken. Ihr Gesicht sah so vergrämt aus, daß die Theresese im stillen meinte, die Steine müßten mit ihrem armen Kinde Erbarmen haben.

Auf der Landstraße holte ein Bauernwagen sie ein.

„Holla,“ schrie Theresese und winkte dem Fuhrmann.

Der machte „Drr“ und hielt die Pferde an.

„Geht's in die Stadt?“

Der Kutscher nickte.

„Wollen Sie nicht das kleine Fräulein und mich ein Stück Weges mitnehmen? — Für einen Schnaps will ich schon Sorge tragen.“

„Immer herauf,“ sagte der Kutscher.

Die Theresese half dem Kinde, und beide setzten sich auf ein Brett des Wagens dicht hinter dem Fuhrmann.

Jetzt ging's im Trab. Kein Wort wurde gewechselt. Aber als die Stadt erreicht war, sprang Elisabeth mit einem Satz vom Wagen und war nicht mehr zu halten, so daß die Alte kaum noch Zeit hatte, das Fünfgroschenstück für den Kutscher herauszunehmen.

Nun standen sie vor dem Hause des Glöckschusters, das man bald erfragt hatte.

Die alten Leute rissen bei dem seltsamen Besuche die Augen weit auf. Niemals hatte ihnen Alexander von seiner Freundin erzählt. Und das kleine Fräulein in dem weißen, duftigen Sommerkleid mit dem großen, roten Mohnhut machte Eindruck auf sie.

„Die ist aus einem vornehmen Stall,“ raunte der Schuster seiner Frau zu. Wo hat der Junge sie nur aufgegabelt — dachte er.

Aber als das Kind angstvoll seine Frage wiederholte: „Wohnt hier Alexander?“ nickte er bedächtig.

„Und ist er krank?“

„Freilich,“ erwiderte der Meister, „sehr krank!“ Und die Frau ergänzte: „Rippenfellentzündung hat er.“

„Rippenfellentzündung?!“ Das Kind schrie das Wort aus gequältem Herzen. „Theresese! Was ist das? Sag mir's! Muß man daran sterben, Theresese?“

Auf dem Gesicht der Alten lag ein siegesbewusstes Lächeln.

„Habe ich nun recht gehabt?“ erwiderte sie triumphierend.

Und mit breiter Gelassenheit setzte sie hinzu: „Therese's Karten lügen nicht.“

Aber der Blick, der aus Elisabeth's Augen schoß, brachte sie zum Schweigen.

„Muß man daran sterben?“ wiederholte Elisabeth — und ihre Stimme bebte vor Zorn und Angst.

Sie kümmerte sich nicht mehr um die Alten, die verdutzt aufhorchten.

„Sieh mich nicht so an, Kind!“ murmelte sie erschreckt. „Gott wird helfen. Gott wird sicher helfen!“

„Sie sind der Großvater?“ sagte Elisabeth, indem sie die Frau völlig ignorierte.

Flüschuster Feustel nickte.

„Ich will auf der Stelle zu ihm.“

„Ich weiß nicht, ob das angeht. Der Doktor —“

„Ich bitte Sie, zeigen Sie mir den Weg,“ unterbrach ihn das Kind.

„Der Doktor erlaubt es bestimmt,“ fügte sie in flehendem Ton hinzu.

„In Gottes Namen denn.“

Der Meister ging voran.

Elisabeth drängte Therese zurück. „Bleibe du draußen,“ sagte sie gebieterisch.

Nun stand sie vor Alexander's Kammer, und das Herz drohte ihr zu zerspringen.

Eine Stimme in ihr sagte: Beiß die Zähne zusammen und weine nicht! Sie ballte die kleinen Hände, daß die Nägel ihr in das Fleisch schnitten, und trat ein.

Da lag er — ein Bild des Jammers — in seiner armseligen Stube.

Zuerst mochte er denken, er träume; denn er blickte sie eine Sekunde mit entgeisterten Augen an. Als sie jedoch mit ihrem melodischen Stimmchen und einem unsagbaren Lächeln zu ihm sprach: „Da bin ich, Alexander!“ stürzten ihm die Tränen aus den Augen.

„Nicht weinen, Alexander. — Nicht weinen, lieber Alexander!“ flüsterte sie, während sie selbst vor Schmerz und Gram verging.

Der Schuster hatte sich entfernt.

Sie setzte sich an sein Lager.

„Ich bleibe jetzt bei dir — und jeden Tag komme ich wieder,“ sagte sie leise. „Aber du mußt ganz ruhig daliegen, Alexander — darfst dich nicht rühren und regen; sonst wird der Doktor böse.“

„Gib mir deine Hand,“ sagte er weich.

Und sie ließ sie ihm — überglücklich.

Er streichelte sie leise. Und sie meinte, daß er niemals so lieb und gut mit ihr gewesen sei, wie in dieser Stunde.

„Daß du zu mir kommen würdest, hatte ich nicht gedacht,“ brachte er mit matter Stimme hervor. „Wie hast du nur den weiten Weg gemacht?“

„Die Therese hat mich hergebracht,“ erzählte sie eifrig. „Aber ich hätte auch ohne sie gefunden — du kannst es mir glauben.“

Und mit einer Stimme, aus der ihre tiefe Liebe wie eine Himmelsmelodie an seine Ohren klang, setzte sie hinzu: „Am Ende der Welt hätte ich dich gefunden, mein Alexander.“

Die Großmutter steckte den Kopf in die Tür.

Er wehrte heftig ab.

„Laß sie noch ein wenig bei mir bleiben.“

Die Großmutter verschwand.

„Und nun leg deine Hand auf meine Stirn. Deine kühle Hand tut mir gut, Elisabeth.“

Wer war so voller Seligkeit wie sie.

Er spürte kaum ihre Hand — so lind berührte sie ihn.

„Du wirst gesund werden, Alexander,“ sagte sie, „ich weiß es. Gott wird dich heilen.“

Und dabei sah sie in sein elendes Gesicht und spürte einen stechenden Schmerz. Und plötzlich erhob sie sich. Sie hatte das Gefühl, sie würde sich nicht länger beherrschen können.

„Morgen bin ich wieder bei dir,“ flüsterte sie. „Und nun schlaf, mein Alexander, schlaf dich gesund.“

Draußen wollte die Alte sie mit Fragen bestürmen.

Sie schnitt ihr das Wort ab.

„Liebste, nicht reden,“ sagte sie ängstlich und blickte sie in zärtlicher Dankbarkeit an.

Sie schritt an der Seite der Therese, die nun ihre Einkäufe besorgte. Aber sie sah weder Häuser noch Menschen. Nur einen armen Jungen sah sie, der siech und elend in einer dunklen Kammer lag — von bösen Menschen umgeben.

„Kannst du denn den langen Weg gehen, mein Herzenskind?“

Sie dachte an Alexander, der Tag für Tag den weiten Weg zurück-

gelegt hatte, um sie zu sehen. Und die Rührung stieg ihr bis zur Kehle heraus.

„Ich bin ganz stark, Therese, und will laufen,“ erwiderte sie fast unhörbar. „Komm, gib mir einen Kuß und hab’ mich lieb.“

So schritten sie denn rüstig fürbaß.

Ein blauer, strahlender Sommerhimmel über ihnen — und im Herzen eine tiefe Dankbarkeit.

„Therese, was ist Rippenfellentzündung?“ unterbrach sie mit einem Male in erneuter Angst das Schweigen.

„Ach, Kind, das ist ein Wort wie viele Worte. Wer sterben soll, der stirbt — wer leben soll, der lebt.“

„Laß ihn leben!“ flüsterte die Kleine.

„Amen!“ ergänzte Therese.

Am Wege saß eine alte Frau mit weißen Haarsträhnen und atmete die warme Sommerluft und genoß mit tiefem Behagen die Stille dieses schönen Tages. Neben ihr stand eine hohe Kiepe — bis an den Rand gefüllt.

Als die beiden vorbeikamen, blickte sie aus ihrer Versunkenheit auf.

„Gott segne das kleine Fräulein,“ sagte sie und schaute Elisabeth aus hellen blauen Augen, die trotz ihres hohen Alters fröhlich schienen, gütig an.

Sie setzten sich neben sie, um kurze Rast zu machen.

Die Kleine reichte der Alten freimütig die Hand und sagte: „Habt schönen Dank.“

Und nun blickten die drei Menschen in den Frieden Gottes und waren eine Weile still.

„Was habt Ihr da in dem Korb?“ fragte die Therese.

„Irdene Töpfe und Schüsseln und Teller und Krüge — bestimmt für fahrendes Volk.“

„Und das alles müßt Ihr schleppen?“ fragte Elisabeth voll Mitleid.

„Stunden- und tagelang, mein liebes Kind. Und die alten Knochen taugen noch, sind rüstig und gesund. Oft vergeht eine ganze Woche,“ erklärte sie, „bis ich von der Wanderung mit leerem Korb heimkehre und neue Ware einkaufe.“

„Schwer habt Ihr’s, Mütterchen, das muß ich sagen,“ meinte die Therese.

Die Alte stieß ein herzhaftes Lachen aus.

„O jemine, wie könnt Ihr nur so reden. Ich bin’s zufrieden, solange

Gott solche Tage werden läßt. Wer so lange lebt wie ich, trägt nicht nur zerbrechliches Geschirr auf seinem Buckel! Der weiß, was solch ein Sommertag wert ist."

Und wieder atmete sie mit vollen Zügen die warme Luft — als ob sie einen Becher zum Munde führte — und ließ ihr Auge über die fatten, grünen Wiesen schweifen.

Sie griff zu ihrem derben Stock.

"Nun muß das Schwärmen ein Ende haben," meinte sie. Und ihr runzliges Gesicht leuchtete auf, als sie noch einmal, gleichsam prüfend, Elisabeths liebliche Züge betrachtete.

"Helf' Sie mir ein wenig, damit ich meine Last auf den Rücken bekomme," sagte sie zu Therese.

"Sieh einmal, was da liegt!" rief Elisabeth und wies mit dem Finger ein paar Schritte von sich. Während jene sich bückte, tat sie, ohne daß eine von den beiden Frauen es merkte, ihre Sparsbüchse in den Korb.

Die Therese hob einen Scherben Glas auf, der in der Sonne gefunktelt hatte.

"Kazengold ist es," sagte die alte Frau. "Das liegt am Wege und narret und foppt allerenden die Menschen. Nimm dich vor dem Kazengold in acht, mein süßes, kleines Fräulein!"

Und halb segnend legte sie ihre abgearbeiteten Hände auf den Scheitel Elisabeths.

"Und nun gehabt euch wohl! Wenn das Glück mir gut ist, treff' ich euch noch einmal auf meiner Straße."

Künftig und kräftig schritt sie vorwärts und war bald den Blicken der beiden entchwunden.

Nachdenklich sagte Elisabeth: "Alexander mag die alten Frauen nicht leiden. Aber diese war ganz gewiß eine, die auch er liebhaben würde. Meinst du nicht?"

"Wirst schon recht haben, mein Herzenskind."

\* \* \*

"Papa," sagte sie — und ihre Stimme zuckte bei den ersten Worten — "Alexander ist krank. Wir waren gestern bei ihm. Krank," sagte sie leise, "daß man nicht weiß, ob er gesund wird. Sie nennen es Rippenfellentzündung. Papa, ich habe versprochen, ihn täglich zu besuchen."

Der Baron sah erstaunt von den Büchern auf.

Er hatte einen langen weißen Schal mehrere Male um den dünnen Hals geschlungen.

„So, so,“ sagte er müde und blickte ein wenig ungeduldig in das Gesicht der Kleinen. Seine Gedanken waren weit fort, und ihre Gegenwart schien ihn zu bedrücken.

Er ließ seine Hand über die schräg abfallende Stirn und das dünne, weiße Haupthaar gleiten.

„Ich will es überlegen,“ erwiderte er. „Und nun geh und laß mich arbeiten.“

In der Tür blieb sie stehen.

Der Baron studierte bereits wieder in seinem Buche und schien von ihr keine Notiz mehr zu nehmen.

Sie kämpfte einen Augenblick. Dann sagte sie entschlossen: „Papa!“

Der Baron sah erstaunt auf.

„Du bist immer noch hier?“ fragte er. Und ein nervöses Zucken ging über seine Züge.

„Papa, er stirbt, wenn du nicht erlaubst —“

„Hat das der Doktor gesagt?“ unterbrach er sie und lächelte matt.

„Der Doktor? Nein. Aber ich weiß es, Papa!“

„Nun gut, wenn ein Leben auf dem Spiele steht, sollst du deinen Willen haben.“

Und in einer plötzlichen Anwandlung von Nachgiebigkeit und Güte drückte er auf den Knopf des Schreibtisches.

Die Therese erschien in der Tür.

„Der Wilhelm soll die Kalesche aus dem Schuppen ziehen und instand setzen,“ sagte er. „Und dann mögen Sie in Gottes Namen täglich auf eine Stunde mit dem Kinde den kranken Jungen besuchen. Erkundigen Sie sich bei den Leuten, ob —“

Er machte mit der Hand eine Bewegung, und das Gespräch war beendet.

Die beiden waren im Nu aus der Tür.

„Therese, Papa ist auf einmal so gut.“

„Gewiß ist er gut. Er kann es nur nicht zeigen — — er kann es nicht zeigen,“ wiederholte sie langsam.

„Ja, ja — so ist es,“ bestätigte sie. „Und Alexander geht es gerade so. Du, Therese, ich habe mich nicht einmal bedankt.“

„Laß gut sein. Der Papa hat das nicht gern.“

„Therese, weißt du, was ich manchmal geträumt habe?“

„Nein, Kind.“

„Ich habe geträumt, daß er gar nicht mein richtiger Papa ist.“

„Pst, wer wird so dummes Zeug schwätzen! Wenn das nun jemand gehört hätte!“

„Schimpf nicht, Therese! Niemand hat es gehört!“

Der alte Wilhelm riß die Ohren auf. „Die Kalesche soll wieder herhalten! Find' ich aber schnurrig. Da werden wir tüchtig schmieren müssen. Mit der hab' ich deinen Vater und deine Mutter zur Trauung in die Kirche gefahren . . . Baroneßchen, das ist nun bald an die fünfzehn Jahre her. O Zemie — wie die Zeit vergeht.“

„Erzähl' Er keine Romane,“ sagte Therese kurz, „und schmier' Er die Räder.“

„Nu, nu, immer hübsch sachte, Mamsell — — das Baroneßchen weiß schon, wie ich es meine.“

„Laß ihn doch!“ bat das Kind.

„Wie sah denn die Mama da aus?“ fragte sie.

„Ach, Baroneßchen,“ antwortete er, „sie sah wie der Frühling aus. Freilich — geredet hat sie kein Wort — und ernst dreingeblickt hat sie auch. Na, die Fahrt ist ja nicht lang gewesen, und ich habe auf die Gänle geachtet und kann dir weiter keinen Bescheid geben.“

„Aber ein weißes Kleid hat sie angehabt — nicht, Wilhelm?“

„Ein schneeweißes, Baroneßchen. Und ihr Gesicht und das Kleid hatten e i n e Couleur — darauf kann ich einen Eid leisten.“

„Bist du in der Kirche gewesen, Wilhelm?“

„Das versteht sich, Baroneßchen. Und der Brummbär da auch,“ sagte er und wies auf die Therese.

Die Alte zog das Kind fort.

„Wenn der ins Schwätzen kommt, ist kein Aufhören,“ murrte sie. Elisabeth folgte ihr widerwillig.

„Warum bist du so grob mit ihm?“

„Gewesene Dinge sind gewesen,“ gab die Alte zurück; „die soll man nicht von neuem aufwärmen, Kind. Kommt nie was Gescheit's dabei heraus. . . . Und wegen deines Alexander,“ fuhr sie unvermittelt fort, „brauchst du dir den Kopf nicht weiter zu zerbrechen. Der wird gesund wie ein Fisch im Wasser. In den Karten steht's.“

„Gott sei gelobt,“ murmelte Elisabeth und blickte dankerfüllt zu ihr empor.

✱

✱

✱



Nun kamen Tage, an denen Schmerz und Freude wie das Wetter wechselten.

Immer um dieselbe Stunde — pünktlich mit dem Glockenschlag — hielt die Kalesche vor der Schusterwerkstatt.

Und der Knabe lauschte sehnsüchtig auf das Rollen der Räder, die die Gespielin zu ihm brachten.

Niemals erschien sie mit leeren Händen. Aber immer stellte sie ihre Gaben heimlich beiseite, während sie nur die Blumen auf sein Bett legte.

Wie verstanden es ihre zarten Hände, den Feldstrauß zu winden. Und mit jeder Blume, die sie pflückte, kam es von ihren Lippen: „Lieber Gott, laß ihn gesunden! Sonst zerbreche ich!“ Machte der Doktor ein langes Gesicht und schüttelte er bedenklich den weißen Kopf, so fühlte sie, wie ihre jungen Glieder schwer wurden, und wie ihr Herz sich zusammenzog.

„Es ist eine böse Geschichte, von der man nie weiß, wie sie abläuft. Heute rot — morgen tot.“

Sah er dann in ihr verzerrtes Gesicht, so war es ihm leid um seine Aufrichtigkeit. Und sie tröstend, fügte er hinzu: „Kind, wir wollen nicht schwarzsehen. Der Junge hat zähe Knochen und wird es überstehen.“

Dann setzte sie sich mit leuchtenden Augen an sein Bett, nahm seine Hand, die sie nicht mehr locker ließ, und tröstete ihn mit ihrer süßen Stimme.

„Du wirst gesund, Alexander. Ganz gesund wirst du. Der Doktor hat es gesagt.“

Wenn er sie jedoch traurig anblickte, als glaubte er ihren Worten nicht, überkam sie helle Verzweiflung.

„Ich kann nicht gesund werden,“ flüsterte er mit trockener Stimme. „Ich habe mich an Gott versündigt.“

Und nun erzählte er ihr in abgebrochenen Sätzen die Geschichte von den beiden Schatten, die ihn an jenem Abend verfolgt hatten, und wie er Gott um sein Sterben gebeten. „Gott straft mich,“ schloß er mit weit geöffneten Augen und mit zuckenden Lippen.

Sie hatte mit verhaltenem Atem gelauscht. „So wird dich mein Gebet erlösen,“ antwortete sie glaubensstark und lächelte fromm.

Die Theresie meinte in gutmütigem Spotte: „Wenn die Gemeinde im ganzen Jahre so viel zusammen beten würde, wie du an einem Tage — dann brauchten die Leute weder Bliß noch Hagel zu fürchten. Gott müßte ja taube Ohren haben, wollte er dich nicht erhören.“

Ob solcher Reden konnte die Kleine in heiligen Zorn geraten. „Wenn du Gott lästerst,“ rief sie heftig, „rede ich kein Wort mehr mit dir.“

Sie ließ sich nicht beirren. Auf Weg und Steg — auf Schritt und Tritt machte sie mit dem lieben Gott Verträge.

— — — Lache nicht, alte Theresse, ob der zahllosen Gebete, die aus reinen Herzen gen Himmel sich richten.

Gott hört die Gebete der Kinder! — — —

Und nun sitzt die kleine Baronesse Elisabeth von Sybow mit Alexander im Sonnenschein. Und auf ihren holden Zügen liegt ein frommer Glanz, der den Knaben bis ins Innerste bewegt. Er beugt sich zu ihr hin, sieht sie groß und ernst an und sagt mit fester Stimme:

„Nun will ich ein Mensch werden, Elisabeth. Und alle bösen und finstern Gedanken werfe ich ins Wasser, da — wo es am tiefsten ist.“

Das Kind begreift ihn.

Große Tränen fallen langsam über seine Wangen.

„O, Alexander,“ ruft sie aus übervollem Herzen. „Gott hat mich erhört. Dies ist die schönste Stunde, seit ich dich kenne.“

Und ohne daß er es wehrte, küßte sie ihn mit kirschroten Lippen.

\*

\*

\*

Die regelmäßigen Spaziergänge wurden wieder aufgenommen. Nur daß Alexander jetzt öfter als früher im Schlosse Rast machte.

Immer näher kamen sich die Kinder. Immer mehr versenkten sie sich in ihr Inneres. Und eines hatte vor dem anderen eine tiefe Ehrfurcht. Sie schlossen ihre Herzen voreinander auf und fühlten, daß sie zusammengehörten. Niemand konnte sie trennen.

Der Baron saß in seinem Zimmer und arbeitete, las und las, um nur zuweilen eine kleine Unterbrechung sich zu gönnen, wenn er die goldgefaßte Brille von den Augen nahm und sie behutsam putzte. Für ihn war die Welt außerhalb dieser vier Wände abgestorben.

So dünkte es wenigstens die alte Theresse und das Kind.

Der Flickschuster dagegen knurrte und murrte. Er mußte jetzt, wo sich der Junge herumtrieb — mit wem er die Zeit totschlug.

Dem wollte er zum Tanze aufspielen, daß ihm Hören und Sehen verging. Er hatte lange genug geschwiegen und vergeblich gewartet, daß das Bürschlein von selber zur Vernunft käme. Der aber rührte sich nicht

und träumte in den Tag hinein. Nun gut — er wollte ihn aus seinem Dämmerdasein aufrütteln, ehe es zu spät war. Denn das — meinte er — war er der Verstorbenen schuldig.

Und als Alexander wieder einmal über Gebühr lange ausblieb, beschloß er, der Sache ein Ende zu machen — mochte es nun biegen oder brechen.

Mit harten Worten empfing er ihn. „Wer dem Herrgott seine Zeit stiehlt,“ begann er, „und sich an feiner Leute Kind heranscharwenzelt, ist ein Tagedieb und hat unter meinem Dache nichts zu suchen. Damit Er mich aber richtig versteht, Musje — entweder Er überlegt sich die Sache innerhalb dreier Tage, macht ein Ende mit dem Herumlungern und setzt sich hier auf den Schemel, um das Handwerk zu lernen — oder Er mag sehen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. Wer nicht arbeitet, mag zugrunde gehen. Und nun Punktum. Pack Er sich!“

Alexander richtete sich hoch auf.

„Ich habe nichts zu überlegen,“ antwortete er stolz.

„Ganz recht habt Ihr, wenn Ihr mir die Tür weist. Ich wäre ohnedies gegangen. Denn —“ fügte er hinzu, „hier hält mich nichts. Jeden Bissen habt Ihr mir hingeworfen — nicht wie einem Hunde, für den man doch noch ein gutes Wort und einen guten Blick übrig hat — nein, wie einem Ausfägigen . . . Und doch ist es nicht das,“ fuhr er fort, „wodurch Ihr meine Jugend vergiftet habt. Darüber wäre ich hinweggekommen. Aber was Ihr meiner Mutter angetan — das verzeihe ich Euch nicht, solange ich atmen kann.“

„Seid Ihr denn Menschen!“ schrie er plötzlich in dem Drange, alles, was er Jahr und Tag stumm heruntergewürgt, endlich los zu werden. „Zu Tode gemartert habt Ihr sie.“

Und — als hätte er keine Zeit zu verlieren — wie ein Gießbach sich überstürzend — entrang es sich ihm: „Erbärmlich kommt Ihr mir vor. Ohne einen Funken von Mitleid habt Ihr es mit ansehen können, wie sie von Tag zu Tag hinschwand!“ Er hielt einen Moment inne.

Die Schustersfrau war in die Tür getreten. Sie ging mit krebsrotem Gesicht auf ihren Mann los.

„Hast du die Sprache verloren?“ schrie sie. „Duldest, daß diese giftige Kröte sich hier breit macht?! Ein fauler Kummel, der keinen Finger rührt, uns das Brot wegfrisst und den lieben Gott einen guten Mann sein läßt! — Du duldest es?!“

Alexander lächelte stolz.

Eine unsagbare Verachtung lag auf seinen Zügen.

„Recht hast du — dreimal recht,“ sagte er, „ich will mein Gift ausspißen! Bin ich giftig geworden, so danke ich es Euch. — Und gibt es einen Gott, so wird er Euch beiden das Sterben sauer machen. — Und nun gehabt Euch wohl. Mich seht Ihr nicht wieder!“

Erhobenen Hauptes ging er zur Tür.

Es war eine Weile in der Werkstatt stille.

„So habe ich es nicht gemeint,“ sagte dann der Schuster kleinlaut und kraute sich hinter den Ohren. „Auf die Straße wollte ich ihn nicht setzen.“

„Was für ein Jämmerling bist du!“ erwiderte die Frau. „Wird auf seine alten Tage mürbe! — Mag er sich an Ecken und Kanten blutig stoßen! — Der kommt wieder. Da draußen werden sie ihm das große Maul klein machen! Verlaß dich drauf!“

Der Schuster senkte den grauen Kopf.

Ihm war nicht wohl zumute.

Alexander hatte sein Bündel geschnürt. So klein es war — es wog nicht leicht. Die harten Taler der Mutter — in den dicken Winterstrümpfen sorgsam aufgehoben — beschwerten es.

\*

\*

\*

## Zweites Kapitel:

Was aber nun? Wohin sich wenden? Und was würde Elisabeth dazu sagen, mit der er sich doch bereden mußte?!

Klopfenden Herzens trat er heute seinen Weg an und überlegte, wie er es ihr beibringen sollte.

Der Ernst seiner Lage war ihm nie so deutlich zum Bewußtsein gekommen. Was sollte aus ihm werden? Denn damit war doch die Frage seines Schicksals nicht beantwortet, daß er es hohnlächelnd abgelehnt hatte, zu Pech und Pfriemen zu greifen.

„Was ist denn das?“ fragte Elisabeth und sah ihn mißtrauisch an, als er in seinem neuen Aufzuge — das Ränzlel auf dem Rücken — vor ihr stand.

„Fort willst du —“

Sie riß die Augen weit auf: „Und mich allein lassen?“ fügte sie entsetzt hinzu. Alles Leben war von ihr gewichen.

Dieser Ausbruch des Schmerzes bewegte ihn.

„Nein, nein,“ murmelte er, „so ist es ja nicht gemeint. Aber nach Hause kann ich nicht mehr. Sie haben mir die Tür gewiesen und mit Schimpf und Schande mich davon gejagt.“

„Dann gehe ich mit,“ sagte sie kurz entschlossen. „Allein bleibe ich auf keinen Fall.“

„Und dein Papa?“ sagte er beklommen.

„Mein Papa?“

Sie lachte schmerzhaft auf.

„Mein Papa — der kümmert sich um mich nicht mehr, wie um eine Stednadel. Dem ist es einerlei, ob ich im Hause bin oder nicht.“

„Ob du da nicht irrst?“ brachte er nachdenklich und zweifelnd hervor.

„Ganz bestimmt nicht!“ beteuerte sie. „Er studiert ja den ganzen Tag und hat kaum einen Blick für mich übrig.“

„Und die Therese?“

Sie stutzte.

„Die Therese,“ erwiderte sie bange, „wird sich die Augen aus dem Kopfe weinen. Ganz gewiß wird sie das. Aber ich kann ihr nicht helfen,“ fügte sie hart hinzu. „Ich bleibe nicht, wenn du gehst.“

„Es ist aber nicht so leicht, wie du denkst,“ erwiderte er. „Du wohnst in einem Schloß, schläfst in einem weißen Bett und ißt aus silbernen Schüsseln. Und statt dessen —“

„Ich mache mir nicht viel daraus,“ unterbrach sie ihn und knipste Zeigefinger und Daumen zusammen.

„Und wovon sollen wir leben?“

Einen Augenblick schwieg sie.

Dann antwortete sie verwegen: „Wir können polnisch betteln gehen. Ich singe Lieder . . . du — ich kann nämlich sehr gut singen — und du hebst die Almosen auf.“

„Na, das ist ja eine hübsche Rolle, die du für mich ausgedacht.“

„Man muß es sich nicht so schlimm vorstellen,“ sagte sie ernsthaft. „Es gibt überall gute Leute.“

Ihre Sicherheit und Ruhe verblüffte ihn.

„So arg ist es ja auch nicht,“ meinte er zögernd und schnürte sich das Känzle ab. „Ein ganz armer Schlucker, wie du vielleicht denkst, bin ich denn doch nicht.“

Er holte die wollenen Strümpfe hervor und legte sie stumm in ihre zarten Hände.

„Was ist denn das?“ fragte sie ängstlich und beklommen.

„Das sind lauter harte Taler,“ entgegnete er langsam und feierlich.

„Um Gottes willen, Alexander, du hast doch nicht —“

Er verstand sie, bevor sie noch zu Ende sprach.

„Das kannst du von mir denken!“ sagte er vorwurfsvoll. „Nein, o nein!“

„Aber wie kommst du zu dem vielen Gelde?“

„Diese Taler hat meine arme Mutter für mich zusammengespart, hat gehungert und gedarbt, um für mich einen Notgroschen auf die Seite zu legen.“

„Dann sind wir ja reich,“ sagte sie und blickte ihn mit großem Respekte an.

Aber plötzlich wurde sie ernst.

„Deine Mutter hat an dich gedacht,“ brachte sie mit leiser Stimme hervor. „Und die meinige ist davongelaufen. Und wenn die Theresese sich nicht um mich gekümmert, hätte ich sterben und verderben können. . . Können wir die Theresese nicht mitnehmen?“

„Nein,“ antwortete er entschieden. „Das geht auf keinen Fall.“

„Du hast recht. Zunächst würde sie alles dem Papa verraten.“ Sie überlegte eine Weile still für sich.

„Ich müßte doch noch einmal nach Hause und meine Sachen packen.“ Er nickte.

„Ob ich meinen Schirm mitnehme?“

Er entschied, daß es nichts schaden könnte.

„Nein, ich lasse ihn zu Hause. Sonst merkt es die Theresese sofort.“

„Weißt du, was für einen Plan ich habe?“

„Sag' es mir rasch,“ bat sie.

„Wir gehen bis Magdeburg. Das kann nach der Landkarte nicht weit sein. Dann auf die Eisenbahn — bis nach Hamburg — und von da fahren wir nach Amerika.“

Im ersten Augenblicke erschrak sie doch ein wenig.

„Amerika ist ein bißchen weit.“

„Du hast wohl Angst?“ fragte er.

Sie warf beleidigt den Kopf zurück.

„Wie kannst du nur so etwas von mir denken! — Gewiß, ich finde es sehr schön, fahren wir nach Amerika. Da kann uns wenigstens so leicht niemand finden.“

So war es zwischen den Kindern eine beschlossene Sache, auszu-



11 373  
1 9 0 8

„Was ist denn das?“ fragte sie ängstlich und beklommen.

„Das sind lauter harte Taler“ entgegnete er langsam und feierlich.

„Um Gottes willen, Alexander, du sollst doch nicht —“

Er verstand sie, bevor sie noch zu Ende kam.

„Das kannst du von mir nicht erwarten.“ sagte er vorwurfsvoll. „Nein, nein!“

„Aber wie kommst du zu dem Geld?“

„Diese Taler hat meine arme Mutter, die sich zusammengespart, hat gehungert und gedarbt, um für mich einen Platz auf die Seite zu legen.“

„Dann sind wir ja reich,“ jagte sie aufgeregt mit großen Respekten an.

Aber plötzlich wurde sie ernst.

„Deine Mutter hat an dich gedacht,“ brach es in ihrer Stimme hervor. „Und die meinige ist davongelaufen.“ Sie schaute Theresen an. „Therese, wenn sie sich nicht um mich gekümmert, hätte ich sterben können. . . Können wir die Theresen nicht mitnehmen?“

„Nein,“ antwortete er entschieden. „Das ist ein sehr fernes Ziel.“

„Du hast recht. Zunächst würde ich alles dem Papa verraten.“

Sie überlegte eine Weile still für sich.

„Ich mußte doch noch einmal nach Hause und meine Sachen packen.“

Er nickte.

„Ob ich meiner Eltern etwas sagen soll?“

Er entschied, daß es besser wäre, nicht zu sagen.

„Nein, ich lasse ihnen das. Denk merkt es die Theresen sofort.“

„Weißt du, was ich dir noch sagen möchte?“

„Sag' es mir ruhig.“

„Wir gehen nach Amerika. Das kann nach der Landkarte nicht weit sein. Dann fahren wir nach New York — die nach Hamburg — und von da fahren wir nach Amerika.“

Im ersten Augenblick erschauerte sie doch ein wenig.

„Amerika ist ein riesen weit.“

„Bist du wohl Angst?“ fragte er.

„Ich habe keine Angst.“

„Du kannst du nur so etwas von mir denken! — Gewiß, ich fürchte es nicht. Wir fahren wir nach Amerika. Da kann uns wenigstens nicht etwas passieren.“

„Es war es zwischen den Kindern eine beschlossene Sache, auszu-“



MUSEUM  
Heft 373  
Jahrgang  
1908



Giovanni Stanetti  
Kreuz - Abnahme



wandern. Und zwar sollte das Unternehmen auf der Stelle und mit gründlichem Ernst ins Werk gesetzt werden.

Elisabeth eilte nach Hause, um ihre sieben Sachen zu packen. Es wurde verabredet, sich in zwei Stunden an der gleichen Stelle zu treffen.

„Ich lege mein Känzlel inzwischen hier in den Wald — da findet es niemand — und kaufe ein großes Tuch. Ein Tuch — glaube ich — braucht man nötiger, als einen Schirm.“

Das fand sie völlig in der Ordnung.

„Nimm es nur nicht zu klein,“ sagte sie mit wichtiger Miene, „damit wir beide darin Platz haben.“

So trennten sie sich in fieberhafter Erregung.

Alexander kaufte in der Zwischenzeit für zwei harte Taler einen gewaltigen Plaid, den er auf seine Größe hin genau untersuchte, bevor er sich für den Handel entschied.

Als er zurückkam, wartete sie bereits auf ihn.

„Niemand ahnt etwas,“ sagte sie. „Zuerst wollte ich der Theresse einen Brief schreiben und sie um Verzeihung bitten. Ich habe es mir jedoch überlegt. Ihr nutzt mein Brief nichts — und uns könnte er verraten.“

Ihre Willensstärke flößte ihm Bewunderung ein. Sie war ja viel mutiger als er selbst. Denn wie viel Zeit hatte er gebraucht, ehe sein Entschluß in ihm gereift war!

Zuversichtlich begannen sie ihre Wanderung.

F o r t s e t z u n g   i m   M a i h e f t.

## Eichendorffs Briefwechsel mit Schön. Mitgeteilt von Karl Theodor von Schön.

S c h l u ß.

### 22. Von Eichendorff.

Erw: Excellenz

danke ich herzlichst für das mir gegebene Lebenszeichen, das mich um so mehr erfreut hat, da dabei, trotz allem herben Schmerz und Gram, den ich wahrlich treu und redlich in tiefster Seele mit empfunden habe, wenigstens geistig noch nichts von dem zu spüren ist, was man gewöhnlich das Alter nennt. So wahr ist es, daß der Geist der Herr, und der Körper nur der Knecht ist. Ja, wenn die Zeit nur e i n e n großen Gedanken gäbe, an den man sich halten könnte, und wie ihn der sterbende Herder sich wünschte! Aber da ist nichts, als gemeine Konfusion, die nicht einmal zu redlichem Kampfe Lust und Kraft hat, sondern wo eine Meinung der andern bloß listig und hinterrücks ein Bein unterzustellen sucht. Doch Erw: Excellenz haben ganz Recht, der alte Gott scheint jetzt mit Gegenständen zu operiren, um durch den endlichen Zusammenstoß das junge Morgenroth zu entzünden. Ob wir es aber noch erleben, und ob das Morgenroth nicht blutroth wird, ist sehr die Frage. Die Weltgeschichte datirt bekanntlich nur nach Jahrhunderten. Da bleibt denn freilich nichts übrig, als sich an den einzeln hervorragenden Geistern möglichst zu erheben, und es freut mich, daß Erw: Excellenz einen solchen in dem Engländer Grote<sup>1)</sup> gefunden haben; auf dessen nähere Bekanntschaft mich Erw: Excellenz Beschreibung sehr begierig gemacht hat.

ich soll Erw: Excellenz m e i n Bild geben. Dasselbe ist im Grunde noch immer das alte, nur freilich von dem fatalen Flügelschlag der Jahre etwas verwischt und abgenutzt. Im Ganzen jedoch hat sich, wie ich dankbar anerkennen muß, an mir das Sprichwort bewährt: Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter vollauf. ich habe Muße genug, zu meinen Lieblings- und, wie ich mir einbilde, eigentlichen V e r u f s-

---

<sup>1)</sup> George Grote's History of Greece. London 1846—50.

## Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

beschäftigungen, bin eigentlich gesünder, als in meinen mittleren Jahren, und lebe in willkommener Zurückgezogenheit im Kreise meiner Familie, und zwar gegenwärtig und bis etwa Mitte September, im Grünen im Thiergarten. Von meiner Uebersetzung der geistlichen Schauspiele von Calderon ist inzwischen auch der zweite Band fertig geworden, und wird so eben bei Cotta gedruckt. Vielleicht mache ich mich nun auch wieder einmal an eine selbstständige kleinere poetische Arbeit, um zu versuchen, ob ich auf dem Pegasus noch einigermaßen sattelfest bin. Und so vergeht denn die Zeit, bis sie, will's Gott, besser wird.

Was mir aber sehr, sehr schmerzlich war, ist die niederschlagende Nachricht, daß Er: Excellenz Hierherkunft abermals zweifelhaft geworden. Leider muß ich freilich selbst anerkennen, daß unter solchen Umständen eine Reise in so später Jahreszeit mit gutem Freundes-Gewissen nicht anzurathen ist, und jedenfalls mehr Strapazen als Genuß verspricht. Und so will ich denn meinen Egoismus bei der Sache redlich zu bekämpfen suchen und mich einstweilen mit dem leidigen Gemeinplatz trösten, daß aufgeschoben nicht aufgehoben ist.

Alle die meinigen empfehlen sich gehorsamst, ich aber verbleibe mit dem herzlichsten Wunsche, daß Gott Er: Excellenz noch recht lange frisch und kräftig erhalten möge, in alter Treue und Ergebenheit

Euer Excellenz

ganz gehorsamster

E i c h e n d o r f f.

Berlin, den 15 t August 1852.

### 23. Von Eichendorff.

Er: Excellenz

gütiges Schreiben vom 9 t dM: hat mich wieder recht in der alten Ueberzeugung bekräftigt, daß Ihre geistige Kraft weder durch Zeit noch Umstände gebrochen, oder auch nur gebeugt werden kann. Gott erhalte Er: Excellenz fernerhin so stark und wohlgemuth! Von mir kann ich dagegen nur wenig berichten. Ich habe diesen Sommer in einer sogenannten Sommerwohnung im Thiergarten ziemlich langweilig und sehr theuer verlebt, immer von Monath zu Monath noch in der leisen Hoffnung, Er: Excellenz hier zu sehen. Seit Mitte September haben wir wieder unser Winterlager im Cadettenhause bezogen. Auch ich lebe hier, mitten im Getümmel, sehr einsam, da ein gewöhnlicher Plauder-Umgang mich mehr

## Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

langweilt als erfrischt, und ein gewählterer Kreis hier bei den großen Entfernungen und der allgemeinen Zerstreuung schwer zu bilden ist, zumal wenn man kein sogenanntes eigenes Haus macht. Von den alten Freunden u. Bekannten frequentire ich eigentlich nur noch Savigny's.<sup>1)</sup> Sie hat durch das Alter wenig an ihrer interessanten Lebhaftigkeit verloren. Von meiner Uebersetzung des Calderon wird wahrscheinlich zu Weihnachten der zweite Band erscheinen. Ob und was etwa das nächste Jahr bringen wird, ist zur Zeit noch ungewiß, und alles erst im Werden. Das ist Alles, was ich von mir zu sagen wüßte, möchte das Wenige wenigstens dazu dienen, mein Bild bei Ew: Excellenz wieder aufzufrischen.

Daß mit Droyßen nichts werden kann, ist, der Sache wegen, recht unangenehm. Aehnliches, wie Ew: Excellenz erwähnen, ist auch schon anderwärts bemerkt worden. In irgend einer Recension seines York las ich Z: B: eine scharfe Rüge, daß Droyßen dabei die Urtheile von Zeitgenossen, u. namentlich von Ew: Excellenz, über York nicht mehr beachtet habe. Unter den obwaltenden Umständen kann ich es allerdings nur billigen, daß Ew: Excellenz von Droyßen abstrahiren, wenngleich noch immer die Frage wäre, ob er in casu, wo schon die Thatfachen für sich sprechen u. die ganze Persönlichkeit an sich ideal ist, nicht dennoch seine Schuldigkeit thun würde, da er sich wenigstens für seinen Gegenstand aufrichtig zu erwärmen versteht? Sollte aber eventl: nicht vielleicht Rosenkranz<sup>2)</sup> in Anschlag kommen können? —

Daß Ew: Excellenz vor den Königsberger Heterereien ein Ekel überkomme, finde ich sehr begreiflich. Es ist indeß — freilich ein leidiger Trost! — wohl jetzt nirgend besser. In ganz Europa ist auf den unmäßigen Rausch ein erbärmlicher Rauschjammer gefolgt.

Sehr erfreut hat mich Ew: Excellenz Aeußerung über unseren König. Auch ich glaube u. vertraue auf seine ursprüngliche edle Natur, die mit Gottes Hülfe doch immer wieder durchbrechen wird.

Am meisten aber freut es mich, daß Ew: Excellenz von einer Reise nach Berlin im nächsten Frühjahr „träumen“. Möge der Traum doch ja in Erfüllung gehen!

---

<sup>1)</sup> Friedrich Carl von Savigny, der Romanist und gewesene Justizminister, und dessen Frau, eine Schwester von Clemens Brentano.

<sup>2)</sup> Karl Rosenkranz, Professor der Philosophie in Königsberg, Herausgeber von Kants Werken.

## Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

Und mit diesem herzlichsten Wunsche schließe ich für heut. Alle die meinigen empfehlen sich ganz ergebenst, ich aber verbleibe mit innigster Verehrung

Eu: Excellenz

gehorsamster  
E i c h e n d o r f f.

Berlin, d: 16 t November 1852.  
im Cadettenhause.

### 24. Von Eichendorff.

Eu: Excellenz

werden sich gewiß mit Recht verwundern, daß ich so lange geschwiegen habe. Allein: Gewalt geht vor Recht. ich war leider gerade um die Weihnachtszeit bettlägrig, und bin eben jetzt erst wieder so weit, um in gewohnter Weise Wanderstab und Feder ergreifen zu können. Vor allem anderen daher nun meinen gehorsamsten und herzlichsten Dank für die schöne Weihnachtsgabe, die bei Alt und Jung große Freude gemacht hat, und uns als ein Zeichen, daß Eu: Excellenz unser noch so liebevoll gedenken, doppelt werth und theuer war.

Was nun die Geschichte Griechenlands von Groote betrifft, so habe ich soeben nach Anleitung von Eu: Excellenz Briefe darüber mit Meinecke<sup>1)</sup> ausführlich gesprochen. Er versicherte, daß er, nebst allen einschichtigen hiesigen Philologen, die große Meinung von Groote vollkommen theile, und sein Werk das auf sehr gründlichen Quellen-Studien beruhe, für eine der wichtigsten Erscheinungen der Literatur halte, wenn er auch in einigen Einzelheiten, über die er sich jedoch nicht näher ausließ, nicht ganz übereinstimmen könne. Dabei ersuchte er mich, zu schreiben, daß die Danziger Vergangenheit zu seinen theuersten Erinnerungen gehöre, und daß er (ipsissima verba) Eu: Excellenz fortwährend treu und warm im Herzen bewahre.

Daß Kniewel, der mich so eben auf der Durchreise hier begrüßt hat, seine Frau verloren, werden Eu: Excellenz wohl schon wissen. Sie erkrankte auf einer Badereise in Salzbrunn und mußte in dem Krankenhause Bethanien in Breslau zurückbleiben, wo sie vor Kurzem gestorben ist.

Von mir erscheint nächstens der zweite Band von Calderon, und ein

---

<sup>1)</sup> August Meinecke, Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums.

## Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

Cyclus von Romanzen: „Julian“ betitelt, die zusammen ein wingiges Miniatur-Bändchen ausmachen werden. Leider ist bis jetzt von beiden der Druck noch nicht vollendet. In dem Gedicht ist der bekannte Kaiser Julianus Apostata gemeint.

Die meinigen, die Gottlob wohlaufl sind, empfehlen sich gehorsamst. Mit dem herzlichsten Wunsche, daß der Himmel Ew: Excellenz in diesem und recht vielen nachfolgenden Jahren fernerhin so frisch u. kräftig Ihren interessanten Studien erhalten möge, in alter Treue und Ergebenheit

Ew: Excellenz

gehorsamster  
E i c h e n d o r f f.

Berlin, d: 20 t Januar 1853.

Im Cadettenhause.

### 25. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

sind mir durch das mich hocherfreuende Schreiben v: 21 t dM: zu-  
vorgekommen, als ich eben im Begriff stand, pflichtschuldigt zu melden,  
daß ich erst vor Kurzem mit den Meinigen aus Sedlnitz zurückgekehrt bin,  
wo wir den ganzen Sommer u. Herbst verlebt haben. Auch mir will,  
nach der langen glücklichen Abgeschiedenheit, die hiesige Atmosphäre noch  
gar nicht wieder behagen, die bei allem Pestilenzialischen noch obendrein  
die hoffärtige Prätension hat, für die allersublimste u. wahre Lebensluft  
gelten zu wollen. ich begreife daher sehr wohl, daß Ew: Excellenz nicht  
darin leben mögen, was mir freilich persönlich s e h r leid thut, da ich eine  
recht innige Sehnsucht habe, Ew: Excellenz endlich einmal wiederzusehen  
u. mich mit Ihnen auszusprechen, was bei dem besten Willen im Briefe  
doch nur mangelhaft u. unbefriedigend ausfällt.

Was nun die künftige Biographie — die Gott noch lange hinaus-  
schieben wolle — anbetrifft, so kann ich gar nicht sagen, wie in tiefster  
Seele mich das offene und ehrende Vertrauen zugleich rührt und erfreut,  
womit Ew: Excellenz das Werk gewissermaßen in meine schwache Hand  
legen, der es aber wenigstens nicht an Liebe und Treue fehlen soll!  
Zunächst kann dabei wohl nicht davon die Rede sein, ob es der Mühe  
lohne, über dieses Leben etwas zu sagen; vielmehr ließe sich fragen, ob  
es noch nöthig sei, wo die lebendigen Werke und das dankbare Andenken



## Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

einer ganzen Generation ein kräftigeres Zeugniß ablegen, als es ein gedrucktes Buch vermag. Indes: die Generationen gehn vorüber, u. *litera scripta manet*, also bin ich unbedingt und aus vollem Herzen für das Buch. Ob jedoch grade Droysen dafür der rechte Mann sei oder nicht, darüber getraue ich mich nicht, ein bestimmtes Urtheil abzugeben, da ich ihn nur einmal im Leben gesehen habe, u. wenigstens mich der persönliche lebendige Verkehr einen Mann jederzeit sicherer und schärfer erkennen läßt, als die sorgfältigste Lectüre seiner Schriften. Mir scheint Droysen, nach der Art und Weise wie er Nord reinzuwaschen sucht, zu den etwas sanguinischen Historikern zu gehören, die sich in der Hitze des Gefechts fast unbewußt in eine große Partheilichkeit für ihren Helden hineinreden, was aber im vorliegenden Falle, wo nichts reinzuwaschen ist, eben nicht sonderlich schaden könnte. Auch wüßte ich in der That für den Augenblick keinen Besseren, nicht einmal einen Anderen, in Vorschlag zu bringen, denn namentlich die jüngeren Leute, die sich mir hier nahen, gehören in der Regel einem anderen Bildungskreise an, und sind zum Theil herzlich schlechte Politiker. Doch werde ich unausgesetzt daran denken, und wenn mir Einer aufstoßen sollte, den ich für geeignet halte, nicht ermangeln, darüber unter Einreichung seines möglichst vollständigen geistigen Signalements, sofort weiteren Bericht zu erstatten.

Was Ew: Excellenz von dem politischen Mißbrauch des Christenthums<sup>1)</sup> sagen, ist mir wie aus der Seele geschrieben. Es ist doch schmähtlich u. wie eine bittere Ironie des Schicksals, daß wir noch bei den Türken in die Schule gehen müssen.

Nun Gott erhalte Ew: Excellenz trotz Türkenchristen und Pharisäern in gewohnter Gesundheit und Geistesfrische! Alle die meinigen empfehlen sich angelegentlichst, ich aber bin und bleibe mit alter Treue und Ergebenheit

Ew: Excellenz

ganz gehorsamster

E i c h e n d o r f f.

Berlin, den 3 t. Novbr. 53.<sup>2)</sup>  
im Cadettenhause.

<sup>1)</sup> Bezieht sich auf die Entstehung des Krimkrieges.

<sup>2)</sup> Das Datum von Schön ergänzt.

## Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

---

### 28. Von Eichendorff.

Eurer Excellenz

geistreiche und schlagende Aeußerungen vom 7 t dM: über den Ideenlosen Gang der gegenwärtigen Zeit, über Radowiz und Rosenfranz haben mich in hohem Grade interessiert. Radowiz<sup>1)</sup> kenne ich fast nur von Ansehen, u. Rosenfranz's Aesthetik des Häßlichen habe ich leider noch nicht gelesen, kann daher über beide nicht mitsprechen.

Sehr erfreut hat mich das Vertrauen, womit Ew: Excellenz mir Ihre Papiere zur Aufbewahrung übergeben möchten. Um so schmerzlicher ist es mir, daß ich unter den obwaltenden Umständen mich außer Stande sehe, das wünschenswerthe Asyl darzubieten. Denn erstens würde die Kiste, sie mag nun über Troppau oder Oderberg gehen, sich durchaus nicht ohne genaue Visitation u. Durchsuchung über die Gränge bringen lassen. Die Kiste würde, da die Grängbehörde wenig Zeit hat, ohne Zweifel erst nach Wien zur genaueren Prüfung geschickt werden; und das hieße in der That aus dem Regen unter die Traufe kommen! Aber auch abgesehen von diesem nicht zu umgehenden Uebelstande, so bin ich eben jetzt gesonnen, mein Gut in Mähren zu verkaufen, und stehe deshalb bereits in Unterhandlung mit mehreren sehr annehmbaren Kaufliebhabern. Denn das Gut bringt mir, wie ich mich überzeugt habe, bei weitem weniger, als es werth ist, und sodann erleichtert dieser Verkauf auch die gleichmäßige Vertheilung meines kleinen Vermögens unter meine Kinder. Kommt also, wie ich nicht bezweifle, der Verkauf zu Stande, so müßte ich die Kiste wieder h i e r h e r nehmen, wo sie aber wohl am schlechtesten aufgehoben wäre. Es thut mir daher recht herzlich leid, daß ich hiernach bei der Sache nicht wie ich wünsche behilflich sein kann.

Was nun die Biographie selbst betrifft, so wüßte ich leider noch immer keinen Anderen an Droysens Stelle vorzuschlagen. Sollte nicht vielleicht Rosenfranz, der ja auch historisch geschult und Ew: Excellenz befreundet ist, bereit und der rechte Mann dazu sein? — Mit mir allein wäre der Sache schlecht gedient; ich entbehre zu sehr alles nöthigen politischen Apparates und Geschickes, um der Sache nicht zu schaden, und kann und darf daher hierbei nicht selbständig auftreten. Es gehört, meiner Ueberzeugung nach, durchaus ein Historiker von Profession dazu.

---

<sup>1)</sup> Josef von Radowiz, Diplomat und Minister, Verfasser der „Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche“.

## Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

Daß Kaulbach nach Marienburg kommt, ist mir in der That eine höchsterfreuliche Botschaft. Er ist so recht der Mann dazu, eine ganze historische Idee mit wenigen Zügen gleichsam hieroglyphisch anzudeuten.

Alle die Meinigen empfehlen sich ergebenst, ich aber bleibe mit herzlichster Ergebenheit

Eurer Excellenz

gehorsamster  
Eichendorff.

Berlin, d: 14 t November 1853.  
im Kadettenhause.

### 27. Von Eichendorff.

Euer Excellenz

danke ich für das gnädige Schreiben vom 10 dM. recht von ganzem Herzen. Es war mir doppelt tröstlich und erfreulich. Einmal als Zeichen, daß Ew: Excellenz noch immer so wohlwollend des alten Freundes gedenken, der, trotz seiner fatalen Faulheit im Briefschreiben, doch seine aufrichtige Ergebenheit treulich bewahrt und bis an sein Lebensende unveränderlich bewahren wird. Sodann aber auch als ein schlagender Beweis, daß das Alter auch seine Ausnahmen macht, und keineswegs überall den Geist herabzustimmen vermag. Ew: Excellenz Ansicht der gegenwärtigen politischen Zustände ist durchaus frisch und kräftig, und mir wie aus der Seele geschrieben. Es scheint in der That, als solle nun Satanas durch Belzeub vernichtet werden, gleichwie in der Urzeit erst Lindwürmer die Drachen auffressen mußten, damit eine höhere Generation Platz gewinne. Ob die Dummheit deshalb klüger werde, ist freilich eine andere Frage. Das Beste dabei ist indeß, daß die Weltgeschichte nichts darnach fragt, sondern rücksichtslos ihren Weg fortgeht, und der liebe Gott zuletzt doch Recht behält. Das Humoristische, das niemals fehlt, wird unter solchen Umständen nur desto lustiger, wie Z.B.: diese moderne Johaniterwirthschaft, die eigentlich völlig prosaisch nur für Bethanien sicht. Daß Ew: Excellenz Sich jetzt weniger für die eigene Lebensbeschreibung interessieren, finde ich sehr begreiflich. Die Nachwelt aber wird dieselbe dereinst nur um desto entschiedener aufassen.

Sehr erfreulich ist es, daß sich nun in Arnau wieder ein Familienkreis gebildet hat. Die Familie ist doch die schönste Trösteinsamkeit.

## Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

Von mir selbst wüßte ich eben nichts besonderes zu berichten. Mein inneres Leben, das Ew: Excellenz so gut und vielleicht besser als ich kennen, spinnt sich noch immer an dem alten Faden fort. Aeußerlich aber ist mir bei meinem Einsiedlerleben Gottlob! nichts Bemerkenswerthes begegnet. Nur hat leider das Wetterleuchten des Krieges mich diesen Sommer verhindert, nach Mähren zu reisen, wo die Einquartirungen und Durchmärsche sich jetzt beständig kreuzen und besonders mein, an der Heerstraße belegenes Sedlnitz berühren. ich habe mich daher dießmal mit dem Berliner Sande begnügen müssen und anstatt der Karpathen den hiesigen Kreuzberg bezogen.

Alle die Meinigen empfehlen sich angelegentlichst, ich aber bin und bleibe mit alter Treue und Ergebenheit

Ew: Excellenz

gehorsamster  
E i c h e n d o r f f.

Berlin, d: 21 t Juli 1854.

28. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

haben mich hocherfreut, daß Sie sich meiner wieder einmal so liebeich erinnern, und ich beeile mich, dafür meinen herzlichsten u. gehorsamsten Dank zu sagen.

Leider kann ich, wie die Sachen nun einmal stehen, Euer Excellenz ange deutete Fegefeuer-Idee nur vollkommen theilen. Sieht man, wie unendlich viel da noch zu läutern ist, so begreift man wohl, daß es noch große Stöße geben muß, bevor es besser wird. Und so muß man sich denn schon in die leidige Fatalität fügen, in dem allgemeinen Läuterungsprozesse, und also vorläufig in einem „gährenden Sumpfe“ stecken zu bleiben.

Hier ist bekanntlich Alles in eine russische und eine antirussische Parthei zerpalten. Glücklicherweise ist die letztere, selbst unter dem Militair, die bei weitem zahlreichere, und ich selbst gehöre entschieden zu derselben. Im gemeinen russischen Volke ist ohne Zweifel noch viel ursprüngliche Kraft, die uns noth thäte, aber eine rohe und slavische, mit Servilismus stark versezte Kraft. Die, von der neuen Civilisation gehörig belebte Aristokratie Rußlands dagegen ist bloß der Affe aller Unarten, Verkehrtheiten und Laster des civilisirten Europas. Von der slavischen Rohheit aber kann eben so wenig, als vom Affenthum das

## Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

Heil kommen, am wenigsten für das Christenthum, das die Ruffomanen beständig im Munde, aber schwerlich im Herzen haben.

Schon rüsten sich die Kammern von allen Seiten wieder zum Anzuge, und man ist sehr gespannt auf das Debut der neuen ersten Kammer. Wir wollen sehen!

Daß Ew: Excellenz mein letztes Buch<sup>1)</sup> mit Interesse gelesen haben, ist mir in jeder Hinsicht sehr wichtig. ich habe darin wenigstens gestrebt, mich möglichst ü b e r die Partheien zu stellen, und es freut mich, daß Ew: Excellenz das anerkannt haben.

Daß Olfers<sup>2)</sup> so feindlich gegen Marienburg auftritt, überrascht mich einigermassen. Doch was kann einen jetzt hier noch überraschen, wo Alles, in Kunst und Leben, in lauter erbärmliche Gotterien auseinanderfällt! Nun, das rechte Marienburg werden sie doch nicht überwältigen, und eben so wenig Ew: Excellenz Bild jemals herunterziehen, das der Geschichte bleibend angehört.

Meine gute Frau war krank, ist aber, Gottlob, schon wieder in der Genesung. Alle die meinigen empfehlen sich angelegentlichst, ich aber bin und bleibe mit alter Treue u. Ergebenheit

Ew: Excellenz

gehorsamster  
E i c h e n d o r f f.

Berlin, den 13 t November 1854.

### 29. V o n E i c h e n d o r f f.

Ew: Excellenz

haben uns Alle durch die herrliche Weihnachtsbescheerung auf das freudigste überrascht, und ich beeile mich, dafür meinen ganz gehorsamsten und herzlichsten Dank zu sagen. Die Kupferstiche sollen über meinem Schreibtisch hängen, nicht um mich an Ew: Excellenz zu erinnern, denn dazu bedarf es keines Bildes, sondern damit Ew: Excellenz Bild, das mir jederzeit aus dem ganz idealen Marienburg am klarsten hervorleuchtet, auch bei mir lichte Gedanken wecke.

Mit dieser jetzigen Fürstenwirthschaft fängt in der That die Geschichte ordentlich an ironisch zu werden, und es hat wirklich eine fast komische Seite, wie diese kleinen Potentaten ihre spaßhaften Vorseher,

---

<sup>1)</sup> „Zur Geschichte des Dramas“. Leipzig 1854.

<sup>2)</sup> Ignaz von Olfers, Generaldirektor der Museen.

## Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

die politischen Romantiker, so unversehn und in vollem Ernste beim Worte nehmen. Gebe Gott, daß diese bittere Enttäuschung, die allerdings schon etwas nach Ideen schmeckt, auch endlich wieder einmal einen rechtschaffenen Kampf von Ideen herbeiführe. Denn es gehört in der That die Geduld eines Kameels dazu, um soviel Unsinn zu ertragen, als uns jetzt aufgeladen wird.

Zu dem ersten Großhöhnchen gratulire ich aus ganzem Herzen. Möge er dereinst seinem Großvater nachfolgen!

Meine arme Frau ist unwohl. Sie und alle die meinigen empfehlen sich hochachtungsvollst, ich aber bin mit nochmaligem herzlichem Danke in unwandelbarer Treue und Ergebenheit

Erw: Excellenz

ganz gehorsamster  
E i c h e n d o r f f.

Berlin, d: 19 t. December 1854.

### 30. Von Eichendorff.

Erw: Excellenz

ermangele ich nicht die Beilagen<sup>1)</sup> gehorsamst wieder zurückzusenden mit dem innigsten Danke für deren Mittheilung u. das mir dadurch erwiesene, mir sehr wohlthuende Vertrauen. ich habe dieselben mit dem größten Interesse durchgelesen, da sie mir das Theure Bild in einigen Hauptmomenten wieder einmal recht lebendig auffrischten. Irgend etwas meinerseits hinzuschreiben konnte ich wohl nicht, denn ich stand persönlich den Sachen stets zu fern um mir irgend eine faktische Bemerkung zu erlauben; und was die Form anbetrifft, so scheint mir diese ruhige u. einfach thatsächliche Widerlegung hier gerade die angemessenste u. schlagendste. Dagegen erfüllte mich bei Lesung der Anlage Abscheu u. eine tiefe Enttäuschung über die feige Gemeinheit der Welt die alles Hohe anzuschwärzen strebt. Doch wozu wäre eben das Hohe auf der Welt, als um das Gemeine in allen seinen Gestalten u. Farben zu bekämpfen u. nieder-

---

<sup>1)</sup> Ein mutmaßliches Konzept Schöns zu einer solchen Beilage behandelt ausführlich die von dem „Hofdemagogen“ Friedrich Förster in seiner „Neueren und neuesten preussischen Geschichte“ und von anderen gegen ihn gerichteten Angriffe und die dabei wesentlichen historischen Vorgänge. Ein Heft des Försterschen Werkes dürfte die weiter unten erwähnte Anlage gebildet haben.

## Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

zuwerfen. Und das haben Ew: Excellenz immer u. überall redlich gethan!

Neues wüßte ich von hier nicht zu berichten, was Ew: Excellenz nicht schon aus anderen Quellen besser wüßten. Alle die Meinigen empfehlen sich angelegentlichst, ich aber bin u. bleibe immerdar, mit alter Treue und Ergebenheit

Ew: Excellenz

ganz gehorsamster

E i c h e n d o r f f.

Berlin, 22. Januar 1855.

### 31. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

haben mich durch das gnädige Schreiben v: 11 ten October auf das höchste erfreut. Um so unangenehmer ist es mir daher, daß sich meine Antwort so ungebührlich lange verzögert hat. Ich habe nehmlich, bei der Zerrissenheit meiner Familie, durch ein unwillkürliches Versehen, das Schreiben erst vorgestern erhalten u. bitte daher um nachsichtige Entschuldigung.

Dieses ganze Jahr war überhaupt für mich ein durchaus ruheloses u. konfuse. Schon im Januar wurde meine gute Frau bettlägerig an einer eingewurzelten u. hartnäckigen Leberkrankheit. Ich mußte daher mit ihr durch 6 Wochen in Karlsbad verweilen, den übrigen Theil des Sommers verlebten wir in Göthen. Hier aber erkrankte meine Frau von neuem so heftig, daß ich auf der endlichen Reise nach Meisse über 14 Tage in Berlin liegen bleiben mußte, u. erst am 15 ten November h i e r anlangte, wohin mein Schwiegersohn seit dem Mai d. J. versetzt ist. Leider ist meine Frau noch immer sehr leidend u. ermattet. Mein Sohn Rudolf hat in Danzig als Hauptmann seinen Abschied genommen u. ist schon im September d. J. mit seiner Frau gänzlich nach Sedlnitz übersiedelt, wo er fortan das Gut selbst bewirthschaften will. Mein älterer Sohn Hermann, Assessor in Aachen, ist soeben von Paris zurückgekehrt, wohin er auf Kosten der Regierung gereist war. Dies ist der kürzte Abriß unseres wechselvollen Lebenslaufes in diesem Sommer. Hier in Meisse bin ich noch zu neu, um mich in den veränderten Verhältnissen orientiren zu können. Doch ist die Stadt freundlich, die Umgegend sehr schön u. so werden wir uns hoffentlich auch hier wohl einrichten können.

## Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

Mein Sohn Rudolf ist bereits seit 2 Jahren wieder glücklich verheirathet,<sup>1)</sup> bei seiner Hochzeit waren wir nicht gegenwärtig. Und so muß ich denn der großen Freude entsagen, bei dieser Gelegenheit Ew: Excellenz, der gnädigen u. sehr verlockenden Einladung zufolge, in dem schönen Marienburg wiederzusehn.

Leider aber muß ich nothgedrungen auch einer anderen Freude entsagen, der Freude nehmlich, an Ew: Excellenz beabsichtigten Biographie selbstthätig theilzunehmen. Ich fühle mich seit einigen Jahren mit dem zunehmenden Alter so fortwährend kränklich, stumpf u. abgespannt, daß ich den festen u. leider unverbrüchlichen Entschluß fassen mußte, die Feder ganz wegzulegen, sobald meine gegenwärtige Arbeit über die deutsche Poesie vollendet ist. Jeder einigermaßen besonnene Schriftsteller muß selbst am besten wissen, wann er aufzuhören hat, u. dieser Moment ist für mich gekommen. Die Sache erfordert u. verdient volle frische Kräfte, die ich nach gewissenhafter Ueberzeugung nicht mehr dazu bieten kann. Ich hoffe und vertraue daher, daß Ew: Excellenz mich unter diesen wesentlich veränderten Umständen ohne Groll u. nach dem alten Grundsatz: ultra posse nemo obligatur, eines Wortes entbinden wollen, mit dessen Erfüllung Ew: Excellenz u. dem schönen Unternehmen am allerwenigsten gedient wäre.

Ew: Excellenz geistvolle und großartige Ansicht des Zeitgeistes u. der gegenwärtigen Weltverhältnisse hat mich tief erfreut, ich theile sie durchaus in allen Punkten. Möchte mir Gott doch noch einmal die Freude schenken, das alles mit Ew: Excellenz in guter alter Art mündlich durchsprechen zu können. Jedenfalls bitte ich aufs dringendste, mir auch fernerhin Ihr trostreiches Wohlwollen u. Theilnahme zu gewähren. Alle die meinigen empfehlen sich gehorsamst; ich aber bin und bleibe überall u. unter allen Verhältnissen mit alter Treue u. Ergebenheit

Ew: Excellenz

gehorsamster  
E i c h e n d o r f f.

Reiße, d. 17 ten November 1855  
Friedrichstadt, breite Straße bei Rieger.

---

<sup>1)</sup> Mit Maria Thymian, die ebenso wie die später heimgeführte Gattin Hermann von Eichendorffs, Klara Simons, hochbetagt noch am Leben ist.



## Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

32. Von Schön (Konzept ohne Unterschrift).

Pr. Arnau den 25. Novbr. 1855.

Des Königl. Geheimen Rath, Herrn  
Baron vEichendorff

Hochwohlgebornen

in

Meiße

OberSchlesien.

frey

Für die Nachrichten, welche Sie, mein verehrter Freund! von Ihren u. der Ihrigen, LebensSchicksalen in der vergangenen Zeit dieses Jahres mir gegeben haben, danke ich Ihnen verbindlichst. Die Kränklichkeit Ihrer Frau Gemalin, war an sich ein Uebel, aber für Sie muß es noch besonders das Unangenehme mit sich geführt haben, daß Sie dadurch genötigt wurden, auf häusliche Dinge Ihre Aufmerksamkeit zu richten, woran Sie bey der stätten Vorseorge Ihrer Frau Gemalin für Sie, nicht gewöhnt waren. Gottlob! daß es jetzt besser geht, versichern Sie Ihrer Frau Gemalin meine Hochachtung. Von der lieben Frau Therese hätten Sie Etwas schreiben sollen, womit ich meine Anna, welche eben bey mir ist, hätte erfreuen können.

In meiner LebensWeise, ist, seitdem ich Ihnen zuletzt schrieb, nichts Bemerkenswerthes vorgekommen.

Was den weiteren Inhalt Ihres Schreibens, nemlich meine Lebens Beschreibung betrifft, so hat bey unserer Verhandlung darüber niemals bey mir der Gedanke einer Verbindlichkeit für Sie statt gefunden. ich theilte Ihnen meinen Wunsch mit, daß Sie, wenn ein Anderer die eigentliche Arbeit übernehme, Sie Ihren guten Geist darüber ausgießen möchten. Mein Leben hat in so fern es Werth hat,

a.) aus Vernichtung des Schlechten, u.

b.) aus Produkten eines Lebens für Ideen bestanden.

Von dem Ersten, war Ihnen als mit mir der früheren Generation angehörig das, was zu bekämpfen war, bekannt. (Sklaverey, Hader der Stände unter sich, Vernichtung der Selbstständigkeit unseres Staats durch

## Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

Napoleon, Rußische Cholera-Gesetzgebung<sup>1)</sup> p) und Sie konnten daher vor Anderen, meine Opposition dagegen würdigen.

Noch mehr Aber traten Sie bey dem produktiven Theil meines Lebens (Marienburg und Schule pp) vor meine Seele, weil Sie, mein werther Freund! hier mit mir, Selbst thätig gewesen sind. Sie konnten, wenn es Ihre Ueberzeugung war, vor Allen Menschen, bezeugen, daß ich das Schlechte verabscheut u. verfolgt, u. einem Leben für Ideen nachgestrebt habe.

Unsere Verhandlungen hierüber habe ich aber immer nur mit dem Gedanken geführt, daß Alles Ihrem freien Entschluß, nach meinem Tode vorbehalten blieb. ich habe deshalb weder in meinem Testamente darüber Etwas bestimmt, noch meinen Kindern erklärt, daß Sie die Geschichte meines Lebens schreiben würden. Meine Papiere sollen bey meinem Schwiegersohne Brünnek niedergelegt werden, so, daß, meinem Willen nach, diese erst, in Ihre Hand kommen würden, wenn Sie sie ausdrücklich forderten.

Aus diesem Allen, werden Sie mein verehrter Freund! ersehen, daß von einer Verbindlichkeit für Sie, welche ich zu erlassen hätte, hier gar nicht die Rede seyn kann.

Haben Sie nach meinem Tode noch Lust u. Kraft zur Sache, dann fordern Sie meine Papiere von meinem Schwiegersohne Brünnek. Haben Sie aber dann nicht volle Lust u. Kraft zur Sache, dann fordern Sie meine Papiere nicht, u. Niemand wird Ihnen die Bearbeitung derselben zumuten.

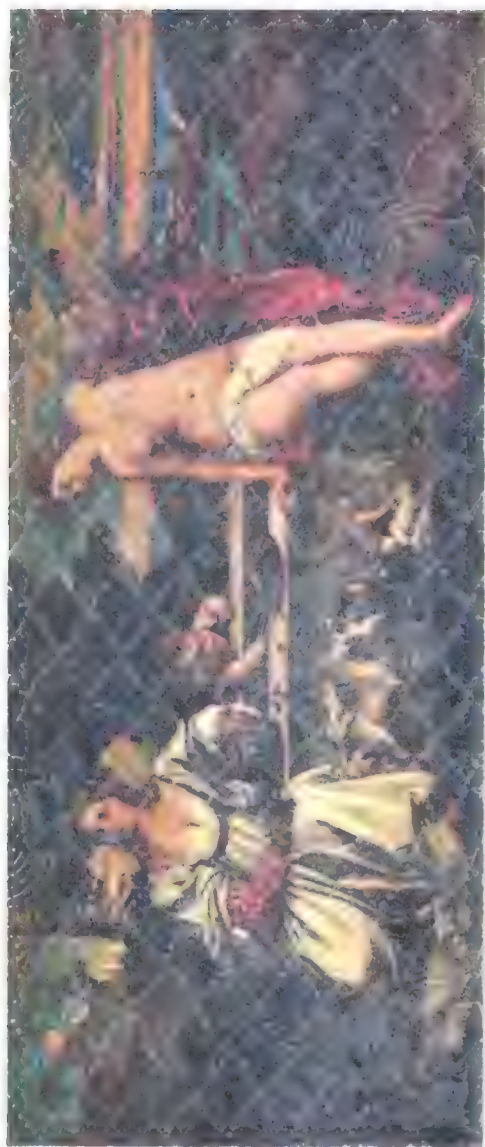
Ihr Zeugniß:

der Sie mich geistig u. gemüthlich am richtigsten zu beurtheilen im Stande sind, daß, wie oben bemerkt, [ich] das Schlechte gehaßt u. verfolgt, u. Ideen zu leben, gestrebt habe, würde allerdings wichtig seyn, Aber dies können Sie auch,

wenn es Ihre volle Ueberzeugung ist, in anderer Form, als gerade in einer Lebensbeschreibung, wenn es etwa erforderlich seyn sollte, abgeben.

---

<sup>1)</sup> 1831 setzte Schön bei der Choleraepidemie in Königsberg die von Berlin gekommenen nach dem Arzte Ruß benannten verkehrten Anordnungen, die die Volkswut entfesselt hatten, eigenmächtig außer Kraft. Eichendorff zollte diesem Vorgehen in kräftigen Worten Beifall. Vergl. A. d. Pap. Schöns Band 1 Seite VII.



Adam und Eva im Paradies  
nach dem Original von Michelangelo

Heft 375  
Jahrgang  
1908

## Gedächtniß-Briefwechsel mit Schön

der Cholera, (auch die Cholera-Epidemie) p) und Sie konnten daher vor  
Arbeiten, die in Treppe, tragen, verzichten.

Während der Arbeit traten Sie bey dem produktiven Theil meines Lebens  
(Wissenschaft und Schule pp) vor meine Seele, weil Sie, mein werther  
Freund! nur ein mir, Selbst thätig gewesen sind. Sie konnten, wenn es  
Ihr, Herrschens war, vor Allen Menschen, bezeugen, daß ich das  
Schicksal verabschiedet u. verfolgt, u. einem Leben für Ideen nachgegangen  
habe.

Unsere Verhandlungen hierüber habe ich aber immer nur auf das  
Besondere geführt, daß Alles Ihrem freien Entschluß, nach meinem Tode  
vorbehalten blieb. Ich habe deshalb weder in meinem Testamente darüber  
Etwas bestimmt, noch meinen Kindern erklärt, daß Sie die Geschichte  
meines Lebens schreiben würden. Meine Papiere sollen bey meinem  
Schwiegersohne Brünnek nachher lagert werden, so, daß, meinem Willen  
nach, diese erst, in Ihre Hand kommen würden, wenn Sie sie ausdrück-  
lich forderten.

Aus diesem Leben, werden Sie mein verehrter Freund! ersehen, daß  
von einer Verbotsfrist für Sie, welche ich zu erlassen hätte, hier gar  
nicht die Rede seyn kann.

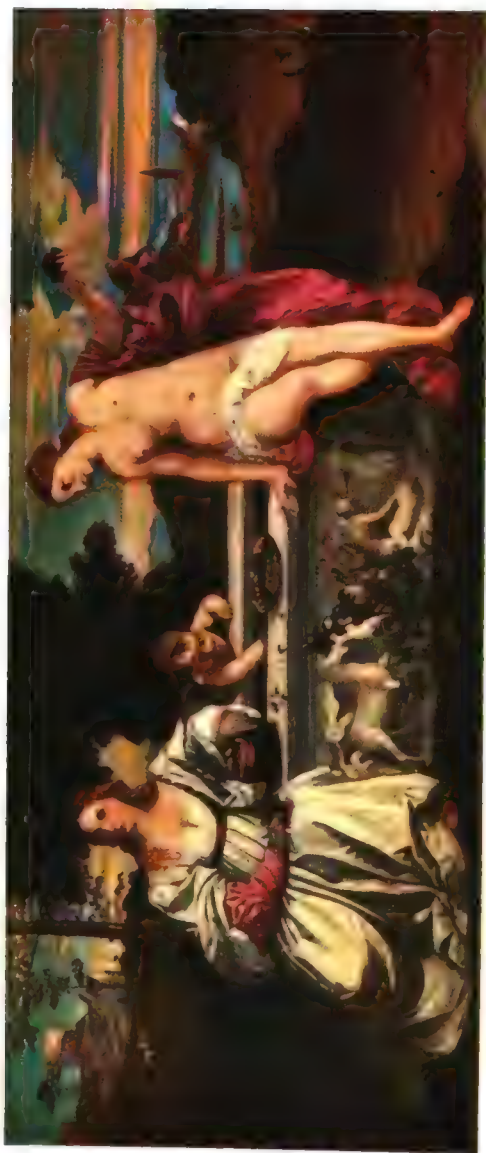
Haben Sie nach meinem Tode noch Lust u. Kraft zur Sache, dann  
fordern Sie meine Papiere von meinem Schwiegersohne Brünnek. Haben  
Sie aber dann nicht volle Lust u. Kraft zur Sache, dann fordern Sie  
meine Papiere nicht, u. Niemand wird Ihnen die Bearbeitung derselben  
zumuten.

Ihr Verantw.

der Sie sich geistig u. gemüthlich am richtigsten zu beurtheilen im  
Stand sind, daß, wie oben bemerkt, [ich] das Schlechte gehaßt u. verfolgt,  
u. Leben zu leben, gestrebt habe, würde allerdings wichtig seyn, Aber  
nicht können Sie auch,

wenn es Ihre volle Ueberzeugung ist,  
in dieser Form, als gerade in einer Lebensbeschreibung, wenn es  
nicht anders anders seyn sollte, abgeben.

Es hätte Schön bei der Choleraepidemie in Königsberg die von  
F. Schlegel genannten nach dem Arzte Rust benannten verkehrten Anord-  
nungen, die Volkswut entfesselt hatten, eigenmächtig außer Kraft.  
Setzen. Sie diesem Vorgehen in kräftigen Worten Weisheit. Bergl.  
D. Schlegel, Band 1 Seite VII.



Z i a n : Himmliche und irdische Liebe.  
 (Vorgese-Palast, Rom.)

Blatt 375  
 Jahrgang  
 1 9 0 8



## Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

### Ueberhaupt

mein werther Freund! ist der Gedanke, für meine Lebensgeschichte Etwas zu thun, bey mir wankend geworden. Biographien u. Memoiren sind jetzt ModeSache, u. ModeArtikel geworden, und dieß widerstrebt meinem Wesen. Die heilige Schrift sagt: Die Werke folgen Einem nach, sie spricht aber nicht von gedruckten Buchstaben, welche nachfolgen sollen. Mag Marienburg pp reden, wenn die That des Lebens werth ist. Dem Teufel in's Gesicht zu sehen, ja ihm in's Gesicht zu schlagen, ist unbedingte Christenpflicht, u. Ideen zu huldigen, ja! ihnen Tempel zu bauen, ist Schuldigkeit, und die Schrift sagt:

Und wenn ich Alles gethan habe, was ich zu thun schuldig war, bin ich nur ein unnützer Knecht.

ich thue daher Nichts mehr, für meine Lebensbeschreibung. Mit Barnhagen habe ich mich ganz aus einander gesetzt.

Mit Marienburg geht es noch immer gut. Daß die große Fassade, ✓ in welcher der Eingang zum Schlosse ist, in ihrem früheren Glanze wieder da steht, habe ich Ihnen schon geschrieben. In diesem Jahr ist der frühere achteckige Ekturm nach der Noth zu in seiner früheren Herrlichkeit wiederhergestellt. Ueber die Freskobilder, welche der König im oberen großen Remter durch Berliner Maler, nach der Anleitung des Geheimrath v. Olfers hat ausführen lassen, werden Sie in einem der letzten Stücke der Augsburger Allgemeinen Zeitung des Ausführlichen lesen können. Seit Schinkels Tode hat Marienburg mit dem Berliner Kunstwesen nicht allein nichts gemein, sondern dies steht mit Marienburg sogar in Opposition. Nicht allein, daß die besten dieser Freskobilder gewöhnliche Schloßstubenbilder, also unwürdig für Marienburg sind, hat der Königliche GeneralDirector der Museen den größten Mann seines Zeitalters, welcher unter den Hochmeistern vor allen vorleuchtet, den Begründer der Kultur im Norden von Europa und zugleich den des preussischen Staates, der durch Annahme des schwarzen Adlers in seinem Fluge zum Lichte, Ziel und Zweck dieses Staats angab und bestimmte, diesen Mann, in Marienburg in einen beinahe dunklen Winkel gestellt und zwar in einer Form, welche mehr einem Ladiendiener als einem eminenten Geiste gleicht.

Die Familie v. Kunheim will die frühere Thüre zwischen dem oberen kleinen Remter und dem oberen großen Remter (dem Saale unserer

## Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

Königlichen Familie) wiederherstellen, und so Pförtner auf dem Gange vom Hochmeister zum Königtume werden.

Es ist auch davon die Rede den Gang zur Schloßkirche und die goldene Pforte wieder herzustellen. So ist noch Gottes Segen mit Marienburg.

Im öffentlichen Leben wird der Kampf der neuen Zeit mit der abgestandenen alten Zeit noch immer wüthiger, und Louis Napoleon läßt es nicht an Aufregung der alten Matrone fehlen. Oestreich hat die Idee des Staats dadurch förmlich auf den Kopf gestellt, daß es Schule und Censur der Kirche übergeben hat. Repräsentation ist bei uns eingeführt, damit der König erfahre, wie dem Volke bey den Operationen des Ministerii zu Muth ist, und doch! wird jeder als Hochverräther behandelt, welcher nicht der untertänigste Knecht des Ministerii ist. Dieser heutige Zustand ist aber der WeltOrdnung ganz gemäß, denn unserem wie dem Deutschen Volke überhaupt, fehlt noch der Sinn für öffentliches Leben, und da, wo Einsicht nicht dahin führt, bleiben als Förderungsmittel nur offenbare Widersprüche übrig, welche klar in die Augen springen.

Und so hoffe ich, daß es unserem klugen und gescheuten Könige bald klar seyn wird, daß es so, wie es jetzt geht, nicht lange mehr gehen kann, und daß Ideen wieder zu ihrem Rechte kommen müssen.

### 33. Von Eichendorff.

Erw: Excellenz

war ich soeben im Begriffe, wieder ein Lebenszeichen von mir zu geben, als Ihr herblicher u. herberggreiffender Gruß vom 26 t dM: anlangte, den ich daher auch augenblicklich zu erwiedern mich beeile. Ja, mein mich beglückendes Verhältniß zu Erw: Excellenz, meine Anhänglichkeit und Treue soll und wird niemals wie der schöne Rhein sich im Sande verlaufen; sie kann vielmehr durch herben Schmerz und Unglück nur immer noch inniger und vertiefter werden!

Erw: Excellenz wollen wissen, wo ich bin, und wie ich mein Leben eingerichtet habe? Wie ein Schiffbrüchiger, dessen Lebensschiff zer schlagen, rette ich mich an das nächste Eiland, und halte mich, da ich meine liebe Frau verloren,<sup>1)</sup> zu den Kindern. Aber bei meinem Sohne Rudolf, der jetzt in Sedlnitz lebt und wirthschaftet, kann ich nicht wohnen, weil mich dort alle die alten Plätze allzu schmerzlich an die Vergangenheit

---

<sup>1)</sup> Sie starb am 3. Dezember 1855.



## Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

erinnern würden; und ein Aufenthalt in Aachen, wo mein Sohn Hermann ist, könnte auch nur von kurzer Dauer sein, da Hermann wahrscheinlich noch in diesem Jahre Regierungsrath werden und anderweit versetzt werden wird. Daher bleibe ich einstweilen in Reife bei Therese, mit der ich hier unter Einem Dache wohne, und die treulich und liebevoll für mich sorgt. Hier habe ich indeß oft Gelegenheit, über mein Alter zu erschrecken: fast alle meine alten Bekannten sind gestorben, und Oberschlesien ist mir fremder geworden, als jede andere Provinz. Die eiförmige Zeit, die über dem Grabe meiner Frau dahingegangen, fängt endlich an, den unerträglichen Schmerz immer mehr in stille Wehmuth aufzulösen. In solcher Vereinsamung aber ist mir Ew: Excellenz freundschaftliches Andenken doppelt tröstlich und theuer, ich bitte daher herzlich, es mir auch ferner bewahren zu wollen, und versichert zu sein, daß, solange ich lebe, mit innigster Verehrung und Treue bin und bleibe Ew: Excellenz gehorsamster

E i c h e n d o r f f.

Reife, den 30 t Januar 1856.

### 34. V o n E i c h e n d o r f f.

Ew: Excellenz

haben, wie ich fürchte, ein allzugroßes Vertrauen zu meiner Geisteskraft, so daß mein armes Buch über die Poesie<sup>1)</sup> wohl etwas stark hinter der Erwartung zurückbleiben dürfte. Jedenfalls aber haben Ew: Excellenz geistvoll und scharf gerade das bezeichnet, was ich mit dem Buche vorhabe: eine Darstellung nicht der einzelnen literarischen Capricen und Virtuositäten, sondern des nothwendigen i n n e r e n Ganges unserer Poesie überhaupt, woran es allerdings unserer sogenannten Literaturgeschichte bisher noch sehr gefehlt hat. Ob und wie ich mein Ziel erreicht habe, steht dahin; auch bin ich noch lange nicht am Schlusse. Denn ich habe noch kein Buch mit so großen und zum Theil erschütternden Unterbrechungen geschrieben wie dieses; es ist ein wahres Schmerzensbuch zu nennen.

Sehr wahr bemerken Ew: Excellenz, daß ich Alles, was an und in mir ist, vorzüglich der anregenden und tiefbewegten Zeit zu verdanken habe, in die meine Jugend gefallen. Das Leben ist überall die beste und gründlichste Lehrmeisterin, Bücher können nur einzelne Fingerzeige

---

<sup>1)</sup> „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“, erschienen erst 1857.

## Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

geben. Ew: Excellenz haben Dasselbe in Ihrem großartigeren Entwicklungsgange bewährt.

Hocherfreut hat mich besonders was Ew: Excellenz in namentlichen Bezug auf Macauley und [?]<sup>1)</sup>, mit gewohnter Klarheit über das Verhältniß von Philosophie und Geschichte sagen. Die Geschichte ist in der That selber eine tiefsinnige Philosophie, es kommt eben nur darauf an, sie tiefsinnig zu deuten, was freilich jederzeit nur Wenigen gegeben ist. Auch ich glaube, oder hoffe wenigstens, daß wir uns auf den jetzigen „Eisenbahnen der Weltordnung“ aus der gegenwärtigen Ideen-Konfusion noch glücklich hindurchschlagen werden.

Wöchten diese wenigen Züge genügen, auch mein inneres Bild bei Ew: Excellenz einigermaßen wieder aufzufrischen!

Mit der innigsten Verehrung und Ergebenheit

Ew: Excellenz

gehorsamster  
Eichendorff.

Reiße, den 25 t Februar 1856.

\* \* \*  
Eichendorff an den Rittmeister Herrmann  
von Schön.

Verehrtester Herr!

Mit tiefer Erschütterung habe ich die Kunde von dem Dahinscheiden Ihres unvergeßlichen Herren Vaters erhalten, und danke herzlichst, daß Sie und Ihre verehrten Geschwister bei dem schmerzlichen Ereigniß Sich meiner erinnern haben. Die Welt hat einen ihrer geistigen Helden verloren, ich aber außerdem noch einen liebevollen väterlichen Freund, dessen Bild ich lebenslang mit unverbrüchlicher Treue im Herzen bewahren werde. Sie werden daher hoffentlich auch ohne besondere Versicherungen und herkömmliche Trostesworte, von meiner innigsten Theilnahme überzeugt sein.

Mit der Bitte an Sie u. Ihre verehrten Geschwister, mir auch ferner Ihr gütiges Andenken erhalten zu wollen, hochachtungsvoll

Ihr

ergebenster  
Jos: v: Eichendorff.

Reiße, d: 30 t July 1856

---

<sup>1)</sup> Schwer leserlicher Name, vielleicht „Momsen“.

# Die kulturellen Werte des Theaters.

## XIV:

### Heinrich Mann:

1. Ich weiß von ethischer Vertiefung erst durch ästhetische Verfeinerung; aber in meiner Erziehung war das Theater nicht vorgesehen. Die Hingebung und die schwelgerischen Entzückungen, die Entdeckung meiner selbst, die die Kunst des Wortes meine schönste Jugend lehrte, hatte ich nicht vom Theater. Auch entbehrte ich es nicht: phantasiebegabt genug, um auf die meist dürftigen Belebnungsversuche, die das Theater am Wort anstellt, verzichten zu können. Heute gehe ich viel ins Theater: aber um mich zu zerstreuen, weil ich einer Spiegelung des Zeitgeistes beiwohnen will, oder als träte ich in eine Gesellschaft und bliebe unsichtbar, die andern aber verrieten mir ihr Wesen. (Und dazu braucht's ja keine bedeutenden Anlässe; auf der Bühne genügt einer Schauspielerin, um in Bewegung zu kommen, ein schwaches Stück, wie der Frau im Leben ein mittelmäßiger Mann genügt.) Erlebnisse, deren Wegfall mich ärmer gemacht hätte, erfuhr ich nur in der italienischen Oper. Wenn die Helden des Giacomo Puccini sangen, empfand ich manchmal voller mich selbst, und eine Romanszene entfaltete sich mir stürmisch.

2. und 3. Manche Erscheinungen erschweren freilich den Glauben, daß das Theater erziehe. Die Bürgerdamen verlangen von einer Schauspielerin, daß sie für 180 Mark Gage ihnen alle neuen Pariser Modelle vorführe, sie selbst aber verharren in Reform und Toden. (Soweit das Ästhetische.) Nun Schillers Freiheitsdramen hundert Jahre lang wirken konnten, lauscht ihnen ein Parkett von Byzantinern. (Soweit das Ethische.) Dennoch weiß ich, daß das Theater erziehen kann. Nur muß man maßvoll von ihm denken, in der Art der Romanen. Man muß das Höchste nicht von einer Anstalt erzwingen wollen, die von der Masse abhängt. Man muß sich nicht auf den nie erlebten Begriff eines Tempels versteifen, wo schon ein Salon, ein Debattierklub, eine Lehranstalt des

## Die kulturellen Werte des Theaters

---

guten Geschmacks, an Feiertagen auch der mitfühlenden Menschenkenntnis, Ideal genug wäre. Die Thesen des Sohnes Dumas waren allen zugänglich, betrafen die Meisten, deuchten Vielen sogleich anwendbar: so drängten sich Millionen, wo sie schmetterten. Flauberts heiliger Antonius ging Wenige an, außer den Straßburger Theologen und der Kassiererin eines Pariser Fleischers; und der Verkauf erlahmte nach wenigen Tausend. So ist's in der Ordnung. Das Schöne ist das Vorrecht Weniger. Niemandem fiel es damals ein, mit dem Theater zu hadern, weil es keinen Antonius hervorbrachte. Und dies war eine Blütezeit Frankreichs. Aber es blühte im Roman. Das Äußerste an redender Kunst gehört (innerhalb der modernen Demokratie) schwerlich aufs Theater. Es ist nicht mehr als Irrtum, fordert man es vom Theater. Die wichtigsten Kritiker Deutschlands verbringen jetzt ihr Leben in vollem Irrtum. Sie richten ihre Ansprüche und Schmähungen, ihren leidenschaftlichen und kunstreichen Eifer an ein ganz und für immer ungeeignetes Objekt. Sie rufen mit nie ermüdender Entrüstung nach Ananas, wo augenscheinlich nicht mehr und nicht weniger als ein Kartoffelacker ist. (Und es macht sie nicht schöner, daß das Theater, dem sie sich überlegen wissen, ihnen meistens nur Vorwand ist, in recht hellem Licht die eigene Persönlichkeit spielen zu lassen. Sie sollten vielleicht den Stolz haben, ihre Persönlichkeit an widerstandsfähigeren Werken, stärkeren Menschen zu messen.) Gegen das ästhetische Wirken des Zeitungsbromans finden sie nichts einzuwenden (und es ist auch gleichgültig genug): aber wenn ein Bühnenschriftsteller in aller Ehrbarkeit seinem Publikum, der Masse, der es gefällt, sein Bestes vorstellt, schäumen sie Geist, gebärden sie sich, als sei Kupfervitriol über Rebläuse zu spritzen, in letzter Not die Macht einer Seuche zu dämmen. Und doch ist nichts geschehen, als daß Scharen, die für einen Dichter ohnedies verloren sind, sich ein Theaterstück angesehen haben. Dies gewöhnliche Theaterstück, so unstatthaft es in der Literatur wäre, steht auf der Bühne immer noch über dem Niveau derer, die ihm zulaufen, kann sie immer noch etwas Haltung und Geschmack, den Drang nach Selbstbefreiung, ja am Ende ein wenig Menschlichkeit lehren. Und es stiftet keinen Schaden. Wenn es eine Dichtung von den Brettern verdrängt, werden die Wenigen, denen die Dichtung gehört, sie im stillen inniger vernehmen. Was kann die Kunst durch große Öffentlichkeit gewinnen? Was ist gewonnen, wenn am Schluß einer Tragödie Medekinds die Leute sich zum Lachen und zur Liebe gekipelt fühlen? (Am Schluß von „Husarenfieber“ aber genießen sie reine Befriedigung.) Soll das Theater, das

allem Volk offen steht, denn erziehen, mißgönne man ihm nicht den Lehrstoff von Volksschulen. Die Bildung derer, die höher steigen, braucht nicht das Theater.

*Heinrich Mann*

XV:

Hermann Hesse:

Hier in aller Kürze meine Antwort auf Ihre drei Fragen:

I. „Welchen Einfluß hat das Theater auf Ihre ethische und ästhetische Bildung ausgeübt?“

Keine.

II. „Bringt das Theater kulturell erzieherische Werte in sich?“

Ja.

III. „Ist es zu erwarten, daß unser modernes Theater diese Aufgaben erfüllt?“

Nein.

*Hermann Hesse*

XVI:

Franz Blei:

Wo man im besten Falle aus der Historie nur die Gesetzmäßigkeit des Geschehenen einsehen und daraus über die Gesetzmäßigkeit des Werden und Künftigen keine Kenntnis erwerben kann, die mehr ist als größte Allgemeinheit, so bleibt nichts anderes übrig, als daß man gläubig wartend vor dem steht, was wird, wenn dessen Verlauf auch aller Erfahrung widerspricht und alle Vorliebe beleidigt. Also: man will unserer Zeit, der man unausgesetzt die Kulturlosigkeit vorwirft, damit Kultur beibringen, daß man beim Ende anfängt, ihr die feinsten Dinge kultivierten Lebens, dessen letzte Ergebnisse vorsetzt, in der Annahme, daß der Barbar die fehlende Voraussetzung: die Bildung die durchformte Geselligkeit und den sicheren Geschmack, schon selbst entwickeln wird. Man serviert dem Bauer die Delikatessen aller Zonen: er wird schon lernen, ob man sie mit Gabel oder Messer ißt. Sicher: zwischen den Anschauungen unserer Künste und den Lebensformen der Menge

## Die kulturellen Werte des Theaters

gähnt ein Abgrund; Stimmen schreien herüber, hinüber, man versteht sich nicht. Ein paar versuchen zu springen, drüben, herüber, fallen in den Abgrund. Die drüben sprechen in dem gewissen Ton vom Publikum, die herüber von den Narren auf der andern Seite. Wenn es überhaupt zum Verstehen kommt, ist es ein Mißverstehen, weil sich die Snobs zu Mittelpersonen machen.

Das ist verwirrend, oft lächerlich, war nie Art einer Kulturbildung, aber: es wird so sein müssen.

Die alten Kulturen waren — tausendmal ist's gesagt — immer nur die Angelegenheit, die Äußerung einer Elite: Besitz und Bildung waren in einer Person. Da dies nun nicht mehr so ist, und in den heutigen Formen der Wirtschaft auch nicht herzustellen ist, sollen uns auch die alten Kulturen als ewig vorgehaltene Beispiele nicht mehr belästigen wollen. Es sind neue Bedingungen, die sich in neuen Formen ausdrücken werden. Man soll uns mit der Renaissance in Ruh lassen, einen Großhändler von heute nicht mit der Erinnerung der Medici plagen, den Damen von Berlin W nicht den Salon der Duffand einreden. Dadurch werden sie nie lernen, ob man die Salanganen unserer Künste mit dem Löffel oder mit der Gabel ißt. Lieber sollen sie sich noch einige Jahre blamieren. Es ist nicht so schlimm. Die Nichtstuer haben hier kein Wort. Nur die Tätigen. Die alles einschließende ästhetische Formel der letzten zehn Jahre war ein Irrtum.

Wo alles Wirtschaftliche so unsicher ist vom Heute auf das Morgen, nicht nur in der Klassenteilung sich ausdrückt, sondern innerhalb der Klassen selber, wo heute in einer neuen Erfindung Riesentapitalien investiert werden, die morgen eine andere Erfindung vernichtet — wo soll da Ruhe, Behagen, Sammlung, Geselligkeit werden, als welche Voraussetzungen des kulturellen Lebens sind? Da werden die Künste: Freude der Künstler selber, Snobismus der Nichtstuer, Schwäger und schlechten Erben, die gelegentliche Abreaktion des vom Tagesgeschäft Müden. Also: stille feine Bücher, grelle Kunststücke, Metropoltheater (oder Brahms oder Reinhardt: was gerade „die Novität“ ist).

Das muß so sein. Man muß damit zurecht kommen. Wer da schimpft, wipelt oder sich zurückzieht, der liebt das Leben nicht. Alles gehört zum Ganzen. Der jätende Gärtner wirft das Unkraut auf einen Misthaufen, aber auch der gehört zum Garten. Wohin in aller Welt soll man das sogenannte Schlechte denn stecken als wieder nur in die Welt, aus der es genommen ist.

Die Menge ist gern beisammen und zu möglichst viel. Auch beim Kunstgenuß. Das hat viele Gründe, die hier nicht weiter zu erwähnen sind. Diese Neigung der Menge gibt dem Theater seine Stellung in der ersten Reihe der Künste, vom Publikum aus. Auch von der Kunst aus könnte dem Theater diese Stelle in der ersten Reihe zukommen; das viele ist hier in einem gegeben, das kein willkürliches, sondern ein organisches ist; der Vorgang: für die Leidenschaften und Energien der Zuhörer, das Bild: für die Augen, das Spiel: für die übrigen Sinnlichkeiten. Keine andere Kunst hat das. Keine hat deshalb auch größere Schwierigkeiten reizvollster Art zu überwinden.

Das Theater scheint mir der sicherste Gradmesser für die Vorbereitung der Menge zu sein, für die kulturellen Möglichkeiten. Und wird dadurch das stärkste Mittel zur Erziehung dieser Menge. Wenn man die Moral nicht als Bürgertugend und polizeiliches Unbescholtensein auslegt, wenn man endlich einmal diese Dilettantenphrase von der moralischen Indifferenz der Künste aufzugeben sich entschloße, dann wird jeder das Theater als moralische Anstalt erkennen. Den Künstler bildet seine eigene Kunst, sie bestimmt ihn, sie charakterisiert ihn. Das gleiche wirken die Künste auf den Nichtkünstler, die Menge. Nicht zu jenem „guten“ Menschen macht den Künstler sein Kunstwerk, nicht zu braven Bürgern macht das Theater die Menge: solche Wirkungen gelingen nicht einmal den himmlischen und irdischen Gesetzbüchern, die mit stärkeren Mitteln arbeiten. Aber die Kunst steigert das Wesentliche, sei es wie immer, sie differenziert den Charakter, lockert, löst, bindet neu, zeigt Möglichkeiten, Leben, wirkt Taten aus. Beim Raubmörder findet man den Schauerroman, Napoleon liest den Werther . . . Und das Theater verfügt unter den Künsten über die meisten Mittel solcher Wirkung. Es ist die erste moralische Anstalt.

Hier der Parvenü, die Spekulation, die Arbeit, die Macht, die Brutalität und der rohe Wiß — dort die Delikatén, die durch alle Kulturen Gereiften, die Anstrengungen der Künste: es wird schon über alle Unzulänglichkeiten und Lächerlichkeiten zu einem Ineinander kommen, zum großen Schmerz des Snobs, die dieser vorläufigen Trennung ihre Existenz verdanken.

Wann das sein wird? Nach dem bevorstehenden großen Konkurse der falschen Werte. In ein paar Jahren.

Franz Blei

## Die kulturellen Werte des Theaters

### XVII:

### Wilhelm von Scholz:

Ich muß Ihre Frage enger fassen, um sie beantworten zu können. Das Wort „Theater“ begreift Grenzformen in sich, die allzuweit voneinander abstecken, als daß irgend etwas Eindeutiges, im Hinblick auf Ihre Umfrage, darüber zu sagen wäre. Ich will statt vom Theater nur von der Bühnendarstellung großer dramatischer Werke sprechen.

Deren Einfluß war schon früh lebhaft und stark auf mich. Nirgends wurde so, wie etwa bei der Aufführung Schillerscher Tragödien, hoher Sinn in mir geweckt und mein Wollen auf große Ziele gerichtet. Das Leben, das über das Empfinden hinausliegt, das Leben der Tat, des Wollens, des Kämpfens, hat zuerst von der Bühne herab zu mir gesprochen. Es sind meine tiefsten menschlich-künstlerischen Erschütterungen gewesen, als ich später staunend die Welt der großen Dramen im Spiel des Lebens wieder erkannte, als ich Spiegelbild und Urbild einander gegenübertreten sah.

Das Drama, das aus dem besten, stärksten Wollen der Menschheit erwächst, aus den Tatkonflikten, die das Leben uns hinwirft und die groß, rein, ohne Ausweichen zu lösen, der überwirkliche, ideelle Sinn in uns verlangt, vermag dies hohe Wollen auch weiterzuleiten und zu wecken. — Bis ins Äußerliche geht diese Einwirkung des Dramas. Ich habe oft junge Leute aus dem Theater kommen sehen — mit einem feierlichen Schritt, einer vielleicht komischen Geste von Pathos, die ihnen sonst fremd war. Sie waren erfüllt von Persönlichkeitsanregungen, die sie steigerten und über den Bereich ihrer Alltagsinteressen erhoben. Wiederholen sich solche Erregungen, so wandelt sich die Persönlichkeit langsam dauernd nach ihnen und wird wertvoller.

Das moderne Theater — hier nehme ich das Wort im Sinne der Umfrage — erfüllt seine Kulturaufgabe genau insoweit, als es dem Drama großen Stils, dem klassischen und dem werdenden, dient und sich mit all seinen Mitteln ihm unterordnet. Es verfehlt sie überall dort, wo es sich selbst vordrängt und die Stücke nur als Vorwand nutzt, um an ihnen seine eigenen Künste zu zeigen.

*Wilhelm von Scholz.*



XVIII:

A. Fitger:

Das Theater hat zu Zeiten in meinem Leben eine große Rolle gespielt; zu Zeiten war es mir fast bis auf die letzte Spur entschwunden. Die ersten Vorstellungen einer kleinen wandernden Truppe, die ich in meiner Heimatstadt Delmenhorst sah: „Räthchen von Heilbronn“ und „Preziosa“, erregten mich unbändig, und obwohl ich kaum zwölf Jahre alt sein mochte, bemühte ich mich, meinerseits aus Geschwistern und Spielgefährten eine Truppe zusammen zu bringen, um aus dem Gedächtnis auch das Räthchen und ein anderes Ritterstück zu spielen, in dem ein samtener Pantoffel irgend ein verhängnisvoller Gegenstand gewesen sein muß; aller eigentliche Inhalt ist meinem Gedächtnis entschwunden. Epoche machten aber zwei Besuche im Bremer Stadttheater: eine Aufführung des „Freischützen“ und Emil Devrient als Rubens in Madrid. Den Zettel bewahre ich mir noch als Reliquie auf; ich war völlig in eine Traumwelt entrückt. Der bewunderte Emil Devrient und noch dazu in der Rolle eines Malers! Fast wäre ich übergeschnappt vor Begeisterung.

In meiner Gymnasialzeit war in Oldenburg ein vortreffliches Hoftheater, über dem noch der Glanz von Julius Mosens so herzbrechend endender Dramaturgie schwebte; aber da meine Schulzeugnisse immer entsetzlich schlecht waren und ich nur in den beiden brotlosen Fächern: Zeichnen und Rezitieren deutscher Gedichte eine Nr. 1 aufzuweisen hatte, so war mir der Besuch des Theaters, trotzdem er für Schüler nur 25 Pfennige kostete, selten erlaubt. Unvergesslich werden mir die beiden Teile von Shakespeares „Heinrich IV.“, „Hamlet“ und „Faust“ mit der Seebach als Gretchen sein. Jugenderinnerung ist ja freilich keine Kritik; allein ich wüßte mir auch heute, wenn ich alles recht überdenke, nichts Vollenderes als jenen Falstaff und jenen Prinzen Heinz, und ich hatte als Siebzehnjähriger gar nicht übel Lust, mit der Flamme meines Herzens, die noch dazu die Tochter eines Schauspielers war, durchzugehen und auch Schauspieler zu werden. O heiliger Thespis, wie würde ich mir vorkommen, wenn ich jetzt vielleicht noch den alten Moor spielen müßte! Als ich die Akademie in München bezog, nahm die Malerei natürlich den ersten Rang in all meinen Bestrebungen und Interessen ein, und das Theater trat weit in den Hintergrund; das Drama noch mehr als die Oper, die

## Die kulturellen Werte des Theaters

---

mir damals als etwas Neues aufging und mich zu dem anbetenden Verehrer Mozarts machte, der ich bis auf den heutigen Tag geblieben bin. Das große Ereignis meiner Münchener Zeit war die Schillerfeier 1859 und der Vortrag des Liedes von der Glocke, mit dem die alte Frau Sophie Schröder, die noch in Schillers Zeit hinüberreichte, das Publikum zu heiligen Tränen rührte.

Als ich meine Studien in Antwerpen fortsetzte, verschwand das Theater ganz; nur zweimal bin ich feinetwegen nach Brüssel hinüber gefahren: einmal um die Ristori zu sehen, die trotz der schlechten Stücke, die sie spielte, einen überwältigenden Eindruck machte, und einmal um Frau Miolan Carvalho als Rosine im „Barbier“ zu hören. In Rom ging man nur (eine prachtvolle Aufführung von Schillers Maria Stuart im Teatro Valle ausgenommen) in das Volkstheater Ballatto, obwohl es darin von Flöhen wimmelte und so stank, daß mein Freund Hans Kugler meinte, wenn man das Haus abrisse, würde der Gestank noch drei Tage wie ein massiver Block stehen bleiben; aber gespielt wurde vorzüglich. Als Kuriosum sei hier erwähnt, daß ich auch einmal in einem Sommertheater, das auf dem Grabe des Augustus errichtet war, eine Vorstellung von Onkel Toms Hütte gesehen habe.

Es heißt oft, daß man, um das Theater wirklich zu genießen, Habitus sein müsse; wer nach langer Pause wieder ins Theater komme, habe tausend Dinge zu tadeln, ja, finde oft die illustresten Mimen unerträglich. So ging es mir, als ich nach Deutschland heimkehrend den ersten Winter 1865—66 in Wien verlebte und dort die weltberühmte Burg besuchte. Ich kann nicht sagen, wie enttäuscht ich war. Dieses deklamierende Pathos, diese gespreizten Gebärden! Aus dem Wallenstein bin ich nach dem zweiten Akt fortgelaufen; erträglich waren Scribe und Bauernfeld; aber man geht doch nicht ins Wiener Hofburgtheater, um Scribe und Bauernfeld erträglich zu finden.

Nach langen Jahren völliger Teilnahmslosigkeit berührte ich mich erst wieder 1870 in Bremen mit der Bühne und dramatischer Dichtung, und zwar etwas in dem Genre meiner kindlichen heimatlichen Direktorentätigkeit, indem ich Stücke schrieb, einstudierte, ich selbst natürlich die dankbare Rolle, Regie führte usw., auch gelegentlich einen Felsen Dekoration, z. B. die Mosesstatue Michelangelos oder Raphaels Sirtinische Madonna als Transparent malte. Das alles bewegte sich in dem zwar sehr großen, doch anspruchslosen Rahmen eines Vereins, mit dem ich zu jener Zeit herzlich befreundet war. Aber im Grunde ging die Sache mich

tiefer an, als daß mir die Belebung eines einzelnen Festes genügt hätte, und ich schrieb ein leibhaftiges, fünfsäktiges, für die Bühne berechnetes Trauerspiel. Den üblichen König Saul hatte ich mit Ausschluß der Öffentlichkeit bereits in Rom absolviert, nun kam ein Kaiser Heinrich IV. dran; zwar nicht ein eigentlicher Heinrich IV., dieser war relativ Nebenperson; der Held des Stückes war Adalbert von Bremen, der große, kulturkämpferisch gestimmte Erzbischof. Das Stück wurde am Hoftheater in Oldenburg und Stadttheater in Bremen aufgeführt und hatte bei den Landsleuten einen großen lokalpatriotischen Erfolg. Na ja! Aber ich fühlte doch Lust und Liebe erstarken, und ich schrieb bald darauf die „Here“, die zuerst mit der Geistlinger in Leipzig gegeben wurde, und deren Erfolg sich dann freilich nicht auf das landsmännische Kirchturnrayon beschränkte. Die schönste Errungenschaft, die ich der „Here“ verdanke, ist die Gunst, die der Herzog von Meiningen, der das Stück alsbald in das Reiserepertoire seines Hoftheaters einreihen ließ, mir gewährte und wandellos bewahrt hat. Was solche Gunst, abgesehen von ihrer rein menschlich-persönlichen Seite, ästhetisch zu bedeuten hat, das wird nur der völlig zu würdigen wissen, der mit den künstlerischen Grundfäßen und Intentionen des hohen Herrn näher vertraut werden durfte, der mindestens jene unvergleichlichen Schöpfungen der Meininger Bühne in ihrer Glanzzeit genossen hat. Durch die Meininger wurde mir das Theater zu einer ganz neuen Welt; da erst fühlte ich: Als ein dienendes Glied, das selber kein Ganzes werden kann, an ein Ganzes sich anzuschließen, sei das wahre Wesen der Kunst, nicht nur der theatralischen, nein, jeder Kunst überhaupt, und wenn von einer ethischen und ästhetischen Bildung, welche das Theater etwa auf mich ausgeübt haben sollte, hier die Rede ist, so muß ich solche erziehende Wirkung im wesentlichen von dem Augenblick an datieren, da ich mich der Meininger Bühne und ihrem erlauchten Protektor und spiritus rector nähern durfte.

Die gegenwärtige Umfrage scheint mir nicht auf eine Darstellung der theatralischen Karriere der einzelnen Autoren gerichtet zu sein; darum breche ich hier den Bericht über das Schicksal meiner weiteren Stücke ab. Ob das Theater einen Einfluß auf meine Bildung ausgeübt hat, ist nach dem oben Gesagten keine Frage; denn das Theater an sich ist ja nur eine Erscheinungsform der dramatischen Dichtung, und es dürfte nicht leicht eine Seele geben, auf welche diese Dichtung nicht einen unberechenbaren Einfluß gehabt hätte. Ich glaube, sie wirkt von allen Dichtungsarten, ganz abgesehen von der

## Die kulturellen Werte des Theaters

Bühne, am stärksten, und eine Sprecher, die es nicht bis zum Drama gebracht hat, wie z. B. die hebräische oder persische, leider erheblicher Mangel. Ich selbst kenne viele der berühmtesten Dramen nur aus der Lektüre; andere habe ich in einer so unzulänglichen Bühnenbarstellung gesehen, daß sie mir geradezu geschunden und gerädert schienen; z. B. Goethes *Iphigenie*; und wiederum gewährte mir manche Bühnenbarstellung Vergnügen an Werken, welche zu lesen mir unmöglich wären, z. B. Robert und Bertram. So lassen sich im einzelnen wohl die Wirkungen von Dichtung und Aufführung auseinander halten; aber im allgemeinen fließen sie doch stets ineinander über.

Wenn man aber bedenkt, daß Tausende zur Lektüre eines Dramas nicht die nötige Phantasie mitbringen, die ihnen das Gelesene sofort in anschauliche Bilder von Himmel und Hölle, von Sonnenschein und Sturm, von Palast und Hütte überseht, und daß diese Tausende deshalb gar leicht den ganzen unermesslichen Schatz dramatischer Dichtung ungehoben auf sich berufen lassen, dann ist das Theater als einziger Vermittler gar nicht hoch genug zu schätzen. Eine unserer allerstärksten Kulturmächte haben wir in ihm zu verehren. Ich habe doch selbst, als ich hin zu den Kulissen neben einem wartenden Feuermann stand, diesen bei einer ergreifenden Szene in den bittersten Tränen aufschluchzen sehen. Das ist doch die Wirkung, die der Dichter angestrebt hatte, und die ohne die Aufführung niemals eingetreten wäre. Und ebenso wertvoll wie die tragische ist die komische Wirkung. Wer lacht denn bei der Lektüre eines Lustspiels, wer liest denn ein Lustspiel? Die Bühne aber bringt den Augen reiner Freude. Und im Lustspiel bringt sie noch öfter als in der Tragödie. Vollends in der Oper. Der kostbare Reiz der Oper existiert ja nur durch die Bühne, auf der Bühne. So ist also prinzipiell das Theater als einen hochwichtigen Faktor in der Kultur unserer Zeit.

Freilich im Einzelnen, Tatsächlichen dieser Faktor beschaffen ist, das entzieht sich meinem Urteil. Ein eifriger Theaterbesucher war ich nie gewesen, und seit Jahren kann noch Bremen verlassend, komme ich in Bremen nur sehr selten in die Loge. Seit zwanzig Jahren habe ich nicht ein einziges der aktuellen Stücke der Saison gesehen und die Namen der Damen ihrer Autoren sind mir nur Namen. Ich glaube, der einzige eigene Stücken ist der „Fechter von Ravenna“ die jüngste Komödie, die mich ins Theater gezogen hat. Man kann eben nicht den ganzen Tag als fleißiger Maler tätig sein, und noch abends Sammlung



Prof. Bruno Schmitz:  
 Haus Rheingold Berlin: De-  
 tail der Fassade Bellevuestr.  
 (Zum Artikel v. J. A. Lur.)  
 Mit gütiger Erlaubnis des  
 Verlages J. J. Arnd, Leipzig.



für den Tempel Melpomenes und Thalias haben. Darum muß ich für die Frage, welche erziehende Wirkung von dem speziell modernen Theater zu erwarten wäre, mich leider inkompetent erklären. Aber warnen möchte ich wohl im allgemeinen vor der allzueifrigen Gründung neuer Theater: wenn die nötigen Finanzen auch zu beschaffen sind, woher sollen all die nötigen Talente kommen? Der Vorrat eines Volkes an theatralischen Talenten ist doch nicht unbegrenzt.

*A. F. J. J.*

XIX:

## Hedwig Dohm:

Die erste Frage: „Welchen Einfluß hat das Theater auf Ihre ethische und ästhetische Bildung geübt?“ kann ich nur dahin beantworten, daß — soweit mein Erinnern zurückgreift — das Theater einen wesentlichen Einfluß auf mich nicht gehabt hat.

Die zweite Frage: Ob das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt — ist selbstverständlich zu bejahen. Die starken sozial-ethischen Wirkungen hervorragender Bühnenwerke springen in die Augen, wenn auch hier die Meinungen, welche sozialen Wirkungen zugleich den Anforderungen hoher Ethik entsprechen, auseinandergehen. Viele sehen ja heute noch in der französischen Revolution nichts als einen Knäuel schwarzer Greuel. In manchen Mädchenschulen wird es noch so gelehrt.

Eine Rede im Reichstag wirkt ungleich stärker als ein Leitartikel in der Zeitung über dasselbe Thema. Erkenntnisse, Reformbestrebungen, die in wissenschaftlichen Schriften — es können auch populäre sein — niedergelegt werden, bleiben lange Zeit hindurch nur ein Besitz kleiner Kreise fortgeschrittener Menschen. Ein Funkensprühen durch Nebel.

Bemächtigt sich die Bühne dieser Erkenntnisse, dieser Reformideen, so gewinnen sie gewissermaßen einen Leib. Vor den Augen der Zuschauer entwickeln sich mit psychologischer Folgerichtigkeit aus Wort und Idee Handlung und Tat. Das Funkensprühen wird Flamme.

## Die kulturellen Werte des Theaters

---

Zuweilen wirkt ein geniales Bühnenwerk geradezu wie ein Scheinwerfer, der mit seiner faszinierenden Leuchtkraft dunkle Nächte tagklar erhellt. Ein drastisches Beispiel dafür sind Ibsens „Gespenster“.

Das gedruckte Wort verhält sich etwa zur Bühnenwirkung wie eine Kontourzeichnung zu einem farbigen Gemälde. „Die Vielzuvielen“, — die die Kultur doch zur Durchführung ihrer Pläne braucht — werden durch die Zeichnung nicht gepackt.

Man hat behauptet, daß die Aufführung der „Hochzeit des Figaro“ von Beaumarchais das Signal zum Ausbruch der französischen Revolution gab. Die Aufführung der „Stummen von Portici“ soll in Italien einen Aufruhr angestiftet haben.

Ein Scheinwerfer war das russische Drama: „Der Revisor“, der die bodenlose Korruption des russischen Beamtentums vor aller Welt in grelles Licht rückte.

Zur Unterminierung der heutigen Eheform haben die Ehebruchs-dramen wesentlich beigetragen.

„Don Karlos“, „Kabale und Liebe“, Hebbels „Maria Magdalena“ — wie bligartig mögen sie in die Rückständigkeit ihrer Zeit eingeschlagen haben, natürlich immer unter dem Widerspruch derer, denen Ruhe die erste Bürgerpflicht ist.

Von dem erzieherischen Kulturwert der ästhetisierenden und ethisierenden Kraft klassischer Bühnenwerke zu reden, erscheint überflüssig.

Dramen von rein poetischer Schönheit, wie die Dramen von Hofmannsthal oder Maeterlinck, nähern sich in ihrer ästhetisierenden Wirkung den klassischen Werken an.

Auch die dritte Frage: „Ist es zu erwarten, daß unser modernes Theater diese Aufgaben erfüllt?“ dürfte unbedingt bejaht werden. Nicht nur ist es zu erwarten, die moderne Bühne hat bereits bemerkenswerte Proben ihres Wollens und Könnens geliefert. Wieder nenne ich in erster Reihe die „Gespenster“. Gewiß, längst vor Ibsen hat man in Büchern und Broschüren — neuerdings auch in Vorträgen — auf die Folgen hingewiesen, die physische oder geistige Verkommenheit der Eltern auf die Nachkommenschaft übt. Ein Funken-sprühen. Ibsens Sturmdrama entloderte ein Feuer. Es ist recht eigentlich die Tragödie, die Furcht und Mitleid erregt.

Möglicherweise ist es zum Teil Ibsen zu danken, daß man in neuester Zeit ernstlich Gesetzesvorschriften in Erwägung zieht, die berufen sind, die Art an die Wurzel des Übels zu legen.



Als Bühnenwerk von starker sozialer Wirkung und Werbekraft bezeichne ich Hauptmanns „Weber“, „Hanneles Himmelfahrt“, „Rose Bernd“, das „Friedensfest“.

Für ein kulturerzieherisches Werk halte ich auch „Frühlings Erwachen“ von Wedekind, von dem konservative Elemente der Gesellschaft sich mit Schauern abwenden, darunter Mütter, deren Söhne möglicherweise wie Moriz Stiefel zugrunde gegangen sind, oder zugrunde gehen können.

Wie viel Schriften sind nicht über Pubertätsgefahren und Sexualpädagogik geschrieben worden.

Ein Funnensprühen.

„Frühlings Erwachen“ schreibt ein flammendes Menetekel in das Hirn der Gesellschaft. Freilich, erzieherische Konsequenzen hat der Dichter aus seinen Entschleierungen nicht gezogen. Dieses Drama steht noch aus. Wedekind wird es schwerlich schreiben.

Auch Sudermanns „Ehre“ und „Heimat“ gehören in die Kategorie der kulturerzieherischen Theaterstücke. Vielleicht dürfen wir in Zukunft auch auf Bernhard Shaw rechnen, den Gedankenleser par excellence, den genialen Sezierer, der Hirn und Herz der Menschen bloßlegt.

Daß die Wirkungsmöglichkeiten des Theaters bei weitem noch nicht ausgeschöpft worden sind, glaube ich. Daß die Bühne ein Areopag sein könnte, mitberufen den Kulturideen der Zeit zu ihrem Recht zu verhelfen, liegt im Bereich der Möglichkeit.

*Hedwig Dohm*

F o r t s e t z u n g   i m   M a i h e f t.

## Gustav Falke: Dörten . . . . . Erzählung

Schl u ß.

Wie hatte Dörten sich gefreut, als Hinnerk wieder in Schönboeken auftauchte. So hatte sich nur noch ol Trina Meesch gefreut. Nun brauchte Dörten ihr Schuhzeug doch nicht mehr zu „Laus“ nach Möhlenbeck zu bringen. Hinnerk hatte seinen Schusterschemel kaum zwei Tage in Schönboeken aufgestellt, da hatte Dörten schon Arbeit für ihn.

„Dag, Hinnerk!“

„Dag, Dörten!“

„Na, büßt wedder dor?“

„Dat schall's ja woll wohr warrn.“

Das war die erste Begrüßung gewesen. Und dann hatte Hinnerk Dörtens Schuhe kritisch betrachtet und das gelassene Wort gesprochen: „Rütter ist din Fot of nich worrn.“

„Wo schall he woll,“ hatte sie etwas empfindlich geantwortet.

„Mit de fin Hamburger Dams fönt wie hier nich konkurrieren.“

Da hatte er gelacht und gemeint, mit den feinen Hamburger Damens hätte er auch nichts im Sinn. Er hätte allzeit Heimweh nach Schönboeken gehabt und wäre nun froh, wieder zu Hause zu sein.

„Nu loop man düchtig Schoh af, dat de Draht nich kolt ward.“

„Dat will't dohn, Hinnerk. Id' gah all Sündag to Danz.“

„Deern, en beeten Klöger büßt doch worrn.“

„Dat schall id' woll meenen.“

Das war die erste Unterhaltung mit Hinnerk gewesen. Dörten hatte nachher zu ihrer Mutter gesagt: „Wat is he doch förn netten Minschen worrn.“

Ja, so war es früher. Und jetzt? Nein, Dörten war nicht festlicher Stimmung. Aber als der große Tag kam, wo Jochen Schröder sein Luthorn für Möhlenbeck reinigte, und Fris Frahm seinen Grüngetupften malerisch um den mageren Hals legte, stand Dörten in ihrer kleinen Kammer vor dem halbblinden Spiegel und pußte sich mit ihrem bißchen Fuß umständlich heraus. Sie steckte einen alten plumpen Schildpatt-

kamm in ihr volles Haar und legte eine große Bernsteinkette an, die gut zu ihrer breiten und vollen Gestalt paßte. Sie hatte eine dünne weiße Bluse und einen schlichten, dunkelgrauen Rock, dazu einen schönen roten Unterrock, was alles ihr prächtig und festlich dünkte. In den Gürtel wollte sie unterwegs ein paar Kornblumen stecken. Drei blutrote Phantasierosen zierten ihren schwarzen Strohhut. So gepußt, würde sie sich vor Lene Staak nicht zu verstecken brauchen. Die hatte nur ihr weinrotes Wollkleid mit dem schwarzen Eisenbesatz, das sie Sommer und Winter zum Ausgehen anzog. Das letzte Mal, bei Philipp Ostermann in Rohrhagen, war der Stoß durchgeschauert gewesen, und Lene hatte mitten im Tanze aufhalten und die Stoßliße abreißen müssen. Karl Regendank sollte sie zwar abgetreten haben, aber er bestritt es entschieden. Er war auch wohl im Recht gewesen. Lene war unordentlich genug. Das war sie schon in der Schule gewesen. Es wäre nicht verwunderlich, wenn die Liße heute noch nicht wieder angenäht wäre. Hinnerk sollte sich nur versehen. „De Mann kann nich so veel in de grote Döhr inföhrn, as de Fru ut de lütt Döhr rutdreegen kann.“

\*

\*

\*

Alles, was Schönboeken an Tanzbeinen zu stellen hatte, ging am Sonntag Nachmittag auf den Weg nach Mühlenbeck hintereinander her. Das heißt, der Grüngetupfte hielt sich an Jochen Schröders Seite. Hinter diesen beiden aber, nicht wissend, ob sie sich anschließen oder lieber zurückbleiben sollte, ging Dörten. Hinter Dörten aber pfiff eine lustige Stimme: „Fischerin, du Kleine“. Das war Hinnerk Schofter.

Hinnerk pfiff so laut, daß Dörten es hören mußte. Täte sie nun, als höre sie es nicht, und ginge obendrein mit dem dummen Bengel da vorne, ob er sich dann wohl für ärgern würde?

Aber da, wo die Boeker Au in einem weiten Bogen an den Mühlenbecker Weg herankommt, treffen sie alle zusammen: Jochen Schröder ist stehen geblieben, wie er es immer tut, wenn er etwas Wichtiges zu erzählen hat.

„Dat is de Dodenkuhl.“

Jochen zeigt mit seinem Euthorn, das in einem schwarzen Lastingbentel steckt, aufs Wasser.

„Dodenkuhl, warum Dodenkuhl?“ fragt Friß Frahm.

„Dor is mal en Deern in versupen.“

„En Kind?“

„Ne, en grote Deern, ut Boek.“

„Ist das so tief hier?“

„Dat mütt woll. Sünst harr se sik woll en anner Flach utsöcht.“

Und dann erzählt Jochen die Geschichte von Stine Åsmussen, die mit dem Pastorensohn aus Hinschendorf ein Verhältnis gehabt und sich hier ertränkte, als er sie in ihrer Not verließ. Jochens Vater war noch mit ihr zusammen in die Schule gegangen.

„Se wär en bannig hübsche Deern wesen, mit 'n lütte Musplacken be de Näs rüm. — He schall nich veel dögt hebben.“

Es war eine alte Geschichte, die aber noch immer von Mund zu Mund ging.

Eine Liebestragödie auf dem Lande? Friß Frahm's Phantasie bekommt Dampf. Sie arbeitet gewaltig. Aber da kommt Dörten Plüchhahn langsam heran, und Stine Åsmussen liegt wieder vergessen in „de Dodenkuhl“.

„Süh, Dörten!“ rief Jochen. „Büßt jümmer achterran wesen?“

Und da kam ein schneller leichter Schritt.

„Süh, dor is ja Hinnerk Schofter ol all. Du kümmt se jo woll all tofamen.“

Und Friß Frahm nahm den Hut ab vor Dörten und dienerte und warf den Grüngestupften mit einer lässigen Bewegung über die Schulter zurück. Und Dörten wurde rot, wie die Rosen auf ihrem Hut, und strich mit der Hand ein paarmal an ihrem Rock herunter, ganz unnötigerweise, denn er schloß sich glatt und prall um ihre runden Hüften.

Hinnerk Schofter wollte von der Totenkuhlgeschichte nichts wissen.

„De Lue snackt allerhand torecht. Dor kann ja gar keen Minsch in ersupen.“

„Dat is 'n orig Koch,“ verteidigte Jochen die Möglichkeit.

„Und spöken sall se hier ol noch.“ Hinnerk lacht überlegen, der aufgefärbte Hinnerk. „Si sünd all ol Wiewers!“

„Segg dat nich, Hinnerk.“

Jochen ist überzeugt, daß es allerlei zwischen Himmel und Erde gibt, wovon unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt. Man sieht es seinem Gesicht an. Friß hätte es auch lieber gesehen, Stine Åsmussen läge wirklich da unten im Koch und erschiene nachts dem einsamen Wanderer, wehklagend und warnend vor sträflichem Umgang mit ungeratenen Pastorenöhnen. Aber die Welt wird immer nüchterner. Das Romantische stirbt immer mehr aus. Wie viel Poesie liegt im Aberglauben.

Etine Asmussen könnte sich wirklich verdient machen nach ihrem Tode und gern ein wenig spöken.

Dörten aber dachte:

„Wenn di dat ok mal so gahn dä. D Gott, o Gott, ne!“

Sie warf einen ängstlichen Blick nach dem Wasser, das so unschuldig und munter dahinfloß. Nur ein paar Weiden legten einen dunkleren Schatten auf den klaren Spiegel der Au.

„Heft di ja bannig fin maht, Dörten,“ sagte Hinnerk.

Dörten lächelte etwas verlegen. „Is ok min best,“ sagte sie in unschuldiger Eitelkeit. Sie hatte wohl bemerkt, daß Friß Frahm sie schon die ganze Zeit mit prüfenden Blicken beobachtete.

Sie gehen jetzt alle nebeneinander her, in der ganzen Wegbreite, Jochen zwischen Friß und Dörten. Jeder stellt Betrachtungen über den Feststaat des anderen an.

„Dörten, Dörten,“ denkt Hinnerk, „mit den Slipps fangt he di am End doch noch.“

Aber Dörtens Meinung ist: „De Bengel süht as 'n Kap ut.“

Dagegen gefällt Hinnerk ihr gut. Er trägt einen dunkelblauen Jackettanzug, weiße Wäsche mit Stehragen und einen kleinen runden schwarzen Hut. Sogar einen Zipfel des weißen Taschentuches hat er kokett aus der Brusttasche gezogen.

„Allens für Lene,“ denkt Dörten.

Jochen ist der einzige, der nur mit sich selbst beschäftigt ist.

„Verdammt Hitt hüt,“ schilt er und zieht seinen Rock aus.

„Und dorbi schallst noch Wind maken hüt Abend,“ lacht Hinnerk.

„Dat segg man. Zi hebbt denn Spaß und ik hev de Arbeit.“

„So schallt ok wohl sin, Jochen. Sünst keem wohl sach keen Ball to stann.“

Ein ganzer Leiterwagen voll Hirschendörfer hält vor dem Blauen Engel, als die Schönboekener ankommen. Friß Blei klettert grade vom Wagen. Und Fiken Fehrs, die mit ihrem Rock hängen geblieben, kreischt laut auf, weil Emil Meinde — Emil mit'n Poll — sich einige Dummheiten erlaubt.

Noch drei Paare arbeiten sich vom Wagen herunter. Das ist ein Lärmen und Begrüßen. Sie kommen ja alle in der Absicht, einmal recht vergnügt zu sein. „Nu wüllt wie uns mal fix amuseern.“

Und es ist wirklich ein Vergnügen, bei Peter Blindmann zu tanzen. So einen Saal gibt es nicht wieder in der ganzen Umgegend. Bei Peter Moor in Hirschendorf tanzt es sich auch gut, und Johannsens Saal in Süßel ist berühmt wegen der Bilder, die Gustav Schau auf die Wände gemalt hat. Gustav Schau ist Süßeler Kind und hat es vom Kuhjungen zum Kuhmaler gebracht, und die Süßeler sind stolz auf Gustav Schau. Aber zum Tanzen ist Johannsens Saal ein bißchen zu klein. Da kann man sich im Blauen Engel bei Peter Blindmann anders ins Zeug legen. Man kann den linken Arm in die Seite stemmen und den rechten gerade ausstrecken, wie eine Wagendeichsel, und hat doch noch Platz zum freien Herumschwenken, wenn man einen Puff hier und da nicht so genau nimmt.

Bunte Bilder sind freilich nicht im Blauen Engel. Die Wand ist in halber Höhe grau gestrichen, mit einem blauen Band, und die obere Hälfte und die Decke einfach geweißt. Aber Peter Blindmann hält was auf seinen Saal. In jedem Frühjahr läßt er ihn hübsch auffrischen, so sieht er immer hell und freundlich aus. Und das soll ein Tanzsaal auch; er muß ordentlich lachen, wie die lustigen Mädchenaugen, die nach den Burschen ausschauen, und wie die übermütigen Burschenaugen, die die Tänzerinnen so aufmunternd anblitzen.

An der Rückwand von Peter Blindmanns Saal läuft eine kurze Galerie hin, da sitzen die Musikanten und brauchen den Tanzenden nicht den Platz zu beengen. Da sitzt Jochen Schröder mit seinem Tuthorn, und Kristian Seidentopf mit seiner Klarinette, und der kleine dicke Karsten Krüß mit der Baßgeige. Er hat ein rotes Gesicht, über das er in jeder Pause ein paarmal mit einem blauen Taschentuch hinfährt, wobei er die Unterlippe breit vorschiebt und hörbar über sie hinbläst.

Der beste Mann da oben aber ist Willi Raspe. Der streicht die Geige. Und wie streicht er sie! Mit energischem Bogen hält er die ganze Gesellschaft da unten zusammen. Eins, zwei, drei, eins, zwei, drei. Eigentlich wäre das Karsten Krüß seine Sache gewesen. Schrumm dideldum, schrummdideldum. Aber Karsten Krüß, so gut er es macht, kann doch gegen Willi Raspe nicht aufkommen. „Der hat 'n Akzent in seinem Spiel, das ist einfach großartig,“ behauptet Peter Blindmann.

Fritz Frahm warf freilich von Zeit zu Zeit einen verlegten lächelnden Blick nach der Galerie hinauf. Wenn Willi Raspe, kühnen Vertrauens gar zu voll, die Bestimmung der Tonhöhe dem Zufall überließ. Aber Fritz Frahm hatte unrecht, hier seinen städtischen Maßstab anzulegen.

Doch was fragt Friß Frahm heute nach Recht und Unrecht. Er läßt den Grüngetupften durch den Saal hinter sich herwehen, wie die hellen Wimpeln eines leichten Kreuzers, der auf Raperjagd ausgeht.

„Watt is dat för'n witten Botterlicker,“ hatte Friß Blei gefragt. Und in der Tat, man konnte Friß Frahm auch mit einem Schmetterling vergleichen, der von Blume zu Blume flog. Er hatte zuerst Dörten um einen Tanz gebeten, aber Dörten hatte ihn weggeschickt.

„Unbegreiflich! Was fällt der ein,“ dachte Friß halb getnickt, halb empört.

Aber Dörten wartete auf Hinnerk. Wenn sie gleich mit dem dummen Bengel tanzte, würde Hinnerk sie vielleicht gar nicht holen, und sei netwegen ist sie hier. Aber Hinnerk tanzt zuerst mit Lene Staaß, die ohne Johann Erikson da ist, und Dörten muß sich mit Joseph Rasch begnügen, mit „lütt Joseph“, der bei jeder Schwenkung die linke Schulter so komisch in die Höhe zieht und immer „dwatsche Schnäcke“ im Kopf hat.

Friß Frahm aber hatte eine kleine niedliche Deern aus Rendsburg erwischt, eine Schwestertochter von Peter Blindmann, die zu Besuch war. Die sagte gleich in ihrem schleswigschen Dialekt: „Das ist aber szo sön, daß Szie hier szind, hier tanzen szie alle szo anders.“

Mit der tanzte er sich ein, und ihre Gunst gab ihm dann ein Ansehen bei Wine Gutschmann und Lise Wenk. Unsere Erfolge im Leben hängen oft von den sonderbarsten Umständen ab.

„He is dor mank, as de Uhl mank de Kreien,“ dachte Jochen Schröder, schielte über sein Luthorn hinweg in den Saal hinunter und blies gewaltig.

Tut tätä . . . tut tätä . . .

„He is so fin, de Ratt kennt em nich.“

Tut tätä . . . tut tätä . . .

„Wat he woll en utgeben deiht?“

Tut tätä . . . tuttarätätä . . .

Dörten wartete noch immer auf Hinnerk Schofter. Dieser und jener kam und tanzte mit ihr. Sie ließ sich durch den Saal schwenken und hatte kein Vergnügen daran. Sie hätte nun auch mit Friß Frahm getanzt. Aber Friß Frahm war nicht in Verlegenheit. Er hatte Auswahl zwischen Stadt und Land, zwischen Bildung und Natur. Wine Gutschmann war kein übles Mädchen und hatte leichte Füße. Und Stadt

Kendensburg ließ alle Fontänen der Kofetterie gar lieblich spielen. Überall im Saal flatterte der Grüngestupfte.

Hinnerk Saß schien nur Augen für Lene Staaß zu haben. Jetzt freilich hatte er sie grade zu Platz geführt, dienerte aber schon wieder vor Guste Prebrow.

Da kam Lene und warf sich neben Dörten auf den Stuhl.

„Deern, mi is all ganz düsig! Dat is ok sonn swüle Luft hier.“

„Dat geit sach an,“ meinte Dörten kurz.

Lene mehte sich Kühlung zu.

„He hett jo noch gor nich mit die danzt, Deern. Dat is ja woll rein ut mit ji beiden,“ sagte sie kurzatmig, stoßweise.

Dörten mußte es löffelweise schlucken.

„Wat schall ut sin?“ fragte sie giftig.

„Mit denn mitten Botterlicker dor.“

„De schall ok man wegblieven.“

„Dor kümmt he all.“

Richtig, Friß Frahm kam quer durch den Saal.

„Nu schallk wat beleben,“ lachte Lene.

Einen Augenblick schien Friß Frahm sich zu besinnen, aber Dörtens Blicke, in denen der Groll auf Lene noch funkelte, schreckten ihn ab. Schnell entschlossen machte er Lene eine seiner schönsten Verbeugungen.

„Gott bewohr mi,“ rief Lene. „Wenn’t denn nich anners angeiht. Eenmal övern Barg.“

Friß aber warf Dörten einen Blick zu, der deutlich sagte: „Du hast es nicht anders gewollt.“

Dörten war dem Weinen nahe. „Dat wär n’ Niedertracht von Lene.“ Zum Glück kam Lütt Joseph.

„Magst mi lieden,  
Kannst mi kriegen.  
Wullt mi hebbben?  
Kannst man seggn.“

Dörten versuchte zu lachen, aber es mißlang.

„Na, is din Pott entwei gahn?“ fragte Lütt Joseph. „Jümmer vegnügt Deern, de Lieden sünd slecht nog.“ Damit faßte er sie um die Taille.

Sie tanzten immer hinter Friß und Lene her. Lene lachte sie über Frißens Schulter an und schnitt Grimassen, die Dörten nicht verstand. Friß Frahm aber fand Joseph Rasch komisch und stellte Vergleiche



zwischen Lene und Dörten an. Was hatte er nur an dem Mädchen so besonderes gefunden. Hier waren viele, die hübscher waren als sie; Wine Gutschmann entschieden. Und dann dieses Ballkostüm stand ihr so unvoretheilhaft; wie konnte man sich nur so austaffieren. War das dieselbe Dörten? Was die Kleider doch machen. Aber durfte er sich dadurch beirren lassen? Diese Plünnen zog sie ja wieder aus, und dann würde sie wieder das frische, unverdorbene und unentstellte Naturkind sein, seine „Urkraft“. Als Goethe Friderike Brion im städtischen Puz sah —

„Sett di dahl, de Stohl kümmt glier“, sagte Lütt Joseph. Da saß Friß Frahm auf dem Fußboden und Lene Staak schalt: „Seh di doch en beet en för, Emil.“

„Wenn ji gegen uns anfuhrwart“, war die Antwort.

„Wokeen hett fuhrwart? Ji hebbt fuhrwart!“

Lene konnte einen Streit ausfechten, sie war nicht bange.

Emil mit n' Poll warf wütende Blicke auf Friß, der sich unter dem Gelächter der Umstehenden aus seiner demütigenden Lage erhob.

„Wenn he nich tanzen kann, so denn mütt he hier nich kam'n.“

„Junge, Junge! Peter Blindmann sin Parkett is glatt.“

„Bliev an de Ehr, denn fallst du nich von Böhn.“

„Wo keen Kerl hinfällt, dor steiht ok keen wedder op.“

Das gab eine volle Fuhre Spott für Friß Frahm.

\*

\*

\*

Hinnerk war nicht im Saal. Hinnerk stand draußen an der Tonbank und trank mit Rudolf Schütt ein Seidel Bier. Rudolf Schütt war auch in Hamburg gewesen.

„Donnerwetter. Dat is 'n anner Snack. In'n Apollosaal, nicht wahr, Hinnerk? Und de lütten Deerns! Junge, Junge! All so appetitlich.“

Hinnerk gab das zu. „Und die Blumensäle, Rudolf.“

Denkst du der Zeit  
Wo wir noch jung waren?  
Jung noch waren,  
Du, mein' Marie?“

sang er.

„Magst dat nich, denn sluß dat dahl“, sagte eine fette Stimme hinter ihm.

„Ei, süß da, Timm, büßt ok hier?“

Timm setzte grade das kleine Spitzglas wieder auf die Tonbank.  
„Holl di an Tun, de Himmel is hoch. Süh, Hinnal, wo geiht?“  
„Jümmers op twee Deen, Timm.“

Da setzten sich Hinnerk und Timm und Rudolf Schütt an einen Tisch und bestellten eine Runde Bairisch. Drei Kunden tranken sie. Timm Katterfeld bezahlte. Er hat es dazu. Er ist ein „Großer“. Er hat einen schönen Hof mit einem gewaltigen Namen. Er ist der Timm Katterfeld aus Hirschendorf, der mit seinem Pastoren um die Kleekeppel prozessiert und den Prozeß gewonnen hat. Das hat ihm ein Ansehen gegeben. Drei Jahre hat der Prozeß gedauert. Ja, Timm Katterfeld läßt sich nicht an den Wagen kommen. Aber er ist deshalb beileibe nicht stolz. Das zeigte sich auch jetzt, als er mit Hinnerk Schoster und Rudolf Schütt an einem Tische saß. Sie hatten im selben Regiment gestanden, und die alte Kameradschaft hielt vor, wenn auch natürlich für gewöhnlich kein freundschaftlicher Umgang stattfand.

Jetzt hatte Rudolf Schütt den Mut, dem großen Timm „Kevangsche“ anzubieten. Timm Katterfeld aber wollte von „Kevangsche“ nichts wissen.

Dann wollte man es wenigstens „ausknobeln“.

Gut.

Wohl fünf Minuten schüttelte Timm den Becher. Dann stülpte er ihn mit einem dröhnenden Schlag auf den Tisch, so daß die Würfel nebeneinander zu liegen kamen, ohne sich zu rühren.

„Göstein!“ rief Rudolf und griff nach dem Becher.

Rudolf Schütt hatte eine weiche Hand. Die Würfel rollten sanft auf den Tisch aus, legten sich sinnig einer neben dem anderen hin.

„Beeter watt, as gornix, seh de Wolf, da freet he 'n Müd!“ lachte Timm. Rudolf Schütt hatte nur dreizehn geworfen.

In diesem Augenblick kam Peter mit dem Bier. Er wischte umständlich die nassen Ringe vom Tisch, und Hinnerk saß dabei und ließ ungeduldig die Würfel im Becher tanzen. Er war noch dabei, als Dörten im Gastzimmer erschien. Sie suchte ihn und sah ihn voll Verwunderung mit dem großen Timm an einem Tisch sitzen. Da getraute sie sich nicht heran und wollte grade in einem Bogen um den Tisch herum, als Hinnerk zum Würfeln kam. Das rasselte und prasselte nur so, und ein Würfel sprang vom Tisch grade vor Dörtens Füße.

„Dat hett he rut!“ spottete Timm Katterfeld.

Dörten bückte sich unwillkürlich, aber zwei, drei Hände kamen ihr zuvor.

Da gewährte Hinnerk sie.

„Prost, Dörten,“ rief er und hob sein Seidel. Sie nickte ihm zu und ging hinaus. „Dörten!“ rief er hinter ihr her. Aber sie hörte es nicht mehr.

Er schlug sich mit der Hand leicht aufs Knie, wie einer, der sich plötzlich einer Bergeßlichkeit besinnt. „Dat is aber doch gegen alln Anstand,“ dachte er. „Du heßt so noch gor nich mal mit er dantz.“ Aber als er sich nachher im Saal — Rudolf Schütt hatte übrigens die Kunde verloren — nach ihr umseh, war sie nicht da. Da tanzte er mit Fiken Fehrs und gleich darauf noch mal mit Lene Staaß.

Lene war nicht mehr in roßiger Laune. Johann Erikson hatte ihr doch fest versprochen zu kommen. Es war neun Uhr und der rothaarige Schwede war noch nicht da. Er hatte sie mit Punsch traktieren sollen. Sollte ihm das leid geworden sein? Er galt für ein wenig knickerig.

Lene hatte großen Durst. Mit Rücksicht auf den zu erwartenden Punsch hatte sie bisher nur Kaffee und Brause getrunken. Das „lapperige“ Zeug mochte sie nun nicht mehr, und so bat sie Hinnerk, ihr ein Glas Bier zu holen.

\*

\*

\*

Dörten war in den Garten hinausgegangen. Sie war jetzt ganz unglücklich. Hinnerk hatte mit dem großen Timm Ratterfeld an einem Tisch gegessen. Was war das für ein Umgang für ihn. Nun würde er die Nase hochtragen. Er hatte ja immer oben hinausgewollt. Warum war er nicht wie die anderen zu Hof gegangen und Knecht geworden. Aber Hinnerk Saß mußte etwas Besonderes werden und mußte nach Hamburg und das Taschentuch aus der Tasche hängen lassen und Stechtragen und weiße Manschetten tragen.

Der Garten war halbdunkel. In den Lauben zischelte und tuschelte es. Da saßen glückliche Paare und genossen ihre Heimlichkeit. Sie erkannte Albert Schmidt und Guste Klamm. Die gingen schon seit Weihnacht miteinander und wollten noch diesen Herbst heiraten.

Hier fühlte Dörten sich doppelt ausgeschlossen. Sie warf einen Blick in den Saal zurück. Der lange Flügelbau griff weit in den Garten hinein. Sie sah durch ein halb geöffnetes Fenster, wie Hinnerk Lene Staaß das verlangte Bier brachte. Sie lachten sich an. Hinnerk hielt

das Seidel hinter sich und schien erst einen Bringerlohn zu beanspruchen. Das trieb Dörten alles Blut zu Kopf. Aber Lene wehrte ab.

„Dat wär aber of to groote Niedertracht wesen.“

Dörten sah noch, wie sie Hinnerk zunichte. Sie haßte Lene in diesem Augenblick. Ein wehes Gefühl stieg in ihr auf. Sie war dem Weinen nahe. Um Lene bemühte er sich, sie aber ließ er links liegen.

Und selbst der dumme Bengel, der Frahm, der sie mit seiner Aufdringlichkeit zum Gespött für das ganze Dorf gemacht hatte, — hier verleugnete er sie und hielt es auch mit Lene.

Doch nein. Hier hatte sie selbst Schuld. Er hatte sie gleich zuerst aufgefordert. Aber sie hatte doch erst auf Hinnerk warten wollen. Hinnerk war schuld. Hinnerk ganz allein. Aber sie wollte es ihm zurückzahlen. Gerade mit dem dummen Bengel, dem albernen Tropf, möchte sie, ihm zum Troß, jetzt tanzen. Sieh, so gleichgültig ist mir, was du darüber denkst und sagst. Siehst du? Jetzt tanze ich sogar mit ihm.

Aber der Frahm wird schon nicht wieder kommen.

„De hett sück düsse himmelblaue Pogg ut Rendsburg angelt. Datt' 's of jon fines Wensch. Dat is denn of recht so. Dat paßt tosam. Vörnehm to vörnehm und gering to gering. So hett dat sin Ordnung. Und Hinnerk Schofter soll of man von Timm Katterfeld laten. Wat will he mit de grooten Buuren verkehren.“

Dörten wäre am liebsten nach Hause gegangen. Auf diesem Ball war keine Freude für sie zu holen. Aber sie scheute sich, den dunklen Weg allein zu gehen.

Es war schwül und gewitterig. Aber über den flüsternden und tuschelnden Lauben standen die Sterne. Aus dem Saal klang die Musik und das Schurren, Schleifen und Stampfen der Tanzenden durch die offenen Fenster in die Sommernacht hinaus. Was sollte sie alleine hier im Garten? Ob sie nicht doch besser wieder hineinginge? Es hieß aushalten, bis alle heimgingen, Hinnerk und Jochen Schröder und Friß Frahm. Aber das konnte spät werden.

Sie trat unwillkürlich näher und sah wieder durch ein geschlossenes Fenster in den Saal hinein. Ihre Augen suchten Hinnerk, fanden ihn aber nicht. Der saß wohl wieder mit Timm Katterfeld zusammen und spielte den großen Herrn. Aber da war Lene! Sie tanzte jetzt mit Johann Erikson. So war der Schwede also doch gekommen. Beide sahen erhist aus. Lene lachte übers ganze Gesicht. Die konnte schon lachen. Der ging immer alles nach Wunsch. Und dabei war sie noch so herzlos und

boshast und lachte über andere und verspottete sie. Nein, mit Lenen war sie von heute ab auch fertig. Alle, alle taugten nichts!

\*

\*

\*

„Sie sollten mal nach Rendsburg kommen. Es sind so schöne Bälle in der Harmonie.“

Die kleine Rendsburgerin hatte offenbar Feuer gefangen.

Fritz Frahm fühlte sich, er war in Don Juan-Stimmung. Sollte er nach Hause gehen mit dem quälenden Zweifel, ob Dörten ihm wirklich nur aus Schamhaftigkeit einen Korb gegeben hatte? Lene Staaf hatte nämlich zu ihm gesagt: „Tanzen Sie man mal fir mit ihr 'rum. Dörten is man bloß n' bißchen schenierlich. Das mit'n Korb hat sie nich so gemeint.“ War das nun Gutmütigkeit von Lene gewesen, oder Bosheit? Wollte sie nur ihren „Jur“ haben?

Jetzt sah er Dörten von draußen durch das Fenster gucken, mit einem höchst unglücklichen Gesicht. Sofort war er bei ihr.

„Gott, watt hebb ich mi verfäht!“

„Das tut mir leid. Ich habe Sie überall gesucht, Fräulein.“

„Se hebbden mi sökt? Dat bünn ich jo all wennndt,“ sagte sie spitz,

„Warum sind Sie so unfreundlich? Einen Tanz können Sie mir doch gönnen?“

„Unfreundlich will ich nich wesen sin,“ sagte sie etwas verwirrt von diesem offenen Vorwurf. „Aber Se lopen mit ja jümmers na, und dat schickt sich nich. Dat mag ich nich lieden.“

Da wurde nun er wieder verlegen. Sie hatte sich vom Fenster abgewandt und war in den dunkleren Garten zurückgetreten.

„Wollen Sie mir nicht einen Tanz schenken?“ bat er, ihr folgend.

„Ich wull am leevsten na Huß,“ sagte sie.

„Einen Tanz, dann bringe ich Sie nach Hause.“

„Um Gottes willen!“ rief sie abwehrend. „Datt latens man blieden.“

Aber sie wunderte sich doch, daß sie nicht mehr Zorn auf den Sprecher empfand. Seine Stimme zitterte vor Erregung. Seine gutmütigen Augen sahen sie bittend an. So hatte sich noch keiner um sie bemüht. Sie war verlegen, verwirrt. Wie sprach er doch schön und fließend und so zu Herzen gehend. Der Grüngestupfte hing ihm malerisch über die Schulter. Sie dachte an die Himmelblaue, was die wohl für Augen machen würde, wenn er nun auch mit ihr, mit Dörten, tanzte.

Fritz merkte, daß er das Spiel halb gewonnen hatte. Sie waren

immer etwas weiter in den Garten hineingeraten. Eine dunkle Laube in der Nähe lud zum Gehen ein.

„Sie müssen mir nicht böse sein,“ sagte er. „Aber warum sind Sie auch so hübsch.“

Sie lachte leise auf, wie eine, die das besser wüßte und auf Schmeicheleien nichts gebe. Aber es hatte ihr doch geschmeichelt.

Sie hatten sich beide gesetzt, halb mechanisch. Dörten dachte an Albert Schmidt und Guste Kamp.

„Ist das 'n schwüle Luft heut nacht.“

„Ja, aber doch schön. Hier wenigstens in der Laube. Streichholz tut so wohl.“ Und er sprach von nordischen Sommernächten und dem Zauber der Stille, und legte leise seinen Arm um ihren Leib. Sie nahm ihn weg und wollte aufstehen. Aber er zog sie wieder auf die Bank zurück. Und sie ließ es geschehen, und ließ auch seinen Arm um ihre Hüften. Ihr war mit einmal so wunderbar zu Sinn und sie atmete schwer.

Und in diesem Augenblick küßte er sie.

Dörten stieß einen leisen Schrei aus und rief sich zu. Aber es gelang ihr nicht gleich und sie mußte unter Gähnen von Küssen standhalten, unter der ihr Widerstand erlahmte. Mit geschlossenen Augen, wie gelähmt saß sie da. War sie denn ganz willenlos? Dem leisesten Druck seiner Arme gab sie nach. Ach, es war ja nun auch alles gleich. Warum sollte sie sich nicht küssen lassen? Sie hatte sich ja so oft danach gesehnt, einmal ordentlich geküßt zu werden. Das war es also? Konnte es einem wirklich so gleich sein, ob man Hinnerk oder Lütt Joseph oder Albert Schmidt oder irgend einem anderen im Arm lag?

Törchte, überhörsenliche Worte, die sie kaum verstand, klangen ihr in die Ohren.

Nachher, im Saal, überfiel sie eine heiße Scham. Sie tanzte mit Fritz Fröhlich einen lärmenden Galopp quer durch den Saal, glaubte keine Leute böse Augen zu sehen und Hinnerks verwundertes Lachen. Sollte die Kienburgerin nicht die Nase gerümpft? Sie saß gerade in der Vorhalle, ganz allein. Und da tanzte Lütt Joseph mit Finken

„Magst mi liden,  
Kannst mi kriegen.  
Wullt mi hebbn?  
Kannst man seggn.“

\*

\*



Mar Lieberman:  
M i e r g a r t e n.  
Zert von Gabriele Neuter

Städt.  
Bibl. 373  
Jahrgang  
1808





Dörten war verschwunden. Friß suchte sie vergeblich im Saal und im Garten.

„Wen suchen Sie denn so eifrig?“ fragte die kleine Kendsburgerin, die mit ihrem Onkel Blindmann vor der Tür stand.

Im Gastzimmer lärmte noch die fette Stimme des großen Timm, und hämmernde Schläge auf den Tisch und der Klang rollender Münzen ließen erkennen, daß drinnen Karten gespielt wurde.

„Peter, noch 'n Schampus!“ krächzte eine heisere Stimme.

Ein paar junge Leute gingen gerade singend um die Hausecke:

O meine liebe Lene, liebe Lene, liebe Lene,  
O meine liebe Lene, wie schön ist die Lieb!

Als er Dörten nirgendß fand, vermutete er sie auf dem Heimweg und ging ihr nach. Er konnte sie doch nicht alleine in der Nacht nach Schönboeken gehen lassen.

Er hatte beim Kommen nicht auf den Weg geachtet. Als er eben das Dorf hinter sich hatte, überfiel ihn der Zweifel, ob er auch recht ginge. Alles sah so fremd aus, in diesem nächtlichen Zwielficht. Die Sterne standen zwar am Himmel, aber was wollte ihr Leuchten besagen. Im Westen war der Horizont rabenschwarz. Da stand noch immer das Wetter.

Er kam an eine alte Eiche, die er wieder erkannte. Sie steht rechts vom Wege in der Ecke von Peter Prebrows Kuhfoppel. Kurz und vier-schrötig ist sie, von wunderlicher Gestalt, oben ganz kahl. Wer sie einmal gesehen hat, vergißt sie nicht wieder.

Er war also auf dem rechten Weg, da mußte er sie bald einholen. Lange konnte sie noch nicht vorweg sein.

Etwas raschelte über den Weg, von Knick zu Knick. Etwas Dunkles, Langes. Eine wildernde Raße? Ein Wiesel?

Vang hün ich nich, aber ganz gefährlich lopen kann ich, seggt Krischan Bumann.

Friß war nicht tapferer als Krischan Bumann. Natürlich lief er nicht, aber der Gedanke, daß sie zu zweien sein würden, wenn er Dörte erst eingeholt, hatte doch etwas Tröstliches für ihn. Er pfiff leise vor sich hin. Und sah alle Augenblicke nach der dunklen Wolkenwand.

Ist das eine schwüle Nacht! Ihm ist wirklich ganz beklommen. Diese hohen Redder sind doch auch eigentlich recht unpraktisch. Man ist ganz eingeschlossen und kann nicht mal um sich blicken. Wie leicht kann einem etwas passieren, und kein Mensch wird es gewahr. Eigentlich war

es ja wohl ganz unmöglich, daß Dörte hier allein in der Nacht diesen Weg ging. Am Ende tanzte sie jetzt mit Hinnerk Saß, und er lief hier klopfenden Herzens durch diese unheimlichen Redder. Aber nein, da saß sie wirklich auf einem Stein am Wege. Eine dunkle Gestalt, die er zuerst kaum erkannte. Als er heran kam, stand sie auf und sagte mit hörbarer Erleichterung, aber nicht ohne Verstellung: „Wülln Se of all na Huus?“

„Ich kann Sie doch nicht allein gehen lassen. Mitten in der Nacht. Und das Gewitter kann auch jeden Augenblick kommen.“

Sie sah nach dem Wetter.

„Dat kümmt sach noch nich. Aber bannig düster is dat hüt nacht.“

„Sind Sie bange?“

Er fühlte sich sicher in ihrem Schuß und stellte seine Fragen in lautem und überlegenem Ton.

„Bang? Ne, wat schall ich woll bang sin. Aber unheimlich ist dat doch.“

Aber sie war doch bange, richtig bange. Ihr war die Totenkuhle plötzlich eingefallen, Etine Asmussens arme Seele sollte ja manchmal umgehen. Ganz gräsig war ihr mit einemmal geworden. Wäre sie doch nur im Blauen Engel geblieben. Nun tanzte gewiß Hinnerk Saß mit Rene, und sie mußte hier allein an der Au vorbei.

De Dodenkuhl!

Dörten war froh, daß Friß jetzt bei ihr war. Vor drei Tagen hatte sie ihn noch in die Au stoßen wollen. Sie hätt's ja natürlich nicht getan, aber eine ordentliche Wut hatte sie doch auf ihn gehabt. Und nun ging sie hier mit ihm allein zwischen den dunklen Reddern und freute sich, daß er bei ihr war.

„Dat 's 'n ganz wunnerliche Welt. Dat kümmt ganz sonnerbor männigmal. Dor schall man doch denken, dat kunn gor nich angahn. Mit rechten Dingen nich.“

So dachte Dörten und sah ihren Begleiter ab und zu von der Seite an.

„Ne, ne, so'n Toestand. He hett mi ja woll ordnlich küßt, hett mi ordnlich affküßt.“

Wieder geht ein Blick nach der Seite.

„Du müßt di doch woll rein schamen, — die brennt ja noch de Backen — dat wär ja, als wenn so'n uthungert Hunn in de Wusfkamer —“

„Dor is se!“ unterbrach sie laut ihren Gedankengang.

Ja, da war sie, die schauerumwobene Totenkuhle. Ganz reglos schien sie dazuliegen, sah unheimlich genug aus in der Dunkelheit. Die Weiden waren wie lauter schwarze Gestalten. Ein leises, dumpfes Rauschen klang zum Weg hinauf.

„Mi ist ganz gräsig to Doot.“

„Aber wieso? Fürchten Sie sich?“

Es war, als lief ein leiser Wind über das Wasser. Frits warf einen hastigen Blick über die Schulter. Eine unheimliche Gegend war es doch.

„Badder hett se of nok sehn,“ flüsterte Dörten.

Er lachte gezwungen.

„An so etwas glaubt man doch nicht.“

Dörten hatte zwar die lebendige Stina Asmussen gemeint.

„Ne, glöben schall man so wat je nich, aber seggn dot de Kie dat jo.“

„Es gibt keine Gespenster,“ sagte er bestimmt.

Sie hatten die Totenkuhle hinter sich.

„De givt dat of woll nich,“ sagte sie zögernd, „aber min Wooder er Süster hett doch mal 'n Mann sehn, de all Johrn vorher storben wär.“

Ein erstes Wetterleuchten löste sich vom schwarzen Horizont und warf ein schnell verlöschendes bleiches Licht auf Weg und Aue und zwei erschreckte Gesichter.

Frits, das unheimliche Loch erst im Rücken, war schnell gehobener Stimmung. Er tastete nach Dörtens Hand, die ihm aber entzogen wurde.

„Wie herrlich ist doch so ein Nachtgang. Die stillatmende Natur. Der Friede rings. Dieses Aufblitzen des Wetters, als ob sich plötzlich das leuchtende Auge des Himmels auftäte.“

Aber Dörtens Gedanken waren jetzt bei Hinnerk. Eine Wegbiegung noch, dann waren sie bei der Schusterkate. Und jetzt — das war schon die Dornenhecke. Da stand der kleine krumme Apfelbaum. Wie possierlich der im Dunkeln ausah! Und da war die Stelle, wo Hinnerk übern Zaun gefragt hatte: Na, Dörten, wonehr is Hochtied?

Das war vor vier Tagen gewesen. Und nun ging sie hier in der Nacht mit dem dummen Bengel allein, hatte mit ihm getanzt, hatte sich von ihm küssen lassen! Was war das? Wie kam das alles? Dörten wußte keine Antwort. Ihr war das alles wie ein Traum. Verworrenen, befangenen Gemütes ging sie neben ihm her. Da versuchte er noch einmal, ihre Hand zu fassen.

„Ne, ne!“ sagte sie breit und abwehrend, schob die Hand hinter den Rücken und ging einen Schritt zur Seite.

Vor ihrer Tür bat er sie um einen Kuß.

„Ne, ne!“

Er legte den Arm um sie. Das war natürlich wieder ihre dumme „Schenirlichkeit“, die sie den Kuß verweigern ließ. Aber sie stieß ihn zurück, daß er beinahe zum zweiten Male an diesem Abend unfreiwillig zum Niedersinken gekommen wäre. Sie schloß schnell die Tür, und er stand allein in den ersten, schwer herabfallenden Regentropfen.

\*

\*

\*

Das Wetter, das so lange im Westen gezögert hatte, war dann schnell heraufgekommen und hatte sich mit großer Gewalt entladen. Wasserfluten rauschten vom Himmel, als sollten die paar Raten von Schönboeken vom Erdboden weggewaschen werden.

So schlimm ist es nun aber nicht geworden. Schönboeken steht heute noch. Die Sünden seiner Bewohner waren damals auch nicht so groß, daß sie ein solches Strafgericht verdient hätten. Wie es heute damit steht, bleibt dahingestellt.

Also Schönboeken stand noch, als am Morgen seine wenigen, übernächtigen Rätner vor die Tür traten, um sich den Schaden zu besehen. Bis vier Uhr hatte das Unwetter gewütet, dann erst hatte man sich einem kurzen Morgenschlaf hingeben können. Jochen Schröder schnarchte noch, als alle anderen schon längst auf den Beinen waren und sich ihr Leid klagten.

Zwischen Jochens Haus und der Plüchhahn-Kate hatte ein zerstörender Strom des Gewitterregens das Geranienbeet verwüstet. Die Pforte nach der Plüchhahnschen Bleiche überspült — ein Geschlamm von Sand und Kies zeigt noch das Strombett an — und drüben zwischen Bleiche und Ziegenstall einen kleinen See gebildet, auf dem jetzt Kohlblätter, Holzschelte und ein paar Eierschalen umherschwammen.

Bis in den Ziegenstall stand das Wasser, und Dörten war mit Schaufel und Besen dabei, den Stall zu reinigen, als Friß Frahm, seine Toilette beendend, mit einem ersten Blick durch die Gardine lugte.

Jetzt steht er bei ihr und bietet seine Hilfe an. Aber Dörten ist übelgelaunt. Daran ist nicht allein das Unwetter dieser Nacht und die Überschwemmung des Ziegenstalles schuld. Sie wird dunkelrot, als sie Friß Frahm sieht, und wünscht ihn weit weg.

Er aber freut sich, sie wach und rüstig zu sehen. Er hat böse Träume gehabt. Von Stine Asmussen, die dann Dörten Plüchhahn war, und ihn tiefend von Schlamm von sich stieß: „Lat mi! rög mi nich an, ick möt hier ümgahn.“ Und er hatte große Angst ausgestanden, wie unter dem Gewissensdruck begangenen Mordes.

Und jetzt erhebt sich Jochen Schröder von seinem Lager, reckt sich und sieht mit einem Male verstört um sich.

„Dunner, wat 'n Nacht! Herrgott, schallt woher sin?“

Und jetzt wissen sie es alle, Friß Frahm und Dörten und die beiden alten Frauen, was wahr sein soll. Nein, was wahr ist. Jochen hat's mit eigenen Augen gesehen.

Dörten steht leichenblass an der Tür des Ziegenstalles, den Besen in der Hand. „Wo kant angahn, wo kant bloß angahn!“ murmelt sie tonlos vor sich hin.

„Ist's denn gefährlich?“ fragte Friß Frahm.

Jochen zuckt die Achseln.

„Dat schall sief ja utwiesen. He föll lingerlang dahl und Hinnerk stunn da, mit'n Meß in de Hand, und keet uns an, as wüß he nich, wo dat togahn wär.“

Und während Jochen die ganze Geschichte noch einmal ausführlich erzählt, ist Dörten mit einemmal verschwunden.

„Hinnerk . . . o, du leeve Gott . . . Ne, ne, ne . . .“

So verstört vor sich hinjammernd, war sie nach der Schusterkate gelaufen. Aber Trina Meesch sagte: „Hinnerk slöpt noch. He is de ganze Nach opwiesen. Dat ol asige Weder wär ok to dull. He slöppt wohl bit Merdag to.“

Wußte Trina nichts von der schrecklichen Geschichte? Oder war alles nicht wahr? Jochen kam gewöhnlich mit einem kleinen Brand vom Tanzboden nach Hause. Vielleicht waren das alles nur Träume, Phantasien, die die unaufhörlich niederzuckenden Blitze und der knatternde Donner bei dem im Rausch fortduffelnden Jochen ausgelöst hatten.

Aber Dörten war doch so voller Angst. Sie mußte sich ausdrücken, mußte Trina Meesch fragen.

„Barmherziger Gott,“ rief die Alte und schlug ihre knochigen Hände zusammen. „Schweden Johann? Is he dood?“

Sie standen vor Hinnerks Kammer und horchten. Sie hörten laute unregelmäßige Atemzüge, vom tiefen Schnarchen unterbrochen.

„Hebbt se Striet hatt?“ fragte Trina Meesch flüsternd, mit zitternder Stimme.

„Dat hebbt se woll, Trina — D ne, o ne . . .“

Dörten brach in leises Weinen aus. Die Alte sah sie groß und argwöhnisch an.

Inzwischen ging die Schreckensgeschichte schon von Mund zu Mund, und Jörn Kleesaat sagte: „Dat is 'n Fall, dat is 'n asigen Fall.“

„Wenn he man wedder opkümmt! He hett en origen Stich weg, grad in de Dost. Se hebbt sif ja woll um de Deern vertörnt.“

Das sagte Harm Lüders, der Briefträger, der Jörn einen Brief aus Kiel gebracht hatte und grade in Voet gewesen war.

„Wat förn Deern?“ fragte Jörn.

„Eene Staat schallt ja wohl wesen sin.“

Jörn wiegte halb bedauernd und halb mißbilligend den Kopf.

„Zümmers de verdamnten Frunslüe.“

„Se schall ja all lang op en anner eifersüchtig wesen sin,“ sagte Harm Lüders. „Und son Deern is ja of nich vorsichtig, und lett sif mit all beid in.“

„Hett se dat dahn?“

„Ja bünn nich biwiesen,“ lachte Harm Lüders.

Aber es ist eine alte Sache, wer nicht dabei gewesen ist, weiß immer am meisten. Und ist es nun gar ein Landbriefträger und heißt Harm Lüders, dann hat Frau Fama leichte Arbeit. Nicht daß Harm Lüders besonders schwachhaft gewesen wäre. Im Gegenteil, er war sich bewußt, als Beamter eine gewisse Pflicht zum Bewahren von Geheimnissen zu haben. Aber gerade deshalb drückte er sich immer so vorsichtig und verlauseliert aus, daß man sich alles mögliche und unmögliche dabei denken konnte.

„Dat sünd so Mutmaßungen. Die Lüe redt sif ja geern allerlei torecht. Ja will nir seggt hebbn.“

Trotzdem ging von ihm der Vers herum:

Harm, maht Harm,  
De Kuckuck will starb'n,  
De Hahn will legg'n,  
„Dat dröff ic nich seggn.“

Natürlich verhielt sich auch hier die Geschichte wieder anders, als sie jetzt von Mund zu Mund ging. Es war ein einfacher Streit gewesen, zwischen Hinnerk und Johann Erikson, angefangen mit einer Neckerei.

Das Wort „Kaffer“ war auch gefallen. Aber Johann Erikson war schon mit erhitztem Blut in den Blauen Engel gekommen, und Hinnerk Saß war von Timm Katterfelds Champagner auch sehr oben auf gewesen, der Mann mit den weißen Manschetten und der vornehmen Freundschaft, der einen einfachen Knecht schon mal hänseln durfte. Rene Staaf war ganz unschuldig daran. Denn daß sie sich nachher von dem angetrunkenen Schweden dem haltungsvollen Hinnerk Schoster mit dem Stehtragen zuwandte, kann man ihr nicht als Schuld anrechnen. Freilich, ihren Schwedenpunsch hatte sie weg, und Johann Erikson mochte es ihr als Undankbarkeit auslegen.

Wer weiß, was alles in Johann Erikson grollte und kochte, ob es nur der Alkoholgeist war, der ihn plötzlich wie sinnlos auf Hinnerk eindringen ließ, so daß es im Handumdrehen zur Schlägerei kam. Und da — Rudolf Schütt hatte es gesehen und Joseph Katsch und Willi Suhr und deren Mädchen, Wina Gutschmann und Therese Wiese und wie sie alle hießen, eine ganze Masse Zeugen waren da, die alle beschwören konnten, daß Johann Erikson zuerst das Messer gezogen hatte.

„Weg mit din Meß!“ hatte Hinnerk noch gerufen und war ein paar Schritte vor dem blind auf ihn Eindringenden zurückgewichen. Und auf einmal fiel Johann mit einem lauten Schrei hin. So war es gewesen. Hinnerk hatte in Notwehr gehandelt.

Und grade als Johann Erikson auf der Erde lag, und Hinnerk verstört und leichenbläß vor ihm stand, das offene Messer in der Hand, da war auf einmal das Unwetter draußen losgebrochen. Ganz unheimliche Blitze zuckten vom schwarzen Himmel herunter, und der Donner knatterte wie Geschützfeuer, und der Regen prasselte herab und säuberte die Lauben draußen von den letzten Liebespaaren, die nun ganz verstört aus dem Aufruhr draußen in die Verwirrung drinnen hinein gerieten.

Ja, das war ein böser Freundschaftsschluß gewesen! Und Peter Blindmann war außer sich. So etwas mußte im Blauen Engel passieren! Nie war eine Schlägerei bei ihm vorgekommen. Alles war immer in Frieden verlaufen. Und am nächsten Mittwoch sollte in demselben Saal eine Pastorenkonferenz stattfinden. Der Herr Superintendent traf schon morgen ein und wollte im Pastorat Wohnung nehmen.

Der blaue Engel von Rendsburg aber hatte Schreikrämpfe bekommen.

\*

\*

\*

Ein dumpfer Druck lag auf ganz Schönboelen. Johann Erikson lag schwer darnieder, und Hinnerk hatte sich vor Gericht zu verantworten. Der Gendarm hatte ihn in Mar Prebrows Wagen abgeholt.

Dörten melkte an diesem Morgen Jörn Kleesaats Kühe, schweren Herzens und ungeschickt, so daß sie die braven Tiere unruhig machte. „Bunte Liese“ brüllte und stieß den halbvollen Eimer um, und „Swatte Dübel“ wollte durchaus nicht stillstehen; Dörten mußte wiederholt mit ihrem Hüter nachrücken.

„Dat is 'n Fall! Dat is 'n asigen Fall,“ hatte Jörn gesagt. „Da kann he noch mit vör de Gerichten kam'n.“

Dörten wollte das Herz stillstehen bei dem Gedanken.

„Wenn se em instekt, gah ick in de Au. He kümmt ja nich wedder rut. De Mörders ward ja hinricht. — Leve Gott, lat Johann wedder beeter warrn, lat em nich starben. Hinnerk kunn ja ganz gewiß ni dafür.“

So betete Dörten in ihrer Angst auf Jörn Kleesaats Koppel, den Milcheimer zwischen den Knien. Verwundert sah „Bles“ sich nach ihr um: Warum läßt du mich warten? Mit ihrem hübschen braunen Schwanz schlug sie sich indes die Fliegen von dem blanken Rücken. —

Als Dörten mit den vollen Eimern von Jörns Koppel kam — so schwer hatte die Tracht sie nie gedrückt — kam ihr Mar Prebrows Wagen entgegen. Mar Prebrow fuhr selbst. Hinten auf dem Stuhl aber saß Hinnerk Saß und neben ihm Friedch Witt, der Gendarm.

Da fingen Dörtens Arme an zu zittern, daß die Tragketten die vollen Eimer hin und her rissen und von der Milch verschütteten. Sie mußte die Eimer niedersetzen. Die Tracht sank ihr von den Schultern und fiel klirrend hinter sie.

Der Wagen rollte schnell vorüber. Hinnerk sah blaß, aber ruhig aus. Mit einem kurzen, ausdruckslosen Blick streifte er sie. Ob er sie gar nicht erkannte?

„Hinnerk, min Hinnerk!“ schrie Dörten und lief dem Wagen ein paar Schritte nach.

Friedch Witt und Mar Prebrow drehten sich beide um, aber Hinnerk rührte sich nicht.

Schluchzend stand Dörten bei den Milcheimern, die Hände vors Gesicht geschlagen. Und dann sank sie in die Knie, legte den Kopf auf einen Eimer und weinte sich aus.

„Dat is nu de Straf davör, dat du di heft von em küssen laten,



dat du mit em danzt heft — und büßt Hinnerk nich tru bleven . . . und büßt na Huus lopen . . . Wärfst doch man dor bleven. Dat harr ja all nich passeeren kunt . . ."

So quälte sie sich und machte sich Vorwürfe, und aus ihrer großen Qual wuchs der alte Haß auf Fris Frahm wieder geil und steil auf. Ein blinder Zorn kochte in ihr. Davon sprach der kräftige Ruck, mit dem sie zuletzt ihre Tracht wieder aufnahm, und die heftigen Schritte, mit denen sie vorwärts strebte, so rasch die vollen Eimer es zugaben.

Aber welcher Teufel führt jetzt Fris Frahm daher? Tiefsinnig sieht er vor sich nieder, schlendert mal rechts, mal links an den Weg ran, rupft einen Halmen, eine Blume, greift blind über sich ins Redderbuschwerk und zerrt und reißt an Ruß- und Buchenlaub. Liegen ihm die Geschehnisse dieser Tage auch so schwer im Gemüt? Sind seine Gedanken bei Hinnerk Schoster, oder bei Dörten Plüchhahn? Aber nein, er hat einen Brief in der Hand. Das wird es sein. Er trägt ihn offen in der Hand. Und er hebt ihn jetzt in Augenhöhe, und seine Blicke wollen ihn noch einmal überfliegen, als sie auf Dörten fallen. Fris Frahm läßt die Hand mit dem Brief sinken und macht große Augen, überraschte Augen. Aber ein Funke von Freude leuchtet darin auf. Gedämpfte Freude. Denn wer hat jetzt in Schönboeken zur lauten Freude den Mut?

Und Dörten kommt näher, wirft einen bösen Blick auf Fris Frahm und geht vorüber. Er hat schon einmal nach dem Vallerlebnis einen solchen Blick bekommen. Hat er nicht Anrecht, besiegeltes Anrecht, auf freundlichere Augen? Hat sie nicht in seinen Armen, an seiner Brust gelegen? Hat sie nicht seine Küsse geduldet? Und hat er sie nicht durch dunkle Nacht einen gefährvollen Weg treu und sicher nach Hause geleitet?

So geht er über den Weg an sie heran.

Eine kürzere und sonderbarere Unterhaltung hat er nachher nie wieder mit einem Mädchen geführt.

„Watt wull’n Se von mi?“ knurrte Dörten; jeder Ton zitterte vor innerer Erregung.

„Na nu?“ Sein Erstaunen war ehrlich und begreiflich.

„Du Snüffelinski! Du — du! — Du wullt hier wedder herum spionieren? — ’n anständig Mädchen in Berruf bringen . . . Du — du! Wo keen is Schuld an allens? . . . O, du niederträchtige Kujon, du!“

Halb freischend, halb schluchzend hagelten diese Worte auf den Erblaffenden und ganz Verblüfften nieder. Und jedes Wort begleitete ein

Stoß ihrer geballten Faust, und zuletzt trommelte sie wie sinnlos auf den Armsten los.

„Aber ich bitte — aber — was soll denn das? Ich verbitte mir das — und zwar ganz energisch! — Sind Sie verrückt geworden?“

Er konnte kaum zu Wort kommen und wich Schritt vor Schritt vor ihren blinden Fäusten zurück.

„Ut'n Dörp mit di! Ut'n Dörp schallst du,“ schrie Dörten, während ihr die Tränen über die erhitzten Backen liefen.

Vang biin ich nich, aber ganz gefährlich lopen kann ich, seggt Krischan Bumann.

Immer schneller retirierte Friß. Es blieb ihm nichts anderes übrig. Hier waltete die blindenfesselte Urkraft.

Dörten schüttelte beide Fäuste hinter ihm her. Schweratmend stand sie und sah ihm mit funkelnden Augen nach.

„Dat hett mi Luft geben . . . dat harr kam'n müßt. Nun ward mi wedder woll. So'n Kasper, so'n elendigen . . . De wull mi wat vör-snacken?“

Sie spuckte aus und scheuerte heftig mit dem Arm über die heißen Rippen, als könnte da noch irgend ein vergessener Kuß von dem unglücklichen Liebhaber hängen geblieben sein. Ganz rein sollten ihre Rippen sein von diesen demütigenden Berührungen.

Bei jedem Schritt klirrten die Deckel auf den Milcheimern, so erregt blieb sie, und sie mußte dreimal die Tracht absetzen und tief Atem holen und warf böse Blicke nach den Eimern, als ob sie schuld wären, daß sie ihr heute so viel schwerer wurden als sonst. Und Bleß, die dummerhaftige Kreatur, hatte doch obendrein noch einen halben Eimer voll verschüttet.

\*

\*

\*

Als Rassen Klüth später mal über die Doeker Grenzkoppel ging, ohne „Kaffeebraune“, denn auf dem Felde trug sich Rassen Klüth wie jeder richtige Verwalter: große Krempers und kurze Joppe, wozu diesmal noch die kurze Pfeife mit dem gemalten Hundekopf kam — als Rassen Klüth so längs den Knickwall mit seinen langen Weinen durch die Furchten stakte, sah er etwas Weißes im Busch hängen, das da so sonderbar hing, daß es ihn reizte, es herunterzuholen. Es war ein Brief, beschmutzt von Staub und Fliegen, aber sonst wohl erhalten. Schöne, schlanke Schriftzüge, und ein feines Monogramm in der linken Ecke. Rassen

Klüth war nicht neugierig, dazu hatte er als herrschaftlicher Gutsverwalter den Kopf viel zu voll von wichtigen Dingen. Aber so etwas liest man denn doch, überfliegt es wenigstens mit einem raschen Blick. Und man fängt noch mal von vorne an und liest es ganz, wenn es ein Brief ist wie dieser.

„Lieber Fris!

Mit „wässerndem Reid“ lese ich von dem herrlichen Fund, den Du Glücklicher in Deiner ländlichen Abgeschiedenheit gemacht hast. Das muß ja eine Königin an Wuchs und Haltung sein nach Deiner Schilderung. Ja, unsere armseligen Stadtschönen mit den mageren Gliedern. Natur! Rasse! das sage ich auch immer. Und diese „Urkraft“ bist Du willens, Dir zu zähmen, und bist auf dem besten Weg dazu? Veneidenswerter Jüngling, dem die Götter ein solches Weib in den Schoß werfen.

Daß Du diese Perle der ländlichen Flur zur Heldin einer Idylle machst, war mir interessant zu lesen. Aber Hexameter? Ich warne Dich. Man liebt sie nicht, und sie sind schwer. Aber Du mußt es wissen. Möge Dir ein Seitenstück zu „Hermann und Dorothea“ gelingen.

Halte mich auf dem Laufenden, wie sich dieses bukolische Gedicht realiter weiter entwickelt, und gedenke beim ersten Kuß auf die Lippen Deiner Dorfprinzessin Deines vor Reid berstenden

Willi Schmidt.“

Rassen Klüth, als er den Brief gelesen hatte, drehte ihn ein paarmal um, schüttelte den Kopf und lachte. Er sah nach dem Datum. Der Brief hatte sich vielleicht schon vierzehn Tage hier auf den Feldern herumgetrieben. Rassen Klüth dachte an allerlei Leute seiner Bekanntschaft, die ihn wohl hätten verloren haben können. Da war der junge Lehrer in Süßel und die beiden jungen Hilfsprediger, die mit auf der Pastorenkonferenz in Möhlenbeck gewesen waren; der eine sah verdammt weltlich aus, und zum Eölibat waren sie ja beide nicht verpflichtet. Und dann waren die Forstgehilfen in Hinschenberg da, und Heinrich Ahrens mit der besseren Gymnasialbildung, der neue Schreiber auf Rohrhagen. An alle diese dachte Rassen Klüth, aber an Fris Frahm dachte er nicht, denn von dem wußte er nichts. So hat er heute noch Heinrich Ahrens im Verdacht, wenn er sich zufällig mal dieses Briefes entsinnt, was natürlich selten genug vorkommt.

Rassen Klüth zerriß den Brief, ballte die Fäßen zusammen und warf sie in den nächsten Graben; da wachsen nun Nesseln darüber.

Der ihn aber empfangen hatte, richtig von Harm Lüders zugestellt, weilte nie mehr in dieser Gegend. Der urkräftigen Aufforderung, Schönböcken den Rücken zu kehren, war er im Zorn und Scham nachgekommen,

noch bevor Jochen und irgend ein anderer der Eingefessenen aus Dörtens Mund den eigentlichen Grund seiner schnellen Abreise erfahren konnten. Jener Brief mußte als Vorwand dienen: Wichtige Nachrichten, die ihn sofort abriefen.

„Wüllt Se nich afschüß seggn?“ hatte Jochen gefragt, und mit der Pfeife nach der Plüchhahn-Kate gezeigt. „Id glöv, de Deern is to Huus.“

„Nein, nein, grüßen Sie nur.“

Das war ihm schmerzlich schwer geworden, dieser Gruß an Dörten, aber Jochen wurde doch durch diesen Auftrag hinters Licht geführt. Doch Jochen machte sich schon seine Gedanken. Daß sie sich nicht ganz auf falscher Fährte bewegten, erfuhr er dann so gut, wie alle andern. In der ganzen Gegend — ein Halbkreis von Jochens langem Arm beschrieben — breitete sich die Kunde von Dörtens Tat aus. Harm Lüders nahm diese Geschichte mit in sein Repertoire auf. Fris Frahm hat sich nie in dieser Gegend wieder sehen lassen. Hinnerk Saß aber kam nach kurzer Untersuchungshaft wieder frei. Sie konnten alle bezeugen, daß er in Notwehr gehandelt hatte. Selbst Lene Staaß sagte für ihn aus.

Waren es die Augen, mit denen Dörten den zurückkehrenden Hinnerk empfing, oder war es der Schrei, den sie Mar Prebrows Wagen nachgeschickt hatte, und der ihm bis in die Stille der Untersuchungshaft nachgeklungen: Hinnerk, min Hinnerk? Oder hatte Trina Meesch ihm von Dörtens Tränen erzählt? Oder hatte ihre Heldentat an den Kasper, den elendigen, sie so in seinen Augen gehoben, daß er sie zur Frau begehrt?

Genug, die erste Hochzeit, an der der inzwischen wieder hergestellte und durch Lenens Vermittlung versöhnte Johann Erikson wieder teilnahm — er ist übrigens nachher auf dem Hof geblieben, wobei Lene auch ihre Finger im Spiel gehabt haben soll — diese erste Hochzeit war die von Dörten und Hinnerk.

Und es war am Tag nach dieser Hochzeit, da saß Dörten auf Hinnerks Schoß — orig wat swor is se, — und ließ sich von ihm küssen und küßte ihn wieder.

„Wat is man doch dat Gröttst? Dörten?“ fragte er mit einem Schelmengesicht.

„Din Blindheit, Hinnerk.“

„Na, wunnern deit mi ok, wo id di so lang oversehn kunn. Aber wo keen kann op jede Kleinigkeit acht geben.“

# Ricarda Huch: Merkwürdige Menschen und Schicksale aus dem Zeitalter des Risorgimento.

## I

### Silvio Pellico.

Vergleicht man die Flüchtigkeit des Lebens mit der Dauer von Kunstwerken, so kann es scheinen, als wäre jenes nur dagewesen, um diese hervorzubringen, und man denkt wohl mit Behmut und Erstaunen, wie viele Tage voll Sehnsucht, Schmerz und Kampf, abgerissene Rosen, es brauchte, bis das Schöne, ein Tropfen duftenden Oles entstand. Zwei Juwelen erzeugte das 64 jährige, mühsame Leben Silvio Pellicos: das Drama *Francesca da Rimini* und das Erinnerungsbuch: *Meine Gefängnisse*; das erste die Essenz der sich öffnenden Blüte, der höchst gesteigerten Jugendempfindungen, das andere aus Kampf und Entsagung gepreßt, gleichsam der letzte Atemzug einer zarten, doch tapferen Seele, die, nachdem sie das Schicksal überwunden hat, unterliegt. Zur Zeit ihres Erscheinens wurden die Gefängnisse auch in Deutschland viel gelesen und unter Tränen bewundert; jetzt sind die unglücklichen Vorkämpfer des fertigen Italien vergessen, höchstens daß noch Schüler des Italienischen an der leichten und reizenden Sprache dieses Buches ihre ersten Leseversuche machen.

Das Tatsächliche im Leben Pellicos ist merkwürdig genug, um ohne weiteres zu interessieren: ein junger Mann voll Geist und Empfindung erringt, obwohl arm, durch seine Begabung rasch ein nicht geringes Ansehen in den ersten Kreisen Mailands, der laute Ruhm des dramatischen Dichters wird ihm zuteil, zugleich ist er Freigeist und Patriot, er liebt und wird geliebt, die Fülle mannigfaltigen Lebens umdrängt seinen Weg — da schneidet ihm das Schicksal, wie nur je als Zufall verkleidet, die Zukunft ab; nach langer quälender Untersuchungshaft wird er in den Kerker des Spielberg geworfen und verläßt ihn acht Jahre später als alter, den Jesuiten ergebener Mann, der eine innige und aufrichtige,

## Aus dem Zeitalter des Risorgimento    Ricarda Huch

aber doch beschränkte Frömmigkeit zum Maßstabe der menschlichen Handlungen macht.

Was für Kämpfe müssen sich abgespielt haben, bevor eine solche Wandlung sich verwirklichte! Ist überhaupt eine so durchgreifende Wesensänderung, wie sie hier vorzuliegen scheint, möglich? Sind es nicht nur Anpassungen derselben Seele an ein anderes Klima des Glückes? Und wie war diese Seele beschaffen, die, so sanft und zurückhaltend, sich scheinbar in so heftigen Abschnitten, sich selbst verratend entwickelte?

Wie immer in ähnlichen Fällen liegt auch hier die schroffe Veränderung im Grunde nur in der Form, die das Innere wählt, um sich auszudrücken; sehen wir näher zu, so finden wir, daß der bigotte, altjüngferliche Silvio derselbe ist, wie der freidenkende, leidenschaftliche Jüngling, außer daß ihm die Bildsamkeit und Empfänglichkeit der Jugend abhanden gekommen ist.

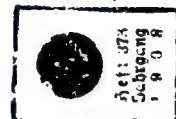
Über seine körperliche Veranlagung sagt Silvio selbst: „Ich bin überzeugt, daß ich mit einer geringen Dosis Leben und beinahe gar keinem Gleichgewicht der Säfte geboren bin; das beweist die Rachitis meiner Kinderjahre, die kleine Figur, die mir geblieben ist, die Krämpfe, die Reizbarkeit meiner Nerven, die Schwäche meines Magens.“

Es scheint, daß in der Familie eine Neigung zur Nervosität und zu einem bei der aufrichtigen Frömmigkeit und bürgerlichen Ehrbarkeit überraschenden Leichtsinne vorhanden war. Von einem Großvater wird erzählt, daß er ein leidenschaftlicher Lottospieler war und diesem Hang zu Liebe einige Male sogar seinen Hausrat verpfandte. Silvios Vater war ein gutherziger Mann von schwachem Charakter, der weder seinem Leben noch dem seiner Kinder eine feste Richtung zu geben mußte; eine kleine dichterische Begabung scheint ihm im Grunde wichtiger gewesen zu sein als sein Beruf, den er mehrfach wechselte, allerdings auch durch die Not der Zeit gedrängt. Er hatte einmal eine Nervenkrankheit verbunden mit „Erregung der Phantasie“, wovon er sich plötzlich geheilt fand, nachdem er dem heiligen Franziskus eine neuntägige Andacht dargebracht hatte. Eine bedeutende Persönlichkeit scheint die Mutter gewesen zu sein, eine Savoyardin, äußerst willenskräftig und von großem Einfluß auf die Familie. Der Umstand, daß sie zehn Kinder gebär und selbst nährte, scheint für ihre Gesundheit zu sprechen; andererseits untergruben vielleicht diese Geburten ihre Kraft, denn Silvio schreibt im Jahre 1819, daß sie schon seit Jahren fast beständig leide,



Mit gültiger Erlaub-  
nis des Verfassers:  
„Hohe Warte“, Leipzig.

Prof. Josef Peiffmann:  
Modell eines Palastes mit  
(Harten). (Zum Ansehen, J. A. Kur.)



11



## Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

sowohl physisch wie moralisch. In beiden Eltern scheint das Empfindungsleben überaus lebhaft gewesen zu sein, was die Mutter bei der Erziehung bewußt zur Geltung brachte. Zwischen Eltern und Kindern und den Geschwistern untereinander herrschte die innigste Zärtlichkeit. „Toi, notre Mariette, nos frères et moi,“ schreibt Silvio kurz nach der Befreiung aus dem Kerker an seine Schwester Josephine: „nous sommes des oiseaux d'une niche, qui ne sont nulle part à leur aise que lorsqu'ils se chuchotent à l'oreille ce joli petit ramage: „je t'aime, je t'aime, je t'aime“.

Von den zehn Kindern starben fünf in zartem Alter. Silvios älterer Bruder Luigi hatte große Ähnlichkeit mit ihm in der geistigen Veranlagung, doch war er nicht fränklich und im Gegensatz zu dem kleinen, unscheinbaren Silvio eine hübsche elegante Erscheinung. Stolz und feurige Gemütsart wurde ihm nachgesagt; er war ehrgeizig, unruhig, immer unglücklich verliebt, trotz redlicher und edler Gesinnung leichtsinnig und weniger fähig sich zu beherrschen als Silvio. Verschwenderische Lebensweise verleitete ihn zu einer strafbaren Handlung, die sich vertuschen ließ, unter deren Folgen aber er und die ganze Familie lange litten. Auch er war dichterisch begabt und schrieb Komödien in Versen, die die Freunde schätzten, doch wurde ihm das Machen noch schwerer als Silvio. Beide waren, bei großer Liebenswürdigkeit im geselligen Umgang, melancholisch, Luigi wie es scheint ganz ohne innere Widerstandskraft. Silvio wollte ihn die letzten Briefe des Jacopo Ortis, den italienischen Werther, nicht lesen lassen, weil das Buch seine periodischen Rasereien verdoppeln und ihn ins Verderben reißen könnte.

Die Schwester Marietta, die während der Gefangenschaft Silvios in ein Kloster eintrat und dort starb, war von jeher leidend, weniger Giuseppina, die jüngste, die ihren Bruder pflegte und überlebte. Giuseppina, die ihr Leben beschrieben hat, erzählt, wie sie als junges Mädchen beim Abstauben der Bücher ihres älteren Bruders heimlich Romane und Theaterstücke gelesen habe und dadurch so stark berührt worden sei, daß sie beschloßen habe, sich in einem klösterlichen Leben gegen die Gefahren der Welt abzuschließen; denn sie dachte, wenn sie „einem sympathischen Gegenstand begegnet wäre, würde sich ihr Herz leicht haben fesseln lassen“. Dieses angstvolle Umbiegen des erwachenden Lebensdranges in gänzliches Entsagen hat an einem jungen Mädchen etwas Abnormes. In späteren Jahren wurde Giuseppina von einem deutschen Konvertiten verehrt, der ihr nicht gleichgültig gewesen zu sein scheint. Auch an ihr tadelte Silvio

eine gewisse Neigung leichtsinnig zu wirtschaften, die sich freilich nur bei Gelegenheit ihrer Mildtätigkeit gegen Arme und Kranke zeigte.

Nach einer Überlieferung der Familie brach Silvios Krankheit in seinem ersten Lebensjahre aus, als er nachts durch miauende Katzen aus dem Schläfe geschreckt wurde. Seitdem wuchs er nicht mehr mit Ausnahme des Kopfes und seine Glieder verkrümmten sich. Von den Ärzten aufgegeben wurde er durch die nicht nachlassende Pflege seiner Mutter am Leben erhalten, deren Bemühungen es auch gelang, ihn wieder gerade zu machen; freilich mußte er während der Kinderjahre an Krücken gehen. Sehr quälten ihn Angstzustände, die sich so äußerten, daß er in den dunkeln Ecken des Zimmers kleine alte Frauen zu sehen glaubte, vor denen ihm graute. Derartige Visionen und Beängstigungen wiederholten sich später noch einmal, als er in Venedig in Untersuchungshaft war. Herangewachsen war er kräftiger, ohne doch jemals gesund zu sein. Er konnte sich niemals in normaler Weise ernähren, und die Klage: „Diese Lungen scheinen müde zu atmen,“ kehrt sein ganzes Leben hindurch wieder. Zuweilen legte er sich selbst die Frage vor, ob geschlechtliche Ausschweifungen an dieser Zerstörung seines Organismus schuld sein könnten; aber er hatte sich solchen nur so kurze Zeit hingegeben, daß ein nur einigermaßen gesunder Körper dadurch nicht hätte erschüttert werden können.

Der angeborene Mangel an Lebenskraft verbunden mit den Ansprüchen eines lebhaften Verstandes und einer gesteigerten Empfindungsfähigkeit war ein Mißverhältnis in Silvios Anlage. Durch Begabung und Gefühl zu hochgehendem Ehrgeiz und überschwenglichem Verlangen erregt, sah er sich zu beständigem Verzichten gezwungen und verbrauchte seine Kraft in bitteren Kämpfen, um den Zwiespalt in sich selbst zu überwinden und nach außen nicht merken zu lassen. Die heimlichen Leiden, die er als Kind ausstehen mußte, wenn er die Geschwister fröhlich spielen sah und sich nicht daran beteiligen konnte, setzten sich in veränderten Formen seine ganze Jugend hindurch fort. Wenn ihm in seinen letzten Lebensjahren mit Unrecht vorgeworfen wurde, er verstelle sich, so ist doch das wahr, daß er sein eigenstes Fühlen früh vor den Menschen zu verbergen sich gewöhnte. Der schüchterne, immer sanfte und freundliche Silvio mißachtete die Menschen im allgemeinen und sonderte sich im Geiste hochmütig von ihnen ab. Diese Gesinnung äußerte er nur gegen seinen Bruder Luigi, der sie teilte. „Auch ich habe mich mehr als einmal wegen der Verachtung getadelt, die ich für die Dinge und Menschen empfinde; aber ich habe ihren und meinen Wert genau abgewogen und mich

## Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

immer etwas mehr als vorher geschäft." Und wieder: „Deine Briefe . . . erheben mich sozusagen aus der menschlichen Gesellschaft, um mich mit dir ich kann nicht sagen wohin zu stellen, aber wo die Welt zu unseren Füßen ist. Unsere beiden Seelen haben viel Stolz . . . Die Achtung des Publikums reizt mich fast gar nicht; und das kommt gewiß von der Verachtung, die es verdient, und die ich wider Willen für alle meine sterblichen Brüder fühle mit Ausnahme sehr weniger." Nach seiner Ansicht haben die meisten Menschen nur einen Augenblick, wo sie liebenswert sind, hernach entwickeln sie sich nicht weiter und sind dann „verächtlicher Kot, der verpestet, was ihnen nahe kommt."

Bei dieser Einschätzung ihrer selbst und der andern war ihnen die Armut doppelt unerträglich, die ihnen den Platz unter denen anwies, denen sie sich überlegen fühlten. „Zu viele Umstände," schreibt er an Luigi, „haben sich einem besseren Gebrauch unserer Fähigkeiten entgegengesetzt, aber wenn das Geschick uns auf einen höheren Schauplatz gestellt hätte, weiß ich, daß wir Außergewöhnliches leisten könnten. Das ist nicht Stolz; aber je mehr ich unser Empfinden mit dem der anderen messe, desto mehr bestärke ich mich in der Notwendigkeit, die Allgemeinheit der Menschen unter uns, nur wenige über uns zu stellen." „Berruchte Gesellschaft!" ruft er einmal beim Besprechen der Geldsorgen aus, die die Familie bedrückten, „wir sind darin, so bleiben wir darin und verhehlen wir unsern Zorn." Obwohl von wohlwollenden Freunden umgeben, schreibt er dem Bruder: „Fremd bin ich gleich Dir in diesem Jahrhundert, in dieser Gesellschaft, oder besser gesagt in diesem Weltall; fremd allen außer Dir allein," und nennt ihn und sich „ein verfestes Rad, das nichts mit der großen Maschine der Gesellschaft verbindet."

Ein Herz, das so warm fühlte, der Liebe so sehr bedurfte und doch so überaus empfindlich gegen jede Verührung nicht ganz mit ihm übereinstimmender Persönlichkeiten war, hatte eben dadurch eine natürliche Anlage zur Frömmigkeit. Zunächst drückte sich diese nur in einem fortwährenden, unbestimmten Suchen nach etwas aus, das Halt und Befriedigung gäbe, und in einem ungebärdigen Zurückstoßen aller ihm erreichbaren irdischen Dinge. Gläubig im katholischen Sinne war er als junger Mann indessen durchaus nicht, ja er sprach von allem Konfessionellen wie von etwas längst Überwundenem, weit hinter ihm Liegenden. Er empfiehlt seinem Bruder Kant, mit dem er einen hohen Flug tun werde. Da man einmal vom Baume der Erkenntnis gegessen habe, gebe es keine andere Süßigkeit, als so viel wie möglich davon zu schmecken. Häufig fehlt seinen Äußerungen

jede Pietät für den Glauben seiner Kindheit, der noch immer der seiner Eltern und jüngeren Geschwister war. „Nur der Unwissende,“ schreibt er, „ein altes Buch in der Hand, das er nicht versteht, entscheidet anmaßend über die Geheimnisse der Schöpfung und stirbt zufrieden, daß er sie erkannt hat.“ Über den jüngeren Sohn des Grafen Porro sagt er: „Dafür, daß er von Mönchen erzogen ist, steckt er nicht einmal so sehr voller Vorurteile; nicht durch das Verdienst dieser Mönche, sondern weil sie so verhaßt sind, daß die von ihnen erzogenen jungen Leute ungefähr grade das Gegenteil von dem glauben, was ihnen gelehrt worden ist.“ Als sein jüngerer Bruder Franz den Entschluß faßte Geistlicher zu werden, versuchte er ernstlich zu bekämpfen, was er Luigi gegenüber für eine Tollheit erklärte: „Eines Tages, hoffe ich, wird er sich vor Lachen die Seiten halten, wenn er an das Dreieck denkt, das er sich auf den Kopf setzen wollte.“ Jedenfalls beklagt er Francesco, weil diese Torheit einen Anstrich von Melancholie verrate, der ihm immer bleiben werde.

Dunkler und schwerer konnte sie nicht sein als seine eigene. Schon als Kind hatte er oft gesagt: „Ach, der schönste Tag meines Lebens wird der meines Todes sein.“ Dieser schmerzliche Seufzer kehrt in jeder Lage wieder. „Ich bringe ganze Tage stumm in meiner Kammer zu,“ schreibt er im Jahre 1815, bald nach der erfolgreichen Aufführung seiner „Francesca“, „allein, mit keinem andern Trost als meiner gewöhnlichen Überlegung: ehe hundert Jahre vorüber sind, wird dieses Herz aufgehört haben zu schlagen; ach ja, ehe hundert Jahre vorüber sind.“ Er nennt sich des Lebens satt, aller menschlichen Dinge überdrüssig, das Leben ein Übel, eine Furie, die sich an die Fersen des Menschen heftet, der nicht die Kraft hat sie abzuschütteln. „Auch ich sterbe vor Schwermut,“ antwortet er Luigi, der in ähnlichem Sinne an ihn geschrieben zu haben scheint, „vor Unzufriedenheit mit mir selbst und vor Abscheu gegen die verdummte Gesellschaft dieses Landes. Auch in mir ist jeder Ehrgeiz erloschen.“

Man spürt die hoffnungslose Müdigkeit einer Seele, die in sich die Kraft nicht findet, aus der sie Leben saugen kann. Das Bedürfnis, sich an einen Stärkeren anzuschließen, machte ihn zur Freundschaft geeignet, und zwar waren die Männer, die er liebte, fast immer solche, wie sie auch auf Frauen den größten Eindruck zu machen pflegen, kraftvolle, rücksichtslose, herrische. Es ist eigentümlich, daß große Fehler, ja Laster, wenn sie auf einem Übermaß von Naturkraft beruhten und mit Talent verbunden waren, einem Manne in seinen Augen nicht nur nicht schaden, sondern sein Gefühl erst recht zu entflammen schienen. Der, den er zuerst

## Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

zum Freunde wählte, war Ugo Foscolo, ein genialer, zügelloser, durch verhängnisvolle Leidenschaften zerrütteter Mann, dessen unsterbliches Gedicht, „Die Gräber“, einen entscheidenden Einfluß auf die geistige Richtung Silvios ausgeübt haben soll. Er nannte ihn den größten Mann seiner Zeit, eine Stelle, die er im Alter Manzoni einräumte. Den Arzt und Patrioten Rasori, der wegen einer anstößigen Lebensführung ebenso berüchtigt war, wie berühmt durch Geist und wissenschaftliche Bedeutung, verehrte er, ohne die gegen ihn gerichteten Anklagen durchaus zu bestreiten. Über Byron, den er in Mailand persönlich kennen lernte, schrieb er seinem Bruder: „Kalte Berruchtheit ist eine zu hervorragende (eminente) Eigenschaft, als daß ich nicht sehr zögern sollte, sie für in der menschlichen Natur liegend zu halten; aber gesetzt auch, daß dieser entsetzliche poetische Charakter in Lord Byron wirklich wäre, er gefällt mir überaus.“ Was Confalonieri betrifft, von dem er jagt, daß er keinen mehr als ihn geliebt habe, so betont er zwar, daß die gemeinsame christlich-katholische Überzeugung die Grundlage ihrer Freundschaft bilde; aber alles spricht dafür, daß es vielmehr das Kräftige, Stolze und Belebende in Confalonieris Natur war, wodurch er sein Herz beherrschte. Mit Lodovico de Breme, einem feinen, religiösen, schriftstellerisch begabten Manne, befreundete er sich nach seinem eigenen Geständnis nur, weil dieser ihn liebte und suchte. In einem Gedicht von der Größe Gottes, das er in seinen letzten Lebensjahren machte, feiert er Gott als den Stärksten, an den seine Schwäche sich anlehnen könne.

Es wäre indessen falsch, sich Silvio Pellico als einen Schwächling vorzustellen; der kleine, kränkelnde Mann besaß jene Standhaftigkeit und Selbstüberwindung, jenen moralischen Mut, an dem auch zarte Frauen es oft kraftvollen Männern zuvortun. Auch artete er in dieser Hinsicht nach seiner Mutter und sagte selbst, er wage es, sich in einem mit ihr zu vergleichen, nämlich im Mut, womit er ohne Zweifel den Mut meinte, das für Recht Erkannte ohne Rücksicht auf die Folgen zu tun, und das schwerste Leiden zu tragen, ohne es merken zu lassen und sich dadurch in der Ausübung der Pflichten stören zu lassen. Er war nicht fähig, sich etwas zu erkämpfen und zu erzwingen, wohl aber sich denen, die er liebte, zu opfern. Man muß die Unbeugsamkeit seiner Urteilskraft bewundern, mit der er trotz der Heftigkeit seiner Empfindungen jedem, sich selbst und seinem Schicksal gerecht werden konnte. Wenn er einerseits an kraftvolle Naturen sich leidend angeschlossen, behauptete er sich doch neben ihnen; die unbedingte Reinheit seines Charakters machte ihn zum Vorbild für Jüngere,

## Aus dem Zeitalter des Risorgimento     Ricarda Huch

zum Erziehen geeignet. Er liebte den Umgang mit heranwachsenden Knaben und mußte sie an sich zu fesseln, vermutlich durch eine glückliche Vereinigung von Strenge und Liebe, vollem Verständnis, kindlicher Sinnesart und geistiger und moralischer Überlegenheit. Was er an Erwachsenen verachtete, die Trägheit, das Versumpfen und Verfaulen, gilt nicht für die Jugend mit ihrer Triebkraft und ihren unbegrenzten Möglichkeiten; sie befriedigte sein ästhetisches Gefühl und zugleich einen pädagogischen Zug, der ihm eigen war.

Silvio Pellico ist als Mensch der echte Vertreter des romantischen Typus, wie er in Deutschland am vollkommensten durch Ludwig Tieck dargestellt ist. Wie die deutschen Romantiker ist er immer wünschend und sehrend, nie befriedigt: „Der Mensch von Phantasie und Herz trägt, wo er auch sei, einen immer schmerzlichen Durst nach unerreichbaren Genüssen mit sich: in der Einsamkeit sehnt er sich nach Gesellschaft, und in Gesellschaft verlangt er nach Einsamkeit, und nie hat er weder Einsamkeit noch Gesellschaft, wie er sie sich wünschte.“ Wie die deutschen Romantiker ist er heimatlos geboren, fremd in seinem Vaterlande, obwohl er es liebte, fremd in der Welt, voll Heimweh nach einem überirdischen Reiche. Wie sie war er, obwohl den Frauen sehr ergeben und in der Jugend heftig verliebt, doch mehr zur Freundschaft als zur Liebe geeignet. „Die Freundschaft,“ sagt er, „ist die Art der Zuneigung, für die ich mehr als für jede andere Leidenschaft des Herzens veranlagt bin.“ Wie sie begann er mit kühnen Zweifeln, um unbeweglich fest an einen Glauben gekettet zu enden.

Er war, wie jene, eine durchaus kontemplative und passive Natur, schon dadurch zur Melancholie bestimmt, und litt sowohl unter dem Zwange, sich dem In sich selbst versenkten zu entziehen, wie unter dem Bewußtsein der Untätigkeit. Wie jene von einer der Neugierde verwandten Lust nach Wissen und Entschleiern aller Geheimnisse beseelt, wandelten ihn häufig Stimmungen an, wo er das Wissen verachtete, ein kulturloses Leben pries und den eigenen Erkenntnisdrang als Sünde empfand. „Manchmal habe ich beinahe Gewissensbisse, daß ich den Stolz meines Geistes genährt und gewagt habe, das Weltall mit meinen Augen zu messen wie ein Gott, und ich sehne mich nach dem Frieden der Unwissenheit, wie der dürstende Hirsch nach der Quelle verlangt!“ Wie jene machte er die eigentümliche Beobachtung an sich, daß ein frühes, maßloses Schwelgen in der Phantasie ihn erschöpft und ausgeleert habe, wie wenn es wirkliches Erleben gewesen wäre. „Dieser mehr kontemplative als

## Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

ausübende Charakter hat mich seit meiner Kindheit in die Region der Phantasmen geworfen, wo ich mich damit abmattete, sie zu erkennen, zu zergliedern und wieder zusammenzusetzen, da es mir schien, ich könnte aus diesem Chaos die schönste der Welten machen. Niemand kann sich die Unordnung meines Gehirns in meiner Kindheit vorstellen. Diese innerliche Tätigkeit hat mich vorzeitig mit allen Ideen von Tugend und Verbrechen vertraut gemacht, und mit 18 Jahren, wenn das moralische Leben der andern Menschen beginnt, war meines sozusagen im Untergehen. Müde und aller Dinge überdrüssig, habe ich seit damals den Tod ersehnt, und wenn dieser Wunsch einmal auch in der Ruhepause der Leidenschaften sich in einem Herzen festgesetzt hat, ist er ein unheilbares Gift, das, wenn es das Leben nicht gewaltsam abkürzt, es mit dauernder Melancholie durchdringt.“

Silvio erklärt hier zugleich die auch an den deutschen Romantikern zu beobachtende unnatürliche Verteilung der Lebenskraft, vorschnelles Reifen und Welken, so daß sie entweder jung starben oder nach kurzer, aufschäumender Jugend in ein müdes, langsames Absterben verfielen, wie wenn allzuschnelles Verbrennen der zugemessenen Feuerung durch vorsichtiges Sparen eingebracht werden müßte.

Die eigentliche Blütezeit Silvios fällt in die Jahre 1815—20, die er in Mailand im Hause des Grafen Porro-Lambertenghi als dessen Sekretär und Erzieher seiner Söhne verlebte. Schon vorher aber hatte er das Drama *Francesca da Rimini* geschrieben, das im Jahre 1815 aufgeführt wurde und ihn, der bisher nur durch seine Liebenswürdigkeit und seinen Geist anziehend war, berühmt machte. Für die italienische Literatur bedeutete die *Francesca* eine Neubelebung der in einem seelenlos gewordenen Klassizismus erstarrten dramatischen Poesie, ja mehr, sie war der erste künstlerische Ausdruck modernen Empfindens, das sich in dem traditionellen Stil nicht wiedererkennen konnte. Man sah zum ersten Male nicht den versteinerten Faltenwurf der griechisch-römischen Toga, hörte nicht die antiquarischen Reden eines Cäsar oder Brutus, sondern man liebte, litt und wütete in einer vertrauten Welt. Es war eine Wirkung, die man mit der der bürgerlichen Bühnenstücke, wie Lessings *Sara Sampson*, vergleichen kann, insofern das Stück von der Übertriebenheit des Stils einen Schritt zur Natürlichkeit machte, sich also gewissermaßen von der Kunst entfernte, um das Gefühl zu gewinnen, ohne welches das außerlesenste Kunstwerk leblos bleibt.

Die Sprache wurde von manchen Seiten getadelt als nicht ganz

gebildet und nicht italienisch. Allerdings waren die Pellico französischen Ursprungs und das Französische Silvio wie das Italienische geläufig; vielleicht aber gehörte gerade der fremde Blutstropfen dazu, um das marmorne Pathos, das auf der Bühne herrschte, beweglich zu machen. Die Einfachheit und Anmut der Sprache, die niemals ihren Reiz verlieren kann, fiel damals mehr als jetzt auf, die einen bezaubernd, wie sie die andern entrißte, wo es im allgemeinen dem Dichter vorgeschrieben war, in der Tragödie den Kothurn anzuschlappen. Obwohl die Francesca, wie schon oft bemerkt wurde, lyrischen Charakter hat, entbehrt sie der dramatischen Wirksamkeit durchaus nicht; sie ist knapp, gedrängt vorwärts schreitend, das Interesse nie erlahmen lassend. Der Auftritt, wo Paolo und Francesca sich ihre Liebe bekennen, süß im Tone, im Tempo hinreißend, einfach und empfindungsvoll, ohne gemeinpläßig und weichlich zu sein, wird immer zu den klassischen Liebes Szenen des Theaters gehören. Was Silvio Pellico fehlt, ist Tiefe der Ideen und der Anschauung, Reichtum und Originalität der schaffenden Phantasie, Fülle der Gestalten; aber er hat das Gefühl und den Instinkt des Schönen, die den Dichter machen. Mit der Francesca hat ein starkes Gefühl, von einem guten Geschmack geleitet, ein in seinen Grenzen vollkommenes Kunstwerk geschaffen.

Die Aufführung, die am 18. Juli im Teatro Re stattfand, hatte un eingeschränkten Erfolg. Die Darstellung war vollendet; den Paolo spielte ein Rimini, der, von häßlichem Außern, wenig für die Rolle des Geliebten geeignet schien, sie aber so glänzend verkörperte, daß er das Publikum begeisterte. Carlotta Marchionni, die erste Schauspielerin Italiens und von ihren Verehrern als die erste Schauspielerin Europas angesehen, konnte als Francesca ihr Talent, tragische Leidenschaft mit edler Natürlichkeit darzustellen, wie nie zuvor entfalten. Sie war so eins mit dieser Gestalt, daß ihr Name mit dem der Francesca von Rimini verbunden geblieben ist.

Silvio Pellico war unter den Zuschauern; erst gegen das Ende der Aufführung wurde bekannt, daß er der Verfasser war. Man urteilte allgemein, daß seit Alfieri keine solche Tragödie geschrieben sei, und viele sahen es als einen Vorzug an, daß Pellicos Dichtung mehr zu Herzen gehe als die Alfieris. Geld trug ihm der Erfolg nicht ein; aber er hatte sich in den Mailänder Kreisen, wo moderner Geist gepflegt wurde, einen Namen gemacht. Es drängte ihn, seinen jungen Ruhm durch neue Werke zu befestigen: sein Ziel war, eine neugeartete Tragödie zu schreiben, die



## Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

frei vom Druck der Aristotelischen Gesetze wäre, zuvor aber wollte er mit mehreren orthodoxen Dramen seinen Ruf so sicher machen, daß er das anstößige Wagnis unterstützen könne. Indessen wurde es ihm schon die bescheidenere Aufgabe auszuführen schwer. Außer dem Drama „Eufemio di Messina“ vollendete er nichts, schwelgte statt dessen in Entwürfen. Eine Reihe von Tragödien beschäftigte ihn nacheinander: Attilio Regolo Lombardo, I Bresciani, Matilde, Dante, Pisone, Beatrice d' Este, Pia de' Tolomei, und von mehreren wurden einige Akte fertig. Außerdem machte er den Plan zu einer Novelle, die der Italiener heißen und den idealen Typus des italienischen Patrioten aufstellen sollte, und arbeitete an einem Gedicht über Cola di Rienzi, in dem er, wie es scheint, den höchsten Aufschwung seines patriotischen und religiösen Freiheitsdranges zusammenfaßte.

Obwohl Silvio nach seiner eigenen Aussage das Entwerfen von Büchern leichter fiel als das Machen, ja, es seinen Geist sehr anstrengte etwas zu schreiben, und dies innere Hindernis zu einem großen Teile die Ursache seines zersplitterten Schaffens war, muß man doch zugeben, daß seine Lage im Hause Porro gesammelter Arbeit nicht günstig war.

Graf Porro gehörte zu den reichsten Aristokraten Mailands und stand mit dem Grafen Confalonieri an der Spitze der liberalen, anti-österreichischen Partei. Sein Haus war allen namhaften Einheimischen und Fremden geöffnet; er beschützte, so gut er es verstand, die Künste und interessierte sich besonders für die Fortschritte der Kultur auf technischem und industriellem Gebiet, wie er denn die Dampfschiffahrt, die Dampfspinnerei, die Gasbeleuchtung und anderes in die Lombardei einführte. Trotz dieser großartigen und nützlichen Tätigkeit nahm man ihn nicht ernst; es scheint, daß er sich mehr von einem raschen Temperament, als von vernünftiger Einsicht und Besonnenheit leiten ließ. „Graf Porro ist ein sehr aktiver Mensch, der, obwohl zerstreut, seine eigenen Geschäfte verständig überwacht. Er kennt die Wichtigkeit der sozialen Unterschiede, über die er sich unbefangen lustig macht. Feind Napoleons glaubt er nicht an die glänzenden Tugenden der Fürsten noch an den Freisinn der Völker. Er verachtet die Menschen und hält sie für geboren zur Sklaverei. Er wünscht die Vervollkommenung der positiven Wissenschaften, weil sie in einem Lande, wo die Literatur nur bestehen könne, wenn sie servil sei, nützlicher sei als diese. Ein lebhafter, ungeordneter Kopf, aber mehr dem Anschein nach als in Wirklichkeit.“ Man hat den Eindruck, daß Pellico die Grundsätze des Grafen aus dessen eigenem Gerede abgeleitet

habe, dem nicht allzu große Wichtigkeit beizumessen ist. An anderer Stelle nennt er ihn einen sehr leicht zu beeinflussenden Menschen, der immer von redlichen Leuten umgeben sein müsse. Sein Wesen berührte Silvio offenbar fremdartig; vielleicht gerade deshalb hebt er seine Warmherzigkeit immer wieder hervor, die ihn trotzdem gewinnt. Er sei von allen mailändischen Aristokraten der aufrichtigste, liberalste und mutigste, sagt er, bestrebt, sich die guten Seiten des Mannes gegenwärtig zu halten, der ihm, wie es scheint, Vertrauen, Zuneigung und Hilfsbereitschaft in vollem Maße entgegenbrachte. Was Silvio geradezu unheimlich berührte, und was er immer wieder unter Staunen und Kopfschütteln hervorhob, war die unermüdliche Betriebsamkeit des Grafen. „Dieser gute Graf Porro,“ schreibt er, „ist einer der Menschen, deren Tätigkeit unerschöpflich ist. Er setzt alles und alle in Bewegung. Meine Lebenskraft hingegen ist halb versiegt, ich möchte immer an einem Schreibtisch sitzen. — Ich möchte immer in vollkommener Unbeweglichkeit hingestreckt sein, so groß ist mein Widerwillen gegen jede Tätigkeit und gegen die Bewegung.“ War Porro im Hause, so nahm er Silvio, ohne etwas von dessen Leiden zu ahnen, für sein Gesprächs- und Geselligkeitsbedürfnis in Anspruch und verwickelte ihn irgendwie in seine Geschäftigkeit. Darüber tröstete Pellico sich einigermassen mit dem herzlichen Gefühl, das er für den Grafen hatte, nichts aber milderte seine Bitterkeit über den Zwang, sich an der Gesellschaft des immer mit Menschen erfüllten Hauses zu beteiligen. „Essen, Besuche, Spaziergänge, Unterhaltungen,“ schreibt er, „und jeden Abend das Gemüt von derselben Verachtung der Komödie, die ich gespielt habe, zernagt.“ Er genießt die Einsamkeit wie früher die Küsse eines Mädchens. „Am Ende eines jeden Tages bete ich zu Gott, daß er mich von der Gegenwart eines jeden befreie, damit ich mit mir allein sein kann.“ „Oh wie gern möchte ich Mönch in einem Kloster werden, wo man nicht Psalmen fänge, aber wo ich zu vollständiger Einsamkeit verdammt wäre.“

Nicht ohne einen leisen Schauer liest man diese Klagen, wenn man an die zehnjährige Verlassenheit des Kerkers denkt, die den Unglücklichen erwartete, und man erinnert sich der Worte Iphigeniens: Ihnen zum Schaden erfüllen die Götter die Wünsche der Menschen.

Indessen wie sehr Silvio unter der Abhängigkeit und ihren Folgen litt, darf man doch aus der verzweifeltsten Unzufriedenheit, die er oft gegen seinen Bruder äußerte, nicht schließen, daß er sich durchaus und immer unglücklich gefühlt habe. Kaum hätte er die Rolle des guten Gesellschafters so gut spielen können, wenn er nicht, dem Augenblick

## Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

hingegen, den Reiz der Fröhlichkeit und der Sympathie, die er erregte, empfunden hätte. Obwohl er urteilend über den Menschen seiner Umgebung stand, ließ er sich doch durch sie beeinflussen, wovon vielleicht ein schon in seinem Ruhebedürfnis begründeter Trieb nach Übereinstimmung die Hauptursache war. Nun befand er sich in einem Kreise von jungen Menschen, die sich als moderne im Kampfe gegen eine haufällige Kultur fühlten, ein Gefühl, das durch den Haß gegen die Fremdherrschaft und die Hoffnung, zum Sturze derselben in irgend einer Weise beitragen zu können, dramatisch zugespitzt und gesteigert wurde. Es wäre nicht natürlich gewesen, wenn die allgemeine Erregung, die ihn umgab, Silvio Pellico nicht auch ergriffen hätte, der schon durch seine nervöse Konstitution dem modernen Menschentum angehörte, und den jedes große Gefühl zum Mitschwingen brachte. Er, der ein Stück voll romantischen Geistes geschrieben hatte, war berufen in dem Kampfe gegen den Klassizismus eine Rolle zu spielen, und hat in der Tat feine und treffende Urteile in der großen literarischen Streitfrage ausgesprochen.

Ganz deckten sich seine Ansichten nicht mit denen der deutschen Romantiker; überhaupt war sein Geist weniger systematisch, er folgte seinem Geschmack, ohne sich an Einteilungen zu lehren. Er verehrte Schiller, Lessing, Goethe und Shakespeare; seine Abneigung gegen Ariost erklärt sich aus seinem Mangel an Humor und seinem an Schiller erinnernden Idealismus. Manzoni's Carmagnola fand er nicht hinreißend, weil die Helden der Wirklichkeit zu ähnlich gelassen wären. Es war nach seiner Ansicht der Zweck der Poesie, erzieherisch auf die Menschheit zu wirken; Dichter, die das nicht täten, seien nichts als Schwäger. Das Drama sollte insbesondere die vaterländischen Helden feiern. Von Foscolo sagte er, daß er noch zu sehr unter dem Einfluß der griechisch-lateinischen Kultur stehe und seine Zeit nicht genügend zu schätzen wisse. Für das Wesen des Romantischen, sofern es das Moderne ist, ich möchte sagen das Gesteigerte, Verdichtete und Verfeinerte, hatte er ein überraschendes Verständnis. „Sei gewiß,“ schrieb er seinem Bruder, „daß die Poesie der Beschreibungen und dergleichen Oberflächlichkeiten alle fünfzig Jahre ihren Wert verliert, und daß die gebildeten Völker entweder aufhören werden eine Poesie zu haben, oder nur eine solche genießen werden, die tiefer ist, philosophischer, mehr in wenig Worte zusammenfaßt, schwerer und reicher an Gefühl . . . Die Worte verlieren täglich an Wichtigkeit, und nur die Ideen erringen eine große.“

An die Ausführungen Friedrich Schlegels, daß die Schriften des

romantischen Dichters in die Atmosphäre eines mystischen Liebesgefühls ganz eingehüllt sein sollten, erinnert die folgende schöne Betrachtung, die Silvio an den Sterneschen *Noria* knüpft: „Was für ein Gefühl herrscht darin vor? Es ist nicht Liebe, es ist nicht nur Freundschaft, es ist etwas Mystisches, das der Untersuchung sich zu entziehen scheint. . . . Es gibt eine dritte Art des Gefühls, die auch Liebe ist. Es gibt Gemüter, die im höchsten Grade zum Mitgefühl (*pietà*) und zur Melancholie geneigt sind, denen die Gewohnheit gewisser natürlicher Ideen: Leben, Tod, Schönheit, Verwesung, Tugend, Treulosigkeit, Ideen, die sich, ohne daß man es will, jeder Erscheinung der Einbildungskraft beimischen, viel von der Fähigkeit, sich für die einzelnen Dinge zu begeistern, nimmt. Sie sehen das Gute und das Böse nie getrennt. Sie würden sich vielleicht an einem Unternehmen für die Freiheit des Vaterlandes beteiligen: aber ohne Ungestüm, da sie die Ketten und die Qual sehen, die der Tyrann den Großherzigen bereitet. Ein Mädchen, eine Blume, ein Freund macht sie lächeln, aber weder dies Lächeln noch die Fröhlichkeit, die sie sich selbst zuweilen anbefehlen, zerstreut einen Augenblick ihre innere Traurigkeit. Dieser müde, begierig nach entzückenden Empfindungen, suchen sie sie mit mehr Sorgfalt als die leidenschaftlichen Menschen; in der Mitte von Kannibalen, würden sie sich noch bemühen sie Brüder zu nennen, um des Glückes willen, zu glauben, daß der Mensch Brüder habe. Solche Gemüter sind es, die natürlicherweise jene dritte Art der Liebe fühlen, von der ich Dir gesprochen habe. Der Zauber ihres Stils hat etwas Reizendes; er erinnert ein wenig an jene Träume, in denen man beglückt durch unbekannte Gefilde voll schöner Gegenstände irrt, von denen man weder die Namen noch die Formen mehr erfassen kann, wenn man aufwacht.“

Als zu diesen Gemütern gehörig, die zugleich über und fern von allem stehen, was sie lieben, erwies sich Pellico in dem literarischen Kampfe, den er als ein Führender mitmachte; er tat es, aber „ohne Ungestüm“. „Dein *Ludovico* (de Breme),“ schreibt er dem Bruder, „ist ganz entbrannt in dem Kriege der Romantik und des Klassizismus. Du warst schon bevor diese Namen entstanden Romantiker im guten Sinne, wie es alle die sind, die über Literatur mehr mit dem inneren Gefühl als mit der künstlichen Kritik der Schulen urteilen.“

In noch geringerem Grade, als für literarische, konnte Silvio sich für politische Streitfragen ereifern. Bei Gelegenheit einiger Bemerkungen über Napoleon sagt er im Jahre 1815: „Ibrigens segne und verfluche

## Nicarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

ich die politischen Ereignisse wie die Sonne und den Regen, und dann merke ich, daß wir toll sind, zu loben und zu tadeln, was unvermeidlich ist. Was ist der Zweck von dem, was wir gut oder böse nennen? Der Fortschritt der menschlichen Gesellschaft, ihre Belehrung, das Dasein der Welten, die Lust des Zufalls, oder nichts von alledem? Ich weiß es nicht." Man vernimmt die Sprache eines Menschen, der in den irdischen Reichen nicht zu Hause ist.

Nichtsdestoweniger und trotz seiner häufig geäußerten Verachtung der Italiener seiner Zeit liebte er sein Vaterland. Er liebte es nicht mit der Einseitigkeit, Ausschließlichkeit und Kurzsichtigkeit so vieler Patrioten, sondern weil er dort aufgewachsen war, weil er es kannte, weil es schön und unglücklich war. Die schönen Strophen des Paolo in der Francesca an Italien, die in jener Zeit so viele Male die Hörer zu stürmischen Zeichen einer verbotenen Begeisterung hinrissen, sind ohne Zweifel einem echten Gefühl entsprungen; aber mehr die in diesem Gefühl liegende Schönheit als sein Gegenstand machten es ihm wesentlich. Der von Kannibalen umringt sich noch bemüht hätte sie Brüder zu nennen, war gewiß bereit, sich der Empfindung der Vaterlandsliebe hinzugeben, die teure Freunde, verehrte Männer bewegte.

Wie es zu geschehen pflegt, wenn eine neue Richtung aufkommt, trugen sich die Vertreter derselben mit dem Gedanken, eine Zeitschrift zu gründen, in welcher sie ihre Ideen verfechten und vertreten wollten; endlich näherten sich mehrere Kreise von talentvollen und modern gesinnten Männern, die sich bisher von ferne interessiert doch mißtrauisch beobachtet hatten, fanden die gemeinsame Grundlage, und der Plan wurde ins Werk gesetzt. Sie nannten das Blatt, das eine Waffe gegen alte leblose Formen, den Klassizismus und das österreichische System sein sollte, den Conciliatore, weil er die entgegengesetzten Meinungen zu vermitteln bestimmt sei.

Wer jetzt die große, mit schönen, klaren Lettern gedruckte Zeitschrift durchliest, wird sie ebenso langweilig und unerheblich finden, wie sie damals aufregend und bedeutungsvoll war; ein Beweis für die Enge und den Druck jener Zeit, wo das, was heute landläufig zu sagen ist, ein Wagnis war, und dafür, daß das sogenannte Aktuelle seinen Reiz verliert, wenn der Augenblick vorüber ist, dem es diente. Allerdings ist auch in Rechnung zu ziehen, daß die Zensur oft gerade das Wesentliche strich und überhaupt die Artikel so stark beschnitt, daß man Mühe hatte, die entstan-

## Aus dem Zeitalter des Risorgimento     Ricarda Huch

denen Lücken zu ersetzen. Im Notfalle war es Silvio Pellico, der einsprang, sei es weil er der gefälligste, oder weil er am flinksten mit der Feder war, oder daß seine Stellung als Sekretär des Grafen Porro es ihm nahelegte. Die österreichische Regierung, die den Conciliatore von Anfang an ungern geduldet hatte, gab ihrer zunehmenden Mißbilligung deutlichen Ausdruck; allein die Herausgeber wollten den Wink nicht verstehen und fuhren fort, ihre anrühige Opposition der Zensur zu unterbreiten. Am 29. Oktober wurde Silvio Pellico auf die Polizei gerufen, um sich wegen der kecken Sprache seiner Artikel zu verantworten; er antwortete kaltblütig, daß nichts gedruckt worden sei, was nicht die Erlaubnis der zensurierenden Behörde erhalten habe. Trotz seiner Schwächlichkeit und Gefühlsreizbarkeit war Silvio nicht etwa furchtsam; übrigens fühlte er sich in seinem Rechte und seiner Sache sicher.

F o r t s e t z u n g     i n     d e r     M a i - N u m m e r.

# Otto Helmut Hopfen: Die Base des Vergessens.

Ach, wer hellet die Schmerzen  
Des, dem Balsam zu Gift ward?  
Der sich Menschenhaß  
Aus der Fülle der Liebe trank!  
Erst verachtet, nun ein Verächter,  
Zehrt er heimlich auf;  
Seinen eigenen Wert  
In ungenügender Selbstsucht.

Tr auf deinem Mäher,  
Vater der Liebe, ein Ton  
Seinem Ohr vernehmlich,  
So erquicke sein Herz!

Goethe, Hatzgrefe im Winter.

1. „Der Welt entrückt in meiner Willensfeste  
Blick' ich vom Hügel auf die Stadtquartiere,  
Blick' auf Firenze's Kuppel und Paläste,  
Derweilen mir im Garten weiße Stiere  
Mit rotem Kopfschuß an Olivenäste  
Beim Pflügen streifen; wundervolle Tiere.  
Wie schwerer, bunter Segen quillt's aus Frühlingsgauen,  
Und Singen jauchzt zum Himmel auf, zum dunkelblauen.
2. Die Bauern singen, und ihr Sang begleitet  
Der Hände Werk seit dreimal hundert Jahren,  
Dasselbe Werk, auf selbem Grund bereitet  
Für gleiche Herrn. — Das lärmende Gebaren  
Der Volksaufwühler hat sie nie verleitet;  
Genügsam, fleißig, wie die Väter waren,  
Besitzen sie, was ihnen niemand möchte rauben:  
Die Hälfte des Ertrags von Milch und Öl und Trauben.
3. Warum auch sollten sich die Menschen ändern,  
Wo doch der Emafluß mit wilden Wogen  
In j e d e m Herbst aus seinen hohen Rändern  
Zerstörend ausbricht und den weiten Bogen —  
Tertosa talwärts — nur mit schmalen Bändern  
Im Sommerschiff zum Arno kommt gezogen;  
Wo gleich, in ewigem Grün, des Ölbaums Silberglänzen  
Den Pinienwald berührt, hoch auf des Berges Grenzen.“
4. Der Künstler sprach's und wehrte den Gedanken,  
Die neben ihm auf breitem Kiesweg schritten.

Doch heftig wie Genesungslehen der Kranken,  
Schmerzreiche Stimmen sich Gehör erstritten:  
„Was bleibst du noch? Wer — glaubst du — wird dir danken,  
Daß du verstedt im Heimatland gelitten?  
Zieh fort! Ein neues Leben blüht in neuen Ländern.  
Dort eile hin, um dich und dein Geschick zu ändern.“

5. „Mich ändern? — Kann ich's denn? — Auf der Terrasse  
Die beiden Löwen mit den Wappenschildern,  
Sie trugen stets die dräuende Grimasse;  
Und mag der Regen ihre Züge mildern,  
Mag einst verwitternd Grün auf grauer Masse  
Sie schmückend töten gleich viel Heldenbildern, —  
Ihr Wesen bleibt, und bleibend ist das stolze Zeichen  
In meinem alten Wappenschild: Der Baum von Eichen.“

6. Er trat zu seines Plazes Balustrade  
Und sah das Land bewegt von heiliger Lust  
Der Fruchtbarkeit in warmem Sonnenbade;  
Gleich jungen Frau'n mit stolz geschwellter Brust  
Sahen jeder Halm des Segens sich bewußt. —  
Unwillig dreht' er sich zur Schloßfassade.  
Davor stand überm Kies auf schwarzer Marmorbase  
Ein mächt'ger Bronzeguß, sein leuchtend Werk, — die Vase.

7. Und aus dem mächt'gen Mund, zum Knäuel verworren,  
Viel Rosenblüten an zerhackten Zweigen,  
Zerrissene Blätter, erdige Wurzellnorren  
Den Sonnenstrahlen ihre Wunden zeigen.  
Er sieht die Fasermasse schnell verdorren,  
Die Blüten langsam sich zum Sterben neigen,  
Und ruft: „Hinab! Erdrückend sollen Humusschichten  
Im Baseninnern eure Zeugentkraft vernichten.“

8. Im reichen Lande sei's ein Fleck der Leere,  
Unfruchtbar will ich diese Stelle haben!  
Dum ward viel Meter tief der Grund gegraben,  
Für dieses Marmorsockels große Schwere.  
Niemand soll Grün und nie die duft'ge Beere  
Das durstige Auge, noch die Zunge laben,  
Ein Bild des Hasses jedem, der hier Schönheit sucht,  
Verfenge blendend rings die Luft. Du bist verflucht.

9. Verschwinden mußten all die Freudenblüten,  
Zuerst die Rosen über den Portalen;  
Die hunderttausend Rosen, die dort glühten;  
Ich riß sie aus; — sie deckten mir die Zahlen  
Der Sonnenuhr und ließen Vögel brüten;  
Die sangen, ach, so laut von meinen Qualen.  
Die gelben Kletterrosen wucherten zu schnelle.  
Ich pflanzte schlanke vier Eypressen an die Stelle.





Fig. 11. Maria Magdalene.  
(Pitti - Polast, Florenz.)

Du heftig wie Menschenkrieger der Kranken,  
Schmerzreiche Stimmen sich Gehör erpitten:  
„Was bleibst du noch? Fort – gehst du – wird dir danken,  
Dass du verhebt im Heimatland geistest?“  
Fort fort! Ein neues Leben bietet in neuen Ländern.  
Dort eile hin, um dich und dein Schicksal zu ändern.“

5. „Nicht ändern? – Kann ich's denn? – Auf der Terrasse  
Die beiden Löwen mit den Schmuckbildern,  
Sie trugen stets die Herrscher der Terrasse;  
Und mug der Regen, der Wind mohnern,  
Mag einſt verwitternd Grün auf grauer Mauer  
Sie ſchmückend ſtehn gleich viel Heldenbildern, –  
Ihr Weſen bleibt, und lebend iſt das ſtolze Zeichen  
In meinem alten Wappenstein. Der Baum von Eichen.“

6. Er trat zu ſeines Vaters Baluſtrade  
Und ſah das Land bewegt von heiliger Luſt  
Der Fruchtbarkeit in warmen Sonnentage;  
Gleich jungen Frau'n mit ſtolz geſchwellter Bruſt  
Schien jeder Heim des Segens ſich bewußt. –  
Unwillig dreht' er ſich zur Schickſaffade.  
Davor ſtand überm Ries ein ſchwarzer Marmorbäſe  
Ein mächt'ger Bronzequäſ, ſein leuchtend Werk, – die Vase.

7. Und aus dem mächt'gen Mund, zum Knäuel verworren,  
Viel Reienblüten an zerbrochenen Zweigen,  
Zerriffene Plätter, todte Wurzelknorren  
Den Sonnenſtrahlen ihre Wunden zeigen.  
Er ſieht die Roſenſtacheln ſchnell verdorren.  
Die Blüten ſtürzen ſich zum Sterben neigend,  
Und ruft: „Hinab! Erdrückend ſollen Humuſſchichten  
Im Vaſeninnern eure Sonnenkraft verſchicken.“

8. Im reichen Lande ſei's ein Acker der Beere,  
Unfruchtbar will ich dieſe Stelle haben!  
Denn ward viel Meter tiefer Grund gegraben,  
Für dieſes Marmorbäſes große Schwere.  
Niemals ſoll Grün auch nie die erſte Beere  
Das dürſtige Acker, und die Beere haben,  
Ein Bild des Hoffes ſehen, der hier Schönheit ſucht,  
Vorſenſe blendend rings die Luſt. Du biſt verflucht.

9. Verſchwinden mußten all die Kreuzenblüten,  
Zuerſt die Roſen über den Portalen;  
Die hunderttauſend Roſen, die dort glühten;  
Und ſie aus; – ſie deckten mir die Zahlen  
Die Zornenſtuhl und ließen Vögel brüten;  
Die ſangen, ach, ſo laut von meinen Qualen.  
Die golden Kletterroſen wucherten zu ſchnelle,  
Die ſchlanken vier Cyperſſen an die Stelle.



Titian: Maria Magdalene.  
(Pitti - Palast, Florenz.)



## Otto Helmut Hopfen: Die Vase des Vergessens

---

10. Es ist vollbracht. Drum schwindet, Grimm und Grollen,  
Ich will euch nicht in meinem neuen Leben;  
Ihr lähmt die Kraft und macht zum halben Wollen  
Das schicksalzwingende Befreiungstreben.  
Fort, Mitleid mit dem ewig jammervollen  
Und rückwärts schauenden Am-Gestern-Leben.  
Laß der Erinnerung Spur aus meiner Zukunft merzen,  
Mit Troß mich und Verachtung fällen statt mit Schmerzen.
11. So sei's. Die Vase steht, von mir erfunden,  
Daß jede Schuld in sie hinüber quille,  
Daß jede Sehnsucht nach verlorenen Stunden,  
Daß jeder Seufzer dieser Todesstille  
In ihr mit Grabesklammern liegt gebunden.  
Erlösung suchend hat mein Künstlerwille  
Dies mächtige Gefäß gebildet und gegossen,  
Es emailliert und rund mit acht Reliefs umschlossen."
12. Der Künstler schritt im Kreis ums Bronzebecken  
Und prüfte nochmals den gelungenen Fuß;  
So satt getönt, kein Fehler zu entdecken,  
Zur Kunst erhoben bitterster Verdruß,  
In edler Form selbst Wahn und Haß und Schrecken,  
Für jeden Andern tragischer Genuß,  
Und doch für ihn nur Groll, Metall gewordene Schmach.  
So hielt er wieder, schlug an ein Relief und sprach:
13. „Noch einmal zeige, Vase, mir den Herrn,  
Den teuflischen, den Freund, der mich verlachte,  
Als könnten Narren nur aus nah und fern  
Mein Schaffen preisen, das er selbst verachte;  
Zeig mir die Glut in seinem Augenstern,  
Die nie vertilgbar mir den Zorn entfachte;  
Den Nebenbuhler zeige, der voll Schändlichkeit  
Mich und die Kunst verzieht aus zügellosem Reid.
14. Da steht er vor mir: Starr das schwarze Haar,  
Geballt die Fäuste, während ihn ergeht,  
Daß übers Blachfeld der Bacchanten Schar  
Ein Menschenwild mit Speiß und Hunden heßt;  
Voll Kälte sieht er, daß ein Schlangenpaar  
Ein hilflos Weib vor seinem Fuß zerfeßt,  
Und tritt — der ewigen Güte der Natur zum Hohne —  
In eines blühenden Eichbaums abgehaune Krone.
15. Ich will ihn nicht mehr sehn. — Geliebte Schale,  
Dein zweites Rundbild soll den Gram zerreißen.  
Denn freundlich scheint es gleich dem Originale  
Das Nahen schönen Glückes zu verheißen.

Zwei Frauen stehn in meinem Gartensaale;  
Die würdige Mutter trägt zum Haar, dem weißen,  
Erlesne Witwentracht; um ihre Tochter rollt  
Ein Meer von bunten Seiden, und das Haar ist Gold.

16. O heikles Kunstwerk, jugendschöne Glieder.  
Ein Strohhut hängt, mit Blumen reich geschmückt,  
Von ihrem Arm an Seidenbändern nieder,  
Er gibt den Augen Halt, die rings entzündt  
Umhergespäht und doch so scheu sich wieder  
Gesent. Die Mutter preist sich hoch beglückt  
Und nennt den Sturz der Perde just vor meiner Türe  
Willkommenen Zufall, der zu meinem Reiche führe.
17. Mit Mißtraun hört' ich von dem feinen Kunde  
Die Neugier halb verdecken halb verraten,  
Die Neugier nach dem rätselhaften Grunde,  
Weshalb ich selbst Europens Mäzenaten  
Die Tür verschlossen hielt und doch die Kunde  
Nicht hinderte von meinen Künstlertaten.  
Sie sprach noch mancherlei; doch vom erlitt'nen Schrecken  
Sprach sie kein Wörtchen mehr. — Was wollte sie bezwecken?
18. Sie schien zufrieden, den Geheimnisvollen  
In seiner weltentrückten Arbeitskause  
Zu stören, um dann hastig heim zu trollen  
Und ihren Freunden bei dem nächsten Schmause  
Des Rätsels Lösung prahlend aufzurollen:  
Ha, wir, wir kommen just aus seinem Hause.  
Ihr wißt noch nichts, doch uns ließ er die Gottheit sehn.  
Ein Marmorwerk von größter Kühnheit wird erstehn.
19. O falsches Spiel gefelliger Eitelkeiten,  
Was blies ich dich nicht fort wie Rebelbunst? —  
Mäzen von heut? — er kann nur dahin schreiten,  
Wohin die Mode weist und Fürstengunst;  
Und reiche Herrn, selbst Frauen unserer Zeiten  
Berechnen ihren Vorteil bei der Kunst;  
Es ist ein süß Gefühl, Genies zu protegieren,  
Nur muß der günst'ge Kauf nach Jahren hoch rentieren.
20. O laßt uns bei vergangenen Nationen,  
Bei längstentschwundenen in die Lehre gehn,  
Um glücklich fruchtbares Zusammenwohnen  
Von Reichtum, Wissen und Talent zu sehn.  
Mög' ewiger Ruhm Firenzes Namen lohnen  
Für dieses Dreiklangs hehres Phänomen;  
Sein Nachhall läßt noch heute tausendfach ertönen  
Das hohe Lied vom Dienst des überirdisch Schönen.

21. Und du, von Ewigkeiten eingeboren,  
Von Wasser, Erde, Luft und Licht betreut,  
Du, der ich meine Seele zugeschworen,  
Ohn' daß es mich im Elend selbst gereut,  
Du, die mich schützte, daß nicht Schmerz verloren  
Mein Haupt dem Irrsinn eine Höhle beut,  
O heilige Kunst, gewähre mir, mit reinen Händen  
Erträumte Meisterwerke glorreich zu vollenden.
22. Bewirke du, Vergang'nes zu vergessen,  
Daß ich das Herz mit Schaffensfreude stähle;  
Gib mir zurück, was ich bereits besessen,  
Daß ich mich nicht nur mit Entwürfen quäle. —  
Wer kann sich Marmor aus dem Hirne pressen,  
Wer formt aus Luft sich Säul' und Kapitale? —  
Zum Wafenguß hab' ich mein Haus aufs neu verschuldet.  
— Umsonst; denn noch vergaß ich nicht, was ich erduldet.
23. Da spricht sie noch die zierliche Matrone,  
Da lächelt noch mein Bild ihr zugewandt,  
Da pendelt noch der jungen Amazone  
Der Blumenstrohhut in der schmalen Hand.  
Noch immer strahlt der Jüpfle goldene Krone  
Gleich einem Doppelreif ums Haupt gespannt — — —  
Ach Gott, ach Gott! Du wirfst entzückter Augen Lust  
Warum? warum?! als Glut in die bewegte Brust.
24. Und nicht genug; dann schickt dein Warner-Wille  
Uns Rauch, der schnell den klaren Schein verhülle.  
Das Feuer brennt trotzdem! — Wie seltsam stille  
Erblaßt so plötzlich, fast verstört, die Maid;  
Ich forsche nach dem Sturz; sie leugnet jedes Leid  
Und zeigt sich doch zum ruhen gern bereit ...  
Ich ließ die Frau allein und pflüdt' in meinem Garten  
Die besten Früchte, um den Damen aufzuwarten,
25. Und sah erleichtert, wie die beiden aßen  
Und gern vom roten Wein ein wenig tranken;  
Und freute mich, als wir beisammen saßen  
In kunstbegeistert einigen Gedanken.  
Wie vorher und nie nachher gleichermaßen  
Hört ich für wen'ges mir so reizend danken  
Und war von ihrer sichern Grazie so gerührt,  
Daß ich sie bis zur Schwelle meiner Kunst geführt.
26. Doch als die Hände just den Riegel greifen,  
Erlang es laut in mir: Halt ein, Verräter.  
Soll Frost des Unverständs die Knospe streifen? —  
— Erschroden bat ich halblaut: Später, später;  
Das Werk muß erst zu voller Blüte reifen.

Auch ward's empfunden für den blauen Äther.  
Drum, — ist's vollendet erst im Freien aufgestellt,  
Mag kommen, wer da will, und schaun, ob's ihm gefällt.

27. Bellemmend hört' ich in den nächsten Wochen  
Durchs Haus den Schlurfschritt der Einsamkeit,  
Sie kam zu jeder Mahlzeit angelrochen  
Und machte sich in meinem Bette breit.  
Wie gern hätt' ich mit meinem Freund gesprochen  
Und ihn in mein Erlebnis eingeweiht, —  
Doch mußt' ich schweigen, sah er doch im Liebes-Weben  
Nur unentrinnbar wußten Kampf auf Tod und Leben.
  
28. Nun gar bei mir war alles ihm verpönt,  
Was Anderen erstrahlt als Daseins Preis.  
Er löste mich aus jedem leichten Kreis  
Und hat mein Schaffen — das er nun verhöhnt' —  
In guten Stunden freundlich einst gewöhnt,  
Daß höchste Kunst verlangt den tiefsten Fleiß.  
Warum er so mir half und mich doch niederbrückte,  
Das fragt' ich nie, bevor der große Wurf mir glückte.
  
29. Der große Wurf: Mein Phöbus, Gott der Sonnen.  
Er war ein Tropfen nur der reichen Quelle,  
Ein Quäntchen bloß von dem, was ich ersonnen,  
Und dennoch hat er mir mit Bligesschnelle  
Den höchsten Ruhm bei jung und alt gewonnen.  
Am ersten Tag schon drängten sich zur Stelle,  
Um dieses Werk als neues Wunder zu verehren,  
Viel Krösusse und Kenner beider Hemisphären.
  
30. Ich lauschte nicht, wie hoch sie von mir dachten; —  
Zwei Frauen galt mein Sinn, und wahnbetört  
Ruft' immer wieder Gudrun ich betrachten; —  
Mein Ohr hat ihren Jubel nur gehört. — —  
Ich seh's im dritten Bild. Doch voll Verachten  
Zeigt's einen Menschen abseits und verstoßt:  
Mein Freund, der äl'tre von uns beiden, der Bekannte,  
Des Namen vor dem Phöbus keine Zunge nannte.
  
31. Die Lippe schwieg. Das Auge konnt' nicht schweigen.  
Sein wilder Blick, von Hochmut angeschwollen,  
Ruft' jedem Kinde seinen Zwiespalt zeigen.  
Ich aber hab' nichts Böses glauben wollen.  
Freund, sprach ich, wirst du heute mit mir grollen,  
Wo Weisheit sich und Reichtum vor mir neigen?  
Sei froh. — — — Er zischelte: Du bist von Gott verlassen,  
Um dieses fehlerhafte Werk nicht selbst zu hassen.



## Otto Helmut Hopfen: Die Base des Vergessens

---

32. Dann schlendert' er — die Hände in den Taschen —  
Den 'Riesweg weiter und dann auf und nieder;  
Ich seh ihm nach in stummem Aberraschen;  
Dann überded ich beider Augen Lider,  
Um aus des Herzens Tiefen Rat zu haschen,  
Entschuldigung, Klarheit — — nichts. Ich blide wieder  
Auf mein gelungenes Werk, auf alle, die mir's loben,  
— Und will nur Schönes sehn; der Zwist ward aufgehoben.
33. Und augenblicks aus seinem Wunderbrunnen  
Schöpft mir der große Schöpfer eine Gnade:  
Umgießt mein Marmorwerk mit hellsten Sonnen,  
Daß selbst der Schatten wird zum Glutnbade,  
Daß atmend lebt, umblaut von Himmelswonnen,  
Was ich erschuf nach Vorbild der Iliade:  
Der Sonnengott hoch überm Viergespann im Wagen  
Durch alle Lüfte siegreich, stürmend fortgetragen.
34. Und wie zur Abendzeit am weiten Meere,  
Wenn sanft ans Ufer breite Wogen zischen,  
Wenn schweigsam rudernd zwischen Klipp und Schäre  
Die Männer fortziehn, um des Nachts zu fischen,  
Sich Nebelbildungen als Wollenschöre  
In Farbenglut versunkener Welten mischen, —  
So zitterte mein Herz vor lichtdurchglüheter Kühle  
In tiefster Andacht unaussprechlicher Gefühle.
35. So wird der Augenblick im Nichtsvermissen,  
Ein still Gebet, ein überirdisch Schweben;  
Der Stolz, sich größer als der Ruhm zu wissen,  
Gebiert den Voratz zu dem höchsten Streben —  
Wer das gefühlt, — und würd' ihm dann entzissen,  
Was Ehre, Liebe, Glüd und Reichtum geben, —  
Nie wird er untergehn, in diesem Weltgetriebe.  
Doch welches Herz hängt nicht an Reichtum, Ehr und Liebe."
36. Des Mittags heiße Sonnenstrahlen fuhren —  
Wie tausend Lanzen auf das Bronzebeden,  
Dann prallten sie zurück von den Figuren,  
Als gält' es Erzgepanzerte zu schreden,  
Und schnell begannen klappernde Lemuren  
Die Glieder nach dem Künstler auszustreden, — —  
Wie Messer blizt' es grell vor ihm im Lichte — —  
Er taumelt, fällt. — Im Schatten ward der Spul zunichte.
37. Und wieder, daß er Lust und Schmerz erneue,  
Reißt's ihn zu seiner Base Schilderein:  
Zeig du dich, Bild, an dem ich stets mich freue,  
Ich rahme dich mit Kobbiakränzen ein  
Und über Wipfel in die Lüfte streue

Lebendig ich der Engel Ringelreihn.  
Das Völkchen schwebt und tanzt und lacht und singt und schaut  
Vom Himmel nieder auf die reiche schöne Braut.

38. O köstlich Bild, wie lieb' ich deine Weite.  
Koskanas Glanz, er ist noch heute wahr.  
Und „sie“ so schön in fruchtbarem Gebreite,  
Gewiß viel schöner, als sie jemals war, —  
Wie fliegend vor dem bräutlichen Geleite,  
Demantenes Glißern im gewellten Haar,  
Gleich einer Siegesgöttin kommt sie mir entgegen. — —  
Sie schien mir all mein Glück, und gut wollt' ich es hegen . . .
39. Man sagt: Im Traume schenkt's der Herr den Frommen.  
Mag sein; denn als sie mit dem großen Schwarm  
Zu der Enthüllung meines Werts gekommen,  
War recht verwahrlost Schloß und Park und Farm,  
Ich selbst ermüdet, halb verwildert —, arm.  
Woher ich da den Werbemut genommen,  
Ich weiß es heute nicht und wußt' es damals kaum; —  
Sie meine Braut, — so schnell, so gern, wie nur im Traum.
40. Daß wir uns wenig kannten, schreckt' mich nie,  
Denn zart, wie man die schönste Phantasie,  
Die plötzlich lebt, nur immer hüten mag,  
Wie man den guldnen Traum am hellen Tag  
Mit Lächeln nachfühlt, so empfand ich „Sie“  
Und freute mich der Zeit, die vor uns lag;  
Dann sollten wir vereint des Herzens Knospen brechen,  
Dann alles Heimlichste von Lipp' zu Lippe sprechen.
41. Ach hatt' ich mit erfahrenem Verstand  
Des Feindes damals dieses Kind durchschaut,  
Ihr tragisch Wesen, ihre Qual erkannt,  
Gespürt, daß sie zum Ruß sich überwandt,  
Und als des gottgeweihten Künstlers Braut  
Lichtart die Liebe körperlos empfand; —  
Wie hatt' ich sieghaft meiner Glut vertraut!  
Doch so muß' ihre Keuschheit ihren Reiz vermehren;  
Und ich war zukunfstroh, die Liebe sie zu lehren.
42. Auch brachte nun ein jeder neue Morgen  
Mir Zeitungstöße, Briefe, Bücherlisten;  
„Kollegen“ kamen, um mich anzuborgen,  
Um mich zu interviewen, Journalisten.  
Ich sollte schreiben, reden und besorgen,  
Was wir im neuen Haushalt haben mußten;  
Ein Prinz erschien, ein Fürst, Touristen, Lagediebe,  
Und raubten mir die Zeit zur Arbeit und zur Liebe.

## Otto Helmut Hopfen: Die Vase des Vergessens

---

43. Verwundert nahm ich's eine Weile hin  
Und sah das Pflänzlein Ruhm mit goldnen Blättern  
Von Tag zu Tag in höh're Sphären klettern.  
Der König gar und selbst die Königin  
Sie schauten's an; und mein war der Gewinn.  
Schnell schirmt es mir das Dach vor Sturm und Wetter,  
Verschönert Park und Farm und treibt die Gläub'gerscharen  
Gleich einem Wunderschwert durch seinen Glanz zu Paaren.
44. Allein dies Treiben währte lange Zeit.  
Bald drückte mich die Fron der Eitelkeit;  
Doch zeigt' ich mich zum Lorendienst bereit,  
Sonst hätt' ich Gudrun's Kindersinn verletzt,  
Denn ihre Mutter schien so sehr ergezt.  
Auch rechnet' ich getrost, daß mir zuletzt  
Von Sommer Sonnenglut Erlösung würde kommen,  
Sie hat die ganze Schar auch wirklich fortgenommen.
45. Verschwunden waren alle mir im Nu;  
Kein Wagen hielt vor meinem Gartentor,  
Kein Pärchen gab sich bei mir Rendezvous,  
Kein Schwäger brüllte Weisheit in mein Ohr,  
Und kein Talentchen legte Proben vor.  
Wie labte mich die lang entbehrte Ruh! —  
Da, kurz vor Nacht hört ich die Eingangsglocke klingen. —  
Zwei Damen baten, schnell sie nach der Schweiz zu bringen.
46. Wie klang mir dieser Wunsch so schmerzlich fremd!  
Jetzt fort?!.. Seid ihr ein Teil denn jener Welt?  
Nicht frei, gleich mir, vom Druck, der uns gehemmt?! —  
Sie schwiegen. Und in meine Seele wellt  
Trüb-trübes Ahnen. Doch zurück gedämmt  
Ist's rasch, zu rasch an Gudrun's Bild zerfellt. —  
Rast, sprach ich lächelnd, Eure Freunde weichlich fliehn.  
Weshalb in ihrem Schwarm durch alle Länder ziehn?
47. Mein lieber Sohn, erklang es unterdessen,  
Es wird auch Ihre Zeit nicht überladen,  
Bei diesen Freunden manchmal gut zu essen,  
Mit diesem Schwarm zu jagen und zu baden.  
Wer das nicht tut, ist gar zu schnell vergessen. —  
Doch, — fürchten Sie davon als Künstler Schaden,  
So schließen Sie sich ab, wie's Ihnen wohl gefällt.  
Wir müssen dann erst recht für Sie zur großen Welt.
48. Mich schiert kein Mensch! — tief ich in Schmerz und Mut —  
Und weil Ihr Kind gewiß gleich mir empfindet,  
Wird Gudrun, wenn sie mir im Arme ruht,  
Zufrieden sein, daß all dies Päck verschwindet,  
Auf daß sich ungestört mein Schaffensmut,

Was ihm behagt, in eigenen Formen ründet.  
Nur Mittel, frei zu schaffen brauch' ich, keine Mode,  
Und kann den Ruhm entbehren bis nach meinem Tode.  
L.

49. Frei? Frei? mein lieber Sohn. Ich kenn' der Künstler viele,  
Doch kenn' ich keinen Großen, der nicht wollte,  
Daß anderen Künstlern, was er schafft, gefiele,  
Und daß die Menge täglich Beifall zollte.  
Faul blieb dagegen mancher fern vom Ziele,  
Dem reiches Heiratgut ins Zimmer rollte. —  
Madame! — rief ich — Sie könnten wahrlich nicht geringer. .  
Auf meine Lippen legten sich zwei zarte Finger.
50. Gudrune sprach: Ich bitt' euch, streitet nicht;  
Wie quält ihr mich. Laßt ab. Ihr könnt euch schreiben.  
Wir müssen fort. Nur das hat jetzt Gewicht.  
Kein Wasser sieht man mehr im Arno treiben;  
Die Sonne Mensch und Tier zu Tode sicht;  
Ich fürchte krank zu werden, müßt' ich bleiben.  
Mir graut; doch will ich — Sandro — dich nicht feige fliehn.  
Befiehl, — so bleib' ich. Fürnst du? — Bitte, laß mich ziehn.
51. Wie lacht' ich fröhlich auf dies Wort und schlang  
Um ihre Taille meinen Arm. Wir gingen  
Zum Schloßportal zu meiner Lieblingsbank,  
Und saßen uns, wo Büschelrosen hingen:  
Ich wies mit stolzer Hand vom nahen Hang  
Bis zu der Berge weiten Zauberringen  
Mein Reich, in dem zum Schrei der Grillen, die dort wohnen,  
Glühwürmchen Lichter leuchten ließen — viel Millionen.
52. Gudrune, sagt' ich, sieh den Mondenschein  
Sich märchenhell auf hohe Saaten legen;  
Nach Tagesgluten, die mir Öl und Wein  
Und tausendfach des Bodens Kraft erregen,  
Fällt nun der Tau, fällt milder Nachtwind ein;  
Hier oben bringt die Sonne nichts als Segen;  
Wie kühl läßt sich's in dichten Mauern mittags ruhn;  
Jahrhunderten gefiel's; drum geht nicht fort, Gudrun.
53. Ach, Sandro; gut, daß! Mutter uns nicht hört.  
Sie wär auß' neu verletzt und tief empört.  
Dein Haus ist hoch und hat gewaltige Mauern . . .,  
Doch nicht für uns, noch nicht; mit leisem Schauern  
Beden' ich, wenn ein Mensch dein Wort erfährt.  
Welch Lärm. — Geduld. Es wird nicht lange dauern,  
So weil' ich Tag und Nacht mit Recht in Haus und Garten,  
Doch heute wär's verfrüht. Warum willst du nicht warten?

## Otto Helmut Hopfen: Die Vase des Vergessens

---

54. Warum? Warum? — Sprich mir nicht vom Gezwänge  
Der Andern. — Warst du mein mit Leib und Seelen,  
So wüßtest du „warum“, ohn' dich zu quälen,  
Was Elende mit niedrigem Geheße  
Verleumderisch den Schwankenden erzählen. —  
Warum ich mich am Warten nicht ergeße?  
Warum? — Weil mich entflammt des Sommers Sonnenglut!  
Und du? Was trieb zu mir dich, wenn nicht heißes Blut?
55. Wie heftig, Sandro, fragst du, was mich trieb? —  
Warbst du denn nicht um mich und hast mich lieb?  
Und ich — nun ja . . ich hab' zu dir begehrt,  
Und ließ drum listig stürzen hier mein Pferd,  
Weil alles, was man von dir sprach und schrieb,  
Geheimen Zauber barg, den ich verehrt;  
Und du — bestrichstest du mich nicht mit zartem Wort?  
Doch jetzt erschreckst du mich. Laß los; ich möchte fort.
56. Sei nicht verletzt; Gudrun, ich war zu wild.  
Geduld, ganz recht. Vielleicht noch kurze Frist  
Sich trennen, bis der Herbst uns freundlich ist,  
Bis jeder Luxus dir entgegen quillt,  
Bis du hier Frau wirst, keusches Gnadenbild.  
Zieh hin; leb wohl. Doch bleibe, wie du bist,  
Und kehre mir bald zurück. Du kannst noch nicht erfassen,  
Daß wir mit Land und Luft auch eine Welt verlassen.

Schl u ß i n d e r M a i : N u m m e r

## Joseph Aug. Lur: Die moderne Architektur in Deutschland.

Immer mehr rückt die Architektur in den Mittelpunkt des Interesses. Das hat die moderne Bewegung bewirkt. Gewerbe und Technik, die sogenannten niederen und hohen Künste, bedürfen eines festen Stützpunktes, einer organischen Zusammenfassung zu einer praktisch bestimmten Einheit, die von dem menschlichen Geheimnis der Schönheit geadeht ist. Dieser natürliche Schwerpunkt aller Künste ist die Architektur. In den letzten 30 Jahren war die Malerei alles. Rings um sie war die Kunst erloschen. Nur sie nährte die heilige Flamme. Das war das Zeichen eines ungesunden Zustandes, denn auch sie bedurfte monumentaler Wirkungen, die sie nur von der Architektur erwarten konnte. Sie zog sich auf das Staffeleibild zurück und bildete eine Welt für sich, die neue Schönheiten offenbarte, die Wunder des Lichtes und der Farbe, und von William Turner über die französischen Impressionisten bis zu Whistler eine ununterbrochene Kette leuchtender, farbensprühender Wunder bot. Ganz Europa sah durch die Kunst des französischen Impressionismus und die Maler in Deutschland, Österreich, Italien, Skandinavien, Rußland und alle slavischen Künstler hatten die Pariser Marke. England hatte die Entdeckung gemacht: der große William Turner hatte das magische Tor des Farbenparadieses weit geöffnet. Aber Frankreich herrschte in dem Wunderland mit einer Unumschränktheit, wie es vorher in der Zeit des Absolutismus in der dekorativ gerichteten Barockarchitektur geherrscht hatte. Man kann sagen, daß in den letzten dreißig Jahren die impressionistische Malerei die einzige Lichtquelle war, in der die Schönheit der Daseinerscheinungen sichtbar wurde. Die Technik wurde groß, aber sie war mathematisch konstruktiv bestimmt, nicht organisch in künstlerischer Auffassung und bot dem Leben keinen Schönheitswert. Die Architektur stand abseits und pflegte eine unvollstümliche akademische Überlieferung, die bestenfalls dem Gelehrten Befriedigung verschaffte. Sie hatte mit dem Leben des Volkes und der Gegenwart keinen inneren Zusammen-

## Jos. Aug. Lux: Moderne Architektur in Deutschland

hang. Oder sie fiel Spekulationsinteressen anheim und schuf die traurigen baulichen Zustände, in die die Mehrzahl der Städte geraten sind, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ihren wirtschaftlichen Aufschwung genommen haben. Nur Orte, die den Aufschwung nicht mitmachen konnten und zum Bauen kein Geld hatten, blieben von diesen zweifelhaften Segnungen verschont. Sie sind heute Gegenstand der entzückten Betrachtung und liefern für den Städte- und Hausbau feine künstlerische Geseze, die mit Überlegenheit angewendet sein wollen. Die Malerei entbehrte selbst der großen monumentalen Aufgaben und verfiel naturgemäß in jenem Teil, wo sie mit der Architektur in Beziehung tritt. Daß Mosaikbilder naturalistisch wie Ölgemälde behandelt wurden, ferner daß Freskenbilder den Charakter einer vergrößerten, illustrierten Geschichtsillustration empfangen und theatralisch wurden wie eine schlechte Oper, beweist zur Genüge, daß nach der architekturellen und dekorativen Seite hin die künstlerische Disziplin in völliger Auflösung begriffen war. England, im Guten wie im Schlechten, um eine tüchtige Spanne voraus, besaß aber damals schon eine aufkeimende Architektur, die aus der lebendigen Bauüberlieferung des Volkes ihre Kräfte zog und künstlerisch bestimmt war. Mit Ruskin als Wortführer traten um die Mitte des Jahrhunderts neben den Erneuerern des Kunsthandwerkes Maler auf, die zunächst aus Protest gegen die akademische Schablone neue formale Schönheiten suchten, die mit individuellem Leben erfüllt waren. Sie fanden Anregung und Stärkung in der frühitalienischen Kunst, die alles besaß, was sie selbst suchten. Naturwahrheit, dichterische Verklärung und die Strenge des Architekturgeistes. Es war die Gruppe der Präraphaeliten, deren Mitglieder später mit Morris in der Arts and Crafts-Gesellschaft gemeinsame Wege gingen. In ihren berühmten Essays, den Arts and Crafts-Essays legten die Mitglieder die Ergebnisse ihrer Untersuchungen und Erfahrungen nieder, die sie in den dekorativen Künsten, in der Buchkunst, in der Keramik, den Metallarbeiten und Gläsern, in der Wohnungsausstattung, den Geweben und Stickereien gewonnen hatten, indem sie sich auf die fast ganz verschüttet gewesenen handwerklichen Überlieferungen der architektonisch geführten mittelalterlichen Gotik stützten. Dem Entrüstungsturm, der sich gegen die Malergruppe der Präraphaeliten bei ihrem ersten Auftreten richtete, gebot die machtvolle Autorität Ruskins Einhalt, der sich begeistert für die junge Gruppe erklärte, und die Unnatur der angeblich von Raphaels Vorbild ausgehenden akademischen Frisiertheit nachwies,

indem er im Hinblick auf die Wandteppiche von Raphael die Unmöglichkeit aufzeigte, daß Christus nach dem Schlaf und der sturmbewegten Nacht auf dem Meere ein schön gescheiteltes und gelocktes Haupthaar tragen konnte. Diese Beweisführung ist zwar mehr faustgerecht als künstlerisch, aber sie fand vielleicht gerade darum bei dem englischen Publikum Verständnis, und erfüllte ihren guten Propagandazweck zugunsten der neu auftretenden Künstler, die sich aus Protest gegen die Akademie Präraphaeliten nannten. Nach der monumentalen Seite der Malerei im Hinblick auf die Architektur trat Burne Jones in der Gruppe der Präraphaeliten und in der späteren Arts and Crafts-Gesellschaft bedeutsam hervor. Am berühmtesten sind seine „Schöpfungstage“ geworden. Die Stoffe zu den Glasfenstern und zu den Gobelins, in denen noch Morris Hervorragendes leistete, wurden größtenteils der heimischen, feltisch-ritterlichen Legenden-Überlieferung, der Artus- und Grals Sage entnommen, und ihre zeichnerische und technische Behandlung zeigt eine durchaus handwerkliche, im besten Sinne architektonische Auffassung, im Gegensatz zu den Elbilderimitationen der phantastischen Gobelinwebereien und Glasmalereien. Das Auftreten dieser Künstlerschar und besonders Burne Jones bezeichnete den Anfang einer neuen Monumentalmalerei, zu der selbstverständlich die Bildweberei, die Glasmalerei und das Mosaikbild gehörten. Auf dem Kontinent traten außer Puvis de Chavannes Monumentalmaler auf, die, jeder für sich, den Zusammenhang mit der Architektur suchten und neue Symbole mit der großzügigen Harmonie rhythmisch empfundener Flächen- und Farbenerscheinungen zu verbinden suchten, Hans von Marsden, der sich in den Irrgärten der großen italienischen Überlieferung verlor und nicht zu den Quellen kommen konnte; der holländische Javane Jan Toorop, als Symbolist und Neoimpressionist hervorragend bekannt; der Schweizer Ferdinand Hodler, der die großartig aufgefaßten Glasmosaiken mit Szenen aus der Schweizergeschichte für das Rathaus in Berlin lieferte und gegenwärtig für die neue Universität in Jena Fresken malt; und endlich Gustav Klimt in Wien, dessen Aulabilder für die Wiener Universität durch die schmucksteinartige, ganz flächenhafte, dekorative Behandlung, durch die Neuheit der symbolischen Darstellung und durch die außerordentliche Feinheit, man möchte fast sagen Klangschönheit des farbigen Elements die ungewöhnlichsten und interessantesten Erscheinungen der neuen Monumentalmalerei bilden, ungewöhnlich auch durch ihr eigentümliches Schicksal, indem sie infolge des bornierten Protestes der Wiener Universitätsprofessoren ihrer



## Jos. Aug. Lux: Moderne Architektur in Deutschland

Bestimmung nicht zugeführt wurden. Es darf schließlich nicht vergessen werden, daß der Impressionismus auf dem Wege über den Neoimpressionismus selbst eine Entwicklung zum strengen Stil nimmt, allerdings nicht durch die lineare Wirkung, sondern durch die Farbenbehandlung, die ungemischte, man könnte sagen, heraldisch reine Farbenelemente auf die Leinwand bringt und die optische Verbindung dem Auge überläßt. Sie nähert sich auf diesem Wege selbst durch die Farbenwirkung in der schmucksteinartigen flächigen Wirkung, die allerdings am ausgesprochensten in der modernen Graphik im Farbenholzschnitt, im Plakat wirkt, in das Staffeleibild übergeht und von dort den Ring zur architektonischen Malerei, zum Monumentalbild, zur Glasmalerei und zum Mosaik wieder schließt. Schon sind unter den Impressionisten van Gogh und Gauguin instinktiv mehr zum Stil geneigt. Valotton, um nur ein Beispiel zu nennen, ist schon vollends stilisiert. Wenn sich die Augen der impressionistischen Maler und ihres Publikums von Paris erholt haben werden, wird ein Staunen sein über die dekorative Kraft und Eigenart, die in der älteren heimischen Überlieferung, der ethnographischen, wie der altmeisterlichen liegt, die geistig verwandt mit jenen Erscheinungen sind, die heute als aufregende Neuheit gefürchtet oder geliebt werden. Am reichsten aber und am unerschöpflichsten wird der verschlossene Brunnen der slavischen Überlieferung sein. In der Musik wie im Ornament haben sie den größten volkstümlichen Reichtum. Sie haben die Zukunft. Die Völker der Zivilisation, der Westen Europas hat sich in dieser Hinsicht vollständig erschöpft. Im Ornament hat er nichts zu geben, wie eine mehr oder weniger persönlich behandelte stilisierte Wiederholung ornamentaler Elemente, die vorher schon unzählige Male abgewandelt worden sind.

Auf dem Kontinent bewirken, wie bekannt, die englischen Einflüsse eine Wiederbelebung der gewerblichen Künste, die vorzugsweise von Malern ausging, die ornamental überwog, obzwar es sich, wie sich in der späteren Entwicklung herausstellte, nicht um den äußeren Schmuck, sondern um innerlich bestimmte, sachliche, künstlerisch architektonisch einheitliche Gestaltungen handelte. Instinktiv suchten die jungen Künstler, die sich dem Kunstgewerbe zuwendeten, Architekturaufgaben in die Hand zu bekommen, Bauaufträge, Einfamilienhäuser, die individuell durchgebildet werden konnten, weil sie dadurch von einem gegebenen, alles umfassenden, einheitlichen Gesichtspunkt aus die kunstgewerbliche Produktion bestimmen und in einen Gesamtorganismus vereinigen konnten. Viele

Erfahrungen mußten von dem englischen Vorbild übernommen werden, vor allem der Fleiß und die Gründlichkeit, mit denen die Vorgänger ihr Reformwerk verrichteten. Und wo die Erfahrungen und Erkenntnisse dieses Vorbildes nicht mit reiflicher Überlegung und Anwendung auf die heimischen Verhältnisse genützt wurden, mußten die eigenen Fehler demonstrativ helfen. Mit wachsendem Interesse an den gewerblichen Künsten und der von diesen bestimmten häuslichen Umgebung wuchs das Interesse für die Architektur und ihre Aufgaben. Naturgemäß. Die jungen Bannerträger gingen voran und verkündeten eine neue Wahrheit, die uralt ist. Aber sie waren alle Autodidakten, sie hatten den ungeheuren Vorzug der Frische und der Begeisterung, durch die sie in den Zeiten der Gärung die ganze öffentliche Stimmung mitrissen; jedoch der Mangel an positivem Architekturkönnen beschränkte sie, von einigen ungewöhnlichen Ausnahmen, wie Peter Behrens als Erbauer des Krematoriums in Hagen und van de Velde als Bauschöpfer des Falkwang-Museums von H. Osthaus, abgesehen, zu kleineren Alltagsaufgaben der Architektur, die über das Familienhaus nicht weit hinausreichen, während die großen monumentalen Aufgaben, die das moderne Leben stellt, die Großstädte, der Riesenverkehr, der ungewöhnliche Bauorganismen verlangt, den eingeseffenen Künstlern vorbehalten bleiben müssen, die von Haus aus das immense Rüstzeug des Architekten haben, oder es infolge eines außerordentlichen inneren Berufes in ungewöhnlicher Selbstzucht autodidaktisch erlangten, wie in den genannten, sehr seltenen außerordentlich respektablen Ausnahmen. Die anderen sind die Maler-Architekten, ein Begriff, der im Gegensatz zum verzopften Akademiker oder zur geschäftemachenden Bauspekulation vorteilhaft das künstlerische Anrecht vertrat. Aber über die Schultern der Maler-Architekten weit hinaus ragt der berufene Monumental-Architekt, der in den ersten Jahren der Bewegung nur deshalb übersehen werden konnte, weil die Allgemeinheit mit den kleinen Aufgaben des Kunstgewerbes und des Kleinhausbaues beschäftigt war und weil es vor dieser Bewegung keine Zeitschriften und Publikationen gab, die die Öffentlichkeit an den wartenden großen Bauaufgaben unserer Zeit interessieren konnten. Im Laufe dieser Jahre jedoch wurde die Öffentlichkeit auf dem Weg über das Kunstgewerbe und seine ästhetische Erneuerung an die Architektur gewöhnt und die Behandlung von Baufragen rückte in den Vordergrund. Die Architektur beginnt, wie gesagt, in der öffentlichen Aufmerksamkeit einen Platz einzunehmen, der ihr gebührt und den bis dahin als unmännliche Statt-

## Jos. Aug. Lur: Moderne Architektur in Deutschland

halterin die Malerei eingenommen hatte. Langsam gewinnt die Öffentlichkeit wieder den Gesichtsinn für die Baukunst. Wenn auch die großen künstlerischen Bauaufträge zum Glück nicht von Volksabstimmungen abhängen (wie es Ende 1907 in Wien gegen den Museumsbau Otto Wagners versucht wurde), so ist eine vornehme Baugesinnung immerhin ein wichtiges Postulat der allgemeinen Bildung und eine Grundlage, die dem Künstler Hoffnung gibt. Wie hoch ein Volk zu bilden ist, zeigt seine Baukunst. Und schließlich kann auf die Dauer keine Kunst existieren, wenn sie des Interesses und der Liebe der Menschheit entbehrt.

S c h l u ß i m M a i h e f t.

## Ein neuer Beethovenschatz.

S ch l u ß.

Bester Bernardus non Sanctus!

Man will oder will man? — Ich sende Ihnen die Schrift hier zurück, die ich gelungen fand, was ich angemerkt, werden Sie vielleicht gar nicht berücksichtigen, dies steht Ihnen frei, denn ich kann hier nicht sagen anche io sono pittore nun bitte ich Sie aufs innigste lassen Sie selbe abschreiben, ob ein Stempelbogen und welcher, weiß ich nicht, fragen Sie jemanden aus der Staatskanzlei mir ist es nicht eingefallen, sonst hätte ich gestern unseren Cardinal gefragt — Seine Eminenz, welcher übrigens sogleich selbst die Schriften übergeben wollen — haben sehr gelacht, wie ich Ihnen erzählte, daß die selbige Person, wider welche das Gesuch eigentlich abgezweckt war, aufgefordert zur Protestation dagegen wurde, dies deucht mir könnten Sie noch contrastiren dagegen, ebenso könnte der Hr. Curator noch einen Stich bekommen, daß die L. A. auf selben so wenig Vertrauen gehabt, daß ich noch einen der L. A. Vertrauen besitzenden Mann Dr. Adlersberg (?) beige stellt habe. — und nun leben Sie in will Mann und Mann will fort, bis lauter will will will will Mann Mann etc. etc. etc. hervorkommen — wegen der Bibliothek hoffe ich bald in einiger Zeit etwas anbringen zu können — der Anfang ist gemacht —

Ihr Beethoven.

Lieber B.

Ich suchte Sie gestern abends als mir D. Ihren Brief brachte, Sie waren aber abwesend, obschon mir D. gewiß versicherte, Sie zu Hause zu finden — natürlich schrieb ich Blöchl. gleich noch gestern abends im Wirtshause, daß er K. durchaus zu der Ober A.'s H i n t e r s c h a f t nicht bringen solle, dies müßte ich D. geben, daß er es noch heute besorgte früh genug, ich hoffe es wird geschehen sein. — Wegen der Mutter mußte ich schon, denn sie war gesehen worden, indem sie sich zu B. begab, ich schickte mit Fleiß Oliva zu ihm und ich war es der ihm auf . . . ohne zu entdecken, daß daß ich es wußte, ihm etwas darob zuzusetzen.

## Ein neuer Beethovenschatz

Einem Menschen, der mir einen solchen Brief geschrieben, kann man schon etwas starke . . . Mittel darreichen. Ich mag wegen dieser pesterfüllten Person kein Wort mehr an H. Blöchl. verlieren, ich sende ihm durch Steiner schon heute den Betrag für den künftigen am 22. August (?) einfallenden Monat in dieser Lage, worin wir uns jetzt befinden, indem einmal die bestialische Mutter, wie ich sehe, überall ihren Pesthauch verbreiten (?) kann, lasse ich mich nicht auf einhalb zu bezahlen, ein. Karl hat höre ich von Oliva, Blöchl. um Erlaubnis gefragt ob er mir seinen lateinischen Brief mit meinem Namenstag schreiben soll? — Ich bin daher der Meinung, daß Sie K. in Gegenwart des Hr. N. erklären, daß ich keinen Brief von ihm wolle, dies hätte er längst tun sollen, und mir seine schlechten Streiche, wozu er sich von seiner Mutter teils und teils auch aus eigenem Antriebe hinreißen ließ, abbitten sollen, seine Verstocktheit, seine Undankbarkeit, seine Gemütslosigkeit beherrscht ihn so, daß er, indem Oliva da war, sich nicht einmal nach mir erkundigt hat, ja als ich ihn das erstemal zu Blöchlinger bei der Hand hinführte, zog er sobald wir ihnen nahe waren seine Hand von mir zurück, und dies später als ich noch einmal mit Oliva da war wie der — fort, meine Geduld hat ein Ende, ich habe ihn aus meinem Herzen ausgestoßen, viele Thränen um ihn diesen Nichtswürdigen geweint, nur wenn er von selbst den Weg finden wird, sich mir zu nahen, und daß ich erst Proben habe, daß sein schlechtes Herz gebessert ist, will ich sehen, ob ich ihn wieder anerkennen werde, meine Liebe zu ihm ist fort, er brauche Sie, ich habe der seinigen nicht nötig, und seit er ihr dieser Pesterfüllten nahe war, und jetzt wieder ist, will ich nichts mehr von ihm wissen als daß ich für ihn bezahle und sonst sorge. —

Dem Herrn Magistrats Dr. — v. — . . . . habe ich sagen lassen, daß meine Zeit es nicht erlaubt, sonst wäre ich heute selbst gekommen, ich werde aber ehestens das Vergnügen der Obervormundschaft meine Aufwartung zu machen — nun aber glaube ich, daß es nötig ist uns auf die Hinterfüße zu setzen indem wir die Schrift, welche der Erzherzog Rudolf dem E. Ludwig übergeben hat, noch nachtragen, daß ich selbst die Vormundschaft übernommen, daß der vorige Referent diese Sache abgegeben aus Ursache, der Parteilichkeit beschuldigt geworden zu sein, kurzum, daß der Mag. . . . immer eine Partei wider mich bilde, und das Erziehungswerk dadurch gestört werde, und ohnehin durch sein Einmischen mein Nefse ein ganzes Jahr verloren habe an seinen Studien, daß er wegen ihren elenden Klatschereien und Gewäsche und das Gehör,

## Ein neuer Beethovenschatz

---

welches die Mutter dort immer erhält, immer vorgreifen wird (?), und ich immer . . . werde, daß sie sich alles g e g e n mich erlauben, ohnerachtet mein Neffe von mir erhalten wird, auch mein H. Bruder mit unter der Decke stecke, (er hat jetzt ein Gut von 20.000 Thaler oder Gulden gekauft, und Sie können gewiß denken, daß er jetzt bestehen helfe) indem er ihn zu Apotheker wolle, etc. Wir bitten also entweder um beides nämlich: daß man ihn nach Bayern lasse und daß dem Mag. aufgetragen werde, mein Erziehungs w e r k n i c h t ferner zu stören und sich in nichts mehr einzumischen oder um eins oders andere, diese Schrift können Sie an Erzherzog Rudolf richten, dem Sie sie auch selbst übergeben können, wie noch einmal mit ihm sprechen können, und ihm vielleicht zufällig bekannt werde, welches nicht unangenehm sein wird, ich werde ihn von allem unterrichten, diese Schrift soll der Erzherzog den übrigen vorangeschickten beifügen, er will s e l b s t mit dem Kaiser sprechen — Sie können mir nun darüber antworten, was R. betrifft, so ist es so geschrieben, daß e r es von Ihnen aus dem Briefe hören soll, es versteht sich von selbst, (ich liebe ihn noch wie sonst ohne Schwäche und zu große Vorliebe, ja ich kann wirklich sagen, daß ich oft um ihn weine,\*) meine Lage mit meinen verschlossenen Sinnen ist an sich so hart und welche widrige Ereignisse und abscheuliche Begegnungen für so große Aufopferungen, welche auch dieses schlechte Volk hat gewußt härter zu machen — O! wissen Sie wohl wie er bei m i r steht allein leider bedarf ich in meiner isolirten Lage dg. Menschen, er fällt mir zur Last in Rücksicht des Geldes noch obendrein, wie es scheint betrachtet er sich als b e s o l d e t von mir, was ist da zu ändern — Ergebung — meine Gesundheit ist sehr angegriffen, sodaß ich kaum beim Schreiben aushalten kann. — Gehen Sie nun hin zu Blöchl. ich mag nicht mehr dort hingehen weil ich diese abscheulichen Begegnungen zwischen mir und dieser Person nicht leiden will und ihre Klatschereien gegen mich nicht widerlegen will.

In Eile Ihr Beethoven.

An Hrn. von Bernard!

Lieber Freund!

So lange wir uns kennen, so kann ich doch nicht verschweigen, daß mir Ihr Wesen oft Kummer verursacht hat, Sie scheinen gerne Schmeicheleien von elenden Menschen Gehör zu geben, und erscheinen Elenden

---

\*) Diese Stelle ist im Originalbriefe mit Bleistift gestrichen!

## Ein neuer Beethovenschatz

---

als Protektor, hiedurch schaden Sie Ihren Freunden indem Sie bei dg. Protektionen alles gut und aufs Beste finden wollen, die jetzige Geschichte beweist wieder, wie sehr Sie falsch gegriffen haben, und Ohne Rücksicht mir neuerlichen Verdruß zu dem alten noch hinzugefügt haben. Dieser Mensch ist offenbar ein roher, sehr roher Mensch — seinen armseligen Ideen haben Sie Beifall gegeben, und den Freund verraten, nur zu wohl merkte ich dies, wie schlaff alles in Rücksicht der bösen Person angeordnet wurde, Oliva war nicht fein genug, und Sie nicht grob genug für diesen nicht schweizerischen Flegel, denn er ist, wo er auch nur her sein mag, ein Flegel. — Aufmerksamkeit für mich spracher wegen mir und Vernunft welche Logik, dagegen empfiehlt er sich wieder Ihrer Gewogenheit — dies sollte nicht ansteckend für Sie sein, von einem solchen Wicht ehrt gar nichts. — Allein — ich muß sagen, es ahndet mir, daß Sie ebenso mein Freund als ein Stück Feind sind. — Mein Nefse wollte also wirklich ganz feindlich gegen mich gesinnt sein, und wenn er es wäre, so wollte er also hierin fortfahren dürfen, oder verstehen gemacht werden können, ob er diese Abenmutter mehr liebt oder mich? Diesen armseligen Ideen, dieses elenden pädagogischen Wichtes geben Sie Ihren Beifall ohne an die gänzliche Unrichtigkeit davon zu denken, Sie selbst noch vor einigen Tagen in der Stadt gaben mir deutlich genug zu verstehen, daß mein N. mich hasse — es verflucht und verdammt über das elende Menschen-gefindel.

---

---

# B i l d e n d e K u n s t.

## Welchen Einfluß hat Tizian auf die moderne Malerei ausgeübt?

(Eine Umfrage.)

Es heißt zunächst den vagen Ausdruck „moderne Malerei“ mit tatsächlichem und begrifflich klar begrenztem Inhalt erfüllen, will man versuchen, die so einfach klingende und doch so verzwickte Frage zu beantworten, ob Tizian die moderne Malerei beeinflusst hat.

Meier-Graefe erklärt kurz und bündig: „Mit Rubens und Velasquez kann man die ganze moderne Kunst machen.“ Damit ist deutlich genug gesagt, was die Sezessionisten und ihr Anhang unter „moderner Malerei“ verstehen und verstanden wissen wollen.

Die Möglichkeiten impressionistischer Betätigung bestimmen also hier die Weite des fraglichen Begriffs. Und diese Weite ist in der Tat unerschöpflich und unbegrenzt für den Eingeweihten; sie engt sich aber sofort zur zum mindesten vorurteilsvollen Einseitigkeit in den Augen jener, denen impressionistisches Erleben und Erkennen ungeahnte Dinge sind.

Für diese große Mehrzahl ist die „moderne Malerei“ der Inbegriff der Leistungen aller der Maler unserer Zeit, deren klangvolle Namen allgemein geläufig sind. Ein Lenbach und ein Böcklin, die nach Geschmack und Urteil der Impressionisten nichts, ja gar nichts mit dem Wesenssinn unserer Zeit verbindet, sind trotz allem der großen Mehrzahl noch immer die geheiligten Vertreter der Moderne, die selbst Manets und Monets Bedeutung weit überstrahlen. Hält man sich — nur um der Beschränkung willen — an diese beiden einander innig vertrauten, von der deutschen Nation noch heute am meisten gefeierten zeitgenössischen Meister, so ist mit einem Schlage die Bedeutsamkeit von Tizians Einfluß auf die moderne Malerei bewiesen.

Lenbachs ganze Kunst wäre ohne Tizian gar nicht denkbar! — Um ganz an der Oberfläche der Betrachtung zu bleiben, überblicke man jene Reihe weithin berühmter Bilder, in denen der Münchener Meister mit



dem großen Venetianer geradezu zu rivalisieren suchte. Die verschiedenen Selbstbildnisse Lenbachs sind rührende Dokumente für seine bedingungslose Hingabe an die Zauberwelt der Tizianschen Malerei. Ist nicht Lenbachs „Tochter des Herodias mit dem Haupt des Johannes“ eine vollkommene Kopie von Tizians „Lavinia“, trotz der Veränderung des Themas und trotz der modischen Variation des Kostümes? Und wie sehr halten sich etliche von Lenbachs Kinderbildnissen an Tizians berühmtes Porträt der kleinen Tochter des Roberto Strozzi? Wer aber die wunderbare Kopie Lenbachs nach diesem Kinderbild des Venetianers jemals in der Schackgalerie gesehen hat, begreift nicht nur die durch dieses Beispiel angedeutete Abhängigkeit, sondern er ist da angesichts der noch größeren und bedeutsameren Kopien, die man dort nach Tizian von Lenbachs Hand findet, von der Ehrfurcht ergriffen, die dieser seinem großen Lehrmeister entgegenbrachte, und der Liebe, mit der er seinem Beispiel zu folgen sich bemühte. Das wunderbarste Dokument hierfür aber bietet die Sammlung des Grafen Schack in Lenbachs Kopie des Wunderwerks, das man himmlische und irdische Liebe zu nennen pflegt.

Wie die sonnigen Strahlen dieses Zauberbildes in die geistige Weltstatt Lenbachs hineingleuchtet haben, so haben sie auch den Weg, den der Maler Voedlin ging, in seiner ganzen Breite mit ihrem Märchenglanz übergossen, und kein anderer Einfluß war so nachhaltig und andauernd auf das Schaffen des Schweizers, als der, der sich seinem Suchen und Grübeln aus diesem einen Werk des Venetianers erschloß. Ein Bild wie „Poesie und Malerei“ und verschiedene ähnliche Dekorationsstücke weisen schon ganz äußerlich hierauf hin. Auch Rudolf Schicks Tagebuch zeigt, wie Voedlin immer wieder und wieder auf dieses Bild Tizians zurückkommt und welche Anregung und welchen Maßstab für jedes Kunstschaffen Voedlin gerade von diesem Tizian herzuleiten pflegte.

So ist zweifellos für die räumliche Weite des Laienblicks Tizians Einfluß auf die moderne Malerei nicht nur vorhanden, sondern sogar überragend.

Aber ebenso unbedingt muß der Venetianer den Rubens, Hals und Velasquez den Platz räumen für die, die mit logischem Scharf sinn und innigerer Fühlung das Problem des Impressionismus als das allein gültige Problem unserer Zeit erkennen und in Lenbachs wie Voedlins Art die Beziehung zu diesem wesentlichsten Phänomen unserer Geisteskultur vermissen. Wo aber auch in diesem engeren Kreis das historische Interesse über Rubens hinausreicht, führen natürliche Zusammenhänge

## Bildende Kunst

---

den Suchenden auf diesem Wege zu dem immer lebendig sprudelnden Quell, den das Genie Tizians allen schönheitsfrohen Menschen für ewige Zeiten erschlossen hat.

Paul Kraemer.

### Ludwig Fahrenkrog:

Tizian: Himmlische und irdische Liebe, Der Zinsgroschen, Lavinia, Flora, L'homme au gant, Moro.

Liebertmann: Frau mit Ziege, Altmännerhaus, Reiter am Strande, Simeon und Delila — oder

Menzel — Reibl — Zügel — Uhde — Eberhart — Waluschek — Waluschek — Waluschek? umschlagen: andere Seite!

Klinger: Kreuzigung Christi, Pieta, Salome, Vom Tode.

Thoma — Stuck (Stuck?) — Sascha Schneider — Fahrenkrog, d. h. ich. Der Einfluß Tizians auf mein Schaffen? Daß ich nicht wüßte.

Wie man der über und über roten Rose im Garten sinnend im Genuß und mit Andacht huldigt, ohne daran zu gedenken dieser Rose Schöpfer sein zu wollen, so stand ich 1894 in der Galerie Borghese zu Rom jener Blume aus dem Garten der Ruhe, der „Himmlischen und irdischen Liebe“ gegenüber. Ich habe die Rose im Garten nicht zerstückt, um neugierig zu erfahren: wie das gemacht sei. Ich dankte dem Schöpfer, der sie schuf.

Dann sah ich auch den „Zinsgroschen“! Der Gleichklang der Dinge in diesem Werke ist wunderbar — nach jeder Seite hin — und in den Tonwerten! Welche malerische Größe! Man erzählt sich: Tizians Ehrgeiz hätte dies Werk erzeugt, um zu zeigen, wie er Dürers durchbildende Kraft mit eigener Größe der malerischen Anschauung zu verbinden wisse. Die Legende klingt glaubhaft. Nie mehr hat Tizian in der Größe und der Durchdringung malerischer und geistiger Auffassung sich übertroffen. Ich kenne auch keine andere Christusdarstellung, welche dieser an Hoheit, Würde und Liebe gleichkäme. Herz und Sinn erleben vor diesem Bilde eine Feierstunde. Aber Ursache zu nachschaffender Begeisterung ward dieses Werk mir nicht — ebenso wenig wie die Lavinia, Flora oder eine der vielen Venuße Tizians.

Dieser schönheitsstrunkene (eigentlich) Nur-Maler ist keine Kampf-

natur, die an der Seele Saiten zerrt, alle seine Pfade führen in das Land der Liebe, der Schönheit und der Ruhe und alle seine Mittel sind gestimmt auf ein Abgeklärtein in Farbe, Ton und Linie. Wenn auch mit verschiedener Kraft: aus jenem Lande wanderten D. Plöckhorst, Fr. Aug. Kaulbach, Böcklin, Rafael Schuster-Woldau zu uns her.

Hat nun Tizian die „Moderne“ beeinflusst? Gott, ja! Jede Größe übt noch über das Grab hinaus Einfluß aus, ist Grundstock und Ursache künftiger Kunst. Aber auch nein! Eigentlich sogar richtiger: nein. Tizians Kunst ist uns nicht nahe. Seine Absicht auf Malerei: ja. Aber wie andere Aufgaben stellte uns die Zeit der Luft und des Lichtes, von Impressionismus, Stimmung und andern Dingen zu geschweigen. Dann aber eben: Was ist die Moderne? (Das größte Chaos von Kunstanschauungen.) Ist es die Art der überhaupt m a l e r, welche alle Dinge da außen abmalen, oder sind es die Bildner, die sich in ihren Schöpfungen selbst gebären? Ist es der Impressionist oder der Stilist, der Typenschaffer oder Nachahmer? Siehe oben. Wer weiß, wie das enden wird. Heute ist Tizian noch eine ruhende Größe kämpfenden Gewalten gegenüber.

Fahrenkrog

Fidus:

Um Ihre Rundfrage über den Einfluß Tizians auf die moderne Kunst sachlich zu beantworten, müßte ich Tizian besser kennen, als es der Fall ist. Ich habe von seinen Werken bei meinen ganz vereinzelteten Besuchen deutscher Galerien und in Venedig flüchtig gesehen, also sie nie „studiert“, noch weniger als manchen andern alten Meister. Und dies ist eigentlich schon ein Zeichen, daß er auf mich, als Modernen, jedenfalls kaum einen Einfluß ausgeübt hat. Tizian war mir immer zu sehr Virtuose und Weltmann, früher hätte ich gesagt „zu wenig Ethiker“, um mich zu fesseln. Er ist mir mehr bloßer Spiegeler seiner Zeit, als Schöpfer eigener Schönheitswelt. Technische Feinheiten kann

## Bildende Kunst

---

man aber auch bei anderen lernen und vor allem aus dem selbständigen Naturstudium herausentwickeln. Unter Naturstudium verstehe ich allerdings nicht das fachsimpelnde Kopieren von Naturerscheinungen, sondern das wissenschaftliche Anschauen des Gesetzmäßigen und das tat-philosophische Einleben in die Natur. Dies kann der wirklich schaffende Künstler nicht durch die Brille irgend eines alten Meisters tun, der naturgemäß im Naturwissen und Erkennen rückständig gegen uns sein muß.

Dagegen ist es natürlich und selbstverständlich, daß auch der selbständigste Künstler von der Gesamtheit vergangener Kunst allerlei äußere und innere Anregungen empfängt. Und wenn bei mir, außer meinen direkten Lehrern, besondere alte Meister zu nennen wären, so ist es nicht gerade Tizian, eher Leonardo, Michelangelo, Dürer und Rembrandt. Was aber die „Moderne“ angeht, so zersplittert sie sich doch in so viele Individualitäten, daß man bei fast jedem Künstler einen andern historischen Anklang herausfinden könnte — leider, da es ein Zeichen unserer akademischen Rückwärtserei im allgemeinen ist. Z. B. haben die Präraffaeliten, d. h. die wirklichen, nicht die englischen, in ihrer herben Knabenhaftigkeit viel mehr Widerklänge in unserer erneuten Naturalistik, als die reifen Cinquecentisten, deren Parallele bei uns wohl erst kommen wird.

Im übrigen aber glaube ich, daß wir einer aktiven künstlerischen Kultur entgegengehen, die über solche kurzgeschichtlichen Vergleiche hinausgeht, weil wir vor einer Renaissance nicht nur der Form, sondern des Geistes stehen. Wir sind auf dem Wege Hellenentum zu **v e r w i r k l i c h e n** und nicht nur humanistisch zu verhimmeln. Die großen Durchbrüche der Wissenschaft, der Hygiene und der Technik lieferten die äußern Grundlagen dazu, die Religion einer dogmenlosen Wahrhaftigkeit und liebenden Lebensbejahung dürfte die inneren Bedingungen ergeben. Weil aber der Erkenntnis darüber schon so viel geworden ist, daß die bloß literarische Aussprache derselben trotz aller religiösen und ästhetischen Heuchelei schon zur Trivialität wird, so ist es um so mehr der anschaulichen Kunst und der lebendigen Tat vorbehalten, das letzte Wort zu sprechen, es Fleisch werden zu lassen. Und gerade weil dieser Erkenntnis soviel Heuchelei gewalttätig entgegensteht, mindestens eine moralische „Indifferenz“, über die einst auch ein Tizian, ein Raffael, ein Rubens, ja ein Holbein (ein Deutscher!) sich nicht erheben konnten, so muß die neue selbstschöpferische, geistige Kunst und die neue Tat um

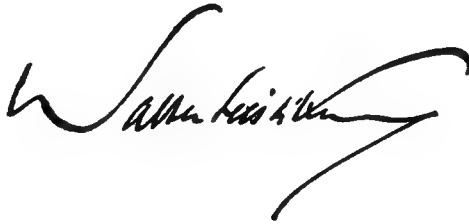
## Fidus, Leistkow, Slevogt

so viel reiner, herrlicher und heldenhafter werden als die jener Zeiten. Je tiefer der ästhetische Verfall, je größer müssen die ausgleichenden Gegenwirkungen sein.



### Walter Leistkow:

Auf Ihre Frage, welchen Einfluß Tizian auf mein Schaffen ausgeübt hat, glaube ich ohne weiteres Nachsinnen: gar keinen — antworten zu müssen.



### Max Slevogt:

Tizian, der Stolz, Große, hat auf die Kunstübungen und Anschauungen unserer Tage keinen Einfluß. Hans von Marées, Feuerbach, Böcklin waren wohl in einem solchen Sinne die letzten seiner Gefolgschaft in Deutschland, soweit wir es jetzt übersehen können.

Unbeschadet oder infolge seiner nicht bezweifelten „Göttlichkeit“ ist er uns nicht mehr so ganz lebendig; er begeistert den genießenden Menschen in uns, zwingt uns zur Huldigung, — aber er irritiert unsere Nerven nicht, — er revolutioniert uns nicht!

Er selbst scheint keine Nerven besessen zu haben: diese über alle Zufälligkeiten erhabene, majestätische Kunst eines „Großen Herrn“, diese prächtige sonore Harmonie, bleibt uns ein feierliches Traumland, von dem wir nichts in unser Leben herübernehmen können und wollen.

Was von ihm, und daß zu lernen wäre, muß sich jeder sagen — der Pulsschlag einer Zeit ist aber eigenwillig und stark.

Die Dornenkrönung seiner letzten Zeit in München, ein dunkles

## Bildende Kunst

Männerporträt, — später in Rom die „Himmlische und irdische Liebe“ haben auf meine Erziehung stark eingewirkt, — aber erst, was uns als Mann ergreift, wirkt bestimmend auf unsere Zeit weiter. In der Jugend lieben wir eigentlich in den erwählten Göttern mehr uns und unsere Vorstellungen.

*M. Stern*

### Das Urteil

(Zu Auguste Rodins Baiser.)

Die großen Kunst-Schaffenden, die einzelnen, ach sehr vereinzelt in Niesenbäume im Zeitwald können nie von der Mitwelt beurteilt werden. Sie verwirren und überwältigen unser Urteil in einem Grade, daß sie sich ihm in Wirklichkeit ganz entziehen.

Eben jener Überschuß an all unseren eigenen Eigenschaften, der der Ursprung und die Summe ihres Genies ist, reißt manche der Mitlebenden zu Empörung hin und treibt andere zum Gelächter. Indem die Genies unserer Zeit uns in übergroßen Linien wieder schaffen, scheinen sie für die Menge nur unsere Karikatur wiederzugeben, und der Kampf, den die Mitwelt um die Werke des Genies entfesselt, wird umso heftiger und umso anhaltender, als jedes Genie damit beginnt, in der Form selbst mit dem überlieferten Ausdruck zu brechen und das Joch der Tradition abzuwerfen, das die Freiheit seiner Schultern behindert: für seine neue Stärke sucht es die neue Form. Und alle Leibeigenen der Tradition, die eine ererbte „Schule“ für ein ewiges Gesetz halten, erfüllen die

Luft mit Schreien gegen jenen, der, um von seinem „Eigenen“ zu sprechen, mit seinen eigenen machtvollen Lippen spricht.

Die Schar der sogenannten Kunstkenner geht so oft Hand in Hand mit den Hunderttausenden der Menge, und sie scharen sich um den Niesen in der Kunst unter A-bas, A-bas-Rufen und Hohn Gelächter.

Eine Zeitlang.

Denn oft tritt der Umschlag ein.

Das Genie drückt der Mitwelt sein gewaltiges Knie auf die Brust und zwingt sie zu Boden.

Und nachdem man den Meister im Chore verleugnet hat — verherrlicht man ihn im Chor.

Man plündert die Sprachen um Worte, aus denen man Kränze flechten kann. Man jagt die Ewiggrößen der Vergangenheit von ihren Sockeln herunter, um den neuen Siegesherren auf das leere Piedestal zu stellen . . .

Aber der Urteilspruch des Raufes ist ebenso unsicher, wie der der Kampfzeit töricht war.

Man lasse Leonardo an seiner Ehrenwand hängen und Michelangelo da stehen, wo er steht.

Erst die Jahrhunderte können ermessen, ob sie Ebenbürtige gefunden . . .

So dachte ich, während ich, das Bild des „Baiser“ vor Augen, aufs neue in Gedanken durch die Glyptothek Kopenhagens wanderte, den Wallfahrtsort, den kommende Geschlechter aufsuchen werden — jene Nachwelt, die allein einem Rodin seinen unsterblichen Platz schenken kann.

Herman Bang.

— — — — —  
Mar Liebermann: Biergarten.

Sommer, heißer, sonnenfunkeln-der-Hochsommer. Man fühlt draußen den weißen Glanz auf den weiten Feldern liegen, auf den langen Chaussees mit ihrem tiefen, mehlartigen Staub, man fühlt die dumpfe Glut zwischen den hohen Häusermauern der Straßen schwelen. Man ahnt den Schweißdunst der Menschen, die arbeiten müssen in den hellen zitternden Hitzwellen.

Und nun der grüne Schatten unter dem weitgreifenden Geäst, unter den Laubmassen der schönen Baumriesen. Hier fühlt er inmitten des grellen Sonnenscheins, der ihn rings umflutet. Durch alle Spalten im dichtgedrängten Blätterwerk versuchen die Strahlen ihn mit Wärme und Helle zu durchdringen, ihn mit Gold zu durchschimmern, ihn mit zahllosen Flämmchen und Flecken lustig-gelben Lichtes zu schmücken. Auch auf die rauhen Holzbänke und Tische wirft das Sonnenlicht in koketter Schelmerei seine Funken, Lupfen und Krinkel. Aber die glatte weiße Hauswand bietet dem Spiel seiner Strahlen eine breitere Angriffsfäche — hier vermag es ruhiger zu lagern. Doch wieder zieht der grüne Schatten wie ein

feiner Schleier sich über das Licht, es mit dem Boden, mit dem Baumriesen, mit dem golddurchzitterten Laube zu einer vielfältig gegliederten Symphonie von Schatten- und Lichttönen zu verbinden.

Die Welt sommerlichen Friedens, die der Meister in der Wiedergabe so stiller Erdenwinkel mit ihrer heimlich-farbigen Sonnenstrahlenschönheit hier geschaffen hat, sie ist in Wirklichkeit nur ein armer bayerischer „Keller“, ein Biergarten, wo Bauern, Tagelöhner, Fuhrknechte nach des Tages Last und Plage bei ihrem Maßkrügel sitzen und sich's wohl sein lassen. Ein stummes, stilles Behagen schwebt um die runzligen, wetterharten Kerle, von denen wohl einer oder der andere mit bayerischem Zorn lospoltern mag, wenn der Schaum zu hoch im Steinfrug steht und „die Maß“ nicht ordnungsmäßig gefüllt ist. Dann kriegt's die Wirtin zu hören, die sich weniger durch behende Zierlichkeit hervor- tut, als daß sie durch soliden Umriss der Gestalt für die nährende Güte des von ihr verschenkten Bräus Zeugnis ablegt.

Ob einer der Gäste den köstlichen Reiz des grüngoldenen Lichtzaubers umher wohl so recht empfindet? Schwerlich — und doch genießen sie die Ruhe, den Frieden des durchwärmten Baumschattens, wie ihn doch nur Menschen genießen können, die zuvor in schwerer Tagesarbeit ihren Schweiß vergossen haben — genießen sie als Geschöpfe, die noch ganz eins sind mit der sie umgebenden Natur, die noch nicht über sie zu grübeln oder sie ästhetisch abzuschätzen gelernt haben.

## Bildende Kunst

---

Darum strömt die Stimmung der friedvollen Besperstunde dieses goldigen Sommernachmittags so ungebrochen auf uns über, daß wir dort sitzen möchten, auf einer von den langen Holzbänken, die Ellbogen auf dem Tische, den Kopf in beide Hände gestützt, dem Spiel des Lichtes zuzuschauen — wie es gleitet und huscht und flimmert — sich verändert und mählich blasser und ruhiger wird — daß wir dort die Stunden verträumen möchten und sehen, wie die Schatten grauer, farbloser dunkeln, eine feuchte Kühle weißlich nebelnd aus dem Boden steigt, mit einem leisen Dunst von Malz und Handkäse gemischt — bis die Riesenbäume als finstere Massen uns zu Häupten drohen — der Hausknecht die leeren Krügel sammelt und die kurze warme Sommernacht sich in den Garten schleicht . . . Gabriele Reuter.

— — — — —

Adolf von Menzel: Fräulein von Knobelsdorf.

Diese Arbeit des jungen Menzel ist von einer Einheitlichkeit, die dem Menzel von später nicht mehr gegeben war, der mit der Schärfe des Verstandes die Seele totschlug und durch Einzelnes das Ganze gefährdete. Ja es lebt in diesem Bildnis eine solche Empfindungswärme, eine solche Andacht vor dem Schönen, wie ich kaum wüßte, daß ich sie je wieder bei Menzel gefunden hätte. Man kann meinen, daß es lebenswürdig ist, dieses Bildchen — aber es ist mehr als das. Grazie und Ernst, Erziehung des Körpers und der Seele, Mädchenanmut und

Sinneskeuschheit, all' das lebt hier ungezwungen und unbewußt, ein Etwas, das sich von selbst ergibt. Hier ist kein Mensch, der etwas geworden ist, dank von Einflüssen, sondern ein Mensch, der etwas ist und war. Dieses Figürchen atmet eine unraffinierte und starke Kultur.

Ich glaube nicht, daß sie hausbacken ist, aber ich meine, daß sie leise, scheu und erstaunt ist . . . wie ihre braunen Augen. Vielleicht ist sie nicht sehr klug, aber sie wird sich immer für das Richtige entscheiden. Leidenschaften werden ihr fremd sein; und sie wird sehr gemessen durch das Leben gehen, so wie sie eben durch diesen Garten hier gegangen ist; — und sie wird auch im Leben oft stehen bleiben und Einschau und Umschau halten . . . so wie sie es hier tut, bevor sie in das Haus tritt. Ihr Leben wird sehr ruhig dahinfließen und sie wird — da sie sich immer gleich bleibt — unbefleckt aus dem Leben gehen: eine Mädchenseele noch als Großmutter. Es gibt solche Frauen. Sie wird seelisch stets im gleichen Zeitgewand gehen — und wenn längst die Stürme das Alte weggefeht haben sollten. Sie wird vielleicht geistreich sein und sie wird musikliebend sein — aber ein Schöngestirb wird sie nicht sein.

Ja wir lieben dieses Bildchen, weil wir fühlen, daß es von einer Menschenrasse erzählt, die anmutiger und keuscher und unposierter war, als es die um uns sind. Von uns selbst — ach — zu schweigen. Wir lieben es des wundervollen Einklangs wegen zwischen Mensch und Garten. Dieser hier gehört noch ihr Haus und ihr Garten; wir sind gebildete



Mieter, die sich nicht zu lassen wissen — selbst auf eigenem Grund und Boden. Wir gehen nach der Mode und dem Gutdünken unseres Schneiders, die hier geht in der Tracht ihrer Zeit. Alles an ihr ist Einklang. Derart müssen sich die jungen Mädchen gekleidet haben, die so aussahen. Gewiß — sie sind nicht sehr feingliedrig. Hand und Fuß sind derb. Aber ihr Gang ist schön, wie der eines Rassepferdes. Sie lassen nicht Mörike und nicht Hölderlin, aber sie deklamierten Rückerts „Liebesfrühling“ und Chamisso's „Frauenliebe und Leben“. Denkt man nicht, wenn man dieses Mädchen betrachtet, an das Geißblattgerank, das die Mauer umspinnt? An Blumen, die in Vorzeiten „weit hinten in Großmutter's Garten“ blühten? Diese Frauen waren gar nicht sehr schön — die nervöse Feinheit hat ihr Gesicht noch nicht recht gemeißelt — aber wir werden immer bezaubert durch die Freiheit ihrer Stirnen und die keusche Grazie ihrer Halslinien. Es verbirgt sich nichts bei ihnen, und selbst ihre hellen Träume liegen zutage. Man sieht durch sie hindurch, wie durch einen Kristall.

Diese altfränkische Kleidung hat den Stil des ganzen Menschen — sie ist nicht elegant mit der Note des Esprits — aber sehr kapriziös durch einen feinen und unauffälligen Geschmack. Nichts ist Flitter dabei, alles ist echt und ehrlich. Ich erinnere mich an berückendes, verblichenes Mattrosa in diesem Kleid. Der Hut ist noch in Wahrheit ein Hut und

er schwebt nicht auf dem Kopf wie der Geist Gottes über den Wassern überall und nirgends. Er umschließt und man glaubt an seine Bestimmung, Sonne und Wind abzuhalten. Die Blumen des Gartens schmücken ihn und nicht das Sammelsurium eines Plunderkastens.

Ich glaube, daß diese Frauen mehr geliebt wurden, weil alles an ihnen eben mehr Frau war. Man versteht vor ihnen Freiligraths „Ruhe in der Geliebten“.

Aber all das sind ja sekundäre Dinge — die nur mit der Kunst mitlaufen. Sprechen wir von ihr. Ich finde diesen Wechsel der Flecken köstlich. Und nun erst diese Auflösung des Dunkels, das die Figur umrahmt nach den Seiten hin: das Fenster hinter der Tür und der Himmel, in den die Bäume schneiden! Ich finde die malerische Breite in diesem Bildchen köstlich! Wir spüren jedes Blatt, jede Kante des Türkenschals, ohne daß wir darüber einen Augenblick das Ganze vergessen. Dieses Stück Garten dahinter ist Monet, nicht Menzel. Wie kühl sind die Stufen, wie dämmrig das Haus! Alles ist hier noch Temperament und Gefühl, nichts ist Verstand. Der Mathematiker der Zeichnung, der Fanatiker des Naturergründens — Fanatiker sind stets peinlich — hier ist er noch ganz Maler, bezaubert durch das holde Bild der Wirklichkeit. Er hat sonst die Natur belauert, beschlichen und belauscht — hier liebte er sie, liebte sie einfach. Und das ist mehr.

Georg Hermann.

---

## Philipp Stein: Dramatischer Monatsbericht.

Von einem reichlichen Bündel neuer Bemühungen der Berliner Bühnen ist aus der Berichtzeit bis Mitte März wiederum zu melden — vielerlei, aber doch nur wenig Raum etwas, das die Spielzeit überleben dürfte, wie viel fleißige Arbeit auch eingesetzt ist. Auf die bange Direktorenfrage „wie machen wir's, daß alles frisch und neu und mit Bedeutung auch gefällig sei,“ hat noch weniger als in den letzten Jahren gerade diese Spielzeit Antwort geben können. Man muß versuchen sich zu helfen — „auf unsern deutschen Bühnen probiert ein jeder, was er mag!“ Das höchste literarische dramatische Produktion reicht bei weitem nicht aus, und unliterarisch möchte man doch auch nicht sein, solange es nicht Erfolg verspricht. Da macht man denn aus der Not eine Tugend, und das Theater wird literarhistorisch. Man hilft sich mit Ausgrabungen.

Der jüngste dieser Versuche, Theater neuzutun, ist die Aufführung der „Lysistrata“ des Aristophanes im Deutschen Theater in einer Bearbeitung von Hermann. Aber wohl nicht ausschließlich der Mangel an neuen Stoffen wird die Direktion zu der

Aufführung verlockt haben, sondern wohl ebenso sehr die günstige Gelegenheit, Regie-Großtaten zu leisten. Und das ist in hohem Maße geschehen, es gab vorzügliche Szenenbilder, Momente von wirklich szenischer Schönheit, und ein oft fortreißendes Temperament ging durch die Scharen der athenischen Frauen, oft mit ganz elementarer Macht. Mitunter, so in der Szene, da die streitlustigen Athenerinnen mit ihren gefüllten Wasserkübeln gegen die lendenlahmen Greise vorgehen, und in dem fecken Liebesgetändel zwischen Kinesias und seinem Weibchen vielleicht auch zuviel. Die Komödie als solche aber kann das Publikum von heute nicht sonderlich fesseln. Vor ein paar Jahren hat Paul Lindau das Werk in Wilbrandts Bearbeitung unter dem etwas schiefen Titel „Der Frauenstaat“ vorgeführt — damals hatte der zarte Dichter der „Maler“ den alten Aristophanes gar vieler charakteristischer Wendungen und Tendenzen beraubt. Diesmal hat Leo Greiner „frei nach Aristophanes“ die Komödie bearbeitet, so frei, daß er ganz stilles auch noch Shakespeare im Aristophanes zu Worte kommen läßt, indem er aus dessen „Viel Lärm um nichts“ einen Ratsherrn und einen Schreiber

Herzfind und Co., Berlin.



  
 Heft 373  
 Jahrgang  
 1908

A. v. Menzel:  
 Frä. v. Knokelesdorf  
 Text v. G. Hermann.



heranzieht. Den rechten Aristophanes haben wir weder durch Wilbrandt noch durch Greiner kennen gelernt. Wenn man aber denn durchaus jede in der Weltliteratur bedeutsame und berühmte Dichtung auf das lebendige Theater zerren will, so darf man doch nicht, um möglicherweise ein Rassenstück daraus zu machen, die Linien der Dichtung verwischen, das, was für die Formen, die Ausdrucksweise, die ganze Psyche der Dichtung und der Zeit, in der sie entstand, charakteristisch ist, umbiegen und umwandeln, bis möglicherweise etwas wie ein Rassenstück herauskommen könnte. Will man wirklich des Aristophanes Komödie, in der er die Athener zum Frieden ermahnt, indem er zeigt, was im andern Falle durch einen konsequent durchgeführten Weiberstreik für die krieglustigen Männer Schlimmes geschehen könnte, durchaus auf die moderne Bühne bringen, so muß man auch den Mut haben, die Komödie zu zeigen, wie sie wirklich ist, und sich nicht so unfrei zeigen, daß man nur frei nach Aristophanes sie behandelt. Die Eigenart des Dichters geht sonst verloren, die Kenntnis seines Wesens wird nicht gefördert, das Zeitkolorit des Werkes wird verlöscht. Aber in welcher Gestalt auch die „Lysistrata“ auf der Bühne erscheinen würde, ein merklich unmittelbares, lebendiges Interesse vermag sie nicht mehr zu erwecken. Der köstliche Grundgedanke der Komödie aber, die Idee des Weiberstreiks, also das eigentliche Thema des Werkes ist ja längst für unsere Dichtung gerettet, ist so ganz in das Leben unserer Gegen-

wart hineingesezt, so völlig aufgesogen worden, daß es uns nicht verloren gehen kann: in einer seiner prächtigsten und herzigsten Komödien, in den „Kreuzelschreibern“ hat Anzengruber dieses Aristophanische Motiv wieder auferstehen lassen, und es spiegelt sich dort in allerlei Strahlungen, selbst bis zum Tragischen. Weshalb also erst noch „Lysistrata“ selbst bemühen?

Unter dem Mangel an neuen Aufgaben hat auch das noch so junge, erst seit Januar eröffnete Hebbel-Theater bereits zu leiden. Darum hat es jetzt auf drei Einaakter von Strindberg zurückgegriffen, die, als sie zuerst erschienen, — wenigstens zwei davon — für die Psychologie des Dichters (denn ein solcher ist er wirklich) interessant waren, aber heute nicht mehr Theaterleben haben. Strindberg hat bekanntlich zahlreiche Einaakter geschrieben, und da ihm diese Form besonders gut lag, hatte er sich anfangs der neunziger Jahre die Theorie konstruiert, der Einaakter sei das berechtigtste Bühnenstück, denn der Vorhang zerreiße sonst jedesmal die Stimmung, und der Dichter müsse in jedem Akte neu anfangen, das Publikum für das Ganze zu gewinnen. Aus jener Periode Strindbergs, die verblüffend und überwältigend mit glänzenden Arbeiten wie „Gläubiger“, „Gräfin Julie“ und der grausamsten seiner Schöpfungen „Der Vater“ eingeleitet wurde, stammen auch die jetzt neu aufgeführten Einaakter „Vorm Tode“, „Mit dem Feuer spielen“ und „Samum“.\*) Letzteres hat man

\*) Elf Einaakter, Herm. Seemann Nachfolger, Berlin.

selbst früher niemals aufzuführen versucht, selbst damals nicht, als Strindberg noch zu den allerinteressantesten Erscheinungen zählte, als er, ein orthodox-fanaticher Weiberhasser, mit seiner tiefeinbohrenden, blendenden psychologischen Virtuosität das ganze Weltelend auf das Weib zurückführte, als er in seiner Weichte eines Toren und anderen erzählenden oder dramatischen Bekenntnissen immer wieder wie in pathologischer Konsequenz gegen das kämpfte, was sein Phantom Weib war, kämpfte mit echt weibischen Mitteln, mit unlässigen Nadelstichen. Und doch, trotz aller antifeministischen Befessenheit, war dieser aufrechte, von Rache gegen das Weib erfüllte Kämpfer, der sich kühnlich seinem Antipoden Ibsen entgegenstellte, so viel erfreulicher als der mystisch angehauchte, gläubig bekehrte, patriotisch-historiographisch schreibende Strindberg von heute . . . „Samum“ ist ein wirklich unerlaubt schlechtes Stück und wohl jetzt nur aufgeführt worden, weil es eben noch unaufgeführt war. Es spielt in einer arabischen Grabkammer mit einem Sarkophag mitten auf dem Boden. Ein französischer Leutnant, bleich und verwirrt und schwankend, spricht mit halber Stimme: „Der Samum ist da.“ Seine Führerin Viskra, der die Franzosen ihren Geliebten Ali erschlagen haben, nimmt dafür an dem Leutnant graue Rache — sie hat zwar bereits einen neuen Geliebten, dem sie durch die Stärke ihrer Rache erweisen will, daß sie würdig ist, seinen Sprossen unter dem Horzen zu tragen. Viskra kann alles —

das nimmt Strindberg den Frauen besonders übel; beschwert er sich doch in seinen „Bekenntnissen“ und in den „Gläubigern“ ganz ernsthaft darüber, daß die Frau, die er schwimmen gelehrt habe, nun besser schwimme als er. Seine Viskra gesteht: „Ich kann alle Geheimnisse, die man braucht, um einen feigen Franken aus dem Leben zu scheuchen, alles — bis zur Bauchrednerkunst.“ Ja, Strindbergs Frauengestalten, also die Summe der Weiber, wie er sie sieht (oder sah?), sind scheußlich bis zum Bauchreden, und so suggeriert Viskra dem unter dem Einfluß des Samums hinstehenden Leutnant Charles, daß seine Frau seinem Freunde Jules bauchrednerisch zärtlich allerlei Liebeszuflüstert, daß ferner sein Sohn Georges gestorben ist, suggeriert ihm dann durch ihre Weibskünste, daß er selbst schon tot sei, und hält ihm zum Beweise dafür seinen eigenen Totenschädel entgegen, bis er vor Entsetzen wirklich tot zu Boden fällt. Jetzt ist Viskra würdig, die Mutter des Sohnes ihres Geliebten zu werden, der sie in seine Arme nimmt. Die Hörer vergaßen ob der Greuel ganz, daß es sich um ein Schulbeispiel von der Frauen Scheußlichkeit handelte, daß Strindberg wieder nur beweisen wollte, quod erat demonstrandum, und wandten sich recht unwillig gegen das recht unangenehme Stück, das ebenso gut wie der andere Einakter „Vorm Tode“ heißen könnte. Das ist die Geschichte eines Mannes, der sein Lebenlang unter der Tyrannnei seines lügenhaften Weibes gelitten hat, der dadurch Stellung und Ansehen verloren hat, den Re-

spekt bei seinen Kindern, der, um nicht zu verhungern, die Milch der Kaze trinkt und den Speck der Mäusefalle ißt, der das Leben nicht mehr ertragen kann und, um den Töchtern was zu hinterlassen, sein Haus anzündet und ihnen, nachdem er Gift genommen, die Feuerversicherungspolice übergibt. Wie soll auch ein Mann gegen eine tote Frau und drei lebendige hartherzige Töchter aufkommen? Es finden sich immerhin einige gute psychologische Feinheiten in der Durchführung dieses kraffen Strindbergschen Schulbeispiels. Eine Fülle glitzernder Bemerkungen, geistvoller Antithesen, psychologischer Tiefgründigkeiten in dem Kaze- und Mausspiel der beiden Geschlechter offenbart die Komödie „Nicht mit dem Feuer spielen“. In vorzüglichem, flottem Natürlichkeitsdialog, mit vielen witzigen Wendungen, mit leicht komischen Situationen und einer durchaus überzeugenden Schilderung unsympathischer Leute ist das Ganze durchgeführt, das oft belustigt, aber doch einen bitteren Geschmack hinterläßt. Der Mann, die Frau, der Freund — sie spielen mit dem Feuer. Die Frau und der Freund gestehen offen ihre Liebe dem — Gatten, der sie bittet, einander nun zu heiraten. Damit ist das bißchen Romantik des Verhältnisses verloren gegangen, die Liebesleute fühlen sich nicht mehr angezogen, der Freund geht, die Frau verbleibt dem Manne. In der Darstellung der Strindberg-Stücke konnte das junge Theater bereits ein treffliches Ensemble vorführen, während die ersten Aufführungen dieser Bühne noch im Zeichen

schauspielerischer Unzulänglichkeit gestanden hatten. Mit Hebbels „Maria Magdalena“ war keine Wirkung erzielt worden — es scheint übrigens, daß dieses Lieblingskind der Literaturgeschichte, wie sich in dieser Saison auch im „Kleinen Theater“ selbst mit Agnes Sorma gezeigt hat, nicht mehr imstande ist, die Hörer zu halten und in den Bann zu tun. Auch mit Julius Vabs tragischer Komödie „Der Andere“\*) war kein Erfolg zu erringen. Vab ist ein eifervoller Theatertheoretiker. Er weiß durchaus, wie es gemacht werden muß. Er weiß es und kann es zum Teil auch machen. Fehlt jedoch das eine, was eben nicht gemacht werden kann: das Dichterische. Dem Thema seiner Komödie haben sich überdies bereits so viel Größere zugewandt, so Molière und Kleist und Hauptmann, daß die Aufgabe befriedigend zu lösen um so schwerer war. An den von jenen Dichtern behandelten Stoff vom vertauschten Gatten und in eine andere Lebenssphäre Erhobenen hat sich hier ein Theaterschriftsteller gewagt, der zwar bereits mancherlei zu sagen hat, aber es noch nicht einbringlich genug zu sagen weiß: „es krabbelst mir wohl an den Ohren, doch zu dem Herzen bringt es nicht,“ heißt's prophetisch im zweiten Teil Faust. Wie aus dem anfänglichen Spaß, der mehr äußerlich als mit überzeugendem Übermut begründeten Fopperei sich ein Konflikt des Ichbewußtseins und daraus ein tragisches Finale entwickelt, das vermag man nicht einzusehen, das

\*) S. Fischer, Berlin.

wird nur gesagt, aber nicht erwiesen. Die letzten Entschlüsse sind nicht motiviert, weder bei dem vorgeblichen Gatten, noch bei der Frau. Und doch sind die äußeren Geschehnisse des Stückes ganz nebensächlich, das einzige was interessieren könnte, mußte das Psychologische sein, das bei Bab diesmal noch gar keine Überzeugungskraft hat und interessant nur gewollt, nicht erreicht ist.

Nur zu einem Publikumserfolg hat es die jüngste Arbeit Ludwig Fuldas, sein fünfsäktiges Lustspiel „Der Dummkopf“ im

Neuen Schauspielhause gebracht. Der allzu sehr auf Theatereffekte zugespitzten Arbeit liegt eine durchaus glückliche und gute Idee zugrunde, die freilich immer wieder und allzu direkt verdeutlicht wird: die Fährlichkeiten, denen der reine Tor, ein im Sinne der Realpolitiker und krassen Egoisten dummer Mensch ausgesetzt ist, der Idealist, der sich überall an den harten Kanten und Ecken des alltäglichen Lebens wund stößt.

— — — — —  
Über diese Arbeit und noch zwei Premieren im nächsten Heft.



# ROSMARIN.

Aus des Knaben Wunderhorn.

Engelbert Humperdinck.

A) Aufführungsrecht vorbehalten.  
Ansgabe für hohe Stimme.

Mäßig langsam.

GESANG.

PIANO.

Es wollt' ein' Jung-frau früh auf-stehn, wollt' in des Va- ters Gar-ten gehn, wollt' :

in den Gar-ten gehn, rit. im Zeitmaß rot Rös-lein wollt' sie bre-chen ab, da.

von wollt' sie sich bin-den ein Blu-men-kränzlein schön, ein Blu-menkränzlein

Copyright 1885 by Max Brockhaus.  
(Dieses Lied erschien auch für Männerchor.)

M. B. 381

Verlag von Max Brockhaus, Leipzig.

Mit gütiger Erlaubnis des Verlegers Max Brockhaus, Leipzig.

schön

Es sollt' ihr Hoch-zeits - kränzlein sein: „dem fei - nen Knab', dem Kna-ben mein, dem

fei - nen Kna - ben mein, ihr Rös-lein rot, ich brech' euch ab, da -

*rit.* *im Zeitmaß*

von will ich mir win - den ein Hoch - zeits - kränz - lein schön, ein

M. B. 491

Hoch-zeitskränzlein schön"

Sie ging im Grü-nen her und hin, statt Röslein fand sie

Ros-ma-rin, statt Röslein Ros-ma - rin: „so bist du, mein Ge - treu-er, hin! kein

*rit.* im Zeitmaß

Rös-lein ist zu fin-den, kein Hoch-zeitskränzlein schön, kein Hoch-zeitskränzlein

*schön."*

*mf* *dim.*

*etwas langsamer*

Sie ging im Gar - ten her und hin, statt Rös-lein brach sie Ros - ma - rin, statt

*rit*

*pp etwas langsamer* *rit*

*rit* *pp* *noch langsamer im Zeitmaß*

Rös-lein Ros - ma - rin: „das nimmst du mein Ge - treu - er, hin! Lieg' bei dir un - ter

*rit* *pp im Zeitmaß* *noch langsamer*

*sehr zurückhaltend*

Lin-den mein To - ten - kränzlein schön, mein To - ten - kränzlein - schön."

*sehr zurückhaltend*

# Suse, bruse...

## WIEGENLIED.

(Löwenberg.)

Aufführungsrecht vorbehalten.

Hans Hermann.

**Gesang.** Moderato. M. M. J. = 60.

Su - se, bru - se,  
Su - se, bru - se,

**Piano.** *p*

wie weht der Wind, — wiegt un - ser Kind - chen dann  
wie weht der Wind, — wiegt un - ser Kind - chen dann

wächst es ge - schwind. — Weht um das Gär - chen  
wächst es ge - schwind. — Weit - hin fliegt er

*poco rall.* *pp a tempo*

*poco rall.* *pp a tempo*

Mit gütiger Erlaubnis des Verlages „Harmonie“ G. m. b. H., Berlin W. 35.

schlüpft durch das Tor, klet-tert am Ap-fel-baum in-stig em-por,  
ü-ber das Meer, bringt dir ein wei-sses Schiff-chen da-her,

*mf poco a poco rall.*  
pocht an das Fen-ster: Liegt's schon in Ruh? Wirft dir ein gol-de-nes-  
und aus dem Schiff-chen schläfst du schon Maus? Springt ein ge-sat-tel-tes

Äp-fel-chen zu.  
Pferd-chen her-aus.

*Tempo I.*

*pp* Su - se, bru - se, wie weht der Wind, — wiegt un - ser

*pp*

*p*

*Tad.*

*poco rall.* *mf*

Kind - chen dann schläft es ge - schwind. — Hoch dann zum Him - mel nimmt er den Lauf,

*poco rall.*

*rall.* *a tempo*

fra - gen die En - gel, ist's Kind - chen schon auf? Pflückt ihm ein Stern - lein mit

*rall.* *a tempo*

gol - de-nem Licht, *p* erst musst du schlafen sonst kriegst du es nicht. *rall.* *pp*  $\text{♩} = 60.$  Su - se,

*rall* *pp a tempo*

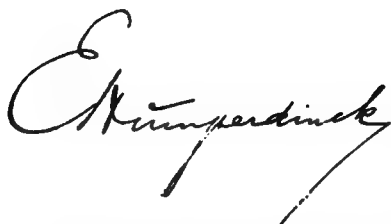
bru - se, wie weht der Wind, — wiegt un - ser Kind - chen dann

wächst es ge-schwind. *poco rall.*

*poco rall.* *p* *pp*



## Zu den Musikbeigaben.



Wenn von Engelbert Humperdinck gesprochen wird, denkt man zunächst immer an seine entzückende und erfolgreiche Märchenoper „Hänsel und Gretel“. Daß der berühmte Komponist außerdem noch eine Anzahl wertvoller anderer Werke geschaffen, vor allem sich auch der Liedervertonung in ziemlich ausgedehntem Maße gewidmet hat, daran denkt die große Menge oft gar nicht. Und doch muß sich eigentlich jeder, der die reizenden Kinderlieder aus „Hänsel und Gretel“ kennt, sagen, daß deren Schöpfer doch gewiß auch sonst Perlen auf dem Gebiet der Liederkomposition uns geschenkt haben muß. Und in der Tat ist es so. In bewußtem Gegensatz zu jenen hochmodernen Komponisten, deren Lieder anspruchsvolle Klavierstücke sind, während die Singstimme dazu ganz unmelodische Phrasen teils geistreich deklamiert, teils nur stammelt, hat Humperdinck eine große Anzahl sehr singbarer, für das deutsche Haus berechneter Lieder geschrieben, die zum Teil auch in einer Bearbeitung für Männerchor vorliegen und auch in dieser Form sehr zweckentsprechend sind. Man glaubt Volkslieder zu

hören, so schlicht und einfach, so natürlich klingen diese dabei sehr fein und sorgfältig gearbeiteten, meist auch reizvolle Stimmungsmalerei bietenden Lieder, deren naiver Ton durchaus nicht erkünstelt ist. Eine Anzahl dieser Lieder sind direkt für Kinder berechnet, für die der Komponist übrigens auch ein „Deutsches Kinder-Liederbuch“ bestimmt hat. Eine vortreffliche Probe der Humperdinckschen Volkslieder bietet „Rosmarin“. Der Text ist der Sammlung „Aus des Knaben Wunderhorn“ entnommen, die in neuerer Zeit mit Vorliebe u. a. von Gustav Mahler, Theodor Streicher und James Rothstein für ihre Liederkompositionen benutzt worden ist. Nach einem kurzen sich gleich dem Ohre einschmeichelnden Vorspiel setzt die sehr sangliche, recht anheimelnde Melodie, die durch eine einfache, klangschöne Klavierbegleitung unterstützt wird, ein. Die drei ersten Verse sind gleichlautend, im mittleren Teile des vierten wird die aus dem Vorspiel bekannte Phrase auch für die Singstimme verwendet. Wenn man „Rosmarin“ auch nur einmal gehört hat, wird man seine Weise nicht sobald vergessen.

Hans Hermann, dessen in Konzerten recht beliebtes Wiegenlied „Guse bruse“ hier neben dem Humperdinckschen „Rosmarin“ er-

## Literarische Berichte

---

scheint, verdankt seine größten Erfolge und seine Beliebtheit, nicht bloß in der Berliner Gesellschaft, ausschließlich der großen Zahl seiner oft von liebenswürdiger Schalkheit und feinem Humor strotzenden Lieder, zu denen neuerdings auch einige sehr wirkungsvolle Balladen gekommen sind. Das sehr dankbare und stimmungsvolle Wiegen-

lied weist eine vortreffliche Ergänzung der Singstimme durch die Klavierbegleitung auf, die das Wiegen so fein nachahmt. Reizend macht sich der Aufschwung bei den Worten „Weht um das Gärtchen“ und der hübsche Übergang vor dem zweiten und dritten Vers. Süß verhallend ist der Schluß.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

## L i t e r a r i s c h e   B e r i c h t e .

Das große Schweigen von Martha Löwitt. Stuttgart, Axel Juncker.

Die Verfasserin, die mir bisher nicht begegnet ist, entwickelt in diesem Buche eine Kunst, bei der die Sprache manchmal nicht zu genügen scheint: es ist die Kunst des Malens, des Schwelgens in Farben. Eine Sprache, der man das Ringen anmerkt. Die Verfasserin ist noch nicht zur vollen Reife gediehen und doch gebietet sie über eine erstaunliche Virtuosität. Am wenigsten genügt der Titel. Das große Schweigen läßt eigentlich etwas ganz anderes erwarten; der Ausdruck wird auch nicht völlig erklärt. Er bezieht sich auf die Unfähigkeit zweier Mitglieder der reichen, selbstbewußten Fabrikantenfamilie Felger, für das

Innerste, das in ihnen lebt, den rechten Ausdruck zu finden. Die Erzählung selbst bedeutet nicht viel: der schöne Florian Felger bleibt nach gemeinen sinnlichen Genüssen mit Fabrikmädchen und einem lüderlichen, weil nicht durch wirkliche Leidenschaft hervorgerufenen Umgang mit der Frau seines Kompagnons einsam und elend. Seine Schwester Gudrun, die den Maler Lucian nicht bekommen kann, vermählt sich mit einem Kraftmenschen, mit dem sie unglücklich wird, und stirbt bald nach dessen Tode. Aber das Ausmalen aller dieser, weniger der Wirklichkeit entnommenen, als mit starker Phantasie erfundenen Charaktere zeugt von einer mit ganz eigenartiger Poesie ausgestatteten weiblichen Psyche. Ludwig Geiger.

---

Redaktion: Dr. Sylvius Bruck, A. Halbert, Kurt Fliegel, Alex Jadasohn.  
Verantwortlich für den Inhalt: A. Halbert: Hal, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.  
Verantwortlich für den Inseratenteil: Paul Nowotny in Berlin-Friedenau.  
Zuschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren „An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32,“ oder „Breslau III, Siebenhufenerstraße 11/15“.

Verlag „Nord und Süd“ Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders Schlesiſche Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).

Druck: Schlesiſche Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau III.

Übersetzungsrecht vorbehalten

.....Unberechtigter Nachdruck untersagt.





Detlev von Liliencron.  
(Nach einer Radierung  
von John Philipp.)

# Nord und Süd

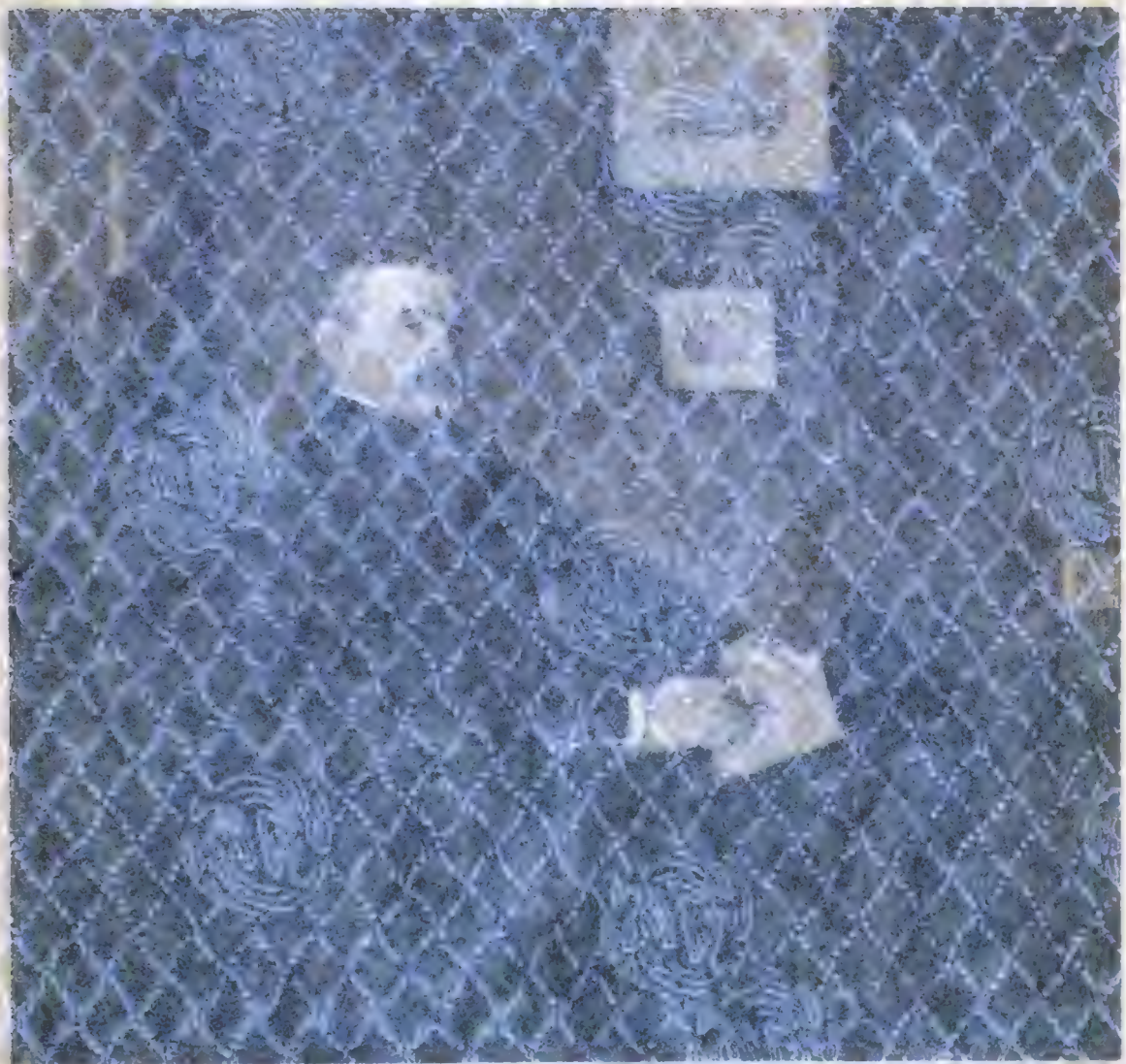
## Eine deutsche Monatschrift

---

Verlag Nord und Süd G.m.b.H. Berlin  
Vertretung für den Buchhandel:  
W. Schottlaender Schles. Verlagsanstalt

---

12. Jahrgang    Band 125    Mai 1908    Heft 374



Detlev von Liliencron  
(Nach einer Radierung  
von John Philipp.)

# Nord und Süd

## Eine deutsche Monatschrift

---

Verlag Nord und Süd G.m.b.H. Berlin  
Vertretung für den Buchhandel:  
G. Schottlaender Schles. Verlagsanstalt

---

32. Jahrgang    Band 125    Mai 1908    Heft 374





# Detlev von Liliencron: Die Ranbau und die Pogwisch. Schauspiel in fünf Akten.

## Personen:

Christiern (Christian der Erste), König von Dänemark.

(Nur im fünften Akt.)

Geert (Gerhard), Graf von Oldenburg, Bruder des Königs.

Heyno mit dem Bogen, Anführer der aufständischen Leibeigenen.

Schad Rangow\*), Adelsmarschall.

Henning Pogwisch.

Wolfgang Pogwisch, sein Sohn.

Detlev Buchwaldt.

Kai (Cajus) Thienen.

Josias Qualen.

Ludete Rumohr, des Königs Rat.

Wulff Bohnsfleth.

Erich Krummendiek, neunzig Jahre alt.

(Nur im ersten Akt.)

Hennede Ahlefeldt,

Timmo Broddorff,

Wittelopp Blome,

Jven Reventlow,

} Pagen.

Oligarda Rangow, Gemahlin Schad Rangows, Schwester  
von Henning Pogwisch.

Heilwig, ihre Tochter.

Saja Bohnsfleth, Schwester Wulff Bohnsfleths.

} Holsteinische  
Edelleute.

Ritter, Pagen, Knappen, Aufständische Leibeigene,  
Der Vogt von Schloß Rangow, Ein Höriger, Diener.

\*) Sprich Ranbau.

Zeit: Ende 1459 und Anfang 1460.

Ort: Erster Akt: Am Vollrathsbach bei Kiel. Zweiter Akt: Schloß Rangow  
bei Plön. Dritter Akt: Ein freier Platz im Walde bei Schloß Rangow.  
Vierter Akt: Schloß Farve bei Oldenburg in Holstein, Burg von Henning  
Pogwisch. Fünfter Akt: Ripen in Jütland.

## Die Kangau und die Pogwisch    Detlev v. Liliencron

### Erster Akt:

(Szene: Ein freier Platz im Winterwalde. Im Hintergrunde steigt das Holz sanft. In der Mitte dieser Erhebung ein Weg, der von der Höhe auf die Bühne läuft.)

### Erster Auftritt.

(Eine Versammlung von vielen Rittern im ruhigen Durcheinander. Im Vordergrund heben sich ab Schad Kangow und Henning Pogwisch im Gespräch. Anzüge: Reiche Pelze oder Rüstung. Keiner ohne Schwert. Die Pagen sämtlich in enganliegenden Pelzen. Aus dem Hintergrunde, auf dem Wege, steigt Kai Thienen herab. Er geht auf Schad Kangow zu.)

Henning Pogwisch:

Kai Thienen naht, um dir zu melden, Kangow.

Kai Thienen:

Die Knappen pflöckten fern im Holz die Hengste  
Und lagern lärmend um ein lustig Feuer.  
Der Pagen blütenjunge Rosenhecke  
Schützt unsern Kreis vor jedem Eindringling.  
Und ehrerbietig schweigt der Winterwald,  
Um deiner Rede Klingen nicht zu stören.

Schad Kangow:

Sind wir, Kai Thienen, alle nun vereinigt?

Kai Thienen:

Nur Detlev Buchwaldt fehlt, der Prohnsdorfer,  
Und Ludeke Rumohr, des Königs Rat.  
(sich umschauend.)

### Zweiter Auftritt.

(Während der letzten Worte Thienens ist oben auf dem Wege ein Page, Iven Reventlow, erschienen und schreitet vorwärts; auf der Mitte bleibt er ehrerbietig stehen [betritt also nicht die Bühne].)

Kai Thienen:

(nachdem er den Pagen erblickt hat, zu Schad Kangow)

Der Page Iven Reventlow steht oben.

(Schad Kangow sieht dahin, dann hebt er den rechten Arm. Das Murmeln schweigt.)

## Detlev v. Liliencron : Die Ranzau und die Pogwisch

Der Page

(mit heller Knabenstimme)

Der Ritter Detlev Buchwaldt . . .

(Der Page ab.)

### Dritter Auftritt.

(Es erscheint Detlev Buchwaldt von oben, auf dem Wege. Im Panzer. Detlev Buchwaldt ist starkbäuchig, mit gutmütigem Gesicht, behäbig, immer vergnügt. [Kein Falstaff].)

Detlev Buchwaldt

(im Hinuntersteigen)

Schön, mein Junge.

(Das Hinuntersteigen fällt ihm etwas beschwerlich. Er lüftet den Helm und wischt sich [der rechte Stahlhandschuh ist abgezogen] von der Stirn den Schweiß.)

Verzeiht, ihr Herrn; Verzeihung, Ranzow, mir.

(Die Ritter umringen ihn lachend. Er lacht.)

Ein Zahlgeschäft hielt mich vom Kommen ab.

(Mit gespreizten Beinen, im Erzählerton)

Ihr wißt, daß Lübeck sechs von meinen Vettern  
Von ihren Burgen wie die Fahnen hißt,  
So daß sie bald mit weitgeredter Zunge,  
Nabengejchmückt, im Winde schaukelten —

(lächelnd, mit etwas zum Himmel gedrehten Augen)

Nur weil von Lübeck's Überfluß sie nahmen.

(Kleine Pause)

Heut nun, nicht weit von hier, dicht vor dem Walde,  
Rollt mir, just will ich einbiegen, ein Wagen,  
Der schwer bepakt, mit Plan bedeckt, entgegen.  
Vier Reifige umritten ihn gemächlich.

(bewegter)

„Halt, Schufte! Steht! Woher des Wegs, wohin?“

(mit einer runden Handbewegung)

Auf ich den Pfeffersäcken huldvoll zu.

„Von Kiel, mein gnädiger Herr, von Kiel nach Lübeck,  
Wo unser Kaufherr wohnt, Hans Eschenbach.“

## Die Ranzau und die Pogwisch     Detlev v. Liliencron

---

„Aus Lübeck seid ihr? Ei, dann öffnet mir,  
(schlau aussehend)

Ich bin ein Zollbeamter.“  
(bewegter)

Das verstanden

Euch die Begleiter falsch, und ihre Lanzen,  
O, diese ganz verdammtten Rißelstöcke,  
Berührten unsanft Brünne mir und Helm.  
„Ihr Büttel,“ tob ich, „wollt den Ritter stoßen?“  
Und wie der Pfeilsflug fuhr mein Schwert heraus.  
Zwei traf ich gleich, daß sie wie Federn flogen,  
Und in den Schnabel rasch der Tod sie nahm,  
Der über uns als Rieseneule schwebte.  
(lachend)

Die andern flohn wie hundgeheßte Schafe.  
Inzwischen hatte schlau der Wagenknecht  
Die Pferde abgesträngt und war entwischt.  
(schmunzelnd)

Des Fuhrwerks Inhalt schaut ich dann mir an,  
Und packte meinem Knappen übern Sattel:  
Zwölf Ellen flandrisch Tuch in roter Farbe  
Und spanische Seidenstrümpfe wohl drei Duzend.  
Auch fand ich sieben edle Islandfalken,  
Vom Bürgermeister Lübeck's, Hans von Brömbjen,  
Bestellt — und nahm sie mir.  
(lachend)

Der Wagen steht

Noch voll, wenn ihr . . .

Mehrere Stimmen rasch durcheinander:

Wo, Buchwaldt, wo, sprich, wo?

Detlev Buchwaldt

(sich lachend durch den Kreis drängend)

Ist hier kein Trunk zu haben? Weh, der Staub,  
Den mir die Hufen in die Kehle warfen.

Mulff Wonsfletth:

Hier in der Nähe fließt der Bollrathsbach,  
Ein kräftig Wässerlein . . .

## Detlev v. Liliencron: Die Rangau und die Pogwisch

Detlev Buchwaldt:

Daß dich die Pest!

Henning Pogwisch:

(Der finster abgelehrt stand, zu Schad Rangow, der wenigstens im Anfang Buchwalds Erzählung mit unverkennbarer Spannung gefolgt ist.)

Willst du das Possenspiel nicht enden, Rangow?

Ich denke, Begelegererscherze könnten . . .

Schad Rangow

(laut, zuerst etwas im Befehlston)

Die strenge Ritterschaft bitt ich ums Wort:

Bielliebe Redliche, Erfahrne, Treue!

Daß heute wir am Bollrathsbach versammelt . . .

(Die Ritter haben sich im Halbkreis um den Adelsmarschall gestellt.)

Vierter Auftritt.

(Der Page Iven Reventlow erscheint auf dem Wege von der Höhe und bleibt wieder auf der Mitte stehen.)

Kai Thienen

(zu Schad Rangow)

Der Page Iven Reventlow steht oben.

(Schad Rangow hebt den rechten Arm.)

Der Page:

Graf Geert von Oldenburg, des Königs Bruder,

Wünscht den erlauchten Herrentag zu grüßen.

Schad Rangow

(kurz, stolz, hochmütig)

Der Adel Holsteins wünscht für sich zu sein.

(Der Page ab.)

Ich sprach im Namen von euch allen doch?

(Lebhafte Zustimmung von allen Seiten. In ruhigem Tone fortfahrend)

Der Graf von Holstein, Adolf, Schleswigs Herzog,

liegt heut vielleicht in seines Priesters Armen,

Um letzte Beichte ihm ins Ohr zu flüstern . . .

## Die Rangau und die Pogwisch    Detlev v. Liliencron

Ihr wißt es alle . . . Und gesenkten Hauptes  
Steht an der Gruft des großen Schauenburgers  
Das ganze Land und weint um seinen Tod.

(Kleine Pause)

Wir aber, wenn die schwere Marmortruhe  
Begrüßung feiert mit den Ahnensärgen,  
Wir haben rasch und kurz uns zu entschließen,  
Ob wir Christian von Dänemark uns wählen,  
Ob Otto wir von Schauenburg bestimmen.  
Das treue Holstenvolk . . .

Henning Pogwisch

(schnell)

Und Schleswig bleibt?

Schad Rangow:

Das eben ist's! Wird Otto Landesherr,  
Verweigert über Schleswig die Belehnung  
Ihm König Christian, und aufs neue wird  
Holstein getrennt vom Bruderzweige Schleswig.

Fünfter Auftritt.

(Der Page ist wieder auf der Höhe erschienen, steigt abwärts und bleibt auf der Mitte des Weges stehen.)

Kai Thienen

(zu Schad Rangow)

Der Page Iven Reventlow steht oben.

(Schad Rangow hebt den rechten Arm.)

Der Page

(immer die helle lustige Knabenstimme)

Graf Geert von Oldenburg, des Königs Bruder,  
Gab mir den Auftrag, die sehr edlen Herren  
Um einen Augenblick Gehör zu bitten.

Schad Rangow

(ärgerlich)

Ihr hörtet's! Hab ich's nicht bestimmt gesagt:  
Der Adel Holsteins wünscht für sich zu sein!  
(Der Page ab.)

## Detlev v. Liliencron: Die Ranzau und die Pogwisch

Henning Pogwisch:

Des Königs Bruder, Ranzow!

Schad Ranzow:

Den er haßt!

Wie sah ich so, wie giftgeschwollne Schwäne,  
Die um ein Weibchen sich die Hälse schlagen,  
Zwei Brüder wütend aufeinander stoßen.  
(sehr ruhig werdend)  
Und kurz und gut: des Königs Majestät,  
Wenn wir zum Grafen ihn von Holstein wählen,  
Läßt ungeteilt Schleswig und Holstein . . .

Henning Pogwisch:

Ranzow!

Schad Ranzow:

Und wählen wir den Schauenburger Otto,  
(spöttisch)  
Der, nur entfernt verwandt, in Pinneberg  
Am Hungertuche nagt mit sieben Söhnen . . .

Henning Pogwisch

(auffahrend)

Willst du dem Dänen unser Land ausliefern?  
(rasch)

Darum: dreihundert Jahr hat Holstein sich,  
Mit seinen Schauenburgern an der Spitze,  
Gewehrt mit letztem Zahn der Dänenherrschaft.  
Und nun soll Christian? . . . Will das der Adel? . . .  
(zu Schad Ranzow gewandt)

Und du, der noch im letzten langen Kriege  
Uns führtest und die Dänenbuben triebst,  
Ein Cherub mit dem Flammenschwert, du willst . . .

### Sechster Auftritt.

(Der Page ist wieder auf der Höhe erschienen, steigt abwärts und bleibt auf der Mitte des Weges stehen.)

Kai Thienen

(zu Schad Ranzow)

## Die Ranzau und die Pogwisch    Detlev v. Liliencron

Der Page Iven Reventlow steht oben.

(Schad Ranzow hebt den rechten Arm.)

Der Page:

Des Herzogs Kämmerer, Josias Qualen.

(Der Page ab.)

### Siebenter Auftritt.

(Es erscheint auf der Höhe der Ritter Josias Qualen im Pelz, mit Schwert. Er steigt langsam hinab; noch ehe er die Bühne erreicht, mit ausgebreiteten Armen, in ernstem, nicht weinerlichem Ton.)

Josias Qualen:

Bedeckt mit schwarzem Tuch Schwertknauf und Schärpe.

Und hört der Glocken abschiedöde Klänge

Von Turm zu Turm die trägen Flügel schlagen:

Der Graf von Holstein, Adolf, Schleswigs Herzog,

Ist heut an meinem Herzen sanft entschlafen . . .

(Die Ritter, die sich Josias Qualen entgegengebrängt haben, geben Zeichen der Bestürzung und großer Trauer. — Die folgenden vier Verse müssen wie im Durcheinander gesprochen werden.)

Wulff Wohnsfleth:

Der Herzog tot, sagst du? . . .

Kai Thienen:

Unglaublich ist's,

Und doch sind wir versammelt ja . . .

Henning Pogwisch

(bitter)

Zur Wahl.

Schad Ranzow:

Sprich, wie ging er heim, gib uns Bericht,

Wie starb der letzte große Schauenburger?

Josias Qualen:

Um Mitternacht entließ den Priester er.

Ich blieb alleine mit dem gnädigen Herrn.

In meinen Armen lag er still und friedvoll.

(wie in düsterer Erinnerung)

Der Wind durchstrich die Pappeln vor den Fenstern,



## Detlev v. Liliencron: Die Ranzau und die Pogwisch

Und einsam klang der Stundenrufer Stimme,  
Am Schallbrett ihrer Keulen dumpfes Dröhnen.  
Nichts regte sich, die Diener schliefen längst,  
Nur aus der Nebenkammer, einförmig,  
Ertönte murmelnd das Gebet der Mönche.

(Kleine Pause)

Da rief ein Käuzchen aus den Gartenbäumen,  
Und um des Herzogs Lippen glitt ein Lächeln;  
Ihr wißt, wie er von je das Tierchen liebte.

(Kleine Pause)

Dann fiel's mir auf: Die Wangen sanken ein,  
Das Kinn ward spitz . . . Erschrocken bog ich mich  
Auf ihn hinab: „Gib Kunde, großer Herzog,  
Wer soll in Schleswig-Holstein folgen? Otto  
Von Pinneberg, aus deiner Väter Stamm?“  
Und ängstlich horcht ich . . . doch ein Zucken nur  
Um seinen Mund verriet, daß er verstanden.  
Und jenes Zucken war's, wir kannten's alle,  
Wenn er gutmütig über jemand scherzte,  
Den er als harmlos Menschenkind durchschaut.

(Pause)

Dann war's, als ob er sähe schon des Todes  
Schneefeld, das kahle, flache, schweigende,  
Ganz unermesslich vor sich ausgebreitet.  
Und nieder bog ich mich zu ihm von neuem:  
„Dein Neffe, König Christian von Dänemark,  
Dein Liebling, dein Verzug? . . .“ und einmal noch  
Schlug er die großen, lieben Augen auf,  
Und senkte tief . . . und ist zu Gott gegangen.

(Schweigen. Pause)

Und das Geheimnis nahm er mit hinüber.

**Sch a d R a n z o w:**

Vollzählig sind wir alle beim Begräbnis,  
(zu Josias Qualen, rasch)  
Hast eilig Boten du dem Könige . . .

## Die Rangau und die Pogwisch    Detlev v. Liliencron

Henning Pogwisch

(sich überstürzend)

Dem Grafen Otto auch nach Pinneberg  
Gesandt?

Josias Quale

(kühl)

Ich tat, was meines Amtes war.

Schack Rangow

(spöttisch)

Dem Grafen Otto . . . ah . . . er kommt . . . gewiß . . .  
Wenn's nicht zu kalt für ihn . . . er hat den Schnupfen.

Henning Pogwisch:

Den Grafen, bitt ich, laßt in Frieden, Rangow.

Schack Rangow

(hochmütig)

Den mag ich nicht zum Herrn, den will ich nicht.  
Von einem Kleinstädter will ich mich nicht  
Regieren lassen . . .

Henning Pogwisch:

Mäßige dich, ich bitte.

Schack Rangow:

Gib ihm ein Schweinchen in den Stall, zwei Kühe,  
Die auf der Weide tastend er befühlt,  
Und wenn sie täglich fett und fetter werden,  
So hat er seine Freude dran.

Henning Pogwisch:

Genug.

Schack Rangow:

Und mehr Gehirn als das des Kleinen Späßen,  
Der sich auf seinem Dach die Federn pußt,  
Hat nicht Graf Otto . . .

Henning Pogwisch

(sehr erregt)

Bei Sankt Jürgen, Rangow!

Ich halte zitternd Ruhe . . . sprich nicht weiter . . .

## Detlev v. Liliencron: Die Ranzau und die Pogwisch

**Josias Quale:**

Bei Christi Wunden! Heiligt heut den Tag.  
Entweiht ihn nicht! Die Leiche liegt noch oben.

**Schad Ranzow:**

Wenn in Sankt Lorenz wir sie beigesetzt,  
Soll gleich darauf der Adel sich versammeln.  
Und unverzüglich muß die Wahl geschehn.  
(laut, jedes Wort für sich)  
Ich wähle König Christian zum Grafen!

**Henning Pogwisch**

(feurig)  
Den Grafen Otto ich!

**Schad Ranzow:**

Her zu mir, die für  
Den König sind zum Herrn von Schleswig-Holstein.

**Henning Pogwisch:**

Und her zu mir, die für den Grafen Otto!  
(Es entsteht eine heftige Bewegung.)

**Achter Auftritt.**

(Während dieser erscheint auf der Höhe der Page und bleibt wieder auf halbem Wege stehen.)

**Kai Thienen**

(zu Schad Ranzow)  
Der Page Iven Reventlow steht oben.  
(Schad Ranzow hebt den rechten Arm. Alles schweigt.)

**Der Page:**

Des Königs Rat, der Ritter von Rumohr.  
(Der Page ab.)

**Neunter Auftritt.**

(Auf der Höhe erscheint der Ritter Luder Rumohr im Pelze, mit Schwert. Er steigt langsam bergab.)

**Luder Rumohr:**

(mit heiterer Stirn; klug, ruhig, geistig hochstehend)  
Auf Pfeilschußweite hört ich euern Zank,

## Die Ranzau und die Pogwisch    Detlev v. Liliencron

Und glaubte fehl zu reiten, wähnt ich doch  
Um eine Dirne Streit bei Knecht und Knappen.  
(Die Ritter sind ihm entgegengekommen.)

**Josias Qualen:**

Du? Lüder? Daß ein Engel dich gesandt!  
Verhindre, wenn dir möglich, daß wir nicht  
Uns trennen hier zur Rechten und zur Linken.

**Lüder Rumohr**

(den alle gewissermaßen ehrerbietig anhören. Schad, Ranzow und Henning Pogwisch stehen getrennt. Beide finster, trübsig).

Noch liegt des Herzogs Leiche nicht im Sarge,  
Noch ist der Maurer am Gewölbe nicht,  
Daß er die Decke sprengte für den Müden,  
Der seinen Vätern sich gesellen will —  
Und schon zerrt ihr an seinem Hermelin,  
Um wessen Schultern ihr ihn legen wollt.

(Kleine Pause)

Elf Jahre sind's, daß ich dem König diene,  
Von Adolf ihm, durch den er König ward,  
Empfohlen. Und ich dien ihm wahrlich gern.  
Christian hat einen großen, weiten Blick,  
Er würde Schleswig nicht von Holstein trennen.  
Otto von Pinneberg, der Schauenburger,  
(mit feinem Spott)  
Gewiß ein Biedermann, ein wahrer Herr,  
Hat Recht auf Holstein, doch auf Schleswig nicht.

**Henning Pogwisch**

(unter den Augenlidern nach Lüder Rumohr schielend)  
Wie viel ist König Christian dir schuldig?

**Lüder Rumohr**

(ruhig bleibend)

Bei Gottes Glanz! Würst du nicht Henning Pogwisch,  
Und kennt ich nicht dein treues Polterherz,  
Dir, bei der heiligen Jungfrau, gäb ich Antwort,  
Daß, taumelnd, du die Sterne tanzen sähest!

## Detlev v. Liliencron: Die Ranzau und die Pogwisch

**Genning Pogwisch:**

Rumohr! . . . Mein heißig Blut . . . du mußt es wissen,  
In welchem Sinne ich die Worte warf.

**Füder Rumohr**

(mit heiterer Stirn)

Heut sind wir unter uns und ich kann sprechen:  
Wem schuldet nicht von uns der König Geld?

**Kai Thienen:**

Die bodenlose Tasche nennt man ihn.

**Füder Rumohr**

(ohne auf Cajus Thienen gehört zu haben)

Und wenn's so ist, wer wäre unter uns,  
Der ihm d e s w e g e n seine Stimme gäbe!

(mit feinem, lebenswürdigem Spott)

Des Königs ewige Geldnot . . . nun . . . nicht jeder wird  
Geboren mit dem feinen Sinn des Rechnens.

(warm)

Sein Herz kann keinem Bittenden versagen,  
Wenn er verschwendet, ist es nicht für sich,  
Und wir in seinem Rat, wir finden schon  
Die Wege, daß die Stauung sich verläuft.

**Detlev Buchwaldt:**

Dann bitt ich, wenn die Schleusen aufgezo-gen,  
Mir die sechstausend lübsche Mark zu senden.

**Füder Rumohr:**

Ich denke, bei dem Worte Lübeck, Detlev . . .

**Detlev Buchwaldt:**

Ach was, ich mein's nicht so . . .

**Füder Rumohr:**

Des Königs Größe . . .

**Schad Ransow**

(schneidig, schnell)

Ich danke dir, Rumohr, für deine Worte . . .

## Die Rangau und die Pogwisch    Detlev v. Liliencron

Nicht bin ich Freund des langen Hin und Her,  
(die einzelnen Worte wie gehakt)  
Und hier mein Schwert, um Kreuz und Knopf die Faust,  
Reiß ich heraus für Holsteins neuen Grafen,  
Für Schleswigs Herzog: König Christian!  
(Er zieht.)

**Hennig Pogwisch**

(zieht ebenfalls; hitzig)

Und ich für Otto, Grafen Schauenburg! . . .  
Und wüßt ich, daß ich nachts von fern als Bettler  
Im Tannforst meine Schlösser lodernd sähe,  
Und hörte, wie durch prasselndes Gebälk  
Der Notschrei meines Weibes gellend klingt,  
Und wüßt ich das im voraus, niemals würd' es  
Mich abhalten, für Otto einzustehn.

**Josias Qualeu**

(dazwischen tretend)

Hört auf! Hört auf! Laßt eure nackten Schwerter  
Nicht mehr das Licht der Sonne sehn! Steckt ein!  
Wenn wir nicht einig werden können, laßt  
Das Reich entscheiden und den deutschen König.

**Wulff Bohnsfleth:**

Den deutschen König? Und das heilige Reich?  
Weiß wohl das Reich, kennt wohl der Kaiser selbst,  
Daß Deutsche wir? Wann hat der je geholfen?  
Wir stehn allein seit hundert Jahren,  
Der Dänen Einmarsch schwertblank zu verlegen.

**Schad Rangow:**

Wulff Bohnsfleth geht mit uns?

**Wulff Bohnsfleth.**

(trocken)

Das weiß ich nicht,  
Erst will ich mein Gebet am Grabe sprechen.  
(vollständig wie abwesend, mit auf einen Punkt gerichteten Augen)  
— — — Eine gelbe Rose will ich

## Detlev v. Liliencron: Die Rangau und die Pogwisch

Auf seinen schwarzen Marmorsarg hinlegen,  
Und wenn die Morgenröte durch die Scheiben  
An Sarg und Rose Lebensgrüße sendet,  
Will ich am Pfeiler stehn und sie betrachten,  
Und über die Vergänglichkeit nachsinnen!

(Kleine Pause)

Des Lebensgottes scharf geschwungne Peitsche  
Treibt unbarmherzig uns und mitleidlos  
Von Ort zu Ort, bis in der Gruft wir endlich  
Mit vielen, vielen Wunden Ruhe finden.

(Er bleibt, starrend, mit etwas geöffnetem Munde, stehen, bis er  
wie aus einem Traum erwacht.)

**Rai Thienen:**

Wulff Wohnsfleth fabelt.

**Detlev Buchwaldt**

(für sich)

Wie gewöhnlich, wieder

Törichtes, dummes Zeug . . .

**Henning Pogwisch:**

Rangow, einmal noch . . .

**Schad Rangow:**

Als Antwort stoß ich wild ins Horn, es töne  
Wie Brausen des Gerichts für König Christian.

**Henning Pogwisch:**

Nun denn, zur Teilung! Hier für Schauenburg!

**Schad Rangow:**

Und hier für Oldenburg! Christiern, er lebe!

**Detlev Buchwaldt:**

Ich bin für Schauenburg, denk ich des Grafen,  
Mit dem ich manchen stolzen Ritt gemacht.

(Er geht zu Henning Pogwisch. Der Adel teilt sich nun so, daß  
die Hälfte zu Henning Pogwisch, die Hälfte z. Schad Rangow  
geht, und sich hinter diesen aufstellt. Wulff Wohnsfleth bleibt in  
der Mitte und entfernt sich dann langsam, in Gedanken, nach  
links. Rangow und Pogwisch haben die Schwerter in die Schei-  
den gesteckt.)

## Die Ranzau und die Pogwisch     Detlev v. Liliencron

Schad Ranzow:

(wie zählend, indem er sich umsieht)

Bei mir die Reventlow, die Wittorp, Ratlow,  
Die Gadendorp und Ahlesfeldt, Rumohr.

Henning Pogwisch:

Bei mir die Qualen, Brockdorff, Thienen, Buchwaldt,  
Die Blome, von der Wisch und Damme . . .

### **Zehnter Auftritt.**

(Auf der Höhe erscheint der Page Jven Reventlow und eilt den Berg hinab auf die Bühne zwischen die beiden Parteien, so daß er genau in der Mitte sich abhebt. Gleich hinter ihm erscheint auf der Höhe Erich Krummendiek im härenen Gewande; der Muschelhut hängt an der Seite. In der Rechten hält er einen Pilgerstod. Bart und Haare, lalenweiß, hängen lang herab. Zwei Pagen haben ihn untergefaßt und helfen ihm. Sie kommen sehr langsam den Berg [Berg] hinab. Während dessen)]

Der Page:

(nachdem er sich zuerst vor Schad Ranzow und dann vor der Ritterschaft verbeugt hat, mit klingender Knabenstimme)

Wie sah so alten Mann ich noch im Leben

(sich umschauend zum Wege)

Wie jenen Mönch mit Muschelhut und Stab.

Er wollt zu euch. „Gib deinen Namen erst,“

Sagt ich ihm ehrerbietig. Doch er schwieg . . .

(Kleine Pause)

Auf einen Feldstein setzt er sich; wir Pagen

Umstehn ihn neugierig und schaun ihn an.

„Ich bin der Winter, ihr seid Frühlingsblumen,“

So sprach er endlich, mit dem Kopfe nickend.

Und dann nach einer Weile: „Unten sind

Von meinem Stand und Stamme sie versammelt.“

Dann stand er auf und stützte sich auf uns,

Und Reden führend, die wir nicht verstanden,

Schritt weiter er und weiter immer vor,

Bis auf die Höhe dort . . .

(Erich Krummendiek ist unten angekommen. Er bleibt stehen und sieht von unten, mit gesenkten Augen, die Versammlung an,



## Detlev v. Liliencron: Die Ranzau und die Pogwisch

rechts und links von den Pagen gestützt. Alle umdrängen ihn,  
doch so, daß er als Einzelperson, in der Mitte, vom Zuschauer  
gesehen werden kann)

**Erich Krummendiek:**

Vom heiligen Grabe bin ich hergepilgert,  
Und meiner Sünden sprach der Papst mich los.  
In Rom wollt ich den letzten Seufzer tun,  
(langsamer)

Doch schlug der Hammer meines Herzens fort,  
Als wollte er niemals dieses Leben sprengen.

(Kleine Pause)

Noch einmal trieb es mich mit tiefer Sehnsucht:  
Rauschend den eigenen Schritt durch Herbsteslaub  
In meinem stillen Heimatswald zu hören . . .

(mit tiefgesenktem Haupt)

Und euch zu sehn, von euch Verzeihung mir . . .

**Hennig Pogwisch:**

Wer bist du, sprich. Spann uns nicht auf die Folter.

**Erich Krummendiek:**

Ihr kennt mich . . . Ich bin . . . Erich Krummendiek . . .

(Große Bewegung. Alles entsezt aus seiner Nähe.)

**Schad Ranzow:**

Du? . . . Der Verräter Erich Krummendiek?

(mit schneidender Stimme zu den Pagen)

Hinweg von ihm, sonst wird der schwarze Aussatz  
Am Himmelstore selbst nicht euch entlasten.

**Hennig Pogwisch**

(beschwichtigend)

Sein Alter, Ranzow.

**Schad Ranzow:**

Den Verräter schützt

Kein Alter je, und wär es tausend Jahre!

Schon mit der Königin Margareth hat er

Sein Schwert in edelm Holstenblut gebadet.

(leise, verächtlich)

## Die Rangau und die Pogwisch    Detlev v. Piliencron

Der schwarzen, feurigen Semiramis  
Ein Lustgenos — sein Vaterland vergessend.

(edel)

Zuerst die Heimat, dann die Herzensdame . . .

(laut, herrisch)

Zurück von ihm! Als Adelsmarschall will ich's.

Gehorcht! und wenn es auch das letzte Mal ist.

(Schad Rangow mit seiner Partei und den Pagen rechts ab;  
nach links Henning Pogwisch mit seiner Partei. Erich Krum-  
mendied, an einem Baum niedergesunken, bleibt allein auf der  
Bühne einige Sekunden lang.)

### Elfter Auftritt.

(Auf der Höhe erscheint in strahlender Rüstung Graf Geert von  
Oldenbourg. Er bleibt oben stehen.)

#### Graf Geert von Oldenbourg:

(drohend mit der Faust nach unten zeigend)

„Der Adel Holsteins wünscht für sich zu sein“ . . .

Hochmütig Narrenvolk. Mit euern Pferden

Spann ich euch in den Pflug und schwing die Peitsche,

Bin ich erst Herr . . .

(tut klirrend einige Schritte hinab; stehen bleibend)

Dem alten Dummkopf Otto

Häng Schellen ich um seine Schlotterschultern,

Und laß ihn tanzen wie den zahmen Bären.

(Kleine Pause)

Und meinen vielgeliebten Bruder Christian,

(wild)

Ihn würg ich, sei's auf seinem Throne selbst.

(finster)

Ist ihm nicht Dänemark zuteil geworden,

Als schenkt ihm einer ein Stück Roggenbrot.

Und nun möcht' er noch Schleswig-Holstein haben.

Sind wir nicht einer Mutter Söhne beide?

(Er schreitet klirrend ganz hinab; unten gewahrt er den wie tot  
daliegenden Erich Krummendied)

## Detlev v. Liliencron: Die Ranzau und die Pogwisch

Ein Mönch, der hier im Walde eingeschlafen?

(Er betrachtet ihn genauer)

So dacht ich wohl als Kind mir Abraham,  
Wenn er mit langem Bart zum Opfer schreitet.

(Er rührt ihn an)

Steh auf! Sonst wird der Frost dich knicken, Alter.

(Erich Krummendiek erwacht, sieht ihn entsetzt an.)

**Erich Krummendiek:**

Bist du Sanct Michael, der Erzengel?

(Kleine Pause)

Mit deinem Eisenfuße tritt mich tot.

**Graf Geert von Oldenburg:**

Du wunderlicher Abraham, wer bist du?

**Erich Krummendiek:**

Tritt mich mit deinem Eisenfuße tot.

**Graf Geert von Oldenburg:**

Dir helfen will ich, armer alter Mönch.

Hier in der Näh erblick ich eine Käte:

Die guten Leute hol ich her zu dir,

Daß wir dich auf die Lagerstätte tragen.

**Erich Krummendiek:**

Gib deinen Segen mir, Sanct Michael.

Der Tod krallt seine Finger mir ins Herz.

(stehend)

Gib deinen Segen mir, Sanct Michael.

(wieder zusammenbrechend.)

**Graf Geert von Oldenburg**

(für sich)

Ein armer Toller . . .

(laut)

Gottes Segen, Greis.

(Er segnet ihn)

Nun aber such' ich Menschen . . .

## Die Rangau und die Pogwisch    Detlev v. Liliencron

**Erich Krummendiek:**

Laß mich sterben . . .

Alleine . . . will ich . . . sterben, ohne . . . Menschen . . .

**Graf Geert von Oldenburg:**

Wie heißt du?

**Erich Krummendiek:**

Frag mich nicht . . . Aus diesem Lande . . .

Vom Adel Holsteins bin ich . . . laß . . . mich . . .

schlafen . . .

(Er stirbt.)

**Graf Geert von Oldenburg:**

(im links abgehen)

„Der Adel Holsteins wünscht für sich zu sein.“

### **Zwölfter Auftritt.**

(Von rechts erscheint Heyno mit dem Bogen, in zerrissener Kleidung. Der rechte Arm ist verbunden. Graf Geert, fast an der linken Kulisse angekommen, wendet sich rasch zu ihm, ans Schwert fassend.)

**Heyno mit dem Bogen**

(mit ungeschickter Verbeugung)

Halt, gnädiger Herr, verzeih, ich hörte dich,  
Was nur der alte Mönch vielleicht verstanden.

(ihn von der Seite anschauend)

Nimm mich in deine Dienste, gnädiger Herr.

**Graf Geert von Oldenburg**

(verwundert)

Wer bist du, frecher Mensch, wo kommst du her?

**Heyno mit dem Bogen:**

Man nennt mich Heyno mit dem Bogen, Herr.

Auf jenem kranken Eichenbaume saß ich,

(er zeigt rückwärts rechts in die Kulisse)

Und wartete auf meinen lieben Junker.

Und kauerte zusammen wie die Wildtaß,

Die sich vom Ast zum Sprunge fertig macht.

## Detlev v. Liliencron: Die Rangau und die Pogwisch

Und lauerte auf meinen lieben Junker,  
Ihm wollt ich, wie dem Hasen, an die Gurgel,  
Wenn zur Versammlung er gekommen wäre.

**Graf Geert von Oldenburg:**

Das hätt dir nichts genützt, denn viele waren's.  
Doch was trieb dich zu solcher Raserei?

**Heyno mit dem Bogen:**

Feldvogt bin ich, und schlug nicht die Leibeignen,  
Wie mir's befohlen war von meinem Junker.  
Und in den Block dafür ward ich gespannt,  
Drei Tage, bis mir fast der Rücken sprang.

**Graf Geert von Oldenburg:**

Und dann?

**Heyno mit dem Bogen**

(wild)

Bin ich entflohen in die Wälder.  
Von Bluthunden verfolgt; hier, sieh's am Arm.

**Graf Geert von Oldenburg**

(ihn unterbrechend)

Was willst du, Heyno, nun?

**Heyno mit dem Bogen**

(ihn mißtrauisch von der Seite anschauend)

Die Herren morden,  
Den roten Hahn auf ihre Schlösser setzen.

**Graf Geert von Oldenburg:**

Doch du alleine nicht?

**Heyno mit dem Bogen:**

Nein, mit den Bauern.  
Ich reiz sie auf, ich stachle sie, und schüre,  
Bis lichterloh . . .

**Graf Geert von Oldenburg:**

Halt! Hast du's nicht gehört  
Von deinem Baume dort, wie sie sich zankten?  
Das Morden und das Brennen werden wohl

## Die Rangau und die Pogwisch    Detlev v. Liliencron

Sie selbst besorgen, diese Herren von Holstein.

(Kleine Pause)

Ich nehme dich in meine Dienste, Heyno.

Wir sprechen's näher ab im Weitergehn.

(wollen links ab.)

Heyno mit dem Bogen

(indem er sich zu Erich Krummendiek niederbeugt)

Der alte Mönch ist tot!

Graf Geert von Oldenburg:

Er schlaf in Frieden.

(Spöttisch, im Verschwinden in der Kulisse)

He, Heyno, komm! Wir zählen hier nicht mit;

„Der Adel Holsteins wünscht allein  
zu sein“.

•

•

•

Die junge, zielklare Direktion des Friedrich Wilhelmstädtischen Schauspielhauses in Berlin hat das Richtige erkannt: Ein Dichter wie Detlev von Liliencron, der uns so viel Starkes, Gesundes und Helles schenkte, hat ein Recht, auch mit seiner dramatischen Produktion zu Worten zu kommen.

Wir freuen uns, den ersten Akt dieser vor Jahren entstandenen Dichtung unsern Lesern zuerst bieten zu können.

Die Redaktion.

# Ludwig Stein: Die neuromantische Bewegung unserer Tage.

Klassizismus und Romantik lösen einander in ewigem Rhythmus ab. Wie alle Bewegung in der Natur nach Spencer und Dühring in einem strengen Rhythmus verläuft, so pendeln auch die Kulturbewegungen aller Zeiten zwischen verstandesgemäß-philosophischer und gefühlsmäßig-theologischer Begreifung der Welt, zwischen Rationalismus und Mystik, zwischen Klassizismus und Romantik hin und her. Es ebbt und flutet mit strenger Periodizität in den geistesgeschichtlichen Erscheinungen ebenso wie im Bewegungsrhythmus am Meeresstrand. Hat sich eine mächtige Verstandeswelle über ein ganzes Geschlecht innerhalb eines führenden Kultursystems mit zermalender Wucht ergossen, so flaut sie nach erreichtem Höhepunkt merklich ab und ebbt zurück, um einer sie überflutenden Gefühls- welle Platz zu machen.

Die Gegensätze von klassisch und romantisch empfangen, wie Oskar F. Walzel gezeigt hat, bei Schiller die formelhafte Gegenüberstellung von *naiv* und *sentimental*, bei Goethe die von *gesund* und *krank*, bei Friedrich Schlegel die von *objektiv* und *interessant*, bei Nietzsche endlich die von *apollinisch* und *dionysisch* (wie wir hinzufügen). Wir möchten diesem Urgegensatz die Fassung geben: *Konträrverhältnis von Ruhe und Bewegung oder von Sein und Werden (Eleatit und Heraklitit)*. Es heißt die romantische Bewegung gründlich vorbei verstehen, wenn man sie mit der herkömmlichen Etikettierung: „*Einseitige Überhebung des Gefühllebens, besonders der Phantasie*“, oder gar als überreizte „*Phantomenjagd*“ verächtlich abtut. Die Romantik ist eben nicht Ausfluß einer persönlichen Kaprice dieses oder jenes Romantikers oder gar müßige Spielerei einer dialektischen Schäferstunde, sondern der notwendige Ausdruck einer tiefgehenden Lebensstimmung. Die Romantik bekämpfen heißt also nicht, sie herabsetzen, sondern sie analysieren, auf ihre verborgenen psychologischen Beweggründe zurückführen.

Der buchhändlerische Freund und Beschützer der Romantik, Eugen Diederichs in Jena, hat alles daran gesetzt, jener Neuromantik die Wege

zu ebnen, deren Grundtendenzen Ludwig Coellen („Neuromantik“, Jena, Diederichs, 1906) in einer Sammlung früher erschienener Essays bloßgelegt hat. Meine grundsätzliche Gegnerschaft hindert mich nicht, sondern nötigt mich geradezu, der neuromantischen Bewegung unserer Tage ernsteste Aufmerksamkeit zu widmen und ihre bemerkenswertesten Hervorbringungen, wie die beiden Werke von Ricarda Huch: „Blütezeit der Romantik“ (zweite Auflage) und „Ausbreitung und Verfall der Romantik“, sowie das Werk Karl Joëls: „Nießsche und die Romantik“, ebenso achtsam wie bedachtsam zu verfolgen.

Eine Ablehnung der romantischen Richtung in der Philosophie bedeutet noch lange nicht den romantischen Geist in Hauch und Bogen verurteilen, also jene Gefühlsmotive und Denkantriebe, die im oben aufgezeigten Rhythmus immer wieder zur romantischen Lebensstimmung drängen, in Acht und Bann tun. Nur dann kann man sich vielmehr gegen die unausbleiblichen Gefühlswallungen des Romantizismus mit Erfolg wehren, wenn man ihn bis in seine tiefsten psychologischen Veränderungen und Verästelungen verfolgt. Für die Romantiker ist nun von jeher alle Poesie nur eine Philosophie des Herzens, wie alle Philosophie nur eine Poesie des Kopfes ist.

Für die Romantiker ist die einzelne Persönlichkeit das Um und Auf, der Ausgangs- und Endpunkt alles Denkens, kurz, mit Friedrich Schlegel zu sprechen: das Zentrum. Darum ist denn auch die Zentrumslehre Friedrich Schlegels, wie Marie Joachimi in ihrem Buch „Die Weltanschauung der Romantik“ (Jena, Verlag von Eugen Diederichs) vortrefflich gezeigt hat, das dialektische Rückgrat alles romantischen Philosophierens. Der Geniekultus, die „blaue Blume“, die alles überschattende und überstrahlende „Ichheit“ — sie münden in jene Zentrumslehre Friedrich Schlegels, des eigentlichen Philosophen der Romantik, dessen ästhetisch-optimistischer Universalismus auf keinen Geringeren als auf Kepler hindeutet, worauf ich Marie Joachimi hinweisen möchte.

X  
Klassiker und Romantiker lösen aber einander nicht bloß im strengen geschichtlichen Rhythmus ab, wie wir gezeigt haben, sondern in einer und derselben Person wohnen häufig genug zwei Seelen. Die Verstandesseite treibt zur Ruhe der Klassizität, während die Gefühls- oder Gemüts-hälfte nach Romantik lechzt. Bald herrscht die „Ordnungsbestie“, bald der „Rebell“ in ihm vor; bald fühlt sich der Mensch in seiner unaufhebbaren Gedoppeltheit als Gattung, dann denkt er klassisch, bald als Individuum, dann fühlt er romantisch.



Überträgt man diesen unaufhörlichen Kampf in der Menschenbrust von der einzelnen Persönlichkeit auf ganze Generationen oder auf herrschende religiöse und philosophische Strömungen, so tritt uns das gleiche Bild der Gedoppeltheit und Zwiespältigkeit entgegen: auf Aktion folgt regelmäßig Reaktion, auf Revolution Contrerevolution, auf Reformation Restauration. Was beim einzelnen Individuum Stimmung ist, das heißt bei einer politischen oder religiösen Bewegung: Tendenz. Nichts ist falscher, sagt Wilhelm Dilthey („Das Erlebnis und die Dichtung“, 1906, S. 223), als die Annahme, man habe es in der Romantik mit einer einzelnen Richtung zu tun. Es ist vielmehr die Tendenz einer ganzen Generation, welche in den Neunzigerjahren heraustrat und von 1790 bis 1800 jene entscheidende Lebensperiode durchmachte, welche zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahre liegt. Die Elemente intellektueller Kultur, die damals aus der früheren Generation vorlagen, waren in erster Linie die Poesie von Goethe und Schiller, die philosophische Revolution, in der Kant, Jacobi, Fichte und Schiller hervorgetreten waren, endlich die gewaltige Bewegung und Gärung in den Naturwissenschaften. So mannigfach die Ausgangspunkte von Fr. Schlegel, Hardenberg, Tieck, A. W. Schlegel auch waren, so bilden sie doch ein „Schuß- und Trugbündnis“ — eine Schule. Wie konnte nur, so fragt Dilthey weiter, auf die Dichtung Goethes und Schillers dieser jähe Absturz, diese ganz heterogene Entwicklung, diese schrankenlose Herrschaft der Subjektivität, der Phantasie, der Hingabe an die Natur, ja fesselloser Willkür folgen? Wir antworten: Abgeklärtheit und Leidenschaftlichkeit, Ruhe und Bewegung, Klassizismus und Romantik, lösen einander in zyklischen Schwüngen periodisch ab.

Das Unterirdisch-Dionysische in der Menschennatur rebelliert mit der unwiderstehlichen Gewalt der Instinkte gegen das oberflächenhafte Apollinische. Nicht der Lorbeer als Siegespreis, sondern Ringen und Töten als Selbstzweck heißt jetzt die Parole. Ausruhen wie ein emeritierter Schulmeister, mag das Ideal der Klassik sein; aber die Romantiker reizt nicht das Ziel: der Friede, sondern der Weg: der Kampf. Das Brodelnde, Gärende, Chaotische, die Unrast im Kampfe aller gegen alle, kurz das bewegliche Gleichgewicht in der Gesellschaft mit ihren kulturellen Werten, gewährt ihnen eine geradezu athletische Freude. Die Romantiker jonglieren mit Gefühlen und balancieren mit Stimmungen. Fragmentarisch ist alle Romantik, sagt Karl Voßl, weil sie Unendlichkeitsdrang ist, und das heißt geistige Leidenschaft. Unendliches läßt sich nicht ausdrücken,

nur andeuten, und das Fragment gehört darum gerade so zur Form der Romantik wie das Symbol. Die Romantiker sind die geborenen Bildungsaristokraten, welche ihr egozentrisches Ich, den heiligen Genius, das übermenschliche Genie dem platten Werktagsmenschen, dem „Bildungsphilister“, wie ihn lange vor Nietzsche Tiedt bereits verhöhnte, trotzig entgegensetzen. Und so sieht denn Joël in der Romantik einen allmenschlichen Typus, eine gewaltige, immer wiederkehrende Geistesmacht, den notwendigen Keim alles Großen und Guten. Die Romantik, die gestern noch so nächtlich schien, wie eine Fledermaus in schlafenden Ruinen, erscheint Joël ein glänzender Vogel, der uns mit jugendlichem Flügelschlag umschwirrt. Es gilt jetzt, diesen Edelfalken zu zähmen. Es wird sich ergeben, so schließt Joël sein merkwürdiges Buch, daß Romantik kein bloßer Gegensatz zur Klassik ist, sondern ihre Voraussetzung, daß Romantik der Rausch der Jugend ist, über den sich die Klassik erhebt, als die Reife, und es wird sich ergeben, daß wir die Romantik durchleben müssen, um reif zu werden.

Das geckenhafte Kokettieren mit dem Übermenschentum macht so wenig zum Romantiker, wie das bloße Aufsetzen eines Zylinders zum Gentleman oder das Anheften eines Kotillonordens zum wirklichen Ritter stempelt. Treffend führt daher Joël (Seite 356) aus: Das bloße Vortreten des Gefühls oder des Willens macht nicht den Romantiker; sonst wäre jeder wilde Triebmensch schon Romantiker. Erst das reflexiv gewordene Gefühl, die intellektualisierte Leidenschaft, gerade die Zerrissenheit der Seele durch die Mischung ihrer Funktionen ist romantisch. Also der Eintritt der Ratio ist notwendig und macht erst die Romantik vollständig. Ganz ähnlich sieht Marie Joachimi das Problem der Romantik an. Seit Ricarda Huch ist dies die herrschende Beurteilungsweise geworden. Die Romantik wollte die Deutschen „tiefer sehen, größer denken, wahrer fühlen lehren. Deshalb suchte sie alles Leben in Poesie zu tauchen“. Denn das Erkennen, meint Marie Joachimi, erreicht niemals das Leben. Deshalb gehen die Romantiker seit Schelling mit Vorliebe vom Organismusbegriff aus, wie sie früher mit Fichte vom „Ich“ ihren Ausgangspunkt nahmen. Das All symbolisiert sich den Romantikern zur Person, woraus jener organisch-vitalistische Neospinozismus bei Friedrich Schlegel erwächst, den neuerdings Chamberlain in seinem „Kant“ und Graf Hermann Keyserling im „Gefüge der Welt“ in den Vordergrund des philosophischen Interesses geschoben haben. Aber selbst der Mystizismus der Romantiker, insbesondere ihres philosophischen Wortführers Friedrich

Schlegel, ist nicht phantastische Gefühlschwärmerei, sondern bei Friedrich Schlegel ist, nach Maria Joachimi, nichts ohne Logik, auch seine Geheimnisse, auch sein Mystizismus nicht (Seite 45). Wie man sieht, kommen die wertvollsten Arbeiten über die Weltanschauung der Romantiker, welche die neuromantische Bewegung hervorgerufen hat, darin überein, daß auch die Romantik ihre immanente Logik hat, wie dies Ricarda Huch gegen die noch lange nicht überholte Darstellung von Haym sieghaft behauptet und jetzt mit Hilfe von Joël, Ewald, Joachimi und Walzel endgültig durchgefochten hat.

Es gibt logisch gerichtete Naturen, die sich nur in der Welt des Beweises heimisch fühlen, und mystisch gestimmte, die nicht überzeugt, sondern überredet, nicht belehrt, sondern erbaut sein wollen, mit einem Worte nicht wissen, sondern glauben möchten. Und so ganze Generationen. Die klassische Wissenschaft hat es mit der Gattung, die romantische Kunst mit dem Individuum zu tun. Ihr welthistorischer Konflikt ist das Kreuz aller Philosophie, das Universalienproblem, nämlich das unlösbar tragische Verhältnis von Einheit und Vielheit, von Individuum und Kollektivum, von Anarchismus und Absolutismus, von Exemplar und Gattung.

Daher rühren die unaufhebbaren Kämpfe zwischen Klassizismus und Romantik, jene ewigen Tantalusqualen der künstlerischen und literarischen Erhebungen und Bewegungen, wie sie in Naturalismus, Symbolismus, Präraffaelitismus, im poetischen Dreigestirn Ibsen, Tolstoi und Nietzsche, in dem künstlerischen Dreiverein von Maeterlinck, Liebermann und Rodin, im ästhetischen Dekadentismus von Burne Jones, Stephan George und Hugo v. Hofmannsthal so wesensverwandt in die Erscheinung traten. Die Romantik ist augenblicklich wieder obenauf, genau so wie vor einem Jahrhundert nach Schiller und Goethe, nach Kant und Herder die Schlegel und Stolberg, die Novalis und Hölderlin, die Wackenroder und Tieck, die Arnim und Brentano, die Chamisso und Fouqué, die Werner und Goerres, die Hofmann und Hauff. Damals gaben die Uhland und Heine literarisch ebenso den Ton an, wie eine Generation vorher philosophisch der Willensromantiker Fichte, der Phantasieromantiker Schelling und der Begriffßromantiker Hegel, bevor er in der „Phänomenologie des Geistes“ seinen dröhnenden Absagebrief an die Romantik richtete.

Diesen stetigen Rhythmus von Klassizismus und Romantizismus hat Ludwig Coellen in seiner „Neuromantik“ besonders betont. Ihm

ist klassische Kunst „eine Kunst des Friedens, des ruhigen Besitzes“. „Nicht mehr in schweifender Sehnsucht und im Kampf mit den Realitäten des Lebens ringt der Künstler nach der Offenbarung des Absoluten. Alles Chaotische ist in feste Formen des Dialektischen gebündelt, die es mit rhythmisch geordnetem Pulse des Lebens erfüllt.“ In der Wiedererweckung des Mystizismus, dessen „Philosoph“ Maeterlinck ist, sieht Goellen die überraschende innigste Verwandtschaft unserer heutigen neuromantischen Literatur- und Kunstbewegung mit der deutschen Romantik vor hundert Jahren. „Die blaue Blume“ von ehemals heißt heute: traumhafte Mystik, passiv reizbares Ästhetentum und lebensfremdes Schweifen. Alle diese Neuererscheinungen sind aber „keine Atomismen, sondern sie sind als periodische Erscheinungen anzusehen, die in der Zeit einer Kulturschwankung mit innerer Notwendigkeit auftreten.“ Diese Periodizität sieht Goellen selbst in der Stellung der einzelnen Generationen zum Absoluten. Es treten danach gesonderte Perioden auf, die durch eine markante Änderung in dem Verhältnis des Absoluten zu den Erscheinungsformen eingeleitet und charakterisiert werden. Mystik und Logik heißen die beiden Grenzpole im Geistigen. Natürlich haben auch die Romantiker ein „restloses Einheitsbedürfnis und einen nimmerfatten Universalismus“ (Joachimi), aber sie stillen dieses Bedürfnis durch mystisches Schauen durch grüblerisches Versenken in die Tiefen oder Untiefen des eigenen Ich. Mit Fichte findet Fr. Schlegel in seiner zweiten Periode „im Subjekt, im geistigen Ich die große Offenbarung der Welteinheit“. Von hier aus ist nur noch ein Schritt zur Schlegelschen „Zentrumslehre“, die aus Schellings Naturphilosophie herauswuchs, wie Marie Joachimi richtig gesehen hat. Denn von Schelling entlehnt Schlegel jenen, die Romantik beherrschenden Organismusgedanken, dem das Fichtesche Ich auf makrokosmischem Wege zu einem geistig-lebendigen Welten-Ich, das man nur durch Intuition zu erschauen vermag, geworden ist. Der Mechanismus von Maß und Zahl wird verlassen; die Zweckbetrachtung rückt in den Vordergrund. Die Gedankenlinie der Romantiker geht nicht schnurstracks über Spinoza zu Parmenides, sondern sie kommt auf Zickzackwegen über Leibnizens Monas Monadum, den stoischen λόγος σπερματικός und Aristoteles' μεσότης zu Platons Ideenlehre. Wenn nach Friedrich Schlegel, dem Philosophen der Romantik in engerem Sinne, als welchen ihn Marie Joachimi endgültig erwiesen hat, alles aus einem gemeinsamen Mittelpunkte heraus erklärt werden muß, dieser Mittelpunkt aber als Keim, als organisch-leben-



Seit 374  
Jahrgang  
1908

Flameng, Fischerboot von Dieppe.  
(Mit Text von Gustav Falke.)



diges Wesen begriffen wird, so ist die logisch-mathematische Bahn endgültig verlassen und die teleologisch-mystische tritt an ihre Stelle. Gesellt sich bei Friedrich Schlegel vollends die „Urliche“, der platonische Eros hinzu, und wird dieser Mittelpunkt zum „Höchsten“, zur „Fülle“, zu „Gott“ emporgetrieben, dessen romantische Attribute: Unendlicher Geist, Schönheit, Gefühl, Enthusiasmus, Liebe heißen, dann ist das romantische Weltbild fertig. Die Gottheit als „absolute Fülle“, als „fühlendes Urfeuer oder Liebe“ bringt den „alten romantischen Gang zum Mystizismus“ zu krönendem Abschluß. Pythagoras und Heraklit sind alsdann restlos in die Romantikerphilosophie eingegangen.

Daß die Romantiker infolge ihres ästhetisch-organischen Weltbildes überwiegend zum Optimismus neigen, versteht sich nach alledem von selbst. Die Romantik, sagt Marie Joachimi, ist eine der stärksten Lebensbejahungen, die nur denkbar ist; denn aus einem lebenden Mittelpunkte heraus schöpfen sie Liebe und Verständnis und Anteilnahme an allem Lebendigen, Sichtbaren und Klaren; zugleich aber tiefe Achtung vor dem Unergründeten, Geheimnisvollen, Gefühlsmäßigen. Dieses Gefühlsmäßige aber erfassen wir nur durch ein „rein metaphysisches Schauen“ (Goellen), das an die ratio intuitiva und den amor Dei intellectualis bei Spinoza gemahnt. Denn mit Spinoza meint der Neuromantiker Goellen: Das Instrument des Mystizismus und seines metaphysischen Schauens ist die Intuition, jene Erkenntnisart, die die untrügliche Gewähr der Wahrheit in sich trägt. Nicht das mystische Empfinden, fährt Goellen fort, ist dunkel, sondern vielmehr das vernünftige Erkennen. Dieses ist ein stets unvollkommenes, das immer nur das Sein in einer angenäherten, maskierten Form erfäßt. Das mystische Schauen dagegen ist die unmittelbare Offenbarung des Seins. Nur erst, wenn die Erkenntnis der Vernunft getragen wird durch die Intuition des Mystizismus, gelangt der Mensch zur harmonischen Auffassung des Seins. Diese harmonische Auffassung hinwieder bringt den Neuromantikern jenen „vorwärts drängenden Optimismus“ zum Bewußtsein, der uns lehrt „aus jedem Ereignis eine Befreiung zu höherer Lebensform zu schaffen“. Ähnlich Marie Joachimi: Die Romantiker sind Optimisten und Gläubige in bezug auf den ewigen Fortschritt des menschlichen Geistes.

So verführerisch und lockend diese optimistische Folgerung der Romantiker den Vertretern des „sozialen Optimismus“ auch sein mag, so müssen wir diesen romantischen Optimismus gleichwohl grundsätzlich ablehnen, weil wir seine mystischen Prämissen nicht zu teilen vermögen.

Auch wir sehen zwei große Tendenzen in der kulturgeschichtlichen Entwicklung des menschlichen Geschlechts deutlich auseinandertreten, bald sich kreuzend und verschlingend, bald einander hemmend und aufhebend: Gefühl mit seinem Organ: Religion, Vernunft mit dem ihrigen: Philosophie. In einer späteren Entwicklungsphase des Menschengeschlechts stehen einander gegenüber: Der Verstand mit seinem Organ, der Wissenschaft, welche mathematisch-logisch verfährt, von den Inhalten absteht, abstrahiert und nur die formale Identität von A und B, das heißt die Vielheit der Erscheinungen auf zahlenmäßig ausdrückbare Ordnungsserien zurückführt. Für die Wissenschaft, die Statistik zum Beispiel, sind A und B, ein Bismarck und ein Kretin vertauschbar und verwechselbar. In der Geburts- oder Todesstatistik sind Bismarck und der Kretin nur eine leere, tote, substituierbare Eins. Den rein formalen Gesetzen der Zahl sind die Inhalte ganz gleichgültig.  $2 \times 2$  ist und bleibt 4, gleichviel ob es sich um Bäume, Menschen, Planeten oder Götter handelt. Die Ordnungsserie der logisch-mathematischen Wissenschaft also, wie sie uns in der Astrophysik eine „Mathematik der Natur“ beschert hat, ist eine streng gesetzmäßige, unaufhebbare, weil der menschliche Geist durch die Anerkennung dieser logisch-mathematischen Ordnung nur sein eigenes Wesen bejaht (identifiziert), also in derjenigen Domäne verbleibt, in welcher ihm unanfechtbare Hoheitsrechte zustehen. Nicht so die Kunst mit ihrer psychologischen Wurzel, der Phantasie. Hier ist nicht mehr das Typische, das Wiederholbare, das Vertauschbare, kurz das Gattungsmäßige der entscheidende Gegenstand, sondern umgekehrt: das Individuelle, Einmalige, Unwiederholbare, unvertauschbar Persönliche. Und so ist es denn ganz natürlich, daß Vernunft und Verstand die Ordnungsserien in Philosophie und Wissenschaft herstellen, während Gefühl und Phantasie mit ihren Organen von Religion und Kunst das intime Persönliche, also Unklassifizierbare, weil Unersehbliche, zum Inhalt haben. Wissenschaft und Philosophie bedürfen daher der Forscher und Denker, bei denen der mathematisch-logisch geschulte Intellekt vorwiegt, Religion und Kunst hingegen sind auf Propheten, Erlöser, Heilige, Helden und Genies gewiesen, bei denen Gefühl, Wille und Phantasie die entscheidenden seelischen Lebensmächte ausmachen. Von jenen wird die Zukunft — Sonnen- und Mondfinsternisse etwa — berechnet, von diesen nur gewissagt. Jene behandeln das Gattungsmäßige, das im Wandel und Wechsel Gleichbleibende, also den Typus, diese, die Künstler zumal, das Einmalige, Persönliche, das in dieser Zusammensetzung nie-



mals wieder in einem zweiten Exemplar angetroffen wird. Jene verfahren daher naturgemäß kühl, sachlich, leidenschaftslos, unpersönlich — kurz klassisch; diese hingegen temperamentvoll, impressionistisch, enthusiastisch, eminent persönlich — kurz romantisch. Euklid dort, Jesajas hier. Jene verkünden logisch-mathematische Wahrheiten, deren Gegenteil undenkbar, weil mit innerem logischen Widerspruch behaftet ist, die also „ewige Wahrheiten“ im Sinne Leibnizens darstellen, diese hingegen offenbaren Ahnungen und Deutungen des Kommenden, Enträtselungen von Völkerschicksalen, kurz Ermahnungen und Erbauungen. Die Voraussetzungen jener haben daher unbedingte, die Prophezeiungen dieser hingegen nur bedingte, d. h. moralische Gewißheit. Jenen glauben wir heute anstands- und fraglos, diesen jedoch in der Regel nur bei einem Vaticinium ex post. Handelt es sich um wissenschaftliche Wahrheiten, die mit Maß und Zahl erreichbar sind, so haben unstreitig Denker und Forscher, welche mathematisch-logisch verfahren, das letzte Wort zu sprechen. Gilt es jedoch der moralischen Gewißheit, der Schönheit, dem Gewissen, dem Gefühl, dem unaufhebbar Persönlichen, wohin wir mit Zirkel und Zollstock, mit Titrier- und Färbemethoden, mit Lupe und Skalpell niemals gelangen werden, so gebührt Religionsstiftern und Künstlern unweigerlich der Vortritt.

Sehr schön hat Houston-Stewart Chamberlain in seinem Kant-Buch diesen soeben hervorgehobenen Gegensatz herausgearbeitet: Der mathematisch-mechanisch denkende Geist, das heißt derjenige, welcher auf dem Standpunkte des gesetzgebenden Menschen steht, tritt bewaffnet mit seinen Gesetzestafeln auf das unfassbare Weltganze zu und zwingt ihm sein Schema auf, wogegen der Priester des Auges die willenslose Hingabe an die Anschauung lehrt, jene „ganz eigene Art von Forschung“, wie sie Goethe nennt: „die Anfrage an die Natur.“ Mit Schiller und Kant erfaßt Chamberlain das Wesen der Religion ebenso wie das der Kunst viel tiefer, als es in der landläufigen Schulphilosophie üblich ist. Sobald der Mensch, heißt es bei Chamberlain, die Natur gestaltet, schafft er Wissenschaft, und indem er das tut, tritt er selber aus dem Chaos hervor und ist Persönlichkeit, denn er bewährt sich als frei. Aus einem Sklaven der Natur, solange er sie bloß empfindet, sagt er mit Schiller, wird der Mensch ihr Gesetzgeber, sobald er sie denkt.

Für die „denkende Betrachtung der Dinge“ aber, wie man die Philosophie vielfach definiert hat, ist die romantische Methode des intuitiven Schauens der denkbar verkehrteste Weg. „Roman“ und „Ro-

mantisch" hängen nicht bloß sprachlich, sondern auch begrifflich zusammen. Die romantischen Philosophen aus der Schule Friedrich Schlegels, aber auch die Neuromantiker unserer Tage erschaffen vermittels ihrer konstruktiven Phantasie gleichsam den Roman des Universums; sie erdichten den Weltzusammenhang, statt ihn zu erforschen. Nicht das diskursive Denken, das vielmehr in Acht und Bann getan wird, führt die Feder, sondern das „mystische Schauen“, dem freilich auch Denker ersten Ranges gewaltige Konzessionen gemacht haben. Spinozas *ratio intuitiva* und *amor Dei*, Humes Voranstellung jener Einbildungskraft, der sich die ganze Außenwelt zu einem bloßen Glauben verflüchtigt, Kants Auffassung vom Wesen der Religion als „Gebären der Gottesidee aus den Tiefen des Gemütes“ (Chamberlain), ganz zu schweigen von der romantischen Trias: Fichte, Schelling, Schopenhauer — sie alle haben in schwachen Momenten vorerst Kette getrunken, ihren mathematisch-logischen Untergrund zeitweilig verleugnet, um zuletzt am romantischen Göttertrank, an Nektar und Ambrosia, an den betäubenden Säften der „blauen Blume“ sich zu berauschen. Auch Sokrates hat den Göttern seinen Hahn geopfert. Wir verstehen nach alledem die verborgenen psychologischen Triebfedern der alten wie der Neuromantik sehr wohl, aber gerade weil wir sie verstehen, sind wir doppelt auf unserer Hut. Der Weg der Ratio ist ein geradliniger; er führt zu „ewigen Wahrheiten“, aber infolge seiner Geradlinigkeit dünkt er temperamentvollen Naturen, die nur auf bunte, farbige Reize reagieren, etwas einförmig und uninteressant, während der Roman des Universums, wie ihn die Phantasten unter den Dichtern und Denkern träumen oder dichten, prickelnd in alle Poren dringt und alle unsere Sinne gefangen nimmt. Dieser dialektische Weihrauch hat aber seine Gefahren. Es hat von jeher, von den Schlegels und Stolbergs an bis zu Brunetière und Maeterlinck, diese Stimmungsphilosophie nach Rom geführt. In seinem Buche „Goethe und die Romantik“ hat Oskar F. Walzel diesen unwiderstehlich katholisierenden Zug aller Romantik, dem alles Mittelalterlich-Romantische und Christlich-Mythologische plötzlich wieder modern wird, glücklich herausgestellt. Die Rebellen und Revolutionäre des Denkens, die Mörgler und Kritiker des Bestehenden, die geschworenen Verunglimpfer der Ordnungsbestien und Bildungsphilister enden — im Kloster, in welchem die seelische Revolte endgültig zur Ruhe gekommen, in der ehernen Umklammerung des Dogmas erstickt ist. Der ehemalige Gottsucher und Gesellschaftswühler wird von den polypenartig sich aus-

## Ludwig Stein:      Die neuromantische Bewegung

---

streckenden Fangarmen des Zeremoniells und Rituals für immer eingefangen. Der Romantiker schlägt um und wird Klassiker. Aber ein religiöser Klassiker, zumal der Katholizismus mit seinen unwandelbaren Heilswahrheiten der Typus des religiösen Klassizismus ist, wie der Protestantismus, der an der Mutterbrust der deutschen Mystik erstarkt ist — Luther verehrte den Meister Eckhart über alles — mit seiner Vorstellung der „Gefinnung“, der „Persönlichkeit“ im Gegensatz zur alles nivellierenden katholischen Wertheiligkeit religiöser Romantizismus ist. Ginge es unsern modernen Romantikern aller Schattierungen nicht besser als ihren geistigen Vorfahren und Vettern, den französischen und deutschen Romantikern, so vermöchte ich in der neuromantischen Bewegung unserer Tage, die ich psychologisch sehr wohl begreife und würdige, nicht mehr und nicht weniger zu erblicken als eine schwere geistige Krise, eine tiefgehende seelische Verstimmung unseres gesamten Kulturkreises. Die Neuromantik ist der Ausdruck des Kulturüberdrußes nach der negativen, der Erlösungsbedürftigkeit nach der positiven Seite.

## Felix Hollaender: Die reines Herzens sind. . . . . Roman.

### F o r t s e t z u n g.

Der Himmel lachte, und die Kinder waren selig, durch die geheimnisvolle Pforte des Lebens zu schreiten . . .

Was für ein wundervoller Tag war das! Es schien, als ob die Sonne die ganze Erde in Glanz getaucht hätte. Auf den Wiesen lag in großen regelrechten Regeln das trockene Heu. Und Männer und Frauen luden es auf die Erntewagen. Und die stattlichen, braunen Ochsen waren davor gespannt und warteten nur darauf, es unter Dach und Fach zu bringen. Die roten und blauen Röcke der Frauen und die Blusen der Männer hoben sich als bunte, satte Flecken von dem Grün der Wiesen ab. Und hinter den Wiesen lag rotes Ackerland — mit Runkeln und Kartoffeln bepflanzt. Acker und Wiesen aber säumte der dunkle Wald ein. Über die Kornfelder mochte leise der Wind, so daß die Ähren wie flüssiges Gold sich hin und her bewegten.

„Wie schön das alles ist,“ sagte Alexander voll Andacht. „Und wie seltsam, daß das Korn jedes Jahr um die gleiche Zeit reift und Mensch und Tier ernährt.“

Sie hörte ein wenig zerstreut zu.

Es fiel ihr im Augenblick gerade ein, ob wohl die Theresie inzwischen ihre Flucht bemerkt und dem Papa verraten hätte. Ihr Herz schlug in dem Gedanken.

Nun zogen sie eine große Strecke weiter und sprachen kein Wort miteinander. Sie spürte in ihrem zarten Körper eine tiefe Müdigkeit. Aber eher biß sie sich die Zunge ab, als daß sie es ihm eingestanden hätte. Als er jedoch aus eigenem Antrieb vorschlug, ein wenig zu rasten, war sie sofort dabei. Und nun setzten sie sich an den Rand eines dunklen Wäldchens, das von Erlen und Hollundersträuchen eingezäunt war, und saßen den Duft der Blüten ein.

„Jetzt wollen wir mahlzeiten,“ sagte Alexander, öffnete ein Bündel und holte einen Laib Brot heraus, von dem er sachkundig abschnitt.

„Und Wurst und Käse habe ich auch bei mir,“ meinte er fröhlich.

Sie aßen mit Behagen. Und Elisabeth kam in eine ausgelassene Stimmung.

„Du darfst es mir glauben,“ beteuerte sie, „so gut hat es mir noch nie geschmeckt. Wenn man nur etwas zu trinken hätte!“

„Ist's weiter nichts,“ erwiderte Alexander, „dafür soll bald gesorgt sein.“

Er nahm einen Becher aus dem Kanzen und füllte ihn mit klarem Wasser. Das mundete ihnen wie edler Wein.

„Nein, was für ein gescheiter Junge bist du!“ sagte Elisabeth. „An alles hast du gedacht!“

Zärtlichkeit und Bewunderung lagen in ihrem Ton.

Alexander fühlte sich geschmeichelt. Er kam sich wie ihr Beschützer vor. Und ein großartiges Gefühl von Liebe und Verantwortlichkeit erfüllte sein Herz.

„Willst du nicht ein wenig schlafen?“ fragte er besorgt. „Wir haben noch einen weiten Weg vor uns.“

Sie schüttelte fröhlich die Köden.

„Ich brauche nicht zu schlafen.“

„Gut — so gehen wir.“

Und munter setzten sie ihre Wanderung fort.

Auf dem Wege trafen sie eine wohl hundertköpfige Schafherde. Der Hirt trug einen langen, blauen Kittel, der ihm bis zu den Füßen reichte. Und ein großer, zottiger Schäferhund mit bösen schwarzen Augen klaffte ihnen entgegen. Der Hirt brachte ihn zur Ruhe. Und die Kinder freuten sich des Anblicks.

„Weißt du, Alexander, was ich finde?“ fragte sie. „Ich finde, daß ein Rudel von Tieren immer schön aussieht, während ein Haufe von Menschen einem wehe tun kann. Woher kommt das nur?“

„Ganz recht hast du! — Die Tiere sind eben besser als die Menschen, deren Bosheit man sofort spürt.“

Was war das?

Seltene Klänge trafen plötzlich ihr Ohr. Und weiche Melodien strömten leise in den Frieden und in die Schönheit dieses Sommertages. Sie standen still und lauschten.

Jetzt verstummte die Musik. Und nur wenige Schritte entfernt von ihnen stand ein großer Mann in einem verschlissenen Soldatenmantel — eine blaue Mütze auf dem Kopf. Unter dem rechten Arm hatte er eine Krücke. Und über der Brust — an einem Ledergurt befestigt — trug er eine Ziehharmonika. Er hatte einen grauen Schnauzbart, kurz geschnit-

tenes weißes Haar und listige, verschmigte, helle Augen. Trotz der Krücke trug er sich ziemlich straff und gerade — wie er denn überhaupt von schlanker, elastischer Statur war.

„Noß Bliß — was für merkwürdige Zaungäste seid ihr!“ rief er den Kindern zu.

Die standen eine Sekunde wie vom Schlag getroffen da. Das dauerte jedoch nicht lange.

Alexander fand seine Fassung bald wieder. Er sah das schlaue Gesicht des Alten und antwortete dreist und vergnügt:

„Wir sind auf der Landpartie, Kamerad.“

„Kamerad? Wer ist denn Sein Kamerad?!“ schnauzte der Invalide. „Hat Er vielleicht Anno 70 vor Sedan gestanden — oder gar im Feldzug von 86 die Kanonen donnern hören!? Weiß Er Grünschnabel, was eine Granate ist? Hat Er einen Streifschuß im rechten Bein, daß Er durchs Leben humpeln und auf der Ziehharmonika spielen muß, um Sein bißchen dreißiges Dasein zu fristen!?“ polterte er unaufhörlich.

„Alexander hat es ja gar nicht so böse gemeint,“ mischte sich Elisabeth in das Gespräch, die inzwischen auch ihre Courage wiedergefunden hatte.

„So — Alexander heißt er,“ sagte der Alte und blinzelte nun ein wenig nach der Kleinen hin, während er den Jungen wieder scharf aufs Korn nahm.

„Schöner Name, mein Bürschchen! Und wo soll die Reise hingehen?“

Alexander ließ sich nicht aus dem Text bringen.

„Ich titulier' Ihn: Herr Kamerad — und bitte Ihn, nicht zu schnauzen. Spiel Er uns lieber eins auf der Harmonika! Wir hören Ihn gar zu gern zu.“

„So — Waldkonzert bestellt das Herrchen. Und was zahlt Er für das Entree?“

„Will Er Geschäfte mit uns machen, dann laß Er's bleiben,“ antwortete Alexander trocken. „Ich habe es mir freilich anders vorgestellt.“

„I der Tausend — ist kaum aus dem Ei gekrochen und will einem alten Krieger die Leviten lesen! — Schoßschwerenot — daß dich die Motten fressen! Soll ich dir eins mit der Krücke auswischen?“

Elisabeth zog Alexander am Arm.

„Laß uns fortlaufen,“ flüsterte sie.

Er schüttelte sie leise ab.

„Wirfst dich doch nicht ins Bockshorn jagen lassen!“ entgegnete er resolut.

„Bravo, mein Junge! Reißausnehmen vor einem krumm geschossenen Invaliden! Profit die Mahlzeit — das wäre ja noch schöner.“

Er lachte bärbeißig auf, und seine kleinen Auglein funkelten.

„Und nun spiel' ich Ihm eins auf. Wie Er sich dann revanchiert, ist Seine Sache.“

Er stellte sich in Postur und spielte: „Schier dreißig Jahre bist du alt . . .“

Die Kinder lauschten andächtig.

Als er geendet, sagte Alexander: „Er kann schnauzen; aber Er kann auch spielen — und offen gestanden — Sein Spiel gefällt mir besser, als Sein Schnauzen!“

Der Alte schmunzelte.

„Haßt das Maul auf dem rechten Fleck, Junge! Du gefällst mir. Parbleu, die Kameradschaft wird angenommen! Und was Seine Papiere und den Paß anbelangt, so wollen wir das linke Auge zudrücken und drei eine gerade Zahl sein lassen. — Allons, enfants de ma patrie!“ schrie er mit Kommandostimme und begleitete dazu auf der Ziehharmonika. „Ganzes Bataillon vorwärts marsch!“

Die Kinder lachten laut auf. So hatten sie plötzlich einen Reisebegleiter gefunden und schritten vergnüglich fürbaß.

„Also — Er heißt Alexander! Und wie nennt sich die Demoiselle?“

„Elisabeth von — —“

Der Junge gab ihr einen kleinen Puff, so daß sie in ihrer Auskunft inne hielt.

„Von hohem Adel also!“ ergänzte der Invalide. „Elisabeth von Ikenpliß vielleicht? Mir soll's recht sein.“

Elisabeth zwinkerte Alexander zu.

„Nicht gerade von Ikenpliß — aber doch so ähnlich,“ sagte sie schalkhaft.

„Ja, das ist nun eine böse Sache,“ nahm der Alte das Wort wieder auf. „Wir Mannsleute werden ja schon einen Unterschlupf finden. Aber was fangen wir mit einer kleinen Prinzessin an? Ein Bündel Stroh ist ein übeles Ruhelissen. Und dabei muß man dem Herrgott danken, wenn man noch eins findet.“

„Bin nicht verwöhnt — habe nie anders als auf Stroh geschlafen,“ log Elisabeth kräftig.

Alexander blickte sie verdußt an: Die schneidet nach unten auf. Auch gut.

„Wenn ich die Prinzessin auf der Erbse wäre,“ fügte Elisabeth übermütig hinzu, „gingen wir nicht auf ein und denselben Straße.“

Der Abend begann heraufzudunkeln und spann Felder und Wälder in leichten Nebel ein. Der Erdgeruch stieg aus der dunklen Scholle empor.

Alexander nahm das große Tuch heraus und hüllte sich und Elisabeth darin ein. Sie tat ihren Arm in den seinen und schmiegte sich eng an ihn. Wie unter einem schützenden Dach schritten die Kinder einher.

Der Alte dachte: das ist ein sonderbares Paar und kommt direkt aus dem Märchenwald.

Die drei sprachen eine Weile nicht miteinander. Das Dunkel des Abends tat ihnen wohl und barg sie in sein Schweigen. — Nun aber sahen sie in der Ferne freundliche Lichter auftauchen.

„Wir kommen in das Dorf,“ unterbrach der Invalide die Stille, „und müssen jetzt Kriegsrat halten. Da kenne ich eine Schenke, in der man für seinen Zehrpennig eine warme Suppe bekommt und ein halbwegs anständiges Nachtlager. Eine prächtige Scheune, Kinderchen, und frisches Stroh — daß einem das Herz im Leibe lacht. Seid ihr mit von der Partie, so lade ich euch ein.“

Die beiden nahmen den Vorschlag dankbar an. Und der Gedanke an einen Teller warme Suppe erzeugte in ihnen eine wohlige Stimmung.

„Ja,“ sagte der Alte, „wer wie ich viele Nächte auf dem Felde kampiert und von St. Petrus' guter Laune abhängt, weiß, was so ein Unterschlupf wert ist. Halt: ‚Reales Wirtshaus zum Goldenen Adler‘ — hier kehren wir ein.“

Und mit festem Griff klinkte er die Tür auf.

Sie traten in einen niedrigen, verräucherten Raum, dessen Decke auf braunen Holzbalken ruhte. Eine große Hängelampe erleuchtete die Schenkstube, in der schmale Tische und Bänke standen.

Außer den Wirtseuten hinter dem Ausschank war in der Stube nur eine alte Frau, die ihren großen braunen Tragkorb neben sich auf die Erde gesetzt hatte und langsam und bedächtig aus ihrem Teller löffelte. Sie blickte beim Eintritt der Ankömmlinge empor.

Alexander und Elisabeth waren noch immer in ihrem Tuche eingemummt, das wie eine Tarnkappe ihre Gesichter verbarg.



„I der Tausend,“ rief sie, „sehen meine alten Augen recht? Ist das nicht der Herr Major?“

„Leibhaftig,“ entgegnete der Alte. „Und halten Ihre morschen Knochen noch zusammen, Frau Bafe? 'S ist etliche Wochen her, seit wir uns zuletzt begegnet sind, dünkt mich.“

„Was schwadroniert Er da? Meine alten Knochen? Will sich wohl gar über mich lustig machen — der Herr Major!“

Elisabeth schrak bei dem Ton dieser Stimme zusammen: Um Gottes willen — das war ja die Alte mit den irdenen Töpfen, die sie nach ihrem ersten Krankenbesuch mit der Theresе auf der Landstraße getroffen hatte!

„Jesus Maria,“ flüsterte sie Alexander zu, „machen wir uns schleunigst davon! Ich kenne die Frau!“

Zu spät. Die Handelsfrau hatte sich schwerfällig von der Bank erhoben.

„Was bringt Ihr denn da für eine Reisebegleitung mit, Herr Major?“

Der Invalide hatte die Ziehharmonika auf einen der Tische gelegt und war zu Alexander und Elisabeth herangetreten.

„Nehmt nur euer Tuch ab, Kinderchen, und macht's euch bequem! — Und Sie schere sich nicht um fremder Leute Angelegenheiten — verstande-vous?! — Geht ja vor Neugierde fast aus den Nähten!“ fügte er hinzu, während sein ärgerlicher Blick von ihr zu den Wirtsleuten hinübergliitt.

Die Händlerin lachte auf.

„So ein großspuriger Hanswurst!“ rief sie.

Er tat, als überhörte er ihre Worte, und nahm den Kindern, so sehr Elisabeth, der der Schreck in die Glieder gefahren war, sich sträubte, das Tuch ab.

„Ist's denn die Menschenmöglichkeit! Das kleine Fräulein von Cydon?“

Die Alte schlug die Hände über dem Kopf zusammen und eilte auf das Kind zu, das sie in ihre Arme schloß.

„Baroneschen, wie kommst du denn in diese Gesellschaft?“

„Pst,“ machte Elisabeth und legte ihr die Hand auf den Mund.

Sie sah in des Kindes angstvolle Augen und blickte zu Alexander hinüber.

„Hm,“ machte sie und fixierte noch einmal den Jungen. Stillt

euren Hunger — dachte sie bei sich — und werdet mir nicht scheu. Danach komme ich schon hinter das Geheimnis. Geduld muß man haben.

„Nun fürs erste Platz genommen,“ sagte sie gutmütig.

Die Kinder setzten sich.

„Und ein Süppchen werden wir wohl auch nicht verschmähen!“

Sie streichelte liebevoll Elisabeths Wangen, während aus ihren Augen sorgende Zärtlichkeit leuchtete.

Alexander, dem bei diesem Abenteuer zuerst nicht ganz gehener zumute war, beruhigte sich allmählich. Die Alte flöste ihm Vertrauen ein, und der Invalide sorgte für Unterhaltung.

„Hätte mir's auch nicht träumen lassen,“ meinte er zur Händlerin, „daß ich heute abend noch im Adler auf so eine flotte Tischdame stoßen würde. Was meint Sie — Frau Vase? Wollen wir nicht heute noch das Tanzbein schwingen?“

„Er kann Sein loses Maul nicht halten,“ gab sie zurück — mit ganz anderen Gedanken offenbar beschäftigt.

„Und Ihr ist nicht wohl, wenn Sie einem nicht den Text liest. Einen Korn, Herr Wirt!“

Die Alte lachte tüchtig.

„So ein Süßfel — spielt sich auf den großen Herrn auf! Wo ist Er denn wieder herumgestrolcht, Herr Major?“

„In die Kreuz und in die Quer. Die Kundschaft liegt weit auseinander.“

„Kundschaft?“ Sie sah ihn mit überlegenem Spotte an. „So ein Klaufsenmacher — redet von Kundschaft!“

Die Wirtin stellte vor die Kinder zwei kleine Schüsseln mit dampfender Suppe.

„Laßt's euch schmecken,“ sagte die Händlersfrau. „Aber hübsch pusten, Baroneßchen, damit Sie sich nicht die Zunge verbrennt!“

Der Invalide nippte von seinem Branntwein und schnalzte vor Behagen.

„Was versteht Sie von meiner Kunst!“ sagte er. „Über Töpfe mag Sie mitreden. Hat Sie für einen Dreier Musfil im Leibe?“

„Nein,“ antwortete die Alte lachend. „Rede Er nicht von Leibmusfil! Ein anständiger Mensch spricht von so etwas nicht! Er ist und bleibt ein Farenmacher.“

Der Kriegsmann schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Das böseste Maul fünfzig Meilen in der Runde! So wahr mir

Gott helfe! Wenn Sie einmal stirbt, muß man Ihr die Zunge besonders totschlagen! Ich bestehe darauf, bevor man Sie in die Grube tut!"

„Er stirbt vor mir," antwortete sie kaltblütig. „Verlaß Er sich darauf. Bei Seinem Suff macht Er's nicht mehr lange!"

„Nun wird's zu bunt. Müde und abgearbeitet kehrt man ein — und Sie bringt einen um den Abendfrieden!"

„Abgearbeitet? . . . Wenn Er nur nicht so aufschneiden würde! — Den Leuten die Almosen aus der Tasche ziehen! — Quarkspitzen, Herr Major! Bei mir nicht! Da muß Er sich andere Gänge aussuchen."

Der Invalide erhob sich gravitatisch.

„Ist Sie von der Tarantel gestochen! Wer hat Sie gesucht! Nächstens wird Sie noch erzählen — ich hätt' Ihr einen Antrag gemacht."

Die Alte hielt sich die Hüften.

„So ein Krüppel redet von Hochzeit! — Herr du mein Gott — da finde ich noch einen anderen!"

„Von Rechts wegen müßt' ich Ihr die Krücke über den Buckel schlagen, damit Sie endlich einmal Ihr ungewaschenes Maul hält! — Hat Sie vor Gravelotte gestanden? Sind Ihr die Granatensplitter in die Knochen gefahren?"

Er zeigte auf sein rechtes Bein.

„Wo sind Ihre Kriegstaten? Heraus mit der Sprache!"

Sie klopfte ihm gutmütig auf die Schulter.

„Mir will Er doch nicht einreden, Er habe sich das in der Schlacht geholt! — Seine Frau, die Gott selig haben möge, wird Ihm um Seiner Großmäuligkeit willen eine Ladung Schrot verabfolgt haben. Recht hat sie gehabt! Und Er schlägt nun Kapital daraus und erzählt Kriegsgeschichten. — Mir nicht, Herr Major! Mir nicht! Da muß Er früher aufstehen."

Elisabeth und Alexander lachten wie aus einem Halse, und der Invalide stimmte mit ein.

„Wenn ich mich mit Ihr einlasse, hat Sie recht," sagte er. „Prosit, Frau Base!"

Er holte die Harmonika und begann zu spielen.

Und nun horchte auch die Alte. Denn die Töne, die seine krummen Finger dem Instrumente entlockten, gingen ans Herz.

„Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'st du nicht!" spielte er. Und sein verwittertes Gesicht nahm einen verträumten Ausdruck an.

Als er geendet, rief die Alte: „Herr Wirt, einen heißen Grog für den Major! Er hat doch Musik im Leibe.“

Elisabeth winkte Alexander.

Sie schlichen vor die Wirtsstube. Und da erzählte sie ihm von ihrer ersten Begegnung mit der Handelsfrau.

„Wenn sie uns nur nicht verrät,“ schloß sie furchtsam.

„Ich glaube es nicht, denn sie hat gute Augen,“ entgegnete Alexander. „Aber trotzdem wollen wir vorsichtig sein. Laß dich nicht von ihr ausfragen.“

„O nein, so dumm bin ich nicht.“

Sie traten wieder in die Schenkstube.

Der Major hatte seinen Kopf auf den Arm gelegt und war selig eingeschlafen.

„Hört mal, Kinder,“ sagte die Händlerin, „nun wollen wir ein ernsthaftes Wort miteinander reden. Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu, daß ihr von Hause fortgelaufen seid. Und dir, Baroneßchen, hätte ich so etwas gar nicht zugetraut! — Was wird die alte Therese dazu sagen? Und gar der Herr Baron — wie wird er die Augen aufreißen!“

Die Kinder schwiegen hartnäckig.

„Baroneßchen, machst du dir denn gar keine Gedanken darüber? — Das ganze Unwetter bricht über den Kopf der Therese herein. Die muß es ausbaden! Hast du daran schon gedacht?“

Elisabeth verzog das Mündchen.

„Und Er ist doch schon ein großer Junge,“ wandte sie sich an Alexander. „Weiß Er denn, was für ein Unrecht Er auf sich lädt? — Es kann Ihm passieren, daß sie Ihn hinter Schloß und Riegel stecken, wo er Zeit hat, über seine Dummheiten nachzudenken. — Kinder, seid nicht so starrköpfig!“

„Das sind wir nicht,“ entgegnete Alexander. „Aber bitte, lassen Sie ab, uns zu quälen. Ich kann nichts weiter sagen, als daß wir fort mußten.“

Die Alte hob drohend den Finger.

„So leicht ist es nicht abgetan, junges Herrchen. Das ist eine schöne Geschichte, die ihr euch da eingerührt habt.“

Elisabeth blickte flehenden Auges zu ihr hin.

„Ach, mein Engelsköpfschen, sieh mich nicht so an. Denkst du, ich habe deine Guttat vergessen? O, da bist du im Irrtum! Was soll denn nun aber werden? Nehmt doch Vernunft an! Wollt durch die Welt

ziehen wie zwei kleine Vagabunden . . . Kennt ihr denn die Welt? Ihr kennt sie nicht. Laßt euch von einer alten Frau sagen, daß es da draußen jammervoll zugeht . . . Und wenn du großer Junge nur für sechs Dreier Gripes im Kopf hättest — du würdest dich schwer hüten, das Kindchen aus dem Hause wegzulocken!"

„Das hat er gar nicht getan!" rief Elisabeth unwillig. „So etwas dürfen Sie nicht sagen, sonst bin ich böse mit Ihnen. — Und nach Hause gehe ich nie mehr. Papa wird der Theresie den Kopf waschen, und am andern Tage werden sie sich wieder vertragen . . . Ich bleibe bei Alexander. Ich gehe nie mehr von ihm. Ich schwöre es!"

„O du liebe Unschuld du! Wie soll das enden? — Kinder, laßt euch raten und kommt zu Verstande. Mein Wort darauf — der Herr Baron wird dich in die Arme nehmen und gut mit dir sein!"

„Vor dem Papa habe ich keine Angst."

„Seh' nur einer den Eigensinn an! — Und wie wollt ihr euch denn durchschlagen?" fuhr sie mitleidig lächelnd fort. „Glaubt ihr, die gebratenen Tauben werden euch in den Mund fliegen? Oder die sieben Zwerge werden euch den Tisch decken, wenn Hunger und Durst euch plagen?"

„Ich werde für uns beide sorgen," entgegnete Alexander.

„Postausend, was für ein Held Er ist. Nimmt den Mund voll, als könnte Er Butter und Brot vom Himmel holen. Bürschlein, wie stellst du dir das vor? Willst du Holz hacken? Willst du das Vieh hüten oder den Acker bestellen und dich als Knecht verdingen?"

„Auf so viel Fragen kann ich nicht antworten," entgegnete er übellaulig. „Etwas wird sich schon finden."

„Meint Er? Und wenn sich nun nichts findet? . . . Und was soll aus der Baroneß werden? Hat Er sich im stillen gedacht, daß die Baronesse inzwischen das Federvieh rupft? Seh' Er sich einmal die Finger von dem kleinen Fräulein etwas genauer an — dann geht Ihm vielleicht doch am Ende ein Licht auf."

„Fürs erste," sagte Alexander, „sind wir Gott sei Dank versorgt — und damit Sie sich nicht weiter den Kopf zerbricht, so will ich es Ihr verraten: Hier drinnen" — er klopfte auf sein Kängel — „sind zwei große Strümpfe mit Talern vollgestopft. Die reichen eine Weile."

„So? Er führt eine Barschaft mit sich! Und wie ist Er denn zu dem Gelde gekommen? — wenn man fragen darf."

„Auf eine redliche und ehrliche Art,“ erwiderte der Junge stolz. „Das Geld habe ich von meiner toten Mutter.“

„Man sollte Ihn überlegen,“ sagte die Alte. „Und Seine selige Mutter würde sich gewiß im Grabe umdrehen, wenn sie wüßte, was für saubere Geschichten ihr Fröchtchen ausgeheckt! . . . Und wenn die Taler klein gemacht sind — und Er wird sie schon klein machen, davor ist mir nicht bange — was geschieht dann?“

„Dann sind wir in Amerika!“ antwortete Alexander hochgemut. „Und da drüben gibt’s Arbeit in Hülle und Fülle.“

„Sieh einer an,“ sagte sie. „Über den großen Teich will Er mit der Baronesse. Fein ausgedacht. Allen Respekt, junger Herr! Er ist ein Teufelskerl! Ist ihm bei uns zu enge geworden. Will mit dem Fräulein von Sybow nach Amerika. Vielleicht als Schiffsjunge, he? Und die Barones schabt in der Schiffsküche die Rüben!“

„Warum denn nicht?“ warf Elisabeth ein. „Ist denn Rübenschaßen ein Verbrechen?“

Die Alte lachte grimmig auf.

„Das Vögelchen ist ihm ins Garn gegangen. Ein Verbrechen ist es nicht, mein Engelsköpfchen. Aber für eine Barones schickt es sich nicht . . . Junge,“ wandte sie sich von neuem an Alexander, „nimm deinen Verstand zusammen und mache kehrt, ehe es zu spät ist . . . Willst es am Ende riskieren, daß der Gendarm dich am Wickel kriegt? . . . Nein, mein Junge, auf diese Weise geht es nicht! Willst du durchbrennen — in Gottes Namen! Aber das Kind laß aus dem Spiele.“

„Ich werde nicht dulden, daß man ihr ein Haar krümmt.“

„O — auf der Landstraße kann ihr Schlimmeres zustoßen . . . Also kurz und gut — du hast ein Einsehen — oder ich mache mich auf die Sohlen und gehe zu dem Herrn Baron.“

„Wenn du das tust,“ sagte Elisabeth wütend, „so ist es mit unserer Freundschaft aus.“

Die Alte wischte sich mit der Hand über das Gesicht.

„Ein Närrchen bist du! Wirßt es mir schon eines Tages Dank wissen, daß ich mich dir in den Weg gestellt habe — daß ich —“

„Niemals!“ unterbrach sie Elisabeth.

„Nun gut. Ich tue es auch nicht um des Dankes willen. Ich tue es, weil es nötig ist. Basta! Man muß immer tun, was das Gewissen von einem verlangt!“

„Da hast du’s!“ sagte Alexander leise. „Man soll sich mit alten

Weibern nicht einlassen. Das kommt davon. Nun sitzen wir gut in der Zinte."

Elisabeth machte eine jämmerliche Miene. Das Weinen war ihr nahe. —

"Laß gut sein," flüsterte er ihr zu, als er ihr betrübtetes Gesicht sah, „ich forge schon dafür, daß wir aus der Patsche wieder herauskommen."

Und mit lauter Stimme rief er — als verstünde er sich wer weiß wie gut aufs Reisen — die Wirtin: „Frau Wirtin, wir sind müde. Ich möchte die Zeche und das Nachtlager bezahlen."

"Nun, gar so viel gezecht habt ihr ja nicht," meinte die Wirtin. „Das Süppchen wird euch nicht in Rausch versezt haben. Wir wollen's billig machen: Zehn gute Groschen für Abendessen und Nachtquartier."

„Zehn gute Groschen," wiederholte Alexander. Es kam ihm gewaltig viel vor.

„Dafür kriegt Er und das Jüngferchen auch ein reines Bett, wo sich's gut ruhen läßt."

„Schön. So will ich nicht handeln," gab er zurück. „Komm, Elisabeth, wir wollen schlafen gehen."

Die Wirtin leuchtete mit einer kleinen Laterne voran.

„Seid ihr böse mit mir?" rief die Händlersfrau. „Und wollt mir nicht einmal Gute Nacht wünschen?"

„Ich bin nicht böse," erwiderte Elisabeth. „Traurig bin ich, daß Ihr uns verraten wollt. Das hätte ich von Euch nie erwartet!"

Alexander drehte sich um.

„Ich kann mich nicht verstellen. Ich habe eine ehrliche Wut auf Euch! Tut was Ihr wollt; nur verlangt nicht, daß wir noch obendrein mit Euch Freundschaft halten sollen!"

„Ein couragiertes Bürschlein ist Er — das muß man sagen. Und ehrliche Feindschaft ist mir lieber als halbe Freundschaft. Was nützt's. Ich kann Ihm nicht helfen. Überschlaf' Er's. Morgen in der Frühe wollen wir weiterreden."

„Abgemacht. Gela!" ergänzte Alexander.

Die Händlerin drückte Elisabeth ein Weilchen an sich und versuchte, ihre hellen Augen in des Kindes Innere zu bohren. Aber die Kleine wich ihr aus und machte sich sanft los.

„Nun kommt, Kinder!" rief die Wirtin. „Es ist an der Zeit!" Sie folgten ihr.

Der Invalide hatte noch immer den Kopf auf dem Tisch und schnarchte.

Die große Hängelampe schwelte bereits. Und der Wirt hinter dem Schentisch hatte sich ebenfalls die Pudelmütze über die Ohren gezogen und war eingenickt.

Der Mondschein fiel ins Zimmer.

„Wach' Er auf!“ sagte die Handelsfrau mürrisch, als sich die Tür hinter den Kindern geschlossen hatte. „Er hat lange genug gedöst.“

Dabei rüttelte sie den Invaliden tüchtig am Kragen.

„Die Fahne nicht locker gelassen, Kamerad — Immer weiter — immer weiter!“ phantasierte der Alte im Schläfe.

„Hast recht, mein Guter! Die Fahne nicht locker gelassen!“ wiederholte die Händlerin. „Aber jetzt ist es Nacht, und die Kanonen haben längst zu donnern aufgehört.“

Und von neuem packte sie ihn an den Schultern.

„Heda, was ist denn los? Wird zum Appell geblasen?“

Der Invalide rieb sich schlaftrunken die Augen . . .

„Ihr seid's! — Vermaledeit — nicht einmal den Schlaf gönnt Ihr einem! — Und was glockt Ihr mich denn an, als ob Ihr des Teufels Großmutter wäret?“

„Mir ist gottesjämmerlich zumute, Major. Spielt mir eins auf!“ gab sie zur Antwort.

Er erwachte allmählich.

„Seit wann haben die Nachteulen Raßenjammer?“ fragte er.

„Herr Major, verbrenn' Er sich das Maul nicht. Das Leben ist eine schwere Angelegenheit. Kommt einem manchmal in die Quere, daß man mit den alten Armen um sich schlagen möchte.“

„Hat Sie einen Moralischen?“ fragte der Invalide und zwinkerte mit seinen kleinen Auglein. „Wach' Sie sich keine Sorgen!“ fügte er hinzu. „Sie ist hart gesotten. Bei Ihr hält er nicht lange an.“

„Herr Major, ich bin zu Scherzen nicht aufgelegt. Behalt' Er seine Weisheit für sich.“

Und ohne Übergang fuhr sie fort: „Was soll man denn nur mit den Kinderchen anfangen? — Wie übel muß man ihnen mitgespielt haben, wenn es ihnen graut, nach Hause zurückzukehren!“

„Eine schlimme Geschichte!“ bekräftigte der Invalide. „Der Junge ist übrigens ein Mordskerl.“

„Um das Bürschchen ist mir nicht bange. Aber wenn dem Engelsköpfchen ein Leids geschieht, hab' ich keine ruhige Stunde mehr. Ich muß mit dem frühesten zum Herrn Baron — so sauer mir der Gang



wird. — Hat Er vom Baron von Sydom gehört, dem die Frau davon-  
gelaufen ist, und der sich seitdem in seine schweinsledernen Folianten  
vergräbt und darüber das Leben verschläft? — Kann mir's vorstellen, daß  
so ein junges Blut da zu frieren beginnt."

"Sydom — Sydom —" wiederholte der Invalide.

"Mein Hauptmann hieß Sydom. Dem haben sie vor Gravelotte die  
Brust zerhauen. — Vorwärts marsch, Kinder, die Schanzen gestürmt  
und die Fahne nicht locker gelassen . . . Hauptmann von Sydom . . .  
Ich erinnere mich ganz deutlich."

"Hör' Er mit seinen Kriegsgeschichten auf. Mir steht heute nicht  
der Sinn danach."

"So wollen wir das Hochzeitslager auffuchen, Frau Gevatterin.  
Hier wird's ohnehin ungemütlich."

Und er schielte nach der Hängelampe, die in den letzten Zügen unruhig  
hin- und herflackerte.

"Spar' Er sich Seine Wiße! Und morgen weck' Er mich mit dem  
frühesten. Ich habe es schwer in den Knochen und fürchte am Ende noch  
zu verschlafen."

"Sie kann sich auf mich verlassen."

Die Alte bückte sich nach ihrem Stoch, den sie drohend in die Höhe hob.

"Er ist ein unsicherer Rantonist! Und wenn Er mich im Stiche läßt,  
ist's mit unserer Freundschaft aus — daß er's weiß. — Ich lasse mir den  
Schädel spalten, wenn dem Baroneschen auch nur ein Haar gekrümmt  
wird! — Und nun lege Er sich aufs Ohr, und schlaf' Er den Schlaf des  
Gerechten, wenn das bei ihm möglich ist."

Sie nahm ihren Tragkorb, stellte ihn hinter den Schenkstisch und  
humpelte schwerfällig hinaus.

Der Invalide kroch langsam hinter ihr her.

\*

\*

\*

In der Kammer der Kinder brannte ein dürftiges Talglicht.

"Wenn du Angst hast," sagte Alexander, "so bringe ich dich heim."

Sie hob beteuern die Hände: "Nicht vor dem Teufel habe ich  
Angst," antwortete sie fest, "wenn du bei mir bist."

"Gut. Das habe ich mir gedacht. Und durch das Geschwätz der  
Alten darf man nicht irre werden."

Sie nickte still.

"Ich denke es mir so," fuhr er fort: "Wir schlafen nur ein paar  
Stunden, und dann rücken wir aus. Wenn die erwacht, hat sie das Nach-

sehen und mag getrost hinter uns herhumpeln. Wir sind dann über alle Berge."

"Es wird schon am besten so sein," entgegnete sie. „Übrigens," begann er von neuem, „darf man sich durch solches Gerede nicht einschüchtern lassen. Wie viel Jungen sind in die weite Welt gezogen und haben drüben ihr Glück gemacht. Ich kann es dir schwarz auf weiß zeigen. Freilich darf man kein Hasenfuß sein! . . . So — und nun lege dich hin und schlafe. Du mußt müde sein. Denn wahrhaftig, wir sind eine gute Strecke gelaufen."

Er hüllte sie sorgsam in die Decke ein.

Als sie ihn aber bat, nun ebenfalls das Lager aufzusuchen, schüttelte er ruhig und bestimmt den Kopf. „Laß mich noch ein wenig bei dir sitzen und mach' dir keine Sorgen um mich."

Nun hielt er ihre Hand in der seinen, bis sie regelmäßig atmete und eingeschlummert war. —

Und wie sie so da lag — ernst und blaß — das zarte Gesichtchen wie eine feine Gemme geschnitten — klopfte ihm das Herz.

Durch die winzigen Fensterscheiben fiel das grüne Licht des Mondes und warf auf Elisabeths Antlitz seinen Schein. In der Kammer war es so still, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören.

Auf den Fußspitzen trat er an das Fenster und blickte in die Nacht hinaus.

Die Bäume standen groß und unbeweglich da. Die Sterne funkelten über ihren Kronen. Der Mond goß über die Landstraße sein Licht aus.

Er lauschte mit verhaltenem Atem. Und geheimnisvolle Schauer durchdrangen ihn.

Als aber das erste Frührot am Horizonte auftauchte, weckte er sie sanft.

Sie erhob sich hastig . . .

Auf Strümpfen, die Schuhe in den Händen, tasteten sie sich durch die Tür und wagten erst aufzuatmen, als draußen die feuchte Morgenluft ihnen entgegenschlug. Nun beflügelten sie ihre Schritte, bis das reale Wirtshaus zum Goldenen Adler hinter ihnen lag.

„Diesmal wären wir mit dem Schreck davon gekommen," sagte Alexander und küßte sie auf die Stirn.

Da lachte sie beseligt.

„Ein Abenteuer war es doch," meinte sie fröhlich.

„Vor ähnlichen behüte uns Gott!" entgegnete Alexander. „Mit alten

Weibern — du darfst es mir schon glauben — ist nicht gut Kirschen essen.“

Am Himmel verzehrte sich mählich der Mond und ließ nur noch einen blassen Schimmer übrig. Von den Blättern tropfte der Morgentau auf die Kinder.

Elisabeth fröstelte es. Er hüllte sie in das Tuch wie in einen dichten Mantel, trotzdem sie sich heftig wehrte.

„Und du, mein Alexander, frierst,“ klagte sie.

„Laß dich nicht auslachen, Elisabeth, mir ist warm und wohl zumute.“ Und mit Knabenausgelassenheit setzte er hinzu: „Ich trinke die Morgenluft.“

Sie blickte ihn bewundernd an.

„Ist es noch weit nach Hamburg, Alexander?“ fragte sie.

„Kann's nicht sagen.“

„Wie sieht denn so ein Schiff aus?“

„Ja,“ meinte er, „wenn ich das wüßte. Aber mächtig groß ist es gewiß. An die tausend Menschen gehen wohl hinein.“

„Wenn der Sturm kommt, muß es schrecklich sein,“ seufzte sie kaum vernehmlich. „Ich denke es mir wenigstens grauselig, wenn es nach allen Seiten hin- und hergeschaukelt wird.“

„Mache dir keine Gedanken darüber,“ sagte er tröstend. „Die meisten Fahrten — habe ich gelesen — gehen glatt von statten. Ich möchte übrigens mal einen Sturm erleben! Ich denke es mir prächtig.“

„O, lieber nicht!“ brachte sie zitternd hervor. „Es ist schon schrecklich genug auf dem Lande. Wie muß es erst draußen auf dem Meere sein... Ich sage dir, Alexander,“ fuhr sie eifrig fort, „ich wache jedesmal in der Nacht auf, wenn ein Gewitter ist, und eine gräßliche Angst habe ich. Ich denke immer: Was machen nur die armen Tiere — die Bäume — die Sträucher — die Gräser — die Blumen!“

„Märrisches Zeug redest du, Elisabeth. Die Tiere finden im Walde ihre Zuflucht — und was hat das Unwetter mit den Bäumen und Sträuchern zu tun?“

„O, Alexander, daß du das nicht fühlst! Hast du nie gehört, wie die Bäume seufzen, wenn der Sturm sie schüttelt? Ich glaube bestimmt,“ sagte sie ernsthaft, „daß die Bäume und die Sträucher und die Blumen es fühlen wie wir — ja vielleicht noch mehr. Und die Therese meint es ebenfalls. — Wie leicht kann sie der Blitz treffen! Und wie oft reißt sie der Sturm aus der Erde. Ich habe laut aufgeschrien, wie ich nach

einem furchtbaren Gewitter am anderen Morgen einen Baum mit allen seinen Wurzeln am Wege liegen sah . . . Wenn der Wind zu pfeifen beginnt, kriege ich schon eine Gänsehaut. Du nicht?"

„Nein, Elisabeth, an so etwas habe ich noch nicht gedacht. Und Furcht vor Gewitter kenne ich nicht . . . Es kann ja sein, daß du recht hast," meinte er nachdenklich. „Ich habe mir darüber noch nie den Kopf zerbrochen. Ja, mich dünkt es, als ob ich auf die Bäume immer neidisch gewesen wäre. Die können sich den ganzen Winter ausruhen — und wenn der Frühling kommt, werden sie grün und schön. Die Menschen haben es nicht so gut. Ein Baum wird mit dem Alter immer schöner — der Mensch immer häßlicher . . . So, und da sehe ich eine Wirtschaft, wo wir frühstücken können. Ein Schluß warmer Kaffee — denke ich — wird uns gut tun."

Mit wenigen Schritten war das Ziel erreicht.

Sie setzten sich unter einen mächtigen Lindenbaum, der mitten im Garten stand, und harrten, daß eine hilfreiche Seele sich ihnen nahen sollte.

Es verging jedoch eine Ewigkeit — und mochte er noch so laut „Holla — Heba — Wirtschaft!" rufen — es meldete sich niemand, denn es war noch früher Morgen.

Das kleine Fräulein hielt sich mit übermenschlicher Kraft aufrecht.

„Weißt du was," sagte er, „du setzt dich auf meinen Schoß und schläfst noch ein bißchen."

Und ohne ihre Antwort abzuwarten, zog er sie an sich. Und wieder mußte die Reisende herhalten, in die er sie wie ein Wickelkind einpackte.

Sie ließ alles mit sich geschehen. Und bald war sie in seinen Armen fest eingeschlummert. Sie atmete tief und ruhig, und auf ihren lieblichen Zügen lag ein leises Lächeln, das ihn rührte.

„Baroneßchen," sagte er zu sich selber, „ich will dich schon behüten und beschützen. Die alte Urschel braucht sich keine Sorgen zu machen."

Aus dem Wirtshaus kam die Schleußerin und sah verwundert auf das zarte Liebespaar unter der alten Linde. „Pf," machte er, „wir wollen sie nicht wecken. Wir sind nämlich früh aufgebrochen," setzte er erklärend hinzu, „und haben einen weiten Weg hinter uns."

Die Schleußerin nickte. Sie war eine große, hagere Person, die nicht viel Worte machte.

„Wir möchten einen heißen Kaffee und frisches Brot dazu," sagte er.

Er zog ein Beutelchen aus der Tasche, damit sie kein Mißtrauen und

keine Sorge um die Beche hätte. Bei seiner Bewegung wachte Elisabeth auf und rieb sich die Augen.

„Ausgeschlafen?“ fragte er fröhlich.

Und sie antwortete: „Gottlob ja — und frisch bin ich wie ein Fisch im Wasser.“

Der dampfende Kaffee stand vor ihnen und große Schnitten Schwarzbrot mit frischer Butter dazu.

Sie ließen es sich wohl sein, und alle Sorgen waren wie fortgeblasen.

„Ja,“ meinte er, „so ein Frühstück im Freien mundet doch anders, als im dumpfen Zimmerloch. Und bei der nächsten Bahnstation setzen wir uns in den Zug, und das Laufen hat ein Ende . . . Heba, Schleußerin, wie weit ist es noch bis zur Station?“

Elisabeth betrachtete ihn mit Entzücken.

„Wie du kommandieren kannst,“ meinte sie stolz. „Wer hätte dir das zugetraut?“

„Ach, Elisabethchen,“ entgegnete er, „mit dem Kommandieren hat es bald ein Ende. Habe ich erst die Teerjacke an, dann heißt's parieren. Was tut's! Auch das will gelernt sein. Aber auf den Mastbaum klettern und über das weite Meer blicken — das denk' ich mir wunderschön.“

„Still — da kommt die Schleußerin.“

Er wiederholte seine Frage.

„Zwei gute Stunden werdet ihr zu laufen haben.“

Er blickte nach der Sonne, die hoch am Himmel stand.

„Schönen Dank,“ sagte er und legte ein Geldstück hin, um die Rechnung zu begleichen.

„Ihr habt wohl einen reichen Juden totgeschlagen?“ fragte die Schleußerin lächelnd.

„Es wird schon so sein,“ erwiderte er pfiffig.

„So nehmt euch vor dem Gendarmen in acht!“ warnte sie. „Der macht die Landstraße unsicher.“

Er lachte herzlich auf.

„Wir haben leichtes Gepäck und rasche Beine. Uns erwischt er nicht.“

„Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben!“ antwortete sie kurz.

„Schönen Dank für den guten Rat. — Der Kaffee hat uns geschmeckt.“

— Und diese Linde hat es in sich . . . Wer weiß, ob wir sie noch einmal wiedersehen."

Und nachdenklich betrachtete er ihren mächtigen Stamm.

"An die hundert Jahre kann sie zählen," sagte er.

"Dreihundert Jahre ist sie alt!"

"Dreihundert Jahre," rief Elisabeth bewundernd. "Was mag die alles erlebt haben."

Die Schleißerin blickte sie prüfend an. Und das Kind errötete.

"'s ist gut, daß so ein Baum nicht reden kann."

Elisabeth mied ihren Blick.

"Wir müssen gehen," drängte Alexander. "Es ist die höchste Zeit."

Hand in Hand verließen sie den Garten, ohne sich noch einmal umzuwenden.

Die Schleißerin dachte: Die Linde wird euch nicht verraten. Aber so ein merkwürdiges Paar wie euch hat sie gewiß noch nicht beschattet, so alt sie geworden ist.

Auf der Landstraße furrten Schmetterlinge und Libellen an ihnen vorbei, und die Sonne brannte. Zuweilen begegnete ihnen ein Ochsengespann, das langsam und träge des Weges zog.

Die Kinder sangen mit lauter Stimme: "Das Wandern ist des Müllers Lust — Das muß ein schlechter Müller sein — Dem niemals fiel das Wandern ein."

Aber ihre Kehlen wurden durch die Glut des Mittags trocken. Und Elisabeth fühlte, wie ihr das Laufen sauer wurde, und wie der Schweiß auf ihre weiße Stirne trat.

"Ausgelitten!" rief er. "Da ist der Bahnhof!"

"Gott sei Dank!" murmelte sie. "Ein bißchen müde bin ich doch geworden."

"Hier kannst du ausruhen und Limonade trinken," munterte er sie auf.

Sie traten in den Wartesaal ein, in dem sich keine Menschenseele befand.

Alexander bestellte Limonade und zwei Gläser und ging dann an den Bahnschalter. Sie mußte ein paar Minuten auf seine Rückkehr warten. In dieser Zeit des Alleinseins wurde sie ängstlich. Und plötzlich schrak sie jäh zusammen.

"Was war denn das?" flüsterte sie bebend. Hatte die Theresie sie nicht eben beim Namen gerufen? . . .

„Therese, bist du es?“

Sie horchte angespannt . . . Nichts regte sich . . . Und doch — ganz deutlich hatte sie die Stimme der Therese gehört . . .

„Alexander, mir ist so angst!“

Sie fiel ihm schluchzend um den Hals.

„Und eben war mir's, als ob die Therese dicht hinter mir stände . . . Lache nicht, Alexander — ich habe ganz deutlich ihren Ruf gehört.“

Er streichelte sie wie ein kleines Kind. Und bei seiner sanften Berührung wurde sie wieder ruhig.

„Aufgepaßt, Elisabeth. Alle Not und Furcht hat ein Ende. In einer Stunde geht der Zug nach Magdeburg. Magdeburg liegt an der Elbe — und von da kann Hamburg nicht weit sein. Denn Hamburg liegt — so viel ich weiß — ebenfalls an der Elbe.“

„Ist das sicher?“ fragte sie.

„Ich will nicht darauf schwören,“ erwiderte er, durch ihre Frage schwankend geworden. „Aber ich glaube mich bestimmt daran zu erinnern, daß Hamburg an der Elbe liegt . . . Es liegt sicher an der Elbe,“ fuhr er wie erleuchtet fort, „denn von da gehen ja die großen Dampfer nach Amerika. Jetzt gibt es keinen Zweifel mehr.“

Er schenkte die Limonade in die Gläser.

„Stoß an mit mir, Elisabethchen.“

Die schweren Gläser gaben keinen guten Klang.

Sie nippte ein wenig, und auch er setzte kaum das Glas an den Mund.

Und auf einmal sprang sie — von einer bösen Ahnung ergriffen — auf und eilte ans Fenster.

Ihr feines Ohr hatte das Rollen eines Wagens vernommen.

Der Junge folgte ihr langsam.

Und jetzt schrie sie gellend auf und klammerte sich fest an ihn — als fürchtete sie — der Boden täte sich unter ihr auf . . .

Auch aus Alexanders Zügen wich jeder Blutstropfen . . .

Nur noch wenige Schritte entfernt war die alte Kalesche, und darin saß — trotz der glühenden Hitze in eine graue Decke gehüllt — der Herr Baron von Sydow. Oben auf dem Kutscherbock thronte mit schwer bekümmelter Miene der alte Wilhelm.

Und jetzt hielt der Wagen vor dem Bahnhof. Und in einer Sekunde mußte der Baron im Warteraum sein.

„Ich lasse dich nicht!“ wimmerte sie schmerzhaft.

Und er antwortete: „Ich habe keine Furcht — so wahr mir Gott helfe.“

Der Baron öffnete die Tür — und sein erster Blick fiel auf die Kinder, die fest umschlungen vor ihm standen.

Ohne Alexander eines Blickes zu würdigen — als ob er über ihn hinweg in die Luft sähe — nahm er Elisabeth an die Hand und sagte: „Wir wollen nach Hause fahren.“

„Papa!“ schrie sie krampfhaft auf. „Ich sterbe, wenn Alexander nicht bei mir ist . . . Lieber Papa, habe Mitleid!“

Es suchte um die Mundwinkel des Barons.

„Nicht so lärmen!“ sagte er, und aus seiner Stimme klang mühsam unterdrückter Zorn.

„Papa, ich gehe ins Wasser!“ jammerte sie.

„Herr Baron, darf ich etwas sagen?“ brachte Alexander erschüttert hervor.

„Kein Wort!“ entgegnete Herr von Sydow kurz und hart. „Mit einem schlechten Menschen habe ich nichts zu tun.“

„Ich bin nicht schlecht!“ schrie Alexander gequält.

„Ein Vagabund und Taugenichts bist du! Ein ungeratener Junge . . .“

„Das ist er nicht!“ unterbrach ihn Elisabeth verzweifelt.

Und gleichsam schützend stellte sie sich vor Alexander.

Aus ihren Augen blühten Trost und Kühnheit.

„Wilhelm!“ rief der Baron.

Der Alte, der an der Tür gestanden, trat gesenkten Hauptes ein.

Er brummte beim Anblick Elisabeths unverständliche Worte. Sein Auge war umflort.

Der Baron richtete sich auf und sah Elisabeth kalt und scharf an.

„Wenn du nicht auf der Stelle gehorchst,“ stieß er in gedämpftem Ton hervor, „so werde ich dich zu zwingen wissen. — Aber außerdem,“ fuhr er langsam und schneidend fort, „wird Wilhelm unverzüglich den Gendarmen holen, der dieses Bürschlein hinter Schloß und Riegel bringt, wo er Zelt hat, über seine Streiche nachzudenken. Nur wenn du folgsam bist, lasse ich Gnade für Recht ergehen.“

Sie sah entsetzt zu Wilhelm hinüber, als hielte sie es für ausgeschlossen, daß der alte Mann solche Sünde auf sich laden könnte.

Aber Wilhelm stand wie ein begossener Pudel da und wagte nicht zu widersprechen.



Schnürte dem Komteschen jemand den Hals zu? . . .

Es konnte keinen Laut hervorbringen. Seine verängsteten Augen starrten suchend in die Luft, als müßte irgendwoher noch in letzter Minute Hilfe nahen.

„Elisabeth — um des Himmels willen — Elisabeth, komm zu dir!“ flehte Alexander — ihre Hand ergreifend.

Da sah sie ihn in unsagbarer Liebe an.

Ihr Widerstand war gebrochen.

„Alexander, vergiß mich nicht, wie ich dich nie vergessen werde,“ hauchte sie, während ein mundes Lächeln ihre Züge beherrschte . . .

„Nie vergesse ich dich!“

Es klang wie ein Gelöbniß.

Das Kind blickte ihn groß und ernst an, so daß er erschauerte. Es nahm seine Worte wie einen unverbrüchlichen Schwur in sich auf.

„Genug, genug,“ sagte der Baron und drängte die Kleine zur Tür. Sie wankte hinaus.

Alexander sah noch, wie der alte Wilhelm sie stützen mußte, damit sie nicht umfiel.

Und gleich darauf rollten die Räder, und der Wagen fuhr mit der kleinen Elisabeth davon.

Er riß die Augen weit auf und starrte ihr betäubt nach. Und als das Geräusch der Radesche längst verhallt war, stand er noch immer unbeweglich am Fenster.

„Einsteigen nach Magdeburg!“ rief eine Stimme.

Er hörte es nicht.

Ein gellender Pfiff fuhr durch die Luft. Er vernahm ihn nicht.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Er sah es nicht . . .

In seinem Hirn war nur der eine Gedanke: Mitten während der Fahrt springt sie aus dem Wagen und kommt zurück.

Er brach auf einem Stuhl zusammen und stierte vor sich nieder. So verharrte er stundenlang.

Aber plötzlich fuhr er in die Höhe, und ein Stöhnen entrang sich ihm. Jemand hatte ihn leise berührt. Und wie er jäh aufblickte, stand vor ihm der Harmonikspieler, der mit sanfter Hand durch sein Haar fuhr.

„Junge, Junge!“ sagte er weich und weiter gar nichts. Da erwachte Alexander aus seiner Starrheit — und aufschluchzend lehnte er sich an den alten Mann.

„Weine dich aus, mein Junge. Weine dich ruhig aus. 's ist nicht der erste Jammer, der dich trifft — 's wird nicht der letzte sein. Das Unglück ist da, damit es über den Menschen kommt und ihn mürbe macht.“

Er schwieg und hockte sich neben Alexander hin. Und nun sprach er kein Wort mehr, sondern überließ den Jungen seinem Schmerz. Nur zuweilen sah er ihn behutsam an und nippte an seinem Brauntwein. Und dann verstummte Alexander.

Die Lieder fielen ihm schwer zu. Der Kopf sank ihm auf die Brust. Nur noch ein unruhiges Zucken, ein schreckhaftes Zusammenfahren schüttelte seinen Körper.

„Schlaf dich gesund, mein Junge!“

Er legte ihm den Plaid unter den Kopf und breitete seinen alten Soldatenmantel über ihm aus.

„So, nun spiele ich dich in einen fröhlichen Schlaf.“

Und mit vorsichtigen Händen entlockte er der Harmonika halbe und gedämpfte Töne.

Und wirklich schien es, als ob die sanften Klänge dem armen Jungen Frieden schufen.

Fortsetzung in der Juni - Nummer.

# Die kulturellen Werte des Theaters.

XX:

Julius Bab:

Die Umfrage ist an „Fach-Autoritäten“ gerichtet, also an Leute, die ein Stück ihrer Lebensarbeit an das Institut „Theater“ gehängt haben. Nun, zu deren Ehren wollen wir doch annehmen, daß sie ihr Leben und jene Kunst nicht durch eine liebeleere Zwangsbegeisterung geschändet haben, daß sie sich aus „Beruf“ dem Theater zuwandten, und daß also das Theater auf ihre ästhetische und ethische Bildung einen sehr tiefgehenden, wo nicht entscheidenden Einfluß gehabt hat. Damit aber ist noch nicht der mindeste Beweis erbracht für den allgemein kulturellen Wert des Theaters. Denn nicht die Einwirkung auf eine Anzahl besonders Disziplinierter der kulturellen Oberschicht, nur die Erschütterung großer künstlerisch normal indifferenter Massen aus jeder Schicht des Volkes könnte dem Theater eine kulturelle Bedeutsamkeit verleihen.

Um also diese beiden völlig getrennten Fragen abzuhandeln, will ich zunächst die Frage nach dem „Einfluß des Theaters auf meine ethische und ästhetische Bildung“ beantworten. Mein Leben ist nun von dem Augenblick an, da es eine selbständige, von meinen inneren Bedürfnissen einigermaßen souverän geleitete Entwicklung nahm, in so unaufhörlicher mannigfaltiger Verührung mit dem Institut des Theaters gewesen, hat so unausgesetzt Erschütterungen und Bereicherungen erfahren, die in irgend einer Art, in irgend einem Grade mit der Schaubühne zusammenhängen, daß ich keinen Zeitabschnitt und keine Schicht zu nennen wüßte, in der das Theater meine menschliche „Bildung“ nicht beeinflußt hätte. Da es nun unmöglich Absicht dieser Umfrage sein kann, Leser mit den einstweilen doch recht wenig allgemein interessanten Tatsachen meiner Biographie zu befassen, so will ich die Fülle der Einwirkungen, die das Theater auf mich geübt hat, nur einigen allgemeinen Gesichtspunkten einordnen, unter denen meine Erfahrungen für einen gewissen Kreis zeit-

## Die kulturellen Werte des Theaters

---

genössischer Kulturjugend vielleicht typisch sind. Nur was am eigenen Erleben etwa doch außerpersönliches, allgemeines Schicksal ist, kann rechtfertigen, wenn ich hier mit irgendwelcher Bedeutung von meiner privaten Erfahrung spreche:

Das Theater hat zunächst für mich die Bedeutung gehabt, die es wohl für die meisten empfänglichen Großstadtjungen hat: es war die erste und deshalb illusionsstärkste Verührung mit der Kunst — war meine Traumwelt, die sich mit beglückender Stärke und Klarheit vom Alltag abhob und schon dadurch der ersösende Zummelplatz aller gärenden, wirklichkeitüberfliegenden Kräfte wurde. So hat, glaube ich, das Theater noch heute wie zu Wilhelm Meisters Zeiten für sensible Charaktere der bürgerlichen Kultur etwas mystisch Lockendes, Feierliches — fast Heiliges. Ein Theaterbesuch ist in diesem Stadium ein richtiger „Feiertag“. Nur äußern sich die hundert Jahre Entwicklung von Wilhelm Meister bis heute wohl darin, daß dies Stadium der Theater-Religiosität heute in noch jüngerem Alter absolviert wird. Mit 20—22 Jahren sind Großstadtkinder meist fertig damit. Besonders Veranlagte natürlich ausgenommen. — Persönlich will ich übrigens noch bemerken, daß bei mir der für diese Periode beinahe normale Wunsch, selbst „Schauspieler“ zu werden, sich nie gemeldet hat. Zu aller Zeit schreckte mich ein letzter bürgerlicher Instinkt vor der entwurzelnden Verschmelzung mit dieser innersten Form des Theaters zurück — des Theaters, dem ich mich von einer Fülle innerer Verwandtschaftsgefühle geleitet doch immer wieder aufs allerstärkste anzunähern suchte. Stets trieb es mich, dies rätselreiche Phänomen so nah wie möglich zu sehen, — aber als Publikum, als Kritiker, als Dramaturg, als Dramatiker, selbst als Regisseur bleibt man noch in gewissem Grade „Zuschauer“. Nur der *Schauspieler* tritt ganz ins Innere der Theaterkunst, an ihm nur vollzieht sich jene Umwandlung, die wir andern genießend, urteilend, ratend, leitend miterleben, nur er übertritt die Schwelle, hinter der die Auflösung des bürgerlichen Individuums, seine Umschmelzung in neue Gestalten, dies eigentliche Mysterium des Theaters liegt. Stets bestrebt, mich dieser Schwelle aufs äußerste zu nähern, hinderte mich doch stets unüberwindliche Schen, auch nur einen Fuß über diese Schwelle zu setzen.

Auf jene Zeit, in der mich das Theater als Gesamterscheinung, als sinnlich faßbarste Form der außerwirklichen Kunst ergriff, folgte eine Epoche, in der es vor allen die Persönlichkeit einzelner großer Schauspieler war,



Levis Gerin's, Peter Hille.  
(Mit Text von Julius Hart.)



deren theatralischer Ausdruck mir zum Erlebnis wurde. Josef Raimz z. B. hat mir jene Gruppe seelischer Kräfte, deren künstlerische Offenbarung man etwas dürftig Neuromantik nennt, viel eher geweckt, gestärkt, bestätigt als irgend ein gleichgearteter Künstler des Worts oder der Farbe. Und später ist mir das Erfassen schauspielerisch geformter Menschlichkeiten in Wassermann, Oskar Sauer, Mattowsky vor allem und in einigen anderen von großer Bedeutung gewesen. (Über diesen Teil meiner Theatererfahrung habe ich in einigen Schriften „Was ist uns Raimz?“ — „Mattowsky“ etc. Rechenschaft zu geben versucht.)

In den letzten Jahren ist mir, ohne daß die Wirkungsart jener früheren Stadien jemals ganz aufgehört hat, das Theater, vor allem als psychologische Phänomene eine Lebensfrage geworden. Während mir die Betrachtung des theatralischen Wirkungsprozesses in seiner sinnfälligen Helle der rechte Weg zum Erfassen gewisser künstlerischer und sozialpsychologischer Probleme überhaupt wurde, wuchs mir darüber hinaus das Wesen des schauspielerischen Wirkens zu einer Metapher, in der sich die als höchst nötig gefühlte Kritik des Persönlichkeitsbegriffes aussprechen ließ. Es ist dies letztere Erleben der Theaterkunst, das mich glauben läßt, die in allen Formen modernen Lebens drängende Persönlichkeitsfrage werde über kurz oder lang einen mächtigen Impuls erhalten müssen durch eine „Philosophie der Schauspielkunst“ — wobei es sehr offen gelassen sein soll, ob ich oder ein anderer, Berufenerer, dieses sicher notwendige Buch schreiben wird.

Negativ möchte ich schließlich noch bemerken, daß mir das Theater, vielfach wie gezeigt wichtig durch sein Eigenleben, als literarische Mittlerin, als Trägerin des Dramas wenig bedeutet hat. Die Lebenskräfte meiner eigenen dramatischen Produktion haben theatralische Erfahrungen wohl genährt, aber niemals erzeugt, und zu Genuß und Verständnis der großen Dramatiker bin ich in der Regel mehr durch das Buch als durch die Bühne gelangt. Nur etwa bei Shakespeare, diesem Theatraliker κατ' ἐξοχήν, und bei einigen modernen Bühnenpsychologen, deren allzu feine Linienführung erst die starke nachzeichnende Hand eines geistreichen Menschendarstellers deutlich machte, war der Theaterindruck dem der Lektüre überlegen. Was aber die uns blutnächsten Dramatiker großen Stils, was Hebbel, Kleist, Grillparzer, Anzengruber, Ibsen angeht, so habe ich viel herrliche Einzelleistungen, aber sehr selten eine „gute“ Vorstellung gesehen — d. h. eine Vorstellung, die mir reicher und richtiger als meine Lesephantasie schien und die mir

## Die kulturellen Werte des Theaters

---

deshalb auch im literarischen Sinne bedeutend gewesen wäre. — So ist mir, der ich doch dem Theater so viel verdanke, gerade diejenige Leistung der Schaubühne, die oft als die erste und wesentlichste genannt wird: die Vermittlung und Erhellung dramatischer Poesie die letzte und entbehrlichste gewesen. In diesem Punkte sind meine Erfahrungen allerdings vielleicht nicht typisch — vielleicht lese ich jedes Drama schon zu sehr als Theatraliker, als „Regisseur“ (im weitesten Sinne dieses Wortes), um der Inszenierungsarbeit eines anderen Regisseurs rein genießend, unkritisch gegenüberzutreten zu können. Aber obwohl untypisch, schien mir doch dies Verhalten zu den Darbietungen der Schaubühne erwähnenswert, weil hiermit gebührend betont wird, wie viel die Theaterkunst, jenseits jedes literarischen Mittlerdienstes, zu bieten hat durch die einzig ihrer Form eigenen Kräfte.

In der Darstellung dessen, was dieses den eigenen Formen der Bühnenkunst entquellende Leben für mich g e l e i s t e t hat, glaube ich dagegen etwas Typisches dargetan zu haben — typisch nämlich für eine recht große Zahl junger Leute, die unter gleichen sozialen, kulturellen und ähnlichen individuellen Bedingungen wie ich aufwachsen, also für junge Leute der bürgerlichen Schicht, von großstädtischer Geburt, von ästhetischen Neigungen und einem zur Stärke dramatischer Agentuierung neigenden Temperament.

Obwohl es nun eine an Zahl, vielleicht auch an kulturellem Einfluß nicht ganz geringe Schar von Menschen ist, deren theatralisches Erlebnis in dieser Art verläuft, so scheint mir damit noch lange nicht der Beweis erbracht für eine kulturell erzieherische Wirkung des Theaters. Von der wird man, wie gesagt, erst sprechen dürfen, wenn nicht nur eine zweifellos besonders theatralisch disponierte Schicht, sondern das **V o l k s g a n z e** vom Theater kulturelle Einflüsse erfährt — oder doch erfahren könnte.

An diese Kulturmission des Theaters glaube ich allerdings auch; und ich glaube nicht, daß sie erst wirksam werden wird, wenn unser Theater im Sinne der Wagnerianer und Bühnensensualisten (à la Fuchs) zu einer religiös-mystischen Festarena hinauf oder richtiger zurück — geschraubt sein wird. (Zurück — denn die selten ganz unsinnige Entwicklung der Geschichte führt a u s dem öffentlichen Mysterien-Festspiel in den differenzierungsfähigen geschlossenen Raum für das psychologische Drama!) Nein, ganz ohne diese — eine utopische Umwandlung der ganzen heutigen Gesellschaft voraussetzende! — Revolutionierung ihres Wesens



kann die „Schaubühne“ fruchtbar sein für die menschliche Kultur. Und zwar denke ich dabei nicht an die „moralische Anstalt“ oder überhaupt an die Inhalte, die etwa von der Szene herab verkündigt werden können. Religiöse, moralische, sozialpolitische Inhalte können ja in tausenderlei Formen propagiert werden, und selbst wenn das Theater die wirksamste Form dieser Propaganda wäre (was ich sehr bedingt zugeben kann), so wäre der daraus resultierende Effekt doch keine kulturelle Leistung der Theaterkunst, wie sie hier zur Diskussion steht. So nennen darf man, wie mir scheint, nur die Kräfte, die unmittelbar den auf der Schaubühne gebotenen Kunstformen entströmen. Die Theaterkunst wirkt kulturell heilsam, weil sie eine Kunst ist, weil sie ästhetische Erlebnisse auslöst, und sie spielt kulturell eine hervorragende Rolle unter den Künsten, weil sie nach ihrer Organisation die sinnlich grösste, eindringlichste Wirkungsart hat und dadurch imstande scheint, die populärste, d. h. die die weitesten Schichten ergreifende Kunst zu werden. Was die Theaterkunst als Kulturmacht im Volke wirken kann, ist also annähernd dasselbe wie jener Eindruck, den ich in der vorher geschilderten Entwicklung als erstes Stadium schilderte: eine Traumwelt, die sich mit beglückender Schärfe und Klarheit vom Alltag abhebt. Dies scheint mir ja die ungeheure kulturelle Leistung aller Kunst: den Menschen aus seinem von tausend praktischen Notwendigkeiten gebundenen Wirklichkeitsleben auf eine Spanne Zeit hinaus versetzen in eine Welt, die von andern Gesetzen, von Prinzipien der sichtbaren Schönheit, der weisen Kraft geformt ist. Denn so hält die Kunst das geistige Wesen, die „philosophische“ vom nächsten drängenden abstrahierende Spannkraft des Menschen wach, so hält sie dieser Arbeitsmaschine der modernen Gesellschaft einen Blick offen in das aus tieferen Quellen strömende Leben der Natur, so sorgt sie, daß der Mensch nicht ganz „politisches Tier“, sondern mit einem Restchen seines Gefühls Naturwesen bleibe — daß jene auf Kraft und Schönheit gerichteten Elementartriebe nicht ganz verkümmern, aus denen sich doch schließlich alles — auch die gesellschaftliche Organisation! — erhalten, neu schaffen muß. So ist die Kunst das heilige Gefäß, in dem sich das Lebenselixier für jede menschliche Gesellschaft erhält. Jede Kunst — aber keine dient mit so brutaler Deutlichkeit ihrem Zweck wie das Theater. Denn die Theaterkunst bietet die vollkommenste und die schwächste Illusion zugleich. Das ist nur scheinbar paradox. Die Bühne stellt wirkliche Menschen von Fleisch und Bein hin, läßt sie sprechen und handeln

## Die kulturellen Werte des Theaters

— das gibt eine Illusionsstärke, die die bemalte Leinwand, die gedruckte Sprachkunst nie hat, die auch noch das stumpfste Gemüt in seinen Bann zieht. Aber andererseits ist in keiner Kunst das Außerwirkliche, das einer ganz andern außerpraktischen Kategorie angehörende Leben des Kunstwerks so unverwischbar betont. Jene naturalistische Unterschiebung, mit der sich der Philister so gern um die Erschütterung durch die Eigengefeße der Kunst herumdrückt, jene Unterschiebung, mit der er sich das einzigartige Raumwerk des Malers zur „Abbildung“ einer vertrauten Realität, das Sprachkunstwerk zum „Vericht“ seiner Wirklichkeit stempelt — diese gefährlich gefällige, die Kunst um ihre beste freimachende Kraft betrügende Täuschung ist hier nicht möglich. Zu grell betont der Bühnenraum und die in ihm unumgänglichen hundert grellen Stilisierungen: hier ist „nur“ S p i e l, „nur“ Illusion, hier lebt ein anderes, unwirklichen Gesetzen streng folgendes Leben, hier ist eine zweckfreie Welt des Scheins, Tummelplatz der Träume, der Phantasie — der Seelen. Noch von den „Gebildeten“ haben viele im Kern den Unterschied zwischen einem Bildnis und einer Photographie nicht begriffen — aber den Theatervorgang für die bloße Nachahmung eines irgendwo anders Wirklichen zu halten, das gelingt auch dem Naivsten nicht. So versagt hier die List, mit der der Instinkt des Bürgers die vogelfreie Kunst wieder in seine Zweckwelt einzufangen sucht. Und zugleich ist die Körperkunst des Schauspielers so stark, daß der Naive viel leichter den Theatervorgang, wie etwa ein Bild, als neue selbständige Wirklichkeit aufnimmt. (Dies kommt daher, daß die Schauspielkunst keine abgelösten Werke, sondern nur den Schaffenden beim Werke kennt — als die urzeithafteste, undifferenzierteste der Künste. So steht hinter dem Werk des Menschendarstellers („Faust“) ein spürbares Leben (Faustdarsteller), das gleichsam durch Betrug dem Zuschauer die Realität der Gestalt mit suggeriert.) Auf der einen Seite also von unentrinnbarer Illusionskraft, auf der andern mit unausweichlicher Klarheit als unpraktisches Spiel charakterisiert, hat das Theater eine einzigartige Qualität, einfachen ästhetisch ungeübten Naturen das Wesen der Kunst zu vermitteln, ihnen Erlöserin vom Alltag, Befreierin aller phantastischen, lebenspendenden, naturnahen Seelenkräfte zu werden.

Dies halte ich für die große Kulturmission des Theaters und dies wird — und damit komme ich zu Ihrer dritten Frage — das Theater um so besser leisten, je mehr es sich von den letzten Endes kunsttötenden Prinzipien des Naturalismus befreit; je mehr es betont K u n s t ä t t e,

nicht Alltagskopie zu sein. Literarisch exemplifiziert halte ich eine schön stilisierte Aufführung vom „Sommernachts Traum“ und selbst vom „Verschwender“ für kulturell erziehlicher als die „echteste“ „Weber“-Aufführung. Denn zu einem aufwühlenden Miterleben zwingt der rechte Dichter auf der rechten Bühne in beiden Fällen — die „Weber“ aber bergen für ein ungeübtes Publikum gerade die Gefahr, daß sie rein praktisch, nur in ihren Konsequenzen für die reale Welt ergriffen werden könnten — und daß so das künstlerisch-befreiende, das vom Praktischen befreiende ausbleibt. Daß sie dafür ethische Werte haben, zählt gar nicht — denn politisches Wissen, soziales Empfinden, moralisches Bewußtsein, religiöse Andacht, das alles kann auf viele Art vermittelt werden. Aber nur auf eine Art, nur durch die Kunst wird die beglückende Spielkraft der Seele entbunden, ihr bestes göttlich freies, schöpferisches Teil. Und das Theater ist für viele die einzig zugängliche oder einzig verständliche Form der Kunst. Deshalb hüte sich gerade die Volksbühne vor moderner, realistischer Produktion, die in ihrem künstlerischen Wesen erst dem unterscheidungsfähigen Auge des Vielgebildeten faßbar ist, dem einfachen Geist aber oft zu einer rein praktischen Tendenzumgebung, also zu einer durchaus außerkünstlerischen Angelegenheit wird. Hier hat der einfache Mann oft sehr gesunden Instinkt für das, was ihm not tut. Bei der Begründung der Berliner „Freien Volksbühne“ erklärten die Arbeiter bekanntlich, ihr Verlangen stände nicht nach Hauptmann und Ibsen, sondern nach Schiller und Goethe. Sie hatten recht — nicht die Diskussion seiner praktischen, die Entfesselung, Erweckung seiner außerpraktischen Lebenskräfte verlangt das Volk von der Theaterkunst — und dies gewährt Goethe sicherer, deutlicher als Ibsen. Womit ich natürlich nicht gesagt habe, daß Ibsen keine Kunst zu bieten hat! Aber erst nach langer Vorbildung sollte es die Leitung einer Volksbühne wagen, ihrem Publikum „realistische“ Kunstwerke vorzuführen, Werke, die ihren Stoff aus der Lebenssphäre der Zuschauer wählten.

So viel zum Repertoire — aber auch Schauspielkunst und Inszenierung werden an kultureller Fruchtbarkeit gewinnen, wenn das heute noch vielfach herrschende kleinliche Bemühen um „Echtheit“ durch großzügige, sinnlich und sinnbildlich starke Stilisierung ersetzt wird.

Was nun schließlich rein praktisch die Ausbreitung der Bühnenkunst anlangt, so bin ich nicht dafür, die Geburt der uns vielfach empfohlenen „Festspielhäuser“ und „Zukunft-Schaubühnen“ abzuwarten —

## Die kulturellen Werte des Theaters

einfach weil diesen Instituten die Geburt eines neuen Dramas, einer neuen Theaterkunst, einer neuen Wirtschaftsordnung, kurz einer neuen Kultur vorangehen müßte. — Statt dessen schlage ich vor, am Bestehenden zu bauen und sich sogar des bescheidenen Wertes unserer „Schillertheater“ und unserer Volksbühnen einstweilen zu freuen. Bescheiden ist ihr Wert, weil sie für wenig Geld noch nicht viel, d. h. erstklassiges bieten können. Gedeihlicher schien mir, wenn unsere **a l l e r e r s t e n B ü h n e n** von öffentlichen Behörden oder privaten Korporationen Subventionen erhielten, gegen die Verpflichtung, wöchentlich mit ihren ersten Kräften 1 bis 2 Gratisvorstellungen abzuhalten, die zweckgemäße Besetzung des Zuschauerraumes für diese Vorstellungen scheint mir (bei Heranziehung der Gewerkschaften z. B.) durchaus möglich. Auf diese ganz und gar nicht utopische Weise wäre beste Theaterkunst sehr weiten Kreisen zuzuführen, und das große Freiheitsland der Phantasie würde sich Tausenden neu erschließen.



XXI:

**Fritz Engel:**

Wer Ihre **e r s t e** Frage beantworten will, wird mehr über sich selbst, als über das Theater nachdenken müssen, und wird Ihnen dankbar sein, daß Sie ihn zu der Frage an das eigene Ich zwingen: Was war es denn eigentlich, was dich von Kindesbeinen an jeden Theaterbesuch als ein besonders holdes Ereignis begrüßen ließ? Nun denn, ich prüfe mich und glaube zu merken, daß das Theater nach und nach folgende Empfindungen bei mir berührte, und zum Teil befriedigte, zum Teil erst recht lebendig machte: die Neugierde: „Theater“ — was ist das überhaupt? Die Wißbegierde: Wird Tell das Schweizervolk befreien oder nicht? Das unschuldige sinnliche Interesse: Ist dieses Gretchen nicht wirklich zum Verlieben? Dann die Phantasie: Wer doch auch König mit Krone und Purpurmantel sein könnte!

Zuletzt reifer geworden, reagierte ich nur noch auf die ästhetische Wirkung des Theaters. Der Organismus eines Schauspiels, der Zusammenhalt einer guten Aufführung, die zweckmäßige und bedeutende

Gebärde des Darstellers und die Art seines Vortrages weckten in mir ein Formgefühl, das ich nunmehr nicht missen möchte. Nach dem Gang meiner persönlichen Entwicklung habe ich erst aus dem Mikrokosmos des Theaters schließen gelernt auf die Gesetzmäßigkeit, die allen irdischen Dingen, jedem Bauwerk, jedem Gemälde, ja der ganzen Natur zugrunde liegt, und ich lernte begreifen, daß Schönheit ohne Ordnung nicht denkbar ist. So muß ich den Einfluß des Theaters auf meine ästhetische Bildung sehr hoch einschätzen.

Dagegen kann ich mich nicht erinnern, daß die Bühne ethisch auf mich gewirkt hätte. Oder doch nur in einer verschwommenen Weise, indem ich mir wünschte, so edel wie Egmont, so stolz wie Tellheim, so opferfreudig wie Posa zu werden. Indessen fürchte ich, daß ich so stolz, so edel, so opferfreudig nicht geworden bin, und daß ich schon eine Stunde nach solchen guten Vorsätzen derselbe war wie vordem. Erst das Leben selbst war es, das mir einen nicht immer leichten Unterricht im Ethischen geben mußte.

Und damit habe ich die Brücke zur Beantwortung Ihrer z w e i t e n Frage. Ich glaube, daß das Theater eine sehr hoffnungsvolle Kulturmission hat für die ä s t h e t i s c h e Erziehung eines Volkes, und zwar fast aller Schichten. Aber e t h i s c h e Einflüsse wird es nur üben können auf die wahrhaft Einfältigen, auf die voll Naiven, auf die ganz Gläubigen, die in jedem Priester das Rundstück des Himmels, in jedem Dichter den schlackenlosen Verkünder des Guten, und in jedem Bühnenhelden ein anfeuerndes oder warnendes Beispiel sehen. Diesen Menschen, die ich ehrlich beneide, ist die ästhetisch heute nicht vollgültige Kunst darum auch die liebste, nämlich jene Kunst, die ganze Tugend und ganzes Laster zeigt, die jede Tugend in den Himmel hebt und das Laster in die Hölle stößt. So macht es der Herr Pfarrer auf der Kanzel auch.

Auch für Frage drei möchte ich den von Ihnen aufgestellten Begriff, „kulturell erzieherische Werte“, in einen ethischen und einen ästhetischen Teil zerlegen. Dann meine ich, daß unser heutiges Theater sich um die sittliche Hebung der Nation nicht viel bekümmert, ja im allgemeinen es sogar ablehnt ihr zu dienen. Nur von zwei Männern weiß ich, daß sie in der Bühne ein Erziehungsmittel sehen. Der eine ein nationales, der andere ein soziales. Diese Männer heißen Wilhelm II. mit Hülsen im Gefolge und Rafael Löwenfeld, mit der Suite der „Freien Volksbühnen“.

Dagegen ist gewiß, daß für die Pflege des lediglich Schönen auf

## Die kulturellen Werte des Theaters

unserer neuesten Bühne, und zwar seit dem Auftreten Max Reinhardts, sehr viel und Hoffnungsvolles getan wird. Das Extrem der Nüchternheit, das der Naturalismus uns aufgezwungen hat, ist abgelöst, vorläufig noch durch ein anderes Extrem, durch den ungezügelten Rausch der Farbe und der Bewegung. Aber immerhin, wir haben eine Saat, die Frucht verspricht.

*Frz. Engel*

### XXII:

### Thomas Achelis:

Die aufgeworfene Frage gehört zu den schwierigsten und bedeutsamsten der ganzen Kulturgeschichte, soweit man darunter die geistige Entwicklung der Menschheit versteht. Sie läßt sich nicht erakt beantworten, sondern nur auf Grund allgemeiner, kulturpsychologischer Erwägungen. Wenden wir uns (unter Ausschluß der Inder und Chinesen) den Griechen zu, so ist ein unmittelbarer Einfluß des Theaters auf die Geschmacksbildung, auf die künstlerische Durchbildung, z. B. bei den Athenern zu Perikles' Zeit, ganz unverkennbar. Das Theatergeld, das dieser große Staatsmann allen athenischen Bürgern zahlen ließ, war nicht nur eine sozialpolitische, demokratische Maßregel, sondern sie verfolgte auch einen höheren Zweck, eben den, den Durchschnittsmenschen zur Kunst zu erziehen. Denn hier kann nur, was klar zutage liegt, unmittelbare Anschauung, langjährige Erfahrung ein einigermaßen sicheres Urteil ermöglichen, nicht bloßes Vernünfteln aus leeren Begriffen, um mit Lessing zu sprechen. Es ist deshalb keine Frage, daß uns in dieser Beziehung die besser geschulten Romanen, insbesondere die Franzosen, sehr überlegen sind. Fast dasselbe gilt für die sittliche Weltanschauung; es ist kein Zufall, daß zwei, sonst so verschiedenartige Denker wie Plato und Rousseau die Kunst und speziell das Drama, als die lebendigste Dichtung, aus ihrem Zukunftsstaat verbannt wissen wollten. Wer denkt bei diesem Problem nicht an die denkwürdige Schillersche Abhandlung: Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet? Gewiß ist Schiller vor dem Verdacht gerechtfertigt, mit der faden Aufklärungsphilosophie, die selbst bei einem Lessing „das Unterrichtende“ noch so in den Vordergrund treten läßt, das Moralische zum Rückgrat des ästhetischen Genusses

zu machen. Man darf bei ihm vielmehr sich des Bisherschen Wortes erinnern: das Moralische versteht sich immer von selbst. Und doch hat Schiller bei aller Betonung der Freiheit für die Kunst ihre versittlichende Wirkung und Erziehung nicht stark genug betonen zu können geglaubt. Darin liegt es, wie es der feinsinnige Denker des genaueren in der Abhandlung: über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, auseinandersetzt, daß wir die Absicht, die Tendenz sorgfältig vom Erfolg, von der Wirkung trennen. Jede echte Kunst veredelt uns dadurch, daß sie uns vom Niedrigen, Gemeinen, Zufälligen, Einzelnen in das Reich des Erhabenen, Großen, Notwendigen, Typischen erhebt, und nur wer innerlich verroht und verkommen ist, kann sich dieser tiefen ethischen Wirkung, die in besonderen Fällen sogar zu einer Wiedergeburt des ganzen Menschen zu führen vermag, entziehen. Mit den letzten Ausführungen ist die zweite Frage schon beantwortet; wie früher, so kann und wird auch jetzt die Pflege echter Kunst, die von zufälligen Tagesmeinungen und vorübergehenden Moden frei ist, ein Vorn für die sittliche Stärkung und Förderung des Menschen sein. Aber freilich — es gehört dazu eines immerhin empfänglichen Gemütes, um für den Durchschnittsmenschen eine tiefere Wirkung, einen Wandel in der Überzeugung und in der Lebensführung zu erzeugen. Wo die Abstumpfung des Habitus eingetreten, das Theater lediglich Unterhaltungsmittel geworden ist, da kann von dieser ethischen Erneuerung nicht die Rede sein, ebenso wenig wie bei dem lediglich berufsmäßigen Kritiker (bei Schiller: Kenner genannt), dem es allein um gewisse formale ästhetische Beziehungen zu tun ist. Noch schwieriger endlich ist die (3.) Frage zu beantworten, ob derartiges von unserem jetzigen Theater zu gewärtigen ist; hierzu bedarf es einer umfassenden Kenntnis des Materials und einer dementprechenden Prophezeiung für die Zukunft. Ganz allgemein läßt sich nur feststellen, daß es, wie anderen Zeiten, so auch der Gegenwart an und für sich möglich sein muß, bezüglich des Theaters diesen hohen kulturgeschichtlichen Beruf zu erfüllen. Eine andere Frage ist es, ob Wildenbruch, Hauptmann, Dreyer oder gar Lauff dazu imstande sind, aber man braucht nur den einzigen Namen: Ibsen anzuführen, um eben an diese Möglichkeit im vollen Umfange zu glauben.

*Prof. Dr. Achelis.*

## Die kulturellen Werte des Theaters

XXIII:

Max Nordau:

Über den Punkt Ihrer Umfrage, der eine autobiographische Antwort erfordert, bitte ich rasch hinweggehen zu dürfen, denn mit dem französischen Dichter halte ich dafür, daß „das Ich haßenswert ist.“ („Le moi est haïssable.“)

Das lebendige Theater hat auf mich nie den geringsten bildenden oder umbildenden Einfluß geübt. In der Jugend hatte ich nicht oft Gelegenheit, es zu besuchen und mich an künstlerisch hochstehenden Vorstellungen zu erfreuen, und seit meinem Alter der Reise lebe ich im fremdsprachigen Auslande, wo ich eigentümlicherweise zur Bühne keine innere Beziehung gewinnen kann. Ich empfinde die Gestalten, die hinter der Rampe sprechen und handeln, nicht als zu mir gehörig. Sie gehen mich nichts an. Sie regen mich höchstens zur Verstandes-, nie zur Gefühlsanteilnahme an. Es geht mir mit ihnen wie dem Kirchenbesucher, der bei einer ergreifenden Predigt allein nicht weinte, weil er nicht zur Gemeinde gehörte.

Dagegen haben dramatische Dichtungen beim Lesen immer den tiefsten Eindruck auf mich gemacht. Das literarisch-Schöne trat mir zuerst in der Gestalt der Tragödien von Sophokles, Goethe, Shakespeare und teilweise von Schiller, Grillparzer und Hebbel entgegen. Nach einigen schmerzlichen Enttäuschungen vermied ich es grundsätzlich, meine Lieblingswerke aufführen zu sehen. Die Darstellung fiel immer bis zum Parodistischen gegen das Bild ab, das ich von der Dichtung in der Phantasie hatte.

Meine Ethik ist vom Theater unberührt geblieben, hat aber von ihm insofern Entwicklungsdränge empfangen, als es auf sie als Reiz zur entrüstetsten Abwehr und zum schroffsten Widerspruche wirkte. Mein Sittengesetz steht nämlich zu den moralischen Anschauungen fast aller mir bekannten, ernst zu nehmenden dramatischen Helden im äußersten Gegensatz und vertieft sich in dem Maße, wie dieser mir heller zum Bewußtsein kommt.

Und nun wollen wir von den „erzieherischen Werten und Kräften“ des Theaters sprechen. „Die Schaubühne als moralische Anstalt be-



trachtet“ — nicht wahr? Ach, unser Schiller! Was hat der edle Schwärmer mit dieser begeisterungsvollen Abhandlung für Verwirrung in verqualmten Köpfen angerichtet! Wir haben ja, wenn anders die Zeitungsberichte Glauben verdienen, erst neulich aus erlauchtem Munde das Apophthegma vernommen: „Nach dem Gymnasium die Hochschule, nach der Hochschule das Theater.“ Also das Theater die letzte Haltstelle auf dem mühseligen Werdegang vom Pennäler zum Musterkulturmenschen; der Heilsabschluß der Metamorphose, die den Frosch in den Mulus, dann in den Fuchs und ganz zuletzt in den glorreichen Premierentiger verwandelt. Einen kräftigen Blast in diesen alten schummerigen Phrasennebel. Großartige Redensarten von den erzieherischen Werten des Theaters kann man, ohne in Gelächter loszuplätzen, überhaupt nur im stillen Kämmerlein, am Schreibtisch, umgeben von tiefsinnigen, rhythmisch oder regellos schaumschlagenden Büchern, machen. Ich möchte den sehen, der sie noch im wirklichen Theater, auf einem Sperrsiß, zwischen zwei Weltkindern mit Zettel, Pralines und Operngucker, ernstest Angeichts wiederholen könnte!

Man erhebe doch den Blick vom Gedruckten und schaue ins Leben! Wer geht ins Theater, zu welchem Zwecke geht man dahin und was nimmt man daraus mit? Von lyrisch gestimmten Jünglingen, die zu klassischen oder doch poetischen Stücken gehen, um sich an schöner Sprache zu berauschen und beim Anblick der Schauspieler, und noch mehr der Schauspielerinnen, in den Illusionen ihres Alters üppiger zu schwelgen, sei abgesehen. Sie bilden einen so kleinen Bruchteil des Theaterpublikums, daß man sie vernachlässigen kann. Sie tragen zu den Erhaltungskosten des Schauspielunternehmens so unerheblich bei, daß nur die Leiter unterstützter Anstalten dem Bildungsfomment zuliebe auf sie manchmal ein wenig Rücksicht nehmen. Sonst aber geht in das Theater ein jeden Schwunges bares, unheilbar blasirtes Publikum, das im Modestrom mitplätschern, seine Abendstunden elegant totschlagen, seine sozialen Appetite sättigen, sich unterhalten, sich pervers kigeln lassen, lachen will. Ganz besonders lachen. Zu welchen Stücken läuft die Menge, die der Logen und Parkettstöße ebenso hurtig und gedrängt wie die der Galerien? Zu Schwänken, zu Possen, am liebsten zu jenen, die sich Lustspiele nennen; denn zu den naiv eingeständigen Hanswursteleien, zu den offensichtlichen Clownerien zu gehen, schämt sich der Gesellschaftsmensch doch, auch wenn er an Geist und Geschmack ungemilderter Janhagel ist. Nächst den Luststücken üben die stärkste Anziehung Werke, die sich an die Gafferei und

## Die kulturellen Werte des Theaters

Maulafferei und an die minderwertige Näherinnen sentimentalität im Großstadtmenschen wenden: also die Ausstattungsleistungen, reiche Damentoiletten, bunte Männerkostüme, Gesangsvereins- und Kommerzlieder und billige Scheiden-Weiden-Leidenpoesie bieten, und solche, die mit schwüler, ungesunder Sinnlichkeit noch weniger empfehlenswerte Triebe erregen. Was hat das alles mit Kultur und Erziehung zu tun?

Es ist ein Glück, daß das Theater kein Kulturverbreiter und Erzieher ist. Denn die Kultur, die es verbreiten würde, wäre eine solche, in der der öde Spaß der oberste Wert wäre, und die Erziehung, die der andächtige und lerngierige Zuschauer darin empfangen würde, wäre die zu allen Formen des Irreredens und der Sexualpsychopathie.

Man wendet vielleicht ein: „Nun ja, das ist das Bild des Theaters, wie es ist, nicht des Theaters, wie es sein sollte. Und warum sollte es nicht sein können, wie es sein sollte?“

Warum? Weil die Sittengeschichte keinen Rücklauf, keine Umkehr zu den Anfängen kennt. In seinen Ursprüngen hängt das Theater mit der Religion zusammen. Bei den alten Athenern war eine Aufführung eine Glaubenszeremonie, der Besuch einer Vorstellung Gottesdienst. Das hörte aber schon etwa im 3. Jahrhundert vor Christi Geburt auf und bei den Römern war das Schauspiel nie etwas anderes als Kurzweil. Im Mittelalter diente das Theater wieder der Theologie. Das christliche Mysterium knüpfte an die antiken Festspiele mythischen Inhalts an. Die Bühne war in oder vor der Kirche aufgeschlagen. Die Vorstellungen fanden an den großen Festen statt. Der Inhalt der Spiele war biblisch. Sie waren eine anschauliche Ergänzung des Katechismus. Sie bildeten gewissermaßen eine gesprochene Armenbibel. Damals konnte vom erzieherischen Werte des Theaters die Rede sein. Es erzog wirklich das unwissende Laienvolk zum Glauben oder hatte doch diese Absicht. Aber seit das Mysterium sich zur weltlichen Dichtung entwickelt hat, ist die pädagogische Tendenz und Wirkung aus dem dramatischen Gedicht verschwunden und das Publikum weint ihr keine Träne nach.

Und daß das heutige Drama sich wieder zum Mysterium zurückbilden wird, das glaube ich trotz der Ober-Ammergauschwärmerei hysterischer Angelsächsinnen, deutscher Mystiker und überall dabei sein wollender Börsensnobs nicht.

Unser modernes Theater dient darstellenden Künstlern als Stätte eines selbstvergötternden Virtuositums, Schriftstellern als Kampfplatz

von Eitelkeit, Ehrgeiz, Erfolgstreberei und gewöhnlicher Geldgier, Unternehmern als Goldmine. Für höhere Kulturaufgaben und erzieherisches Wirken ist da kein Platz.

*E. M. Nothau.*

XXIV:

Eugen Kilian:

Meine ästhetische Bildung ist von frühester Jugend an so eng mit dem Theater verknüpft, daß es mir unmöglich ist, beides zu trennen und mir meine Entwicklung ohne den Einfluß des Theaters vorzustellen.

Ich würde mich, wenn ich meine Lebensarbeit dem Theater widme, ohne zu glauben, daß das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt, für einen Handwurst halten — selbst mit jenem Glauben komme ich mir von Zeit zu Zeit wie ein solcher vor.

Unser modernes Theater erfüllt seine kulturelle Aufgabe so gut und so schlecht, wie diese zu allen Zeiten von dem Theater erfüllt wurde. Ich glaube nicht an die Sage von der guten alten Theaterzeit. Die kulturellen Elemente standen zu allen Zeiten, wo Theater gespielt wurde, in verschwindender Minderheit zurück gegenüber den Elementen der Bühnenkunst, in denen nur das oberflächliche Unterhaltungsbedürfnis, die rohe Schaulust und der Hang nach Sensation ihre Befriedigung finden.

*Eugen Kilian.*

Fortsetzung in der Juni-Nummer,

---

# Ricarda Such: Merkwürdige Menschen und Schicksale aus dem Zeitalter des Risorgimento.

## I

### Silvio Pellico.

§ 1 u. 2.

Etwa um diese Zeit, in der Mitte des Jahres 1819, trat in den übermütig bewegten Kreis das Schicksal, unsichtbar den Schritten eines hübschen, fröhlichen jungen Musikers angeheftet, des Romagnolen Piero Maroncelli. Er kam mit der doppelten Absicht nach Mailand, sein Brot zu verdienen und eine Gruppe der Carbonari zu begründen, der in der Romagna sehr verbreiteten geheimen politischen Gesellschaft, der er angehörte, und die in die Lombardei noch nicht eingedrungen war. Im Hause der Schauspielerin Carlotta Marchionni lernte Silvio ihn kennen, und ein Gespräch über Musik und Literatur erregte sofort in beiden gegenseitiges Interesse, das durch den gleichen Gefühlszustand, in dem beide sich befanden, noch vermehrt wurde. Maroncelli nämlich war ebenso verliebt in Carlotta Marchionni, wie Pellico in ihre Cousine Teresa, die bei ihr und ihrer Mutter lebte, so daß beide demselben Verkehr zustrebten, ohne sich doch im Wege zu stehen, und zum Austausch ihrer Empfindungen und Erlebnisse natürlicherweise veranlaßt wurden.

Teresa Bartolozzi, die Cousine der Carlotta Marchionni, genannt Gegia oder Gegin, war, wie Angelo Brofferio in seinen Denkwürdigkeiten sagt „das schönste, liebste, witzigste Teufelchen, das jemals vom Himmel gefallen sei“. Sie habe germanische Schönheit und Florentinische Lebhaftigkeit in sich vereinigt; blaue Augen, lachender Mund, blondes Haar und weiße Hautfarbe hätten ihr Äußeres reizend gemacht, eine ungefuchst poetische Art sich auszudrücken, lebenswürdige Offenheit und seltene Warmherzigkeit ihre Anziehungskraft vollendet. Auch andere sagen, daß sie zwar der Carlotta an Schönheit nicht gleich gewesen sei,

## Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

aber durch den Zauber ihrer Persönlichkeit ebenso fesselnd gewirkt habe. Sie hatte dichterische Begabung und konnte durch ihren Gesang entzücken; doch trat sie für gewöhnlich nicht auf, sondern beschäftigte sich mit dem Haushalt.

Es gibt Zeiträume im Leben der Menschen, wo alles sich zusammenzudrängen, zuzuspitzen, zu gipfeln scheint; wo die äußerste Gespanntheit aller Gefühle und Strebungen irgend ein Ereignis verlangt und weisagt, das entladend oder ablenkend wirke, um, wie es auch sei, dem Zustande, der sich nicht mehr steigern kann, ein Ende zu machen. In einer solchen Verfassung befand sich Silvio in dem Jahre 1820, das ihn dem Kerker überlieferte. Sein freundschaftlicher Verkehr mit den beiden Cousinen und seine Liebe zur Gégia bestand seit Jahren; erst in diesem Sommer aber, als die Gesellschaft Marchionni sich in Mailand aufhielt, sprach er ihr sein Gefühl aus, wodurch das bisher zurückgehaltene mächtig und meisterlos wurde und ihn überwältigte. Der Umstand, daß er sie im Hause der Tante von Verehrern umgeben sah, daß die frühere Zurückhaltung durch den Umgang mit Maroncelli bereits durchbrochen war, mag, abgesehen von der natürlichen Entwicklung, zu dem nunmehrigen Sichoffenbaren und Anwachsen der Liebe beigetragen haben. Obwohl Gégia Silvios Leidenschaft nur mit Freundschaft erwiderte, faßte er den Gedanken, sie zu heiraten, sei es nun, daß er selbst sich, oder daß sie ihm Hoffnung machte, ihre Neigung würde sich noch gewinnen lassen. „Ach,“ schreibt er ihr, „warum hat mir der Himmel ein ganz in Liebe entbranntes Herz gegeben und mich nicht mit allen den äußeren Vorzügen geschmückt, die Liebe gewinnen, die eine wahre Leidenschaft einflößen. Warum habe ich nicht den tausendsten Teil deiner Anmut, deines Reizes, des Zaubers, der über deine ganze himmlische Person ausgebreitet ist! Lache nur, und die gute Cousine Carlotta mag mit dir lachen, ich erlaube es euch, aber es ist so: niemals hat mir etwas daran gelegen, ob ich häßlich oder schön sei; jetzt zürne ich der Natur, daß sie mich nicht zum schönsten, liebenswürdigsten, verführerischsten der Menschen gemacht hat.“

Man kann Silvio Pellico nicht gerade häßlich nennen; seine Bilder zeigen eine hohe Stirn, sehr schmale Lippen, feine Züge, die leicht etwas Scharfes, Spitzes haben könnten. Sein Mitgefangener Alexandre Andryane spricht mit Wärme von seinem sanften, schwermütigen Gesicht, das himmlische Güte ausdrücke, von den edlen Verhältnissen seiner bleichen Stirn, von seinen Augen voll Zärtlichkeit und Poesie, von dem feinen

Lächeln seines Mundes, was alles zusammen außerordentlich gewirkt habe. Wie gut man sich diese Art von seelischer Schönheit Pellicos vorstellen kann, so begreift man doch, daß es nicht gerade die war, die ein Mädchen verliebt machte, besonders da seine sehr kleine Gestalt das wesentlich Unmännliche der ganzen Erscheinung vollendete. Wäre Silvio aber auch der Geliebten sicher gewesen, so sah er doch keine Möglichkeit vor sich, sie zu heiraten. Seinen Eltern, kleinbürgerlich und fromm wie sie waren, flößte der Verkehr ihres Sohnes mit der Schauspielerin Schrecken ein, auch Graf Porro sah ihn ungern. Seine Mittellosigkeit und Abhängigkeit schienen der Verwirklichung seines Sehnsens jede Aussicht zu rauben. So marterte ihn zugleich der Zweifel an der Liebe seiner Geliebten, und die Furcht, die fast Gewißheit war, daß er sie, selbst wenn sie ihn liebte, nie würde besitzen können. Zur Arbeit hatte er keine Sammlung mehr; ohnehin war der Conciliatore aufgehoben; aber es scheint, daß er auch seinen Pflichten als Hauslehrer nicht wie sonst nachkam. Er sah sich im Widerstreit mit den geliebten Eltern, mit dem Grafen Porro, mit sich selbst, ohne Hoffnung und Trost von irgend einer Seite, als zuweilen in der Nähe der Geliebten sein zu dürfen und mit Maroncelli, was beide bewegte, besprechen zu können. Aus den kurzen Briefen, die er dem Freunde im Laufe des Sommers schrieb, spricht ein verzweifelter Gemüt, das weder mehr leiden, noch auch handeln kann.

Im Juni schrieb er an seinen Bruder Luigi nach einem Besuche in Turin bei den Eltern: „Trotz meiner großen Liebe für diese Teuren machte es mir die fehlende Gewohnheit mit ihnen zu leben schwer, ihre gotischen Ansichten über Religion und Politik zu ertragen; sie gehören dem vergangenen Jahrhundert an und wir nicht dem gegenwärtigen, sondern dem künftigen; es ist beinahe unmöglich, daß wir uns verstehen. Glaube mir, aus diesem Grunde ist es eine Vorsehung, daß wir nicht zusammen leben; wir würden weniger geliebt werden und würden weniger lieben: traurige Wahrheit!“

So scharf war bei diesem zärtlichen Sohne das Gefühl der Entfremdung gegen die Eltern geworden, die ihn weder in seinem Denken, noch in seiner Liebe verstehen wollten. Er war entschlossen, ihres Kummers und ihrer Vorstellungen ungeachtet, von Gugia nicht zu lassen.

Ende August verließ die Gesellschaft Marchionni Mailand: Silvio mußte die Geliebte scheiden sehen, ohne sich mit bestimmten Hoffnungen auf die Zukunft trösten zu können. Maroncelli, der sich in der gleichen Lage befand, war nicht weniger niedergeschlagen, und es war in dieser

  
 Jahrgang  
 1908



Prof. Herm. Muthesius:  
 Haus Herborn im Grün-  
 park. Mit gültiger  
 Genehmigung der Verlags-  
 anstalt J. Neumann,  
 Neudamm. Zum Druck  
 von J. A. P. u. r.

## Aus dem Zeitalter des Risorgimento      Ricarda Huch

Lächeln seines Mundes, was alles zusammen außerordentlich gewirkt hatte. Wie gut man sich diese Art von sensibler Zärtlichkeit Pelliccos vorstellen konnte, so begreift man doch, daß es nicht gerade die war, die ein Mädchen verliebt machte, besonders da seine sehr kleine Gestalt das wesentliche Unmännliche der ganzen Erscheinung vollendete. Silvio aber, obwohl der Geliebten sicher gewesen, so sah er doch keine Möglichkeit vor sich, sie zu heiraten. Seinen Eltern, kleinbürgerlich und fromm wie sie waren, flößte der Verkehr ihres Sohnes mit der Schauspielerin Schrecken ein, auch Graf Porro sah ihn ungern. Seine Mittellosigkeit und Abhängigkeit schienen der Vermählung mit der Geliebten jede Aussicht zu rauben. So marterte ihn zugleich das Verlangen nach der Liebe seiner Geliebten, und die Furcht, die von ihm herging, daß er nie, selbst wenn sie ihn liebte, nie würde heiraten können. Für Arbeit hatte er keine Sammlung mehr; ohnehin war er ein Ineffizienter. Er schien, aber es scheint, daß er auch seinen Vorgesetzten gegenüber nicht wie sonst nachkam. Er sah sich in der That mit seinen Eltern, mit den Grafen Porro, mit sich selbst in der Hoffnung auf Unterstützung von irgend einer Seite, als zuweilen in der Macht der Geliebten zu dürfen und mit Maroncelli, was er nicht konnte, verkehren zu können. Aus den kurzen Briefen, die er zuweilen im Laufe der Zeit an seine Geliebte schrieb, spricht ein verzweifelter Mensch, das weder mehr noch weniger auch handeln kann.

Im Juni 1847, als er an seiner Dreesenzeit nach einem Besuche in Turin bei den Eltern, „Dreier“, seinen Liebeskummer für diese Leuten machte, es mit die schlechte Gewohnheit zu haben zu leben schwer, übergotischen Ansichten über Religion zu ertragen; sie gehören dem vergangenen Jahrhundert an, nicht dem gegenwärtigen, sondern dem künftigen; es ist mir nahe unmöglich, daß wir uns verstehen (Marbe mir, aus diesem Zusammenhang ist es eine Verhöhnung, daß wir nicht zusammen leben; wir müßten weniger geliebt werden und würden weniger leben: traurige Wahrheit).

So scharf war es diesem gärtlichen Sohne das Gefühl der Entfremdung gegen die Eltern geworden, die ihn weder in seinem Denken, noch in seiner Liebe verstehen wollten. Er war entschlossen, ihres Ansehens und ihrer Vorstellungen ungeachtet, von Gugia nicht zu lassen.

Ende August verließ die Gesellschaft Marchionni Mailand: Silvio konnte die Geliebte scheiden sehen, ohne sich mit bestimmten Hoffnungen auf eine Zukunft trösten zu können. Maroncelli, der sich in der gleichen Lage befand, war nicht weniger niedergeschlagen, und es war in dieser



  
 Jahrgang  
 1908



Prof. Herm. Muthesius:  
 Haus Verhard im Gru-  
 newald. (Mit gültiger  
 Erlaubnis der Verlags-  
 anstalt J. Bruckmann,  
 München.) Zum Essay  
 von J. A. L. r.



## Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

Stimmung, daß die beiden Freunde die eine Zeitlang vernachlässigte Politik wieder aufnahmen.

Im April 1819 hatte Silvio seinem Bruder geschrieben: „Es ist gesagt worden, daß alles, was in Italien liberal sei, Carbonaro sei; aber sei ruhig, es gibt auch nicht die entfernteste Beziehung zwischen einer dunklen Sekte, die sich verbirgt, und einer freimütigen Gesellschaft, die die Meinungen öffentlich bekennet und druckt (wenn sie kann).“ Inzwischen hatte er einen Carbonaro, nämlich Maroncelli, persönlich kennen gelernt und sich mit ihm befreundet. Wenn er sich jetzt leicht überreden ließ, der einst geringgeschätzten Verbindung beizutreten, war es, weil der Freund sich ihm in einem besseren Lichte hatte zeigen können? oder weil er ihm blind vertraute? oder weil sein Gemüt so bewegt und voll war, daß er es gleichsam nur nebenher tat, ohne sein ganzes Bewußtsein hineinzusetzen? Man kann sich auch denken, daß er nun einmal in der Verfassung war, gewagte Entschlüsse zu fassen, daß er sich am wohlsten fühlte, wenn Geschehen und Erregung um ihn her war. Eine sonderbare Unbedenkllichkeit kennzeichnet die Handlungsweise der beiden Freunde in diesen Wochen, die Maroncelli zwar natürlich, an Pellico aber etwas Außergewöhnliches war. Gerade am 31. August, einige Tage nachdem die geliebten Cousinen Mailand verlassen hatten, erschien das kaiserliche Edikt, das den Carbonaro mit Todesstrafe, den der einen Carbonaro kannte und nicht anzeigte, mit schwerem Kerker bedrohte. Was für einen verhängnisvollen Schritt er demnach tat, indem er Carbonaro wurde, dessen scheint Silvio sich kaum bewußt gewesen zu sein. Er dachte daran, weitere Anhänger zu gewinnen, gab Maroncelli, der nach Genua reisen wollte, zu diesem Zwecke eine Empfehlung an seinen Bruder Luigi und forderte den Grafen Porro zum Beitritt auf, der ohne weiteres einwilligte.

Porro, immer unternehmend und betriebsam, dachte die Angelegenheit im großen zu betreiben und einen Massenbeitritt im Volke zu veranlassen; Silvio hatte vor, die patriotischen Freunde dafür zu interessieren, wozu sich gerade jetzt eine Gelegenheit bot. Es fand nämlich die erste Fahrt eines Dampfschiffes auf dem Po statt, wobei die Unternehmer, die Grafen Porro und Confalonieri anwesend sein wollten; Porro nahm seine Söhne und ihren Erzieher mit. Man reiste zuerst nach Venedig, das Silvio wegen der Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit des dort herrschenden Lebens sehr mißfiel; das Volk schien ihm weder seiner großen Vergangenheit eingedenk, noch der schmähligen Gegenwart sich bewußt

zu sein. Auf der Rückreise besuchte man in Mantova den befreundeten Grafen Arrivabene, dem Silvio in Gegenwart seiner Zöglinge beiläufig von den Carbonari sprach. Als dieser begriff, daß es sich um eine ernstlich gemeinte Aufforderung handelte, gab er einen abschlägigen Bescheid.

Inmitten der fröhlichen Gesellschaft guter Freunde fühlte Silvio sich elend. „Was für eine Qual ist das Herdenleben (Che supplizio il vivere in gregge)!“ schrieb er seinem Bruder aus Mantova. Als er am 9. Oktober wieder in Mailand eingetroffen war, erfuhr er in der Wohnung Maroncellis, den er sofort aufsuchte, daß dieser zwei Tage vorher verhaftet sei. Um einen Freund zu warnen, von dem er fürchtete, daß er durch gewisse bei Maroncelli gefundene Papiere kompromittiert werden könnte, reiste er an den Comersee, wo dieser zu Hause war. Der schweizerischen Grenze so nahe, hätte er sich leicht in Sicherheit bringen können; aber weder ihm noch dem Grafen Porro kam es in den Sinn, daß ihnen Gefahr drohen könne. Silvio war in Schmerz versunken, weil seine Hoffnung, die Geliebte unterwegs zu sehen, durch den Grafen Porro vereitelt war, der aus geschäftlichen Gründen die Reise hatte abtürzen und von Mantova geradewegs nach Mailand reisen müssen. Dazu bekam er Briefe von seinen Eltern, die sich wohl auf seine Heiratspläne bezogen und ihn niederschlugen. Bevor er den Comersee verließ, schrieb er an Gégia: „Beklage mich, beklage mich, meine gute Freundin, ich werde niemals glücklich sein! Jede Hoffnung auf eine schöne Zukunft verschwindet, und je mehr ich mich in der Unmöglichkeit sehe, die grausamen Beschlüsse zu überwinden, die mich von dir trennen, desto mehr fühle ich, daß ich dich liebe, und daß ohne dich mein Leben nur Bitterkeit hat.“ Unterdessen hatte die Polizei ihn gesucht, den die ersten Aussagen des Maroncelli belastet hatten, und beobachtete das Haus des Grafen Porro. Somit er am Nachmittage des dreizehnten Oktober dort anlangte, wurde er verhaftet und in das Gefängnis Santa Margherita gebracht.

In seinen ersten Verhören nahm Silvio den Standpunkt ein, der einem Rebellen seinem politischen Feinde gegenüber angemessen ist: er leugnete und verschwie, sich bewußt, daß es seine erste Pflicht war, die Sache, der er sich ergeben hatte, und die Genossen, die ihre Vertreter waren, nicht zu verraten. Zu seinem Unglück deckten sich seine Aussagen nicht mit denen Maroncellis, der gewisse nachgewiesene Tatsachen nicht hatte leugnen können, und der in seiner Notlage auf eine Art der Verteidigung verfallen war, von der er Silvio nicht vorher in Kenntnis hatte setzen können. Dennoch ließ dieser sich nicht entmutigen und verwirren;

## Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

er verfiel sogar auf die List, einen scheinbar heimlichen Brief in die Hände der Richter fallen zu lassen, und führte sie zweckentsprechend aus. Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als würde er aus Mangel an Beweisen entlassen werden.

Erst in Venedig, wohin Pellico im Februar des folgenden Jahres (1821) gebracht wurde, trat eine Wendung ein. Dort war sein Inquirent jener Antonius Salvotti, den die geschichtschreibenden italienischen Patrioten ihren Märtyrern wie einen Geist der Hölle gegenüberzustellen pflegten, von dem sich die Angeklagten ihre gefährlichen Geheimnisse, sie mußten selbst nicht wie, ablocken und entreißen ließen. Auch ihm indes widerstand Pellico anfänglich; sein würdiges Benehmen, seine Tapferkeit, die Reinheit seiner Gesinnung erwarben ihm die Achtung und Sympathie des Richters, der doch alles anwenden mußte, ihn zu Geständnissen zu veranlassen. Was ihn bewog das Leugnen aufzugeben, war hauptsächlich der Umstand, daß er es nicht hätte fortsetzen können, ohne Maroncelli und einen andern Freund, der verhaftet worden war, geradezu Lügen zu strafen. Es bestand natürlich für einen jeden die Möglichkeit, das System des Leugnens durch Dick und Dünn zu treiben, und dem Richter, ja sogar dem mitangeklagten Freunde dreist ins Gesicht erwiesene Tatsachen abzustreiten; aber wenn den meisten, und gerade den feiner gearteten, schon das Lügen an sich sauer wurde, so fehlte ihnen vollends die Kraft, die offenkundige Lüge aufrecht zu erhalten, womit etwas Humor oder schauspielerisches Temperament allenfalls leichter fertig geworden wäre. Überhaupt begingen in den ersten Prozessen fast alle den Fehler, da sie noch keine Erfahrung und keine Kenntnis der Gesetze hatten, daß sie im Anfang alles zugaben, was ihnen belanglos schien, wodurch sie sich denn in Widersprüche verwickelten, vieles zugeben mußten und schließlich keinen anderen Ausweg mehr sahen, als alles zu gestehen.

Pellico, ein innerlicher und ethisch veranlagter Mensch, war seit seiner Gefangennahme von dem Zwiespalt der Pflichten, in den er sich versetzt sah, zerrissen. Es hätte seinem Gefühl entsprochen, sich offen zu seiner Handlung zu bekennen und die an ihn gerichteten Fragen der Wahrheit gemäß zu beantworten; allein ebenso lebhaft war sein Wunsch, die Freunde, insbesondere den Grafen Porro, den er lieb hatte und zugleich als Wohltäter verehrte, der Kinder hatte, seine Zöglinge, nicht ins Verderben zu stürzen. Es ist behauptet worden, Silvio habe nicht eher zugestanden, daß Porro Carbonaro sei, als bis Salvotti ihm auf Ehren-

wort versichert habe, der Graf sei entflohen; festzustellen ist das jedoch nicht. Immerhin, wenn er es nicht mit Bestimmtheit wußte, konnte er annehmen, der so deutlich Gewarnte werde sich inzwischen geflüchtet haben.

Was Silvios Widerstandskraft lähmte, war auch seine schon erwähnte Art, fern von den Dingen und über ihnen zu bleiben. Er war kein Parteimann, konnte sich vielmehr gut auf den Standpunkt derer versetzen, die ihm vorwerfen konnten, er habe das Glück vieler einzelner aufs Spiel gesetzt, ohne eine bestimmte Aussicht für das Ganze, etwas Gutes oder Großes zu erreichen; ganz besonders auf den Standpunkt der österreichischen Regierung, die in ihm einen Aufwiegler, einen höchst strafwürdigen Verbrecher sehen mußte. Um so mehr rührte ihn die Menschenfreundlichkeit, mit der ihn der durchaus österreichisch gesinnte Tiroler Salvotti behandelte. Dieser, ein Menschenkenner und Silvio sehr zugetan, suchte durch das Gewissen und durch das religiöse Gefühl auf ihn einzuwirken.

Im Laufe der Untersuchungshaft, namentlich seit er gestanden hatte und sich auf den Tod vorbereiten zu müssen glaubte, veränderte sich Silvios Gemütszustand. Er war nun allein, vom Leben abgelöst, Gott oder denn dem Unbekannten gegenüber. Das verhältnismäßige Sicherheitsgefühl, das ihn befeelt hatte, solange er Glied eines ihn hebenden und tragenden Kreises gewesen war, schwand; der Einfluß der patriotischen Freunde wurde ersetzt durch den Salvottis, eines Mannes von unbeugsamem Charakter und unerschütterlichen Grundsätzen, daher wohl geeignet, seine Gesinnungen dem empfänglichen Dichter einzuprägen.

Inneren Frieden hatte keine Philosophie Silvio jemals gegeben; ja er hatte sich oft nach der einfachen Gefühls- und Denkweise seiner Kindheit, die noch die seiner Eltern und Schwestern war, zurückgesehnt, ohne doch ernstlich zu denken, daß sie ihm wieder zugänglich werden könnte. Das Unglück führte ihn den verlassenen Weg zurück. Wie sein eigenes Körpergewicht, so muß der Mensch auch das Gewicht seiner Seele tragen, und es gibt viele, die, schwach, krank oder träge, ihr Leben lang bemüht sind die Last so viel wie möglich auf andere abzumwälzen. Solche sind geborene Konvertiten; sie pflegen nach kürzerer oder längerer Gegenwehr im Schoße einer religiösen Gemeinschaft zu enden, die sie mit einem Male von ihrer Bürde erlöst. Vielleicht hätte Pellico diese Richtung in jedem Falle eingeschlagen; gewiß beschleunigte es der ungeheure Schicksalsschlag, der ihn unvorbereitet und nicht einmal durch feste politische Überzeugungen

## Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

oder Leidenschaften gerüstet traf. Das Gewicht seiner tödlich getroffenen Seele wurde ihm zu schwer: er brauchte Gott, um es mit ihm zu teilen. Indessen vollzog sich der Umschwung durchaus nicht ohne innere Kämpfe, indem das Selbstbewußtsein des gebildeten Mannes sich dagegen empörte, auf das eigene Denken und die dadurch gewonnenen Ergebnisse zu verzichten. Es ist bezeichnend, daß er Salvotti bat, ihm einen gebildeten Priester zu schicken, der imstande sei, seine Einwürfe und Bedenken zu widerlegen. Erst allmählich lernte er es, auch in einem geistesrohen, unwissenden Priester den von Gott Geweihten zu verehren, und im gleichen Maße nimmt man an ihm jene Gereiztheit gegen die Wissenschaft und ihre Anhänger wahr, die fast allen denen eigentümlich ist, die ihr Urteilsvermögen dem Glauben zum Opfer gebracht haben. In seiner Erzählung von der Gefangenschaft kann man verfolgen, wie sein Stolz, sein Ehrgeiz und seine Empfindlichkeit sich immer wieder gegen die Vorschriften der christlichen Demut auflehnen; sie ganz zu ertöten gelang ihm nie, obwohl die neuen Ausdrucksformen sie bis zu einem hohen Grade täuschend verhüllten.

Als Silvio im Jahre 1830 den Spielberg verließ, machte er dieselbe Erfahrung wie alle seine Leidensgenossen, daß er zwar die Freiheit wieder erhalten hatte, aber nicht zugleich die Kraft sie zu genießen. Selbst der Taumel des Wiedersehens mit den geliebten Eltern und Geschwistern hatte viel vom Schmerz; er konnte in dieser Zeit nie unterscheiden, ob sein Empfinden mehr freudig oder peinvoll war. Sein erster Besuch in Turin soll den beiden Cousinen Carlotta und Segia gegolten haben, der Freundin und der Geliebten; wie sehr voll Behmut und Bitterkeit muß diese Begegnung für ihn gewesen sein, der, obwohl erst 41 Jahre alt, wie ein Greis und ein Mönch von allen Lebenshoffnungen ausgeschlossen war. Sein Äußeres war niemals geeignet gewesen, bei Frauen Liebe zu erregen, jetzt wirkte die kleine magere Gestalt, das bleiche Gesicht mit den unsicher blickenden Augen, das langsame, mühsame Gehen enttäuschend und abschreckend sogar auf Männer. Von jeher leidend, war er jetzt fast immer bettlägerig, unerträglichen Kopfschmerzen und Atemnot unterworfen; unmöglich ist es übrigens nicht, daß nur die notgedrungene Ruhe und Mäßigkeit des Kerkerlebens ihn so lange erhalten hatte. Trotz so unüberwindlicher Erschwerungen waren die ersten Jahre nach der Rückkehr vergleichsweise glücklich, wo das Zusammensein mit der Familie nach langer Trennung eine beständige Quelle der Freude war und überhaupt das Freisein an sich durch den noch frisch

bewußten Gegensatz als ein Gut empfunden wurde. In diesen Jahren entstand das Werk, das seinen Namen weitberühmt machte, die Geschichte seiner Leiden, die er „Meine Gefängnisse“ betitelte. Wie der in süßen Farben zusammenklingende Bogen sich durch die Wolken spannt, wenn das Wetter verrauscht ist, so breitet sich oft die Anmut des Kunstwerks über Qualen aus, denen es entsprungen ist, und macht sie zum Bilde, das wir ergriffen anschauen. Wer könnte jemals, ohne immer von neuem bezaubert zu werden, den Schilderungen des klassischen Buches folgen, dem ebenmäßigen Reigen melodischer Worte, die Jammer, Grausen, Ekel und Demütigung mit schlichter Unschuld und Klarheit an uns vorüberführen? So malten ehemals fromme Maler, etwa ein Fra Angelico, die Marter des Herrn und der Heiligen; das Gräßliche treu darstellend, doch durch den Schimmer der Farbe und die Anmut der Linie zu einer schönen Erscheinung umwandelnd.

Verschiedene Umstände bewogen Silvio Pellico seinen Stoff stark einzuschränken, vor allen Dingen Rücksicht auf die zurückbleibenden Gefangenen und gewisse Angestellte des Spielberg, deren Gutmütigkeit hier und da eine Art von Verkehr zwischen den der Vorschrift nach voneinander Abgeschlossenen ermöglicht hatte. Seine Beteiligung an den politischen Angelegenheiten zog er vor überhaupt nicht zu berühren, teils aus berechtigter Vorsicht, vielleicht auch aus künstlerischem Instinkt. Denn gerade weil vieles, was der Zeit gehört und seine Bedeutung mit der Zeit verliert, in den Gefängnissen wegfällt, gewinnt dies Buch den Charakter des Unvergänglichen, während andere Denkwürdigkeiten mit allzuviel Zufälligem und Nichtwesentlichem belastet untergehen. Jede Zutat, so erwünscht sie dem Historiker sein möchte, würde das Gleichgewicht und die Rundung der Geschichte nur stören. Es ist wahr, daß man zunächst, getäuscht durch die Leichtigkeit, die die Kunst dem Werke verliehen hat, sowohl das zugefügte Leiden als weniger grausam empfindet, wie den Kampf und Sieg des menschlichen Geistes als weniger erhaben. In den Denkwürdigkeiten des Andryane zum Beispiel tritt uns das großartige Ringen des Geistes, der, da ihm alle Quellen verstopft werden, sich aus sich selber ernähren muß, der sich unterfängt den Tod der Verdampfung und Erstarrung, des Austrocknens und Erstickens, der über ihn verhängt ist, ganz wehrlos und ohne Hilfsmittel vermöge seiner höheren Natur zu überwinden, unmittelbarer und packender entgegen. Aber was auf den ersten Blick milde und abgeschwächt erscheint, ist stark genug, um sich dauernd einzuprägen: wir fühlen am innigsten mit dem Dulder, dessen



## Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

---

bescheidene Gebärden und Klagen kaum verraten, was er erlitt, und wissen es ihm Dank, daß er uns mit dem Martyrium zugleich die Berklärung teilhaft werden läßt.

Wir können nur schwer verstehen, daß dies Buch, das Erzeugnis der wunderbaren, seltenen Augenblicke, wo unerhörte Leiden von einem Herzen weggewälzt wurden und es in einem unnennbaren, aus Schmerz und Seligkeit gemischten Gefühl ganz und gar erzitterte, von einem großen Teil der Zeitgenossen wie ein irgendwelchen Tendenzen dienender Zeitungsartikel angesehen wurde. Allerdings rührte es an die leidenschaftlich gespannten Interessen der Zeit, so daß die meisten Leser sich gewissermaßen als mitbeteiligt an den dargestellten Ereignissen fühlen mochten. Das neue Geschlecht von Revolutionären, das inzwischen auf den Kampfplatz getreten war, nahm Anstoß an der dogmatisch katholischen Gesinnung, zu der Silvio sich bekannte, ja an der Milde, mit der das Opfer seinen Quälern zu verzeihen schien. Während er mit seinem Schicksal auf die Art fertig geworden war, daß er die Region des Hassens und Gegenhassens, der Rache, des Glücks und Unglücks entsagend verließ, um eine zu suchen, wo die Gegensätze in der Erkenntnis verschwinden, hätten die Patrioten gewünscht, daß er das alte Kampfgeschrei wiederholte und die Waffen mit doppelter Erbitterung führte. Andererseits konnten die Klerikalen der äußersten Richtung es Silvio nicht vergessen, daß er sich überhaupt einmal mit dem Carbonarismus eingelassen hatte und Freigeist gewesen war, und daß die Österreicher und österreichisch Gesinnten ein Interesse daran hatten, das Buch zu verunglimpfen, ist selbstverständlich. Sie suchten dem Stoß, den seine Enthüllungen gegen sie führten, dadurch zuvorzukommen, daß sie seine Glaubhaftigkeit bestritten; so tat Metternich den Ausspruch, daß kein wahres Wort darin wäre, was Chateaubriand an Einzelheiten nachzuweisen suchte, wobei er aber nichts als seine eigene Unkenntnis der Tatsachen und Dreistigkeit im Aufstellen von Behauptungen an den Tag brachte. Sogar Salvotti, der eine hohe Meinung von Pellicos Charakter hatte, war der Meinung, er sei noch kein vollendeter Christ gewesen, als er das Buch geschrieben habe.

Bei dem außeritalienischen Publikum war der Erfolg durchschlagender und reiner. Der Anteil, den die Kreise der Frommen und Reaktionären in Piemont an dem Buche nahmen, war, wenn auch echt, doch nicht ganz frei von dem Wunsche, ihre Partei durch den Namen des Verfassers zu verherrlichen; mehr und mehr zogen sie ihn in ihre Sphäre und trennten

ihn los von dem eigentlich lebendigen Blutwege Italiens, das den großen Kämpfen und Siegen von 1848 zudrängte. Die Jugend war bereit, dem Dichter der Francesca, dem Märtyrer vom Spielberg zu huldigen; das aber verzieh sie ihm nicht, daß er sich zu denen hielt, die seine Vergangenheit als eine durch schwere Leiden gefühnte Verirrung betrachteten, und die ihn nicht wegen, sondern trotz dessen liebten, was dem Patrioten seine Ruhmestitel waren. Wie im Grunde jeder findet, was er zumeist sucht, so wurde Silvio Pellico die Verborgenheit zuteil, die er ängstlich ersehnte; man wundert sich, wenn man sich erinnert, daß er im Jahre 1848 noch am Leben war. Starb er auch erst im Jahre 1853, seine Geschichte hört mit seiner Rückkehr vom Spielberg auf. Etwa bildet der Tod seiner Eltern, der in den Jahren 1837 und 38 erfolgte, noch einen Abschnitt, nach welchem er noch müder und verzichtender erscheint als vorher; 1841 starb sein Bruder Luigi, einst sein Liebling, dessen unruhiges Streben ebenfalls im Schoße der Jesuiten völlige, totenähnliche Ruhe gefunden hatte. Der Vereinsamte wurde unter dem Titel eines Bibliothekars Mitglied des Hauses Varolo, so daß er sich nun äußerlich ungefähr in derselben Lage befand wie in der Glanzzeit seiner Jugend. Die Gräfin Varolo war eine streng klerikale und konservative, wie es scheint geist- und temperamentvolle Dame, die auch auf Andersdenkende anziehend wirken konnte; sie verbrachte ihre Zeit mit Ausübung einer durch die Geistlichkeit geregelten Wohltätigkeit, wobei sie sich des Beistandes von Pellico gern bediente.

So groß der Abstand zu sein scheint zwischen dem jungen verliebten Dichter, der erlesene Gesellschaften durch seinen Geist unterhielt und oft durch seine heftigen Angriffe auf das Legitime verblüffte, und dem altjüngferlichen, mönchisch trüben Einsiedler, dieselben Grundzüge seines Wesens lassen sich doch nachweisen; dieselbe zärtliche Hingebung gegen seine Familie und seine Freunde, verbunden mit derselben Neigung sich abzusondern. Auch damals hatte er von der allgemeinen Meinung abseits gestanden, nur war diese inzwischen eine andere geworden. Wie früher erstrebte er Liebe und Duldung der Menschen, wenn es auch früher nicht vom christlichen Standpunkte aus geschah; aber ebensowenig wie früher vermochte er seiner Abneigungen Herr zu werden.

In dem nachsichtigen Tone, mit dem er von seinen Gegnern spricht, spürt man die Feindseligkeit, die nicht ausdrücklich zu äußern das einzige Ergebnis seiner Anstrengungen ist. Nach wie vor reizten ihn alle Menschen, deren Meinungen von den seinen abwichen und deren Liebe und Wohl-

## Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

wollen er nicht ganz sicher war; er verwünschte insgeheim die jungen Leute, die ihn auffuchten, um ihm ihre dichterischen Versuche zu unterbreiten oder sonst in Lebensfragen seinen Rat einzuholen. Den Umgang mit Frauen zog er auch jetzt im allgemeinen dem mit Männern vor, seine innigsten Gefühle galten aber wie in seiner Jugend Freunden, die ihn durch die Kraft ihrer Natur gefesselt hatten.

Auf dem Spielberg hatte Silvio Gelegenheit gehabt, mit dem Grafen Confalonieri vertraut zu werden, den er aus den Zeiten des Conciliatore kannte, ohne ihm doch näher gekommen zu sein. Der Zauber dieses rätselhaften Mannes nahm ihn ganz gefangen. „Ich hatte andere Freunde,“ schrieb er von ihm, „aber keinen lieberen;“ und wirklich stehen seine an ihn gerichteten Briefe an herzlicher, ja leidenschaftlicher Wärme und Ergebenheit denen nicht nach, die er als Jüngling an Ugo Foscolo schrieb. Als er die Freiheit erhielt, war es ihm eine große, schmerzlich empfundene Beeinträchtigung, daß er Confalonieri zurücklassen mußte: „Gott ist mir dessen Zeuge,“ schreibt er ihm, „daß ich wirklich, o ja wirklich, wenn ich Dein Unglück auf Kosten meines Lebens könnte enden lassen, es von Herzen gern tun würde. Der Himmel gab mir zu verschiedenen Zeiten verschiedene gute Freunde, und ich habe sie noch lieb und ihr Andenken; aber Du bist der, gegen den meine Seele sich am schrankenlosesten so viele Male ergossen hat, Du bist der, mit dem mein Herz aus den größten Ursachen am vollständigsten sympathisiert.“ Die Ausdrücke seiner Zärtlichkeit haben oft das Feuer der Verliebten: „Es ist mir,“ schreibt er, „als würden Deine Gegenwart und Deine Stimme mich auferwecken, wenn ich tot wäre.“

Dem Grafen Porro und seinen Söhnen bewahrte er treue Anhänglichkeit, ebenso den anderen Jugendfreunden, deren Anschauungen doch mannigfach von den seinigen abwichen; in solchen Fällen glich seine Pietät das Trennende aus.

Den Vorwurf der Bigotterie suchte er Freunden gegenüber, an deren Meinung ihm gelegen war, von sich abzulehnen; doch ist er wohl nicht ganz davon freizusprechen. Wenn er immer nur die Katholiken gelten läßt, sie als Auserwählte, alle anderen mit Unwillen und Gereiztheit betrachtet, so verfuhr freilich die Angehörigen anderer Parteien auf ihre Art nicht anders, und es bleibt als ein zuungunsten der Frommen sprechender Rest höchstens, daß die auf dem Grundsatz der Menschenliebe aufgebaute Religion sich am schlechtesten mit hochmütiger Aus-

schließlichkeit und Mißachtung anderer verträgt. Übrigens war sich Silvio dieses Widerspruchs bewußt und bemühte sich, zwar vergeblich, ihm auszuweichen. Der frömmelnde Ton, die übertriebene, süßliche Sprache des Konvertiten, die seinen Briefen häufig eigen ist, berührt jeden, der nicht zur Gemeinde gehört, unangenehm. Wir finden da die zu Lebensarten herabgewürdigten Äußerungen der Ergebung in Gottes Willen und der Bewunderung seiner Güte, die unglückliche Neigung das Heilige mit dem Alltäglichen zu verquicken und das Streben nach christlicher Heiterkeit, das leicht ins Alberne fällt, das aber an dem traurigen Pellico mit dem alten, verkümmerten Gesicht etwas Rührendes hat. Hervorheben muß man auch die Tapferkeit, mit der er sich zu seinen Ansichten bekannte, die jetzt nicht minder anstößig waren, als seine freigeisterrischen in seiner Jugend; auch in dieser hohen Furchtlosigkeit, die das schwache, ängstliche Männchen, wenn es galt, entfalten konnte, war er derselbe geblieben.

Im Grunde waren die Vigotterie und der Jesuitismus das unsichtbare Kloster, das den Erschöpften, gegen Licht und Lärm und jede Verührung Überempfindlichen schützend vom Leben abschloß. Mit seiner Sehnsucht nach Ruhe und Einsamkeit, seinem Bedürfnis nach Anlehnung und brüderlichem Umgang, seiner Reizbarkeit und Gebrechlichkeit schien die Natur ihn zu einer Art von klösterlichem Leben bestimmt zu haben. Es ist unmöglich ihm zu zürnen, daß er dem öffentlichen Leben nicht gewachsen war, daß er mit verständnisloser Ungerechtigkeit von der großen Bewegung, die er miterlebte und die er mit eingeleitet hatte, sich abwendete, wenn man die tiefe Melancholie empfindet, aus der seine Seele wie aus einem Grabe heraus zu seinen Freunden spricht.

„Diese meine schwache Gesundheit,“ schreibt er an Confalonieri, „zwingt mich oft mich der Bücher und jedes Studiums zu enthalten. Ich muß vegetieren. Zuweilen zwingt mich fleißig zu sein und finde Vergnügen daran, aber ich kann es nicht fortsetzen. Gottes Wille geschehe. Übrigens liebe ich die Literatur noch, aber nicht mit der Leidenschaft meiner jungen Jahre, und ich sehe ein, daß meine Begabung weder fruchtbar noch ersten Ranges ist . . . Ich beschäftige mich ein wenig mit den Wohltätigkeitsanstalten, die die Marchese Varolo hier gegründet hat, und mit anderen Dingen, die mir zusagen; das unterbrochen durch ein Stündchen Einsamkeit, dem Gebet gewidmet, durch ein bißchen Geplauder in der Familie oder mit Freunden genügt, um mich einen Tag nach dem anderen hinbringen zu lassen, nicht mit Fröhlichkeit — Fröhlichkeit

## Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

kenne ich nicht mehr! — aber mit Ergebung, — in Frieden und sanfter Traurigkeit."

Und an denselben: „Du und andere gute Menschen ratet mir zu schreiben, Einfluß auf die Geister auszuüben zu suchen, um sie zum Guten zu führen, und im Übermaß Eurer Freundschaft übertreibt Ihr mein geistiges Vermögen. Eure Absicht ist gut, und ich würde Euren Rat befolgen, wenn ich könnte. Mir fehlt Gesundheit, mir fehlt jener Stachel des Ehrgeizes und der Hoffnung, der anspornt, mir fehlt das Vertrauen in meine Kräfte, von denen ich weiß, daß sie in Wahrheit schwach sind. Ich bin ein Mensch, der wenig Atem hat, ein Mensch, der unweit seines Grabes sitzt und lächelt, wenn er die Stimmen hört, die ihm zurufen: Stehe auf!“ In einem Brief an den Grafen Porro nennt er sich „sehr alt geworden, sehr heimgesucht von physischen und moralischen Schmerzen, vielleicht sehr nahe daran kindisch zu werden, aber nichtsdestoweniger noch lebendig genug, um Euch warm zu lieben und immer mit Innigkeit der schönen Jahre zu gedenken, die wir zusammen gelebt haben.“

Auf die Nachricht, daß Confalonieri nicht in die Heimat zurückkehren könnte, wie er gehofft hatte, schreibt er ihm: „Wahr ist es, daß Du in jedem Lande Menschen findest, die Dich achten und lieben, sei es aus alter Freundschaft oder wegen des gerechten Anteils, den Dein Unglück und Dein Charakter einflößt; ich begreife, daß das nicht genügt, um Deine betäubte und trostbedürftige Seele zu befriedigen, aber doch muß diese allgemeine Sympathie Deine traurigen Stunden ein wenig lindern.“ Aber dann unterbricht er sich mit dem klagenden Ausruf: „Was sage ich? Ach nein, mein geliebter Freund! Du und ich und tausend andere, die unglücklich wie wir sind, wir sind so enttäuscht, daß die flüchtigen Tröstungen uns nicht mehr genügen, uns keine Illusion mehr verschaffen.“ „Unheilbaren Leiden unterworfen und alt, wie wenn er 100 Jahre alt wäre,“ nennt er sich mehrere Jahre später. Als er einmal in der Kirche der Bistandinen, des Ordens, dem seine verstorbene Schwester Marietta angehört hatte, den Gesang der Nonnen hörte, dachte er daran, daß einst ihre Stimme dort erklingen war, daß seine Eltern wohl oft dort gewesen waren und ihr gelauscht hatten, und daß wohl unter ihren Gebeten ein schmerzvolles für den unglücklichen Gefangenen auf dem Spielberg gewesen war. „A de telles idées je me trouble un moment, et je sens qu'il y a dans mon coeur quelques vieilles larmes.“ Indem er dem Freunde Confalonieri den Tod seines Vaters, dem der der Mutter vorangegangen war, mitteilte, schreibt er: „Oh, wie diese Todesfälle, die

## Aus dem Zeitalter des Risorgimento     Ricarda Huch

ich mit angesehen habe, mich die Nichtigkeit der Erde fühlen lassen! Was sind die Jahre, was ist die Zeit? Wie die Lebensalter fliegen und alles verbraucht! Auch ich, der gestern jung war und den Tag vor gestern ein Kind, bin heute alt, und ziehe den Atem mit Mühe, und wenn ich noch ein paar Jahre weiter komme, wird mir das alles wie der flüchtigste Traum erscheinen." Es klingt wie ein Reim auf die Seufzer seiner Jugend über die Vergänglichkeit des Lebens. „Dann werden die Menschen nicht wissen," schrieb er seinem Bruder in den Jahren 1818 und 20, „daß unser Staub jemals geformt war und der Sprache mächtig und Sitz erhabener Gedanken und schmerzlicher Leidenschaften. — Warum werden wir geboren? Warum haben wir einen Zeitraum ganz voll Hoffnung durchlebt? Zu welchem Ende so viel Irrtümer, so viel göttlicher Aufschwung der Phantasie, ein solcher Abstand unserer Seelen von denen des Pöbels?" Aber was damals eine bange Ahnung gewesen war, ein kühler Hauch, ein winterliches Frösteln im Frühling, das war jetzt vom gramvollen Ernst der Erfahrung belastet, ein nicht abzuwälgender Stein geworden.

Wenn kaum ein Schicksal unter den vielen, die bejammernswert sind aus der Zeit des italienischen Risorgimento, mehr Tränen erregt hat als das des Silvio Pellico, so ist das nicht nur eine zufällige Folge des Umstandes, daß es durch sein Gedenkbuch in ergreifender Form dargestellt bekannt wurde, sondern die Ursache liegt auch in dem Talent zu leiden, das ihm angeboren war. Von einer starken, liebenden Mutter dem Tode abgerungen, scheint dem Kinde ein Mal geblieben zu sein von der Hand des Gottes, die ihn schon ergriffen hatte, ein immer, mitten im glühendsten Leben spürbarer Schmerz, der auch denen fühlbar wird, die sich ihm nähern, und ihr Auge mit Tränen füllt.

## Georg Hirschfeld: Auf der Schaukel . . . . . Novelle

Peter Kranz, der Maler, war an einem dunstigen Julimorgen nach Kopenhagen gekommen. Zum ersten Male natürlich, denn es gab nur wenige Dinge, die Peter Kranz nicht zum ersten Male erblickte. Peter, der Entdecker, hatte ihn Onkel Bischoffs scharfer Apothekerwitz getauft. Er war zwanzig Jahre alt. Nein, zwanzig Jahre, drei Monate, acht Tage. Tante Linda wußte es genau. Er stammte aus Schnattersheim, einem badischen Marktflecken, Schnattersheim mit seinen alten Apfelbäumen an den Ufern der Schnatter, Schnattersheim mit seinen Hühnern und Gänsen und Meister Ortwins Sonnenuhr, die jeder Fremde mindestens dreimal ansehen mußte. Peter war noch nie aus seiner Heimat herausgekommen, bis zu der großen Reise, auf der er sich eben befand. Sie bildete ein wichtiges Gesprächsthema der Schnattersheimer. Er hatte zum Studium der Malerei zwei Jahre in Karlsruhe verbracht — nun, das war schon vorgekommen. Aber dann war er nach Berlin gereist — nach Berlin, klang es dumpf — und von dort aus zog er, so meldete ein Hörensagen aus Tante Lindas geheimnisvoller Korrespondenz, nach Dänemark. Das begriff man nicht mehr. Herr Scheible, der Schullektor, war der einzige, der dafür Verständnis zeigte. Er war ein Shakespearekenner und ließ Peter Kranz mit pathetischer Rührung seinen Hamlet grüßen. Die anderen aber, am meisten die, welche es nichts anging, waren gegen Peters Wanderfahrt und machten Tante Lindas alten Kopf mürrisch, indem sie behaupteten, ein junger Künstler ginge nach Karlsruhe, nach Stuttgart oder nach München, vielleicht auch nach Italien, wo Goethe gewesen sei, aber nach Dänemark, nein, das gebe es nicht, das sei natürlich wieder ein Hirngespinnst von Onkel Bischoff, aus dem gelben Apothekershrant entsprungen. In Wahrheit verhielt es sich so, aber es verhielt sich auch anders, und die Schnattersheimer wußten mal wieder nicht das Richtige.

Peter war ein Waisenkind mit leichter Seele. Der große, unverschuldete Verlust, der andere Gemüter früh beschatten kann, hatte ihn zu seinem Glück losgelöst wie ein Fähnchen im Winde. Er hielt sich

treu an seiner Fahnenstange, an Heimat und entschwendener Elternliebe, aber ein langes Abschiednehmen gab es für ihn nicht, als er hinausging, und er fühlte sich mit dem ersten Schritt schon als Abenteurer auf buntem Märchenboden. Freilich dauerte es ziemlich lange, bis er zum Entschluß kam, Schnattersheim zu verlassen. Bei Peter mußte alles seine Weile haben. Er hing an Tante Lindas altem Efeuhäuschen und mehr noch an ihr selbst, der mütterlichen Freundin — freilich in einer eigentümlichen, echt Peterschen Weise. Er sah sie nämlich nur als wunderbares Modell an. Sie war nun freilich ein ganz kleines, vertrocknetes, siebzigjähriges Fräulein und ähnelte mehr einem alten Gerät in ihrem Giebelhause, als der Herrin selbst. Peter aber konnte sich nicht an ihr satt sehen. Er hatte sie schon an zwanzigmal gemalt, und Tante Linda ließ die Folter über sich ergehen, da sie so Gelegenheit hatte, ihn wiederum, aber nicht mit Maleraugen, anzuschwärmen. Peter hatte seine Vorliebe für alles, was schief gerückt und seltsam war, für jede geheime Winkelmwelt vom Vater geerbt. Kranz senior war ein Holzschnneider vom alten Schlage gewesen, ein Kethelschüler, der in Schnattersheims gotischen Gäßchen hundertfach Motive fand. Peters blaue Augen waren nun freilich von vornherein von staubigen Winkeln fort in die weiten Obstgärten vor der Stadt gerichtet gewesen, er liebte die Sonne jugendheiß und hatte einen Wandertrieb, der ihn stundenlang den Fluß hinauf bis zur letzten Mühle führen konnte. Er ehrte das freie, holde Leben. Aber es darzustellen verbot ihm eine eigentümliche, tiefe Scheu. Auf Altersgenossen, die anders als er empfanden und jedes hübsche Mädel, das des Weges kam, jeden blühenden Baum als rechtmäßiges Modell betrachteten, wurde er ganz böse und schalt ihre flüchtigen Skizzen „Kitsch“. Aber um einen uralten, verwitterten Armenhäusler konnte er immer wieder mit prüfenden Augen herumgehen, und die abnormalste Häßlichkeit ward seinem Stift willkommene Beute. Besonders liebte er einen erblindeten Stadtschreiber und eine gelähmte Wotenfrau. Die setzte er wohl auch einmal unter einen Frühlingsbaum auf seinen Bildern, aber die Bäume waren Nebensache. Man wunderte sich allenthalben über den Gegensatz von Peters Persönlichkeit und Peters Kunst. Dieser blondbärtige Germanenjüngling, der aus dem Vorstellungskreise eines Heldenbuches für die reifere Jugend zu stammen schien und so grämlich ernste, unscheinbare Probleme wählte. Liebte er denn das „Schöne“ nicht? Die Schnattersheimer hörten nicht auf, sich darüber zu wundern. Sie fingen schon an, Peter Kranz zu bedauern. Nur eine traurige



Seele konnte so traurige Werke schaffen. Aber fehlgeschossen — sie irrten sich wieder einmal gründlich. Diese Kunstkenner waren für Peters Überzeugung dürftige Banausen, die keine Ahnung hatten, worauf es ankam. Sie redeten wie der Esel vom Gesangunterricht. Heiter schimpfte Peter sich die Seele frei, wenn Tante Linda ihm schüchtern, um seine Zukunft besorgt, hinterbrachte, wie dieser und jener beim Nachmittagskaffee geurteilt habe. „O, diese Kamele!“ rief er dann lachend und stampfte so grimmig im Stübchen umher, daß die weißen Blumentöpfe aneinander klirrten. „So was erlaubt sich zu urteilen! Solche Schnattersheimer Gackelhühner und Gänse!“

„Peter, der Bürgermeister war dabei!“

„Dieses Nilpferd!“

„Peter, der Amtsrichter!“

„Dieser Pavian!“

„Ja, nun kommst du wieder mit deinem ganzen zoologischen Garten!“

„Tantchen, sie verstehen das nicht! Glaubst du denn, daß ein Künstler die Welt mit Bäckers- und Schneidersaugen ansehen muß?“

„Gewiß nicht! Aber er schafft nicht für sich, sondern für das Publikum!“

„Tantchen!“

„Peter, ich bitte dich dringend, laß meine Stühle in Ruhe! Die vertragen es nicht mehr, daß du mit ihnen herumturnst!“

„Tantchen, die Hand soll mir verdorren, wenn ich einen Strich mache, der diesen Banausen entgegenkommt! Ich weiß so gut, wie jeder andere, wie schön ein Sommerabend draußen ist! Ich gehe auch gern spazieren, wenn's nicht regnet, und gucke mir die Mädels an! Aber darum male ich das noch nicht, es interessiert mich nicht, es ist mir künstlerisch Wurst, zu glatt, zu klar, zu leicht, es interessiert mich nicht, Kreuzmillionendonnerwetter!“

„Gott verzeih' dir die Sünde! Man flucht nicht, Peter. Ich weiß auch nicht, warum das Schöne immer gleich glatt und klar und leicht sein soll.“

„Das Schöne, Tante! Was ist denn das Schöne!? Ich seh' es so — ein anderer sieht es so! Ich seh' es jedenfalls künstlerisch!“

„Nun gut, ich mag das nicht verstehen, aber ist es denn eines Künstlers nicht würdiger, etwa das stattliche Fräulein Brigitte zu malen, die Tochter unseres Bürgermeisters, als immer und ewig mich, eine arme Siebzigjährige?“

„Weil sie dreißig ist? Weil sie blaue Augen hat und einen Madonnausscheitel? Nein, Tante, du bist schön, das wag' ich zu behaupten, und Bürgermeisters Brigitte ist häßlich!“

„Peter, um Gottes willen!“

„Brigitte ist 'ne Nachteule!“

„Ich bin 'ne Nachteule, wenn es schon bei dem Vergleich bleiben soll!“

„Nein, Tante!“

„Ich zweifle manchmal wirklich an deinem Verstande, Peter!“

„Immer noch besser, als wenn ein Künstler an meiner Ehrlichkeit zweifelt!“

So endeten die Debatten zwischen Peter Kranz und Tante Linda — eine wie die andere. Aber sie kamen nicht häufig vor. Denn im Grunde vergötterte das alte Fräulein ihren großen, blonden Jungen und gab ihm schließlich immer recht — selbst vor dem Bürgermeister. Sie sah es ja auch ein, seine traurige Kunst bedrückte Peters Gemüt keineswegs. Er war so lebensfroh, wie irgend einer am Ort, bei jedem tollen Streich war er dabei, und die Mädchen, die er nicht malen mochte, die küßte er oft genug, wenn sie ihm abends am Flußufer in den Weg kamen. Er küßte, liebte, lebte überhaupt in einer eigentümlichen Unschuld. Ganz siegfriedhaft, heiter und stark — ohne Leidenschaft. Er kannte noch kein Erlebnis, er verlangte noch nichts — von keiner. Er spielte einfach weiter, wie er als Knabe gespielt hatte. Er merkte kaum, wie groß die Mädchen um ihn herum geworden waren. Und von den Gespielinnen fort trachtete sein wunderlicher Einsamkeitstrieb mit gutmütiger Verachtung ins stille Atelier zurück, zu jener ernststen Göttin, die mehr war als alle irdischen Götter.

Onkel Bischoff beobachtete seinen Neffen. Peter nahm sich vor ihm in acht, wie dieser vor jenem — es war ein lustiges Versteckspiel, das die beiden miteinander trieben. Peter traute dem kleinen Apotheker, der immer so schleichend daher kam und plötzlich neben einem stand, in keinem Augenblick. Doch hatte Onkel Bischoff gerade deswegen eine besondere Anziehungskraft für ihn. Kein Tag verging, ohne daß Peter dem Alten in seinem scharf duftenden Laboratorium gegenüber gesessen und ihm lächelnd in die gelben Onomenzüge geblickt hätte. Er studierte ihn, das wußte der Onkel. Dieser Künstler belauschte ihn in seiner Winkelwelt, die einem mittelalterlichen Alchymisten zu gehören schien,



Prof. Herm. Muthesius:  
Haus Bernhard im Grunewald. (Mit gültiger  
Erlaubnis der Verlags-  
anstalt F. Bruckmann,  
München.) Zum Essay  
von J. A. G. u. r.



ergründete das wechselvolle Spiel seines Wesens, das von heißendem Wiß zu trüber Schweigsamkeit schwankte und immer wieder den reinen Hintergrund hilfreicher Güte hervorleuchten ließ. Ein Spötter und ein Menschenverächter war Onkel Bischoff, aber im Innersten war er gut — Peter, der Elternlose, hatte Beweis dafür. Onkel Bischoff spielte nur den garstig galligen Kinderschrecken. Die Schnattersheimer waren zu dumm, um einen solchen Menschen zu durchschauen — sie fürchteten ihn. Man ging nicht gern in die Apotheke zum goldenen Hasen, aber entbehren konnte man sie nicht. Krank sein, sich kurieren lassen war fast ein Vergnügen in dem ereignisarmen Nest, und Konstantin Bischoff blieb ein notwendiges Übel. Er wurde reich dabei — im übrigen brauchte er seine Mitbürger nicht. Er hockte immer einsam bei allerlei chemischen Grübeleien und Erfindungen, ein Sonderling, ein eingefleischter Junggeselle. Nur Doktor Vogel, der Kreisarzt, kam zu ihm und Peter Kranz, der Nefte. Dieser breite, hochgewachsene Kindskopf mit den blauen Träumeraugen saß dann dem zwerghaften Griesgram gegenüber und lächelte ihn an. Je freundlicher Peter wurde, desto giftiger blickte der Apotheker. Und doch — er tat ihm nichts, im Gegenteil, er meinte es ernsthaft gut. Es war nur äußerliche Abwehr, die ihm nottat vor den Kindern der Sonne. Was aber Onkel Bischoff ängstlich überwachte, war die Gefahr, daß er dem Maler zu interessant werden könnte. Er wollte um keinen Preis sein Modell werden, wie Tante Linda, er empfand solchen Dienst als Eingriff in seine Junggesellenfreiheit. Peters Bitten, ihm zu sitzen, hatte er mit schneidender Schärfe immer wieder abgeschlagen. Kunst war eine geheimnisvolle, unangenehme Macht für Onkel Bischoffs klare Wirklichkeitsaugen. Macht aber sollte kein Mensch über ihn gewinnen, am wenigsten Peter, der Kiekindiweilt, der „Maler“ . . .

So saßen sie einander gegenüber und ergründeten sich. Wie Faust und Mephistopheles, doch in einem Stadium gegenseitiger Überwindung. Sie machten sich übereinander lustig und hatten sich doch sehr lieb. „Jetzt, in diesem Augenblick führt mich der Halunke hinter's Licht,“ fühlte Peter mit objektivem Behagen. „Er verehrt mich, der Schafskopf, und denkt sich altes Scheusal,“ monologte der Onkel. Auf einem Gebiete aber fanden sie sich ernst zusammen — wenn nämlich die Rede auf Peters Reisepläne kam. Überhaupt, in der Überwindung von Schnattersheims Philisterium, im Erkenntnis- und Freiheitsdrange verstanden sie sich am besten. Onkel Bischoff schimpfte mit Peter um die Wette auf die bürgerliche Tugendtyrannie ringsum. Wenn Peter dann losfuhr: „Ich

muß fort, ich muß fort!“, dann zuckte der Onkel mit ironischem Mitleid die schiefen Achseln, als ob das etwas Selbstverständliches wäre.

Er selbst war viel herumgekommen. Er erzählte zwar nichts davon, aber Zeugen seiner Weltfahrten befanden sich auf allen Schränken, sogar an der Decke baumelnd. Hier stand ein ausgestopfter Pelikan mit unwahrscheinlichem Schnabel und rosenrotem Gefieder, der aus Afrika stammte. Dort hing ein gedörrter Haifisch, der sicher nicht in der Schnatter geangelt worden war. Ein Bündel orientalischer Geräte und Waffen schmückten die Wand über dem Perserdivan, und im Eschrank war eine Reihe griechischer Ausgrabungen, Vasen und staubige Trümmern, zu bewundern. Reizvoller aber für Peters Maleraugen war eine alte Mahagoniservante im Wohnzimmer des Onkels. Sie enthielt die dänische Porzellansammlung. Moderne Dinge, aber höchst erlesene. Hier duckte sich der zierliche Blaufuchs vor dem grotesken Nilpferd, hier funkelte der Fischzug in der Meerestiefe, die ein nachtblauer Teller war. Der Riesenkrebs, der Eisbär, und der sandfarbene Dackel waren vorhanden. Kurz, die feinen Phantasiegeschöpfe alle aus Kopenhagens Porzellanwelt.

Immer wieder stand Peter Kranz davor und dachte mit stillem Gram: Er schenkt mir nichts davon, der Geiztragen. Eines Tages aber schlich sich Onkel Bischoff heran, öffnete den Schrank mit einem winzigen Schlüssel und überreichte ihm satanisch grinsend den Dachshund.

„Aber Onkel — —!“

„Darf ich mir erlauben?“

„Das schönste Stück?!“

„Ich habe dich beobachtet. Bei dem ästhetischen Geographieunterricht, den ich dir seit einigen Jahren erteile. Griechenland interessiert dich nicht, Italien und der Orient sind dir Wurst — du bleibst immer wieder vor Dänemark stehen.“

„Aber Onkel — das schönste Stück —!?“

„Du wirst dich bald entscheiden müssen, wohin du dich wendest, Peter. Reisen mußt du, du verschimmelst in Schnattersheim.“

„Nein, herrlich! Diese Farben!“ Er hielt das Kleinod ins Licht.

„Also Dänemark . . .“

„Ich möcht' schon — ein Land, wo's solch ein Kunstgewerbe gibt!“

„Warum kannst du denn nicht?“

„Tante Linda ist dagegen. Überhaupt — daß ich fort will.“

„Sie war mit Karlsruhe einverstanden — wie Karlsruhe ist die

ganze Welt. Du erlebst es, Peter — für uns andere bist du fort. Ob du in Karlsruhe oder in Yokohama bist."

"Ich muß es mir noch überlegen, Onkel."

Er ging mit seinem Dadel heim und war für einige Tage glücklich. Dann aber überfiel ihn in verstärktem Maße die alte Unruhe, er suchte Onkel Bischoff auf und fand ihn nicht zu Hause. Wigel, der Provisor, berichtete mit spitzem Munde, daß sein Herr in wenigen Minuten zurückkehren müsse. Peter stand im Wohnzimmer allein. Eine Photographie, die auf dem sonst spartanisch leeren Tische lag, fesselte seine Aufmerksamkeit. Er besah sie. Wo hatte denn der Onkel so etwas her? Einen lieblichen, blonden Mädchenkopf mit klugen, großen Kinderaugen?! Dieser Onkel! Er tappte er ihn also doch bei einer anderen Schwärmerei noch, als Retorten, ausgestopften Haifischen und Kopenhagener Porzellan. (Zum letzteren hatte die unbekannte Dame allerdings eine seltsame Beziehung, die Peter sofort herausfühlte.) Aber das war ja ganz unmöglich! Onkel Bischoff und solch ein Wesen! „Sigrid“ stand auf dem Bilde in großer, freier Schrift. Natürlich eine Dänin. Er hatte es sich gleich gedacht. Sigrid! . . . Schön war sie. Peter hatte noch nie einen Kopf gesehen, der so ganz dem Ideal weiblicher Reize entsprach, wie er es in sich trug . . . Sigrid! . . . Dann wurde er plötzlich wütend, warf das stumme, dumme Bild auf den Tisch zurück und ging, die Hände in den Taschen, im Zimmer umher. Aber der Orient mit seinen interessanten Dolchen und Pfeifen über dem Perserdivan kam ihm heute etwas muffig vor. Die griechischen Vasentrümmer im Essschrank achtete er nicht höher als einen Kehrichthaufen. Er blieb wieder leise pfeifend vor dem Kopenhagener Porzellan stehen. Eigentlich war es ja wahr — man konnte die schiefen, alten Weiber, die krummen Gäßchen und schmutzigen Gänseherden satt bekommen — junges Blut, das man war — was hatte man schließlich von Schnattersheim, wenn Kopenhagen winkte? Vollendeter Geschmack, graziöse Schönheit! Nordische Herbsheit und Größe! Er sehnte sich danach, weit mehr als nach der weichen Schläfrigkeit des Südens. Der funkelnde Fischzug auf tiefblauem Grunde lockte sein träumendes Auge an. Er sah ein blondes Weib am Meere stehen, das solches Kunstgerät mit ihren Händen zur Sonne hob.

„Also Dänemark,“ kicherte es plötzlich hinter ihm. Onkel Bischoff war wieder einmal auf Kassenpfoten herangeschlichen.

Peter bezwang seinen Zorn, machte Kehrt, trat an den Tisch heran und hielt dem Onkel triumphierend die Photographie vor die Augen.

„Also Dänemark,“ wiederholte er. Dieser Sarkasmus erschien ihm außerordentlich.

Der Onkel schob seine spitze Zunge im Munde herum, so daß sie erst die eine, dann die andere Wange blähte. Dann fragte er unschuldig: „Habe ich dir das Bild noch nie gezeigt?“

„Noch nie!“ rief Peter mit komischem Pathos.

„Das wundert mich. Das Bild ist fünfzehn Jahre alt. Es stellt eine berühmte Kopenhagener Schauspielerin dar, Fräulein Sigrid Pummernidel, nicht Pumpernidel, von der du jedenfalls gehört hast.“

„Nicht das mindeste! Pummernidel? Ist das wirklich ein dänischer Name?“

„Sigrid Pummernidel! Das weiß doch jedes Kind!“

„Ich nicht!“

„Was kann ich dafür? Deine Bildung hat Lücken, Peter. Jedenfalls — das Bild ist hübsch.“

„Sehr hübsch! . . .“

„Aber die Dame wird jetzt leider nicht mehr so aussehen. Fünfzehn Jahre sind ins Land gegangen . . .“

„Schade! . . . Die Photographie kam mir ganz neu vor?“

„Nein, Peter. Sie ist alt. Es ist eine alte Schwärmerei von mir.“

„Onkel! Ich berst' ja vor Vergnügen!“

„Wirst, mein Junge. Du siehst hier jedenfalls einen nordischen Frauentyp. Einen der schönsten. Die Kopenhagenerin.“

„Mein Dackel ist mir lieber.“

„Der gehört dir ja auch. Hast du dich inzwischen entschlossen, wohin die Reise geht?“

„Die Reise! . . . Noch immer nicht, Onkel!“

„Tante Linda ist einverstanden. Ich habe eben alles mit ihr besprochen.“

Peter wurde feuerrot und wandte sich wie von einem höllischen Versucher ab. Er lief mit kurzem Gruß davon. Nun kam er mehrere Tage nicht zu Onkel Bischoff. Stundenlang verbrachte er die grauen Nachmittage am Ufer der Schnatter, weit draußen, wo der Weg zur letzten Mühle ging. Er angelte dort, er angelte mit Leidenschaft, als wollte er aus kalter Tiefe die Lösung seines Rätsels fischen. Wozu sollte er sich entschließen! . . . Die Welt war ihm eigentlich Wurst, und doch — er mußte fort. Schnattersheim war ihm gräßlich — aber er hatte es doch lieber als Berlin und Kopenhagen und Peking . . . Eines Abends



jedoch, als ihn ein plötzlicher Ingrimme packte, weil er schon den Pfundhecht an der Angel gehabt und in seiner Verträumtheit losgelassen hatte — an diesem Abend war sein Entschluß gefaßt. Er lief mit großen Schritten auf den Markt zurück, wo schwarze Giebel in den Mondschein ragten, und läutete an der Apotheke zum goldenen Hasen. Wigels Stimme, die immer ganz erschöpft klang, wenn sie auf die Nachtglocke reagierte, rief ihm durch den Türspalt zu: „Einen Moment, Frau Krause! Sie wollen gewiß das Abführmittel holen? Es ist in zwei Minuten fertig!“

Peter stampfte mit dem Fuße auf. „Sind Sie blödsinnig, Wigel?! Ich bin doch nicht Frau Krause! Machen Sie auf! Ich möchte meinen Onkel sprechen!“

„So spät noch?“

Da kam der Onkel schon selbst, nahm Peters Arm, als ob er sich über den ungewöhnlichen Besuch gar nicht wunderte, und führte ihn gemächlich in das Wohnzimmer hinauf.

„Hör' mich ernsthaft an, Onkel!“

„Wie immer, mein Junge.“

„Na! — Also ich will jetzt reisen — so schnell als möglich —!“

„Bravo! Wohin denn?“

„Du kennst meine Vorliebe für Dänemark —“

„Ja, die kenn' ich. Was blickst du denn so unruhig umher? Das Bild von Sigrid Pummernickel ist wieder eingeschlossen. Soll ich's holen?“

„Onkel, was kümmert mich das Bild! Fräulein Pummernickel ist mir vollständig gleichgültig! Ich will Kopenhagen sehen! Ich habe das Buch von Jacobsen gelesen, das Tante Linda im Schrank hat! Das trifft mich! Das bin ich!“

„Niels Lyhne? Hoffentlich nicht.“

„Nein, untergehen werde ich nicht. Im Gegenteil. Ich will da oben erst sehen lernen.“

„Auf dem Wege kommst du über Berlin. Da kannst du auch schon sehen lernen.“

„Ich glaube nicht, Onkel. Für meine Kunst wird Berlin nichts sein. Aber nun bitte ich dich — gib mir jetzt ernsthaft, so gut du es mit mir meinst, Ratschläge für Kopenhagen.“

Das tat der Onkel. Er schenkte Peter einen alten Kognak ein, er holte eine Landkarte herbei und demonstrierte Station für Station die

ganze Reise. Peter tat mit stiller Bewunderung einen Einblick in die Welterfahrung dieses Kleinstädters. Ihm schwirrte der Kopf, er nickte immer zustimmend, aber es prägte sich ihm nichts ein. Bei Kopenhagen verweilten sie am längsten. Hier bestand Onkel Bischoff darauf, daß Peter sich einige Adressen notierte.

„Muß ich die Leute besuchen, Onkel?“

„Du mußt nicht, obwohl man dich überall gut aufnehmen würde. Es sind lauter gute Bekannte von mir. Aber ich kenne ja deine Zurückhaltung, und es wird auch manchmal gar zu sehr mit der Sprache hapern. Nur meinen alten Freund Söderberg — den mußt du besuchen. Der kann auch am besten deutsch.“

Peter traute sich nicht zu widersprechen. Der Onkel wünschte diesen Besuch mit solchem Nachdruck — es wäre kränkend gewesen, sich zu weigern. Also gut. Er konnte ihm den Gefallen ja tun. Eine Höflichkeitsvisite. Willig ließ er sich erzählen, wer Herr Söderberg war. Er erfuhr, zerstreut und immer wieder den Blick auf das Kopenhagener Porzellan gerichtet, daß Jakob Söderberg einer der reichsten Brauereibesitzer Dänemarks sei, der mit seiner Familie eine prachtvolle Besitzung in Marienlyst bei Kopenhagen bewohnte.

„Ein Bierbrauer also,“ sagte Peter mit leichter Ironie, doch ohne Überhebung.

„Ja — aber er braut sehr gut, Peter. Das ist die Hauptsache, nicht wahr. Und nebenbei ist er noch einer der bedeutendsten Kunstsammler Skandinaviens. Auf diesem Gebiet bin ich ihm näher getreten. Daß ich so besonders gutes Porzellan habe, verdanke ich ihm.“

Peter machte große Augen. „Ein prachtvolles Volk! Wenn sogar die Bierbrauer solche Eigenschaften haben!“

„Du gehst also hin?“

„Ja, ich gehe hin. Ich möchte mir ja so wie so die Nester am Sund ansehen. Marienlyst und Helsingör und Klampenborg und wie sie alle heißen.“

„Du wirst eine sehr lebenswürdige, echt dänische Familie kennen lernen. Das wird doch gewiß dein Wunsch sein.“

„O ja, aber ob der Wunsch gegenseitig sein wird, das ist der Haken, Onkel. Na, ich gehe jedenfalls hin. Haben die Leute Kinder?“

„Herr Söderberg ist Witwer und hat zwei erwachsene Töchter.“

„Schade. Richtige Kinder wären mir lieber.“

„Es sind ja keine richtigen Kinder.“

„Onkel, du fängst schon wieder an zu ulken! Es ist Zeit, daß ich gehe! Aber ich freu' mich, daß ich wegkomme! Herrgott im Himmel, ich freu' mich! Das wird ein Leben! Hoch, Tante Linda! Hoch, Onkel Bischoff!“

„Hoch Peter!“

„Entweder komme ich als anerkannter Künstler zurück oder gar nicht.“

„Dann bitte lieber als anerkannter Künstler.“

Schon am nächsten Morgen war Peter reisefertig, und der Abschiedsschmerz gestaltete sich kurz. Tante Linda tat das kleine Herz zum Zerspringen weh, doch Onkel Bischoff mußte die ganze Situation so unsentimental zu gestalten, daß sie zuguterletzt in Peters und der übrigen Heiterkeit einstimmte. Sie winkte mit ihrem geblümten Taschentuch, bis der Zug im Tunnelloch verschwunden war. Peter aber reiste durch Deutschland wie ein Eroberer. Das Gefühl, bei jeder neuen Telegraphenstange in ein neues, unbekanntes Gebiet zu kommen, überwältigte ihn fast. Es tobte in ihm, er sang seine pfälzischen Lieder mit einer Tenorstimme, die er sehr schön fand, durchs offene Fenster in den Sommer hinaus. Er konnte sich das leisten, denn er blieb bis Thüringen allein im Coupé. Hier erst gesellte sich ein gesprächiger Sachse zu ihm, ein Chemnitzer Fabrikant von Hundekuchen, der ihm zwischen Weimar und Leipzig seine ganze Lebensgeschichte erzählte.

Peter, der alles noch aus erster Hand empfing, nahm diese Mitteilungen, die ihm eigentlich gleichgültig sein konnten, mit unmittelbarem Interesse auf. Der Sachse, der erst dankbar überrascht war, einen solchen Zuhörer zu finden, geriet allmählich in gelinde Verzweiflung, da Peter keinen Einspruch für sich behielt, sondern alles, was ihm nicht sofort klar wurde, bestritt, so wie er es den Schnattersheimer Kameraden gegenüber getan hatte. Er blieb etwas verblüfft sitzen, als Herr Kuhnnow (man hatte sich vorgestellt) ihn in Leipzig sichtlich verstimmt verließ. Außerdem wurde ihm jetzt bewußt, daß er durch das unnütze Geschwätz die ganze Strecke zwischen Weimar und Leipzig außer acht gelassen hatte. Er war wütend, daß drei Paar Würstchen hintereinander und lehnte sich, als der Zug den Leipziger Bahnhof verließ, in die Ecke zurück, indem er, die Arme verschränkend, den menschenfeindlichen Entschluß faßte, kein Wort mehr mit einem Reisebegleiter zu wechseln.

In Berlin, das er zwischen zwei Bahnhöfen kennen lernte, verbrachte er nur einen, qualvollen Tag. Hier mißfiel ihm zunächst alles. Er lief

in den lärmenden Straßen umher und wurde ganz kraftlos, weil ihm jedes Haus, jeder Mensch eine neue Erregung kostete. Peter war noch fähig, jede Einzelheit nach ihrer ästhetischen Bedeutung zu empfinden. Der Fund einer edlen Stileinheit, und wenn sie auch nur ein Gebäude umfaßte, beglückte und besänftigte sein Gemüt vollständig — rohe Wirrnis aber und Geschmacklosigkeit konnten ihn in Wut versetzen. In den Berliner Straßen irrte sein Auge ratlos umher. Sein Gesicht bezog sich mit Hornesröte, als ob an jedem Fenster ein ungezogener Junge stände, der ihm eine lange Nase machte. Die Menschen, die Häuser, der Lärm, der Verkehr! Alles erschien ihm so unsagbar gewöhnlich. Was war doch Dunkel Bischoff für ein Mephisto! Hier sollte er sehen lernen? Im negativen, ablehnenden Sinne vielleicht — da hatte der Apotheker recht. Aber um sich durch diesen Jahrmarkt nicht verwirren zu lassen, dazu bedurfte es keines großen „Sehen lernens“. Immerfort stolperte er, immerfort befand er sich in Lebensgefahr. Hier ein tutendes Automobil — dort ein elektrischer Wagen. Jene Greisin am Krückstock war sicherer als er — mit abgestumpften Nerven humpelte sie an den Benzinfauchern vorbei, als ob es bellende Hündchen wären. Großstadtgeschöpfe! Er, der Kleinstädter, blieb ratlos mitten auf dem Damm stehen und mußte zum Gaudium einiger Schuljungen schließlich von einem Schutzmann über den Potsdamerplatz geführt werden. Wie unfein und ironisch die Menschen ihn anstarrten. Hätte er Zeit gehabt, und wäre er nicht froh gewesen, mit heilen Knochen auf den Bürgersteig zu kommen, so hätte er sich wohl manchen Frechling in der Nähe besehen. Kummerte es jemand, daß er seinen grünen Strohhut trug und den schokoladenfarbenen Überzieher, den Tante Linda ihm vom ersten Schneider in Schnattersheim hatte anfertigen lassen? Gewiß nicht. Er fand übrigens die Kleidung der Berliner durchaus nicht schöner. Die Farben, die er trug, waren etwas ungewöhnlich, aber sie ließen sich doch malerisch vertreten, namentlich in der Schnattersheimer Landschaft. Hier natürlich wirkte alles kalt und roh. Das heißt — kalt! Er wünschte sich etwas Kälte. Die Julisonne tat das ihrige, er war in Schweiß gebadet und zog den Überrock aus, wodurch sich zum Grün und Schokoladebraun noch das Silbergrau seines Anzuges gesellte. „Der is in 'n Farbentopp je-fallen! Det is der fremde Herr aus Kottbus!“ hörte er zwei Bierkutscher einander zurufen. Er wollte keine Beleidigung darin sehen und schritt, sich aufrichtend, durch das Brandenburger Tor. Hier wurde ihm etwas wohler zumute. „Das ist fein, das ist fein“, murmelte er erfreut.

indem er das anmutige Palais der französischen Botschaft betrachtete. Dann zog er sein Skizzenbuch aus der Tasche und zeichnete die Front. Die lächelnden Blicke vorübergehender Neugieriger beachtete er nicht. Ihn entzückte das friedericianische Preußentum ringsum. Aber der Umschwung seiner Stimmung hielt nicht lange vor. Mechanisch ließ er sich, während es dunkel wurde, unter den Linden weiterschieben, interesselos und müde. Schließlich gelangte er in die Friedrichstraße und in einen Bierpalast, wo er sich bei einem Maßkrug, der ihn wieder mit manchem versöhnte, seinen traurigen Betrachtungen hingab. Heimweh überfiel ihn. Und er fand doch Heimweh so lächerlich! Nun, Dänemark! Wenn er erst nach Dänemark kam! Ans blaue Meer, zu Sigrid! . . . Halt! Der Name sollte ihm ja nicht einfallen! Diesen Schabernack sollte Onkel Bischoff ihm nicht gespielt haben, daß er ihn mit einer Photographie verrückt machte. Noch dazu von einer Dame, die inzwischen 15 Jahre älter geworden war! Aber es leuchtete doch sanft in den rauchigen Dämmer der Berliner Kneipe hinein: Sigrid . . . Ein kleiner Hoffungsstern im grauen Jrgendwo des Daseins. Und wohligh erwärmt von seiner gestaltlosen Sehnsucht hockte Peter Kranz vier Stunden lang im Zuckerbräu. In diesen vier Stunden trank er sechs Maß Bier aus. Der Kellner machte immer größere, besorgtere Augen. Aber der pfälzer Jüngling wankte nicht auf seinem Stuhl. So zart besaitet er im übrigen war, sein Magen war aus Eisen. Als es acht Uhr geworden, ergriff ihn eine sentimentale Unruhe. Er gedachte Tante Lindas und Onkel Bischoffs, er wollte den beiden einzigen Menschen, die es gut mit ihm meinten, etwas Liebes erweisen. Etwas kaufen mußte er ihnen in Berlin und nach Schnattersheim als Zeichen seiner Treue schicken. Armer Kerl, der er eigentlich war — ließ sich schieben und betreuen von so alten Leuten. Lebte von Versprechungen, hatte noch nichts geleistet — mit zwanzig Jahren! Beinahe ein Schuft! — Doch nein! Der Ausdruck war zu stark! Ein Künstler war doch was — er wollte ja ein Künstler werden. Vergrößerung des väterlichen Namens — Fortdauer! . . . Doch lieber die Beche bezahlen als große Worte verschwenden. Er erhob sich und ging etwas unsicher auf die regennasse Straße hinaus. Mitleidig sah er einer gepußten Dirne nach, die einen ganz anderen Blick von dem hübschen, jungen Herrn erwartet hatte. Dann fiel ihm ein, daß in einer Stunde sein Zug abging. Nun rasch noch, rasch den Einkauf machen! . . . Aber wo? Und was? Es mußte etwas Erquissites sein, etwas, was bleibenden Wert hatte. Ob

seine Reiseflasche ihm gestattete, „bleibenden Wert“ zu kaufen — daran dachte er nicht.

Er bummelte die Linden entlang und bemerkte erst allmählich, daß die meisten Läden schon geschlossen waren. Halb ärgerte, halb erleichterte ihn das, denn er ging sehr ungern in Geschäfte, und zu Hause hatte er es sich so eingerichtet, nur bei August Schölermann am Markt zu kaufen, der einfach alles hatte. Aber es mußte sein, er durfte sich seine Pietät nicht zu bequem machen. Schließlich blieb er vor einem großen Schaufenster stehen, das japanische Kunstgegenstände enthielt. Er dankte Gott für diese Eingebung — hier mußte er kaufen oder nirgends. Eine unsichtbare Gewalt schob ihn in den Laden hinein, wo die Verkäuferinnen schon damit beschäftigt waren, alles wegzuräumen und Schluß zu machen. Der späte Besuch in Gestalt eines hübschen Jünglings hielt aber ihren Eifer auf. Sie sahen Peter Kranz mit schläfrigem Lächeln in die Augen. Der ergrimmte innerlich ob solcher Unfachlichkeit und fragte ziemlich barsch, was ein Leuchter, der einen hochaufgerichteten, phantastischen Drachen darstellte, kostete. „Hundert Mark, mein Herr,“ war die zierliche Antwort. Mein Gott — das war teuer. Aber schön war das Ding, und wie würde es in Onkel Bischoffs wunderlichen Kram passen! „Wir haben auch kleinere, mein Herr — zu siebzig Mark“, sagte das Fräulein, da es sein ängstliches Zögern bemerkte. Siebzig Mark. Er hatte noch nie etwas für siebzig Mark gekauft. Der kleine Leuchter aber war fast eben so schön, wie der große. „Ich nehme ihn,“ sagte Peter mit troziger Stimme. „Den großen oder den kleinen?“ „Den kleinen,“ klang es gleichsam um Entschuldigung bittend. „Schön, mein Herr,“ flötete die Verkäuferin. Wieder sah sie Peter zärtlich an und wickelte ihm den Drachen ein. Nun noch etwas für Tante Linda — etwas Kleineres, Apartes! Die Schlange? Nein, das war nichts, davor fürchtete sie sich. Aber halt — da lag eine höchst interessante Kleiderbürste. Mit einer außerordentlich feinen Schnitzerei im Rücken. Tante Linda bürstete viel und gern. Das war etwas. „Dreißig Mark, mein Herr. Ja, diese feinen Schnitzereien . . . wir können sie beim besten Willen nicht billiger geben. Der Zoll, mein Herr, der Zoll!“ Peter nickte zustimmend, mit dunkelrotem Gesicht — er wollte nur hinauskommen. Als er nach heftigem Stolpern glücklich an der Tür stand, fiel ihm die Hauptsache ein, und er stotterte, indem er die Pakete dem erstaunten Fräulein wieder zurückgab: „Würden Sie wohl die Güte haben — wäre es wohl möglich, daß Sie die Sachen mit der Post schicken?“ „Aber gewiß, mein Herr!“

„Besten Dank!“ Im Hintergrunde kicherte ein Hilfsmädchen und verließ das Lokal. Peter diktierte die Schnattersheimer Adressen und hatte endlich alles glänzend erledigt. Er lief auf die Straße hinaus. Er warf sich, da es gewiß schon höllisch spät war, in eine Droschke. Nun ging es zum Stettiner Bahnhof. Himmel Donnerwetter! Er mußte ja noch seinen Koffer von der Aufbewahrung holen! . . . Das Bier wirkte nach. Das Bier. Er fühlte sich sehr glücklich. Was würden die daheim für Augen machen! An die nicht vorgesehene Mehrausgabe von hundert Mark dachte er nicht. „Ich möchte in die Wähl hinaus!“ sang er, daß die Fensterscheiben der Droschke klirrten. Als er endlich am Schalter stand, um das Villett nach Kopenhagen zu lösen, verflüchtigte sich seine Aufmerksamkeit sofort wieder und wurde, von den nächsten, dringendsten Entschlüssen fort, durch eine Beobachtung absorbiert. Er sah einen alten Herrn im Winkel der Vorhalle stehen, den seine Angehörigen dort sicher gestellt hatten, bis die Gepäckaufgabe besorgt war. Der alte Herr war blind. Er starrte teilnahmslos in das bunte Getriebe des Reiseverkehrs. Ein seltsames Symbol. Die Seinen mit ihren hellen Augen mühten sich eben, ihm die Fahrt in die Ferne, zum weiten Meer vielleicht, zu ermöglichen — und er? . . . Was er für wunderbare Augen hatte. Und die ganze, vorgeneigte Gestalt. Und diese Stimmung überhaupt im stillen Winkel der lärmenden Bahnhofshalle! Es zuckte Peter in den Händen, sein Skizzenbuch aus der Tasche zu ziehen und den Eindruck festzuhalten. „Aber mein Herr, nehmen Sie doch Ihr Villett und halten Sie den Verkehr nicht auf!“ mahnte der Kassierer. „Inzwischen geht der Zug ab!“ zischte eine dicke Dame als Wortführerin einer entrüsteten, langen Menschenreihe. Peter bezahlte und riß sich los. Nach der Uhr sah er nicht. Er näherte sich vielmehr diskret, als ob es sich um einen Hellsichtigen handelte, dem Blinden. Eine Weile stand er neben ihm und zeichnete ihn im Geist. Welch' ein melancholisches Symbol . . . Plötzlich nieste der Blinde, und Peter war aus der Stimmung gerissen. Auch näherte sich ihm in diesem Augenblick ein Mann, der neben ihm an der Kasse gestanden. „Se wolle doch nach Kopenhage, nit wahr, Herr Landsmann? In zwei Minute fährt der Zug!“

Wie von einem Skorpion gestochen, fuhr Peter auf. Erst wollte er noch widersprechen, daß d r e i Minuten Zeit wären. Dann aber ließ er es, dankte dem Landsmann, auf dessen Namen er sich vergebens besann, und stürzte zum Bahnsteig. Er konnte eben noch hineingeschoben werden. Dann pfiff es schon und dampfte los.

Peter war im Coupé allein. Er besann sich, pustete, lachte und stöhnte vor sich hin. Er war ganz erschöpft. Als der Schaffner kam und sein Billett prüfte, fiel ihm erst ein, daß er vergessen hatte seinen Koffer abzuholen. Er dachte zunächst daran, wie an das Versehen eines unpraktischen Bekannten. Erst allmählich wurde ihm klar, wie nahe ihn selbst die Sache anging. Nun, er konnte ja den Koffer nach Kopenhagen kommen lassen. Das wäre was für Tante Linda, die Ängstliche. Und Onkel Bischoff — der würde sich scheidig lachen! Von der Erkenntnis seiner horrenden Unachtsamkeit aber doch beunruhigt, tastete Peter plötzlich an den Taschen seines Anzuges entlang. Eine feurige Tafel „Vor Taschendieben wird gewarnt!“ schwebte seinen Provinzleraugen entgegen. Doch nein! . . . Das Portemonnaie war noch da, Gott sei Dank, und das Skizzenbuch, das Peter als seinen höchsten Wertgegenstand ansah. Erst wollte er das Buch herausziehen, entschloß sich dann aber doch lieber, den Inhalt des Portemonnaies zu prüfen. Er kam sich jetzt zum ersten Male so kindisch verlassen vor. Teufel, Teufel — nur noch dreißig Mark! . . . Ja, ja, die Geschenke! Die waren ein Strich durch die Rechnung. Hm . . . Er hatte Tante Linda versprochen, frühestens in vierzehn Tagen um Geld zu schreiben. Was er jetzt noch hatte, reichte kaum für acht. Tante Linda hatte sogar etwas von einem Monat gemurmelt, und in diesen Sachen verstand sie nicht den mindesten Spaß. Das Geschenk konnte, da es von ihrem Gelde gekauft war, ihre Entrüstung auch nicht beschwichtigen. Onkel Bischoff anzupumpen, war eine heikle Sache. Der gab nur von selber was. Nun, die Sache würde schon „wie“ werden. Die schöne Hoffnung seiner ersten Wanderzeit ließ Peter sich durch den Mammon jedenfalls nicht verkehlen. Er streckte sich auf der Bank aus, er lächelte und schlief bald ein. Aber sein Schlaf war unruhig. Er schnarchte schmerzlich, er glaubte Onkel Bischoffs Porzellanschrank durch eine ungeschickte Bewegung zertrümmert zu haben, er war von tödlicher Angst erfüllt, daß der Apotheker nach Hause kommen und die Bescherung sehen könnte. Stöhnend und gleichsam Schutz suchend, hielt er Sigrids Bild in beiden Händen, er preßte es fiebernd an sein Herz. Dann stieß der Wagen heftig, und Peter erwachte. Man war in Warnemünde. Er steckte den glühenden Kopf zum Fenster hinaus und empfand zum ersten Male den frischen Salzhauch der Seeluft. Während der Zug auf der Fähre stand und nach Gedser, an Dänemarks Küste, geschleppt wurde, wollte er keinesfalls in dem dumpfigen Kasten bleiben. Das hatte er sich schon in Schnattersheim vorgenommen.



Er kletterte, völlig ermuntert, aus dem Coupé heraus und stand nun im Märchenschimmer der Mondnacht. Glitzernde Wasserweite lag ringsum, und über ihm wölbte sich des ausgestirnten Himmels dunkler Frieden.

Leben! Leben! Nicht malen. Das war die eine jubelnde Empfindung, die jetzt sein einsames Gemüt beherrschte. Was galt es denn eigentlich, etwas werden? Sein, da sein auf dieser Gotteswelt, das war die Hauptsache. Den Becher des Lebens in die Silberflut solcher Nacht zu tauchen und ihn auszutrinken unter dem freien Firmament! Er schritt an schlafenden Schiffsleuten vorüber zum Bug der Fähre. Leise lachend bemerkte er, daß die Männer über einer kreisenden Schnapsflasche eingenickt waren. Diese Realisten berauschten sich nicht am salzigen Meerwasser, wie er es wollte. An das Zuckerbräu dachte er jetzt nicht mehr. Er stand in dem scharfen Vorsprung, der die Flut zertheilte, allein. Seine träumenden Augen suchten die dänische Küste. Aber in der Dunkelheit vermochte er nur weit drüben eine schattenhafte, schwankende Linie zu erkennen, die auch die fernste Front der rollenden Bogen sein konnte. In seiner Unerfahrenheit beugte Peter sich über Bord und starrte lange in das schaukelnde Spiel des Wassers. Plötzlich gesellte sich zu seiner schweren Träumerei ein eigentümliches Unbehagen. Die See ging hoch, der schwere Bahnzug auf der Fähre schwankte wie eine dicke Dame im Ruderboot. Peter aber, der noch dazu am exponiertesten Punkt stand, merkte es zu spät und fühlte sich recht krank. Angstschweiß bedeckte seinen Körper, und ehe er protestieren konnte, hatte sein schwächeres Ich die Silberflut der See ganz anders berührt, als er geträumt hatte. Beschämt und das Zuckerbräu mit seinem wohligen Gift verwünschend, schlich Peter in das Coupé zurück und schnarchte dort bis zum hellen Morgen. Der Schaffner rüttelte ihn auf. Er befand sich — wo? . . . In Kopenhagen! Ja, im Bahnhof von Kopenhagen! Er war der letzte, der sich durch das fremdartige Gewühl, einem höflichen, aber unverständlichen Hotelportier nach, hinaus drängen mußte.

„Wo ist das Gepäck des Herrn?“

„Mein Koffer kommt nach,“ stotterte Peter verlegen.

Er sah zerstreut zur Seite, da eben eine Dame vorüberschritt, die ihn lebhaft an Sigrids Bild erinnerte. Dann bekam er einen heftigen Stoß von einem vorüberlaufenden Gepäckträger und wandte sich mit einem sinnlosen „Verzeihung!“ wieder dem Portier zu. Der aber war nicht mehr zu sehen. Hatte er sich davongemacht? Peter schwoh die Zornader auf der Stirn. Mißtraute man ihm, weil er kein Gepäck hatte?

Das schien ja ein schönes Hotel zu sein, das Onkel Bischoff ihm empfohlen! Nun, eigentlich war er ganz froh. Bei der Ankunft in einer fremden, großen Stadt, von tausend Eindrücken bestürmt, war es ihm ein Greuel, die Hotelformalitäten zu erledigen, sich von trinkgeldsüchtigen Frackträgern bekompimentieren und schließlich in ein Zimmer sperren zu lassen, das er nie gewählt hätte. So aber war er ein freier Mann, konnte „singen“ und tun, was er wollte. Ganz so, wie er es sich immer gewünscht hatte. Unbekannt — losgelöst von jeder Rücksicht. Er sumnte vergnügt vor sich hin. Es dämmerte ihm wohl, daß es jetzt richtiger wäre, zunächst den Koffer nachkommen zu lassen, denn sein Besitz in Dänemarks Hauptstadt bestand aus dem, was er am Körper trug, aber er verschob es, er lachte über die philiströse Pedanterie — es hatte bis zum Abend Zeit, wo er ja doch ein Gasthaus auffuchen mußte. Mit Ingrimm nahm er sich schon vor, in ein recht obstures zu gehen, in eine Art Asyl für Obdachlose, wo man mehr auf ein ehrliches Gesicht als auf elegante Koffer sah. Er hatte ja Geld bei sich — dreißig Mark — geschehen konnte ihm nichts. Er wollte den Plunder übrigens sofort einwechseln. In dänischer Währung nahm sich sein Kapital nun freilich weniger majestätisch aus. Aber dafür gefiel ihm die Zeichnung der Kassenscheine — das versöhnte ihn wieder.

S c h l u ß   i n   d e r   J u n i - N u m m e r .

# Joseph Aug. Lur: Die moderne Architektur in Deutschland.

Schluß.

Die Gartenstadtfragen, die zahlreichen neuen Städtebaufragen, die bekannten Fehler und Sünden während des Architektur-niederganges in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts haben den Gesichtskreis erweitert und vertieft und erkennen lassen, daß die stürmische Bewegung der letzten zehn Jahre nur den Vorgang auf einer kleinen Vorbühne bildete, während dahinter die großen Umrisse gewaltiger Architekturprobleme und ihrer machtvollen Persönlichkeiten stehen. Diesen Erscheinungen gegenüber versagt der kleinliche Maßstab vollends, der die Entwicklung nach fünf oder zehn Jahren bemißt. Hier erscheinen Baukünstler, die zum Teil der älteren Generation angehören, und die in einigen Einzelheiten an der Überlieferung einer bestimmten Schule festhalten. Mit Recht sogar, die aber auch das gewaltige Können der alten Schule haben und als schöpferische Naturen Schritt mit der Zeit halten. Das sind keine Stilarchitekten, wenn sie auch aus der älteren Schule hervorgegangen sind. Ueberhaupt ist vor dem leichtfertigen Gebrauch solcher Schlagworte sehr zu warnen. Diese Schlagworte haben die fälschliche Meinung verbreitet, als ob es nur Maler-Architekten und der verächtliche Gegensatz, die Stil-Architekten gebe. Es ist endlich Zeit, zu erklären, daß diese Art von Unterscheidung irreführend und der baukünstlerischen Auffassung zuwider ist. In der Architektur kommt es auf ganz andere Dinge an, als auf diese äußerliche und meistens ziemlich willkürlich behandelte Unterscheidung. Die Erscheinungen, von denen hier die Rede ist, stehen ganz außer dem Bereich dieser Doktrinen. In dem kleinen Gesichtswinkel der kunstgewerblichen Interessen und der Kleinarchitektur ragt Messels mächtiger Wertheimbau hinein, der auf einer anderen Grundlage gewachsen ist und Bewunderung erzwingt, trotzdem sein Ausgangspunkt die historische Architektur ist. Und doch ist er absolut modern, wenn sich auch die Gotik zum Vergleich aufdrängt. Es ist ein Beweis, daß es darauf gar nicht ankommt. Die grandiose Pfeilerstellung, die enggereiht den häßlichen Fehler der übertriebenen Fensterhöhlungen vermeidet und

X

ungeteilt bis unter das barockartig gebrochene Dach reicht, gibt dem Warenhaus, das mit seiner horizontal bedehnten Front diesen Vertikalismus benötigt, wunderschöne Kontrastverhältnisse, gefühlte Proportionen, die hier eine schlicht vornehme Würde ausdrücken und auf die es nebst einem ausgezeichneten, organisch gestalteten Grundriß in der Architektur hauptsächlich ankommt. Das ist der entscheidende Architekturstil, der Stil, ein im Wechsel der Erscheinungsformen beharrendes Gesetz, wogegen die äußerlichen Schmuckformen kein entscheidendes Kriterium bilden, ganz abgesehen davon, daß Messel auch darin eine außerordentliche Feinheit und Freiheit betätigt. Messels Bau ist für die Berliner Bauentwicklung von vorbildlicher Bedeutung. Berlin ist im Begriff, ein künstlerisches Architekturkleid anzuziehen. Außerordentlich tüchtige Baukünstler sind am Werk, Ernst Hoffmann, der alle Vorzüge der großen Bautradition hat; Albert Gessner, der namentlich dem Miethausbau die proportionierte Form gibt; Bruno Schmitz, der Erbauer des künftigen Völkerschlachtdenkmals bei Leipzig, des Mannheimer Rosengartens (wo kürzlich auch Hermann Billig eine wichtige Architektur in der Nachbarschaft des Rosengartens hinstellte), und von anderen Arbeiten abgesehen, des äußerlich schlicht betonten „Rheingold“-Baues, der nur innerlich an einer Ideenhypertrophie leidet und bunt ist, wie eine Architekturfiggensenkung; Hermann Muthesius, der mit viel Glück den Landhausbau pflegt und dem heimischen Hausbaucharakter die kultivierte, puritanische Enthaltsamkeit des englischen Landhausbaues assimiliert, d. h. sie organisch auf seine deutsche Art verarbeitet, wie es etwa der überlegene Wiener Architekt Joseph Hoffmann tut, der sich mit dem Feinsten der Kultur in Übereinstimmung setzte, mit dem Schaffen der englischen Künstler um Morris und der schottischen Gruppe Mackintosh so gut, wie mit der japanischen Kunst, oder der wundervollen farben- und ornamentfrohen ethnographischen Kunst der slavischen Völkerschaften Österreichs, und wie kein anderer Architekt alle Gestaltungsformen der modernen Lebenskultur vom Hausbau herunter bis zur letzten Streichholzbüchse seinem auf organische Einheit gerichteten Architekturwillen unterwirft, wie die bekannten, formal und qualitativ gleich hervorragenden Erzeugnisse der Wiener Werkstätte beweisen. Berlin will nicht nur durch die Bauten seiner hervorragenden Architekten, unter denen Messel, (der, wie bekannt, die Museumsbauten neu gestalten wird), durch die Betonung schlichter Größe bestimmend hervortritt, sondern auch durch das ungeheure Projekt eines neuen Ge-



Prof. Martin Duesler:  
Das Dortmunder Theater.  
(Zum Artikel von J. A. Lur.)  
Mit gütiger Erlaubnis des Ver-  
lages „Hohe Warte“, Leipzig.



## Jos. Aug. Lur: Moderne Architektur in Deutschland

neralregulierungsplanes das Bild einer künstlerischen Städtebaugesinnung bieten, wie es in dieser großzügig gefaßten Art seit der von dem fürstlichen Ruhmessinn zeugenden Baukunst des absolutistischen XVIII. Jahrhunderts und seit Schinkel nicht mehr der Fall war. Berlin hat viel Versäumtes nachzuholen und zu verbessern. Es braucht drei Generationen, um das Versäumnis der vorangegangenen Generation wieder gut zu machen. Ohne Zweifel ist die in seiner Art vorzügliche Stadtanlage Wiens zum Beispiel genommen, wo seit der Niederlegung der inneren Wälle und Gräben die gegebene Situation zur Bildung einer Ringlinie mit Radialstraßen, die nach allen Richtungen ausstrahlen, geschickt benutzt worden ist und später durch die Schaffung eines äußeren Vororte-Gürtels an Stelle der Linienwälle konzentrisch ein zweites Ringgebilde und schließlich durch das Projekt des Wald- und Wiesengürtels mit einer Höhenstraße eine dritte, in der Landschaft liegende Ringanlage vorgesehen wurde. Dieser großzügig durchdachte Plan hat auch andere Städte aufgemuntert, namentlich Berlin. Im übrigen aber macht sich auch in Wien durch das Überhandnehmen der Bauspekulation in den letzten fünfzig Jahren und leider heute noch eine sehr kleinliche Baugesinnung geltend, die namentlich dem Projekt des Oberbaurat Otto Wagner, die künstlerische Gestaltung des Karlsplatzes und den dort in der Umgebung der Karlskirche gedachten Neubau des städtischen Museums betreffend, sehr übel mitspielt. Trotzdem das Infrustationsprinzip Otto Wagners im Norden, der dem unbekleideten Steinbau huldigt, wenig Anklang findet, wird ein künstlerisch berufenes Urteil, woher es immer kommen mag, rückhaltlos zugeben müssen, daß Wagner als der geborene Monumentalarchitekt seine Aufgabe mit unübertrefflichem künstlerischen Scharfsinn faßt und in bezug auf die Bedürfnisse des modernen Lebens, auf die Gebrauchsfähigkeit und Zweckmäßigkeit und schließlich auf die grandiose Wirkung eine unvergleichliche Finesse besitzt. Sein neuer Postsparkassenbau ist ein ingenios durchdachter Geld- und Verkehrsapparat, seine Kirche für die nieder-österreichische Heil- und Pflegeanstalt ist der mit allen modernen Mitteln, einschließlich der Moserschen Glasfenster glücklich durchgeführte Versuch eines konstruktiv und praktisch auf der Höhe der Zeit stehenden Kirchenbaues, der äußerlich durch die ganz prachtvoll gelungene, mit vergoldeten Kupferschuppen bedeckte Eisentuppel gekennzeichnet ist, wengleich die Detailverzierungen an der Außenseite weniger glücklich sind. Diese Banwerke, wie die Stadtbahnanlage und das Nadelwehr in

Mußdorf sind als neue künstlerische Bauregungen für Wien charakteristisch. Selbst wenn man noch ein paar moderne Zinshäuser, etwa von Wagner, Plecnik, Fabiani, Verley u. a., sowie Ohmanns Wientalabschluß in Betracht zieht, muß festgestellt werden, daß die öffentliche Baugesinnung dieser Stadt weit hinter der künstlerischen Entschiedenheit anderer Städte, wie München und Dresden, zurückbleibt. Einmütig sind in München die Künstler und die Behörde bedacht, der Stadtentwicklung eine künstlerische Charakteristik zu geben, die sorgfältig in bezug auf die lokale Tradition und auf die schöpferische Selbständigkeit bedacht ist. Der süddeutsche Puzbarockbau hat dort eine vollstümliche Architekturgrundlage geschaffen, aus der ein rühmliches Architektengeschlecht seine durchaus selbständige Eigenart entwickelte. In diesem Zusammenhang sind besonders die Brüder von Seidl hervorzuheben, Emanuel und Gabriel, durchaus selbständige und schöpferische Weiterbildner auf der gegebenen heimatlichen Grundlage. Sie stehen mit der großen Tradition in einer Richtungslinie, obschon sie durchaus mit den Forderungen der Zeit im Einklang sind. Das neue Nationalmuseum von Gabriel von Seidl mit seiner bewegten Silhouette, ein wohlproportionierter und wohlabgestufter und zugleich stark zusammengefaßter Gebäudekomplex, ist seiner Anlage nach als organischer Museumsbau vorbildlich. In geistiger Beziehung verwandt mit diesem ist der Darmstädter Museumsbau von Messel. Was München betrifft, ist ferner hervorzuheben, daß der Geist Graessels, Hocheders, Fischers u. v. A. hütend und fördernd auf die künstlerische Bauentwicklung wirkt und Hervorragendes geschaffen hat, davon, um nur einiges zu nennen, die ausgezeichneten Schulbauten, einige Brücken erwähnt werden sollen, von den großen Projekten, die Friedhofsanlage, ferner die Bauprobleme auf der Kohleninsel ganz zu schweigen. Die Privatarchitektur ist von einer ganz ähnlichen Gesinnung getragen und eine zahlreiche jüngere Architektenschaft, die insbesondere die vollstümlichen Baugedanken der Heimat betont, geht auf einem Weg, der nur Erfreuliches verspricht. Wie auf der Charlottenburger technischen Hochschule ist auch in München der Städtebau als eine Kunstangelegenheit ersten Ranges erkannt und die Einrichtung einer Lehrkanzle an der Hochschule vorgesehen worden, die vorwiegend den ästhetischen Gedanken der Städtebaukunst pflegen wird. Man kann sagen, daß München diejenige Stadt ist, wo schwere Bauverfehlungen prinzipiell ausgeschlossen sind. Soll das nur in München der Fall sein können? In keiner anderen Stadt ist das Künstlertum mit dem öffentlichen Leben, mit dem Volk,



## Jos. Aug. Lux: Moderne Architektur in Deutschland

der Gesellschaft und den Behörden so verwachsen, wie in München. Der Segen, der für die Stadt daraus entspringt, ist nach der wirtschaftlichen, wie nach der ästhetischen Seite hin unberechenbar, namentlich, wenn man das höchste menschliche Gut, das sich daraus ergibt, in Betracht zieht: die Lebensfreude. Man wird begreifen, daß man von dieser Stadt nur in dem Ton der Verliebtheit reden kann. Auch Stuttgart will sich vollenden. Dort wirkt seit einigen Jahren Theodor Fischer zum außerordentlichen Segen der Stadt. Fischer ist derjenige, der unter den Architekten unserer Zeit vielleicht den tiefsten Blick in den Baugesist der deutschen Städteüberlieferung getan hat. Seine Brücken, Schulanlagen, Kirchen, Straßen haben die schlichte Größe der alten Städtebaumeister, die durch nichts Äußerliches wirkten. Diese einfache monumentale Wirkung ist gemildert und von leichter Faßlichkeit durch menschlich dimensionierte Proportionen, die einen begreiflichen Maßstab geben und die angenehme Rhythmik der Baugliederung unmittelbar mitteilen. Es kommt wohl auch daher, weil an dem Schaffen dieses Künstlers nichts Kalt Geklügeltes ist, sondern die Innigkeit des Empfindens und Anschauens, die er in Raumverhältnisse, in Architektur auszudrücken vermag und die ihn zu dem deutschesten der deutschen Architekten macht. Nächst München tritt Dresden durch die Entschlossenheit der künstlerischen Initiative hervor. Dresden war ja auch mit „die Kämpferin der ersten Stunde“. Sie hat nach außen hin diese ausgezeichnete Haltung durch ihre eindrucksvollen Ausstellungsunternehmungen dauernd behalten. Hier hat sich unter der Hand eines organisatorisch begabten Künstlers, wie des von München hierher berufenen Hans Erlwein, auch im öffentlichen Bauwesen der Stadt eine aner kennenswerte Entwicklung vollzogen. Eine außerordentlich disziplinierte künstlerische Gruppe hat sich hier konzentriert, die auf eine gute Zucht der städtischen Bauentwicklung bedacht ist. Wenn es auch leider zur Regel gehört, daß der künstlerische Privatarchitekt am wenigsten für die eigene Stadt zu tun hat, so ist der geistige Einfluß, der von ihm ausgeht, wieder nicht zu verkennen. Hier wirken Martin Dülfer, der einige Jahre vorher in München eine hervorragende künstlerische Tätigkeit entwickelt hatte und durch seine Theaterbauten in Dortmund und Lübeck, Geschäftshäuser, Hotels, um nur die wichtigsten seiner auf edel einfache, an das Empire anklingende, aber konstruktiv bedingte Gliederung gerichteten Bauwerke zu nennen, einen ausgezeichneten Ruf erworben hat; Frits Schumacher, William Löffow, der Erbauer der rhythmisch bewältigten Baugruppe

der Kunstgewerbeschule und in Verbindung mit Max Hans Kühne präsumptiver Schöpfer des künftigen Leipziger Hauptbahnhofes; Schilling und Gräbner, Erbauer der Erlöserkirche; Wilhelm Kreis, der Retter der Augustusbrücke, Retter insofern, als befürchtet werden mußte, daß der Neubau der unersetzlichen alten Augustusbrücke rein ingenios technisch vollzogen würde, nun aber glücklicherweise unter die baukünstlerische Leitung dieses ausgezeichneten Architekten gestellt wurde; ferner Oswin Hempel, Ernst Kühn, Kornelius Gurlitt u. a. Der Neubau des Landgerichtes von Landesbauinspektor Kramer lieferte auch hier den übrigens sehr seltenen Beweis, daß eine künstlerisch empfindende zähe Natur auch in der Abhängigkeit der Staatsanstellung ein künstlerisches Projekt durchführen kann, wofern die Baubehörde mit künstlerischen Initiativen durchsetzt ist, was zweifellos in Dresden so gut wie in München der Fall ist.

Die moderne Baugeschichte hätte sicherlich noch sehr viel mehr Namen und Werke zu verzeichnen. Eine Vollständigkeit nach dieser Seite gehört nicht in den Rahmen dieser Schrift, für deren Zweck der Hinweis auf einige der bedeutendsten Architekturschöpfungen, die von dem Geiste der Zeit erfüllt sind, genügt. Im Zusammenhang mit der Architektur ist nicht der Plastiker zu vergessen, der in Verbindung mit den architektonischen Absichten eine verlässliche raumkünstlerische Bestimmung empfängt. Außer Hildebrand, der im Schatten der großen Renaissanceüberlieferung schafft und von ihrem Geist und von ihrer edlen Handwerklichkeit erfüllt ist, und dem genialen Problematiker Max Klinger, der von einem faustischen Sucherdrang beseelt apollinische Klarheit und itanische Lebenselemente zu verschmelzen und diese Verbindung von modernem Empfinden und klassischer Haltung in der plastischen Schönheit und Ruhe des Steins zu verewigen sucht; außer diesen also haben sich einige jüngere Plastiker zur Bedeutung durchgerungen, von denen der kürzlich nach Dresden berufene Wrbka, der auf monumentale Architekturwirkung gesinnte Wegner, der früher in Darmstadt tätig gewesene L. Habich, der in Dresden wirkende Münchner Karl Groß, dann Lederer, der bekannte Schöpfer des Bismarck-Denkmals in Hamburg, ferner Ignatius Taschner, der zu früh verstorbene Hubler in Dresden, erwähnt werden können, ohne die Reihe der Tüchtigen zu erschöpfen. In diesem Zusammenhange scheint die Feststellung, daß sich im Laufe der modernen Bewegung in der angewandten Kunst die anfangs auseinanderlaufenden Strömungen immer entschlossener in dem Architekturgedanken geeinigt haben, was der natürliche Lauf der

## Prof. Aug. Lur: Moderne Architektur in Deutschland

Dinge ist. Als Endergebnis greift die richtige Auffassung Platz, daß alle kunstgewerblichen Disziplinen und schließlich auch die Malerei und die Plastik in dem Architekturgedanken ihren natürlichen Schwerpunkt finden müssen, und in dem weitesten Begriff als Architektur zu verstehen sind. Ja selbst die Werke der Technik müssen sich diesem Begriff einordnen, sobald sie wieder beginnen, die Merkmale der menschlich bedingten Schönheit, unbeschadet der Sachlichkeit, zu äußern. Die Architektur auf ihren führenden Platz zu setzen und die edelsten Kräfte in ihren Dienst zu stellen, war die geheime, erst nach und nach erkannte und fast unwillkürliche Tendenz dieser Bewegung. Die Architektur mußte ihren bestimmenden Platz im Leben haben, wenn die mit neuer Künstlerkraft aus der lebendigen Arbeit des Volkes hervormachsenden kunstgewerblichen Betriebe Bestand und Festigung finden sollen. Dann aber fordert das Leben selbst mit zwingender Macht die Betätigung des Schönen im Bauen und Bilden, weil schließlich die Erfahrung gemacht werden mußte, daß die Gesundheit, die praktische und hygienische Vollkommenheit im Leben der Städte und deren Anlagen, sowie im Umkreise des Hauses, vom Stadthaus bis zum kleinsten Arbeiterhaus herunter, wurzeleins ist mit der ästhetischen Erfüllung und nicht besteht, wenn nicht der alles umfassende lebendige künstlerische Sinn tätig ist. Die weitere Entwicklung, die so dringend die Forderung des schönen Bauens aufstellen muß, wenn die Kultur fortschreiten soll, wirkt zugleich eine Menge sozialer und wirtschaftlicher Kunstfragen auf, die gerade im Baufach entschieden werden müssen. Die Frage ist nun, wie der Staat und die Stadt als Bauherren diese künstlerischen Kräfte und ihren Nachwuchs benützen werden; Staat und Stadt als Faktoren, die eine Menge Bauaufgaben in Händen haben und durch den von ihnen gepflegten Bureaukratismus in künstlerischer Beziehung ein trauriges Fiasco machten; was die Städte durch den Verlust an Schönheit und infolgedessen an materiellen und immateriellen Gütern eingebüßt haben, ist unberechenbar und erfordert gebieterisch die Heranziehung des freien schöpferischen Baukünstlers gerade zu den wichtigsten Bauaufgaben, die der Staat und die Städte zu erteilen haben. Wie aber ist die Stellung des Baukünstlers zu den großen Spekulationsunternehmungen, zu der ganzen privaten Bautätigkeit, die jene des Staates um Ungeheures übersteigt und der traurigen, jüngst vergangenen Architekturperiode den Stempel der vollständigen Ideenlosigkeit und der nach jeder Richtung hin unzulänglichen Schablonenhaftigkeit aufgeprägt hat? Hier ist vor allem der Hebel ein-

zusetzen; die Brandmarkung des Minderwertigen einerseits, die Forderung der Erkenntnis des baulich Schönen andererseits sind derzeit die wichtigsten geistigen Mittel, um die innere Verfassung der Allgemeinheit zu ändern. Das Verständnis für Architektur im allumfassenden Sinn ist eine Angelegenheit der neuen allgemeinen Bildung. Wer nicht imstande ist, das sachlich Schöne und das künstlerisch Eigenartige aller Künste im Umkreise der Architektur zu würdigen, ist nicht gebildet. Keinesfalls kann die Aufgabe der Allgemeinheit dahin gehen, dem Künstler Vorschriften zu machen oder sich seinen Intensionen, die nicht immer sofort von der vom Gewohnheitsurteil abhängigen Menge verstanden werden können, entgegenzusetzen, wie es leider in dem traurig denkwürdigen Fall in Wien, Otto Wagners Karlsplatz- und Museumsprojekt gegenüber, geschieht. Die Autorität des Künstlers steht über der Menge. Die Menge besitzt keine Autorität, sie besitzt höchstens blinde Gewalttätigkeit. Hier muß die Literatur und die vornehm gesinnte Presse helfen, die den geistigen Entwicklungsgang bestimmt und in bezug auf die Kunst die Aufgabe hat, die Religion des Schönen zu verbreiten. Nicht was der Menge sogleich gefällt, besteht auf die Dauer; auf die Dauer besteht nur die schöpferische Kraft des Persönlichen. Nur die Persönlichkeit ist schöpferisch, im Schaffen, wie im Genießen.

# Otto Helmut Hopfen: Die Vase des Vergessens.

Schluf.

57. Emailglänzend, weiß wie Marmorstein  
Ließ ich zwei Tafeln aus der Vase schwellen;  
Zwei Briefe grub ich groß und golden ein,  
Wie wir auf Gräbern tun mit Bibelstellen. —  
Und wie wir Grabesversen Andacht weihn,  
Als könnten sie das Rätsel uns erhellen,  
Daß heute nicht mehr ist, was gestern noch gewesen,  
So muß ich immer wieder diese Briefe lesen.

## Die erste Tafel.

Aus den kühlen Höhen des Engadin.

Geliebter, komm! Ach, könntest du sehn,  
Wie sehr man mich feiert im Bado.  
Verweil' ich am Ufer der düsteren Seen,  
Erklimm' ich zudige Grade, —  
Stets werd' ich staunenden Blickes erkannt  
Als Braut von dir, der den Phöbus erfand.

---

Welch Glück. Welche Wonne. Dein Ruhm ist mein.  
Erschein' ich in festlichem Kreise,  
Eilt jeder und bittet mein Tänzer zu sein  
Und sagt mir auf zierliche Weise:  
Die Schönste von allen aus nah und fern  
Sei bräutlich verbunden berühmtestem Herrn.

---

Du großer Künstler, Bräutigam traust,  
Dir dank' ich jegliche Stunde;  
Und gilt dir nichts, vergönne der Braut  
Dein Lob aus aller Munde.

---

Mag raunen ein Neider von diesem und dem,  
Mag immer zur Mutter schleichen; —  
Ich kenn' deiner Seele Demantdiadem,  
Mir kann ihr Glanz nicht erbleichen.

---

Doch gestern schlich sich auch zu mir,  
— Wir tanzten lust und lachten —  
Dein Freund, dem du bereinst die Tür  
Gewiesen voll Verachten.

---

Entrüstet hab' ich mich abgewandt.  
Ich fühlte sein Auge stechen;  
Schnell bot ich einem Bekannten die Hand;  
Da hört' ich hinter mir sprechen:

---

Du hast den Künstler der Kunst entführt,  
Gib frei; mußt sonst verderben.  
Ich kenne dich: Von ihm berührt  
Wirst du verwelken und sterben.

---

Ich tanzte fort, ich kam zurück,  
Ihn streiften meine Kleider;  
Ha, rief ich, garstig Dubsensfuß  
Durchschaut man wie den Reider.

---

Er starrt' mich an wie mein Geschid.  
Ich flog in lust'ge Runde.  
Umsonst; — es traf mich ins Genid  
Der Hauch aus seinem Munde:

---

Grab ein ins Hirn; hast ihn entführt;  
Gib frei; mußt sonst verderben.  
Fühlst du es nicht?: Von ihm berührt,  
Mußt wellen du, mußt sterben.

---

Ich hielt ich an und sah mich um; —  
Er war nicht mehr im Reigen.  
Doch horch, sein Wort ward nimmer stumm,  
Mir fiedelten es die Geigen: 1.

---

Grab ein ins Hirn; hast ihn entführt;  
Gib frei; mußt sonst verderben.  
Fühlst du es nicht?: Von ihm berührt  
Mußt wellen du, mußt sterben. 2.

---

## Otto Helmut Hopfen: Die Vase des Vergessens

---

O' Qual, nun wühlt in Ohr und Hirn  
Das Gift; ich darf's nicht hören.  
Ist's Wahrheit? — Weh; — mich will's verwirren,  
Es will das Glück zerstören.

---

Was steht mir schrecklich wohl bevor?  
Warum so jung schon sterben? —  
Die Mutter flüstert mir ins Ohr:  
Reich Bräutlein läßt sich erben.

---

Nimm alles, alles nimm, was mein,  
Die Lebende will schenken,  
Will dich, will sich von Gedanken befreien,  
Unwürdig je zu denken.

---

Und hab' ich dich Liebsten zum Gatten gewollt,  
Des mag die Kunst sich freuen,  
Denn frei sollst du das rote Gold  
Für sie — o nimm's — verstreuen.

---

Nun bist du reich; nun bau dir aus,  
So lähn es die Pläne bedürfen,  
Zur herrlichsten Werkstatt der Väter Haus,  
Nun bilde nach größten Entwürfen.  
Unnahbar steht dein Künftertum,  
O sichere vor Neid so Glück als Ruhm.

---

Doch scheust du zu nehmen, was gern ich gab,  
Gebrauch' es den Spul mir zu heben,  
Und denke, du lösest den Auftrag ab,  
Den ein Mäcen dir gegeben.  
Dann schützt uns die Kunst gleich Rosengerant  
Durch Wunderwerke. — Das sei dein Dank.

---

### Die zweite Tafel.

Aus der Höhe und Sonne überm Emotal.

Goldgeflügelte Göttin,  
Schütte dein Füllhorn aus!  
Prangen sollst du von Erze  
Hoch auf meinem Haus.

---

Will dich mit Silberfittich  
Malen am düsteren See,  
Harrend ein gütiger Engel,  
Schuß, was auch gesch'eh'.

---

Bist mir mit buntem Fittich,  
Mädchen, auf Firnengrat  
Schön wie Sonnenstrahlen  
Tanzend auf schwindligem Pfad.

---

Seele, dich tragen weiße  
Schwingen ins Morgenrot;  
Unter dir kreisen im Abgrund  
Wolken, Laster, Not.

---

Doch ungeflügelt, Geliebte,  
Betriffst du blond und hell  
Die blumenreichste Wiese,  
Du achst zum Lebensquell.

---

Schon naht du heiligen Wassern,  
Bückst nieder dich zur Flut,  
Wirst bald die Schale füllen,  
Die dir in Händen ruht.

---

Wirst raffen mit zitternden Fingern  
Dein Kleid, marienblau,  
Die Wasser werden umlosen  
Dich, meine junge Frau.

---

Ich weiß in meinem Busen,  
Ich weiß im Waldbrevier  
Solch heimlich tiefe Quelle,  
Die saß' ich kunstreich dir.

---

Zehn Säulen will ich türmen  
Aus Lapislazuli,  
Kristallene Tempeldecke  
Leg' rund ich über sie.

---



## Otto Helmut Hopfen: Die Vase des Vergessens

---

Die Säulen stehn im Wasser,  
Und um sie, weit gespannt,  
Sei reich aus Fruchtgitlanden  
Ein niedrer Bedenrand.

---

Und wo der Quell im Beden  
Entperlt dem hohen Berg,  
Soll weiß sich widerspiegeln  
Ein Marmorwunderwerk.

---

Es sei Symbol Loslanas,  
„Die große Fruchtbarkeit,“  
Und trage Deine Büge  
Zu weiter Folgezeit.

---

Aus heiligen Brüsten ströme  
Des Wassers reines Raß  
Vom Berg, zu Tal, zur Ebene —  
Mein Werk — ohn' Unterlaß.

---

Viel Blumen, viele Tiere  
Siehe darum geschart,  
Und dankerfüllte Menschen  
Segenreich gepaart.

---

Geringe Nische laß' ich  
Im vordern Sockelrand  
Für unsere Aschurne,  
Wenn wir dereinst verbrannt.

---

Ein Stückchen rosa Marmor  
Halt' ich dafür bereit,  
Auf Japans heiligem Berge  
Far' ich's in Jugendzeit.

---

Solch Grabmal schafft nur Liebe,  
Nicht Mäzenatengunst.  
Doch vorher heißt es — leben.  
Heißt: Glüd im Dienst der Kunst.

---

58. Wenn nachts der Sturm erschüttert das Gelände,  
Erdröhnen oft in schauerlicher Klage,  
O Vase des Vergessens, deine Wände  
Wie Glockensummen aus Vinetas Sage.  
Dann horch' ich angstvoll; ist mir doch, als schlage  
Des fernen Japans rosa Marmorspende  
Noch einmal in dir auf und berste dann, — zersprungen . .  
So tönen im Vergessen nach: — Erinnerungen.
59. Erinnerung, geheimes inneres Zittern,  
Gesang der Nerven, jedem Willen Hohn,  
Du lässest den, der einmal in Gewittern  
Vom Bliß gestreift ward, von des Donners Ton  
Noch jahrelang so jämmerlich erschüttern,  
Daß er sich winselnd fortschleicht, selbst vom Thron;  
Ihn labt, erlöst es seine Qual hinaus zu schrein. — — —  
Mein Schrei bist, Vase, du. — Wann wirst du mich befreien?
60. Noch zwei Reliefs. — Ich steh' davor, doch nimmer  
Erkenn' ich Qual und Fluch, daraus sie stammen.  
— 'Ihr sollt erschüttern, Bilder. — Bräutlich Zimmer,  
Weshalb naturgetreu in Goldgestimmer?  
Und dann der Werkstatt, des Kamines Flammen  
So still, so schön, statt klagend zu verdammen?  
Wozu die reine Form? — Armselige Kunst, ich neide  
Dem Dichter Gottes Trost, zu sagen, was er leide.}
61. Mein Brautgemach. — — In beiden Rahmenden  
Zwei schönge schnitte lachende Gestalten,  
Licht tragende pompöse Regereden.  
Wie hofft' ich einst mit diesen bunt bemalten,  
Verschwiegenen Wächtern meine Frau zu nennen.  
Ich konnt' mich stundenlang mit ihnen unterhalten  
Und dachte mir im voraus von den schwarzen Seelen  
Viel Märchen aus, um sie der Liebsten nächstens zu erzählen.
62. Verborgenes Werben zärtlicher Ideen.  
Wie Perlen starbt ihr in der Liebe Wein.  
Reiß, Muschel, zu, sonst mußt auch du vergehn.  
Zur Erde rinnt, wie Tränen über Elfenbein,  
Der kurze Traum. — Die Reger stampft' ich ein;  
Doch ließ ich ihren Typ im Bild bestehn.  
Weshalb kein Lachen da, wo mich das Schicksal schlug? —  
Noch jauchzt das wunde Meer, das Kerres' Flotte trup.
63. Mußt' ich doch selbst zuerst mit Lächeln schaun,  
Wie Gudrun: schön, mein angetrautes Lieb,  
Sich nicht in meine Nähe wollte traun,  
Wie Frost, wie Glut ihr übers Antlitz trieb  
Und sie mit zitternd unbestimmtem Graun  
Gekreuzten Armes an der Schwelle blieb.  
Ich sprach auf sie mit Heiterkeit und Klugheit ein;  
Doch sie begehrte nur: Laß, Sandro, mich allein.

## Otto Helmut Hopfen: Die Vase des Vergessens

64. Sie bat, beschwor mich, wehrte sich zum Schluß  
Und wollte zürnend sich zur Türe wenden;  
Da griff ich zart nach ihren beiden Händen,  
Die Lippen drückt' ich drauf im leichten Kuß  
Und sprach: Sei lieb; wie soll das Leben enden,  
Des erste Stunde zeitigt den Verdruß? —  
Komm her. — Aus freien Stücken komm. — In meinen Armen  
Wird — wärst du selbst aus Eis — dein jaghaft Herz  
erwärmen.
65. Sie weicht zur Wand zurück; ich überlege  
Und schau ringsum: Nichts fehlt im trauten Nest.  
Was quält dich? — sag' ich, — daß ich's von dir sege.  
Was ängstigt dich? — Heut ist doch Hochzeitfest. — —  
Sie sieht zur Tür; ich tret' ihr in den Weg.  
Sie sieht zum Fenster; das ist winterfest. —  
Sie lauert sich in sich, da jede Flucht versperret; —  
Ich starr' in ihr Gesicht, das fahl wird und verzerrt.
66. Sie starrt auf mich; welch Blick, so wirr, so heig.  
Ist's Wahnsinn? Furcht? Ist's halb versticktes Werben? —  
Gudrun . . . ?! — — Sie schweigt; und dennoch klingt es leis  
Durchs Brautgemach, als weine sie: — Ich weiß:  
Ich muß dich lassen oder muß verderben.  
Wie wild du blickst. — Du willst, — ich soll — bald sterben.  
Da ward es still; zum Atemholen selbst zu still.  
Mir stand mein Puls; mein Leben plötzlich still.
67. Dann aber brüllt' ich auf: Betrübter, S., u.  
Nur Fischblut nützt dich aus zum Selbstbetrug.  
Soll ich den Baum in meinem Wappen höhnen,  
Der tausend Jahr geerbt von Sohn zu Söhnen?  
Gudrun. Du zogst mich lange hin. Genug.  
Des Lebens Preis heißt: Eine dich dem Schönen . . .  
— — Wie; Jan Bolognas Held, der die Sabinerin raubte,  
Trug hoch, voll Jugendkraft, die Frau ich überm Haupte.
68. Ein Schrei. — — Ich hab' ihn heute noch im Ohr; —  
Bald hat die Nacht uns freundlich eingesponnen;  
Mir sang von Glück und Ruhm ein Engelchor,  
Von Liebesglück, das mutig ich gewonnen; — —  
Nichts träumte mir von dem, was ich verlor. — — —  
In dieser Nacht war Glück und Ruhm zerronnen,  
Zerronnen wie der Glanz des Schnees auf hohen Türmen,  
Geschmolzen unterm Flugsand von Schirokkostürmen.
69. Woher sie plötzlich wehen, Lust und Leiden,  
Warum sich Schnee und Staub dem Turme nahen,  
Weshalb sie diesen treffen, jenen meiden, — ?  
Wer lündet glaubhaft mir die Lösung an?  
War's meine Schuld, war's ihre? — Schuld von beiden?  
Ich sehe nur, wie Nektar, schweren Wahn  
Den Menschen hingeweht aus fluchentrückten Gauen;  
Nur Opfer braucht, nicht Schuld, des Schicksals lähmend  
Grauen.

70. Schicksal. — Aus Ohnmacht fluch' ich deinem Walten.  
Du maßlos Ding, von Toren nur besungen,  
Wie soll der Geist, wie soll die Faust dich halten,  
Chamäleon, von Willkürluft durchdrungen,  
Wo saß ich dich? — Du bist nicht zu gestalten,  
Bist nichts, bist alles. — Einzig du entbunden  
Von jeder Regel; tänzelnd in des Zufalls Spur,  
Ein Feind der Kunst und Hohn der ordnenden Natur.
71. Was, Zufall? Schidung? — Umgestülpte Worte.  
Nur Masken seid ihr, lügnerisch erdacht. —  
Bevor ihr kamt, war Ordnung hier am Orte,  
Und stiller Frieden hielt der Werkstatt Wacht.  
Gefallen ist der Glanz durch meine Pforte,  
Geschickt ward Ruhm und Argwohn angefaßt.  
Welch Meisterstück. — Verräter der Gerechtigkeit,  
Womit verdient' ich, Zufall, solches Herzeleid?
72. Womit verdient' ich, Schicksal, daß mein Lieb  
Verstört sich von mir schlich in erster Stunde,  
Womit verdient' ich, daß ich einsam blieb,  
Als ich erwachend umschaut' in die Runde?  
Und was verbrach dies Kind, dem sich aus fremdem Munde  
Ein einzig Wort ins Hirn zerstörend trieb?  
Und weshalb ahnt' ich, klagt' ich nicht vor ihrer Türe —,  
In Arbeit hoffend, daß die Lieb' sie zu mir führe? —
73. Ja, bei der Arbeit wehrt' ich jedem Groll,  
Da durft' ich fühlend ihre Form umkreisen,  
Mit jedem Pinselstrich, mit jedem Zoll  
Des Wachsens zarte Ehrfurcht ihr erweisen,  
Durft' ungestraft ihr schmeicheln und sie preisen.  
Erhaben und erhebend, wundervoll  
Schuf heilig ich der Gottheit Antlitz Zug um Zug  
So schön, wie liebend ich ihr Bild im Herzen trug.
74. So saß ich auch des Morgens am Kamin,  
Skizzierte emsiglich auf meinen Knien,  
Eh' ich von neuem trat zum Wachsmodelle,  
Da knistert' Seide über meine Schwelle. —  
Bekannter Schritt; — ich schwieg; — Gudrun erschien. —  
Sie stand; — ich rührte mich nicht von der Stelle. —  
Ganz leise nun ein Murmeln hinter meinem Rücken.  
Da wandt' ich mich und bat: Komm, so wird's besser glücken.
75. Sie stand am Eingang, aber sprach kein Wort.  
Herzklopfend sah ich auf von meinen Skizzen,  
Da hob sie sich auf ihre Zehenspitzen  
Und wiegte so sich leise fort und fort.  
Komm näher, sagt' ich, komm, um mir zu sitzen. — —  
Du willst es nicht? — Noch nicht? — So bleibe dort.  
Nur fliehe nicht aus Furcht, ich lönn' dir Leides tun. —  
Kein Hauch gab Antwort; aber lächelnd blieb Gudrun.
76. Natürlich wellend rieselten die Locken  
Von Stirn zum Ohr und Nacken goldig nieder,

Ein Strahllein fiel auf ihre blonden Lider,  
Ein anderes zuckte rückwärts, — fast erschrocken —  
Und tanzte doch alsbald zum Busen wieder.  
Ich sah dies Spiel mit jubelndem Frohlocken,  
Nun schien die Ruh der letzten Stunden leerer Land,  
Der wertlos vor des Lebens reicher Form verschwand.

77. Nie war ich meines Könnens mehr bewußt,  
Viel Bilder sprangen auf, die in mir ruhten; —  
Zu schwach der Stift. Der Glanz von Hals und Brust,  
Des Auges und der Haare Lichterfluten  
Schrien nach des Pinsels königlicher Lust,  
Nach Symphonien verwandter Farbengluten. —  
Zu matt auch das. Weshalb die tote Fläche brauchen?  
Viel edler war's, dem Wachs Leben einzuhauchen.

78. Gudrun, frohlockt' ich laut in Schaffenswonnen,  
Sollst du meiner Quelle Segen spenden.  
Jetzt bist du schön, wie heiße Sommer Sonnen;  
Hätt' ich noch hundert Jahre zu verschwenden,  
Nie könnt' ich alles, was ich schon eronnen,  
Zu deinem Preis, zu deinem Ruhm vollenden.  
Da flüsterte Gudrun und sah mich strahlend an:  
Hab Dank, mein Freund; die Schenkung ist so recht getan.

79. Ich hört' sie kaum und stürzt' ihr schon zu Füßen:  
Hab Dank, du, du. — Du hast zurück gefunden;  
Vergangenes sei verschwiegen und verwunden.  
Die Zukunft lacht mit hunderttausend Küßen;  
An meinen Lippen wolle ganz gefunden;  
Die Liebe lohnt mit heiligsten Genüssen;  
O du, komm her und laß dich an mein Herze pressen — — —  
Welch Leid! — — Ich stand an einem Abgrund unermessen.

80. Sie sang und tanzte umher und sah mich nicht.  
Verlorener Liebe rührende Gestalt,  
Sie sang mit plötzlich fremdem Angesicht,  
Mit einem Stimmchen kernlos und uralt.  
Und was sie sang, — mein eigenes Gedicht,  
Ein Sonnenlied und doch so todeskalt:

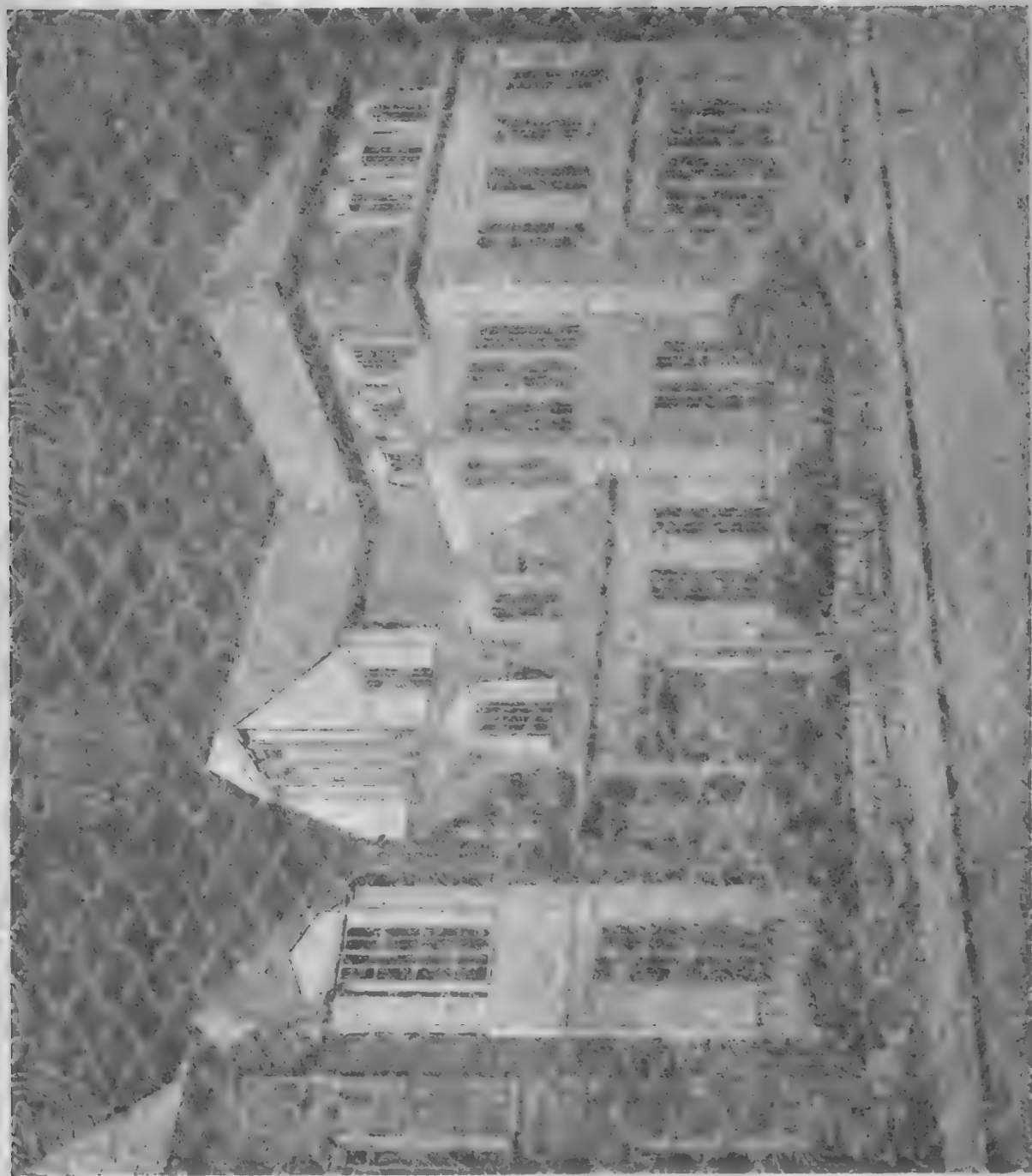
Goldgeflügelte Göttin,  
Schütte dein Füllhorn aus,  
Prangen sollst du von Erze  
Hoch auf meinem Haus.

Will dich mit Silberfittich  
Malen am düsteren See,  
Harrend ein gütiger Engel,  
Schuß, was auch gescheh'.

Bist mir mit bunten Schwingen,  
Mädchen, auf Firnengrat  
Schön wie Sonnenstrahlen,  
Tanzend auf schwindligem Pfad — —

Sie stand und zitterte; dann schrie sie: Schau nicht so.  
Verleumder. Nein. Nicht sterben. — — Ach! . . . Und sie  
entfloß.

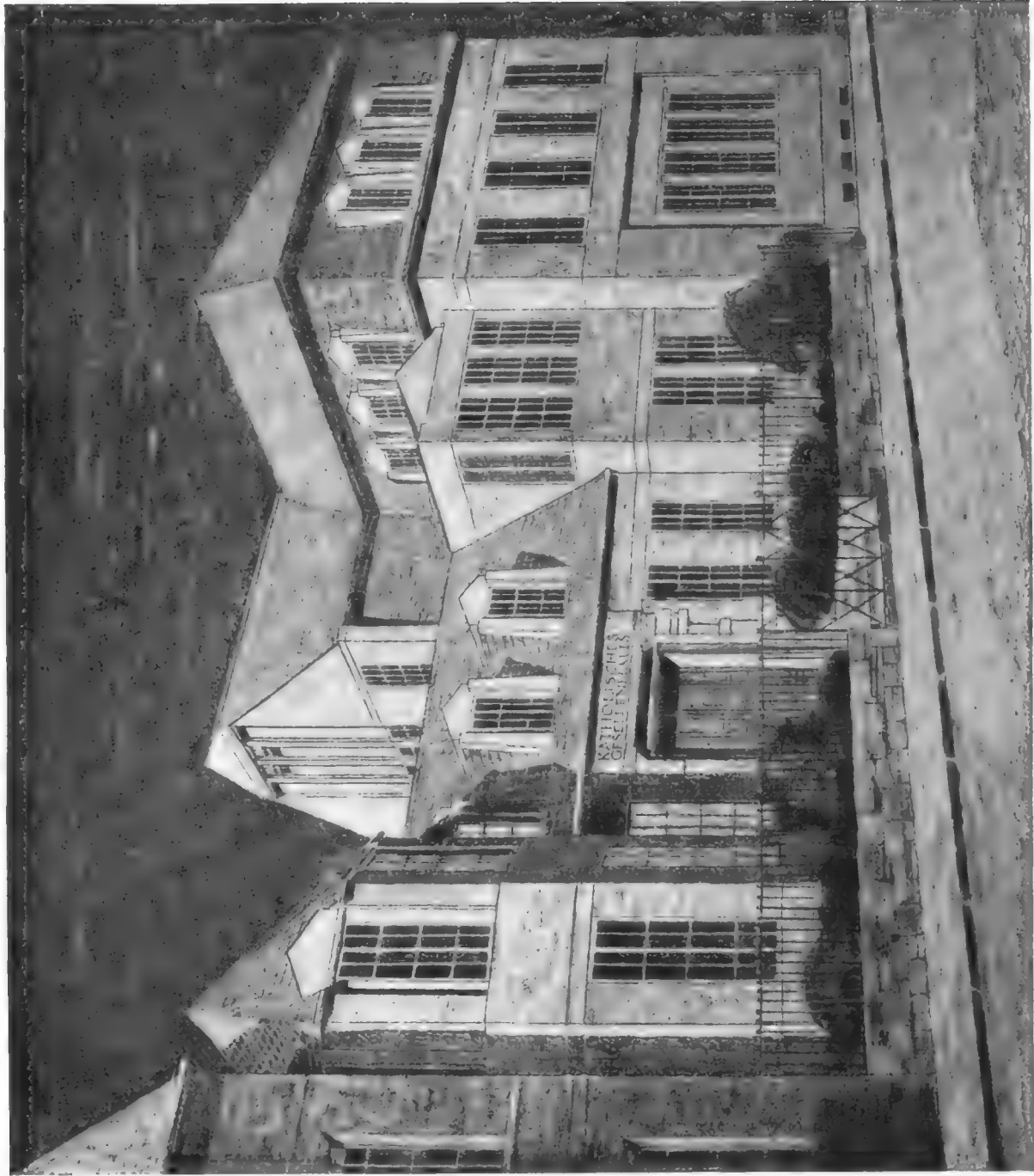
81. Und dann? Ja dann. — Wie lang sind sieben Jahre.  
Du siehst ein Licht in Not; fern zuckt der Schein;  
Es sinkt, es löscht. — Es darf, es darf nicht sein;  
O Gott, gib mir, daß ich es neu gewahre,  
Das Hoffnunglicht: Genesung, ihr, die mein. — ! ! — —  
„Mein.“ — — — Wer spricht's aus? Wer hindert an der Bahr  
Des armen Weibes einen stillen Abschiedfluß?  
Wer sind die Menschen rings und weigern meinen Gruß — ?
  
82. Die Mutter und die Freunde. — Welche Welt  
Des Hasses; Gott, ich konnt' sie nicht verhöhnen;  
Wollt' winselnd nicht ein Schuldbekenntnis stöhnen,  
Wo sie, nur sie die Fesseln aufgestellt,  
An denen Gubrns leichtes Schiff zerschellt.  
Laut mußt' ich sie verachten und verhöhnen.  
Wie bald ward, was ich für die Kunst verbrieft geglaubt,  
Ward Ruf und Ehre mir durch ihre Macht geraubt. !
  
83. Nun Bucherer um mein Besitztum schleichen  
Und ziehen Kreise, die sich schon verengen.  
Ich seh's. — Genug. — Gelappt ward jedes Zeichen,  
Daran wie Harz vergangene Leiden hängen.  
Erinnerung, stirb! — Ich will die Jahre streichen.  
Will wieder frei zu neuem Leben drängen.  
Als Sarg mußt' ich, Vergessenvase, dich errichten.  
Ich schließe dich als Grab mit schweren Humus-schichten
  
84. Und wieder sieben Jahre sind verronnen. —  
Ein Dampfer fährt von Brooklyns weißem Strand;  
Der Künstler kehrt zurück ins Vaterland;  
Ihn friert vor Sehnsucht nach Italiens Sonnen.  
Die neue Welt hält' gern ihn ganz gewonnen,  
Doch endete die Pflicht, der er sich band.  
Lebt wohl, habt Dank, ihr jungen strebsamen Nationen,  
Ihr gabt dem Fremden Kraft, im Heimatgau zu wohnen.
  
85. Die Fahrt geht gut durch helle Frühlingsnacht,  
Die See liegt still; nur selten Möwen schrein;  
Die Passagiere schlafen; ganz allein  
Der Künstler noch auf dem Verdecke wacht.  
Da wächst, — als innig er nach Haus gedacht, —  
Ihm warnend aus dem Meer im Nebelschein  
Die Vase des Vergessens glänzend emailliert,  
Mit Bildern und Reliefs aus alter Zeit verziert.
  
86. Und wie mit wachem Träumen er sie schaut,  
Ergreift ihn altes Weh und alter Groll,  
Derselbe Grimm, mit dem er Zoll um Zoll  
Die Riesenvase schmerzlich aufgebaut.  
Er sieht sie, sieht daneben kummervoll  
Sich selbst, der alles in die Vase staut,  
Woran vergangener Tage Weh und Freuden hingen,  
Die Rosen selbst, die Haus und Lieblingsbank umfingen.



Prof. Peter Behrens:  
Gebäude des neu-  
en Gebäudes (A. R. R.)  
Der gültige Erlaubnis  
des Baubüros:  
„Hans Baur“, Leipzig.

- Sie stand und zitterte; denn schrie sie: Schau nicht so.  
Verleumder. Nein. Nicht reden. — — — Ach! . . . Und sie  
entfloh
81. Und dann? Ja dann. — Wie lang sind sieben Jahre.  
Du siehst ein Licht im Fern: fern ist der Schein;  
Es linst, es löst. — Es doch, er darf nicht sein;  
O Gott, gib mir, daß ich es nur vermöchte,  
Das Hoffnungslicht. Gesehene, aber mein. — ! . . .  
„Mein.“ — — — Wer spricht's aber? Wer hindert an der Vase  
Des armen Weibes einen Fall, einen Abfluß?  
Wer sind die Menschen rings und weigern meinen Gruß — ?
82. Die Mutter und die Freunde. — Welche Welt  
Des Hasses; Gott, ich konnte sie nicht veröhnen;  
Wollt' winselnd nicht an Selbstbekenntnis hängen,  
Wo sie, nur sie die Reichen abgestellt,  
An denen Guderne leichtes Schiff zerseilt.  
Paut muß' ich sie verachten und veröhnen.  
Wie bald, ward, was ich ihr nie wagt vertriebt geglaubt,  
Ward Ruf und Ehre in der Nacht geraubt. !
83. Nun Wucherer am neuen Wucherum schleichen  
Und ziehen Kreise, die sich schon berengen.  
Ich seh's. — Genug. — Schloß ward jedes Zeichen,  
Daran wie Herz und Hand am Leiden hängen.  
Erinnerung, stiel — — — die Jahre strichen.  
Will wieder frei zum neuen Leben drängen.  
Als Sorg mißt in Vergessenvase, dich errichten.  
Ich schließe dich in Grab mit schweren Humeschichten
84. Und wieder leben. Jahre sind verrennen. —  
Ein Damar schreit von Preßburg weitem Strand;  
Der Künstler leert noch ins Vaterland;  
Ihn rückt von Sehnsucht nach Italiens Tannen.  
Die neue Welt hält gern ihn ganz gewonnen,  
Doch endete die Pflicht, der er sich band.  
Lebt wohl, habt Dank, ihr jungen strebenden Nationen.  
Ihr gabt dem Fremden Kraft, im Heimatgau zu wohnen.
85. Die Fahrt geht gut durch heile Frühlingnacht.  
Die See liegt still; nur selten Wellen schrein;  
Die Passagiere schlafen; ganz allein  
Der Künstler noch auf dem Verdecke wacht.  
Da wächst, — als innig er nach Haus gedacht,  
Ihm warnend aus dem Meer im Nebelschein  
Die Vase des Vergessens glänzend emailliert,  
Mit Bildern und Reliefs aus alter Zeit verziert.
86. Und wie mit wachen Träumen er sie schaut,  
Ergreift ihn altes Weh und alter Groll,  
Derselbe Grimm, mit dem er toll um Soll  
Die Riesenvase schmerzlich aufgebaut.  
Er sieht sie, sieht daneben kummervoll  
Sich jähst, der alles in die Vase staat,  
Daran vergangener Tage Weh und Freuden hängen.  
Die Rosen selbst, die Haus und Lieblingsband umfängen





Prof. Peter Vehrend:  
 Gesellschaftshaus zu Meuß.  
 (Zum Artikel v. J. A. Eur.)  
 Mit gütiger Erlaubnis  
 des Verlags:  
 „Hohe Warte“, Leipzig.



## Otto Helmut Hopfen: Die Vase des Vergessens

87. Im Mondenschimmer eilends fort getrieben  
Das Schiff die Meeresfläche scharf durchschnitt;  
Die Rochen in der Kielspur rückwärts blieben,  
So schnell die Fahrt, die Rösche kaum hielt Schritt,  
Doch mühelos in gleichem Abstand drüben:  
Die Vase und er selber zogen mit.  
Es klang: Du magst noch schneller, nochmals fernhin ziehn,  
Wie wirft im Ingrimme du vergangenes Leben fliehn.
88. Vergangenes fliehn? — So feige war ich nie.  
Ich hab's in Erz gebannt und überwunden,  
Hab' durch des trotzigen Willens Energie  
Ein neues Leben, neuen Ruhm gefunden.  
Narrt heute nochmals mich die Phantasie  
Und zeigt die letzte Spur, die nicht verschwunden,  
So will ich dieser Rebelfragen Mahnung hören,  
Im Feuer, das sie schuf, die Vase bald zerstören.
89. Der Eilzug lief mit nächtlichem Verspäten  
Ein in Florenz. Die düstre Bahnhofshalle,  
Durch die noch immer eisige Winde wehten,  
Empfing den Reisenden, und aus dem Schwallde  
Der Wartenden zwei Bauern um sich spähten  
Und lauschten, ob des Herren Ruf erschalle.  
Schnell sah er die Livreen, die kaum getragen waren.  
Gewohnter Schnitt seit seinen frühesten Kinderjahren.
90. Ihm war, als wär' er gestern fortgezogen:  
Am Gitter fand er seine Wagen halten,  
Kings schmale Köpfe, Nasen lang gebogen,  
Verbrannte Haut mit tiefen Sonnenfalten, —  
Ein Kindervolk, verärgelt und verlogen,  
Braunblondes Haar auf hageren Gestalten,  
Mit Augen dunkelbraun und Augen hellster Bläue,  
Voll Liebenswürdigkeit in Trug und halber Treue.
91. Wie jung gewohnt, des Ponny's Zügel faßt er  
Und fährt im Trab wie viele tausend Male  
Schnell übers weltberühmte breite Pflaster.  
Das Baptisterium liegt im Mondenstrahle,  
Und hinter ihm in buntem Marmor  
Erglänzen herrlich Turm und Kathedrale;  
Am Platz der Signoria schlafen schon im Lenz  
Vermummte Bettler wie seit jeher in Firenze.
92. Nun Ponte vecchio, nun der Vorstadt Prosa,  
Dann schnell durchs Tor hin zu Toskanas Kerne  
Die Siener Straße nach Certosa  
Und übern Emafluß. — Noch stehn die Sterne  
In voller Pracht, doch schon beginnt mattrosa  
Am Horizont in Casentino's Ferne  
Die Dämmerung. — — Das Ponny hält. — Schnell  
schließt ein Bauer  
Die kleine Pforte auf in der Podere-Mauer.
93. Der Herr tritt ein. Die Tür schlägt zu. Die Wagen  
Auf steiler Straße knarrend bald entschwinden.

- Er schaut sein Gut in mauerfesten Lagen  
 Von Tal zu Berg in stundenweiten Gründen;  
 Für solch Besitztum ließ sich manches tragen,  
 Selbst sieben Jahre fremder Welt verwinden;  
 Frei hat er's von den stolzen Ahnen übernommen,  
 Durch seine Schuld sollt's nicht in Wucherhände kommen.
94. Das war erreicht durch Wachen und Verzichten.  
 Ein Opfer noch, dann war der Trank geleert,  
 Die Base galt's noch schmelzend zu vernichten,  
 Dann war vollbracht, was Frieden ihm besichert,  
 Vertilgt das letzte Zeugnis der Geschichten,  
 Die nun schon zweimal sieben Jahr verjährt,  
 Selbst der eigene Fluch auf unfruchtbaren Mäh'n.  
 Bald sollte neu der Pflug der Base Platz durchziehen.
95. Entschlossen ist er drauf bergan geschritten. — — —  
 Olbäume stehn auf hohen Steingeländern,  
 Seit vielen hundert Jahren gut beschnitten,  
 In gleicher Art gestuht an Stamm und Rändern,  
 Nach unten treibend, offen in der Mitten,  
 Das ist ererbt und will sich nicht verändern;  
 Nur unter neuen Herrn und räuberischen Pächtern  
 Kann's wuchernd sich in wildem Trieb verschlechtern.
96. Olbäume heben ihren Blütensegen  
 Und ihre schmalen silbergrauen Blätter  
 Des Tages erstem Sonnenstrahl entgegen,  
 So zart, so jung. — Zum Schuß vor Wind und Wetter  
 Wacht' streichelnd man die Hand darüber legen.  
 Der Künstler tut's und lange sinnend steht er:  
 Fast mitleidvoll muß er die junge Rinde streichen,  
 Muß dem Olivenbaum sein ganzes Sein vergleichen.
97. Doch nur dem alten Stamme gleicht er heut',  
 Von Menschenart und Schicksalsturm getroffen,  
 Der doch, sobald der Frühling sich erneut,  
 Den jüngsten gleich in ewig frischem Hoffen  
 Die Blütenpracht in alle Lüfte streut;  
 Zerspalten Holz, dafür dem Himmel offen;  
 Geschlossenes Krönlein einst, — jetzt weit in hundert  
 Zweigen. — —  
 Er schaut und träumt; — da, — horch —, aus seinem Garten  
 Steigen
98. Zur Morgensonne Triller. — Vögel singen. —  
 Wär's möglich, hier zu Land, wo sie mit Fallen  
 Millionen Vögel ins Verderben bringen,  
 Millionen andre ruchlos niederknallen,  
 Da gäb's auch heute noch vor Tod und Schlingen  
 Geheert Lied für süße Nachtigallen?  
 Mein Haus, ohn' Dornen-Schutz, den schönsten Melodien  
 Ein heiliges Asyl der Welt Melancholien? —
99. Der Künstler eilt hinauf voll Seligleiten;  
 Schon sieht er seines Turmes trotz'ge Masse,  
 Schon sich das Dach in blauen Äther breiten;  
 Er grüßt der Wappenlöwen Steingrimasse

## Otto Helmut Hopfen: Die Vase des Vergessens

Und die Enpressen dem Portal zu seiten, —  
Ein Griff, ein Schwung — er springt auf die Terrasse; —  
Er horcht und — stußt. Just bei der Vögel sicherem Hort  
Dort muß die Vase stehn. — Er schaut. — Nun ist sie fort.

100. Die Vase fort. — — Wer wagte sie zu rüden?  
Wer konnt' es? — Oder schlugen Räuberhände  
Des Meisters mühevoll's Wert in Stücken?  
Unmöglich. Denn kein Beil durchhaut die Wände.  
So wagte jemand hinter seinem Rücken  
Ihm vorzugreifen, ganze Waldbestände  
Zum Scheiterhaufen aufzuschichten, daß die Gluten  
Hin leuchten mußten bis zu beiden Meeresfluten? —
101. Doch nein. Der Wald stand unverfehrt dort droben.  
Des Herren Phantasie nur, ohne Zügel,  
Erschlug die Bäume. — Lauter ward's, dann stoben  
Von dort, wo sonst die Vase sich erhoben,  
Viel muntere Säng' auf mit flinkem Flügel.  
Verlassen stand ihr Nest, — ein runder Hügel,  
Ein kleiner Berg von Rosen, zum Gestrüpp verwachsen,  
Unzählige Blüten an viel hundert dornigen Ästen.
102. Die schienen sich mit Wollust zu durchdringen,  
Den Boden übermütig zu durchbohren,  
Mit Laubengängen in die Luft zu springen  
Und rückwärts wieder durch die eig'nen Poren  
Viel Wurzelwerk und Äste durchzuschlingen:  
Ein Wundertempel, wahrlich außerloren  
Zum Sitz der Fruchtbarkeit, drin Nachtigallentöne  
Sich wandelten zu Rosen ewiger Frühlingschöne.
103. Da schlägt mit Macht die Sonne ins Geranke,  
Erzwingt sich Bahn wie lichter Wahrheit-Wille:  
„Im Innern blinkt . . . O jauchzender Gedanke,  
Der Rosentempel ist nur Märchenhülle! . . .  
Im Innern — — sei gegrüßt!! — — emailleblank,  
Du! Vase des Vergessens!“ — — — heilige Stille  
Umwogte dieses Glück von Glut und Widerscheinen, —  
Darein klang leise nur des Heimgekehrten Weinen.
104. Und Tränen schmolzen mächtiger als Feuer  
Den letzten Groll und Grimm vergangenen Lebens;  
Gerettet sieht er und so ward ihm teuer,  
Was er im Wahn zerstören wollt', — vergebens.  
Entschwindend Leid ward seltsam Abenteuer,  
Verkärt erschien das Werk des reinen Strebens:  
Symbol Loskannas, Tempel großer Fruchtbarkeit,  
In Liebesglück erträumt, erblüht aus tiefem Leid.
105. Versöhnt, erlöst schaut von der Ahnenfeste  
Der Künstler talwärts auf die Stadtquartiere,  
Blickt auf Florenz's Kuppel und Paläste,  
Derweilen ihm im Garten weiße Stiere  
Mit rotem Kopfsputz an Olivenäste  
Beim Pflügen streifen, wundervolle Tiere.  
Wie schwerer bunter Segen quillt's aus Frühlingsgauen,  
Und Singen jauchzt zum Himmel auf, zum dunkelblauen.

## Briefe von Karoline von Humboldt an Bunsen.

Karoline von Humboldt, geb. von Dacheröden, gehört zu den ausgezeichneten Frauen, die in der klassischen Epoche unserer Literatur den Größten unserer Dichter, Schiller und Goethe, nahestanden und mit reifem Verständnis und inniger Teilnahme ihr Schaffen und Wirken begleiteten. Schon in der Mädchenzeit mit den Schwestern Lengefeld befreundet, lebte sie nach ihrer am 29. Juni 1791 vollzogenen Vermählung mit Wilhelm von Humboldt auf ihren Gütern in der Nähe von Halle und Erfurt, in Erfurt selbst und Jena, machte mit ihrem Gatten und ihren inzwischen geborenen Kindern Karoline, Wilhelm, Theodor eine mehrjährige Reise nach Frankreich und Spanien und siedelte 1802 nach Rom über, wo ihr Gatte diplomatischer Vertreter Preußens geworden war. Hier beginnt ihr Briefwechsel mit der Fürstin Karoline Luise von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg.<sup>1)</sup> Sie war am 26. August 1771 geboren, verlebte unter zahlreichen Geschwistern ihre Jugend, heiratete am 21. Juli 1791 den damaligen Erbprinzen von Rudolstadt und führte nach dem frühen Tode ihres Gemahls die Regentschaft ihres Landes. Von ihrem reichen inneren Leben geben zahlreiche Briefe und Tagebuchaufzeichnungen Beweise, und mit Recht schildert Wilhelm von Humboldt sie in einem Briefe an Charlotte Dinde vom 2. Januar 1827: „Sie besitzt sehr viel Kenntnisse, vorzüglich aber das, was man nicht ohne eigenen tiefen und umfassenden Geist erwirbt. Ihre Briefe sind gleich geist- und seelenvoll, und im Gespräch äußert sich dasselbe noch lebendiger und immer mit der größten Einfachheit und Bescheidenheit. Sie ist daher eigentlich auch kaum gekannt, nur bei den wenigen, die der Zufall ihr näher gebracht hat. Sie ist sehr religiös, verbindet das aber so schön mit dem tiefsten und freiesten philosophischen Nachdenken, daß die Religiosität ihr dadurch noch mehr eigen wird.“ Für das Verhältnis zwischen Frau von Humboldt und der Fürstin, wie es auch in den Briefen hervortritt, ist die Äußerung der ersteren an Lotte Schiller (Charlotte von Schiller 2, 190) bezeichnend: „Die Erscheinung der Fürstlich Rudolstädtischen Familie hat mir die größte Freude gemacht. Die Fürstin ist mir innig lieb geworden; sie gewinnt und wächst einem recht ins Herz, je mehr man sie sieht. An der Schwester mag auch etwas sein, aber sie ist schwer aufzuschließen.“

---

<sup>1)</sup> Eine wenig geschickte Biographie der Fürstin hat B. Anemüller (Rudolstadt 1869) geschrieben.

## Briefe von Karoline von Humboldt

---

Auch Humboldt hat einen langjährigen Briefwechsel mit der Fürstin geführt, der in der Briefabteilung der neuen akademischen Ausgabe seiner Werke erscheinen wird. Die Briefe Karolinens reichen bis nahe an ihren Tod und werden in Rudolstadt im Nachlaß der Fürstin aufbewahrt.

Die Korrespondenten Bunsen und Stein bedürfen keiner näheren Charakteristik. —

Wir geben vorläufig die Briefe an Bunsen und Stein, getreu nach Orthographie und Interpunktion, wieder; auf die Briefe an die Fürstin Karoline Luise von Rudolstadt werden wir demnächst zurückkommen.

An Bunsen.

Berlin, den 11. März [1823.]

Erw. Hochwohlgeb.

sage ich den verbindlichsten Dank für Ihre gütigen Zeilen vom 16. Februar und unter so vielem erfreulichen und tröstlichen was sie für mich und Humboldt enthalten, wohin ich vorzüglich die fortgesetzte Aufmerksamkeit zähle die Sie dem Testaccio schenken, muß ich Sie innig um die Besorgniß bedauern die Sie wegen der Gesundheit Ihrer lieben Frau Gemahlin hegen. Carlsbad ist ein hartes Mittel, wenn man so einen Haus Stand in Rom hat, zumal die Art Cur, die auf beginnende Leberverhärtung geht, wiederholt werden muß. Sollte unter den unzähligen Quellen die Castellamare u. Ischia darbietet nicht eine sein die Carlsbad in seinen auflösenden Qualitäten nahe käme? ich wenigstens habe eine außerordentlich auflösende Wirkung in der Cur beobachtet die im Jahr 17 mit meiner Tochter Caroline vorgenommen wurde, u. mein herzlicher Antheil an Ihrer Lage macht es mir doch sehr wünschenswerth daß Sie mit Hrn Doctor Schönberg in Neapel deshalb consultirten. Ich habe einen sorgfamen Arzt in ihm gefunden. Der sel: Ramdohr<sup>1)</sup> war nicht zufrieden mit ihm, allein dem war wirkl: schon damals nicht zu helfen. Sollte aber Ihre Gemahlin nach Carlsbad kommen so bitte ich Sie doch inständig, daß sie nicht versäumen mit einem deutschen (Carlsbader kennenden Arzt) vorher zu reden. Weigel in Dresden, Rust in Berlin sind zu empfehlen. Die Carlsbader Ärzte (was man freylich wegen der jungen Frau Parthey jetzt in Rom nicht recht laut sagen darf sind sehr unwissend).

---

<sup>1)</sup> Friedrich Wilhelm Bassius von Ramdohr (1757—1822), juristischer und Kunstschriftsteller, 1815 juristischer Resident in Rom, 1816 Gesandter in Neapel.

## Briefe von Karoline von Humboldt

---

Eggers<sup>1)</sup> ist seit ein 8. oder 10. Tagen hier und soll hier ein paar fürstl. Portraits machen. Möge er damit nur nicht zu lange aufgehalten werden. Er bringt schöne Bestellungen mit nach Rom u. ich wünsche nur daß er mit den Zahlungen dann gehörig unterstützt werde. Allerdings ist die Lage der Künstler beunruhigend. Hier sind mit Schadow, Wegasse und Wach wohl so viele wie irgend im historischen Fach können beschäftigt werden, bisher haben viel Königliche Bestellungen Statt gefunden. Indessen höre ich außer einer großen Portrait Bestellung die Wach hat u. auf das köstlichste löst jetzt von keiner neuen. Das Museum wird erst in 4 Jahren bis zur inneren Ausschmückung kommen — man spricht in einer ofnen Halle von Fresco Bildern — sollten diese unsrem Klima wirklich angemessen sein? ich bezweifle es. — Strelitz ist ein zu kleiner Ort nur das ein Maler sich dauernd da erhalte, auch muß ein Künstler untergehn als solcher, der nie etwas sieht und nur aus seinem Innern schaffen soll. Eggers sieht das alles glaube ich sehr ein, steuert jetzt nach Rom zurück u. will den Gang den die Dinge im Vaterland nehmen von dort aus betrachten. Die Kinder aber nach Deutschland zu senden, da es Knaben sind darauf denkt er ernstlich.

Bartholdis Desappointement kann ich mir denken, ich selbst war sehr frappirt zu hören daß er unter denen sei die auf Pension gesetzt seien. Ueber Ihre Stellung kann Er sich ganz beruhigen. Wenn selbst Graf Fleming den Titel als Gesandter in Rom empfängt, so würden Sie immer dort als Geschäftsträger bleiben. Dieß weiß ich von sehr guter Hand.

Ich sage 1000 Dank für das Diario und das Edict. Beides sind merkwürdige Stücke.

Die Meinigen empfehlen sich sehr. Empfehlen Sie mich Ihrer Gemahlin, der guten Eggers<sup>2)</sup> und lassen sich die Einlage freundlichst empfohlen sein.

Ergebenst  
K. Humboldt  
geb. v. Dacheroeden.

---

<sup>1)</sup> Karl Eggers, vor allem als Freskomaler bekannt.

<sup>2)</sup> Die Gattin Eggers, mit der er seit 1818 verheiratet war, stammte aus Wien und war eine Tochter des k. k. Landstallmeisters Seizer.



## Briefe von Karoline von Humboldt

---

Tegel, den 24. Juny 1824.

Erw. Hochwohlgebohren

geehrtes Schreiben vom 12. v. M. empfing ich den 31. desselben Monats, und hätte es augenblicklich beantworten sollen um Ihnen meinen innigen Dank für Ihre Sorgfalt in einer Angelegenheit auszudrücken die mir und meinem Manne so sehr am Herzen liegt wie die der Sicherung unserer theuren Grabstätten am Testaccio. Nicht weniger herzlich bitte ich Erw. Hochwohlgeb., ihn heut anzunehmen und empfehle diesen theuren Platz fortwährend Ihrer theilnehmenden Güte und Sorgfalt, solange Sie in Rom verbleiben. Mit schmerzlichem Antheil habe ich vernommen wie nah auch Sie und Ihre Gemahlin das Schicksal mit diesem Ort der tiefsten Trauer verflochten hat.

Der Wegnahme des nun wohl schon sehr verfallenen Zaunes von Dornen wollen wir nun nicht länger widerstreben da für die Befriedigung u. Sicherung des ganzen Platzes gesorgt ist. Wie viel Dank sind wir Ihren Bemühungen desfalls schuldig! Die Zypressen u. die Pinie die auf dem Grabhügel meines Wilhelm steht wünschen wir durchaus erhalten und gepflegt und sollte ein oder der andere Baum ausgehn so ersuchen Sie ja den Guten Valentini<sup>1)</sup> ihn nachpflanzen zu lassen, auch jährl. den Platz doch ein oder 2 mal reinigen zu lassen, denn das Unkraut wuchert sonst dort gar zu sehr. Mit Freude u. Dank werde ich die Auslagen ersehen. Grüßen Sie gütigst Hrn Valentini u. sag. ihm daß ich ehestens seinen Brief beantworten werde. Mein Aufenthalt auf dem Lande u. eine Brunnenkur die ich gebrauche hat es mir in diesen Tagen unmöglich gemacht.

Empfehlen Sie mich auch Ihrer Frau Gemahlin und Frau Eggers<sup>2)</sup> die ja wohl noch in demselben Hause mit Ihnen wohnt. Ich habe das Vergnügen gehabt Herrn GehSt. R. Niebuhr mehremale zu sehen und mich seines recht erfreulich guten Aussehens zu überzeugen. Leider traf ihn in den letzten Tagen seines Aufenthaltes in Berlin die schmerzliche Kunde des Todes seines jüngsten in Bonn geborenen Kindes, nachdem er Stunden der bittersten Angst um Lucian verlebt hatte.

Indem ich noch einmal in Ihren Brief blinke fällt mir das Ueberkommen mit dem Maurermeister auf das Sie sagen getroffen zu haben unsern Grabplatz zu planiren. Die Hügel unter denen die beiden

---

<sup>1)</sup> Der preussische Consul.

<sup>2)</sup> Sie wohnte mit Bunsens im Palazzo Caffarelli auf dem Capitol.

## Briefe von Karoline von Humboldt

ruhen sind doch wohl davon ausgenommen? Den einen bezeichnet die Pinie und den andern die kurze Säule. Diese wünsche ich erhalten. Leben Sie wohl u. glücklich in dem Lande der Schönheit u. meiner ewigen Sehnsucht u. gedenken freundlich auch zuweilen Ihrer

dankebar ergebenen  
Karoline v. Humboldt  
geb. v. Dachroeden.

Mein Mann u. Töchter empfehlen sich Ihnen angelegentlich.

Berlin den 15. Januar 1825.

Mit dem innigsten Dankgefühl habe ich Ew. Wohlgebohren Brief und jedes Detail über die Stätte am Testaccio empfangen, und empfehle die Gräber meiner Lieben mit den Bäumen die sie beschatten fortwährend Ihrer Fürsorge. Ich habe die Zeit her d. h. seit beinahe 3 Monaten sehr an einem Auge gelitten, sonst hätte ich schon früher geschrieben und gedankt. Niebuhr ist nun seit einigen Wochen hier. Wir sehen uns nicht oft, dazu ist er zu beschäftigt, aber doch zuweilen und dann sprechen wir viel von Rom das seinen Zauber über jeden ausübt und sollte es auch erst in der Erinnerung seyn. Ich habe einmal mit ihm über die Angelegenheit der guten, braven Frau Buti in der Erbschaftsangelegenheit des verstorbenen Rudolf Schadow<sup>1)</sup> gesprochen. Mir scheint sie ungemein unklar u. der Frau ihre Sache verworren. Die beiden hiesigen Erben des Rudolf haben aber die Miterbschaft der Buti genehmigt und anerkannt, und man muß daher doch aufrichtig wünschen daß sie ihr denn doch auch werde. Niebuhr gab mir den Rath Sie zu ersuchen, sich doch in Kenntniß der Sache zu setzen, u. ich habe der Buti geschrieben sie möge Sie doch mit der ganzen Lage der Sache bekannt machen u. um Ihren gütigen Rath bitten. Gewähren Sie ihr doch

<sup>1)</sup> Rudolf Schadow, der älteste Sohn von Johann Gottfried, war 1822 in Rom im Alter von 36 Jahren verstorben. Julius Schnorr v. Carolsfeld schildert in einem seiner „Briefe aus Italien“ vom 2. Februar 1822 den Tod und das Begräbniß von Schadow und fährt dann fort: „Das Testament, welches Schadow (obwohl, weil ohne hinlängliche Zeugen, nicht in ganz gültiger, rechtmäßiger Form) gemacht hat, lautet so, daß sein Vermögen in 3 Theile geteilt werden, ein Theil dem Vater, der andere Theil dem Bruder, der dritte Theil seiner Hauswirthin, der Signora Buti, zukommen soll“ (S. 392). Die Briefe sind für Frau v. Humboldts Anteil am römischen Künstlerleben belehrend.

## Briefe von Karoline von Humboldt

---

diesen, auch ich bitte Sie innig darum. Der guten Eggers bitte ich Sie meinen freundlichen Gruss zu bestellen. Noch ist Eggers nicht von Strelitz hier zurück, und die Engherzigkeit seiner Großeltern hat sich durch sein persönliches Wiedersehen, fürchte ich, nicht gegeben. Sein Bild hat hier einen allgemein günstigen Eindruck gemacht. Hirt erklärt es für das erste Bild auf der Ausstellung hinsichtl. der Farben. In der Richtigkeit der Zeichnung, der Verhältnisse der Figuren gegeneinander wäre indessen manches zu verbessern — doch muß man die großen Fortschritte die er gemacht anerkennen. Leider ist aber keine große Bestellung von hier aus erfolgt wie wir es hofften und ob sein Fürst ihm jetzt eine machen kann in dem desolaten Zustande in dem das Land und die Finanzen sind bezweifle ich. Ein jeder leidet überhaupt durch die unerhört gesunkenen Preise. Wer sein Gut selbst bewirtschaftet und auch nur mäßige Schulden hat kann kaum die Zinsen derselben in dem Einkommen des Gutes finden. Wer wie wir verpachtet hat bekommt kein Geld oder mit den unglaublichsten Stundungen und nicht ohne Verluste und Erlaß. Dieß alles reizt denn natürlich nicht zu Bestellungen im Fache der Kunst. Kein Mensch hat eigentl. Geld im Ueberfluß als die Banquiers.

Leben Sie wohl mit den theueren Ihrigen. Empfehlen Sie mich Ihrer Gemahlin. Madame Herz<sup>1)</sup> empfiehlt sich auch desgl. meine Töchter. Die jüngere hat 2 niedliche kleine Mädchen und sieht selber aus wie ein Kind.

Mit wahrer Ergebenheit u. mit Bitte einer gütigen Versorgung

Ihre ergebenste Dienerin

K. v. Humboldt

geb. v. Dacheröden.

Fegel bei Berlin, den 28. Juli 1825.

Erw. Hochwohlgebohren

Güte für mich erdreißtet mich Sie zu bitten dem Consul Herrn Valentini für mich 28 Scudi 30 Baj: zu zahlen, die wir ihm für die Umzäunung u. Erhaltung des Zaunes um unsern Begräbnißplatz am Testaccio u. Trinkgelder an den dortigen Custode in dem Lauf mehrerer Jahre schuldig

---

<sup>1)</sup> Sie war mit Frau v. Humboldt zugleich in Rom und von dort abgereist.

## Briefe von Karoline von Humboldt

geworden sind. Ich habe mit dem Geh. Rath Philippsborn hier deshalb gesprochen, und er hat mich autorisiert Ew. Hochwohlg. zu schreiben daß Sie nur die Güte haben möchten diese 28 Sc. 30 Baj. in die Rechnung der Legations Cassé zu setzen da ich den Betrag hier ersetzen werde. Nehmen Ew. Hochwohlg. im Voraus meinen und meines Mannes Dank für diese Gefälligkeit.

Wir haben das Vergnügen seit dem 19. Olimpie Kengerich<sup>1)</sup> bei uns zu haben. Wir gehen aber in wenigen Tagen auf unsre Besitzungen bei Halle u. müssen uns daher von ihr trennen. Wir haben uns mit ihr wieder recht verrömmert u. 1000 Erinnerungen sind in uns wieder lebendig geworden.

Hr. Eggers u. Mlle. Aug. Klein<sup>2)</sup> werden Sie bis 1. Oct. wohl wieder in Rom sehen. Gestern nahmen sie hier von uns Abschied. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und Frau Eggers u. genehmigen Sie den Ausdruck meiner hochachtungsvollen Ergebenheit

K. v. Humboldt  
gb. v. Dacheröden.

Berlin, den 15. Nov. 25.

Ew. Hochwohlgeb.

sehr gütige Zeilen vom 9. October aus dem schönen Frascati empfing ich hier in den letzten Tagen des Octobers, wo ich eben nach 7 monatl. Abwesenheit vom Lande zurückkam. Der Zufall wollte, daß gerade die junge Frau Kengerich bei uns war, so daß ich ihr erfreuliche Nachrichten über die Zukunft ihres Bruders mittheilen konnte. Mein Mann u. ich wir danken Ihnen recht herzlich für Ihre Güte sein Besuch bei Msgr. Nicolai unterstützt zu haben, lassen Sie ferner diese Angelegenheit Ihrem Herzen empfohlen sein, da wie natürlich, alle Wünsche der Wittwe Buti darauf hinausgehen müssen den Sohn vor ihrem Tode in eine Lage zu bringen, die ihm ein kleines Einkommen gewähre. Die Buti ist 60 Jahre alt, und die Kräfte mit denen sie auf eine wirklich Achtung erregende Art die Familie bis jetzt erhalten hat möchten doch nun nachgerade nachlassen.

---

<sup>1)</sup> Die Gattin des Historienmalers Heinrich Kengerich, eine Tochter der früher genannten Frau Buti in Rom.

<sup>2)</sup> Auguste Klein war Malerin; Schnorr schreibt am 4. October 1825, sie und Eggers seien vorige Woche angekommen.

## Briefe von Karoline von Humboldt

---

Lengerichs<sup>1)</sup> Arbeiten haben hier von Kennern und Nichtkennern viel Beifall gewonnen. Vor wenig Tagen erst hat der König die Bilder gesehen, diese eine Woche sind sie dem Publikum ausgestellt, und künftige gehen sie ab. Er selbst mit seiner kleinen Frau geht dann nach Stettin.

Olimpie ist im fünften Monat ihrer Schwangerschaft und er muß eilen, ihr Etablissement dort, wie klein es auch seyn mag, zu vervollständigen. Hier hat die Familie Langiona<sup>2)</sup> die rührendste Güte und Aufmerksamkeit für die guten jungen Eheleute gehabt, deren Bescheidenheit u. Genügsamkeit allen wohl denkenden Menschen gefällt. Olimpia hat zum Verwundern Deutsch gelernt. Schadows auch, besonders die Frau des Direktors, sind außerordentlich gütig gegen Olimpia.

Für die Erstattung unsrer Auslagen an Hrn Valentini bin ich Ew. Hochwohlg. sehr dankbar.

Mein Mann empfiehlt sich Ihnen ergebenst und sieht der versprochenen Notiz über die ägyptischen Monumente mit Erläuterungen von Champollion mit Verlangen entgegen. Er ist fortwährend mit seinen Studien beschäftigt u. wenn ich eine Gelegenheit finde werde ich suchen Ihnen eine seiner letzten Arbeiten zu schicken, die aber erst gedruckt werden soll, eine Abhandlung u. zum Theil Uebersetzung eines indischen Gedichts das mir sehr merkwürdig scheint.

Sie werden wahrscheinlich Frau v. Ramdohr auf ihrer so muthvoll unternommenen Reise nach Neapel in Rom gesehen haben? Ob sie dem Hr. Fl. eine recht erwünschte Erscheinung wird gewesen sein? Empfehlen Sie mich, ich bitte Ihrer Gemahlin an deren und dem Wohlergehen Ihrer Brüder ich den herzlichsten Antheil nehme. Der Oberst v. Lepel wird als General-Major in kurzem nach Rom zurückkommen. Die Wiedereinstellung des Gen. Maj. v. Grollmann in die Armee hat eine tiefe allgemeine Theilnahme erregt, so auch die Ernennung des Ob. Pr. Merkel in Breslau.

Grüßen Sie die Eggersche Familie. Mad. Eggers wird ja nun wohl zufrieden sein ihren Mann wiederzubefitzen.

---

<sup>1)</sup> Lengerich, 1790 in Stettin geboren, lebte 1817—21 in Italien, wurde später Professor an der Berliner Kunstakademie und starb 1865.

<sup>2)</sup> Die Träger dieses Namens sind mir unbekannt; das Berliner Adreßbuch von 1825 enthält den Namen nicht.

## Briefe von Karoline von Humboldt

---

Leben Sie wohl u. erhalten mir und den Meinigen Ihre freundschaftl. Gesinnungen. Hochachtungsvoll

Ihre ergebene

K. v. Humboldt.

Berlin, den 18. November 1826.

An wen sollt' ich mich wenden als an Sie, Verehrter Freund, um dem Wunsch eines lieben alten Bekannten hier zu begegnen der die hier näher beschriebenen Mosaiken von Rom aus, wo sie doch am schönsten zu haben sind, spätestens bis zum 1. Februar zu haben wünscht. *Fertig und in der feinsten Arbeit*, fürcht ich finden sich die beschriebenen Stücke nicht, ich müßte also bitten sie bei den jetzt besten Mosaikisten zu bestellen. Zu meiner Zeit war es Agneti auf dem sp. Platz. Aber das ändert sich. Ob Grau in Grau sich gut machen wird? überlasse ich der Beurtheilung des Künstlers wie auch die schicklichste Farbe zur Incassatura. Die Auslagen bäte ich Sie, verehrter Freund zu machen und dürfte ja wohl sie hier bei der Legations Kasse ersetzen? Fände sich ein sicherer Reisender der direct hier herginge so wäre das das wünschenswerthe, sonst blieb nur die Post. Ich war Ihnen in Rom diesen Sommer um beinahe die Hälfte des Weges näher gerückt. Den Ganzen August und bis Mitte Sept: verlebte ich in dem hohen Salzburger Gebirg in dem Bad Gastein, was mir recht eigentlich wieder einige Lebenskraft gegeben hat, denn meine lange Krankheit im vorigen Winter hatte mich in einen beinahe hoffnungslosen Zustand von Schwäche versetzt. Mit großer Schonung hoffe ich den Winter leidlich zuzubringen, und soll dann Gastein noch einmal brauchen. Empfehlen Sie mich Ihrer Gemahlin und den Freunden die freundlich noch meiner gedenken, worunter ich vorzügl. die gute Buti rechne und Ihnen recht dankbar für die Güte bin die Sie ihr erwiesen.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung bin ich

Ihre ganz ergebene

K. v. Humboldt

geb. v. Dacheröden.

Berlin, den 2. April 1827.

Erw. Hochwohlg.

sage ich den verbindlichsten Dank für die gütige und sorgsame Beforgung der Mosaiken, um die ich angegangen worden. Sie haben sehr gefallen,

## Briefe von Karoline von Humboldt

---

und auch ich habe sie sehr schön ausgeführt gefunden, besonders die beiden [unleserlich]. Weniger gelungen erschien mir die Lilie. Die distinctive Form der Blume schien mir nicht genau genug nachgeahmt. Ueber die Bezahlung erwarte ich Ew. Hochwohlg. Verfügungen, und wiederhole meinen besten Dank.

Auf Ihre mir so bekannten gütigen Gesinnungen rechnend, lege ich ein Briefchen für die gute Buti bei. Je schwankender mir ihre Gesundheit scheint je mehr wünschte ich allerdings daß die Gute den Trost hätte den Sohn in einem kleinen Amt zu sehen. Aber ich weiß auch wie schwer überall dergleichen ist, und bitte nur Ew. Hochwohlg. das mögliche für die Familie zu thun. Immer werde ich es aufs dankbarste erkennen.

Das Wohlbefinden Ihrer Frau Gemahlin und Kinder freut mich ungemein u. bitte mich ersterer bestens zu empfehlen. Auch mit meiner Gesundheit ist es den Winter über, nach den langen Leiden des vorigen Jahres, sehr leidlich gegangen. Gastein hat wirkll. an mir Wunder gethan, denn ich kam sterbend hin.

Ew. Hochwohlg. werden beim Empfang dieser Zeilen schon wissen daß mein Schwiegersohn Bülow als diesseitiger Ges. nach Engl. gegangen ist. Obgl. ich nicht das ehrenvolle dieser Ernennung miskenne, ach! so werden Sie mir doch beipflichten oder wenigstens mich entschuldigen wenn ich bekenne daß mir nichts schmerzvolleres in des Lebens Epoche in der ich stehe hätte begegnen können als diese Trennung von meiner so lieben Tochter u. ihren holden Kindern. Das Leben lehrt einem recht schwere Resignation. Meine Tochter wird erst in einigen Monaten nachreisen. Sie haben jetzt die Savignysche Familie in Rom. Möchten wir doch bald günstigere Nachrichten von der Gesundheit dieses trefflichen Mannes hören! Ich bitte Sie mich ihm, seiner Frau u. Tochter angelegentlich zu empfehlen.

Wir haben seit vorgestern das Glück Herrn Min. v. Stein mit der liebenswürdigen Theresie bei uns in Berlin zu besitzen. Er ist so kräftig daß man gar nicht an seine Jahre denkt. Der Ob. Pr. v. Heidebrandt ist 2. mal vom Schlage getroffen worden, lebt noch, aber kaum hofst man sein Aufkommen. Auch Prof. Buttman hat einen neuen Schlagartigen Unfall gehabt, der ihm das Schreiben unmöglich macht, und wird sehr bedauert. Prof. Vekker hat geheiratet, das werden Sie längst wissen.

Aber welch allerliebste Frau er sich auf Kügen geholt hat wissen Sie vielleicht nicht.

## Briefe von Karoline von Humboldt

---

Meine Töchter empfehlen sich mit mir Ihnen, Ihrer Gemahlin und der guten Frau Eggers. D könnte ich Sie alle doch noch einmal in „der Stadt der Städte“ nach der meine Sehnsucht immerfort gerichtet ist, wiedersehen!

Leben Sie wohl und gedenken zuweilen

Ihrer

ergebenen

K. v. Humboldt

gb. v. Dacheröden.

---

An Stein.

den 16. Februar [1825].

Die Nachricht der bevorstehenden Verheirathung Ihrer lieben ältesten Fräulein Tochter,<sup>1)</sup> die mir Frau von Clausen mitgetheilt, hat mich, mein theurer und verehrter Freund, zu innig erfreut um mir die Freude versagen zu können Ihnen meinen allerherzlichsten Glückwunsch selbst zu überschreiben. Ich weiß aus eigener Erfahrung welch ein seeliger Genuß es dem Herzen gewährt ein theures Kind eine eigne Laufbahn des Glückes und des Segens anfangen zu sehen, welch eine Ruhe es einem für die Zukunft giebt, eine liebe Tochter einem braven Mann angehörend zu wissen, um mich nicht ganz, geliebter, theurer Freund, in Ihre Empfindungen hinein zu denken und mit Ihnen zu fühlen. Von Ihrem zukünftigen Herrn Schwiegersohn habe ich von dem meinigen, von Bülow, so viel Gutes gehört, daß ich wohl aus vollem Herzen Ihnen u. Fräulein Henrietten meine Glückwünsche darbringe. Alles was Ihr Leben verschönert gewinnt für mich das tiefste Interesse, ist mir gleichsam heilig. Meine Liebe und Verehrung für Sie sind in dem besten was der Mensch in sich hat, begründet. Unser Leben hat sich diesen Winter über ziemlich still und einförmig abgesponnen. Ich habe viel an Kopfgicht und einem sich daraus entwickelnden schmerzhaften Leiden am rechten Auge gelitten, was mich Monate lang in allen Beschäftigungen sehr gestört hat. Humboldt war auch einige Wochen im Spätherbst gar nicht wohl. Jetzt aber geht es ihm und mir besser. Meine Kinder sind wohl, Caroline auf eine tief rührende Weise meine sorgsame Pflegerin, Herrmann ist fleißig und entwickelt sich auf eine hoffnungsvolle Weise. Die Bülow

---

<sup>1)</sup> Henriette, mit Graf Glech.



## Briefe von Karoline von Humboldt

---

hat 2 liebe kleine Mädchen und ist glücklich, Bülow wird geschätzt und anerkannt. Den Kindern in Schlessien geht es auch gut, und mein kleiner Enkel ist ein schönes u. gesundes Kind.

Wöchten wir doch so glücklich seyn, Sie, Verehrtester Freund, in dem Laufe dieses Jahres wiederzusehen. Welch eine Freude wäre das!

Genehmigen Sie mein und meiner Kinder angelegentlichste Empfehlungen und sagen Sie Fräulein Henrietten und Theresen wie sehr wir Ihrer gedenken.

Ihre

K. v. Humboldt.

# Robert Bauer:

## Über einige Wechselbeziehungen zwischen Rechtswissenschaft und Sozialwissenschaft.

Unter der Herrschaft zweier Richtungen hat die juristische Forschung ihre durchgreifendste Ausgestaltung erfahren; der historisch-dogmatischen einerseits, der naturrechtlich-philosophischen andererseits. Diese stellen die beiden Gegenpole dar, von denen bisher aller bestimmende Einfluß auf die Entwicklung der Rechtswissenschaft ausgegangen ist. Diese hat uns eine tiefere Durchdringung des römischen und germanischen Rechtes, jene das Völkerrecht und die allgemeine Staats- und Rechtslehre gebracht.

Ungefähr seit dem Jahr 1896, in dem Stammlers „Wirtschaft und Recht“ erschien, machte sich eine Reaktion gegen die durch den Einfluß der historischen Schule hervorgerufene Überschätzung des positiven Rechtes geltend. So kam es zu einer sich zwar langsam vollziehenden, aber überaus fruchtbar wirkenden Wiedergeburt des Naturrechtes; man suchte die Ergebnisse der neueren Philosophie für die Grundlegung juristischer Methode zu verwerten.

Unter ihrem Einfluß trat eine dritte Richtung in die Erscheinung, die heute noch nicht abgeschlossen ist. Ihr liegt die Auffassung des Rechtes als eines „sozialen Phänomens“<sup>1)</sup> zugrunde.

Gilt es, soziale Wertungen im Recht nachzuweisen, so ist zunächst auf dessen Kompromißnatur hinzuweisen. Alles Recht entspringt einem Kampf von Stärkeren und Schwächeren, von Besitzenden und Dienenden um Macht und Herrschaft. Es steckt eine große soziale Erfahrung darin, wenn uns die römische Sage von der großen Gesetzgebung erzählt, die eine Folge der *secessio plebis in montem sacrum* war. Alles Recht ist ein Ausgleich zwischen divergierenden Standes- und Klasseninteressen. Das hat keiner wirksamer als Lassalle in den beiden Vorträgen: „Über Verfassungswesen“ und „Was nun?“ gezeigt.<sup>2)</sup>

---

<sup>1)</sup> So Wurzel, Das juristische Denken, Wien 1904.

<sup>2)</sup> Vgl. ferner Merkel, Recht und Macht, in Schmollers Jahrbuch Bd. V, 1881, S. 1439 f.

Dieselbe Tendenz, die so die Fassung des positiven Rechtes beeinflusst, die des Ausgleichs von widerstreitenden Herrschaftskomplexen, hat den Richter auch bei Auslegung des Gesetzes zu leiten. — Diese Forderung der „Interessenwägung“ ist gerade in unseren Tagen von den Vertretern der „freien Rechtswissenschaft“ verfochten worden.<sup>1)</sup> Sie liegt auch dem Entwurf eines schweizerischen Zivilgesetzbuches (1904) zugrunde, dessen Art. 1 den Richter anweist, sein Urteil nach der Regel zu fällen, „die er als Gesetzgeber aufstellen müßte“.

Vor allem hat aber das soziale Leben unserer Tage eine hohe rechtsbildende Kraft gezeigt. Nur eine Geschichtsepoche wie die moderne konnte Gebilde wie die Trusts und Kartelle, Vertragstypen wie den Tarifvertrag hervorbringen. Schon im November 1905 und im März 1906 waren dem Reichstag die beiden Teile einer „Denkschrift über das Kartellwesen“ zugegangen. — Auf der Tagesordnung des nächsten deutschen Juristentages steht bereits die Frage: Empfiehlt sich die gesetzliche Regelung des gewerblichen Arbeitsvertrages (insbesondere des Tarifvertrages)?<sup>2)</sup>

Insofern die Jurisprudenz die Kunst der Subsumption des vom praktischen Leben gegebenen Tatbestandes unter die regelnde Norm ist, stellt sie sich als eine „Technik“<sup>3)</sup> dar. Hierbei handelt es sich „nicht um rein logische Operationen, sondern um Zweckmäßigkeitserwägungen oder sonstige Werturteile, bei denen häufig zweifellose und sichere Entscheidungen nicht möglich sind. Die definitive Feststellung des anzuwendenden Rechtes kann nur durch Willensentscheidungen erfolgen, welche den Willensakten nahe stehen, durch welche der Gesetzgeber neues Recht schafft.“<sup>4)</sup>

Derartige „Zweckmäßigkeitserwägungen“ und „Willensentscheidungen“ wird auch die idealste Gesetzgebung nicht ausschalten können,

<sup>1)</sup> So von Müller-Erzbach in der deutschen Juristenzeitung 1906. Ehrlich, Freie Rechtsfindung und freie Rechtswissenschaft, Leipzig 1903, Seite 25.

<sup>2)</sup> Deutsche Juristenzeitung, 1907, Seite 1013.

<sup>3)</sup> Vergl. Der Tarifvertrag im Deutschen Reich. Bearbeitet im kaiserl. statistischen Amt, 3 Bd. Berlin 1906.

<sup>4)</sup> Ihering, Geist des römischen Rechtes III (1875), 2. Teil, S. 309 f., § 37 f.

<sup>5)</sup> Rümelin, Werturteile und Willensentscheidungen im Zivilrecht, Freiburger Prorektoratsrede 1891, S. 29.

da sie eine notwendige Begleiterscheinung aller positiven Regelung sind. Stets wird es auch außerhalb des Gesetzrechtes noch ein Etwas geben, das wir als „gerecht“ und „Recht“ empfinden werden. — „Das durch die Gerichte geschützte Recht ist nicht das einzige, welches man zu berücksichtigen hat. Rechtsverletzungen im juristischen Sinn beziehen sich nur auf gewisse Formen des Unrechts. Der Schutz des Eigentums und der Integrität der Person sind die beiden Angelpunkte, um welche sich die juristische Rechtspflege bewegt. Nun gibt es aber außer dem direkten Unrecht auch noch ein indirektes und keineswegs bloß moralisches, welches vorzüglich in der wirtschaftlichen Auspressung geübt wird.“<sup>1)</sup>

Dies ist das eigentliche Gebiet, in dem die „Rechtsschöpfung“ einsetzt. Hier ist der richterlichen Rechtsprechung eine Aufgabe zugewiesen, wie sie einst Herbart<sup>2)</sup> von der positiven Gesetzgebung forderte: „Die Gesetzgebung soll sich ununterbrochen, wie ein Organismus durch seinen Stoffwechsel, erweitern aber auch reinigen. Sie hat immer zu tun, damit die Prinzipien des Fortgangs sich nicht in Prinzipien des Rückgangs verwandeln, sich nicht stören, sondern reinigen.“

<sup>1)</sup> E. Dühring, Kritische Grundlegung der Volkswirtschaftslehre, Berlin 1866, S. 303.

<sup>2)</sup> Herbarts Schriften zur praktischen Philosophie, Teil II, Leipzig 1851, S. 446.

---

---

## Philipp Stein: Dramatischer Monatsbericht.

Berlin, im April.

Die anhaltend starke Anziehungskraft, die Ludwig Fulda's Lustspiel „Der Dummkopf“ im Neuen Schauspielhause ausübt, bedeutet einen großen Erfolg für diese Bühne, aber einen verstimmen- den Mißerfolg der Bestrebungen, die 1889 zur Hebung des Theater- geschmacks eingesezt haben — es zeigt sich hier aufs eindringlichste, daß das Publikum sich am wohllichsten befindet, wo ihm eine Mischung von Amusement und leichter Nüh- rung geboten wird. Ein alter, kluger Sonderling hat zum Universalerben seines großen Vermögens von all seinen Verwandten den im landläu- figen Sinne Dümmden auser- sehen, den Dummkopf der Familie, der bis dahin mit seinem bißchen bescheidenen Einkommen stillver- gnügt hingelebt hat und zufrieden war, wenn er in seiner kleinen Klause bei der Lektüre guter Bücher große Reisen durch die Welt zu machen glauben konnte — es steckt zweifellos ein Stück Dichter in ihm, seine Phantasie und der Glaube an die Güte der Menschen läßt ihm alles rosig erscheinen. Daß er Universalerbe wird, kränkt ihn tief, es ist ihm peinlich, das große Ver-

mögen seiner Dummheit zu ver- danken, auch ist in weiteren Kreisen seine Dummkopfwürde nun bekannt geworden. Deshalb (?) geht er bereitwillig auf den Vorschlag der leer ausgegangenen drei Erben ein, zu ihren Gunsten der Erbschaft zu entsagen — als ob dadurch das Odium der Dummheit von ihm ge- nommen und als ob er sich durch diesen maßlos dummen Verzicht nicht nun wirklich als unzurech- nungsfähiger Dummkopf quali- fizieren würde. Dies ist die erste der Unwahrscheinlichkeiten, von denen das Stück strotzt, das abge- sehen von den guten Ansätzen in der Charakteristik des Dummkopfes sich in den ausgetretenen Geleisen des bloßen Amusementlustspiels bewegt. Auf der einen Seite die lichte Ge- stalt des Dummkopfes, auf der an- deren die kohlspechrabenschwarzen Gestalten jener bis zur Schurkerei egoistischen Bettern. Der eine hat sich mit Hilfe der dreimalhundert- tausend Mark, die er vom Dumm- kopf erhalten, zum Direktor der Bank aufgeschwungen, in der der Dummkopf eine bescheidene Stel- lung bekleidet — der neue Direktor fürchtet, genau wie der Bankdirek- tor in „Nora“, die Vertraulichkeit des jungen Mannes und entläßt

ihn. Der einstige Universalerbe wird stellungslos, brotlos und erscheint halbverhungert bei seinen Verwandten — sein einziger Besitz ist ein Kanarienvogel, mit dem er sich — ein Posseneffekt — immer herumschleppt — auch vor der Trivialität „er hat einen Vogel“ schreckt der Dialog nicht zurück. Die drei bösen Bettern stecken den Dummkopf schließlich, um sich seiner zu entledigen, in eine Heilanstalt, aber die furchtbar reiche und furchtbar schöne und noch mehr kluge Amerikanerin, die in glänzenden Toiletten durch das Stück geht und allen anderen Freiern widerstanden hat, erkennt die *pia anima* des Dummkopfes und fragt ihn, ob er sich von ihr heiraten lassen würde. Der Heilanstaltsdirektor hat nämlich das Tagebuch des Dummkopfes gelesen und der Amerikanerin geraten, daß darin allerlei Liebesbeweise für sie stehen. Der Dummkopf ist geheilt von seinem Glauben an die Güte der lieben Verwandten und von dem Irrtum, daß sich mit der praktischen Lebensklugheit der Amerikanerin der Kultus des Idealen nicht verträgt. So schließt das in der Grundidee hübsch erdachte Lustspiel ziemlich banal. Es finden sich mancherlei Züge lebenswürdigen Humors; sehr gelungen ist der erste Akt mit der in guter Kleinalerei behandelten Szene der Testamentsveröffnung. Aber das meiste ist in zu starken Farben aufgetragen, immer nur Theater in schlechtem Sinne, modisch aufgepußter Venedix. Um den Erfolg machte sich in einer vollendet künstlerischen Leistung besonders Harry Walden verdient.

Arges Mißgeschick hatte das Kgl. Schauspielhaus mit einem Einakter, auf dessen vermeintliche dichterische Qualitäten es große Hoffnungen gesetzt hatte — dem dramatischen Gedicht „*Meister Mathias*“ von *Manfred Ryber*, einem Pseudonym, das ebenso gesucht ist wie Inhalt und Form der kleinen, ach so langen Dichtung. Es ist eine verstimmend schwächliche Nachempfindung von Goethes *Faust*, eine schlechte Paraphrase über gute Motive und steht, von ein bißchen formeller Geschicklichkeit abgesehen, ganz im Zeichen des Dilettantismus. Mitunter aber gibt's erfreuliche *Faustreminiscenzen*, so wenn der Held klagt: von allem Leben, allem Lieben ist nur ein schaler Rest geblieben. *Meister Mathias*, ein Gelehrter und Grübler wie *Faust*, ist mit sich und der Welt unzufrieden und will die große Uhr zerschlagen, die ihm so oft der Stunden Lauf gezeigt — seine längeren Ansprachen an die alte Standuhr besagen nicht mehr, als was Goethes *Faust* kürzer benennt: Fluch vor allem der Geduld! Aus dem Uhrgehäuse tritt nun verumumt und verhärtet, als wär's *Fausts* Frau *Sorge*, die Zeit heraus und belehrt ihn in längerer Rede, unterstützt durch melodramatisches Weirerl und sehr hübsche lebende Bilder, daß er nicht umsonst gelebt habe, daß auch seines Lebens Ernte der Tod sei. Sie wandelt sich dann in die ewig junge Zeit; und in ihren Armen entschläft *Meister Mathias*. Dem *faustischen* Bestreben des jungen pseudonymen Dilettanten und seinem leeren Berserklingklang ist die Intendanz durch eine glänzende

Ausstattung zu Hilfe gekommen, die lebenden Bilder waren sehr geschmackvoll gestellt. Aber all das vermochte nichts zu nützen, es erinnert nur noch an ein weiteres Wort aus dem Faust: ein großer Aufwand nutzlos ward vertan.

Eine gute Talentprobe ward in einer Nachmittagsaufführung einer Komödie „Hinterm Zaun“ von Karl Köfler gegeben. Das Stück ist wohl ein halb Duzend Jahre alt und der Autor hat inzwischen mit anderen Arbeiten, so besonders jüngst mit dem „Wolfenkräger“, Erfolg gehabt, aber seine Erstlingsarbeit, in der er sich erlebtes Leiden von der Seele weggeschrieben hat, steht viel höher. Köfler ist längere Zeit als Karl Neßner Schauspieler gewesen — seine Komödie behandelt in dem besonders guten ersten Akt ein Stück aus dem Schmierleben der Komödianten mit Galgenhumor, mit sehr gelungener Charakteristik und auch nicht ohne einen kleinen Einschlag von Poesie. Mit den folgenden hängt dieser Akt nur dadurch zusammen, daß der am Schmierleben verzweifende Jüngling dann in der Gattin eines Hofschauspielers seine uneheliche Mutter wiederfindet. Dieser Hofschauspieler ist ein eitler Patron, ein Ordenjäger, der die Liaisons von Madame nicht zu sehen scheint und sich an dem Ertrag dieser Liaisons, einer Villa und einem funkelnagelneuen Orden, am Bande um den Hals zu tragen, skrupellos erfreut. Es kommen einige bitterböse Dinge vor — in Summa wird doch nur gezeigt, daß es wie bei der Schmiere auch an den Hoftheatern nicht ganz

einwandfreie Leute geben kann. Darob ist man entrüstet gewesen — ein Schauspieler dürfe derartiges nicht auf die Bühne bringen. Selbst der kluge Dr. Max Pohl, Präsident der Deutschen Bühnengenossenschaft, hat dagegen geeifert — als wenn schon jemals ein Journalist sich darüber beschwert hätte, daß in einem von einem Journalisten verfaßten Stücke Journalisten — Schmock und Genossen — schlecht behandelt worden. Die Komödie hat das Recht und die Pflicht, alle Gesellschaftsschichten satirisch zu behandeln — wenn aber Daudet das Recht hat, einen Delobelle zu zeichnen, warum dann nicht Köfler einen Hofschauspieler? Delobelle und dieser Hofschauspieler sind jeder ein gut beobachteter Typus, trotzdem wird niemand behaupten, daß sie typisch sind. Im übrigen ist das Stück Köflers wohl eine gute Talentprobe, voll guter Beobachtungen und oft wie von eigenem Leid durchzittert, aber darum noch durchaus kein gutes Stück. Aber die sorglose unbefümmerte Szenenführung und die oft glänzenden Einzelheiten und Genrebildchen versöhnen immer wieder.

Ein für Berlin neuer Mann ist im Lessingtheater erschienen — der Ungar Franz Molnar mit seiner Komödie „Der Teufel“. Der erste Akt der eigenartigen Arbeit ist das Frischeste, Packendste, Geistvollste, was uns die Spielzeit gebracht hat. Erst in den folgenden Akten wird der Pferdefuß der Molnarschen Teufelschöpfung sichtbar. Der erste Akt überschüttet uns mit einer interessanten Fülle geistreicher Aperçus, witziger Schlagfer-

tigkeiten und überraschender Szenen, mit Kundgebungen überlegenen Humors, mit fesselnden Paradoxen. Schade nur, daß in den folgenden Akten dieses sprühende Weisheit der Handlung nicht genugsam untergeordnet wird, daß die Logik, die Konsequenz der Entwicklung der Geschehnisse nicht immer zwingend genug erscheint, daß mit den menschlichen und Situationen allzu willkürlich umgesprungen wird, daß der von mehreren Seiten erhobene Vorwurf, Molnar sei eine Mischung von Shaw, Wilde und Henri Bernstein, für die späteren Akte oft zutrifft mit Ausschluß des teuflisch pointierten Finales, wo Molnar wieder ein Eigner ist. Er strömt fast über von immer neuen Einfällen und Wendungen, er ist ein geistiger Verschwenker, von seinem Überreichtum hätten unsere Durchschnittslustspielfabrikanten ein reichliches Duzend ihrer Einzel- oder Kompaniearbeiten vollauf bestreiten können. Aber er ist sich seines Reichtums wohl allzu bewußt, ihm fehlt noch die Beschränkung des Meisters, wie sehr er auch bereits die Szene beherrscht, gute Typen schaffen kann, so den fast neuen Typus der gefühlvoll leichtfertigen, sich naiv hingebenden Seidenmizzi, eines ganz aparten Malermodells. Er hat durchweg Theaterblut und seine große Gewandtheit und Sicherheit verführt ihn leicht vom Literarischen zum bloßen Theater. Der Maler Hans liebt die schöne Jolantha. Vor sechs Jahren haben sie sich einmal geküßt — dann hat sie einen lebenswürdigen, harmlosen Millionär geheiratet, mit dessen Unterstützung Hans dann studiert

hat. Nun soll Hans Frau Jolantha porträtieren, sie ist in seinem Atelier. Beide sind nicht ganz unbefangen, die Liebe zueinander, die vor sechs Jahren in ihnen geknospet hatte, ist nur beherrscht, nicht völlig unterdrückt worden — sie glimmt schon unter der Asche. Aber sie haben resigniert. Da ist plötzlich der Teufel bei ihnen. Ganz plötzlich — man sieht nicht, woher er kommt, aber er ist da. Wenn man symbolisieren wollte, könnte man sagen, das Böse ist plötzlich in ihnen erwacht, das Verlangen und Begehren. Aber auf solches Symbolisieren kommt es Molnar ersichtlich gar nicht an — der Teufel ist also da, ein sehr eleganter, sehr weltmännischer Teufel: man weiß, die Kultur, die alle Welt beleckt, hat auch auf den Teufel sich erstreckt. Er ist ein glänzender Mensch, besonders Frauenkenner, er weiß den beiden leusch liebenden, die er zusammen bringen will („Hab' ich doch meine Freude dran“, sagt Mephisto), nicht nur die Gelegenheit zu schaffen, sondern auch den Zwang der Gelegenheit, und nach allerlei ergöglichen Hin- und Herschieben der Figuren hat er glücklich die so lange Widerstrebenden so unwiderstehlich zueinander getrieben, daß er mit einem teuflisch triumphierenden „voilà“ unbesorgt den Schauplatz seiner Taten räumen kann. Das Teuflische hat gesiegt. Trotz seiner Neigungen zu wirksamer Theatralik hat Molnar in diesem Lustspiel doch so viel beweglichen Geist, so viel Gedankenreichtum, und besonders in seinen drei Frauengestalten so viel eindringliche Gestaltungskraft bewiesen, dabei eine solche Frische des



Temperaments, daß er die Gewähr gibt, mehr als der Durchschnitt der Bloßbühnenschriftsteller werden zu können.

In den Kammerspielen des Deutschen Theaters ist auf Hugo v. Hofmannsthal's Jugendarbeit — er schrieb sie mit neunzehn Jahren — „Der Tor und der Tod“ zurückgegriffen worden. Der Dichter, in dessen dramatischen Früharbeiten immer eine eigene Mischung von Lyrik und Artistentum steckt, ist als Dramatiker zuerst von der „Freien Bühne“ mit seiner „Frau am Fenster“ erfolgreich eingeführt worden. In der kleinen Tragödie des Toren, der angesichts des Todes zur Erkenntnis eines ungenühten Lebens kommt, also zur Erkenntnis wohl der größten Tragödie, ist ungemein viel Stimmungsgehalt. Die Regie ließ diese Stimmung wohl erkennen, aber nicht das Gedankliche. Der Ton ward viel zu leise, allzu klanglos genommen, außerhalb weniger erster Parkettreihen verstand man nur Wortbrocken — es war wie ein Gemälde, dessen Farbensinfonie man wohl empfindet, dessen Gestaltungen und Linienführung man aber nicht zu erkennen vermag. Die kleine Dichtung ist vor Jahren auf der Sezessionsbühne mit bescheidenen Mitteln, aber auch mit bescheidenen Mäßen viel eindrucksvoller zum Vortrag gebracht worden. Es kommt doch hier, wo die Geschehnisse fast keine Rolle spielen, gerade auf den Vortrag an, auf das Verständnis der feinen Erkenntniswerte und des romantischen Grundgedankens, der in dem Ausdruck gipfelt:

Ich hab' mich so in Künstliches verloren,  
Daß ich die Sonne sah aus toten  
Augen,  
Und nicht mehr hörte als aus  
toten Ohren —

und die Klage, unter dem Fluch  
zu stehen:

Das Leben zu erleben wie ein Buch,  
Das man zur Hälfte kennt und  
halb noch nicht begreift,  
Und hinter dem der Sinn erst nach  
Lebend'gem schweift.

In grellem Gegensatz zu dieser von Regie und Darstellung um ihren Gedankengehalt beraubten feinen Poetenarbeit stand die darauf folgende „Alltagstragödie in acht Bildern“, „Nju“. Der Autorenname Ossip Dymow weist, wenn er nicht pseudonym ist, auf russischen Ursprung, worauf in dem sonderbaren Stücke selbst freilich auch nicht die geringste Nuance schließen läßt. Wäre die Arbeit besser, könnte sie in Wien oder Paris entstanden sein für Kabarettzwecke. Die Gestalt des jungen Lebemanns und Dichters, der der Liebhaber der Frau Nju wird, läßt in dem allein guten ersten Bilde einige feine Züge Schnitzlerscher Fraktur erkennen, im übrigen aber ist's fürchterlich. Erstes Bild: Nju, die hier wie eine allzu bewußte Kokette erscheint, macht die Bekanntschaft des Lebemann-Dichters. Ein anderes Bild: aus der Koketten Nju ist ein rückhaltlosliebendes Weib geworden. Wieder ein ander Bild: Zusammenstoß von Njus Gatten mit ihrem Liebhaber — die Lampe fällt um, mehrere Pistolenschüsse gehen los und be-

lästigen die Zuschauer ohne sonst weiteren Schaden anzurichten. In einem andern Bilde versagt sich Nju ihrem Geliebten — man weiß nicht warum. Sie schreibt einen Brief, man weiß nicht an wen. Im Bilde darauf ist Nju tot — die Totenklage des Vaters und des Geliebten stehen in psychologisch gut gezeichnetem Gegensatz. Dann das Schlußbild: Njus Eltern sitzen bei der Lampe und lesen gemeinsam ihrer Tochter letzten Brief — sie und die Zuschauer erfahren daraus, daß sich Nju getötet hat, weil sie über die Herkunft ihres zu erwartenden Kindes nicht im klaren ist. Ein zweifellos neues tragisches Motiv. Das Stück erscheint wie eine Aneinanderkoppelung von acht Romanfehen, zu denen die vermittelnden Kapitel unterschlagen sind. Mitunter taucht eine gute Beobachtung auf. Das Stück, das in Sprache und Situation vielfach abstoßend wirkt und nicht auf eine literarische Bühne gehört, wurde, vom ersten Bilde abgesehen, beifallslos erlitten.

Mit einer frischen, fröhlichen Groteske hat Paul Apel im Hebbeltheater belustigt. Seine drei Akte nennt er ironisch „Liebe“ — es sind ergötliche Episoden aus dem Liebeleben der reizvollen und liebebegehrlichen jungen Witwe Marion, die mit drei ganz jungen Jünglingen gleichzeitig und durcheinander nicht allzu platonisch herumliebt. Die blöde Jugendeselei der drei Jünglinge, von denen zwei es züchtig und sehr ernst meinen und deshalb wenig erreichen, ist sehr hübsch geschildert, der Komödienton ist gut durchgeführt, die Schluß-

momente sind von graziöser Reizheit. „Liebe“ hat in Tendenz und auch vielfach in der Konstruktion viel Verwandtes mit Hinnerks „Verkehrter Welt“, das literarisch höher steht und den im Mittelpunkt der Handlung stehenden Frauencharakter tiefer und interessanter, verschlagener und in farbigeren Nuancen schildert. Aber immerhin ist Apels „Liebe“ trotz mancherlei dramatischer Unzulänglichkeiten das Unterhaltsamste, was das Hebbeltheater bisher geboten hat.

Auch ein japanisches Schauspiel hatten wir — die kleine Hanako, die jetzt in vielen Theaterstädten auftaucht, gastierte mit ihren Leuten im Passage-Theater. Ihr Repertoire besteht in dem Einakter „Otoko“ von Koi-Fu, der von kaum glaublicher Einfachheit ist. Eine schöne Geisha ist ausgegangen; ihre Dienerin Otoko zieht nun ihren Mantel an, pußt sich und schmückt sich. Kommt der Liebhaber der Geisha und hält Otoko für seine Geliebte. Diese weist ihn zurück, er wütend ab. Kommt der Diener, erkennt Otoko, Umarmung, Kuß, allerlei naturalistisches Liebesgetändel. Kommt der Liebhaber wieder, Otoko weist ihn wiederum ab, darauf ersticht er sie. Kommt die Geisha, und Otoko legt sterbend die Hände der beiden Liebenden ineinander. Das Ganze ist ersichtlich für Hanako, die Otoko-Darstellerin, — gedichtet. Diese Künstlerin leistet Bedeutendes. Man rühmt die Art, wie sie zu sterben versteht, wie ihr Gesicht allmählich erstarrt. Das ist staunenswert, aber das ist doch mehr ein mimisches Kunststück. Aber wirklich künst-

lerisch ist die zierliche, graziose Hanako als Soubrette, als Humoristin, als Charakteristikerin. Wie sie mühsam die Sachen für die Geisha herbeischleppt, wie sie sich puzt, alle diese intimen Künste der japanischen Gesichtstoilette treibt, das ist ergötzlich. Noch erquickender aber die Freude, die aus ihren Augen, ihren Mienen leuchtet, wenn sie sich nun im Spiegel betrachtet,

die Freude, wenn sie die Tänze der Geisha nachtanzt. Und ein hinreißendes Temperament verrät sie in der Liebeszene mit dem Diener, die sie so grazios naturalistisch zu gestalten weiß. Hanako ist nicht, wie's in den Ankündigungen heißt, Japans größte Tragödin — das bleibt Sada Yacco. Aber Hanako ist Japans große Humoristin.

## Redaktionelle Notizen.

Von dem Wiener Zweigverein der deutschen Schillerstiftung mit der Herausgabe der Werke Ferdinand von Sarrs beauftragt, wenden sich die Unterzeichneten an die Besitzer von Handschriften und Briefen des Dichters mit der Bitte, ihnen den Einblick und die Benützung zu gestatten. Auch für den Nachweis erster Drücke an versteckten Stellen sind wir dankbar.

Die Zusendung erbitten wir unter der Adresse von Hofrat Professor Dr. Jacob Minor, Wien IV/2, Johann Straußgasse 36. Die Zurücksendung erfolgt auf Wunsch umgehend nach der Benützung.

A. Bettelheim. J. Minor.

Ein „Schriftsteller-Berein Nord und Süd“ in München, der unter Leitung eines Herrn Hinsmann steht, machte in letzter Zeit von sich reden. Ohne auf die Qualitäten dieses von dem Schriftsteller-Organ „Die Feder“ angegriffenen Unternehmens einzugehen, möchten wir betonen, daß, obwohl dieser Verein unter dem Namen „Verlag Nord und Süd“ inseriert hat, weder unsere im 32. Jahrgang stehende Zeitschrift „Nord und Süd“, noch unsere handelsgerichtlich eingetragene Firma „Verlag Nord und Süd“ irgend etwas Gemeinsames mit dem oben erwähnten Unternehmen hat.

Redaktion und Verlag von „Nord und Süd“.

\*

\*

\*

---

# B i l d e n d e K u n s t.

## Zu den Kunstbeilagen.

Peter Hille.\*)

Das Kirchenbuch des Dorfes Erwißen in Westfalen behauptet allerdings urkundlich und mit dem Munde einer Behörde, daß Peter Hille all dort am 11. September 1854 geboren wurde. Aber das glaube ich nicht. Seine Natur und sein Schicksal war es gerade, nicht in unserer Zeit zu leben, und von unserem neunzehnten Jahrhundert nichts zu wissen. Eine Seele wohnte in ihm, — ja, wie soll ich sie greifen, zergliedern? Ein Mönch von Heisterbach ist unser Peter gewesen. Vor vierhundert Jahren ging er wohl einmal, in frommen Meditationen versunken, eines Morgens in den Wald. Und da es Abend wurde, die Sonne blutete, und Peter heimkehrte, — da sah die Welt wunderbar verändert aus, eine Fabrik stand an der Stelle seiner Eremitenhütte, Eisenbahnen fuhren und Telegraphenbräute sangen, wo die Raubritterburg gedroht hatte. Peter in der Fremde. Als Geist und Kind vergangener Zeiten, barfüßig, in zerfertigtem Bettelmönchsgewand, oder im zerlöcherten Talar des fahrenden Schülers, ging er durch die andersgewordene Welt hin. In seinen Augen träumte ein Lied von vorvorgestern, wachte der Mensch aus den Anfängen und

Kindheitstagen unserer neuen Kultur, spielte eine Seele aus den Zeiten des Überganges von Mittelalter und Renaissance.

Die letzte und tiefste Heimatswelt unseres Peters, die seiner Empfindungen und Gefühle, seiner Gedanken, seiner Visionen war eigentlich die der Frühhumanisten. Als Fleisch wandelte ein Stück Kulturgeschichte, Seele und Geist vom Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts unter uns. Das Gymnasium ist immer bis zuletzt in Peter Hille gewesen und mit ihm gegangen. In seinem reifsten und noch immer zusammenhangvollsten Drama: „Des Platonikers Sohn“ weist er auf diesen Urgrund seiner Natur am nachdrücklichsten hin. Und aus dem Leid und Lust seines Giovannis, des armen Bastards des poeta laureatus Petrarca, weint und lacht uns sein eigenes Leben entgegen. Aus Kloster- und Mönchszellen bricht eine Schar schwärmerisch trunkener Valschanten hervor, eben von Ketten befreiter Gefangenen, aber die dionysischen Geister werden auch immer wieder von einer tiefen Sehnsucht nach stillen Altären und Muttergottesbildern zurückgezogen, und wenn in ihre heidnischen Venusgesänge ein Ave-Maria-Geläute hineintönt, erschauern sie in Andacht und ziehen ihre Mägen. Mittelalterliche Mönchsmystik und jungfrüher Hellenismus gehen noch ganz innig ineinander, und Meister Eckehard

\*) Peter Hilles Ausgewählte Werke in vier Bänden. — Peter Hille. Erinnerungen von Heinrich Hart. (Berlin, Schuster u. Köffler.)

und Catull sangen in der Seele unseres Peters gemeinsam eine Gotteskind- und Weltkindweise, in die dann noch eine Merlinstimme, die Stimme einer echten Naturmystik, hineinfließt.

Diese urplatonisch-gymnasiale Seele sah im Worte noch immer den Gott und Ursprung aller Dinge, das geheimnisvolle Logosfeuer und die Essenz aller Naturerscheinungen, und das ganze geistige Schaffen Peter Hilles kann zuletzt richtig nur aus den Ideen einer Wortmystik, eines Wortkultus und einer Wortkultur verstanden werden. Jede Entwicklung, jeder Entwicklungssinn war seinem Geist versagt. Als ich ihm zum letzten Male im Angesicht des Todes die Hand drückte, war er noch immer genau derselbe, wie damals, da wir uns zuerst in den Knabentagen innige Freundschaft schwuren. Der völlige Mangel aller Ordnungssinne, die Unfähigkeit, zu bauen und zu komponieren, größere Zusammenhänge, Entwicklungen und Steigerungen zu erfassen, lagen als Fluch auf seinem Leben und seiner Dichtung. Das war wie eine Geistesstörung und Verwirrung bei ihm. Aber das einzelne Wort nahm Fleisch, Gestalt und Leben unter seinen Händen an. Von Anfang an gab er sich ihm hin mit aller Inbrunst und allen Versenkungen. Es sollte das sein, was es bezeichnet, duften und klingen, sich bewegen und verändern, wie die Sache, für die es steht, und in deren tiefstes Leben hineinleuchten. Seine Bücher sind voll von köstlichen Wortwundern, Bildworten, Vergleichen, Metaphern, die bald blißartig ihm kamen, bald als

Ergebnisse tage- und wochenlanger Grübeleien. Im Tiefsinn Johanneseischer Logoslehre wurzelte zuletzt dieses ganze Dichten und Trachten, und aus dem geheimnisvollen Raunen und den wirren dunklen Tönen Peter Hillescher Kunst läuten wie aus versunkenen Gräbern uralte Glocken: „Im Anfang war das Wort und das Wort war Gott. Alles ward durch daselbe, und ohne daselbe ward nichts, was geworden ist . . .“

Wie ein Mensch, der vor vierhundert Jahren entschlief und nach jahrhundertlangem Schlafe plötzlich sein Auge wieder aufschlägt, faß er unter uns. Und darum hatte er immer etwas Fernentrücktes, Geisterhaft-Gespensstisches, Magisch-Ahasverisches an sich. Eine Doppelseele, einmal ganz und gar Kinderseele und Naivetät, und einmal ganz und gar Greisenseele und Weisheit. Und wenn er sprach, so schienen ein Greis und ein Kind miteinander zu reden, und es war wie ein Fallen und ein Geflüster, ein Berwehen und Bergehen, ein Weg- und Versunkensein darin, und immer konnte man nur halb folgen und verstehen, — aber eine Wunder- und Märchenwelt leuchtete aus Tiefen empor, selige Augen lächelten herauf.

Peter Hille, Giovanni, Poverino — verstoßenes Kind Petrarca! Als poeta laureatus wirst du nicht durch die Zukunft gehen . . . Aber du selbst bist uns ein Lied und ein Vagantensang geworden . . . Wenn die Werke zerfallen, der Mensch wird bleiben, und wie von einer Legende werden sie noch lange, lange von dir erzählen. Mir aber bist du ein Trunk gewesen aus den tiefsten und

## Bildende Kunst

---

geheimnisvollsten Quellen des Lebens — ein Becher der Rätsel und Seelenzauber. Ein Rausch dionysischer Mächte und Bacchantenjubels — ein Untergang im Allerheiligsten und eine Auflösung in Licht, Wald und Wasser, — und ein ewiges Lächeln frohen Humors und unendlicher Weltkomik. Das alte Lied von der Seligkeit derer, die da nichts besitzen, und vom Bettler als dem wahren König der Erden hast du uns wieder zur Wahrheit gemacht. Auch du besaßest eigentlich nie einen Ort, wo du dein Haupt ruhig hinlegen konntest, und wie oft hattest du nichts als die Erde zum Bett und den Himmel zur Decke. Und wenn sie dich auch in einen Palast gesetzt hätten, das kostbarste Zimmer hätte doch bald wie eine Höhle und Spelunke ausgesehen. Aber diese deine Höhlen und Spelunken leuchteten dennoch wie Aladdin'sche Wundergrotten. In Weinstuben saßest du und trankst die köstlichsten und besten Weine, aber den langen Philosophenmantel durftest du dabei nicht ablegen, denn darunter gab's nicht Rock noch Weste. Wie ein ewiger Kranich zogst auch du umher, eine fleischs — nein, leider nicht fleischgewordene Mahnung an die Eitelkeit alles Irdischen. „Wir wissen unser Schicksal, unser Wesen durchschauen wir,“ so hast auch du von dir selbst gesagt, „und so haben wir uns selbst verdammt zu rastlosem Schweifen . . . Unsere Heimat ist zurückgesunken ins Vergangenheitsreich wie das Paradies, und darum gewinnt das Heimweh über uns eine klagende Stimme, wie kaum bei einem anderen Stande auf dieser sehnüchtigen Erde . . . Ein

schönes Wort von den Lilien auf dem Felde. Wohl mögen wir's auf uns beziehen und stolz uns berühren: Unser Wams, wie's auch verschliffen, läge Salomons Thronkleid zum Tausch daneben und zur Freite ein Prinzeßlein, dennoch nähmen wir unser Röcklein und zögen fürbaß.“ Julius Hart.

---

### Fischerboot von Dieppe.

Mit breiten Schwingen schiebt der Wind die feuchten Wolken vor sich her. Die weite Fläche des Wassers färbt sich tiefschwarz, bevor sie sich mit den weißen, leuchtenden Schaumkämmen schmückt. Die Segel der Fischerboote neigen sich, fast ängstlich, als wollen sie sich vor dem Angriff ducken. Aber unter dem Zwang kundiger Fäuste richten sie sich halb wieder auf und liegen nun breit ausladend vor dem Winde und fliegen mit ihm dahin. Es war übrigens kein ängstliches Ducken gewesen, nur ein wenig Überraschung, ein unwillkürliches den Kopf Wegstrecken, als könnten sie so unten durch kommen.

Eine stramme Brise. Man könnte von einem kleinen Sturm reden. Man hat schon größeren Stürmen getrogt. Mit Gefahr getrogt. Was soll man machen, wenn es keinen Ausweg gibt. Man hält Stand und kämpft. Mit Mut. Mit List. Sie wissen alle davon zu erzählen, die Fischer von Dieppe.

Unten hockt der nasse, grüne Tod und grinst herauf: „Mein Schoß ist bereitet euch zu betten. Einige von euch werden immer hier unten schlafen, zwischen Frankreich und England, wo Platz für euch alle wäre.“

Aber man will noch nicht, man ist noch nicht so müde, und obwohl man weiß, daß er recht hat, denkt man doch auch an ein trockenes Sterben daheim in weichen Kissen und in hohem Alter und möchte es vorziehen. Also Mut, und vor allem List, Gewandtheit. Damit ist man ihm schon oft entwischt, durchnäßt von dem salzigen Geifer seiner Wut, die den Fang sich entgehen sieht.

Diesmal hat es nicht viel auf sich. Eine stramme Brise, mehr erwünscht, als gefürchtet. Man fliegt mit den Möwen über die drohende, lungernde Tiefe dahin, das Steuer fest in der Hand, mit ruhigem klaren Blick Lauwerk, Segelzeug und den Weg vor sich umfassend. Ganz Aufmerksamkeit, die aber Gewohnheit ist. Kann man doch dabei nach Hause denken, an Weib und Kind und Herd, oder an einen fröhlichen Abend in der Hafenschenke — die lustige Jeannette mit dem blonden Kraushaar — oder an Jean, den Prahlhans, der schon so und so viel Geld im Kasten haben will. Ja wohl, mit dem Mund segelt er einem immer vorbei. Aber laß ihn. Wir haben auch guten Wind in den Segeln. Mag er seine Fische mit dem Maulwerk fangen und sie als Francis wieder ausspucken. Mag er!

Und jetzt fällt es wie ein Silberregen auf das Wasser. Weg mit den schwarzen Wolken! Die Sonne will durch! Das Schwarzwölck verzieht sich und dem leichteren, weißlichen Flattervögel da oben scheint die Sonne durch die Rippen.

Und das weite Wasser glitzert und funkelt, und ein paar weiße Segel leuchten blendend auf, und ein paar dunkle, geteerte glühen

fast rosig. Der kleine Raddampfer, der unter dem düsteren Schatten der drohenden schwarzen Wolken, prustend und schnaubend, einen tragischen Verzweiflungskampf zu kämpfen schien, ähnelt jetzt mehr einer lustig paddelnden Ente. Ein Fischdampfer? Mit reichem Fang an Vord?

Was da unten lebt, muß hier oben sterben. Ein gegenseitiges Füttern. Die vielverschlingende Tiefe muß auch viel hergeben. Der Mensch greift mit starkem Arm hinein in den Rachen des Todes und entreißt ihm Lebensgewinn. Mit Mut, mit List und Gewandtheit. Auch mit Sorglosigkeit. Immer dicht über dem gierigen Schlund lacht man ihm in die blanken Zähne. Und das leichte Boot tanzt auf und ab, auf und ab. Bis seine Stunde kommt.

Wer hält länger aus? Boot oder Bootsmann? Und beider Rippen, in welchem Sand finden sie ihr letztes Bett? Sind es Englands Kreidefelsen oder Frankreichs Klippen, woran sie zerschellen? Wer aber lange auf dem Wasser war und läßt es, ihm bleibt doch immer die Sehnsucht dahin. Und das Meer, das an seinen Altershafen spült, wohin er sich aus allen Stürmen gerettet, triumphiert:

Sieger blieb ich doch,  
Und in deinen Traum  
Roll ich Bogen noch,  
Werf ich meinen Schaum.

Schwarze Erde wird  
Vergehen dein Gebein,  
Deine Seele irrt,  
Wo die Möwen schrei'n.

Gustav Falke.

Dem Dichter zugeeignet.

# Sonnenaufgang.

Ausgabe für mittlere Stimme.  
(Original.)

(Gustav Falke.)

Per mezzo-soprano or baritone.

## SUNRISE.

English words by John Bernhoff.

Max Schilling, Op. 19. No. 4.

Bewegt und feurig.

Con fuoco e mosso.

Gesang.

Piano.

(nicht eilen -  
(non accel.)

Ta - ge, die ich oh - ne  
Days, love, spent with-out thy

dich ver-bracht,  
pre-sence bright,

wa - ren Ta - ge nicht, sie wa - ren  
were not days to me, but dear-ly

Alle Rechte incl. Aufführungsrecht vorbehalten.

Copyright 1904 by Rob. Forberg.

5731

Leipzig, Rob. Forberg.

Mit gütiger Erlaubnis des Verlegers Rob. Forberg, Leipzig.



Nacht,  
night;

nun von dei- - ner  
now, since I do

Rück - - kehr mir ward Kun - - - - - de,  
know thou art re - - - - - turn - - - - - ing,

war - te ich auf mei - ne Mor - - - - - gen - - -  
glad I hale the dawn of sun - - - - - lit

stun - - - - de. \_\_\_\_\_ Wenn das  
 morn. - - - - ing. \_\_\_\_\_ When the

*espr.*

*f*

Licht \_\_\_\_\_ sich aus dem Dun - - kel hebt, \_\_\_\_\_  
 light \_\_\_\_\_ of day thro' dark. - ness breaks, \_\_\_\_\_

*p* *mf*

al - les Le - - ben ihm ent - ge - gen bebt, \_\_\_\_\_  
 un - to life this slumb' - ring earth a - wakes, \_\_\_\_\_

*p cresc.* *mf*

klingt, wie von ver - borg - nen Zau - . . . - ber - sai - ten,  
mag - . . . - ic sounds from hid - den soure - . . . - es swell - ing,

*p* *cresc.*

hell ein Klang durch al - le Welt und Wei - . . . . .  
soar to Heaven, of joy and glad - ness tell

*mf* *cresc.* *drängend* *f cresc.* *con Ped.*

. . . . . ten.  
. . . . . ing.

*ff*

Ein um dich ver - träum - - tes Le - - ben harrr  
*Spent in dreams of thee, a life, love, waits for*

(nicht eilen -  
 (non accel.) - - ) *espr.*

*mp*

dei - - ner wun - der - tä - ti - gen Ge - gen - wart  
*thee, whose mag - ic pre - sence do - light cre - ates*

*cresc.*

Komm, \_\_\_\_\_ komm!  
*Come, \_\_\_\_\_ come!*

*mf cresc.*

5781

will mit lau - - tem Lie - - - - - bes - -  
 strains of glad - - - ness love's - - - - - praise 'tis

*p*

sin - - - - - gen se - - - - - lg sei - - - - -  
 sing - - - - - ing, un - to thre gold - en

*mf*

Mor - - - - - - gen - gross dir brin - - - - -  
 Morn's - - - - - fair greet - - - - - ings bring - - - - -

*f cresc.*

5791

**Feurig.**  
Con fuoco.

gen.  
ing.

Komm,  
Come,

komm,  
come,

komm!  
come!

*ff*

6781

**Faksimile einer unveröffentlichten Komposition von  
Johann Nepomuk Hummel,**

*Allegro*

*p.*

*f.* *f.*

*f.* *p.* *f.* *p.*

*p.*

*by his sincere friend*  
*J. N. Hummel*

*London, 1st July 1830.*

---

## Zu den Musikbeigaben.



Der Zufall hat es gefügt, daß diesmal zwei nicht bloß geistig, sondern auch zeitlich weit voneinander entfernte Komponisten in der Beilage vereinigt erscheinen. Johann Nepomuk Hummel, dessen kleines bisher noch unveröffentlichtes Klavierstück dem modernen Geiste kaum eine Anregung bietet und nur als eine Kuriosität erscheint, hat bei seinen Zeitgenossen als ein sehr tüchtiger Musiker, speziell als hervorragender Pianist gegolten. Im Jahre 1778 zu Preßburg geboren, hat er als achtjähriger Knabe Mozarts Unterricht genossen, frühzeitig große Konzertreisen gemacht, bis er Haydns Stellvertreter beim Fürsten Esterhazy wurde und mit einem Umweg über Stuttgart 1819 in Weimar als Hofkapellmeister festen Fuß faßte, woselbst er 1837 aus dem Leben schied. Von seinen mehr als 100 größeren Kompositionen sind nicht bloß die Opern völlig verschollen, haben sich nur wenige noch in die heutigen Konzertsäle, z. B. sein Septett für Klavier, Streich- und Blasinstrumente, gerettet; selbst seine schönen Klavierkonzerte in Amoll und Hmoll wagt

man heute kaum noch der Öffentlichkeit zu bieten; sie werden aber ebenso wie die Fantasie Op. 18 und die Polonaise „La bella capricciosa“ von angehenden Klaviervirtuosen noch gründlich studiert; diese wissen auch Hummels „Anweisung zum Pianofortespiel“ (1828) namentlich wegen der Behandlung des Fingersatzes noch zu schätzen.

Max Schillings, der kürzlich sein vierzigstes Lebensjahr vollendet hat und zum Herbst seinen langjährigen Wohnort München mit Stuttgart vertauscht, um hier die Leitung der Oper zu übernehmen, erfreut sich als Mensch wie als Künstler seit Jahren der höchsten Achtung. Seine Bühnenwerke „Ingwelde“, „Der Pfeifertag“ und „Der Moloch“ sind wohl die bedeutendsten Erzeugnisse der sogen. Wagnerschen Schule. In das große Publikum werden sie freilich kaum dringen können, weil Schillings' oft sehr eigenartige Tonsprache von einer großen Herbheit ist; eine besondere Vorliebe hat er z. B. für Wechselnoten in seiner Harmonik und gar keine Neigung, dem Hörer, bei dem sich das Bedürfnis nach Auflösung eines Akkords eingestellt hat, dies zu erfüllen. Auch sein Gebrauch der alten Kirchentonarten wirkt oft befremdlich. Jedenfalls merkt man es seiner mitunter auch von grüb-



## Zu den Musikbeigaben

---

lerischer Schwermut durchsetzten Tonsprache nicht an, daß er ein Kind des sonnigfrohen Rheinlandes ist. Recht erfolgreich ist Schillings auf dem Gebiet des Melodramas gewesen; besonders seine aufs feinste instrumentierte Musik zu Wildenbruchs „Herrenlied“ muß auf jedermann eine nachhaltige tiefe Wirkung ausüben. Eine große melodische Linie ist seinen durchweg eigenartigen und sehr fesselnden Liedern nachzurühmen; freilich macht er es weder dem Sänger noch dem Begleiter leicht, was man aus dem

„Sonnenaufgang“ ersehen kann. Aber wie lohnend ist es, dieses Lied gründlich zu studieren: da ist echte Inspiration, ein hoher Geistesflug! Wie herrlich werden die prächtigen Verse Gustav Falkes musikalisch wiedergegeben! Das ganze Liederopus, dem „Sonnenaufgang“ entstammt, ist hochbedeutend; des weiteren seien besonders noch die „Erntelieder“ (Dichtung von Heinz Evers) als hervorragende Beispiele der Schillings'schen Lyrik bestens der Beachtung empfohlen.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

---

---

## Literarische Berichte.

Die Zeitschrift für Balneologie, Klimatologie und Kurort-Hygiene, die unter der Redaktion von Sanitätsrat Dr. Graeffner und Dr. Kaminer im Verlage der allgemeinen medizinischen Verlagsanstalt vom 1. April 1908 ab als Monatschrift erscheint, hat in der gesamten medizinischen Welt berechtigtes Aufsehen erregt. Das Kultusministerium, das Landwirtschaftsministerium und das Reichs-Gesundheitsamt sind durch eines oder mehrere ihrer Mitglieder im Herausgeberkollegium vertreten. Das Herausgeberkollegium setzt sich zusammen aus Männern wie: Kraus, von Noorden, Senator, Keners, F. Parkes Weber, Ministerialdirektor Förster, Obermedizinalrat Dr. Dietrich, Geh. Ob.-Med.-Rat Prof. Dr. Schmidtman, Geh. Ob.-Reg.-Rat Prätorius, Privatdozent Dr. Kost und zahlreiche andere.

Groß ist auch die Beteiligung der Balneologen, deren Namen in der wissenschaftlichen Welt einen guten Klang haben.

Die erste Nummer enthält außer dem Geleitwort von Geh. Ober-Medizinalrat Dr. Dietrich, vortr. Rat im Kultusministerium, eine Arbeit von Kraus über Klinik und Balneologie, von Noorden über „Die Diätetik in Kurorten“, von Freund, von Eulenburg, von Vöckel,

von Parkes Weber, und von Richter. Hochinteressant ist die Arbeit von Dr. Martin, Privatdozent in Zürich, über „Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen“. Neben der Pflege der wissenschaftlichen Förderung wird in der Zeitschrift auch ein besonderer Wert auf die Beschreibung von Kurorten unter ärztlichen Gesichtspunkten gelegt. Die erste Nummer enthält Beschreibungen von Baden-Baden, Meran, und Mitteilungen aus Homburg, Alt-Heide, Soden u. a.

Die Zeitschrift, die einem großen Bedürfnis entspricht, wird sich nicht nur in der wissenschaftlichen Welt einen hervorragenden Platz erringen, sondern sie wird auch für den gebildeten Laien, besonders durch ihren klimatologischen Teil und die Kurortbeschreibungen, Interessantes und vermöge der aus der Lektüre ersließenden Anregung Nützliches darbieten. R.

Erinnerungen von Alex. Herzen. 2 Bände. Aus dem Russischen übertragen, herausgegeben und eingeleitet von Dr. Otto Buef. Mit drei Porträts. Berlin, Wiegand und Grieben.

Die russische Revolutionsgemeinschaft hat beinahe den Charakter einer Kirche in ihrem fanatischen Glauben, ihrer Opferbereit-

## Literarische Berichte

schaft, ihrer Missionstracht. Alexander Herzen gehört zur Urgemeinde, in der er etwa als der russisch-nationale Petrus dem kosmopolitischen Paulus Bakunin gegenübersteht; und an seinem Nachgeben gegen dessen Interesse an der politischen Revolution ist auch seine berühmte Zeitschrift „Glocke“ zugrunde gegangen.

Das ist nun aber ja nicht so zu verstehen, als wäre Herzen ein enger Slavophil und Chauvinist gewesen; die kamen in der Literatur erst mit Dostojewski heraus. Es ist ein feingebildeter, kluger Mann, der für Schiller schwärmt und die fremden Nationen leidlich objektiv beurteilt, wobei denn für seine Generation charakteristisch ist, wie hoch er die Engländer über die Franzosen stellt. Die bleiben ihm, wie die Griechen dem ägyptischen Priester, immer Kinder. Und die Putsche und Komplote Mazzinis mißbilligt er bei aller Sympathie für den Mann, den er aber gewiß zutreffend für einen Stubenpolitiker hält neben dem Freiluftpolitiker Garibaldi. Carl Vogt, den er eingehend schildert, tat's ihm mit seiner behaglich-humoristischen Ruhe und Arbeitskraft an; Herwegh gibt er auf. (Ein Personalverzeichnis fehlt leider den beiden sehr deutlich gedruckten Bänden.) Aber für einen Verschwörer von italienischem Renaisancetypus wie Orsini hat er auch was übrig.

Die Erinnerungen, die leider bald nach der ausgezeichneten Schilderung des Staatsstreichs von 1852 abbrechen, sind vorzüglich geschrieben; anschaulich, packend, dabei ohne vordringliche Subjektivität.

Wir kennen Herzen ja alle schon aus den „Memoiren einer Idealistin“; aber er verträgt nähere Bekanntschaft. Es ist ein Russe, bei dem man bei noch so vielem „Kraßen“ keinen Tataren findet — aber doch auch kein „Europäer“, wie er oft scheinen mochte; schon dieser eigentümlich melancholische Ausdruck der Augen ist national.

Wann wird man diese merkwürdigsten Revolutionäre der Weltgeschichte, die in London das junge Europa bildeten, einmal historisch und psychologisch in ihrer ganzen Bedeutung und Eigenart darstellen und würdigen?

Richard W. Meyer.

**G e h e i m e M i t e r z i e h e r.**  
Von Dr. J. Edwenberg. Hamburg, Gutenberg-Verlag.

Der als Lyriker bekannte Verfasser schenkt uns in seinem „Geheimen Miterzieher“ ein ganz prachtvolles Büchlein. „Einblicke, Ausblicke in das weite, bunte Gefild der Kinderseele“ will uns der Autor gewähren, und er erfüllt sein Versprechen in gehäuftem Maße. Nicht nur das, auch der Schatz unserer Kindheit, die Märchenwelt, wird uns von neuem erschlossen. „Unsere Volksmärchen“ ist ein Kapitel voll eigenartigen Reizes. Ebenso die beiden Abschnitte „Kumm mit, wir willt int Grönegan“ und „Was unseren Großstadtkindern fehlt“. Gerade diese beiden Kapitel sollten die Eltern unserer Großstadtkinder lesen und sie würden sehen, wie viele nützliche Anregung ihnen das Büchlein bietet, das unter den zahllosen Erscheinun-

gen auf dem Büchermarkt sicher eine der erfreulichsten ist.

Dr. E. Stiebel.

Immanuel Kants Werke in acht Büchern. Ausgewählt und mit Einleitung versehen von Dr. Hugo Kenner. Mit Kantbildnis und Kantplakette. Zwei Bände. Berlin, o. J., Druck und Verlag von A. Weichert.

Diese neue Kantausgabe sucht ihren Zweck allem Anschein nach in der Erfüllung der verdienstlichen Aufgabe, die Grundlegung der kritischen Philosophie einem weiteren Publikum in bequemer und geschmackvoller Weise zugänglich zu machen. Die von sachkundiger Hand geleitete Veröffentlichung ist bei der heute neu erwachten Sehnsucht nach ideeller Lebensvertiefung und dem daraus entspringenden und immer lebendiger werdenden Interesse für wirkliche Philosophie vom Standpunkt dieser Philosophie aus freudig zu begrüßen. In erster Linie werden von Kenner selbstverständlich diejenigen Werke gegeben, deren Gesamtheit die eigentliche Darstellung des Systems des Kritizismus bedeutet, also die drei großen Kritiken, die Prolegomena und die Grundlegung der Metaphysik der Sitten. Ihnen sind die Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, die Träume eines Geistersehers, die Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels und die Schrift „Der Streit der Fakultäten“ hinzugefügt. Irgend etwas Wesentliches wird sich gegen diese Auswahl kaum einwenden lassen, die „Beobachtungen“ hätten viel-

leicht auch fortbleiben können. Eine als Anhang gegebene Erklärung der wichtigen Grundbegriffe und Fachausdrücke dient dazu, dem Leser das Studium zu erleichtern, nachdem er durch eine längere, klar und flott geschriebene Einleitung in das Lebenswerk des großen Mannes eingeführt worden ist. In dieser Einleitung hat sich Kenner bei der Darstellung von Kants Entwicklung in einigem Gegensatz zu deren sonst oft beliebter Einteilung in streng gegeneinander unterschiedene „Perioden“ verständigerweise bemüht, die durchgängige Einheitlichkeit ihrer Tendenz gebührend zur Geltung zu bringen.

Dr. Karl Hoffmann.

Der deutsch-französische Krieg 1870/71. Nach den neuesten Quellen dargestellt von Friedrich Regensberg. Band I. Stuttgart, Franckh.

Der Verfasser hat durch die Einzelschilderungen der Hauptkämpfe von 1866 bereits allgemeine Anerkennung gefunden. In dem vorliegenden Werke, von dem der erste Band erschienen ist, entwirft er eine, auch für weitere Kreise verständliche Darstellung des Krieges 1870/71. Unter Zugrundelegung der besten und neuesten Quellen führt er in zusammenhängender Form die kriegerischen und politischen Ereignisse in höchst anregender und anziehender Weise dem Leser vor. Seine Gründlichkeit, sowie strenge, aber durchaus gerechte Beurteilung treten hierbei angenehm hervor. Er weist auf die begangenen Fehler hin, klagt aber auch nicht mit der Anerkennung hervorragender Lei-

## Literarische Berichte

stungen und bewiesener Tapferkeit. — Der vorliegende erste Band enthält drei Abteilungen: Die Vorgeschichte des Krieges (Rache für Sadowa, die spanische Bombe, die Emser Depesche), die Vorbereitung zum Kriege (Kriegserklärung Frankreichs, Alles mobil, Kriegspläne und Aufmarsch beider Heere), die Einmarschkämpfe der deutschen Heere (Saarbrücken, Weißenburg, Wörth, Epichern). — Dem umfangreichen Bande (336 S.) sind zur Erläuterung des Textes 15 Karten und 3 Beilagen angeschlossen. Man liest das Buch, das eine schätzbare Bereicherung der über den Krieg 1870/71 bereits erschienenen umfangreichen Literatur bildet, mit großer Befriedigung.

K.

**Drei Menschen.** Psychologische Novelle von *Francis Külpé*. Berlin und Breslau, C. Schottlaenders Schlesische Verlagsanstalt.

Das Werk der hochbegabten Verfasserin ist älter als der in dem letzten Jahresbericht von „Nord und Süd“ gerühmte Roman. Man kann also in diesem später erschienenen Werke seines früheren Ursprunges wegen keinen Fortschritt erkennen, aber es ist erfreulich zu konstatieren, daß diese Novelle gegen den Roman nicht übermäßig abfällt. Es handelt sich um eine psychologische Erzählung, man könnte fast sagen um ein psychologisches Kunststück. Ein tüchtiger Frauenarzt Rehder ist mit der ausgezeichneten Schauspielerin Nora Selden verheiratet, die er ihrer Kunst überläßt, ohne deswegen aufzuhören, ihr glühende

Liebe zu widmen und von ihr herzliche Zuneigung zu empfangen. In sein Haus kommt seine Nichte, eine verwitwete Gräfin Rahel, die Tochter seiner von ihm innig verehrten Schwester, ein schönes, leidenschaftliches, kunstbegabtes Weib. Sie verliebt sich in ihren Onkel, und dieser läßt sich diese Liebe nicht nur gefallen, sondern erwidert sie auch einen Moment, um freilich bald wieder seiner Pflichten inne zu werden. Als Nora erblindet und ihrer Kunst entsagen muß, wetteifern Rahel und der Doktor mit Unterdrückung ihrer augenblicklichen Aufwallung, um der Unglücklichen, die übrigens von der momentanen Verirrung der beiden unterrichtet ist — denn zu einem wirklichen Fehltritt ist es nicht gekommen, — ihr Leben erträglich zu gestalten. Ein paar Nebenfiguren und Episoden: eine französische Gouvernante Félicie Lebrun, die mit Rahels verstorbenem Mann einen Liebeshandel unterhalten; ein halb verrückter Mystiker, der als Faktotum im Hause lebt und bei einem Rettungswerke zugrunde geht; zwei alte kunstbegeisterte Frauen, die plötzlich reich werden, durchziehen die Handlung. Sie sind im Zusammenhang nicht eigentlich notwendig, tragen aber zur Belebung der Geschichte bei und dienen hauptsächlich dazu, um die unendliche Gutheit der „drei Menschen“ zu beweisen, die sich der Unglücklichen annehmen, Gefallene erheben, Schwache und Lächerliche mitleidig und tatkräftig fördern. Man könnte einwenden, so viel Trefflichkeit gibt's unter den Menschen gar nicht, worüber jeder nach seiner Weltanschauung und seinen Erfahrungen urteilen mag.

Ein psychologischer Fehler scheint mir darin zu liegen, daß der Doktor und Rahel hauptsächlich nach der Erblindung Moras ihre Pflicht erkennen, daß also nicht ausschließlich Selbstüberwindung, sondern Mitleid der Grund des Bezwingens ihrer Leidenschaft ist. Aber die Geschichte ist trefflich erzählt, fein beobachtet; speziell livländische Sitten — die Geschichte spielt in Riga — werden charakteristisch dargetan. Das Schauspielervölkchen, ebenso die schon erwähnten alten Schwestern werden mit feinen humoristischen Zügen ausgestattet. Echte Sittlichkeit und tiefe Frömmigkeit — die letztere ohne irgendwie aufdringlich zu sein und ohne die Verfasserin je in den Predigtton geraten zu lassen, durchziehen das ganze Buch und machen es zu einer genußreichen Lektüre.

Ludwig Geiger.

**Die letzten Menschen.** Von Friedrich Jacobsen. Leipzig, Verlag Georg Wigand.

Unwillkürlich denkt man an den großen Dänen, der das unvergeßliche Buch „Niels Lyhne“ geschrieben hat. In anderer Art aber ist dieser Jacobsen ein Phantast. „Die letzten Menschen“ sind packend geschrieben und voll poetischen Reizes. A. H.

**Die Gesellschaft.** Sammlung sozialpsychologischer Monographien. Herausgegeben von Martin Buber. 2. Band: Die Religion, von Georg Simmel. Frankfurt a. M., Lit. Anstalt Rütten u. Loening. 79 Seiten. Preis kart. M. 1,50, geb. 2,—. Wieder eine von den zahl-

reichen, vielleicht hier und da wohl auch bereits viel zu zahlreichen populären Editionen zur Verbreitung allgemeiner Bildung. In der gleichen splendiden äußeren Ausstattung, die den meisten dieser Veröffentlichungen eignen. Einband- und Vorfassezeichnung von Peter Behrens, Initialen von Hermann Kirchmayr. — Professor Simmel, der Verfasser dieses Bändchens, ist einer von jenen modernen geistreichen Universitätsprofessoren, die sich zu solchen Veröffentlichungen so trefflich zu eignen scheinen. Ein Ästhet und Philosoph von Namen. Leider, so gewandt, geistreich und belesen dies Werkchen auch geschrieben sein, und so viel Gutes, Richtiges und Belehrendes es im einzelnen auch beibringen mag, ist es dennoch als Ganzes als verfehlt zu bezeichnen, und für den vorliegenden Zweck eher schädlich als nützlich. Denn es wird lediglich dazu dienen, der Halbbildung noch mehr Vorschub zu leisten; und gar der allergefährlichsten: der auf religiösem Gebiet! — Es läßt sich heute kaum eine größere und zugleich bedenklichere Ironie denken, als den Begriff des Monismus, den die heutige Wissenschaft aufstellt, und zugleich, neben ihm, die so gänzlich analytisch disparate Behandlung der einzelnen Lebensgebiete, das völlige Unvermögen, diese Gebiete in ein organisches Abhängigkeitsverhältnis zueinander und von einem umfassendsten Gebiete und Begriff zu bringen! Gewiß ein unwillkürlicher Rest wissenschaftlich-scholastischer Scheumatik und Methodik, die als solche wohl nützlich und in ge-

## Literarische Berichte

wissen Betracht unumgänglich sein mag, im übrigen aber zugleich eine wahre, wirklich organische Wissenschaft und einer solchen letzte, endgültige Weltanschauungsergebnisse noch immer auf das peinlichste hemmt. Am wenigsten natürlich gelingt es den Universitätsprofessoren, um diese Klippe herumzukommen, die ihr wissenschaftliches Denken noch immer knickt, und die leider zugleich auch ihr nur zu unverwundlicher Dünkel ist. — Nun, Professor Simmel ist gewiß kein dünkelfafter Professor, vielmehr zählt er zu der Kategorie des „liebenswürdigen“, urbanen, liberalen, populären Professors; aber ich weiß freilich nicht, welche Art von den beiden die gefährlichere ist. — Der Grundfehler des Dückleins ist also, daß es völlig an der Oberfläche des Begriffes Religion bleibt; ja noch nicht einmal das allerndtigste für ndtig hält, an erster Stelle zu untersuchen, was denn Religion eigentlich sei. Für Simmel ist Religion nach wie vor ohne weiteres ein Ressort neben anderen Ressorts; es kommt ihm, obgleich doch Schleiermacher nun eigentlich schon lange genug vorhanden ist, nicht im mindesten bei, daß Religion nicht von dem Begriff einer dogmatischen Konfession aus definiert werden kann; am allerwenigsten heute! Es ist der bedenklichste aller Zöpfe, die uns gegenwärtig etwa noch auf dem Rücken baumeln sollten. Also: die verschiedensten Ressorts: Wissenschaft, Kunst, wirkliches Alltagsleben, soziales Leben, Politik und was weiß ich, und also denn auch Ressort Religion stehen in

vergnügter unorganischer Disparatheit nebeneinander. Kaum ein leiser Versuch ist zu einer organischen Gruppierung dieser Ressorts vorhanden. — Worauf aber wäre es angekommen? Auf nichts anderes als darauf: zu erkennen, daß nichts anderes Religion im höchsten Sinne ist als das bedingende, unlösbare, heilige, organische Gefüge organischer Masse und Individualität; und ferner: zu erkennen, daß dies alles in allem ist und Einheit aller kosmischen Fernen und Nähen. Und ferner: zu erkennen, daß aus ihm alle anderen sozialen kulturellen und sonstigen Funktionen organisch hervortreiben und mit ihm blühen, und verfallen, um von neuem aus seinen neuen Kräftigungen emporzublühen. Von einer gegenseitigen Beeinflussung dieser Funktionen aber kann nur in einem ganz bestimmten Sinn die Rede sein; was aus jeder derselben zur anderen hinstrebt und womit eine jede derselben zur andern sich erweitern kann, ist nichts und kann nichts anderes sein, als ein und dasselbe heilige Wesen von Religion. Zeigt eine von diesen Funktionen sich von ihm entleert oder nicht mehr ganz von ihm bestimmt und geleitet, so sterilisiert sie sich sofort, verkümmert oder zerbricht. In solchem Sinn also und einzig in ihm haben wir Religion zu verstehen, ohne sie ist nichts denkbar, und alles andere ist nichts als die unverbrüchliche Charakterenreihe ihrer Entfaltung. Simmel aber setzt dogmatische Form religiösen Lebens für Religion selbst; er setzt die Nebensache für die Hauptsache und macht diese zu einem

ihrer „Refforts“; so ziemlich das unsinnigste und unnatürlichste, wozu man sich verleiten lassen kann. — Kein Wunder, wenn also der Inhalt seiner Monographie sich von vornherein verschieft, und wenn seine Ausführungen sich verzwicken und trotz allem geistreichen, populären, liberalen Professorenstil den einsichtigen Leser anmuten wie Chinesisch. — Das Büchlein ist also kaum zu empfehlen. Es ist unfruchtbar und überflüssig. Es schadet eher, als daß es Nutzen stiften könnte.

Weimar. Johannes Schlaf.

X Die Bücher des deutschen Hauses, herausgegeben von Rudolf Presber. Buchverlag fürs deutsche Haus. Jeder Band in Ganzleinen 75 Pf.

Man weiß nicht recht, worüber man mehr staunen soll: über die vornehme Ausstattung des Äußeren oder den feinen Geschmack der inneren Gliederung und Zusammenstellung. Die ersten 4 Bände bringen 4 deutsche Dichter, Goethe an der Spitze: „Die Leiden des jungen Werther“, dann Otto Ludwig „Zwischen Himmel und Erde“, E. T. A. Hoffmann „Die Eliriere des Teufels“, Friedrich Spielhagen „Deutsche Pioniere“. Es ist ohne Zweifel, daß diese Bücher sich bald in jedem deutschen Hause einbürgern werden. Die Illustrationen von Ernst Stern, Finetti und Scheurich heben diese Bücher weit über das Niveau des bisher Gebotenen hinaus. Nur einen Rat möchte ich dem Herausgeber erteilen: er möge allzu umfangreiche Bücher lieber stärker ausgestalten,

als sie so zusammengedrängen, wie Hoffmanns Eliriere des Teufels. Aber das ist nur ein Rat, der die Freude an diesem Unternehmen nicht im geringsten beeinträchtigt. A. Halbert.

Weltgeschichte. Die Entwicklung der Menschheit in Staat und Gesellschaft, in Kultur und Geistesleben. Herausgegeben von Prof. Dr. J. von Pflugk-Harttung, in Verbindung mit hervorragenden Fachgelehrten. — Geschichte der Neuzeit. Das religiöse Zeitalter 1500—1650. Berlin Verlag von Ullstein und Co.

Die letztvergangenen Jahre brachten den Beginn einer ganzen Anzahl von großangelegten, prächtigen Lieferungswerken. Ihnen gestellt sich nun die von J. v. Pflugk-Harttung herausgegebene „Weltgeschichte“ zu, vor allen hervorragend durch die glänzende Reihe ihrer Mitarbeiter. Das eben ist das unterscheidende Merkmal dieser modernen Werke, daß sie auf dem Zusammenwirken vieler Kräfte beruhen und nicht, wie unsere älteren Weltgeschichten, aus der Arbeit eines einzelnen Gelehrten hervorgegangen sind, der naturgemäß nicht alle Gebiete des weitverzweigten Stoffes mit der gleichen speziellen Kompetenz beherrschen konnte. Ein ungeheurer Vorzug des modernen Betriebes, dem aber andererseits als nicht zu unterschätzender Nachteil gegenüber steht, daß darunter die anstrengenswerte Gleichmäßigkeit in der Behandlung des Stoffes durch



## Literarische Berichte

---

das ganze Werk hin bisweilen zu Schaden kommt. Trotz des besten Willens zur Unterordnung unter das gemeinsame Prinzip vermag der einzelne Mitarbeiter — und um so weniger, je selbständiger und maßgebender er ist — seine Eigenart nicht immer völlig zu verleugnen, weder in der Grundauffassung, noch in der Schreib- und Darstellungsweise. Auch der zur Besprechung stehende, erster erschienene Band der neuen „Weltgeschichte“ ist dem nicht ganz entgangen. Als ein wissenschaftliches „Volksbuch“ ist sie geplant, „durch leichte Verständlichkeit für alle Volksklassen und Berufsstände“ berechnet. Und diese Grundtendenz gelangt in dem ersten Abschnitt, der vom Herausgeber selbst verfaßt, „Entdeckung und Kolonialgeschichte“, vollauf zu klarem Ausdruck: in der Art, wie über die Entdeckung, über die wirtschaftliche und wissenschaftliche Erschließung der neuen Landgebiete alles Wissenswerte geboten wird, unter steter treffender Beleuchtung von allgemeinen wirtschaftlichen und politischen Gesichtspunkten aus, unter häufigen Beziehungen auf die Verhältnisse der Gegenwart. Ganz anders charakterisiert ist der zweite Abschnitt — die „Renaissance“ von R. Brand: eine geistvolle Monographie, die in tiefdurchdachter und großzügiger Weise das Wesen der Renaissance und ihre Bedeutung für die Folgezeit zeichnet. Vorausgesetzt ist aber, daß der Leser mit dem nackten Gerippe der Geschehnisse des Zeitraumes gut vertraut ist, daß er in seinen Kenntnissen und in seinem ganzen Bildungsstande die feste,

konkrete Grundlage findet, von der aus er den oft recht abstrakten und in hohen Geistesregionen sich bewegenden Betrachtungen zu folgen vermag. Für das Verständnis in weiteren Volkskreisen sind sie nicht faßlich, ich möchte sagen, nicht plastisch genug. Von diesem Gesichtspunkte aus möchte ich dem, was Th. Vrieger (S. 208 ff.) nur nebenher über die Renaissance ausführt, den Vorzug erteilen, wie denn überhaupt sein Abschnitt „Reformation“ sich durch wunderbare Klarheit und durch Treffsicherheit des Urteils auszeichnet. Der Beginn und die erste Entwicklung der Reformation ist trotz der allenthalben hineinspielenden politischen Momente im Grunde genommen doch eine rein religiöse Bewegung; da konnte denn keine glücklichere Wahl getroffen werden, als diese Partie des Buches nicht einem direkten Fachhistoriker, sondern einem, gerade hier bereits aufs beste bewährten, protestantischen Kirchenhistoriker zu übertragen. Die Schilderung der religiösen Zustände vor der Reformation, insbesondere des Charakters der damaligen katholischen Kirche, wie auch ihrer späterhin — nach dem Tridentinischen Konzil — erfolgten Umgestaltung durch das Eindringen und Überwiegen des „spanischen Geistes“, kann nicht vortrefflicher gedacht werden. Anerkennenswert ist die Objektivität, deren sich der Verfasser nach Kräften befleißigt; und wenn es ihm nicht immer gelungen ist, den Gegnern der Reformation volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn ihm hin und wieder ein allzu scharfes Urteil über die katholische

Kirche und das Papsttum mit untergelaufen ist, oder er das ausschließlich Religiöse allzu sehr in den Vordergrund rückt, wer wollte es ihm zum großen Vorwurf anrechnen? Nur auf einen Punkt möchten wir aufmerksam machen: die detaillierte Behandlung der einzelnen Schriften Luthers (im 4. Kap.), die vielen und langen wörtlichen Zitate aus ihnen, die genaue Inhaltsangabe der Schrift: „An den christlichen Adel deutscher Nation“ stehen in keinem rechten Verhältnis zum Umfange des Gesamtwerkes und wären schon im Hinblick auf dessen katholische Leserkreise besser eingeschränkt worden. — Mit der wenig dankbaren Aufgabe, die Wirren und Kreuz- und Querzüge namentlich während der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges in knappem Umriss zu erzählen, hat sich H. von Ziedineck-Südenhorst in zufriedenstellender Weise abgefunden. Das Schlußstück aber, die „Gegenreformation in Süd- und Westeuropa“, ist durch Prof. Dr. Philippson, wie nicht andere zu erwarten, zu einer in wissenschaftlicher und künstlerischer Hin-

sicht gleich vollendeten Geschichtsdarstellung gestaltet worden, aus der die Persönlichkeiten eines Philipp II., einer Elisabeth, eines Richelieu als bedeutame Werksteine gebührend hervorrangen, und in der andererseits ebenso interessant und lehrreich die allgemein kulturgeschichtlichen Elemente der Zeit zur Geltung kommen. — Der „Kulturgeschichte“ kommt auch die überaus reichhaltige Illustrierung des Werkes zugute, die, mit dem Texte in mehr oder minder engem Zusammenhange, mit Sorgfalt und wissenschaftlichem Ernst ausgewählt ist, zumeist aus zeitgenössischen Gemälden und Zeichnungen, Etichen und Holzschnitten, und somit zugleich einen beträchtlichen kunstgeschichtlichen Wert besitzt. Die ganze äußere und innere Ausstattung des Bandes ist gebiegen und vornehm und dem modernen Geschmack entsprechend, so daß wir in der Ulsteinschen Weltgeschichte wirklich ein „Monumentalwerk deutscher Geschichtsschreibung“ zu begrüßen haben, dessen weiterem Fortgang wir mit Interesse und lebhaftem Erwarten entgegensehen können.

S. B.

---

Redaktion: Dr. Sylvius Bruch, A. Halbert, Kurt Fliegel, Alex Jadasohn.  
Verantwortlich für den Inhalt: A. Halbert: Hal, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.  
Verantwortlich für den Inseratenteil: Paul Nowotny in Berlin-Friedenau.  
Zuschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren „An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32,“ oder „Breslau III, Siebenhufenerstraße 11/15“.

Verlag „Nord und Süd“ Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders  
Schlesische Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).

Auslieferung für Österreich bei E. W. Stern, Wien I, Franzensring 16.

Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

---

Übersetzungsrecht vorbehalten.....Unberechtigter Nachdruck untersagt.





Edmund Hellmer: Hugo Wolff.  
Zum Essay v. E. D. Modnagel.

# Nord und Süd

## Eine deutsche Monatschrift

---

Verlag Nord und Süd Gm.b.H. Berlin  
Vertretung für den Buchhandel:  
C. Schottlaender Schles. Verlagsanstalt

---

12. Jahrgang    Band 125    Juni 1908    Heft 375



Edmund Hellmer: Hugo Wolff.  
Zum Essay v. E. D. Rodnagel.

# Nord und Süd

Eine deutsche Monatschrift

---

Verlag Nord und Süd G.m.b.H. Berlin  
Vertretung für den Buchhandel:  
C. Schottlaender Schles. Verlagsanstalt

---

32. Jahrgang    Band 125    Juni 1908    Heft 375





## Eduard König: Monismus.

„Monismus! Monistische Weltanschauung!“ Daß diese Ausdrücke für weite Kreise in unserer Gegenwart die Parole bilden, das braucht nicht erst weitläufig bewiesen zu werden. Hat sich in unseren Tagen doch sogar ein Bund gebildet, der jene Wörter auf seine Fahne geschrieben hat und eine rege Agitation entfaltet. Tritt uns der Monismus jetzt doch sogar in mehr als einer Hauptgestalt entgegen. Denn in dem einen Lager kämpft man für den *Psychomonismus*. So tut es der Göttinger Naturforscher Verworn in seiner Rede über „Naturwissenschaft und Weltanschauung“ (1904). Sein Hauptsatz ist: „Der Gegensatz zwischen Körperwelt und Psyche existiert in der Wirklichkeit gar nicht, denn die gesamte Körperwelt ist nur Inhalt der Seele.“ Für diesen Monismus, der also in den seelischen Funktionen sein einziges einheitliches Reich sieht, ist Verworn auch in seiner späteren Schrift „Prinzipienfragen in der Naturwissenschaft“ (1905) eingetreten. In einem anderen Lager der Monisten, dem Monistenbunde, kämpft man für den *materialistischen Monismus*. Man weiß, daß in diesem Lager der Jenenser Zoologe Haeckel der Führer ist. Denn er hat das bekannte auffehenerregende Buch „Die Welträtsel“ 1899 veröffentlicht und diesem auch noch das Werk „Die Lebenswunder“ 1904 folgen lassen. In beiden Schriften hat er mit anerkennenswerter Offenheit seine Anschauung ausdrücklich als Naturphilosophie, und zwar als Erneuerung des philosophischen Systems von Spinoza († 1677) bezeichnet (Die Lebenswunder, S. 92). Nur hat er dies bei seinen Ausführungen oftmals vergessen, indem er sich so auszudrücken pflegt, als wenn er rein naturwissenschaftlich verführe und lauter Ergebnisse der exakten Naturforschung vorträge, und hat so auch selbst mit verschuldet, daß die meisten seiner Leser und Anhänger seine Behauptungen so auffassen, als wenn diese die reine Naturwissenschaft enthielten. In diesen beiden Schriften nun erhebt Haeckel den An-

spruch, im Anschluß an jenen Philosophen den Substanz-Monismus begründet zu haben. In einem dritten Lager kämpft man für eine einheitliche Weltanschauung, welche *Energie-Monismus* zu nennen ist, allerdings von einem ihrer Vertreter auch als „Spiritualismus“ bezeichnet wird. So geschieht es bei Dr. Paul E. Franze (Arzt in Nauheim) in seinem Schriftchen „Monismus des Geistes“ (1907 erschienen bei Marhold in Halle). Dieser schreibt gegenüber Haedel, der viel zur Verbreitung des materialistischen Monismus beigetragen habe, es erscheine ihm „als eine Pflicht, darauf hinzuweisen, daß die Anwendung *wirklich* logischen Denkens auf die neuesten und besten Errungenschaften der Physik das direkte metaphysische Gegenteil einer materialistischen Weltanschauung zutage fördert, nämlich die Deutung alles Seins und Geschehens aus ihrem geistigen Inhalt allein. Das ist der Monismus des Geistes.“ (S. 1.)

„Monismus!“ schallt es also in unseren Tagen von vielen Seiten her. Aber besitzt diese Parole auch nur den Wert der Neuheit? Ja, äußerlich wohl, insofern das Wort „Monismus“ ein neugeprägtes sein dürfte. Aber es ist damit, wie mit vielen Ausdrücken in unserer Gegenwart: neue Worte, aber keine neuen Begriffe. Die Sache, die man mit „Monismus“ meint, ist eine alte Erscheinung. Namentlich über diese geschichtliche Seite der monistischen Bewegung orientiert in ausführlicher Weise das Buch von Dr. Otto Flügel, das früher „die spekulative Theologie der Gegenwart“ hieß, dessen dritte Neubearbeitung jetzt aber als „Monismus und Theologie“ betitelt ist (1908). Da sind alle philosophischen und theologischen Systeme hauptsächlich der Vergangenheit, die einen monistischen Zug besaßen, ausführlich dargelegt und kritisiert. Z. B. ist das Buch „Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage“ von Otto Pfeleiderer (1878) in gründlicher Weise analysiert und als ein Werk von monistischer Grundtendenz erwiesen. Denn er schrieb ja (S. 193): „Solange es Metaphysik gibt, ist eben dies ihre Aufgabe, die Gesamtheit des Wirklichen, wie sie Dingliches und Geistiges zumal umfaßt, *einheitlich* und aus *einem* Begriff zu begreifen.“ Aus Flügel's Buch ersieht man, daß die Auffassung des Universums, die jetzt die „monistische“ genannt wird, früher gern als „einheitliche oder organische Weltanschauung“ bezeichnet wurde (S. 239). Es gibt ja auch, was Flügel nicht erwähnt, schon lange eine eigene Zeitschrift für den Monismus: „The Monist“, redigiert von Dr. Paul Carus zu Chicago. Wenn aber darnach das Schlagwort „Monismus“ nur äußerlich und nur für die ununterrichteten Massen den Reiz der Neuheit besitzen kann, könnte es trotzdem eine richtige Sache be-

zeichnen. So erhebt sich denn die Frage, ob der Monismus, wie er von dessen gegenwärtigen Hauptvertretern gemeint wird, nicht eine wohlmotivierte und in der Wirklichkeit begründete Auffassung des Universums ist. Diese Frage gehört zu den allerwichtigsten, die den Menschen unserer Gegenwart beschäftigen müssen, und so sei es auch mir gestattet, einen Beitrag zu ihrer Beantwortung darzubieten.

Ist also der Kampf für den Monismus nicht wohl motiviert? Gewiß, dem Ringen nach einer einheitlichen Weltanschauung liegen ganz natürliche Motive zugrunde. Oder spürt nicht jeder denkende Mensch den Trieb in sich, bis zu einer in sich harmonischen Auffassung des All vorzudringen? Das natürliche Bedürfnis unseres Schlußvermögens treibt den Menschen, daß er von den einzelnen Dingen und Ereignissen auf ihren Zusammenhang zurückgeht und schließlich nach dem Mittelpunkt und Urquell des ganzen breiten Stroms der Erscheinungen fragt. Es ist sogar ein Zeichen ungesunder Erschlaffung des menschlichen Intellektes, wenn er nicht bis zu dieser Frage vordringt. Ja, das ist der Sinn eines alten sehr bekannten Ausspruchs, der von „Toren“ redet. Er meint diejenigen Menschen, welche mit stumpfen Sinnen und schlaffem Denken durch Natur und Geschichte hindurchgehen, ohne die Einzelheiten zu einem Gesamtbilde zu vereinigen und ohne von den wechselnden Erscheinungen auf einen bleibenden Träger derselben, von den Wirkungen auf einen Kraftquell zurückzuschließen. Also Antriebe zur Erstrebung einer einheitlichen Weltanschauung sind vorhanden und sind ganz natürlich. Die große Frage ist nur die, ob sie in den Systemen zu einem richtigen Ziele gelangt sind, die in unserer Gegenwart als Monismus empfohlen werden.

Schon der Umstand nun, daß das Schibboleth „Monismus!“ uns jetzt in so verschiedenen Tonarten entgegenschallt, ist kein gutes Anzeichen dafür, daß die Bemühungen um denselben schon zu einem festen Endziele gelangt wären. Doch prüfen wir jene drei erwähnten Hauptarten des Monismus, die um den Beifall unserer Zeitgenossen miteinander rivalisieren, nunmehr der Reihe nach!

1. Bei dem *Psychomoniismus*, den Berworn vertritt, haben wir das gewiß interessante Schauspiel vor uns, daß ein Naturwissenschaftler der neukantischen Erkenntnistheorie in dem Grade huldigt, daß er die Zustände der Seele als die einzige Welt der Wirklichkeit hinstellt. Es ist ja in den vergangenen Dezennien ein bemerkenswertes Objekt der Beobachtung gewesen, daß die Kantische Erkenntnistheorie, wonach der Mensch nur von seinen Wahrnehmungen weiß, mehr bei den Philosophen

und Theologen, als bei den Naturforschern Eroberungen machte. J. B. erklärte ja ein so feiner Kopf, wie der Physiker von Helmholtz war: „Ich war im Beginne meiner Laufbahn ein gläubiger Kantianer, als ich jetzt bin“ (in der Vorrede zu seinen „Vorträgen und Reden“, 1884). Ein entschiedener Bekämpfer der Kantischen Erkenntnistheorie ist der Botaniker J. Reinke (in Kiel) in seinem hochverdienstlichen Werke „Die Welt als Tat“, das zuerst 1899 erschien. Er schreibt da mit vollständigem Rechte J. B.: „Sehe ich eine rote Kugel neben einer grünen liegen, so schließe ich aus der Verschiedenheit der Farbe auf eine Verschiedenheit der beiden Dinge. Hierbei ist es ganz gleichgültig, daß die Physiologie mich lehrt, daß die Farben erst in der Empfindung zustande kommen. Denn die Physik beweist, daß bei normalem Auge aus grüner Farbe auf Strahlen geschlossen werden darf, die ein Körper ausstrahlt und die eine gewisse Schwingungszahl besitzen. Aus dem Wechsel in den Erscheinungen muß deshalb auf die Verschiedenheit der Dinge gefolgert werden. Die Unterschiede in den Erscheinungen müssen den Unterschieden der Dinge parallel gehen.“

Doch will ich nicht fortfahren, Reinkes Darlegung, so packend sie auch ist, zu wiederholen. Auch soll hier nicht die Untersuchung wieder vorgeführt werden, die ich selbst über die Tragweite der Kantischen Erkenntnistheorie in meinem Schriftchen „Die Religion unserer Klassiker, oder die Klassiker unserer Religion?“ (1905) bei der Besprechung von Schillers Weltanschauung angestellt habe. Vielmehr meine ich, daß zur Beurteilung von Bernhorns Psychomomismus schon folgende Sätze genügen. Die Kantische Erkenntnistheorie, wonach der Mensch ganz in den Kreis seiner Seelenoperationen gebannt wäre, besitzt ja eine Achillesferse. Das Wesen von Kants Erkenntnistheorie soll nämlich doch darin liegen, daß alle unsere Erkenntnis auf die bloßen Empfindungen (oder Erscheinungen) eingeschränkt sei und jede Erkenntnis des „Dinges an sich“ uns abgesprochen wird. Trotzdem mußte Kant doch von dem „Ding an sich“ etwas aussagen, nämlich daß es auf unsere Empfindungsnerven wirkt. Sonst ständen ja unsere Empfindungen ursachlos da! Er mußte also dem Menschen auch die Fähigkeit zuschreiben, das „Ding an sich“ doch wenigstens als Ursache zu erkennen. Dieser Einwand gegen Kants Erkenntnistheorie ist auch sehr bald — zuerst von Xenodemos (Schulze) 1792 — erhoben worden, und dieser Einwand wird, so oft er auch vergessen werden mag, doch schließlich den ganzen Aufbau zu Falle bringen.

Oder hat etwa B e r w o r n selbst seinen Psychomonismus konsequent durchführen können? Er sagt allerdings: der Stein ist schwer. Das ist eine Empfindung. Er ist kalt. Das ist wieder eine Empfindung usw. Aber es wäre richtiger, wenn er gesagt hätte: Die Schwere des Steines ist eine Empfindung f ü r u n s. Denn daraus, daß wir von der Schwere des Steines nur eine Empfindung haben, folgt nicht, daß der Stein nur in unserer Empfindung existiert. B e r w o r n gibt ferner auch zu, daß wir Empfindungskomplexe haben. Dann fragen wir: Worauf beruhen diese? Auf der Arbeit unserer Psyche allein? Dann müßten sie mit sich selbst identisch sein, weil die Seele wesentlich dieselbe Größe bleibt, während ich jetzt mich in meinem Zimmer umblicke und im nächsten Moment zum Fenster hinaussehe. Aber die Empfindungskomplexe sind oft in einer Minute hundertfältig verschieden. Folglich ist diese Verschiedenheit durch etwas außerhalb der Seele bedingt, was unsere Empfindungen veranlaßt. Sodann bemerkt B e r w o r n z. B. in der Schrift von 1904, S. 31: „Die Empfindung ‚blau‘ besteht bei einem Menschen, wenn ein Lichtstrahl von bestimmter Wellenlänge durch Vermittelung eines Auges in bestimmten Zellen der Großhirnrinde bestimmte Stoffwechselvorgänge hervorruft.“ Aber wie kann B e r w o r n v o n L i c h t s t r a h l u n d v o n W e l l e n l ä n g e usw. reden? Wie kann er dies alles als Bedingungen der Empfindung zusammenfassen? Nach seiner Theorie soll ja alles nur Empfindung der Psyche sein! Liegen die „Bedingungen“ etwa auch alle schon als Inhalt in der Seele? Nein, er hat selbst seinen erkenntnistheoretischen Standpunkt nicht festhalten können. Demnach ist es B e r w o r n keineswegs gelungen, seinen P s y c h o m o n i s m u s zu begründen. Auch er hat nicht die Möglichkeit beseitigt, über unsere Wahrnehmungen hinaus auf den Welthintergrund zu schließen.

2. Wie steht es sodann mit Haeckels Substanz-Monismus? Auch zu dessen Beleuchtung will ich nicht wiederholen, was in meinem angeführten Schriftchen (S. 24—30) bei der Besprechung Goethes ausgeführt werden mußte, weil ja Haeckel sich gern auf seine Zustimmung mit diesem beruft. Es dürfte aber auch genügen, wenn betreffs der Welterklärung Haeckels folgendes erwähnt wird.

Ein Blick auf die Welt der Organismen lehrt, daß jeder derselben von einem inneren Gesetze in bezug auf Form, Größe, Nahrungsauswahl, Lebensdauer usw. beherrscht wird. Solche immanente Gesetze der Natur treten uns ferner auch darin entgegen, daß die Kohlensäure den Pflanzen

zum Wachstum dient, die dem tierischen und menschlichen Organismus schädlich ist, und daß umgedreht die Pflanzen den Sauerstoff ausatmen, der für Tier und Mensch ein Lebenselixier ist. Und welche geheimnisvolle Organisation liegt darin, daß es nicht nur eine Differenzierung der Geschlechter mit ihren überaus merkwürdigen Fortpflanzungsorganen gibt, sondern daß auch eine *k o n s t a n t e B e r h ä l t n i s z a h l* bei den Vertretern der beiden Geschlechter (z. B. beim Menschen) hervortritt! Wer ferner z. B. den Bau des Auges betrachtet, wird nicht über das Urteil hinwegkommen, daß die Natur Einrichtungen aufweist, die den Werken — z. B. einer Brücke mit ihren Bogen oder einer Uhr — gleichen, welche von menschlicher *I n t e l l i g e n z* hergestellt werden. Was nun tut Haeckel diesem Tatbestand gegenüber? Er will sich auf die Formel zurückziehen, daß diese Natureinrichtungen auf „funktioneller Selbstgestaltung“ beruhen. Indes dies ist eine ganz unhaltbare Position. Denn z. B. die Fortpflanzungsorgane mancher Pflanzen konnten *n o c h n i c h t f u n g i e r e n*, als sie noch nicht so und so lang waren. Folglich konnten sie auch nicht durch ihre „Funktion“ sich selbst gestalten, und wie will er aus „funktioneller Selbstgestaltung“ die Stoßzähne der männlichen Elefanten und die Mähne der männlichen Löwen und den prachtvollen Schweif der männlichen Pfauen ableiten? Die letztgenannte Erscheinung kann aber auch nicht aus dem Streben danach erklärt werden, denn solches Streben hätten gewiß auch die weiblichen Pfauen besessen.

Außerdem tritt es an manchen Aussagen Haeckels auch handgreiflich zutage, daß er mit seinem Monistenbunde sich vergeblich rühmt, eine „monistische“ Weltanschauung aufgebaut zu haben. Denn er bringt eine Einheitlichkeit in den Weltbestandteilen nur dadurch zustande, daß er die Beiseeltheit in Gebiete hineinträgt, in denen davon nicht die Rede sein kann. Er will nämlich schon von einer Zellseele sprechen und operiert deshalb mit dem eindrucksvollen Worte „Cellular-Psychologie“. Er läßt ferner den Korallenstock, demnach ein unorganisches Gebilde aus „Personen“ bestehen, wie er in seinem Buche „Die Lebenswunder“, S. 168 mit Sperrdruck verkündet. Er läßt also einen Teil des Mineralreiches aus Wesen bestehen, die Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung besitzen. Aber demgegenüber wird wohl Kant recht behalten, wenn er sagte: Ich würde sofort von dem Rücken meines Rosses herabsteigen und mit ihm als einem vernünftigen Wesen verkehren, wenn ich die Überzeugung gewinnen könnte, daß es den Begriff „Ich“ besitze. Folglich ist es auch Haeckel keineswegs gelungen, die Grenzen, die im Weltall zwischen den Reichen des Unorga-

nischen und des Organischen und da wieder zwischen den Tieren und Menschen bestehen, zu zerstören. Sein Reden von einer „monistischen“ Weltanschauung beruht nur auf einer Verdunklung und Verwirrung des in der Wirklichkeit vorliegenden Tatbestandes. Wie aber konnte es ihm auf Spinozas Bahnen auch anders ergehen? Auch dieser mußte ja, nachdem er kaum eine einheitliche Substanz vorausgesetzt hatte, sofort anerkennen, daß sie sich teils als Ausgedehntes und teils als Denkendes darstelle!

3. Aber vielleicht ist das berechnete Streben nach einer einheitlichen Weltanschauung in der dritten und neuesten Art des Monismus, in dem *Energie-Monismus* zu seinem richtigen Ziele gelangt, der von Franze in der oben erwähnten, von Flügel noch nicht gekannten Schrift vertreten wird.

Er bemerkt zu dessen Begründung: „In der Physik gelangt neuerdings ein *dynamischer Monismus* immer mehr zur Herrschaft, der alle physikalischen Vorgänge als rein *energetische* erklären will. Seine Stütze findet er in der dynamistischen Elektronentheorie, einer erakt ausgearbeiteten Hypothese, der die Zukunft in der Physik zu gehören scheint. Wenn wir diese Hypothese in den Mittelpunkt der Beweisführung rücken, so läßt sich dartun, daß der Monismus des *Geistes* die Weltanschauung ist, die am meisten als richtig bezeichnet werden muß.“ In der dann folgenden Beweisführung bemerkt er, Dubois-Reymond habe in seiner berühmten Rede „Über die Grenzen des Naturerkennens“ mit Recht behauptet, daß es unmöglich ist, geistige Prozesse aus materiellen Bedingungen abzuleiten. Dies dürfe heute als Tatsache schlechthin angesehen werden. Denn aus der Kontroverse, die sich an jene Rede von Dubois-Reymond angeschlossen habe, sei dieser als Sieger hervorgegangen. Nun sei aber neuerdings erkannt worden, daß die früher angenommenen Atome doch wieder sich in noch kleinere Teile auflösen. Denn sie teilen sich bei der Selbstbestrahlung der radioaktiven Substanzen, des Uraniums, Thoriums, Radiums. Diese jetzt gefundenen kleinsten Atomteilchen, die Elektronen genannt werden, seien nun nicht allerkleinsten wirklich materiellen Teilchen. Vielmehr würden die Elektronen wenigstens von der Mehrzahl der Physiker mit Recht als „nur räumlich begrenzte *Energie*, bezw. das Elementarquantum der Elektrizität“ angesehen. Nach dieser dynamistischen Anschauung gebe es überhaupt keine Materie im bisherigen Sinne, sondern „die auf einen unendlich kleinen Raum begrenzte Energie schaffe das, was uns als Masse erscheine“ (S. 3).

Für diese Behauptung, die mir wie wohl manchem Leser nicht einleuchtend erscheint, gibt es allerdings nach Franze, der sich auf neueste Arbeiten von Physikern beruft, manche Beweise. Z. B. habe man durch Berechnung aus den Ablenkungsbahnen der Elektronen gefunden, daß ihre Masse auch gleich Null sein könne. Deshalb urteilt er, die Zurückführbarkeit der Materie auf Energie beruhe auf einer erst ausgearbeiteten und sehr wahrscheinlichen naturwissenschaftlichen Hypothese (S. 4), und infolgedessen will er geltend machen, daß man jetzt einen neuen Weg gefunden habe, um das zu beweisen, was der bekannte Leipziger Chemiker W. Ostwald in seiner vor der Naturforscherversammlung zu Lübeck 1895 gehaltenen Rede über „Die Überwindung des wissenschaftlichen Materialismus“ ausgesprochen habe: „Die Materie ist nichts, als eine räumlich zusammengeordnete Gruppe verschiedener Energien, und alles, was wir von ihr aussagen wollen, sagen wir von dieser Energie aus.“ Ich muß mir aber doch erlauben, gegen die Gleichsetzung von Masse und Energie zu opponieren. Denn wenn wir auch das, was wir von den Energien einer Masse aussagen, zugleich von dieser selbst aussagen, so ergibt sich daraus nicht die Gleichheit von Energie und Masse. Neben der Energie bleibt immer noch das bestehen, woran sie haftet und wovon sie ausgeht. Die Kraft muß doch einen Träger haben. Auch ist die Art unserer Wahrnehmung in bezug auf die Kraft und in bezug auf die Masse verschieden. Denn man spürt zwar die Wärme, die z. B. vom Ofen ausstrahlt, aber wenn man gegen die Wärme reagiert, so stößt man sich nicht an ihr, wie wenn man gegen den Ofen schlägt. Ich kann also nur urteilen, daß die Kräfte von materiellen Trägern oder Körpern ausgehen, mögen diese, wie z. B. bei der Elektrizität, auch noch so verschwindend klein sein.

Die Hauptsache aber ist folgende letzte Behauptung von Franze, daß „das Psychische im analogen Verhältnis zur Materie stehen müsse, wie die Energie es tut“ (S. 5). Nun habe sich die Möglichkeit gezeigt, die Materie auf Energie überhaupt zu reduzieren. In Analogie dazu müsse alle Materie, auch die anorganische Materie beseelt sein, ebenso wie sie mit Energie behaftet ist. Der Beweis dafür soll in folgenden Worten liegen: „Da — wie ja z. B. Dubois-Reymond bewiesen hat — die psychologischen Qualitäten nicht aus mechanischen Bedingungen ableitbar sind, so muß für die restlose Erklärung der organischen Natur unter allen Umständen ein weiteres Prinzip als die bloße Mechanik eingeführt werden. Da wir ferner den Monismus als gegeben



g e s e t z t h a b e n, so folgt daraus, daß das gleiche Prinzip, das in der organischen Materie zur Erklärung des Psychologischen erforderlich ist, auch in der anorganischen Materie schon vorhanden sein muß; denn wäre dieses nicht der Fall, so hätten wir einen Dualismus, den wir aprioristisch (!) verworfen haben" (S. 5 f.). — „Mit der aprioristischen Voraussetzung des Monismus also und dem Nachweis, daß gewisse Erscheinungen an der belebten Materie die Annahme eines psychologischen Faktors außer dem Mechanismus erfordern, ist die A l l b e s e e l t h e i t d e r M a t e r i e gegeben: das Psychische ist dann der Materie ü b e r h a u p t immanent, ebenso wie die Energie es ist. — Nun haben wir hierin (!) eine volle Analogie in dem Verhältnis von Geist und Energie zur Materie. Da aber bei der Energie dieses Verhältnis sich in einer Reduktion der Materie überhaupt auf Energie auflöste, so ist nun analog beim Geiste das Entsprechende anzunehmen. Das heißt, indem wir eben für Materie Energie sagen: Energie läßt sich auf eine psychische Qualität zurückführen und ist durch eine solche vollkommen bestimmt, gerade so, wie die Materie durch energetische Qualitäten ausreichend bestimmt ist. — Hiermit ist der Monismus des Geistes als Weltanschauung aus dem Dynamismus der Physik abgeleitet.“

Diese letzten Sätze von Franze mußten ganz gegeben werden, damit der Leser selbst urteilen und über die Begründetheit der nun folgenden Kritik entscheiden könne.

Die Beurteilung kann aber meines Ermessens sehr kurz ausfallen. Denn was ist der letzte Grund, auf den dieser Monist sich zurückzieht? Dies, daß er „den Monismus als gegeben“, demnach als bereits bewiesen vorausgesetzt habe. D e s h a l b also müssen nach ihm sogar die nicht-organischen Naturbestandteile beseelt sein. D e s h a l b behauptet er die „Allbeseelung der Materie“. D e s h a l b sagt er, Energie lasse sich auf eine psychische Qualität zurückführen (S. 6). Seine angebliche Beweisführung ist zugleich das stärkste Stück von Gleichmacherei oder Nivellierung, was neuerdings vorgekommen ist, und zugleich eine anschauliche Probe von dem Verfahren, welches von selbstgemachten Voraussetzungen ausgeht. Das Beste an der Sache ist, daß Franze diesen Charakter seines Verfahrens freimütig und ausdrücklich mehrmals selbst hervorhebt. In dieser Hinsicht kann er als Muster gelten. Aber im übrigen stürzt sein Aufbau in sich selbst zusammen.

Da stehen nun die drei Gestalten, in denen der Monismus sich neuerdings als die wahre einheitliche Weltanschauung anbietet, vor un-

ferem Geistesauge! Bei jeder hat sich das Fundament als ruinenhaft und das Baumaterial als unsolid erwiesen.

Aber müssen wir nun deshalb auf eine einheitliche Weltanschauung verzichten? Keineswegs! Denn Einheitlichkeit ist nicht Einerleiheit, und Harmonie ist nicht Identität. Die wahrhaft harmonische Welt- und Geschichtsbetrachtung ist längst gefunden: das Universum, in welchem die Spuren des Intellekts nicht geleugnet werden können, ist von einem Urgeist geplant und wird von seinem ersten Beweger auch im Zeitenstrom zu einem erhabenen Ziele geleitet.

# Felix Hollaender: Die reines Herzens sind. . . . . Roman.

## Fortsetzung.

Alexander erwachte und sah schlafrunten um sich.

Wo war er? . . .

Ein kahler, leerer, freudloser Raum, und er lag auf einer Holzbank, zugebedt mit einem zerschliffenen Soldatenmantel.

Er rieb sich die Augen und mählich dämmerte die Erinnerung an das Vergangene in ihm auf und versetzte ihn in einen Zustand dumpfer Trauer. Zerblasen waren die Träume der Zukunft, in denen er sich noch wenige Stunden zuvor gewiegt hatte. Elisabeth hatten sie glücklich in das Schloß zurückgebracht, und er war wieder der einsame, verlassene Junge, der nicht wußte, wohin.

An sich selbst wollte er nicht denken. Was lag an ihm — er konnte sterben und verderben; aber das Geschick der Freundin machte ihm tiefe Sorgen.

Niemals würde er vergessen, mit wie kalten, grausamen Augen der Baron sie angesehen, wie er mit dem Gendarm gedroht, um ihr Seelchen mürbe zu machen — wie das Elisabethchen vor ihm gestanden — zerbrochen und voll Jammers — und nur um ihn vor Schaden zu bewahren schließlich nachgegeben hatte!

Was würde das arme Kind jetzt auszustehen haben! . . .

Er sah sie in ihrem Kummer — wie sie schluchzte, sobald sie sich unbeobachtet glaubte — wie sie in tapferem Troß die Zähne aufeinander biß, wenn der Baron von ihr Unterwerfung und Gehorsam forderte. Und alle ihre Gedanken und alle ihre Sehnsucht waren bei ihm — und ihr feines Gesichtchen wurde verhärmt und elender von Tag zu Tag . . .

„Holla, ausgeschlafen!“ tönte es von der Thür her und hereingehumpelt kam der Invalide und blickte ihn gutmütig und sorgenvoll an.

Alexander sprang von der Holzbank auf. Er fror trotz des heißen Sommertages.

„Junge, du mußt was in den Leib kriegen — das nützt alles nichts — mit leerem Magen herumlaufen, das will der Herrgott nicht.“

Und ohne viel Umstände zu machen, nahm er Alexander unter den Arm und führte ihn in den kleinen Vorgarten des Bahnhofes.

„So, nun trink' und laß dir's schmecken. Eine Tasse Kaffee und ein frisches Butterbrot sind nicht zu verachtende Gottesgaben! — Junge, sei kein Frosch! Der Mensch muß essen — und das Vieh muß fressen; sonst krepieren beide.“

Alexander gehorchte wortlos und mit trüben Augen.

Der Harmonikaspieler ließ ihm jedoch keine Zeit zum Nachdenken.

„Wenn du gesättigt bist, halten wir Kriegsrat ab. Ein Kerl wie du wirft nicht die Flinte ins Korn. Kopf hoch — sage ich — und der Welt zeigen, was in ihm steckt. Siehst mir nicht danach aus, daß sie aus dir Hadebraten machen — verstande-vous?“

„Zerhacken lasse ich mich gewiß nicht,“ erwiderte Alexander. „Aber aus ist aus.“

„Schäme dich! Was ist dir denn Großes passiert! Hast dich in ein kleines Lärchen vergafft, bist mit ihm ausgekniffen — und der Herr Papa hat das Lärchen wieder eingefangen. — Dank dem Herrgott, daß es so gekommen ist!“

„Was wissen Sie,“ rief Alexander zornig, „wie es mit mir und der Elisabeth steht. Vergafft hätt' ich mich — sagen Sie!“

Er lachte grell auf.

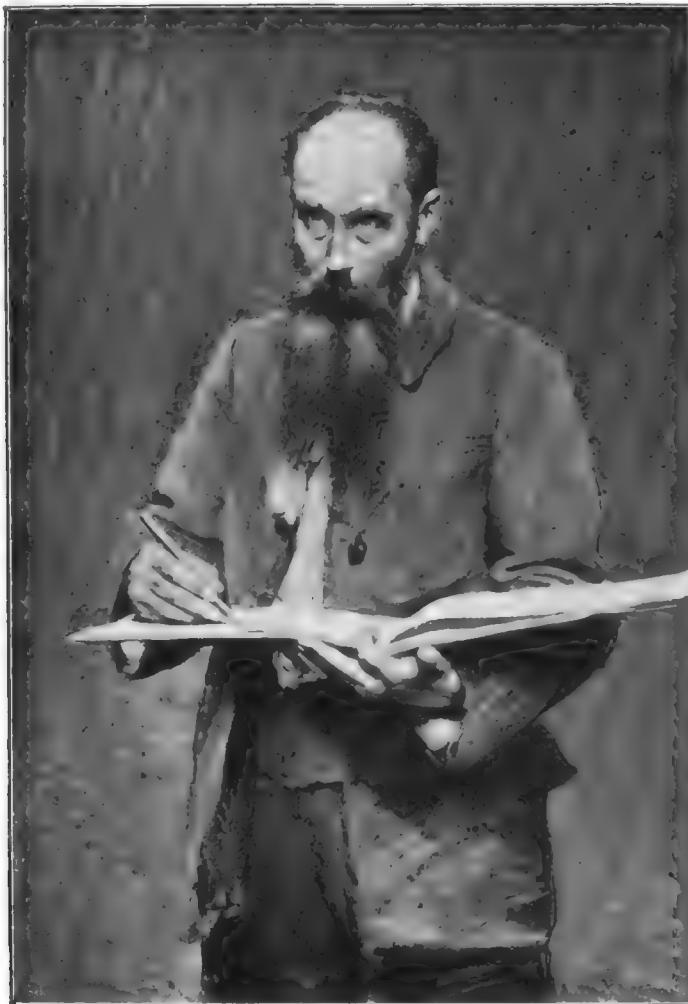
„Arme Kinder sind wir, die zu Hause gefroren haben, die elend gekommen wären, wenn sie sich nicht getroffen hätten. Was konnte uns denn Böses passieren? Wir hätten uns durch die Welt geschlagen und wären fröhlich gewesen mit einem Bissen trockenen Brotes. Vergafft — sagen Sie — ach, du lieber Gott! Wir haben uns gegenseitig gewärmt und gefühlt, wie eines dem anderen gut tat — wie wir frei aufatmeten, weil wir vor bösen, kalten Blicken sicher waren.“

„Kapiere ich, mein Junge, kapiere ich. Und dennoch ist es besser so. Werde was Gescheites und bewege dich frei wie der Vogel — lerne fliegen. Das kleine Baroneßchen hätte dich auf Schritt und Tritt gehemmt und nach ein paar Tagen hättet ihr nicht mehr aus noch ein gewußt!“

„Meint Er?“

Der Invalide lachte.

„Kennst die Landstraße verdammt schlecht, mein Junge, wenn du



Mar Koner:  
Eugen Bracht.



dir einbildest, sie sei eine Freistadt für das arme Volk. Hätt' euch der Baron nicht erwischt, so wäret ihr dem Gendarmen in das Netz gegangen. Und weißt du, was er dir zuerst entgegengeschmettert? Am Kragen hätte er dich gepackt — nach deinen Papieren gefragt — und das kleine Fräulein wäre *per ordre de muf* zu seinem Papa expediert worden — und Ihn hätten sie ebenfalls seiner Heimatsbehörde zugestellt. Freiheit — die gibst's auf dem Papier, mein Junge. In der Welt ist sie längst ausgestorben."

"Ach," entgegnete Alexander, „so gescheit sind wir auch. Glaubt Er denn, wir hätten uns ewig auf der Landstraße herumgetrieben? Wir hatten schon unsern Plan."

„Laß hören, mein Junge."

„Jetzt kann ich's ja getrost verraten — nun, da alles doch zu Ende ist. Wäre uns Seine noble Bekanntschaft nicht dazwischen gekommen, so wären wir jetzt in Magdeburg. Von Magdeburg wär's nach Hamburg und von da nach Amerika gegangen."

„Ganz hübsch ausgedacht. Aber zugegeben, daß Er als Schiffsjunge einen Unterschlupf gefunden — Seine kleine Freundin hätten sie nie und nimmer auf Deck gelassen, und Er hätte sich schließlich doch von ihr trennen müssen. Und wenn ich Ihm jetzt einen guten Rat geben soll, so ist es der: Versuche Er getrost sein Glück, und trete Er allein die große Reise an. Er hat etwas in seiner Bisage, das Ihn empfiehlt, Er hat unbedingt etwas; auf den ersten Blick habe ich es Ihm angesehen. Es kann Ihm nicht fehlen, fängt Er es nur einigermaßen klug an. Mit einem hellen Kopf und solch einem Exterieur muß Er seinen Weg machen, wenn es mit rechten Dingen zugeht."

„Aus ist aus — und nach Amerika gehe ich schon gar nicht mehr. Der Zug nach Magdeburg ist verpaßt. Gott wollte es also nicht."

„Laß Er Gott aus dem Spiel. Was hat Gott damit zu tun, wenn Er verschläft! Ein Firtlefanz ist Er, wenn Er beim ersten Schuß den Schwanz einzieht. Glaubt Er, daß aus solchem Holz die Generäle der großen Armeen geschnitten werden?! So ein junger Bursch — und hängt sich schon an einen Unterrock! Werde was Gescheites — beweise, daß du einer bist — laß dich nicht vom ersten Windstoß umschmeißen — packe das Leben an — trage den Kopf hoch — ducke dich nicht — laß Sturm und Wetter um dich sausen — und stehe aufrecht da, mit lachenden Augen und geradem Nacken. Siehst du, als ich dich gestern auf der Landstraße traf, da dachte ich bei mir: Dho, das ist einer, der läßt sich

nicht ins Bockshorn jagen! Der geht durch — rennt sich wohl mal den Kopf ein — aber durch geht er. — Und heute bläst Er Trübsal wie ein lahmes Weib.“

Alexander lächelte matt.

„Er redet wie ein Buch, Alter; und wenn's die schönen Worte täten, machte ich mich jetzt auf den Weg nach Hamburg und wär' kuriert. Aber Worte machen's eben nicht. Und darum bleibe ich hier. Und mit der Amerikafahrt ist es ein für allemal zu Ende. Nach Hause gehe ich gewiß nicht mehr. Aber ich denke mich auch so durchzuschlagen; Er braucht sich keine Sorgen über mich zu machen.“

„Es muß ja nicht durchaus Amerika sein,“ lenkte der Invalide ein, „obwohl ich mir habe sagen lassen, daß es drüben firer geht. Nur zur Vernunft muß Er kommen und einsehen, daß es mit der Baroneß ein übles Ende genommen hätte, auch wenn die Bekanntschaft mit mir und der Frau Base nicht wie der Blitz dazwischen gefahren wäre. Übrigens lasse ich auf das Weibsbild nichts kommen — —“

„Mit dem Knüttel gehe ich auf sie los, wenn sie mir noch einmal in den Weg tritt — bestell' Er ihr das!“ unterbrach ihn Alexander heftig.

„Sie ist eine verflirte Person,“ erwiderte gelassen der Alte. „Und wer mit ihr anbindet, zieht immer den Kürzeren. Jedes Wort eine Rakete — wenn sie bei Laune ist. Aber das Maulwerk ist es nicht, weshalb ich den Hut vor ihr ziehe. Laß Er sich's gesagt sein — sie hat das Herz auf dem rechten Fleck und kennt das Leben.“

„Unser Leben hat sie nicht gekannt; sonst wäre sie nicht zu dem Baron gelaufen. Ach, was wißt ihr dummen Menschen überhaupt!“

Der Invalide trat auf ihn zu und sah ihn eine Weile ernst an.

„Man wird geboren, um zu lachen und zu weinen — man wird geboren, um das Tanzbein zu schwingen — und zum Krüppel geschossen zu werden — man wird geboren, um ein Weib zu nehmen und Kinder zu kriegen — und um das Weib und die Kinder einzuscharren . . . Und schließlich humpelt man mit der Harmonika durch die Welt und dankt seinem Herrgott, wenn man weiß, wo man abends sein müdes Haupt hinlegen kann. Und wenn die Sonne untergeht, wird man ernst und denkt an seine Stunde. — Junge, man kommt in diese Welt, um bis auf die Haut geschunden zu werden und Schmerzen auszustehen! Was tut's! Wer ein Kerl ist, schluckt es tapfer herunter und schlägt sich durch. Das Lamentieren und Jammern überläßt man den Schwächlingen.“



„Alter Mann, ich jammere nicht und danke Ihm. Aber wäre Er an meiner Stelle, Er würde es auch nicht leicht nehmen. Basta. Und nun wollen wir weiter ziehen; denn hier leidet's mich nicht länger. Und wenn's Ihm recht ist, so wollen wir noch eine Strecke Weges zusammen wandern.“

„Einverstanden.“

Der Junge und der Alte packten ihre Känzel — und wieder ging es auf die Wanderschaft.

Beide überließen sich ihren Gedanken.

Alexander war in tiefen Ernst eingesponnen, so daß er seinen Begleiter darüber schier vergaß. Wie mochte es Elisabeth jetzt zumute sein? Wer stand ihr zur Seite!?

Da fiel ihm zum Trost die alte Theresе ein — und sein Herz wurde ein wenig leichter. Die Alte würde nicht von ihrem Kinde weichen, mit der schwieligen Hand über das vergrämte Gesichtchen fahren und gute, sanfte Worte dazu murmeln. Und schließlich würde das Elisabethchen — von schwerer Müdigkeit überwältigt — die Augen schließen und einschlummern. Die Alte würde sich nicht von der Stelle rühren und mit gefalteten Händen leise Gebete flüstern. Und wenn die Elisabeth im Schläfe angstvoll aufschrie, würde die Theresе sie beruhigen und wie ein treuer Hund die Wache halten, bis diese erste schlimme Nacht vorüber war.

Was aber geschah, wenn sie mit dem ersten Morgengrauen erwachte, und der Baron von neuem sein Folterverhör anstellte! . . .

Wenn er ihr wenigstens eine Nachricht senden und sie trösten könnte.

Er zerbrach sich den Kopf und fand keinen Ausweg.

Er selbst durfte sich vor dem Schloß nicht sehen lassen. Das stand einmal fest. Der Baron würde die Hunde auf ihn heßen. Und Elisabeth würde noch größere Qualen ausstehen als zuvor.

Da kam ihm ein rettender Gedanke.

Er sah halb zweifelnd, halb hoffend den Harmonikaspieler von der Seite an: Wenn er ihm den Liebesdienst erwiese und eine Botschaft nach dem Schlosse brächte?

„Will Er etwas?“ fragte der Invalide, der es bald heraus hatte, daß Alexander ihn prüfend fixierte.

„Ich habe etwas auf dem Herzen,“ sagte der Junge.

„Schieß' Er los! Bei mir braucht Er kein Blatt vor den Mund zu nehmen.“

„Ich hab' Ihn um etwas Großes zu bitten — leicht wird mir's nicht — aber ich weiß mir nicht anders zu helfen! Er muß auf das Schloß des Barons und der Elisabeth eine Botschaft von mir bringen. Sonst bricht ihr das Herz!“

„Hm,“ machte der Alte. „Leichter gesagt, als getan. Nämlich — die Sache hat nicht einen, sondern mehrere Haken! Paß auf: Erstens, die Kundschaft um Magdeburg herum erwartet mich. Die Gegend hier ist bis auf den letzten Flecken abgegrast . . . Junge, unterbrech' Er mich nicht und hör' Er bis zu Ende zu. Meint Er, das Geschäft, das ich betreibe, ist so einfach? Man muß sich rar machen; man muß zur rechten Zeit kommen und im rechten Augenblick gehen. Dann ist man willkommen, und der Weizen blüht. Wer dagegen aufdringlich ist, hat bald ausgespielt. Die Fenster und die Türen scheinen plötzlich wie zugemauert. Kein freundlicher Blick — nirgends eine offene Hand. — Man muß die Kunst verstehen — und Stümper gibt's in jeder Branche. Treff' ich jetzt unzeitig ein, so sind zehn andere an meiner Stelle, die mir das Brot wegstehlen. — Und hast du nicht gesehen — haben sie's auf allen Höfen verbreitet: Der Alte hat zum letzten Male den Hahn krähen hören und ist mit Tode abgegangen. — Es kommt eben alles auf die Pünktlichkeit an — zumal wenn man zur Klasse der Zugvögel gehört — die arrivieren mit der Minute und machen sich mit dem Glockenschlag davon. — Es ist also nicht bloß, daß einem irgendwo der Verdienst entwischt — darüber käme man hinweg — sondern daß die ganze Ordnung und das Reglement von Grund aus umgeschmissen ist. Und das Schlimmste: Es gibt einen miserablen Kampf mit der Konkurrenz, die sich inzwischen allerorten eingenistet hat. Wie angenehm, wenn einem überall entgegengeschrien wird: Postausend, Sie leben noch? Wir dachten, Sie hätten inzwischen längst die Höllenfahrt angetreten. Das wird für die Dauer verdammt langweilig. Aber selbst wenn ich fünf eine gerade Zahl sein ließe, ständen die Chancen schlecht für dich, mein Junge! Denn mir ist der Baron auch nicht grün. Hättest einmal sehen sollen, mit was für Blicken er mich gemessen, als er in seiner Kalesche angefahren kam! Und was für schmeichelhafte Titulaturen er mir an den Kopf geschmissen! Hatte nämlich bereits Wind bekommen, daß ich euch auf der Landstraße getroffen, und war erbozt, weil ich nicht sofort beim Gendarm Meldung gemacht hatte. Sieht er mich nun, so wittert er Unrat, läßt mich sofort davonjagen — und das ganze Patrouillieren war umsonst . . . So, und nun dank' ich dir, mein Vürschlein, daß du

mich hast ausreden lassen. Die Kunst zuzuhören ist rar genug — der Herrgott weiß es.“

„Dann ist mir nicht zu helfen,“ antwortete Alexander trübsinnig. „Ihr habt in allem recht, und schämen würde ich mich, wenn ich noch ein Wort darüber verlieren wollte.“

„Junge, mir fällt was ein. Spiß' Er die Ohren: Ich hab's: Er schreibt an sein kleines Fräulein einen langen Brief, versiegelt ihn säuberlich — und gibt an, wo Ihn die Antwort trifft. Dann setzt Er einen Zettel an die Therese auf und bittet sie, dem Kinde seinen *lettre d'amour* — zu deutsch: Liebesbrief — zuzustellen. Beides wird in ein großes Kuvert getan, und ich schreibe darauf: An die Therese beim Herrn Baron von Sydom. Auf diese Weise kann das Schreiben nicht aufgefangen werden — und der Zweck ist erreicht. Denn dazu ist der Herr Baron zu fein, als daß er einen Brief an die Therese erbricht. — Wie denkt Er über meinen Vorschlag?

Alexanders Züge hatten sich bei diesen Worten immer mehr aufgehellt. Der Rat des Alten leuchtete ihm ein.

„Er ist ein findiger Kopf,“ rief er aufatmend. „So wird es gemacht und nicht anders. Und im nächsten Wirtshause werden die Briefe geschrieben, damit nicht unnötige Zeit verpaßt und die Elisabeth von ihrem Kummer befreit wird.“

„Was für eine Jugend ist das,“ sagte der Alte nachdenklich. „Ist kaum aus dem Ei gekrochen und fängt schon Liebesgeschichten an.“

„Halt!“ unterbrach ihn Alexander. „Kein Wort versteh' ich von dem, was Er da redet. Müssen die Menschen alt und grau werden, um sich gern zu haben? Und wo liegt die Sünde, wenn die Elisabeth und ich zusammenhalten? Und damit Er endlich Frieden gibt und weiß, wie alles gekommen ist, so höre Er: Gott hat uns zusammengeführt, damit eins am andern Halt fände. Denn ihr ist die Mutter davongelaufen und mir der Vater. Und meine Mutter, die sich die Hände wund gearbeitet hat, um mich durch die Welt zu bringen und einen Notgroschen für ihr Kind sich abzuhungern, ist —“ — er dämpfte seine Stimme — „vor nicht zu langer Zeit — — ach, laß Er mich — davon mag ich nicht reden. — Genug, ich habe weder Vater noch Mutter. Und der Elisabeth geht es im Grunde gerade so wie mir. Denn der Baron kümmert sich kaum um sie, und sie friert, wenn er in ihrer Nähe ist . . . Nun weiß Er, wie alles gekommen ist. Und jetzt begreift Er vielleicht, warum wir

in die weite Welt hinaus wollten. Schlimmer als zu Hause konnten wir es nirgends treffen.“

„Verstehe — verstehe,“ knurrte der Alte. „Immer das gleiche Lied. Die Not und das Elend haben euch zusammengeführt. Ach, mein Junge, es ist auf der Welt nicht anders. Wir leiden alle an der großen Not — niemandem bleibt sie erspart. Und ihr armen Kinder denkt dann in eurem Unverstand: Ihr seid es allein, denen übel mitgespielt wird. — Wie töricht du bist, mein Junge! Deine Mutter hat die große Lebensnot am eigenen Fleisch erfahren — und dein Vater, der wegelaufen ist, vielleicht nicht minder! Was weißt du, Knirps, wo ihn der Schuh drückt. Und der Mutter der Elisabeth ist es gewiß auch nicht leicht gefallen, sich von dem einzigen Kinde zu trennen. — Selbst der Herr Baron, auf den wir beide doch nicht gut zu sprechen sind, macht sein Teil durch. Ich wenigstens möchte nicht in seiner Haut stecken. — Junge, bild' Er sich nicht gar zu viel auf seine Not ein! Sei Er nicht zu stolz darauf. Hochmut kommt vor dem Fall. Prahl' er nicht mit seinem Elend. Einen Dukaten für jeden, dem es dreckiger geht als Ihm — und ich bin Rothschild. Solange er gesunde Knochen im Leibe hat, kann er den Kampf aufnehmen . . . Und hier ist ein Wirtshaus. Hier wird Halt gemacht. Hier kann Er Seine Briefe schreiben, damit die alte Rechnung ins Gleiche gebracht wird und Er ein frisches, neues Leben anfangen kann . . . Also hereinspaziert!“

Der Harmonikspieler bestellte sich einen Schoppen Bier, holte aus dem Rucksack einen Laib Brot und ein Stück Mettmurst hervor und begann zu tafeln, während Alexander — ohne vom Papier aufzusehen — an seiner Epistel schrieb.

Als er fertig war, überflog er noch einmal den Brief, der folgenden Inhalt hatte:

Meine liebe kleine Elisabeth!

Wenn Du diese Zeilen liest — und Gott möge geben, daß Du sie liest! — haben wir beide die ersten schrecklichen Stunden überstanden. Liebes Elisabethchen, Du darfst um des Himmels willen nicht verzweifeln und mußt tapfer und mutig bleiben — auch wenn wir uns lange nicht sehen. Wenn man immer aneinander denkt, so ist es beinahe, als ob man zusammen wäre. Dein Papa, der Herr Baron, konnte uns wohl auseinanderreißen; aber unsere Gedanken sieht er nicht — und hört er nicht. — Ich bin auf der Wanderschaft, und neben mir sitzt der Harmonikspieler, den ich am Bahnhof getroffen habe. Er ist ein guter Mann, dem man trauen darf. Dagegen hüte Dich vor der Handelsfrau, die an

dem ganzen Unglück die Schuld hat. — Ach, ich darf gar nicht daran denken, wie der Herr Baron plötzlich angefahren kam und mit so bösen Augen uns ansah. Manchmal glaube ich, es war nur ein schlimmer Traum, und Du bist noch bei mir. — Der Invalide behauptet steif und fest, wir wären nicht bis zu dem Schiff gelangt; der Gendarm hätte uns vorher festgenommen. Ich kann es aber nicht glauben. Wir beide haben flinke Beine und wären schon rechtzeitig davongelaufen — und Gräben oder Scheunen gibt es ja auch, um sich zu verstecken. Nein, es bleibt dabei: ohne die alte Here wären wir nach Hamburg gekommen und morgen vielleicht schon auf dem großen Schiff. Dem Kapitän hätte ich der Wahrheit gemäß alles gestanden — und ich wette tausend für eins — er hätte uns mitfahren lassen. Das ist nun alles aus. Punktum. Streusand darauf. Und ich werde mich hüten, ohne Dich über das Meer zu gehen. Adjus Amerika! Ich bleibe hier, um in Deiner Nähe zu sein, liebes Elisabethchen. Und schreiben mußt Du mir, wie es Dir gegangen ist — ob die Theresse zu Dir hält, und ob Du nicht gar zu viel ausstehen mußt. Der Harmonikspieler, der die Welt kennt, sagt: Du mußt auf das Kuvert schreiben, Magdeburg, an der Post lagernd — für Alexander Oblomoff. Dann bekomme ich den Brief dort, oder man schickt ihn mir, wo ich gerade bin. Ich denke aber bald in Magdeburg zu sein. Was dann wird, weiß der liebe Gott. So, das ist für heute alles. Liebes Elisabethchen, behalte mich lieb und vergiß mich nicht. Ich werde immer an Dich denken bis an mein Lebensende.

Dich grüßt und küßt

Dein Alexander.

Und nun kam ein Zettel an die Theresse, der kurz und bündig den Auftrag enthielt, den Brief Elisabeth auszuhandigen.

Der Alte schrieb mit großen Buchstaben die Adresse.

Dann wurde der Brief geschlossen und mit einer Freimarke versehen.

Inzwischen hatte der Invalide eine große Brotschneide für Alexander zurechtgemacht, die dieser still und nachdenklich nun verzehrte.

„Und jetzt, Junge, wollen wir weiterziehen. Wenn wir kräftig aus-  
holen, kommen wir heute noch bis Burg, das dicht bei Magdeburg liegt.  
Dort können wir übernachten.“

Alexander nickte und folgte stumm seinem Begleiter.

Lange schritten sie wortlos nebeneinander.

Die Sonne stand schon tief — und das Ziel ihres Marsches schien noch in weiter Ferne.

„Sage mal, Alter, hast du Kinder gehabt — und was ist aus ihnen geworden?“ unterbrach Alexander das Schweigen.

Der Invalide blickte ihn versonnen an.

„Junge, sieh in das Abendrot und laß meine Vergangenheit ruhen. — Ich habe Kinder gehabt — sind verdorben und gestorben — was weiß ich.“

„Hast du sie verlassen, Alter? Bist schlecht gegen sie gewesen — wie?“

„Junge, halt' Er das Maul und frag' Er nicht weiter. Was hab' ich mit Weib und Kindern zu schaffen. Die Welt ist groß — und die Landstraße gehört mir — und der Wald, die Wiesen und die Äcker ringsum. Und die Quellen kommen auf mich zu, damit ich meinen Durst löschen kann — und die Sonne scheint für mich allein — und soweit mein Auge reicht, gehört alles — alles mir. Avez-vous compris, Monsieur? Rapiert, mein Junge?“

Er schöpfte tief Atem, und seine Brust weitete sich.

Und plötzlich flog ein verschmirttes Lächeln über sein hartstoppeliges Gesicht.

„Wir von der Landstraße,“ sagte er, „sind Könige, und unsere Paläste dehnen sich bis in die Unendlichkeit — sind gepflastert mit dem Gold der Sonne. Und wenn wir Kurzweil wollen, so schallen hoch in den Lüften für uns Lieder. 's ist ein kostbares Leben. — Hat Er Lust, so kann Er als mein Begleiter mit mir durch die Welt ziehen — solange es Ihm behagt — und ich gebe Ihm mein Bagabundenwort — Er kehrt nicht wieder um, Er findet Gefallen daran.“

„Nein, ich will nicht,“ antwortete Alexander schroff. „Und heute mittag pfiff Er aus einem anderen Loch und gab mir bessere Lehren.“

„Heute mittag ist längst vorbei.“

Er lächelte dabei befremdlich.

„In der Mittagssonne wird man trunken und phantasiert dummes Zeug. Aber wenn der Abend heraufzieht, erwacht man und besinnt sich. Ach, was für dumme Dinge rede ich. Gerade umgekehrt ist es: am Mittag ist man nüchtern, und mit dem Dunkel kommt der Rausch. Im Rausch liegt das Leben. Junge, was gafft Er. Hör' Er nicht auf mich. Alte Leute werden närrisch — und Er hat junges, lebendiges Blut . . . Ich glaube, es ist an der Zeit, daß wir uns trennen; sonst wird Er noch fuchswild auf mich, und die Freundschaft geht in die Brüche. Es wäre schade drum. Aber ein Sprüchel geb' ich Ihm noch mit auf den Weg: Hüt' Er sich vor den Weibern! Geh' Er um sie herum, wie die Kaze um heißen Brei! Rühr' Er sie nicht an; sonst verbrennt Er sich, und die Wunden tun höllisch weh, wenn man nicht gar daran verblutet. — —

Und hier ist ein Kreuzweg. Das ist ein Gotteszeichen. Er geht nach links und ich nach rechts. Gute Nacht, mein Bürschlein!"

Und ehe Alexander noch Antwort geben konnte, war der Alte im Dunkel verschwunden.

Noch eine flüchtige Sekunde sah er ihn des Weges humpeln. Dann war er wie ein gespenstiger Schatten dem Auge entglitten, und Alexander starrte ihm wie einer spukhaften Erscheinung nach.

Lichter winkten aus der Nähe — und Alexander atmete erleichtert auf.

Das mußte das Städtchen Burg sein, von dem der Invalide gesprochen hatte.

Hier wollte er übernachten. Er beschleunigte seine Schritte, denn er spürte, wie der Hunger deutlich sich meldete.

Wo mochte der Alte geblieben sein? — War ein merkwürdiger Rauz gewesen, aus dem er nicht recht klug zu werden vermochte.

Vielleicht hatte der Teufel seinen Weg gekreuzt und sein Spiel mit ihm getrieben. Wie ein Aal war er ihm entwischt, just als er ihn fest zu haben wähnte.

Es dünkte ihn jetzt, als ob auch seine Züge beständig wie seine Worte gewechselt hätten. Am Ende war er der Mann im Monde? . . . Denn zuweilen hatte sein Gesicht abgenommen und war klein und verkümmert geworden, um bald darauf, wenn er zu lachen begann, breit und behäbig zu werden.

Und weshalb hatte er ihm so hinterrücks plötzlich den Laufpaß gegeben?! . . .

Nun, er würde ihm nicht nachrennen, ebensowenig wie er sich an ihn gehängt hatte . . .

Eines wußte er: Tüfisch war er geworden, weil er das Gespräch auf Frau und Kinder gebracht — hatte ein schlechtes Gewissen und schämte sich . . .

Gasthof zum Weißen Hirschen — las er.

Gelobt sei Gott. Die Füße trugen ihn kaum noch.

Er reckte sich in die Höhe und trat stolz in das Wirtszimmer, aus dem ihm Tabakqualm und Stimmengewirr entgegendrangen.

Er suchte sich ein Plätzchen und setzte sich still hin. Als man aber von den Nachbartischen auf ihn schielte, ward er dunkelrot.

Eine blißsaubere, junge Frau, die hinter dem Schank gestanden, kam auf ihn zu.

„Nun, Bürschel, was möchtest du? Siehst gut müde und erschöpft aus.“

Dabei betrachtete sie ihn mit einem mütterlichen Blick, der Alexander Vertrauen einflößte.

„Ich möchte etwas Warmes zu mir nehmen und fragen, ob ich für die Nacht hier unterkommen kann — eine große Zecher will ich freilich nicht machen.“

Die Frau nickte verständnisvoll.

Der könnte aus vornehmerm Hause sein — dachte sie — so eine Art hat er — und ist doch nur ein armer Teufel.

Sie ging in die Küche, kehrte jedoch bald mit einem mächtigen Teller, auf dem Speck und Bohnen gehäuft waren, zurück.

„Laß dir's gut schmecken,“ sagte sie und setzte sich neben ihn.

„So jung und schon auf der Wanderschaft! Die Mutter hätte dich auch noch ein Jährchen bei sich behalten können, sollte ich meinen.“

Alexander ließ den Löffel fallen.

„Meine Mutter ist tot,“ sagte er. „Sonst säße ich nicht hier.“

„Hm,“ machte die Frau, „das ist freilich etwas anderes — nichts für ungut, lieber Junge, wenn ich da an eine wunde Stelle gerührt habe. Und nun willst du hinaus in die weite Welt, mutterseelenallein?“

Er nickte.

„Nimm dich nur zusammen, mein lieber Junge, und denke immer an dein armes Mütterchen, wenn sie dir Schlingen legen. Frag' dich im stillen jedesmal: Was würde die Mutter dazu sagen? Dann kann dir's nicht übel gehen. Die Menschen sind gut und schlimm. Wer ein frommes Herz hat, gerät an die Guten. Nun iß, trink und sei fröhlich.“

Alexander tat wie ihm geheißen. Als er sich aber gesättigt, fragte er: „Liebe Frau, ist das hier Burg?“

„O nein,“ erwiderte sie lachend, „bis Burg ist es noch eine gute Stunde zu Fuß.“

Und wieder sah sie sinnend in seine feinen Züge und auf seine schlanken, weißen Hände.

„Frau Wirtin,“ tönte es vom Nebentisch, „vergaff' Sie sich nur nicht! Der Springinsfeld gehört wohl auch zu den Komödianten?“

Alexander wurde rot bis zu den Haarmurzeln.

Die Wirtin aber erhob sich.

„Meister,“ sagte sie, „wenn Ihr das lockere Maul nicht haltet, so



sucht Euch eine andere, die Euch das Maß füllt. Der Junge ist anständiger Leute Kind, daß Ihr's wißt!"

„Amen! Werdet nur nicht gleich fuchswild. Ich will nichts gesagt haben.“

„Ist auch besser so.“

„Und hier ist mein Glas! . . . Wirt, deine Frau soll leben — hat Haare auf den Zähnen.“

„Stimmt — aber sie heißt nur, wenn man über sie herfällt,“ erwiderte der Angeredete, und seine hellen Augen leuchteten.

Die Frau nickte ihm fröhlich zu.

„Nun, bist du auch satt geworden, Junge?“ wandte sie sich wieder an Alexander.

„Ja, Frau, satt bin ich geworden,“ und leiser fügte er hinzu: „Was wollte der Mann von mir?“

„Dummes Gerede — nichts weiter.“

„Ich habe einen gekannt, der auch einen so breiten Rücken und so trunfene Augen hatte, war ein böser Mann, der meine arme Mutter bis aufs Blut gequält und mich am liebsten erschlagen hätte,“ setzte er fröstelnd hinzu.

„Der da ist nicht so schlimm,“ beruhigte ihn die Wirtin, „nimmt den Mund voll, aber wenn man ihm eins drauf haut, kneift er den Schwanz ein. Weißt doch — die Hunde, die bellen, beißen in der Regel nicht.“

„Was meinte er eigentlich — und was sind das für Leute? Wie nannte er sie rasch? . . . Komödianten?“

„Richtig. So hieß es. Das ist fahrendes Volk — Bagabunden, die von Ort zu Ort ziehen, nennen sich Schauspieler und führen allerhand Possen auf — meist gruselige Ritterstücke, machen die Landstraße unsicher, leben ein Zigeunerleben und ziehen den Leuten das Geld aus der Tasche.“

„Diebsgesindel also!?“

„'s ist nicht gerade wörtlich gemeint — sind halt Komödianten, die nichts Rechtes gelernt haben, Faren machen und dem Herrgott die Zeit stehlen.“

„Komödianten,“ wiederholte er nachdenklich.

„Wie seltsam das Wort klingt — nie in meinem Leben habe ich von solchen Leuten gehört.“

„Haßt nichts verloren dran, mein Junge!“

„Kann jedermann sie ansehen?“

„Für zwei gute Groschen — das Geld ist futsch und Gewinn hat man nicht davon — darfst es mir glauben.“

„Ich möchte sie gern sehen,“ beharrte Alexander. „Sind sie schon lange hier?“

„Seit einer halben Stunde. Morgen spielen sie zum ersten Male. Ist es dir um deine beiden Groschen nicht leid, so kannst du ja hingehen. Ein Verbrechen ist es schließlich nicht. — Jetzt aber ist es Schlafenszeit für dich, sollte ich meinen; kannst dich ja kaum noch aufrecht halten. Komm, ich zeige dir deine Kammer.“

Er erhob sich. Bleischwer waren ihm die Glieder.

Die Wirtin öffnete ein blichblankes Stübchen, aus dem ihm das mit buntem Kinnen frisch überzogene Bett freundlich entgegenlachte.

„Und jetzt, mein Junge, träume etwas Schönes. Hast gewiß schon gehört, daß der erste Traum in einem fremden Hause sich erfüllt. Sei also auf der Hut. Gute Nacht! Hier steht übrigens ein Krug mit frischem Wasser,“ setzte sie mütterlich hinzu, „wenn du Lust haben solltest, dich vor dem Schlafengehen zu waschen.“

Sie stand bereits in der Thür.

Alexander trat dicht auf sie zu.

„Frau Wirtin, ich dank’ Euch recht schön. So gut wie Ihr ist lange kein Mensch zu mir gewesen.“ Natürlich die Elisabeth ausgenommen — dachte er im Stillen.

Die Frau trat noch einmal in das Zimmer.

„Du armer Junge,“ sagte sie, „mit dir müssen die Menschen böse umgesprungen sein.“

Sie schwieg — und auch Alexander war still geworden.

Von unten tönten die Stimmen der Männer herauf. Es klang, als ob sie im wilden Streite wären.

Die Wirtin nahm plötzlich sein Gesicht zwischen ihre großen, kühlen Hände und küßte ihn.

Er wurde blutrot.

Sie aber verließ eilig das Zimmer, den Zungen in einem seltsamen Zwiespalt zurücklassend.

Die Mutter war zeitlebens mit ihren Zärtlichkeiten karg gewesen. Nur wenn er krank dagelegen, oder am heiligen Abend und an seinem Geburtstage hatte sie ihn — dessen erinnerte er sich jetzt — zärtlich in ihre Arme geschlossen. Mit Elisabeth war es ja etwas ganz anderes,

obwohl auch die Freundin nur selten seine Lippen berührt hatte. Ihrem feinen Instinkt war es nicht entgangen, daß Alexander sie leise zurückdrängte, wenn sie gar zu stürmisch werden wollte . . .

Und nun hatte eine wildfremde Frau ihn geküßt und an sich gedrückt, ohne daß er sich gesträubt.

Eine feine Scham erfüllte ihn. Er fürchtete sich, der Wirtin morgen gegenüberzutreten. Was mochte sie von ihm denken.

In seiner Knabenunschuld dünkte ihn, er hätte etwas Schlimmes begangen.

Langsam und schwerfällig entkleidete er sich.

Warum klopfte sein Herz? Und warum glühten auf einmal seine Wangen?

Er öffnete das schmale Fensterchen und ließ die warme Sommerluft in das Zimmer.

Tief atmen, Alexander! — So, nun wird dir leichter und besser.

Bis auf das letzte Stück zog er sich aus und ließ das frische, kalte Wasser über den sehnigen, schlanken Körper gleiten, aus dem die straffen Muskeln kraftvoll hervortraten.

Das tat ihm gut und verscheuchte alle bösen Gedanken. Und ohne sich abzutrocknen, zog er das Hemd über und sprang in das frische Bett.

Ein Wohlbehagen, wie er es lange nicht gespürt, ging durch sein Blut.

Aber dann umwölkten sich seine Züge. Die Elisabeth kam ihm in den Sinn.

Er ruhte von des Tages Last und Sorgen aus, hatte gegessen und getrunken und lag geborgen in einem richtigen Federbett, während sie vielleicht gerade jetzt klüglich in sich hinein wimmerte, sein Bild beständig vor den Augen. Was für ein ehrvergessener Patron war er! . . .

Mit einem Satz sprang er aus den Rissen. Er wollte es nicht gut haben, während sie — Heraus mit dem Federbett und den Kopfkissen. Die harte Matratze war gerade recht für ihn . . .

Die wollene Decke über die Ohren gezogen und nun eingeschlafen.

Und ehe er sich's versah, hatte er die Lider fest geschlossen. Wohl stöhnte er anfangs aus dem Schläfe, aber nicht lange währte es — und seine gesunde Natur hatte über ihn gesiegt.

Klein Elisabeth erschien ihm im Traume, und neben ihr stand die alte Therese. — Und nun kam der Harmonikaspieler auf ihn zu, und

im Hintergrunde saß geduckt — als fürchtete sie sich vor ihm — die Handelsfrau, den großen Tragkorb auf dem krummen Rücken.

Aber auf einmal waren die vertrauten Gesichter verschwunden — und vor ihm tanzten seltsame Schatten in wunderlichem Spiel — bunte Lappen um den Leib geschlungen — rote, blaue, grüne, gelbe, graue — machten Clownsprünge und verzerrten auf eine sonderbare Art ihre Mienen.

Aha, blitzte es durch sein Hirn: das sind die Komödianten. Und atemlos verfolgte er ihre Tänze — und voll innerer Spannung suchte er ihre Züge festzuhalten.

Bergebens. Wie die Irrlichter schwanden sie seinem Auge, sobald er sie zu greifen wähnte . . . und fingen immer wieder von neuem das gleiche Spiel an, wirbelten wild durcheinander, warfen die Füßen um sich und stießen ein heimliches Gelächter aus.

Komödianten — Komödianten tönte es leise und vernehmlich an sein Ohr.

Und plötzlich — Herrgott wie geschah ihm — hatten sie ihn in ihrer Mitte und warfen ihn wie einen Federball von einem zum andern, schlossen ihn im Kreise ein und hüpfen um ihn herum.

„Ich will nicht,“ schrie er aus Leibeskräften.

Aber ihm war, als ob die Worte — wie sehr er sich auch anstrengte — geflüstert und kaum hörbar aus seiner Kehle kamen.

Hilf, himmlischer Vater! . . . Was war denn das . . . Die Schatten schwanden — und liebliche Musik, hell und silbern — tönte an sein Ohr. Spielte der Alte auf der Harmonika eins seiner schönsten Lieder? Nein, es kam von weit her und klang wie eine süße Himmelsmelodie . . .

Schlafe, Alexander, schlafe — die Engel wachen über dir und wiegen dich in linden, leichten Träume. — — — — —

„Nun,“ fragte die Wirtin am andern Morgen und setzte sich gemütlich neben ihn an den Frühstückstisch, „was hat der junge Herr geträumt?“

Und wohlgefällig ließ sie wieder ihre Blicke auf ihm haften, als weideten sie sich an seiner Knabenhaften, unberührten Schönheit.

„Es war ein Schattenspiel,“ antwortete Alexander, „mehr weiß ich nicht. Als mir vor Angst der Schweiß aus der Stirn brach, hörte es auf, und statt seiner vernahm ich eine wunderschöne Melodie.“

„Wer will sagen, was für ein Sinn dahinter steckt,“ meinte die junge Wirtin. „Ich glaube nämlich an Träume,“ fügte sie treuherzig hinzu. „Die Juden im alten Testament haben ihren guten Grund

gehabt, weshalb sie sich die Träume deuten ließen. Hinter jedem Traum steckt ein tiefes Geheimnis — Gott allein weiß, was er damit will —“

So plauderte sie unaufhörlich, und Alexander horchte still ihren Worten, während er bedächtig den heißen Kaffee schlürfte und das frische Butterbrot dazu verzehrte.

Da ging die Tür auf — und herein trat ein junges Ding, an die sechzehn Jahre alt, mit rotblonden Locken, einem gestülpten Näschen und meergrünen, schillernden Augen — hatte einen Hut mit langen, roten Bändern auf dem Kopf und war angetan mit einem verblichenen Waschkleid, aus dem die blauen Blümchen ganz matt, so daß man sie kaum noch zu sehen vermochte, hervortraten. Unter dem rechten Arm aber hatte sie einen mächtigen Stoß bedruckter Zettel.

Sie blieb einen Augenblick zaghaft in der Tür stehen und blickte unverwandt auf Alexander.

„Du kommst wohl von den Schauspielern?“ fragte die Wirtin.

Das Mädchen nickte und kam langsam näher, immer Alexander betrachtend, dem siedend heiß unter ihren Blicken wurde.

Sie breitete stumm ihre Zettel auf dem Tische aus. Da stand mit großen Buchstaben deutlich zu lesen: Heute abend die schauerliche Mörder Genoveva, ein gar trauriges Stück in 19 Bildern. Erstes Bild: Die unglückliche Genoveva im Burgverließ. Morgen: Der geschundene Raubritter, ein Ritterstück in sechs Akten und 19 Bildern.

„Spielst du die Genoveva?“ fragte die Wirtin.

„Ich spiele die Genoveva.“

Sie reckte sich ein wenig, als wollte sie dartun, daß sie auch das körperliche Maß für ihre Rolle hätte.

Alexander war in tiefes Staunen versunken.

Da stand also leibhaftig vor ihm eine von den Komödianten, die noch dazu im Stücke die Hauptrolle spielte. Genoveva — wie wunderbar der Name seinem Ohr klang. Ihm war's, als ob die Mutter ihm einmal ein Märchen erzählt hätte, das ebenso geheißen.

„Um fünf Uhr beginnt das Spiel. Darf ich die Zettel hier lassen?“

Was für ein feines Stimmchen sie hatte — und beständig blinzelte sie zu ihm herüber.

„In Gottes Namen,“ antwortete die Wirtin, „und wenn die Mamsell einen Schluck Kaffee trinken will —“

Das Mädchen schüttelte die roten Locken.

„Schönen Dank — wir haben schon gefrühstückt.“

„Wie heißt Sie denn?“

„Angelika Dabelfsen.“

„Om, bist wohl die Älteste vom Direktor?“

„O nein, ich gehöre nicht zu ihnen,“ antwortete sie hochmütig.

„Zu wem gehörst du denn?“

„Zu niemandem.“

„Oho, das klingt ja mordsmäßig stolz.“

Das Mädchen senkte einen Moment die langen Wimpern. „Arme Menschen haben nichts als ihren Stolz,“ erwiderte sie dann schlagfertig.

Diese Antwort gefiel Alexander außerordentlich. Er sah sie mit großen Augen, in denen unverkennbarer Respekt lag, an.

Sie lächelte — wie es ihm schien — kalt und hochmütig.

Wenn du nicht willst, auch gut — dachte er. Ich dränge mich dir gewiß nicht auf. Und gelassen nahm er seine Tasse ein wenig in die Höhe und nahm langsam einen Schluck.

„Ich muß jetzt gehen,“ sagte Angelika, „und die übrigen Zettel austragen. Guten Morgen, Frau Wirtin!“

Und ohne Scheu vor Alexander bemerkte sie beim Herausgehen — halb von oben herab: „Wirßt du dir die Genoveva auch ansehen?“

Er zögerte eine Sekunde, ehe er — ohne daß er es wagte, die Wirtin dabei anzublicken — erwiderte: „Ich glaube schon.“

Im Nu war sie aus der Tür.

Die Wirtin ließ die Hand schwer auf den Tisch fallen.

„Der traue ich nicht über den Weg,“ sagte sie in schneidendem Ton, „die hat's hinter den Ohren — so jung sie noch ist; das wird man auf den ersten Blick gewahr.“

Alexander schwieg.

Die Rede der Frau tat ihm weh.

„Und wenn ich an deiner Stelle wäre,“ begann sie nach einer kleinen Weile von neuem, „ich ginge nicht hin. Die legen's gar darauf an, daß du in ihre Netze läufst.“

Alexander sah erschreckt auf.

„Ja, ja, mein Junge, du kennst die Welt nicht, und ehe du dich verstehst, haben sie dich an der Angel und all dein Zappeln ist umsonst — los kommst du nicht mehr. Es täte mir leid um dich. Bist mir zu schade für das Komödiantenpack. Hör' auf mich und sieh dir die Geschichte erst gar nicht an — wird schon was Rechtes sein, was die da vorgaukeln.“

„Nehmen Sie's nicht krumm, Frau Wirtin, wenn ich trotzdem



Ludwig Thoma:  
Morgen an der Donau  
Zert v. Herman Bang.







gehe. Ich habe gewissermaßen zugesagt und möchte mein Wort halten. — Nein, Frau Wirtin, ich will nicht lügen. Es ist noch ein anderer Grund.“

Er atmete tief auf.

„Es treibt mich zu den Leuten. Ich muß das einmal sehen; sonst habe ich keine Ruhe mehr.“

„So geh getroßt. Es gefällt mir, daß du ehrlich bist. Aber warnen wollte ich dich. Sei auf deiner Hut, Junge. Ich bin dir gut und wünschte, daß dir kein Haar gekrümmt wird.“

Solche Ware wie du kommt nicht alle Tage auf den Markt, dachte sie im stillen.

Laut aber setzte sie hinzu: „Du mußt ein ordentlicher Mensch werden — kein Bagabund. Lerne ein ehrliches Handwerk und laß dir die Lehrjahre sauer werden. Und vor allem halte dich rein. Nämlich,“ sagte sie langsam und eindringlich, „es gibt gute und schlimme Weiber — geräthst du an ein schlimmes, so bist du von Grund aus verpfuscht und verdorben.“

Alexander hatte nur mit halbem Ohr zugehört. Seine Seele stand in hellem Brande.

Gaukler — Bagabunden — Komödianten — hinter jedem Wort ein lockender Sinn, ein abgründiges Geheimnis.

Ihm war es, als ob er aus weiter Ferne das Leben brausen hörte.

Wie hieß das rote Fräulein? Nannte sich Angelika und spielte am heutigen Nachmittag die Genoveva.

Spielen — Theater spielen — was bedeutete denn das? Er konnte es sich nicht vorstellen. War irgend ein unheimlicher Zauber damit verknüpft — und warum sprach die Wirtin in so verächtlichem Tone von den Komödianten?

Er blickte schüchtern auf. Die Wirtin hatte sich leise davongemacht, ohne daß er es in seiner Verträumtheit wahrgenommen.

Gott sei Dank. Ihr Anblick hätte ihn geschmerzt . . .

Komödianten — ein Wort von ungeahnter Süße, hinter dem das Geheimnis und der Sinn des Lebens verborgen lagen.

Er trank hastig den Kaffee aus und eilte in seine Kammer — rasierte die Mühe aufgesetzt — und nun ins Dorf, den Komödianten nach. Wo mochten sie ihr Lager haben — und ob er ihre Spur bald finden würde? . . .

Tid-tad, tid-tad fühlte er es in den Fingerspitzen pochen.

„Pst — du da, wo läufst du denn so eilig hin? . . .“ hörte er plötzlich dicht hinter sich rufen.

Er blieb wie angewurzelt stehen und starrte Angelika wortlos an.

„Was erschrickst du denn so? Bildst dir wohl ein, ich wär' der Teufel?“

Er lachte gezwungen auf.

„Den Teufel stell' ich mir schon etwas anders vor.“

„Wie denn?“

„Ich weiß es jetzt selber nicht,“ antwortete er ehrlich.

„Ach, du dummer Junge!“ rief sie lustig.

„Es muß auch Dumme geben,“ erwiderte er verleßt.

„Gewiß — damit man die Klugen erkennt. Da hast du völlig recht,“ gab sie geschwind zurück.

„Du bist wohl höllisch klug?“

„Na, es läßt sich halten.“

Sie sah ihn mit halb zugekniffenen Augen blinzeln an, als wollte sie sich vergewissern, ob er sich gar über sie lustig machte.

Er blieb auf einmal stehen.

„Und du spielst wirklich die Genoveva?“

„Ei freilich spiel' ich sie. Kannst dich ja mit deinen Augen davon überzeugen!“

„Ist es sehr schwer?“

Sein Herz klopfte.

Sie sah ihn befremdet an.

„Wie man es nimmt,“ entgegnete sie zurückhaltend.

„Kommst du hin?“

Er zögerte.

„Deine Vase erlaubt es wohl nicht?“ Es klang beinahe höhnisch.

„Wer ist denn meine Vase?“

„Die Wirtin, sollt' ich meinen.“

„Die kenn' ich ein paar Stunden länger als du!“

„So — hm — brauchst darum nicht grob zu werden — ich hielt sie halt für deine Vase.“

„Erstens bin ich nicht grob geworden. Und zweitens wäre es keine Schande.“

„Weißt du, ich finde, du bist ein wenig paßig.“

„Es schallt heraus, wie es hineinschallt.“

„Danke!“

Sie machte plötzlich einen gravitätischen Knir vor ihm.

„Übrigens — wenn du kein Geld hast, will ich dir ein Billett schenken.“

„Ich nehme keine Geschenke,“ erwiderte er kühl, „und so viel Geld habe ich noch.“

„Desto besser. Dann kommst du also?“

„Ja, ich komme.“

„Der beste Platz kostet dreißig Pfennige — der zweite fünfundzwanzig. Wir geben hier nur zwei Vorstellungen — es lohnt nicht länger hier zu verweilen — kein Publikum für uns,“ fügte sie spitz und ein wenig geziert hinzu.

Alexander verstand von alledem kein Wort. Aber er hütete sich, Fragen zu stellen, gab sich vielmehr den Anschein völliger Sachkenntnis und murmelte: „So . . . so!“

„Nimm lieber den ersten Platz. Da siehst du mich besser.“

Er nickte zum Einverständnis.

„Siehst du, da stehen unsere Wagen.“

Er riß die Augen weit auf.

Richtig, da standen zwei große grüne Wagen mit kleinen Fensterchen, die wohl nicht allzu viel Licht hineinließen.

Seltam sahen die Wagen aus. Unförmig erschienen sie dem Jungen und geheimnisvoll. Und davor bewegten sich wunderliche Gestalten — Männer und Frauen.

Und — kaum wollte er seinen Augen trauen — sie glichen zum Wechseln seinen Nachterscheinungen.

Ein leichtes Grauen kam über ihn.

„Was hast du denn?“

„Nichts — nichts,“ erwiderte er fröstelnd.

„Möchtest du mit uns ziehen?“

Sie sah ihn groß und lockend an.

„Nein, nein — ich will nicht!“

„Es kann sehr lustig sein. Und ein Stück Welt bekommt man auch dabei zu sehen. Und ist man dreist und gottesfürchtig, läßt sich's mit dem Alten leben . . . Soll ich dich zu ihm führen? Ein gemütlicher Mann — sage ich dir.“

„Nein, um Gottes willen nicht,“ stieß Alexander heftig hervor.

„Bist du aber ein Angstpeter! Dabei leg' ich meine Hand ins Feuer, daß es dir Spaß machen würde — du paßt nämlich dazu.“

Sie maß ihn mit einem prüfenden Kennerblick, unter dem er erschauerte.

„Wo spielt ihr denn?“ fragte er in leiser Neugier.

„Da auf dem Platz vor dem Wagen. Siehst du, wo sie die Pfosten eingeschlagen — da ziehen sie ein mächtiges Zelt. Unter dem werden Bänke für die Zuschauer hingestellt und ganz hinten wird die Bühne hergerichtet.“

„Bühne — was ist eine Bühne?“

„Ach, du dummer Junge — nicht einmal das weiß er.“

„Adieu,“ sagte Alexander. „So redet man nicht mit mir.“

Er machte schnurstracks kehrt.

„So lauf doch nicht gleich fort! Bist ja empfindlich wie weiße Seide.“

„Entschuldige,“ antwortete er. „Ein Elefantensfell habe ich nicht.“

„Wenn du erst bei uns bist, wirst du dir das abgewöhnen.“

„Ich werde nicht bei euch sein — verlaß dich darauf.“

„Doch . . . doch . . . glaube es mir.“

Sie sah ihn bei diesen Worten siegesficher an.

Und er war bis in das Innerste erschüttert über ihre Gewißheit und Festigkeit.

Von den grünen Wagen rief eine durchdringende Stimme: „Angelika!“

„Ich muß jetzt fort . . . Komm doch mit zu dem Alten.“

Zum ersten Male dünkte es ihn, als ob ihre Stimme einen bittenden Ton hätte.

„Nein,“ entgegnete er entschlossen, und ein finsterer, harter Ausdruck grub sich in seine Züge.

Er kehrte ihr den Rücken und ging langsam — ohne sich noch einmal umzudrehen — in der Richtung zum Weißen Hirschen.

Wie angewurzelt schaute ihm Angelika nach. Ihre Züge verzerrten sich.

„Und du wirst doch zu uns kommen,“ flüsterte sie vor sich hin, während eine feine, scharfe Falte gerade über der Nasenwurzel in ihre Stirn sich zeichnete . . .

Die Wirtin empfing ihn ein wenig ungeduldig. „Bist lange ausgeblieben, mein Junge. Nun setz' dich einmal zu mir und lasse uns ein vernünftiges Wort miteinander reden. Zunächst — glaubst du, daß ich es gut mit dir meine? . . . Schön. Der Punkt wäre also in Ordnung.

Und nun sage mir, was du vorhast; denn irgend welche Gedanken über dein Fortkommen mußt du dir doch gemacht haben."

Alexander senkte den Kopf.

"Frau Wirtin," begann er stockend, "die letzte Zeit habe ich nicht mehr darüber nachgedacht. Vor nicht gar zu langem wollte ich aufs Schiff und nach Amerika. Den Plan habe ich nicht mehr. Das Schiff ist mir verleidet."

"Im Lande bleiben und sich redlich nähren hat auch sein Gutes," entgegnete die Wirtin. "Nun paß einmal auf: ich will dir einen Vorschlag machen. Wenn du Lust hast, Schreiner zu werden, so gibt es hier im Dorfe einen tüchtigen Mann, der sein Handwerk von Grund auf versteht und dich in die Lehre nehmen würde. Behagt dir das nicht, so müßte ich noch etwas anderes für dich. In Burg ist ein Bruder meines Mannes Uhrmacher — ein Wort von uns — und du bist dort wie das Kind im Hause. Ich denke mir, mit feinen Räderchen und Sphäralen umgehen lernen und ein richtiges Uhrwerk mit Minuten- und Sekundenzeiger zustande zu bringen könnte einen schon reizen. An Sonn- und Feiertagen aber machst du dich auf die Strümpfe und bist unser Gast."

Sie hatte zu Ende gesprochen und sah ihn nun gespannt an — begierig, wie er ihre Ratschläge aufnehmen würde.

Alexander hatte mit zwiespältigen Gefühlen ihr zugehört.

Er empfand es deutlich, daß von der Entscheidung seine ganze Zukunft abhing. Und die Last der Verantwortung wuchtete schwer auf ihm. —

Warum zögerte er? Reichte ihm das Schicksal nicht gütig die Hand, um ihn dem sicheren Hafen zuzuführen? Gab es eine bessere Möglichkeit, sich aus dem Strudel des Lebens zu bergen und ein braver Kerl zu werden?

Greif zu — schlag ein — mahnte eine leise Stimme.

Aber eine andere raunte ihm zu: Tu's nicht! Bist zu jung, um dich an den warmen Ofen zu setzen! Zieh hinaus in die weite Welt und in das brausende Leben!

"Frau Wirtin — ich will es mir überlegen," antwortete er mit schwerer Zunge, während es doch innerlich schon bei ihm feststand, nein zu sagen.

Sie blickte ihn traurig an, als ahnte sie, was in seiner Seele vorging.

„Ich rede dir mit keinem Worte zu,“ meinte sie beklommen. „Niemand soll das Schicksal eines anderen bestimmen wollen.“

Schwerfällig erhob sie sich — und wieder fuhr sie mit der Hand über sein dunkles, glänzendes Haar.

Sie stand hinter ihm, so daß er den schmerzhaften Zug um ihren Mund nicht zu sehen vermochte. Aber er ahnte, daß in ihrem Herzen etwas Seltsames vorging, und rührte sich nicht. Im Gegenteil — er spürte deutlich, wie eine harte Kruste sein Inneres verschloß, und wie eine grausame Härte von ihm Besitz nahm.

Und in diesem Bewußtsein wurde er plötzlich feuerrot.

Er fuhr zusammen, als die Wirtin hinter sich die Tür zuschlug . . .

Was für ein schlechter Mensch bin ich — dachte er, und ein Gefühl der Scham durchdrang ihn. Er grub sich die Nägel in die Haut und hätte sich schlagen mögen. Am liebsten wäre er jetzt mit verbundenen Augen fortgelaufen — soweit ihn die Füße tragen konnten — niemanden sehen — niemanden hören — bis ans Ende der Welt, wo keine Seele mit ihm in Berührung trat.

Ein jammervoller Ausdruck grub sich in sein Gesicht. Was habe ich denn getan? fragte er sich leise. Bin ich wirklich ein Verbrecher, der niemandem mehr frei und offen ins Auge blicken darf? . . .

Und plötzlich fiel ihm ein, daß er oben in der Kammer seine ganze Barschaft hatte liegen lassen.

Er stürzte hinauf. Gottlob — da lag das Geld der Mutter unberührt.

Er fuhr glättend mit der Hand über den Scheitel und strich sich das Haar zurück, das trozig über die Stirn gefallen war.

Er sah auf einmal Agnes Feustel. Und die Waschküche mit ihren Seifendämpfen stieg vor ihm auf. Und die Schusterwerkstatt mit dem zornroten Meister, der den Riemen über seinen Rücken sausen ließ. Und Agnes Feustel blickte ihn mit ihren durchsichtigen, traurigen Augen an und seufzte kaum hörbar.

Mutter, Mutter, hilf mir, betete er stumm.

Nur seine trockenen Rippen bewegten sich.

Und nun trat zur Mutter Elisabeth und sah ebenfalls mit angst-erfüllten Zügen zu ihm empor.

„Was wollt ihr denn?“ schrie er gequält. „Ich bin reinen Herzens — niemand — niemand — —“

Er hielt mitten in seinem Selbstgespräch inne.

„Bin ich reinen Herzens?“ stammelte er verwirrt. „Bin ich es wirklich?“ Jetzt war ihm klar, was er zuerst tun mußte: Nach Magdeburg gehen und auf dem Postamt nachforschen, ob ein Brief der Elisabeth für ihn angelangt sei — von diesem Brief würde alles abhängen . . . er fühlte es.

Und nun wurde ihm freier zumute — der Alp schien von ihm genommen.

Er trat an das Fenster. Eine Lerche stieg gerade langsam in die Höhe und gab schwermütige Töne von sich.

Und auf einmal vernahm er ganz deutlich, wie die Angelika mit hell klingender Stimme sagte: Es kann sehr lustig sein. — Und dann hörte er noch die Worte: Nämlich du paßt dazu!

Er drehte sich entsezt um.

Aber niemand außer ihm war im Zimmer.

Das kann schön mit mir werden — dachte er. Ich phantaschiere schon bei hellem Tageslicht.

Langsam nahm er aus dem einen Strumpf einen harten Taler, den er zu sich steckte. Dann schnürte er ihn vorsichtig zu und tat ihn wieder unter die Matraße. Er wußte jetzt, daß er heute nachmittag zu den Komödianten gehen würde, um sich die Genoveva anzusehen.

F o r t s e t z u n g   i n   d e r   J u l i - N u m m e r.

## Ernst Schur: Die moderne Lyrik der Belgier.

Über das dekorative Element in der Sprache als Mittel zur Form.

Wenn man die mannigfachen Äußerungen der Lyrik bei den verschiedenen Völkern, um sich die formale Vergleichung zu erleichtern und sich das Typische gegenwärtig zu halten, etwa als eine internationale Ausstellung von Gemälden vorstellt, nehmen die modernen Belgier jene Säle ein, in denen das Wirkliche, das Gesehene im Bilde zu einer eigenen Schönheit umgestaltet ist. Die Säle der Symbolisten, der Primitiven, denen eine dekorative Note eigen ist. Blasse, gebrochene Farben. Schlanke, sprechende Linien. Mit der Devise: Fernab vom Leben. Und doch — um des zur eigenen Form gewordenen Inhalts willen — Ausdruck tiefstinneren Lebens.

Die fett-clownhafte Physiognomie des Albert Giraud (Pierrot lunaire) taucht auf. Momentbilder von starrer Monotonie. Willkürliche Form; aber doch Form. Nicht Rhythmus (der innerliche Form ist, Symmetrie in der Aufeinanderfolge). Sondern etwa vergleichbar mit den Formprägungen gewisser moderner Zeichner, deren Werke innerlich asymmetrisch sind, die sich aber zu einer äußeren Form zwingen.

Diese Freude an dem Formalen, mit der Hindeutung nach dem Ergänzenden, ergibt die Wesenseigenschaft Girauds. Das Gefühl, die tiefste Quelle der Lyrik, darf sich nur in einer Art Übersetzung nahen und die Gestalten, die alle nur Teile des Einen darstellen, sehen wir in einer gewissen Ferne, unter besonderem Licht, das scheinwerferartig-schreckhaft das Begeben beleuchtet. Wie Leute, die man an Fenstern vorbeigehen sieht, so daß die Stummheit, die Ferne ihre Gebärden seltsam und unmotiviert erscheinen läßt. Es fehlt uns ein Klang darin. Und dieser Mangel ergibt die Wesenheit, denn er macht, daß wir nach dem Herzen, nach der Seele suchen; Pierrot hat aber ein wundes Herz und eine zerrissene Seele . . .

Kreflere huschen gespenstisch über steinerne Züge. Nicht umsonst ist der Mond der stete Begleiter. Pierrot lebt in einer Landschaft, die dem Monde gleich ist. Bleiches Licht; tote Einsamkeiten; Stille . . .



Es ist, als sei das Tageslicht entflohen, als sei das Leben erstarrt und nur Schatten wandeln in leeren, klangberaubten Gefilden.

So ist es nur künstlerisch selbstverständliche Folgerung, daß die seelischen Regungen, die unter dieser starren Decke vor sich gehen, die gewaltsam ausbrechen oder schüchtern sich äußern, in der Form eine starre Ornamentik annehmen. Die dekorativen Werte fesseln. Die Linien reden in ausdrucksvoller, exzentrischer Energie, und wie mit breiter Kontur eingefasst erscheinen die Flächen.

Rot und Weiß.

Kalte, feste, starrende Brüste,  
Scharf umrahmt von schimmerndem Purpur!  
Küstern zittert Pierrot, der Feigling,  
Vor seiner Herrin dräuender Mactheit.

Siech und lechzend wirft er zu Boden sich,  
Kniert und schaut empor zu den schneeigen  
Kalten, festen, starrenden Brüsten,  
Scharf umrahmt von schimmerndem Purpur.

Ernst und schweigend streckt die Gebieterin  
Nach Pierrot die geschmeidigen Hände aus.  
Langsam wühlt sie die Finger ins lockige  
Haar und preßt sein fieberndes Haupt an  
Kalte, feste, starrende Brüste.

(D. E. Hartleben.)

In der modernen Lyrik der Belgier mischt sich französischer und deutscher Einfluß. Die französische Note ist das Hinstreben zum Formalen, das Ausprägen des Gefühlten zur Klarheit, so daß nichts Verschwimmendes, Undeutlich-Flackerndes übrig bleibt, (dies um so bewunderungswürdiger, als das Dämmernde oft gerade das Ziel, das Gewollte des Eindrucks ist; die Klarheit der Form steht dann über dem Dämmernden des Inhalts.) Die deutsche Note ist erkennbar in dem Inhaltlichen, in der Gefühlsvertiefung, dem Verklingen im Unendlichen, dem Ganz-Persönlichen und dem Verknüpfen mit dem All-Einen. So daß die Vereinigung, die Eingliederung des einen in das andere, die Kongruenz zwischen Inhalt und Form, die bis an die Grenzlinie mit Gelingen herangeführt wird, wo Entlehnung und Einfluß zusammengehen zu dem ganz Eigen-Charakteristischen, in sich eine Vollenbung darstellt, die kulturellen Wert hat.

Klingt es nicht ganz deutsch, wenn van Lerberghe das Glück mit folgenden Worten empfängt:

Da ist das Glück. Es kommt ganz sacht,  
 Wenn man seiner gar nicht gedacht.  
 Doch für das Glück ist jederzeit  
 Abendlampe und Tisch bereit.  
 O, was bringt das Glück für Segen,  
 Wie ein reisender Gott auf seinen Wegen.  
 Schmückt mit Rosen das ganze Haus,  
 Dann ruht es bei uns ein wenig aus.  
 Da schaut es schon her. Es merkt, was man will.  
 Es spricht kein Wort. Es lächelt nur still.  
 Dürfen wir Wein und Brot aufwarten  
 Oder Früchte vielleicht aus unserem Garten?  
 Komm ganz leise und sachte herein  
 Zu recht langem Beisammensein.  
 Diese Nacht sei unser Gast du, ja?  
 Gehe nicht fort! Bleib da! Bleib da!

(R. L. Ammer.)

In seiner Naivität ist dieses Bild das gerade Gegenteil Giraudscher Reckheit. Es ist nichts Dekoratives darin. Es ist die Einfachheit eines Kinderliedes. Und doch hat es in seiner anspruchslosen Primitivität großflächige Erscheinung, die sich unwillkürlich einprägt, da sie aus dem Intimen ein Allgemeines freundlich und eindringlich herausholt. Eine mehr malerische Manier, die das Leben selbst gibt, die verzichtet auf starre Komposition, auf linear-dekorative Haltung. Es ist Licht und Luft in diesen Zeilen, die eine ganze Szenerie kurzerhand aufbauen, frei und leicht und zwanglos.

Weich und fast mit lässiger Grazie entsteht unter den Händen dieses Dichters die Einheit von Form und Empfindung. Empfindung und Gestalt fließen in weichen Linien ineinander. Wenn er z. B. von der „Goldenen Barke“ erzählt, die aus Morgenland kommt, drei junge Mädchen trägt sie, und von der dritten heißt es:

Die dritte war blond und schlief  
 Borne auf dem Schiff.  
 Ihr Haar ist ins Wasser gefallen,  
 Das leuchtet wie Morgen Sonnenstrahlen,  
 Aus ihren geschlossenen Augen aber bricht  
 Das Licht . . .

(R. L. Ammer.)

Auch das ist malerisch gesehen, malerisch als Empfindungsausdruck. Es ist ein geheimer Fluß, eine Bewegung darin, die von einem zum andern weiterfließend das Bild, das Ganze abrundet, wie etwa Ludwig von Hofmann seine dekorativ-malerischen Bilder mit einem Rahmen um-

gibt, einer farbigen, fließenden Linie, in der das Bild vertieft erscheint, fern wie glückselige Gestade.

Nicht nur die Barke gleitet, die Verse gleiten, in langsam feierlicher Bewegung. Nichts Gewalttames stört den Fluß, den gehaltenen Rhythmus. Das Dekorative, das an deutsche Märchen (in seiner zarten Symbolik, seiner Naivität) erinnert, ergibt sich zwanglos aus der Einfachheit des Ganzen. Bilder von sanfter Schönheit, die von den Dingen nur den Duft mitnimmt.

In dieser Art berührt sich mit Verberghe Maeterlinck, der das Volksliedmäßige, das Märchenhafte noch strenger beibehält und mit diesem Allgemeinen das Individuelle zu eigener Form verschmilzt. Verberghe ist allgemeiner; Maeterlinck persönlicher. Infolgedessen nutzt Maeterlinck unerschrockener das Alte für sich aus. Die tiefste Schönheit der alten Märchen und Sagen schöpft er mit leichter, sicherer Hand und freut sich an dem Glanz des Alters. Die deutsche Note ist bei Maeterlinck noch stärker ausgeprägt; infolgedessen ist Maeterlinck leichter in der Form, die er oft unbedenklich auflöst, um eine weichere, hingebendere Kontur zu gewinnen. Die Quellen, die die deutsche Romantik speisten, fließen hier noch einmal. Die deutsche Romantik war sachlicher, objektiver. Maeterlinck ist ganz subjektiv. Die deutschen Romantiker bleiben damit oft am Äußerlichen haften. Maeterlinck, der in noch umfassenderem Sinne ausnußt, legt einen, seinen ganz modernen Sinn hinein und rettet dadurch für die moderne Seele Gebiete, die sonst brach liegen. Man spürt hier den Unterschied von Kulturen. Denn daß Maeterlinck den Mut und die Fähigkeit zu diesem Vorgehen fand, ist ein Zeichen verfeinerter, persönlicher Kultur. Daß Deutschland diesen Schritt nicht tat, daß die deutschen Dichter nicht wagten, der alten Romantik eine neue, moderne Entwicklung zu geben, um damit den Sinn für das Formale zu retten, (wie sie in Novalis angebahnt war), das lag daran: sie blieben in jener Undifferenziertheit befangen, die im Sachlichen verharret. Die Gemeinjamkeit des Sagenbesitzes führt aber nicht nur nach Deutschland, sondern auch nach Frankreich.

In das Einfache preßt Maeterlinck das Tiefste. Wenn er etwa am Schluß des Gedichts „Der Ungetreue“ sagt:

Und wenn er nun heischt noch weitere Kunde  
Und fragt mich nach Eurer letzten Stunde?  
— So sag ihm, daß ich gelächelt hab',  
Er soll nicht weinen an meinem Grab.

(Paul Kemer.)

Oder das Gedicht: „Sie hatte drei Kronen . . .“, in dem Maeterlinck das Wesen des Weiblichen ahnend umschreibt:

Sie hatte drei Kronen von lauterem Gold,  
Wem gab sie die Kronen, sprich?

Die eine reicht sie den Eltern dar,  
Die kauften drei Neze dafür von Gold,  
Und hielten sie drin, bis es Frühling war.

Die andere tät sie den Buhlen weihn,  
Die kauften drei silberne Garne fein  
Und hielten sie bis zum Herbst darin.

Die dritte gibt sie den Kindern hin,  
Die kauften drei eiserner Fesseln Zwang,  
Drin blieb sie gefettet den Winter lang . . .

(Fr. von Oppeln-Bronikowski.)

Der französische Einschlag gibt diesen Lyrikern gerade so viel vom Rhetorischen, das ausreicht, den Worten und den Beziehungen formale Klarheit zu geben. Der deutsche Einschlag gibt ihnen so viel, daß in diese Form leichtflüssig der Inhalt strömt.

Alte Sagen erhalten neue Deutung; das Menschliche wird in ihnen offenbar. Tatsächliches erhält seelische Beziehung. Dadurch überwiegt schließlich das Moderne, Individuelle; es ist das Entscheidend-Stärkere gegenüber dem Archaisischen. Der französische Einschlag läßt sie die Tradition schätzen, als Halt, als Leitung. Das parvenuhaftes Selbst-Sein-Wollen fehlt ihnen. Dadurch gelingt es ihnen, dem Alten neuen Inhalt zu geben. Das Archaisische der „Sieben Mädchen von Orlamünde“ erhält moderne Prägung. Denn was anders ist es, als das ganz moderne Gefühl weher Sehnsucht, wenn der Schluß lautet:

Steigen in hallende Grotten nieder,  
Wagen sich noch tiefer hinab,  
Finden eine Tür verschlossen,  
Goldner Schlüssel schließt sie ab.

Sehn im Spalt des Meeres Fließen,  
Fürchten alle den Tod,  
Wagen sie nicht aufzuschließen,  
Nochen dran in ihrer Not . . .

(Fr. von Oppeln-Bronikowski.)

Auch Maeterlinck ist ein Künstler der Linie. Er gibt nicht blendende Farben. Sacht verschlingen sich bei seinen Worten Linien miteinander.

So bewältigen diese Dichter die unmittelbare Gegenwart (ihrem seelischen Gehalt nach), ohne ins Triviale äußerer Nachahmung zu ver-

fallen. Ihre Suggestivkraft ist staunenerregend. Indem sie das Dasein aus dem Gefühl (und nicht aus den Objekten) auftauchen lassen, wird die Wirklichkeit vor ihnen zum Bilde, und die Dinge dienen dem Künstler. Wie wenn etwa *Georges Rency* in dem Gedicht „Regen“ das Bild der Stadt also benutzt:

Im Licht der Gaslaternen, so gespenstisch matt,  
In der Vogenlampen grellweißem Schein  
Durchzieh' ich die abendliche Stadt  
Mit meiner Schwermut ganz allein.  
Und sie weint so trüb und still  
In den Regen, der nimmer enden will.

(Otto Hauser.)

Hier ist das Objekt fast ganz aufgelöst und erscheint nur als Mittel, als seelischer Faktor, der sich nachgiebig in die Harmonie des Ganzen dienend verfügt. Es ist wie ein Bild von Munch, dessen dekorativer Schwung, der auf seelischem Erleben beruht, den Dingen ebenfalls Gewalt antut, sie mit der Gewalt des intuitiven Erfassens zu lebenden Wesen macht: „Die Stadt weint so trüb und still . . .“ Das Objekt schwindet; das Subjekt gibt sich in den Dingen, sie erstehen mit ihm neu.

In dieser Hereinbeziehung der toten Dinge, zur Widerspiegelung des Ich und der seelischen Beziehungen dienend, ist *Georges Rodenbach* Meister. In oft ganz künstlicher Manier geht er hier vor; dennoch haftet ihr nichts Ungefundenes an. Es ist das Recht des Dichters, sich der Dinge zu bedienen, und wenn es ihm gelingt, das Tote lebendig zu machen und sich seiner zur Darstellung eines Gemütszustandes zu bedienen in einer so persönlichen Art, daß daraus das Lebendige, Kraftvolle sofort herauspringt, so fühlen wir nur das Können, die Kunst. Und Kunst, sei sie auch inhaltlich noch so pervers, ist immer etwas ganz Positives. Und hier haben wir das Gefühl: die toten Dinge leben noch, wie sie im Märchen leben. Etwas Jugendliches spüren wir, trotz der müden Allüren. Und immer wieder gelingt es den Dichtern, das Sachliche zu einem Seelischen zu formen, das Sein ins Werden wieder hinübergleiten zu lassen, wo die festen, starren Dinge von neuem in Glut getaucht werden und sich zu neuer Erscheinung schmelzen lassen. Durchglüht von der Gewalt schöpferischen Wollens stehen sie lebendig vor uns.

Besonders bei Rodenbach, der sich mehr an die Gegenwart hält, dem gerade das Hineinragen des Vergangenen in das gegenwärtige Leben Stimmungen von typischer Prägnanz gibt, wird diese Fähigkeit offenbar. Zum Beispiel in den seltsamen „Spiegeln“:

An jenen kurzen Spätdezebembertagen schimmern  
Stehenden Wassern gleich die Spiegel in den Zimmern,  
Und willst du ihrer Schwermut fernen Grund erkunden,  
Die Angesichte sind's, die einst in schönen Stunden  
In ihren Quellen sich gespiegelt lächelnde.

(Otto Hauser.)

Oder wenn Rodenbach sich in „Brügge“ selbst gibt; die Stadt  
dient ihm dazu, sein Wesen zu entschleiern, seine Melancholie, seine  
Trauer, die doch alles treu widerspiegeln, da sie unbewegt stehen, wie  
stille Wasser, die das Spiegelbild ohne Falsch zeigen:

Und ist es schöner nicht, wenn die gestillten Wässer  
Statt jener Schiffe, die einst ihre Woge trug,  
Die großen Wolken spiegeln im Vorüberflug,  
Wenn sie, was ewig ist, im Spiegel wiederlagen  
Und vom Azur ihr Farbenspiel verengelt scheint,  
Vom Tage, dessen Tod das Abendrot beweint?!  
Und also sind wir, wie der Himmel will, der ferne,  
Spiegeln getreu ihn sonnenhell und regenmatt,  
All seine Wundergärten, all die Tränensterne,  
Ich so wie du, — o meine Schwester, tote Stadt!

(Otto Hauser.)

Matte, gebrochene Farben. Dekorativ lineare Haltung. Man  
denkt an Toorop. Das Kulturelle überwiegt das Natürliche, sofern man  
diese Gegensatzformulierung nur als Hindeutung nehmen will, nicht als  
Behauptung. Diese Kultur zeigt eine feine Menschlichkeit, die genährt  
ist von dem Wissen um alle Dinge. Darum das Verstehen tiefer Re-  
gungen, die kaum die Oberfläche kräuseln machen. Dies wirkt um  
so feiner, als die Worte, der Ausdruck zur Einfachheit, zur Klarheit  
streben.

Ruhe ist in diesen Reichen. Und diese Ruhe gibt die Vorstellung  
eines Größeren, Allgemeinen. Reise treibt hier nicht zur Trennung,  
zur Proßerei mit Überlegenheitsposen. Das Ungefüme des Individuellen  
reicht nur so weit, das künstlerische Wollen zu nähren, und es behauptet  
in diesem Können allein seinen Wert. Dieses sanfte Leben schimmert  
unter dem Allgemeinen hindurch, wie wir in einem Körper die Adern  
aufschimmern sehen.

Man denkt bei diesen matten Farben, bei diesen feinen und doch  
so ausdrucksvollen Linien an die Schönheit der japanischen Holzschnitte,  
an die ornamentalen Linien, an die weiche Sanftheit ihrer Farben.

Diese Melancholie erinnert den tiefer Hörenden daran, daß hier  
keine eigenstarke Kultur wuchs, sondern Zucht und Intelligenz die Mittel



NORD  
UND  
SÜD  
Fahrtang  
1908

Eugen Bracht:  
Der alte Mann





aus anderen Kulturen übernahmen. Doch ist diese Künstlichkeit, wenn man so will, so edel, die Menschlichkeit so reif, die Seele so differenziert, daß wir eher die Schönheit bewundern, als daß wir an der plumpen Erdenhaftigkeit jener Bemerkung haften bleiben, die besagt, daß diese Wurzeln nicht in eigenes Erdreich tief sich hineinranken. Die Blüten erscheinen um so schöner. Sie haben den Bodengeruch überwunden. Und in schleierhafter Schönheit wiegen sie sich leicht im Winde.

Dennoch ragt plötzlich eine Erscheinung auf, die imponierend über das Leben gebietet, kraftvoll und markig: *Emile Verhaeren*. Er tut eine neue Note hinzu. Zwar hat auch er den melancholischen Grundton aber er ist vertiefter, mächtiger. Seine Gesänge haben den Klang rauschender Orgeltöne. Er liebt das Düstere, Dunkle als Hintergrund, Farben heben sich davon tief ab; er ist nicht Linienkünstler. Er liebt das Dunkel und die Dämmerung. Er sieht Gestalten darin leben, die nach Dasein rufen. Er gibt seinen Dichtungen Perspektive und Tiefe, er überwindet das Flächig-Dekorative, in dem die anderen verharren.

So baut er aus dem Zufällig-Seienden Bilder von großartiger Stimmungswucht. Er schildert nicht, er reiht nicht Tatsächlichkeiten aneinander. Er tränkt die Dinge mit seinem Blut, und da dieses glühend und schwer wallt, ersteht ein hinreißendes Leben. Aus dem Einzelnen schafft er ein Ganzes.

Ein solches Lied beginnt etwa:

Die alten, traurig-süßen Lieder von der Straße  
Mit ihrem schalen Reim und abgebrauchten Leid,  
Mit ihrem Holpern falsch gesetzter Silbenmaße,  
Sind noch viel düstrier Sonntags und zur Abendzeit,  
Wenn Licht und Laute sanft verloschen in der Stille.

(Stefan Zweig.)

Das sind volle, sonore Klänge. Bilder, die ein Festes ausschöpfen und es rückhaltlos sagen.

Oder die Zeilen aus der „Müdigkeit“:

Aus fernen Abendtiefen klangen arme Melodien,  
Manch mattes Liederwort von einem müden Mund;  
Landstreicher wandern singend durch die Tale und  
Ziehn weiter ihren Weg — wer weiß, wer weiß, wohin?

(Stefan Zweig.)

Mit wuchtiger Hand sind große Eindrücke zusammengebaut, die sich zu einem Ganzen fügen. Es lebt ein elementares All-Empfinden darin. Das einzelne hat volle Existenz für sich — sonst gibt meist nur die Beziehung die Farbe — und strebt doch zu einem großgefügtten Ganzen.

Und so gelingt es Verhaeren, die düstere Kraft der alten Balladen mit modernen Mitteln zu erreichen, ohne in jenen häßlich-fälschenden, archaischen Ton zu verfallen, der bei unseren patentierten Balladendichtern beliebt ist. Er hat sich ganz davon befreit und steht den Elementen als ein Großer gegenüber.

Wie prachtvoll löst er die Natureinheit auf, um, sie zu seinen Zwecken benutzend, sie, schließlich doch zur Schöpfung erhöht, auferstehen zu lassen, in dem Gedicht „Ein Abend“:

Der Sonnenuntergang legt wie ein Büßerhemd  
Aufs Land den Frieden und die Ruh der Abendstunde,  
Scharf heben sich auf byzantinisch-goldnem Grunde  
Die Dinge alle ab, doch rätselhaft und fremd.

Der Hagel ließ ein Schloßenheer die Luft durchzischen,  
Nun glänzt der Himmel wie der Platz vor einem Dom;  
Im Westen allgemach erlischt der Feuerstrom,  
Wo Tagesgold und Silberlicht der Nacht sich mischen.

Leer ist der Horizont und öd; es zieht sich bloß  
Durch Bruchgefilde, hier und da bestockt mit Ginster,  
Eine Allee mit Eichen, riesig starr und finster,  
Weit hin bis zu den nächsten Farmen, endelos.

Die Bäume gehn, sie gehn — wie Mönche wohl als Tröster  
Im Leichenzuge gehen, von Abendgram erfüllt,  
Wie einst die Büßer zogen, ganz in Schwarz gehüllt,  
Bis ihnen fern der Friede winkte alter Klöster.

Und wie die nackten Bäume so im Dämmerflor  
In langer Doppelreihe auf zum Westen schreiten,  
Wo blutrot ein Päonienfeld sich scheint zu breiten,  
Ist es, als zögen sie zu ihrem Gott empor,

Die schwarzen Mönche mit den abendtrüben Herzen;  
Doch im Azur weit über ihrem ganzen Pfad  
Erblinkt schon hell von goldnen Sternen eine Saat,  
Gleich Flammen ihrer hohen, unsichtbaren Kerzen.

(Otto Hauser.)

Das sind Bilder von dekorativer Schönheit, die sich mit zwingender Gewalt loslösen von dem düstern Grunde. Kein Schildern, ein Schaffen. Das Formale wie das Inhaltliche gleich mächtig zur Wesenheit gesteigert und sich unauflöslich bis zum Eins-Sein durchdringend. Eine neue Volkskraft setzt sich damit durch und gewinnt mit elementarer Macht, von allem Kleinen, Primitivem gereinigt, künstlerische Form!

# Die kulturellen Werte des Theaters.

XXV:

Karl Joël:

Ihre Anfragen beantworte ich in der Voraussetzung, daß Sie mich nicht als „Fachautorität für das Theater“ nehmen: ich bin nur, wie die alten Philosophen von sich sagten, Zuschauer bei den Wettkämpfen. Meine Antwort auf die erste Frage nach dem Einfluß des Theaters auf meine ethische und ästhetische Bildung wird wohl typisch ausfallen für so manche, die in den achtziger Jahren ihre Entwicklung erlebten. Wer damals in der Hochflut des Wagnertums sich an Aufführungen auf ersten Bühnen (nur auf ihnen!) das junge Herz labte und vollzog, der hat Weihen fürs Leben mitbekommen, vielleicht einen gar zu heißen Überschwang, daß ihn die heutige Jugend oft so alt und kalt und kurzatmig anmutet, aber zugleich einen Leidens- und Siegermut, der ihm die Seele noch singen machte, wenn ihm die Füße wund wurden auf harten, dornigen Lebenswegen. Was uns blieb von Wagner, das war die Überzeugung nicht nur von der möglichen Einheit oder vielmehr vom Ineinanderleben der Künste, nein, auch vom Ineinanderleben von Kunst und Leben, von der Kunst als Lebensstimmung, von der Kunst, die den ganzen Menschen angeht, nicht nur sein Auge und Ohr und seine Mußestunden, die ihn einhüllt wie eine Toga gegen das unreine, kalte Leben, und schützt wie eine Mutter, die Überzeugung vor allem vom heiligen Ernst der Kunst selbst in unklassischer Zeit und endlich die Überzeugung vom Ineinanderleben von Kunst, und gerade dramatischer Kunst, und Philosophie. Man wundere sich nicht: die Fabel von der Einheit des größten Denkers und des größten Dichters Englands ruht darauf, daß Bacon und Shakespeare durch die Notwendigkeit eines Zeit- und Volksgeistes geboren wurden. Die italienische Renaissance, überreich sonst an allen Künsten, hat statt des klassischen Dramas die Dialoge Giordano Brunos. Sokrates, der die klassische Philosophie der Antike heraufführte, läßt sich an keine philosophischen Vorläufer anknüpfen, wohl aber an die klassischen Dramatiker, als deren Erben und Fortsetzer die Sokratiker ihre Dialoge dichten, Platon voran, der, wie es heißt, als Tragödiendichter begann, der die

## Die kulturellen Werte des Theaters

Mimen des Sophron nach Athen brachte, sterbend noch seinen Aristophanes unter dem Kopfkissen hatte, und den selbst aufzuführen (trotz Tassos Widerspruch) sich unter bestimmten Bedingungen wohl verlohnte. Die römische Kaiserzeit hat es getan; die Duse hat es geplant. Und wie so Drama und Philosophie öfter geschichtlich ineinanderlebten, so steht Wagner als notwendiger Vermittler in der philosophischen Pause zwischen Schopenhauer und Nietzsche, sein Tristan (noch unbewußt) die höchste Ausgestaltung Schopenhauers, sein Siegfried die Vorgestaltung des Übermenschen.

Neben Wagner, doch in weitem Intensitätsabstand hinter ihm wirkte auf der modernen Bühne damals wohl nur noch einer bildend, neben dem Bacchanten der oft wohlthätige Ernüchterer: Ibsen, und er erzog durch die männliche Zucht, durch die aus mystischer Schwüle sich herausringende Plastik, durch den schneidenden Wahrheitsinn seiner Dramatik, und auch er ein unbewußter Vermittler zwischen philosophischen Zeit Tendenzen, zwischen Pessimismus und Realismus! Daß aber zwischen Realismus und Romantik die Sehnsucht blieb nach dem klassischen Ausgleich und das ungesättigte Epigonengefühl, dafür sorgte das klassische Drama, damals wiederbelebt durch neue Bühnenmöglichkeiten (Meininger, Münchener Shakespearebühne, Devrients Faustinszenierung u. dergl.).

Mit alledem habe ich schon Ihre zweite Frage nach der Fähigkeit des Theaters zu kultureller Erziehung mehr oder minder bejaht. Aber eben nur die Fähigkeit ist bejaht. Denn das Theater ist zu allem fähig, wie eben der Spiegel alles wiedergibt. Aber es ist mehr als des Lebens Spiegelung, es ist seine Sichtbarmachung, seine Steigerung, seine Monumentalisierung. Es hat seine Nahrung, seine Höhe und Grenze nur im Leben selbst; es ist die Verlebendigung als solche, für die unser Leben nur Schattenriß ist. Es saugt das Leben aus allen Poren mit allen Kräften ein, es ist der Durchgang aller Lebensideale, aller Weltanschauungen und Verufe von der Religion bis zur Ruppelei, von der Mysterienbühne bis zum Fingeltangel, der Durchgang aller Künste von der Architektur bis zum Ballet, die Kunst der Künste, die allein von allen zugleich in Raum und Zeit und auf mehrere Sinne wirkt, und es ist das Kaleidoskop aller Leidenschaften, es hat aus Lachen und Weinen des Menschenherzens zwei eigene Künste geschaffen und kann zugleich unter der tragischen Maske lachen und unter der komischen weinen und tausend Masken aufsetzen und tausend wegwerfen. Das Theater ist mit einem Wort das größte, gestaltungsfähigste, allseitige Organ der Menschen-

seele, der Proteus. Und darum ist es die Kunst in ihrer höchsten Machtfülle und größten Gefährlichkeit, die Kunst als Staat, als Organismus und als Ungeheuer. Es ist die Konzentration und der Kampf aller Künste, die auf dem Theater in ihrer Wirkung konkurrieren, sich bedrohen, ja sich widersprechen. Es bindet die schwerste der Künste, in der nur die männlichsten Mannesgeister siegten, mit der weiblichsten Kunst, in der allein die Frauen die Männer fast übertrafen, es bindet in Drama und Schauspielkunst die höchste Schöpferkraft mit der empfänglichsten Nachbildung. Es sucht durch die größte Lüge, indem es eine Welt von Leben in drei Stunden auf zwanzig Quadratmeter bannt, die Wahrheit ins grellste Licht zu setzen. Es ist die Zauberei als Wirklichkeit, die stärkste Realisierung des Idealen, der Sieg der Illusion, die Hineinstellung eines ganzen zweiten Lebens in das wirkliche.

Aber das alles sagt nicht genug; denn das Theater ist nicht nur das Allinstrument, das Massenorgan, sofern es die Gebenden, die aktiven Kräfte konzentriert vom Dichter bis zum Lampenputzer, nein, es konzentriert ja auch die Empfangenden zum Publikum und steigert noch dadurch nach dem Gesetz der Menge, das die geballte Masse sich entzünden läßt, die Wirkung ins Unberechenbare. Der einzelne Zuschauer ist stumm und leer, in der Masse wird er zum sicheren Richter, zum Fanatiker. Es ist die sozialste der Künste, die Kunst der Öffentlichkeit. Und so kann das Theater als Massenwirkung zu allem werden, zur Kirche, zum Parlament, zum Bacchanal. Man kann mit dem Theater zu allem hindrängen, von allem abziehen. Die Kriegsdemonstrationen gegen den ersten Napoleon begannen bei einer Schilleraufführung im Berliner Theater; die belgische Revolution brach los mit einer Aufführung der „Stummen von Portici“. Zugleich aber suchte Metternich durch die Wiener Theaterblüte von der Politik abzulenken, und die Regierung soll 1848 den Berliner Studenten Theaterbilletts nach Frankfurt a. D. geschenkt haben. Das Theater kann alles. Und darum fordert der größte Idealist unter den Philosophen, der bis ins Herz hinein ethisch-ästhetische Platon, daß man dem, der „sich künstlicherweise vielgestaltig zeigen und alle Dinge nachahmen kann“, also dem Dramatiker „Verehrung bezeuge als einem heiligen und wunderbaren und anmutigen Manne und ihn, das Haupt mit vieler Salbe begossen und mit Wolle bekränzt, geleite—aus der Stadt hinaus auf Nimmerwiedersehen.“ Denn er ist ein gefährlicher Mann. Nicht die ruhige, harmonische, sondern die gereizte und wechselreiche Gemütsstimmung, sagt Platon, führt der Dramatiker uns vor, „und jenes Tränenreiche und

## Die kulturellen Werte des Theaters

Spaßlustige und Erotische und Begehrliche und Heftige in uns, kurz alles Schlechtere, das beherrscht werden soll und ausgehungert und ausgetrocknet, das eben nährt er und begießt er zu unserm und des Staates Verderben." Und darum weist Platon den Dramatiker aus seinem Idealstaat hinaus, wahrlich nicht aus Unterschätzung, sondern aus Überschätzung der dramatischen Wirkung.

Man begriff etwas von dieser massiven, berückenden Wirkung griechischer Tragödien bei ihren Neuaufführungen in Wilamowitz' Übersetzung unter Reinhardts Regie, namentlich beim scheinbar Lächerlichsten, bei den unisono gesprochenen Chören, in denen die Klage durch so viel Zungen, Wienen und Gesten gebrochen und vervielfältigt zum Himmel stieg. Und ich dachte dabei, daß heute in Deutschland der Humanismus in Lebensgefahr schwebt, und daß doch ein Goethebund gegründet ward, der unter dem Zeichen des großen Hellenen um Ziele verlegen war, und daß unter den tausend Idealisten, den zehntausend Mäcenen, den hunderttausend Theaterpraktikern in deutschen Landen sich keiner findet, der uns ein Bayreuth für die antike Bühne gründete! Wahrlich, reinere tragische Wirkung wird man kaum erleben, fester gebaute Muster wird unsere irrlichtelierende Dramatik nicht finden, eindringlicher wird die Antike ihre unvergängliche Macht nicht beglaubigen. Ich sehe im Theater einen lebendigen Quell historischer Bildung, aus dem noch zu wenig geschöpft worden, einen lebendigsten Seelenvermittler der Zeiten und Völker. Was ist uns das England vor drei und mehr Jahrhunderten? Und wie lebt Shakespeare und seine Königsdramen! Wie viel mehr als Dante und Milton, wie viel mehr als alle Historiker! Und die Besiegten von Sedan haben den Siegern zu verzeihen begonnen, nicht in Berlin, sondern in Bayreuth! Zwei lehrreiche Notizen brachten mir jüngst die Zeitungen. Eine englische Lehrerin bemühte sich vergebens, den Kindern die Geschichte des Landes deutlich zu machen, bis sie darauf verfiel, einzelne Szenen daraus mit einfachsten Mitteln durch die Schüler selbst aufführen zu lassen, und der Erfolg war erstaunlich. Sollte unsere Pädagogik nichts daraus für das Theater lernen und unser Theater nichts für die Pädagogik? Die andere Notiz erinnerte, daß Goethe einst zur Verbreitung der deutschen Sprache in den neuen polnischen Landesteilen Preußens vorschlug, durch Wandertruppen Szenen aus dem Leben selbst in Dörfern vorführen zu lassen. Ob unsere Polenpolitik gar nichts daraus lernen könnte? Das Theater als lockende Verliß-School und als spielende Veranschaulichung der

Kulturüberlegenheit ohne allen Zwang! Haben nicht italienische und französische Theater im galanten Zeitalter die deutschen Höfe romanisieren helfen?

Aber nicht nur Sprachverbreiter in der Fremde, Sprach-  
erzieher in der Heimat brauchen wir. In unsern Ländern, wo  
Rhetor und Rezitator wenig bedeuten, lehrt das Theater die Sprache  
reinigen, veredeln und erst genießen. Wichtiger noch ist die Erziehung  
zum Stil, zur edlen, freien Geste, zur großen Linie oder leichten Grazie.  
Ich spreche hier wider meine Natur, die schauspielerisch ganz unfähig ist.  
Ich glaube an die Zukunft des deutschen Lebens, gerade weil es seine  
Form noch nicht gefunden, weil es noch nicht ausgereift ist zur Selbst-  
darstellung. Die Deutschen dürfen sich rühmen, das Volk ohne Pose zu  
sein. Aber die Pose ist eben doch nur die leere Form, und Aristoteles  
hat recht, daß alles Werden zur Form strebt, die nun einmal die Vollen-  
dung, die Krönung des Seins ist. Es ist bei uns nur ein Menschen-  
typus, ein Stil herausgeprägt, der wahrlich stark und voll ist, der bleiben  
soll, der aber nie Gesamtstil werden kann, weil er mehr Berufsstil ist,  
der militärische. Der deutsche Leutnant ist eine festgeprägte Figur —  
aber wäre er möglich geworden ohne die Schaustellung der Parade?  
An den europäischen Fremdenorten erkennt man sonst die Deutschen auf  
hundert Schritt an jener Ungeprägtheit der Form, jener Unstilisiertheit,  
die verheißungsvoll ist, die aber überwunden werden muß, wenn ein Volk  
zur Weltpolitik berufen ist. Franzosen und Engländer verstanden ganze  
Völker zu Proselyten zu machen. Eine erfolgreiche Germanisierung (ob  
in Polen oder in den Kolonien) wird es erst geben, wenn es einen im-  
ponierenden deutschen Lebensstil gibt. Das Volk der tiefsten Innerlich-  
keit darf nichts einbüßen von seinem Lebensgut, aber ein Weltgut, ein  
ewiger Kultureinschlag kann diese Innerlichkeit erst werden, wenn sie,  
ohne sich preiszugeben, sich mitteilt, sich entfaltet in der Äußerlichkeit.  
Die Deutschen sind das untheatralischste Volk — darum brauchen sie  
gerade das Theater. Sie sind die Antipoden der Italiener, denen das  
Theater mehr Natur als Kunst ist, die ein großes Drama nicht erzeugen  
konnten, weil sie es zu sehr lebten. In Shakespeare und Calderon erst  
hat sich die Renaissance objektiviert, monumental abgesetzt. Und im  
steifsten Engländer und Spanier spürt man in letzter Erstarrung noch  
etwas von der großen Linie Shakespeares und Calderons. Gewiß, ein  
Volk kann durch das Theater nur zu sehr erzogen werden, wie vielleicht  
die Franzosen, deren jetziger Premierminister aber durch seine Theater-  
freudigkeit nichts an Energie verloren. Napoleon, Talmas Freund, der

## Die kulturellen Werte des Theaters

seinen höchsten Triumph feiert, indem er das théâtre français vor einem Parterre von Königen spielen läßt, und der von Goethe ein Cäsar-drama fordert. Doch jener Pariser Dichter mit seiner Apologie des Dynamitarden: denn „ach, die Pose des Anarchisten ist doch schön!“ — er zeigt, daß die Pose zum Verbrechen locken kann. Aber gilt nicht vielleicht auch das Umgekehrte? Das führt auf ein moralisches Kapitel.

Vom Räuberhauptmann Musolino las ich, daß er im Zuchthaus mit Begeisterung dichtet. Ob nicht im Verbrechen viel Romantik steckt, die sich nicht entladen konnte? Lombroso weiß davon nichts, aber die Alten waren bessere Psychologen, da sie im Theater die Entladung, Mäßigung, Beredlung, die „Reinigung der Affekte“ fanden. Wir Großstädter in freien oder höheren Berufen sind ja blind gegen all die mühsam verhaltene und oft nur gewaltsam hervorbrechende Sehnsucht des Volkes nach stärkerem, besonderem Erlebnis in Schau oder Tat, nach persönlicher Entfaltung mitten im Massenschritt der Tagesarbeit, nach irgend einer Darstellung von Heldentum, irgend einem Übersichhinausleben, irgend einer blutstauenden und rascher treibenden Durchbrechung des Lebensrhythmus. Und all jenen zehnmal mehr geistig als leiblich Armen, die nichts hören als das Tictack von des Subalterndiensts ewig gleichgestellter Uhr und das sich im Einerlei der Tage drehende Mühlrad der Arbeit, was bleibt ihnen an Besonderem und Festlichem? Die Langeweile, der Sonntagsrausch, die Wirtshausprügelei, der Streik, das Eingeltangel, der Kolportageroman und das Verbrechen. Ja, das Verbrechen bleibt als stärkste individuelle Entfaltung, als einziges Heldentum, einzige Romantik in jenem dumpfen Gleichmaß in Dorf und Kleinstadt, von denen die Zeitungen nichts zu melden haben als Unglücksfälle und Untaten. Wenn die Ideale nicht ihren eingeborenen Weg nach oben hinaus können, so kehren sie sich in ihr Gegenteil; der Teufel ist ein gefallener Engel. Gewiß, die Menschen der Masse sind selten zur individuellen Tat, zum wahren Heldentum berufen. Aber das Besondere, das auch sie erleben wollen, können sie erleben im Schauen oder im Darstellen, und sie können die ungezügeltsten Affekte, Eitelkeiten und Sehnsüchte unschädlich erlösen und zügeln, befreien und adeln im dramatischen Spiel. Nur nicht im naturalistischen! Denn das Volk will in der Kunst die Erlösung von sich selbst, wie wir alle es wollen; der Naturalismus ist eben nur u n s e r e Romantik. Das wahre Volksfestspiel ist nie naturalistisch. Man glaube nur nicht, daß Volkschauspiele verweltlichen, veräußerlichen, verführen müßten. Das antike Theater entstand in Volks-



hören aus dem Gottesdienst, als Gottesdienst. Die Gläubigkeit des Mittelalters schuf die Mystorienbühne, die noch im Faust und Parsifal in unsere höchste Kunst ragt. Oberammergau kann Ungläubige erbauen. Und ich kenne ein Volk, vielleicht das nüchternste, ruhigste, besonnenste der Erde, das fast einen Kultus der Festspiele treibt, das keine Schauspieler hervorbringt, weil es sein eigener Schauspieler ist. Ich fragte mich oft, was das weit mehr als andere Völker in seinen Kantonen auseinanderlebende Schweizervolk noch eint. Auch diese reinsten Republikaner haben ihren König: er heißt der Tell, und ein Dramatiker hat ihm seinen Palast gebaut. Man sehe aus der Tellaufführung in Kellers Grünem Heinrich, welche patriotischen und sonstigen idealen und lebendigen Kräfte das Volksfestspiel auslösen kann. Und war's im alten Hellas anders? Als der greise Ernst Curtius, der Auferwecker Olympias, eins der Basler Festspiele sah, bei dem zweitausend Kostümierte auftraten vor einer mit mehr als zehntausend Zuschauern besetzten Berghalde, da gedachte er Olympias. Und sind nicht die Weimarer oder Meiningen Bühne allein schon genügende Rechtfertigungen der deutschen Kleinstaaterei — und genügende Überwindungen? Denn man spielte nicht herzoglich, sondern deutsch, und die deutsche Einheit ward zuerst geistig wiedererobert in Weimar.

Das Drama gehört in den gesteigerten Lebensprozeß eines Volkes, bringt ihn zum Ausdruck und kehrt wieder in ihn zurück. Geschichte wird Phantasie, und Phantasie wird Geschichte. Die Geschichte ist selber dramatisch, aber, sagt Aristoteles, die Poesie ist wahrer als die Geschichte. Urtriebe und Urkräfte der Volksseele steigen auf in Odius und Faust, in Tell und Siegfried. Grundgestalten des Menschenlebens enthüllen sich. Die grauen Schemen Eifersucht, Heuchelei, Liebesuntreue — wie leben sie in Othello, Tartüffe, Don Juan! Aber das Theater als m o r a l i s c h e A n s t a l t? Außerlich ist's eher das Gegenteil. Man nehme des größten Dramatikers Lear, Macbeth, Falstaff, Iago, Shylock, Richard III.: wenn sie unseres Lebens Vorbilder würden, so könnte man nur schwanken, ob man die Menschheit mehr in ein Zuchthaus oder in ein Narrenhaus sperren müßte. Eine Frau erschlägt ihren Mann und wird von ihrem eigenen Sohn erschlagen. Welch gemeine Bande aus einem Kolportageroman! Ein Mann erschlägt seinen Vater, heiratet seine Mutter und sticht sich die Augen aus. Wie ekelhaft alles! Aber auf der klassischen Bühne heißen diese Geschichten Orestie und Odius! Gegen Don Juan sind ja doch unsere tollsten Lebemänner indische Vüßer, und man hat

## Die kulturellen Werte des Theaters

---

berechnet, daß Wagner für alle Verbrechen in seinen Nibelungen mehrere tausend Jahre Zuchthaus absitzen müßte, was ihm manche vielleicht gönnen. Aber die moralische Anstalt? Die Bühne gibt das Leben in der Projektion, sie muß auch die moralischen Dimensionen vergrößern, und gerade in der Vergrößerung liegt eine Reinigung. Eine kleine Kokotte auf der Bühne kann sehr unmoralisch, Messalina aber kann moralisch wirken. Jene Shakespearegestalten sind so große Schurken, daß sie schon nicht mehr als Schurken, sondern nur noch groß wirken wie Naturkräfte. Es gibt nur ein Unmoralisches auf der Bühne: das realistisch Kleinliche. Die unmoralische Wirkung ist einfach ein Kunstfehler, und so ist die wahrhaft moralische Zensur die künstlerische. Die großen Bühnengestalten sind dreifach geschützt vor unmoralischer Wirkung. Größe schafft Distanz, sie verbietet die billige Vergleichen, Nachahmung, Anwendung. Ehrt die Rampe, nicht nur weil sie leuchtet, sondern weil sie trennt! Drüben ist eine andere, höhere Welt. Nur der Ungläubige findet die Bibel unmoralisch. Gewiß führen Brücken hinüber zur andern Welt, Seelenbrücken; denn jene Bühnengestalten sind nur Ausgestaltungen eures eigenen Lebens, Fortsetzungen, Steigerungen eurer eigenen Triebe. Aber eben als Steigerungen wiederum wirken auch jene Sünder moralisch. Nicht bloß im gewöhnlichen Sinne, weil sie als Karikaturen, als Teufel abschrecken, nein, auch gerade weil sie ihr Gift ausspritzen, weil sie eure Triebe steigern bis zur Entladung, bis zur Erlösung, weil sie eure Seelendämonen in der äußersten Konsequenz sich austoben, sich ausleben lassen, weil sie nach Goethes Rezept euch des Quälenden entledigen durch erschöpfende Darstellung, durch Objektivierung, durch Konfession. Und endlich wirken sie moralisch, weil sie nicht allein bleiben und fortleben, sondern im Drama auch sich selbst erschöpfen und ausatmen, sich selbst richten, weil sie als Dissonanzen eingehen, sich auflösen in die Harmonie des Kunstwerks, wie die dunklen Gestalten des Bösen als Folie zum Lichten und Stachel zum Guten umschlagen in Jakob Böhm's Weltmysterium. Und ist nicht alles Moralische als Kampf des Guten und Bösen schon selber dramatisch? Wie sollte das Drama nicht moralisch bedeutsam sein! Drama heißt Handlung, und die Moral redet zum handelnden Willen, dessen Poesie die Dramatik ist. Und sie gibt die höchste Plastik der Charaktere und bildet und schärft so unser Richterurteil. Und das Thesendrama und die Gesellschaftsatire peitschen unser Gewissen. Wir haben nicht mehr Pranger und Feme, aber wir haben die Bühne!

Endlich die Frage über die kulturellen Fähigkeiten des modernen Theaters! Ich glaube, daß wir wie kaum eine Epoche Antriebe und Mittel haben für eine Hochblüte der Dramatik. Wir haben ein gesteigertes und konzentriertes Leben, wie es das Theater braucht. Mit dem Zug vom Land in die Stadt, mit dem rapiden Wachstum der Großstädte mit der Hegemonie Berlins wuchs und wächst der Theatersinn. Das Drama ist im Wesen städtisch, wie das Epos in der Wurzel höfisch und die Lyrik ländlich. Salon und Markt setzen sich in der Polyphonie des Dramas ab; aus einsamer Ferne monologisieren Frenssen und Spitteler. Wir sind ferner nicht nur sozialer, sondern zugleich egoistischer, persönlicher, differenzierter geworden — reichere dramatische Konflikte liegen dadurch in der Luft. Der „Individualismus“ ist in den letzten Jahren nicht nur ein Schlagwort, eine oft entrollte Fahne, sondern eine siegreich drängende Macht geworden. Das Drama erstand, als sich aus dem griechischen Massenchor die ersten Individuen in eigenen Rollen ablösten. Und weiter sind wir kühler, reifer, fester, männlicher geworden. Die Lyrik blieb dem heißen Jüngling, das Epos erzählte der Greis dem Kinde, Roman und Novelle sind jetzt von Jahr zu Jahr mehr in begabteste Frauenhände übergegangen. Den Mann drängt der Schöpfertrieb zum Drama. Und wir sind reflektierter, bewußter geworden auch fürs Ideale; die Philosophie beginnt wieder das tiefgesunkene, eingeschlummerte Haupt zu heben, die Philosophie, die Schwester der Dramatik, der bewußtesten, geklärtesten, geschärftesten Poesie, die eine Dialektik der Leidenschaften ist, eine schneidende Debatte der Charaktere, eine Selbstkritik des Lebens und sich in der Konsequenz der Akte aufbauen soll wie ein Syllogismus. Aber wir sind darum nicht abstrakter geworden, sondern im Gegenteil schaulustiger, bildfreudiger. Und darum drängen wir zum Theater, das ist dem Ort der Schau. Die Kultur des Auges, die bildende Kunst scheint die Künste des Ohrs in der Herrschaft des Geschmacks abgelöst zu haben. Unsere Musik wird Tonmalerei, unsere Poesie Stimmungsmalerei; sie drängt in die Sichtbarkeit, zur Bühne, und hier in der Verbindung der Künste scheint heute das Zeppter von der Musik zur Malerei übergegangen zu sein, von Wagner zu Maeterlinck, dessen Gestalten oft wie Stücke einer Vision, Produkte der Szene, abgelöste Schatten aus dem Hintergrund wirken. Doch nein, das wahre Zeppter liegt bei der Regie, dieser neuen Großmacht der Künste, die den Dichter überdichtet und Sarmens Töne übertönt mit Volks Szenen. Das Theater hat über das Drama gesiegt. Aber man bessert nicht dadurch

## Die kulturellen Werte des Theaters

---

das moderne Drama, daß man das Theater kleiner wünscht. Wir wollen schauen, wir wollen darstellen bis zur grellen, sinnfälligsten Wahrheit, wir haben vom Naturalismus den Mut der Entblößung gelernt, aber wir lernen jetzt auch von der Neuromantik die Kunst der Verhüllung; denn die Bühne fordert grelle Plastik, aber auch Kostüm und Maske, und so sind wir in der Schwebe zwischen den Geschmacksrichtungen gerade am besten für die dramatische Kunst gerüstet. Und wir haben ja alles: wir haben in Hauptmann den größten Volks- und Milieuschilderer, in Strauß den größten musikalischen Illustrator, in Maeterlinck den größten Stimmungspropheten, wir nehmen von Wilde und Shaw das Salz dialogischer Paradoxie und Ironie, wir haben unter unsern Dramatikern blühend scharfe Gesellschaftskritiker, wunderfeine historische Stilisten, spannungskräftige ernste und heitere Unterhalter und namentlich in den Österreichern glänzende Spieler auf der weichstimmigen Flöte und auf allen Harfensaiten launiger Phantasie, wir haben die besten Schauspieleresembles, unendlich empfänglich für jede moderne Regung, die großzügigste, feinfühligste Regie, eine wahre Zaubertechnik und — nicht zu vergessen! — die klügsten Kritiker, wir haben alles zum großen Bühnendrama, alles, nur eins nicht: den Helden! Wir haben Wallensteins Lager, aber nicht Wallenstein; wir haben Oterglocken und Auerbachs Keller, das Studierzimmer und die herrliche Walpurgisnacht, aber wir haben keinen Faust! Wir stehen wieder an der Wende der Zeiten, nur eher der entgegengesetzten, wie sie Faust in seiner Wandlung durchlebt. Und es bedrückt der Verdacht, daß wir den großen Moment versäumt und um den Dichter der Zeit betrogen worden. Denn ich bekenne, daß ich heute noch keinen ganz großen Dichter gefunden, weil ich noch keinen gefunden, der den tiefsten, mächtigsten Kampf des Zeitalters zum Ausdruck gebracht, den Kampf des Individuums mit der Gesellschaft. Aber dazu gehörte, daß er das Ringen der individuellen und sozialen Kräfte in die eigene Brust nahm, in sich zum Austrag brachte; blinde Parteimänner sind keine Dramatiker. Nietzsche sprach wahr, als er die Tragödie aus dem Geiste der Musik und der Lyrik geboren sein ließ. Aber er belog sich selber zum Widerspruch und zum Verderben, als er in derselben Schrift die Tragödie in ihren lyrisch-musikalischen Ursprung zurückwies. Es war sein Fluch, daß er ein Lyriker blieb; er, der ringendste Mensch dieser Zeit mußte ersticken, weil er sich nicht befreien konnte in der Poesie des Ringens, im Drama. Fast scheint es, als wären wir vom heroischen Zeitalter der Bismarck und Wagner, Döcklin und Nietzsche,

vom harten Ernst der Zola und Ibsen zu rasch übergegangen zum seligen Tanz und heiligen Lachen; und es sieht aus, als ginge das Streben und Können dieser Tage auf eine große Komödie. Aber da klingt Platons Symposion in ein böses Mahnwort aus: daß Tragödie und Komödie die Sache eines Mannes sei. Nicht eines Mannes immer, eines Shakespeares, aber vielleicht eines Zeitgeists, wie Euripides und Aristophanes, Racine und Molière, Wagner und die Operette nebeneinander gingen. Wir aber wollen mit dem Satyrspiel beginnen vor der Tragödie? Ja, der Satyr triumphiert auf unserer Bühne. Vielleicht ist's ein Symbol der Verheißung. Das Drama entstand aus dem dionysischen Vortanz — aber dazu mußten die Vöcke Menschen, die Menschen Helden werden. Um groß darzustellen, muß man groß leben, groß denken, fühlen, schaffen. Das Theater ist der mächtigste Kunstausdruck des Lebens, aber eben doch nur ein Ausdruck, und von den Brettern tönt nur als vielfaches, jubelndes, klagendes Echo, was da gerufen. Das Theater ist groß, wenn es am wenigsten Theater ist — und am meisten Ausdruck der großen Seele. Wir müssen uns selbst erziehen, dann wird unser Theater erziehen.

Sehr geehrter Herr Redakteur, die Epistel ist länger geworden, als ich dachte. Das geht so, wenn unsereiner sein Herz ausschüttet, ein „Fachphilosoph“ oder doch „Philosophieprofessor“, der immer die ganze Welt als Theater nehmen und sein ethisch-ästhetisches Gewissen sub specie aeterni oder wenigstens historisch abklären möchte, soweit seine schwachen Augen reichen, und der nun bekennen muß: sieh, das Gute liegt so nah, doch das Beste liegt so fern!

*Prof. Dr. Karl Joël*

XXVI:

**Paul Ernst:**

Ich möchte zunächst gewisse Prinzipien feststellen.

**E r s t e n s.** Es sind in der Dichtkunst, wie in jeder andern Kunst, von Anfang an zwei Tendenzen vorhanden: die Menschen zu erfreuen und die Menschen zu erheben. Beide Tendenzen können gleichzeitig und mit gleicher Kraft in demselben Kunstwerk erstrebt werden, oder es kann

## Die kulturellen Werte des Theaters

die eine oder die andere Tendenz in einem Kunstwerk überwiegen oder sich allein mit Ausschluß der andern durchsetzen.

**Zweites.** Freude und Erhebung durch das Kunstwerk wird bedingt durch die Menschen, für welche es bestimmt ist, respektive erzeugt sich durch die Wechselwirkung besonderer Begabungen und besonderen Publikums. Je höher die Bildung des für die Kunst in Frage stehenden Publikums ist — dabei kommt es nicht so sehr auf intellektuelle Schulung und Besitz von Wissen an, sondern auf Entwicklung von Geist und Gemüt, auf Richtung des Willens zum Hohen oder Gemeinen — desto höhere Ansprüche werden an die Qualitäten der Kunstwerke gestellt, desto bedeutendere Wirkungen werden ermöglicht, und umgekehrt.

**Drittes.** Die heutige Zeit hat einerseits die Bedeutsamkeit derjenigen Klassen und Stände geschwächt, welche früher die kulturtragenden waren, teils durch die politischen Umwälzungen, teils durch ökonomische Veränderungen, nämlich relative und absolute Verarmung der betreffenden Volksschichten; sie hat andererseits nicht nur neue große Vermögen bei Personen entstehen lassen, die kaum für sich selbst, jedenfalls aber nicht durch ihre Vorfahren Besitz an der Kultur haben; sondern auch niedrigere Bevölkerungsschichten in derartig bessere Verhältnisse gebracht, daß der Wunsch, am geistigen Leben teilzunehmen, bei ihnen auftauchen konnte; und endlich durch das, was wir heute allgemeine Volksbildung nennen, durch die Kenntnis von Lesen und Schreiben und die Verbreitung der Zeitungslektüre auch die allerletzten Klassen derart aufgeregt, daß sie zur Kultur drängen. Letzteres wird, wenigstens in den protestantischen Ländern, noch verstärkt durch den Rückgang des religiösen Lebens, durch welchen große Gebiete in der Seele des Volkes frei werden.

**Viertes.** Die heutige Zeit hat ihr Hauptinteresse auf die materielle Kultur gewendet und dadurch die Elemente nicht ausgebildet, aus denen die Künstler schaffen, welche auf Erhebung ihres Publikums zielen; gleichzeitig hat sie auch, um ihre Ziele zu erreichen, eine derartige Komplikation des Lebens geschaffen, daß für alle Kreise die bloße Erhaltung der Existenz unter den zeitlich-gesellschaftlichen Bedingungen so viel Kraft in Anspruch nimmt, daß nicht mehr ein Wunsch auf Erhebung, das ist auf Anspannung des Geistes, vorhanden ist; sondern auf Erfreuen das ist Abspannung und Ausruhen.

**Fünftes.** Wenn man aus diesen Vorbedingungen den Schluß zieht, so wird man finden: eine im Vergleich zu früheren Gesellschaften

rohe und ungebildete Gesellschaft, welche über große materielle Mittel verfügt und den Wunsch hat, sich in der Kunst von einem aufreibenden Erwerbsleben zu erholen — wird wahrscheinlich nur eine sehr niedrige Kunst schätzen und verlangen.

**S e c h s t e s.** Das Theater ist durch seine wirtschaftliche Eigenart in ganz außerordentlich hohem Maße abhängig von der Gesellschaft. Die Begründung und Erhaltung eines Schauspielhauses macht die gleichzeitige Betheiligung eines großen Kreises von Menschen notwendig. Etwa ein gutes Buch, das in einer Auflage von tausend Exemplaren gedruckt wird, kann im Verlauf von einigen Jahrzehnten verkauft werden, so daß in einem Jahre vielleicht nur fünfzig Menschen im ganzen deutschen Sprachgebiet Interesse an ihm nehmen; wenn aber in einer Großstadt an einem guten Theater ein Stück gegeben werden soll, so muß man auf mindestens zehn Aufführungen im Lauf der Saison rechnen können, die durchschnittlich von mindestens 700 Menschen besucht sind: also 7000 Menschen in einer einzigen Großstadt in einem halben Jahr sollen Interesse für das Werk haben. Daß es heute selbst in Berlin nicht zehn Prozent dieser Zahl wirklich Gebildete gibt, ist wohl klar.

**S i e b e n t e s.** Der unter Nummer sechs erklärte Umstand macht es begreiflich, daß auch in den Zeiten, wo wir in Deutschland eine gebildete Gesellschaft und eine Art von Kultur hatten, das Theater durchaus nicht das war, was Idealisten von ihm erwarteten; von Schiller sowohl wie von Goethe liegen Aussprüche vor, welche die tiefste Verachtung für das damalige Theaterwesen ausdrücken. Heute ist es aus dem unter Nummer drei angeführten Grund sehr viel schlimmer wie damals. Aber

**A c h t e s.** Wenn eine Nation ein wirklich lebendiges Theater hat, mag es auch noch so elend sein, so ist damit doch die Form vorhanden, in welcher der wirkliche Dichter sich äußern kann: der, welcher in edler Weise erfreuen und in angemessener Weise erheben will. Daß er wirklich aufgeführt wird, ist nicht nötig: wenn nur die Möglichkeit der Aufführung vorhanden ist. Dadurch wird der Dichter gezwungen, seine Dramen in der durch das Theater bedingten Form zu schreiben — also in diesem Fall, daß sie eine Theaterwirkung haben müßten, wenn es urteilsfähige Theaterdirektoren, mittlere Schauspieler und ein gebildetes Publikum gäbe. Diese Form des in dem geschilderten Sinn theatralisch Wirksamen ist die eigentlich dramatische Form. Die dramatische Form aber hat die allerhöchste kulturelle Bedeutung, und ein

## Die kulturellen Werte des Theaters

---

Dichter, welcher sie beherrscht, wird einen erzieherischen Einfluß auf sein Volk haben, den man nicht hoch genug einschätzen kann: auch wenn er nur selten und in dummer Weise aufgeführt wird. Worin diese geheimnisvolle Wirkung der dramatischen Form beruht, läßt sich innerhalb des durch die Umstände hier beschränkten Raumes nicht erklären; es möge die Andeutung genügen: daß notwendig durch sie das Wesentliche (Ethische) der Menschen vom Dichter dargestellt und vom Zuschauer bewertet wird.

Die Beantwortung Ihrer drei Fragen ergibt sich aus dem Gesagten sehr leicht:

1. Das Theater hat auf meine ethische und ästhetische Bildung gar keinen Einfluß ausgeübt. Ich kam das erste Mal ins Theater, als ich etwa zwanzig Jahre alt war, und sah Schiller, Shakespeare und Hebbel. Der Eindruck, den ich von den Aufführungen an den damals ersten Bühnen Deutschlands hatte, stand tief unter dem, was mir die Lektüre bot. Noch heute gehe ich nur höchst ungern ins Theater.

Dagegen habe ich vom Drama die größten Einflüsse auf meine Bildung erfahren und erfahre sie noch; hauptsächlich sind es die Werke von Schiller und den französischen Dramatikern, welche auf mich wirkten.

2. Ich glaube, daß das Theater kulturell erzieherische Werte des allerhöchsten Ranges in sich birgt, wenn der Teil des Volkes, welcher ins Theater geht, der entsprechenden Bildung fähig ist. Ob speziell das deutsche Volk überhaupt und ob diejenigen Volksteile, auf welche sich das gegenwärtige Theater stützen muß, diese Bildungsfähigkeit haben — das wage ich nicht zu beurteilen. Immerhin möchte ich doch besonders hervorheben, daß die volkstümlichen Vorstellungen und die freien Volksbühnen einen höheren Stand der ästhetischen Gesittung bei den Arbeitern wie beim mittleren Bürgertum voraussetzen lassen; aber vielleicht ist das auch eine Täuschung, und es liegt bei den Arbeitern nur Einfluß ihrer Presse und ein größeres äußeres Bildungsstreben vor.

3. Unser modernes Theater, soweit es auf die Einnahmen der Zuschauer allein angewiesen ist, kann diese Aufgaben nicht erfüllen. Etwas anderes wäre es, wenn die deutschen Fürsten ihrer Verpflichtungen gegenüber dem geistigen Leben der Nation eingedenk wären und ihre subventionierten Hoftheater in die Hände gebildeter und energischer Personen gäben; sowie wenn die Verwaltungen der größeren Städte einige Einsichten in diese Dinge gewännen.

*Dr. Paul Eruck*





Eugen Bracht:  
Der Holzweg.



XXVII:

Richard Schaukal:

Auf Ihre schätzbare Rundfrage könnte ich punktweise bequem-lakonisch antworten:

ad 1. Außer der Vermittlung der Opernliteratur, wofür ich namentlich dem Stadttheater meiner Vaterstadt Brünn mich dankschuldig fühle, keinen wesentlichen.

ad 2. Eigentlich nicht.

ad 3. „Diese Aufgaben“? Kulturelle Erziehung? Mit nichten.

Aber ich bin kein Freund der bloßen Negation und anderseits der Ansicht, daß, so belanglos im Grunde solche „Äußerungen“ bleiben, jeder, der etwas Positives zu einem Gegenstand glaubt vorbringen zu können, es auch tun soll. So will ich denn, da das Thema überdies wirklich „aktuell“ ist, als grundsätzlicher Gegner alles „Laisser-aller“ sagen, was ich beiläufig zu sagen hätte.

ad 1. Hier möchte ich mir erlauben, auf das Kapitel „Vom Theater“ in meinem Dezember 1905 erschienenen Werk *Großmutter. Ein Buch von Tod und Leben* (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 2. Auflage 1906) hinzuweisen, das — nämlich das Kapitel — (im Stilistischen nicht nur „zwischen den Zeilen“) an ein älteres Dokument zur Psychologie der jungen Generation, meine „*Intérieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen*“ (Leipzig o. J. — 1901 — E. F. Tiefenbach), anknüpft.

Soll ich den tatsächlichen Eindruck des Theaters, die komplexe Masse des Gefühlsmäßigen, wie es sich dem fälschenden Ressentiment des Er-d. h. Hinaus-, Hinweggewachsenen darstellt, schildern, soweit die Kindheit in Betracht kommt, muß ich bekennen und das Wort hinschreiben: berauschendes Entzücken. Alles Geheimnisvolle bot das Theater. Da waren Ungewohntes, Realität des Unwahrscheinlichen, Nähe des Entfernten, Schauer der Erwartung, Ungeduld im verdunkelten Hause, Gerüche von ganz eigentümlicher Stärke und Anmut, seltsame Beziehungen zur Nachbarschaft und dem ganzen belebten Raume, da waren Abenteuer des Geistes, des Herzens, Träume vom Leben und Leben des Traumes, da war entsetzlich-angenehme (so ungefähr, nur ungefähr mag's in Worten lauten) musikalische Ergriffenheit; und dann all das reisende Schulbubenhafte, Intellektuale: das Gedächtnisbezwingende, das Thea-

## Die kulturellen Werte des Theaters

---

tralische (Darstellerische), das Literarische, das Technische. Es ist ein unendliches Gewoge, gemischt aus allen Sinnesempfindungen und moralisch-rationalen Erinnerungen, viel zu ausdrucksam — für Worte.

Ich möchte dieses schimmernde Mosaik im Schatz meiner Erinnerungen nicht missen. Als das Schönste in allem Erleben erachte ich das Geheimnis, jenes Element schleiernder Unklarheit, das die Konturen der Ereignisse lockend und schmeichelnd hüllt. Kaum kann es für ein einigermaßen phantastisch-romantisch angelegtes Kindergemüt etwas Verausforderndes geben als diese aus Grauen und Liebe seltsam gewobene Theaterpassion, die nicht so sehr dem einzelnen Dargebotenen, noch weniger dem Biographischen eines verehrten Darstellers, sondern dem merkwürdigen Bühnenleben selbst, diesem Menschlich-Unmenschlichen der halb mechanischen, halb improvisierten Bewegungen und Worte, dem Faszinierenden gesteigerter Gestikulation, durch die Schminke erhöhter, zugleich genäherter und entfernter sinnlicher Reize, dem unheimlichen Grenzpfinden: Bühne — Zuschauerraum gilt. Da neigt sich eine in dieser und jener Rollenverkörperung zum Ideal ihrer eigenen tastenden Versuche gekrönte, nicht mehr sehr junge Sängerin aus dem Dämmer der Mittelbühne ins Grelle der Rampenbeleuchtung: sie singt, und ihre Stimme schmiegt sich wie ein Körperliches an dein laufendes, und so sich selbst vergessendes Existenzbewußtsein; es versinkt lautlos in dir selbst, und du bist nur mehr mystische Verbindung mit dieser Stimme, hinter der maskenhaft die Körperlichkeit der Sängerin erstarrt, bis diese das Beifallsklatschen wieder ins Reale zurückwirft, nur um desto heftiger durch ein Unwahrscheinliches — dieses fremde, dir so nah gebrungene Singen, dieses nahe, dir so fremd werdende Klatschen — dich aufzuregen.

Und das fabelhafte Wirklichwerden der Figuren, der Kostüme. Dieser fürchterliche Murzul („Giroflé-Giroflá“), wie bangt man vor den Ausbrüchen seiner Wut, da man ja eingeweiht ist in den gefährlichen Betrug, dem sein Vertrauen nun ausgesetzt werden soll! Und Carmen, wenn sie vor Don José's Dolch flieht! Don Juan, wenn Schütter den steinernen Gast verkündet! Es ist nicht das Menschliche, nicht das Sittliche (oder Unsittliche: laxer Operettenterte), es ist das rein Faktische des vom ganzen Phantasiemenschen miterlebten Darstellerischen: Ton, Gebärde, Technik, nicht vereinzelt durch „Kritik“, sondern zu einem wunderbaren Ganzen künstlerisch erschaffen durch das genießende, das naive Ingenium, mit einem Worte: die völlige Illusion des Moments, der das

Wissen um die Unwirklichkeit des Erfahrenen nichts anhaben kann, die es nur sonderbar differenziert in der gruselnden Erinnerung.

Und leicht führt dieses einmal Positive ins Negative, dem Ihre zweite Frage sich aussetzt: Ob das Theater „kulturell-erzieherische Kräfte birgt“.

Sofern es sich mit notwendigerweise unzulänglichen Verkörperungen dichterischer Ideale an eine verworrene Menge wendet, sicherlich nicht. Wenn es Werke vermittelt, die so einzig als ein Ganzes genossen werden können (die Oper, das Musikdrama, die Pantomime), bietet es ja manches Genußreiche. Aber „kulturell-erzieherisch“, nein, diese Note kann ich seinen geschäftsmäßigen Bestrebungen nicht zubilligen. Kinder gehören überhaupt nicht ins moderne Theater. Daß dem begabten Kinde sein Besuch wie die Lektüre der „Drei Musketiere“ Dumas' nicht „schadet“, ist kein Einwand gegen die „kulturelle“ Marine.

Junge Leute bringen ihren Schüleridealismus mit und jubeln der gespielten Schullektüre zu. „Erzieherisch“? Eine fable convenue. Das meiste ist Tradition. Die Lehrer bereiten vor, sie rekapitulieren, immer werden sie bestrebt sein, das eigentlich „Theatralische“ durch den Gehalt der verkörperten Dichtung zu verdrängen. Aus richtiger Empfindung. Denn das Theatralische verwirrt die reine Anschauung, das Künstlerische. In diesem Stadium der durch den Intellekt bereits unterwühlten Illusionsfähigkeit ist der scheinbar die literar-historischen Bestrebungen der Mittelschule fördernde Theaterbesuch der heranwachsenden Jugend durch allerlei unkontrollierbare Nebenströmungen im Sexuellen, im Sozialen, im Hedonistischen schädlich.

Erwachsene. Sie besuchen das Theater zumeist aus Gewohnheit, öfters aus Neugierde, selten aus Kunstinteresse. Und dieses zerstückelt sich nach allerlei zentrifugalen Richtungen: Wissen, Technik, Personenkultus.

Das Theater ist ein Atavismus. Es war einmal eine Institution des Kultus, später als nationales ein Element der Entwicklung der Literaturen. Heute ist es ein Mechanikum und ein Stückwerk.

Und so bin ich beim dritten Punkt: Das „moderne“ Theater und „Aufgaben“? Welche andre als die Kasse einer, die Vergnügungssucht anderseits zu befriedigen. Virtuositentum, Ausstattungsfererei, Sensationshumbug, glatte Unterhalterei, das sind die Faktoren der großen Bühnen. Die kleinen sind Werkel. Der Abonnentenstamm läßt den „Propheten“, „Die Jüdin“, „Tell“ so und so oft mal in der Saison duldsam passieren (Gouvernanten und arme Verwandten sitzen die 1te

## Die kulturellen Werte des Theaters

---

Vorstellung ab); man kauft Logen zu „Premieren“ und „Novitäten“ aus Ostersonntagsbörsezuckungen, wie man teure Bonbonnieren zeitweils da und dorthin senden läßt oder Bilderausstellungen abtut. Künstlerisch Empfindende lassen sich hie und da verleiten, ihre stillen Kämmerleinträume auf der Bühne realisiert sehen zu wollen. Sie betreten eine fremdartige Lokalität, wo die Damen „sich und ihren Fuß zum besten geben“, die Männer flirten oder gähnen. Der Theaterzettel ist dem Gros dieses Publikums die Hauptsache. Singt die „X.“, spielt der „Y.“? Rollenfragen vom Niveau der Kuruschäfer aus betrachtet.

Anderseits: der Krämer Z., die Modistin A. Das Bedürfnis nach Abwechslung im öden Werktagsallerlei fragt: Was gibt man heute? Manche „Tochter“ zieht „Lohengrin“ vor, mancher Sohn „Cyprienne“. Das sind die Bedürfnisse. Und wiederum: der Direktor braucht die Attraktion; eine Börsenfrage, nichts anders.

Unser heutiges Theater ist wert, daß es zugrunde geht. Es ist kein „Ausdruck“, sondern eine Anstalt, zugegeben eine Bedürfnisanstalt, aber ernsthaft wird man doch diese Bedürfnisse nicht werten wollen? Noch immer gibt es dramatische Individualitäten: Dramatiker sowohl als Darsteller. Sie gelten wie alles Gültige. Innerhalb der Institution sind die großen Darsteller vereinsamt. Aber gezwungen, sich einzufügen (denn die auf der andern Seite gepflegte Starbühne ist ein Unfug. Beurteilt man Kunstwerke etwa nach dem wiederholten hohen C?) Man freut sich ihrer. Aber im Grunde fragt man doch kopfschüttelnd: wozu? Daß ihnen Fabrikanten Stücke „auf den Leib“ schreiben? Daß sie mit Paraderollen „reisen“? (Telegramm in der Kleinstadt: „Er kommt!“ „Wer kommt??“) Eines hat heute noch, heute nur Existenzberechtigung: die Groteszbühne (die Bühne als Atavismus verhöhnt sich selbst). Und daneben: ein Museum sozusagen: das Stil-Theater der Tradition (Comédie Française, Bayreuth).\*) Aber dieses ist sicherlich ein Kurusartikel und also immerhin „Kultur“-Zeichen.

*Richard Schickel*

---

\*) Ich verweise auf meine Aufsätze „Das Schattentheater der Traditionen“, „Reinhardt und sein Werk“ (beide „Gegenwart“), „Publikum. Auch eine Kritik“.

XXVIII:

Rudolf v. Delius:

Auf Ihre Fragen möchte ich etwa folgendes antworten:

1. Für meine ethische Bildung habe ich in unserem Theater nur wenig entscheidende Eindrücke bekommen. Eigentlich nur Ibsen hat da unmittelbar gewirkt: am meisten die „Wildente“ und „Hedda Gabler“, als Möglichkeiten einer neuen Tragikomödie, die dann in Shaw's „Candida“ für mich eine gewisse abschließende Höhe erreichte. Was sonst an Dramen meine sittliche Weltanschauung am tiefsten ergriff: des Euripides Alkestis und Bacchantinnen, Shakespeares Kleopatra und der Troilus, Hebbels Golo, Kleists Penthesilea: das habe ich nie mustergültig auf der Bühne gesehen. Doch tiefer und gewaltiger für die Umbildung des ethischen Weltbildes waren doch wohl einmal die großen Denker (für mich vor allem Spinoza und Hegel) und dann jene umfassende Menschenschilderung in Romanen: wie Rabelais' Gargantua, Sternes Tristram, Goethes Wilhelm Meister und Tolstois Anna Karenina. Besonders das moderne deutsche Drama scheint mir die Fühlung mit dem Großgeistigen bedenklich verloren zu haben. Daher verdanke ich meine ästhetische Bildung auch vielmehr der Lektüre und der Phantasievorstellung als der Theateraufführung, die bei großen und tiefen Werken für mich meist eine Marter bedeutet. Das berückend Schöne der dramatischen Architektur wird meiner Meinung nach fast stets durch einen barbarischen Notstift zerstört.

2. Dem „kulturell erzieherischen Werte“ des Theaters stehe ich sehr skeptisch gegenüber. Die Hauptschlachten um neue Weltanschauung und Moral werden überhaupt wohl nicht vor dem Kampenlichte geschlagen. Nimmt doch dort gleich alles etwas formelhaft-tendenziös Effektvolles an. Zudem waren Sensation und Mode von jeher die eigentlichen Theatergößen. Und eine allgemeingültige Kultur gibt es ja heute nicht mehr und kann es auch nie wieder geben, da der Einzelmensch sich von nun an wohl immer das Recht bewahren wird, aus seinem Blute und seiner Seele heraus sich seine eigene Welt mit eigenen Farben und Tönen zu erschaffen. Je eigenpersönlicher aber die Kunst wird, um so weniger kann sie mit Trompetenstößen weithin über ganze Länder zum Sammeln blasen. Der Möglichkeiten des Reif-Seins sind heute gar viele und die zudringlichen Erlöser für alle sind recht überflüssig geworden. Pathe-

## Die kulturellen Werte des Theaters

---

tische selbstüberzeugte Verkündigung ist aber ein Urnerv der Theaterkunst. Die moderne Seele ist zu tief bei sich eingekehrt, um ihre letzten Schönheiten noch dem Schaugepränge der Bühne anvertrauen zu können. Daher müssen unsere „erfolgreichen Dramatiker“, wenn sie wirken wollen, vor den innersten, stillsten aber gewaltigsten Problemen unserer Zeit die Augen schließen. Dieser Seelenverkauf rächt sich aber durch immer wieder hinter den Masken hervorbrechende Ede und Ohnmacht.

3. Darum glaube ich nicht an die Zukunft des Theaters. Und gerade die eigenartigsten Dramatiker unserer Generation, etwa Wedekind und Shaw, scheinen mir durch und durch Nihilismus und Auflösung. Sie wüten ja geradezu selbstmörderisch mit Dolk und Gift im eigenen Hause. Es ist die letzte Brut des unfrohen, eiskalt-vergrübelten Jbsen. Und wo sich wirklich neue Menschenwege bilden, da scheinen sie grade vom Theater weit abzuliegen. Die Morgenstunden-Energie eines Walt Whitman, die schneidende Feinheit Nietzsche oder etwa die schwere tiefe Reife Robert Brownings. Sie alle haften Kulisse und Rampenlicht. Natürlich wird das Theater in alle Ewigkeit die Massen unterhalten und wohl auch anregen, indes meine ich, daß es nicht imstande sein wird, den herausziehenden neuen Weltanschauungen ihren tiefsten und feinsten Ausdruck zu geben.

*Paul v. Helldorff*

XXIX:

Rudolf Lothar:

Sie fragen mich, ob meiner Meinung nach das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt.

Ich bin der Meinung, daß das Theater überhaupt der größte erzieherische Faktor unseres Kulturlebens ist. Jede Theaterwirkung besteht in der Erregung der Gemüter. Diese Erregung kommt dadurch zustande, daß der Zuschauer durch Einfühlung in den Kreis des Dramas gezogen wird. Das Miterleben eines Konflikts ist für den Zuschauer das Seelenereignis, das er im Theater sucht. Der Zuschauer kämpft die Kämpfe des Helden geistig mit, ist mit ihm groß und siegreich, mit ihm verzweifelt, teilt seine Furcht und seine Freude, wird eins mit ihm in seinen Wonnen



und seinen Schmerzen. Der große Genuß im Theater besteht darin, Gefühle von besonderer Intensität und von einer Art, die uns das Leben nicht schenkt, durchzuleben. Darin liegt die Wonne des Leides, mit dem uns ein Trauerspiel erhebt. Und in der Komödie wiederum fühlen wir uns dem Opfer des Lustspiels — ein Exempel wird ja meistens an einem Opfer demonstriert — überlegen, wir empfinden unsere eigene Kraft mit sieghafter Freude gegenüber der Schwäche, dem Ungeschick, der Dummheit, der Verblendung, dem Hochmut, oder wie sonst die menschliche Art oder Unart heißt, die auf der Bühne zu Falle kommt. Das Kraftgefühl der komischen Lust entwickelt der Dichter dadurch, daß er sich einen Standpunkt erobert, von dem aus er das Leben beherrscht. Und was wir im Leben und in der Kunst am meisten suchen, ist ja stets eine Steigerung unseres Kraftgefühls.

Sie sehen aus diesen meinen Grundanschauungen über Theaterwirkung, welche erzieherische Kulturaufgabe ich der Bühne zuweise. Die Bühne vermittelt der Menge eine Reihe von Gefühlen, die das Leben uns versagt. Wir machen im Theater gleichsam eine Gymnastik der Empfindungen durch, und je reicher wir an Empfindungen werden, je tiefer wir in unserer Seele nach Schätzen schürfen, je feiner wir Schattierungen und Abstufungen der Empfindungen wahrnehmen, desto höher steigt unsere Kultur. Sie würde sofort verarmen, wenn das Theater wegfiele. Das Theater ist die Stätte, wo wir des Lebens bunte Mannigfaltigkeiten in kostbarer Fülle vor uns ausgebreitet sehen. Und diese Mannigfaltigkeiten kaufen wir wirklich für unser Eintrittsgeld und machen sie uns zu eigen. Jede Erziehung, beim einzelnen Individuum, wie beim Volke, beruht auf der Verfeinerung des Gefühlslebens. Und das Theater hat im höchsten Sinne keine andere Aufgabe.

Aber Sie fragen auch, ob das moderne Theater seine Aufgabe erfüllt. Die Antwort muß ich jedem überlassen, der selbst ins Theater geht. Ein gutes Theaterstück ist ein guter Erzieher, ein schlechtes Theaterstück ein schlechter Erzieher. Wenn aber der Dichter nicht die Kraft hat uns zum Miterleben, zum Mitfühlen zu zwingen, wenn wir Zuschauer bleiben und nicht Mitspieler werden, wenn Bühne und Publikum getrennte Welten sind, dann freilich erfüllt das Stück seine Mission nicht.

*Rudolf Lothar*

## Die kulturellen Werte des Theaters

XXX:

### Johannes Schlaf:

1. Einfluß auf meine Bildung erfuhr ich vom Theater schon sehr früh. In meinem zehnten Lebensjahre sah ich in meiner Heimatstadt die ersten Theatervorstellungen von einer jeden Winter bei uns eintreffenden Wandertruppe; zuweilen auch von einem Marionettentheater. All diese Vorstellungen haben mich sehr stark und anhaltend mit weitausgreifenden Empfindungen und Gedankengängen beschäftigt. Sie begeisterten mich auch zur Reproduktion. Ich fabrizierte mir ein primitives Puppentheater, kaufte mir Bilderbogen mit bunten Puppen, die ich ausschchnitt und auf Pappe klebte, und zeichnete mir auch selber Puppen und kolorierte sie mir, da mein Zeichentalent schon in meinem dritten Jahre erwacht war und sich schnell entwickelt hatte. Später bekam ich von meinen Angehörigen ein Puppentheater geschenkt. — Aber ich schrieb mir auch schon selbst Stücke, die ich auf diesem aufführte. Kleine, mehraktige Schauspiele, deren Themen ich mir selbst erfand, nach Anekdoten, die ich hörte, oder Stadtgesprächen u. dergl. Auch dramatisierte ich gern größere Schiller'sche, Uhland'sche und Simrock'sche Balladen, auch wohl geschichtliche Aufsätze, die ich in meinen Schullesebüchern oder anderwärts fand. — Dieser sehr starke Eindruck des Theaters hielt an bis in meine Studentenzeit hinein. Später hat er abgenommen, und heute besuche ich das Theater, besonders das Schauspiel, nur sehr selten. Es ist mir nicht entfernt mehr, was es mir in meiner Jugend und in meinen Jungemannsjahren gewesen ist.

2. Ich glaube weniger, daß das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt, als daß es ein Ausdruck unter anderen von Kultur ist. Eine Kultur kann vom Theater weder geschaffen, noch auch so besonders beeinflusst werden; wohl aber ist das Theater ein organisches Erzeugnis, ein Anzeichen und Gradmesser der Kultur einer Nation oder einer Rasse. Eine Nation und eine Rasse vergewissert sich viel mehr ihrer Kultur durch das Theater — auch durch dieses! — als daß sie von ihm Kultur empfangen könnte. — Eine Kultur hängt einzig und ganz und gar von den religiösen, d. h. organischen Kräften, Trieben und Werten einer Rasse ab und ist deren Ausdruck; das Anzeichen, aus dem sie und ihr Wert und Stand von den Individuen

einer Nation oder Rasse erkannt werden können. — So verhielt es sich mit den altgriechischen, den spanischen und englischen Nationaltheatern. Die „Schaubühne als moralische Anstalt“ oder als eine Stätte der Volkserziehung ist eine unfruchtbare, nutzlose Illusion, die das wahre Wesen des Theaters verkennet, mag es immerhin bis zu einem gewissen Grade auch seinerseits eine Rückwirkung auf die Seele und religiös-organischen Kulturkräfte einer Nation oder Rasse üben. Diese Kräfte aber können angeregt, gekräftigt, gesteigert werden vor allem und nur durch das religiöse Leben einer Rasse. Ich finde, daß die kulturelle Bedeutung des Theaters, wie der Kunst überhaupt, heute sehr kras übertrieben wird, wenn man meint, beide könnten „die Religion ersetzen“! Das ist ein schlimmes und bedenkliches Zeichen nicht allein für die Religion der Rassen, sondern auch für Theater und Kunst selbst. Bei der Niedergang steht im engsten, unzertrennlichsten Zusammenhang!

3. Wenn das Theater keine wesentlich erzieherischen Werte und Kräfte besitzt, sondern solche nur im engsten Zusammenhange mit einem starken religiösen Trieb von Nation und Rasse zu einem gewissen Teile vermag, so ist natürlich auch von unserm modernen Theater hier so gut wie gar nichts zu erwarten. Ich bin von dessen unaufhaltbarem Verfall überzeugt. Ich glaube aber, daß sich ein neues Theater bilden kann. — Der religiöse Schwerpunkt der europäischen Rassen hat sich in die Wissenschaften verlegt — wenn immerhin schon dies sich bei dem noch immer kras mechanistischen Charakter derselben schwer erkennen läßt —, und der innerste Geist der Wissenschaft wird den Rassen über kurz oder lang eine außerordentliche religiöse Kräftigung mitteilen. Aus einem solchen Zustande kann sich wohl sehr gut auch ein neues, modern europäisches Theater entwickeln. Sicherlich aber nur aus einer naturalistischen Form heraus! Ich halte Ibsen bereits für solch einen religiösen Dramatiker.



Fortsetzung in der Juli-Nummer

---

# Georg Hirschfeld:

## Auf der Schaukel . . . . . Novelle

### F o r t s e t z u n g.

Seinem Vorfaß, an jedem Straßenschild Dänisch zu lernen, blieb er nur im ersten Anfang treu. Er las Vanegaard. Nun ja — Vanegaard! Bahnhofstraße! Das war doch einfach! Besterbros-Passage. Passage — hm. Aber Besterbros — das war nicht ganz deutlich. Von seinem Sprachstudium wurde er bald durch das schöne, fremdartige Bild des Verkehrs abgelenkt. Da stand er nun inmitten der erträumten, skandinavischen Menschen. Er fand sie eigentlich robuster und heiterer, als er erwartet hatte. Es waren nicht alles Gestalten aus „Niels Lyhne“, die ihm da entgegenkamen. Fennimore wohl und Erik — aber die dicken und vergnügten Bürger des Allermelts-Materialismus auch. Sie zerrissen den Schleier entrückter Beseeltheit, den Peter den Dänen aus ihrer Kunst beigelegt hatte. Das enttäuschte ihn weniger, als es ihn heiter stimmte. Er hatte genug geträumt, er fühlte wieder festen Boden unter sich. Forschend sah er den Menschen des Tages in ihre fremdartigen, aber gewinnenden Augen. Ihr Wesen und ihre Stadt, das empfand er jetzt schon deutlich, bestätigten ihm die schöne Hoffnung: Sie ruhten in einem angeborenen Geschmack. Ein künstlerischer Mensch war hier sofort kein Fremdling mehr. Die Linie dieses breiten Boulevard, den er entlangschritt, die Häuser, die Gefährte, die Kleider der Damen — alles stammte aus einer alten, vornehmen Kultur, kein Parvenütum drängte sich dazwischen. Langsam schlendernd, eingelullt von seinem etwas selbstgefälligen Kritikerbewußtsein, befand Peter sich plötzlich einem breiten Portal gegenüber, das in ein ausgedehntes Vergnügungsetablissement zu führen schien. Das tat es auch wirklich. „Tivoli“ stand über dem Portal, und Peter reagierte ganz anders auf diese Entdeckung, als die Mehrzahl der deutschen Fremden. Er mißbilligte die Popularität dieses weltberühmten Lokals. Er nahm sich sofort vor, überhaupt nicht hineinzugehen. Da gab es in Kopenhagen wohl doch noch andere Sehenswürdigkeiten, als Eingeltangel mit Illumination. Der Durchschnittsreisende natürlich, der sich „amüsieren“ wollte, der wurde sofort magnetisch davon

angezogen. Ein lächerlicher Kitsch wahrscheinlich, das Ganze. Peter schimpfte. Er kam allmählich in das innerliche, wortlose Räsonnieren hinein, das ihm immer wohlthat, wenn er durch große Eindrücke erregt wurde. Er ging entrüstet weiter und würdigte Tivoli keines Blickes mehr. Vor dem Rathause aber blieb er stehen. Er nickte. Er nickte wie Gottvater und fand, daß es gut war.

Die hatte er in seinem Leben ein so edles Gebäude gesehen. Er betrachtete es auf den Spitzen gehend von allen Seiten. Als er, die entzückten Augen zum Turm hinaufgerichtet, wieder zur Hauptfront kam, prallte er mit einem Herrn zusammen, der ihm schon von Tivoli aus gefolgt war. Selbst eine sonderbare Erscheinung, schien er an Peters Fremdartigkeit großes Interesse zu nehmen und benutzte jetzt die Gelegenheit des Zusammenstoßes, um ihn anzusprechen.

„Das ist herrlich — nicht wahr, mein Herr? Das Rathaus! Ja! Das Rathaus!“

Er sprach ein seltsam singendes Deutsch — ganz geläufig, aber viel weicher, viel mehr Klang darin, als Peter je gehört hatte. Auch begleiteten seine außerordentlich feinen Hände jedes Wort mit einer malenden, nervösen, leise zitternden Bewegung. Es war ein kleiner Mann von unbestimmtem Alter. Sein bronzefarbenes Antlitz hatte so schöne, schwarze Augen und so tief gegrabene Züge, daß man durch die plötzliche Gelenkigkeit des gebückten Körpers und den breiten, fast tierischen Mund ganz irritiert wurde. Ein Edelmann und ein tragikomischer Affe — diesen Eindruck hatte Peter. Zugleich fiel ihm die beispiellose Eleganz seiner ersten, dänischen Bekanntschaft auf. Dieser Mann konnte ein Fürst, ein Hochstapler oder ein großer Künstler sein. Peter wurde rot, indem er erwiderte: „Ich bin ganz außer mir über die Schönheit des Rathauses.“

„O, ich liebe jeden, der wegen solcher Sache außer sich sein kann,“ sang der Fremde und malte mit den Händen dazu. Dann nahm er den Zylinder ab und senkte den angegrauten Kopf. „Szie sind Fremder . . . Darf ich Szie begleiten? Ein wenig Cicerone spielen?“

Peter nahm auch den Hut ab und senkte aus Verlegenheit ebenfalls den Kopf. „Mein Name ist Kranz,“ sagte er förmlich.

„Szie sind Deutscher?“ war die Antwort, während Peter jetzt eigentlich den Namen des Fremden erwartet hatte und sofort verschnupft war. „Ich liebe die Deutschen. Szie sehen die fremden Dinge wie ein Kind an! . . . Wollen Szie in das Rathaus hineingehen?“

„Lieber nicht,“ antwortete Peter kühl. „Sie sind sehr liebenswürdig, aber ich möchte vorläufig im Freien bleiben.“

„D,“ klagte der dänische Sänger und grüßte zwei junge Damen, die ihm halb belustigt, halb bewundernd (so kam es Peter vor) dankten. „Aber Sie versprechen mir, daß Sie Kopenhagen nicht verlassen werden, ohne im Rathause gewesen zu sein? Gut, gut! Sie sind heute erst angekommen? So, so! Nun, dann werden wir die Døstergade entlang gehen, und später werden wir frühstücken.“

Peter wußte nicht, ob er lachen oder sich ärgern sollte. Er war doch noch zu sehr Peter Kranz aus Schnattersheim, um sich durch die mangelnde oder jedenfalls fremdartige Form nicht stören zu lassen. Schließlich aber freute er sich doch, einen Begleiter gefunden zu haben und diesen, der außerordentlich bewandert war, ihn immerfort auf etwas aufmerksam machte, was er sonst wohl nie gesehen hätte. Während sie die bunt belebte, lustige und doch ehrwürdige Døstergade hinunterschritten, deutete der schnelle Affenarm des Dänen bald auf dieses, bald auf jenes Schaufenster. Plötzlich stand Peter zu seinem Entzücken auch vor der Auslage der königlichen Porzellanmanufaktur.

„Sind Sie auch außer Ihnen vor dem?“ fragte der Cicerone mit gutmütiger Ironie.

„Na selbstverständlich!“ polterte Peter gereizt. „Sie etwa nicht?! Na, ihr natürlich, ihr Kopenhagener, ihr habt das täglich! Für euch sind das einfach Suppenteller!“

Der Däne lachte herzlich. „Ausgezeichnet!“

„Ich besitze übrigens den Dackel! Den großen da! Dasselbe Exemplar!“

„So, so, den Dackel!“ Der Andere sagte es mit spöttischer Güte, wie man zu einem Kinde spricht. Sie gingen langsam weiter. Peter betrachtete verblüfft die auffallendste Erscheinung des Kopenhagener Straßenlebens — die Unzahl junger, oft sehr hübscher, künstlerisch eigenartig oder eigensinnig gekleideter Mädchen. Sie beherrschten das Bild. Sie gingen allein oder zu zweien oder zu dreien — die Mehrheit aber radelte und wand sich mit fester Sicherheit, klingelnd und die zierlichen Füße an das blanke Rad gepreßt, durch das Gewühl. Wunderliche Hüte trugen diese Damen — jeder sah wie eine persönliche Erfindung aus. Diese vielen schlanken, frohen, etwas blassen, graziösen Kinder . . . Blond die meisten. Mattblond, wie das sonnegedörrte Gras der Dünen. In den blauen Augen ernste Klarheit, Spiegel der See. Peter lächelte.

Ihm wurde wohlig heiß ums Herz. Er sagte nichts, aber sein gelenkiger Begleiter, der fast jede der zahlreichen Damen grüßte, schien seine Gedanken zu erraten.

„Wie gefällt Ihnen unsere Jugend? Sagen Sie es! Wir haben ein so kleines Land! Unser Land ist eigentlich nur eine Stadt! Kopenhagen! Wir verlieren hier leicht den objektiven Blick!“

„Wissen Sie,“ erwiderte Peter gedehnt und errötete mit etwas plumpem Lächeln. „Hübschen Frauenzimmern gegenüber ist es verdammt schwer, objektiv zu sein.“

Der Däne schwieg. Sein dunkler Blick wurde ernst und überrascht — Peters Antwort schien ihm nicht sehr zu gefallen. Er sah ihn von der Seite an, dann sagte er lebhaft: „O, glauben Sie nicht, daß es hier nur auf das Urteil des männlichen Blickes ankommt. Das wäre wohl ein großes Mißverständnis. Nein! Diese Damen sind sehr zu respektieren, als Individuen, als Geister! Ja, mein Herr! Die Mehrheit studiert! Es sind auch vorzügliche Künstlerinnen darunter! Diese zum Beispiel, die Schwarze, ist eine unserer ersten Porträtmalerinnen! Und jene Blonde auf dem Rade —“

„Die mit der langen, roten Fahne am Panamahut? Du mein Gott, was kann denn die sein?“

„Sie steht an der Spitze der dänischen Frauenbewegung. Ich liebe Sie nicht, aber Sie ist nicht unbedeutend.“

„Warum pubern sich denn diese bedeutenden Damen alle?“

„Spricht so etwas in Deutschland gegen ihren Geist?“

Peter zuckte die Achseln und schwieg. Es wurde ihm schwer, der Art des Fremden, hinter der eine lebenswürdige, aber scharfe Ironie lauerte, zu dienen. Er ärgerte sich und blieb unschlüssig stehen.

„Sie haben jedenfalls Hunger,“ rief sein Eicerone eifrig. „Wir wollen frühstücken! Sagen Sie mir, woran Sie gewöhnt sind!“

„Zu Hause trinke ich Milch,“ erwiderte Peter knabenhaft mürrisch, als gälte es eine persönliche Überzeugung zu verteidigen.

„Milch? Wir stehen am rechten Ort! Kommen Sie!“

Der Lebenswürdige wandte sich zur Seite und kletterte zu Peters Überraschung plötzlich in ein Kellerlokal hinab, das an der Straße lag. Peter folgte ihm kopfschüttelnd. Er stand in einem höchst appetitlichen und reichhaltigen Obstgeschäft. Sein unbekannter Freund deutete auf zwei mächtige Körbe mit Himbeeren und Erdbeeren. Peter sah, daß es Früchte von märchenhafter Schönheit waren. Er bekam einen Riesen-

appetit darauf, wagte aber doch noch mürrisch zu protestieren. „Ich wollte Milch . . .“

Der Däne antwortete nicht, sondern sprach eifrig und unverständlich auf das Ladenfräulein ein. Dieses schien ihn gut zu kennen, und wieder sah Peter das halb ehrfürchtige, halb belustigte Lächeln, mit dem die Kopenhagenerinnen seinem Begleiter begegneten. Seine Neugier, sein Mißtrauen wuchs. Er beschloß die Vorstellung zu erzwingen, aber willenslos mußte er dem Cicerone folgen, der ihn unter vielen Komplimenten, etwa wie ein Prinzenenerzieher seinen Zögling, ins Nebenzimmer führte. Halb geschmeichelt, halb verletzt saß er ihm hier an einem breiten Eichentisch gegenüber.

„Sie sind wohl Rentier?“ fragte er plötzlich.

Der Däne lachte. „Weil ich nichts zu tun habe, als Fremde herumzuführen und gute Sachen zu essen, meinen Sie?“ Dann brach er ab, denn Fräulein Signe kam mit dem Frühstück. Er bediente Peter, als ob es gälte, eine heilige Pflicht zu erfüllen. Peter hatte sich schon darauf gefreut, dem eleganten Bummler durch die Mitteilung zu imponieren, daß er ein deutscher Künstler sei, aber der Teller mit der prachtvollen, gelblichen Milch und der Berg erlesener Früchte, der in einer blaugrünen Schüssel gehäuft war, lenkten ihn ab. Er machte sich seufzend an die Arbeit und erlebte — anders ließ es sich nicht ausdrücken — daß ihm noch nie in seinem ganzen, zwanzigjährigen Dasein etwas so geschmeckt hatte. Er pampte selig in sich hinein. Mit dieser dänischen Sitte war er vollkommen einverstanden. Seine gute Laune wuchs, er ärgerte sich jetzt nur noch darüber, daß er seine Dankbarkeit so gar nicht dokumentieren konnte. Denn der freundliche Cicerone zahlte für sich selbst und ließ auch den Deutschen für sich zahlen. Er schien die Schranke der Fremdheit damit betonen zu wollen. Peter empfand das als sehr angenehm.

„Nun möcht' ich aber auch 'n gutes Glas Bier trinken und was Reelles in den Magen kriegen,“ sagte er, als sie wieder auf der Straße standen. Er sagte es weicher, fast demütig.

„D ja! Gewiß! Sie scheinen Appetit zu haben! Das freut mich!“

Der Däne nahm seinen Arm (noch immer nicht vorgestellt! dachte Peter) und führte ihn durch das lustige Gewühl zum Rathausplatz zurück. Sie traten in das Restaurant Bristol ein. Am Büfett wählte Peter. Er wählte, wählte, verwirrt und entzückt. Sein erfahrener Begleiter stand ihm mit ernsthaftem Rat zur Seite. Ein halber Hummer und eine Wildente waren schließlich Peters Entschluß. Das gelbe Dänenbier schäumte



dazu im Glase, sehr alkoholisch, sehr berauschend. Er stieß mit dem Cicerone an. „Wie heißen Sie eigentlich, Menschenkind?“ fragte er jetzt in plötzlichem Überschwange, bittend.

„Fragen Sie mich bitte nicht nach meinem Namen,“ erwiderte der Fremde langsam und mit niedergeschlagenen Augen, indem er zierlich Krabben aus der dünnen rosa Beschalung löste. „Es ist noch nicht die Zeit. Ich werde bald einen Namen tragen dürfen, welcher mein wahrer ist. Wenn wir uns nicht mißfallen in dieser flüchtigen Stunde — das genügt doch. Wie?“

Peter stieg das Blut zu Kopf. Er hatte zu rasch getrunken. „Mir nicht,“ flüsterte er, indem er sich den Schnurrbart wischte.

Der Fremde schien diese Antwort zu überhören. Er begrüßte wieder mehrere Damen, die sich am Nebentische niederließen, und übernahm es sofort, der „swarzen“ Porträtmalerin, die dabei war, ein Frühstück zu holen. Peter verschluckte seinen Zorn und lachte den Dänen, als er eifrig wie ein Kellner zurückkehrte, lustig, aber herausfordernd an. „Sie können ja alles!“ rief er.

„Verachten Sie mich deswegen?“ fragte jener mit leichtem Lächeln und setzte sich wieder zu ihm. Die Damen, die Deutsch zu verstehen schienen, sahen sich nach Peter um, aber ohne Interesse für seine germanische Schönheit, nur mißbilligend und ein wenig erschreckt. Besonders in den Zügen der Porträtmalerin zeigte sich dieses Gefühl, denn sie war vor Stolz errötet, als Peters Begleiter sie so ausgezeichnet hatte.

„Von Verachten ist keine Rede,“ erwiderte Peter gereizt. „Man ist hier eben sehr galant, nicht wahr. Aber ich verstehe diese ‚Damen‘ nicht. Wer sich so kleidet, wer so in ein öffentliches Lokal kommt — ich kann mir nach deutschen Sitten nicht denken, daß das wirklich respectable, junge Mädchen sind.“

Er hatte es nicht laut gesagt, nur für seinen Tischgenossen verständlich. Der aber stand jetzt, wie einem Federdrucke folgend, auf und sagte nervös, mit leichtem, gleichsam entschuldigendem Lächeln: „Ich bitte mir doch zu glauben . . . Aber nun verlasse ich Sie . . . Sie sind ein deutscher Künstler, nicht wahr? . . . Ich denke es mir . . . Beim Bier sind deutsche Künstler nicht so liebenswürdig, wie im Freien, wenn Sie bewundern können . . . das weiß ich — ich war lange in Deutschland . . . Ich hoffe Ihnen draußen wieder zu begegnen . . . Jedenfalls rate ich Ihnen, heute noch das Rathaus und die Glyptothek zu besuchen . . . Das Bier ist übrigens sehr schwer . . . Ich bitte Sie um Verzeihung,

daß ich Sie darauf nicht aufmerksam gemacht habe . . . Leben Sie wohl.“

Er gab ihm die Hand, verneigte sich vor den Damen und ging.

Peter saß da und kannte sich in seinem eigenen Gemütszustande nicht aus. Eigentlich war er wütend, aber er war auch beschämt. Eigentlich haßte er den Fremden, aber es tat ihm auch brennend leid, ihn verschmeckt zu haben. Unruhig, in verbissenem Trotz blieb der Krakehler sitzen. Seinen Nachbarinnen, die dänisch schwagten und leise kicherten, ohne daß man ihrer Diskretion anmerken konnte, ob der Deutsche der Gegenstand ihrer Heiterkeit war, wandte er ostentativ den Rücken. Echt pfälzisch saß Peter da, breit und rot, und knabberte am letzten Knochen seiner Wildente. Als er zahlte, eine ziemlich hohe Zeche zahlte, fragte er den Kellner halblaut, wer denn der Herr gewesen sei, mit dem er eben gegessen habe.

Der Kellner sah ihn erstaunt, mit runden Augen an und schwieg.

„Ja, ja, ich kenne ihn nicht!“ flüsterte Peter ungeduldig. „Wie heißt er denn?“

„Das ist doch Herr Waldgren, der berühmte Dichter.“ Nach diesen Worten zog sich der Kellner mit einer gewissen Verachtung zurück.

Waldgren? . . . Robert Waldgren? Peter hatte in Tante Lindas Bibliothek zwei Bücher von ihm gefunden. Sogar in Schnattersheim war dieser Mann bekannt. Der Titel des einen Buches war ihm innerlich: „Sigrid und Karin“. Er hatte ihn behalten, weil Sigrid darin vorkam. Zum Lesen war er nicht mehr gekommen. Und nun? Nun kannte er den Dichter. Kannte ihn? — Er trat ins Freie hinaus. Unwillkürlich fiel ihm ein, daß er Waldgren im Freien besser gefallen hatte, als beim Bier. Er lächelte und freute sich fast darüber. Dann ging er, wie einem Befehle folgend, in das Rathaus. Als er in dem prachtvollen Hofe stand, dankte er nochmals seinem Begleiter innerlichst und wünschte ihn herbei. Dann schritt er, dem Diener nach, durch viele Säle und Zimmer. Überall Eigenart und Schönheit. Und er war noch gar nicht müde. Trotz Berlin, trotz der anstrengenden Nachtfahrt, trotz der erregten, ersten Kopenhagener Stunden! Im Gegenteil — er fühlte sich frischer, als je. Es war ihm, als ob er sich in der Heimat verborgene Kräfte reserviert hätte, die hier erst, im gesteigerten Leben, zur Entfaltung kamen. Er dachte nicht an Ruhe, nicht an Obdach, nicht an Hab und Gut — ja, es gab für ihn kaum ein Morgen. Er lebte und schwebte im Augenblick. Und als er wieder, mit übernächtiger Blässe,





aber heiter und aufrecht auf dem Rathausplatze stand, war es sein erster Gedanke, Waldgrens anderem Rat zu folgen und in die Glyptothek zu gehen.

Vor diesem Griechentraum nun, den dänische Sehnsucht mit kühl sicherem Geschmack in den harten Alltag hineingezaubert, gingen Peter Kranz, wie Onkel Bischoff zu sagen pflegte, mehrere Knöpfe zugleich auf. Sein pfälzisches Selbstbewußtsein hatte heute schon so manchen Stoß bekommen — hier aber knickte ihn der Sturm vollständig. Er ging mit kurzen, schüchternen Schritten aus einem Saal in den anderen und in den ersten wieder zurück — er staunte und fühlte sich elend-glücklich. Als er aber einen Aufseher gefragt, wer denn die wunderbare Sammlung gestiftet habe, ob etwa der Name Jacobsen, der golden in den Hauptsaal hinunterleuchtete, dem großen Dichter Jacobsen gehöre — in diesem idealen Reich erschien ihm alles möglich, und er wußte nicht, wie arm der Dichter des Niels Lyhne gestorben war — als ihm die lächelnde Antwort wurde: „O nein, mein Herr — Herr Jacobsen, der Stifter der neuen Glyptothek, ist kein Dichter, sondern der erste Brauereibesitzer Dänemarks“ — in diesem Augenblick erschrak er vor sich selbst. Denn er mußte, mußte mit seiner pfälzischen Kehle donnernd in die stille Marmorschönheit hineinsprechen. Sonderbarerweise blieb der Aufseher ganz ruhig. Er entrüstete sich gar nicht. Allmählich merkte Peter, daß er nicht laut gelacht, sondern daß ihm seine Aufregung diese Emotion nur vorgespiegelt hatte. Er senkte den Kopf und ging. Nachdenklich irrte er durch die Straßen. Am Rathause hoffte er Waldgren wieder zu treffen. Aber es war jetzt nichts von ihm zu sehen. Etwas ermattet, nicht müde, eher überwach, setzte Peter sich schließlich an einen Tisch, der vor dem Café Bristol stand. Er starrte in das Getriebe. Als er plötzlich auf die Uhr sah, erfuhr er das Unbegreifliche, daß es schon später Nachmittag war. Halb sechs vorüber. Wie lautlos, glücklich flog hier die Zeit. Er stützte den Kopf in beide Hände und betrachtete eine Dame, die am Nebentische saß und ihn ansah. Seltsam, es lag in der Stimmung dieser Stunde — er nahm das Mädchen ganz unbefangen, wie einen hübschen Gegenstand, in Augenschein. Sie aber, die Gepuderte, bunt und extravagant Bekleidete, ließ es sich lächelnd gefallen. Peter hielt sie für eine Kollegin der Damen, die Waldgren so ritterlich verteidigt hatte. Auch sie gehörte wahrscheinlich zu „unserer Jugend“, auch sie war vielleicht eine „bedeutende Porträtmalerin“. Unwillkürlich beschloß er mit kindlicher Reue, an ihr wieder gut zu machen, was er an Waldgrens Bekannten gesündigt hatte. Daß sie wirklich etwas ramponiert aussah und gar zu offenkundig gefärbtes,

goldblondes Haar trug, irritierte ihn nicht. Sie gefiel ihm. Er freute sich an ihrer eleganten Gestalt, die nachlässig im Korbsessel ruhte, er lächelte über die halb naiv, halb spöttisch gespißten Lippen, mit denen sie aus einem Strohalm süßen Eispunsch sog. Die schwarzen Straußfedern an ihrem breiten Hute flatterten im lauen Winde, und der ausgestreckte, feine Fuß im Lackschuh erregte ihn mit seiner pochenden Unrast. Plötzlich stand die Dame auf, warf eine Krone auf den Tisch und ging. Sie würdigte Peter keines Blickes. Starr, verliebt und fast beleidigt, sah er ihrer königlichen Gestalt nach. Gleich darauf war sein Entschluß gefaßt. Er zahlte ebenfalls und eilte der Entschwundenen nach. Bald sah er die nickenden, schwarzen Federn. Wohin eilten sie? Sie eilten energisch, zielbewußt auf ein hohes Portal zu, das ins Abenddunkel mit farbigen Lampen strahlte. „Tivoli“ leuchtete es Peter entgegen. Er hatte den Namen heute schon einmal gelesen. Indigniert und wegwerfend damals. Jetzt aber folgte er eifrig den „Durchschnittsfremden“, die zahlreich hineinströmten. Er wußte kaum, daß er es tat. Er wollte nur die schwarzen Federn nicht aus den Augen verlieren.

Schwer aber war es, in diesem bunten, zerstreuenden Wirrwarr das Wild in Sicht zu behalten. Auf einem großen Plage geriet Peter vollends in einen förmlichen Strudel hinein. Farbige Lampen umblitzten ihn, ringsum schmetterte lustige Musik. Plötzlich aber fühlte er sich am Arm ergriffen. Er sah sich zornig um. Waldgren stand vor ihm. Nun war es aus mit den schwarzen Federn. Peter wußte wieder nicht, ob er sich ärgern oder freuen sollte. „Störe ich Sie?“ fragte noch dazu der Däne. Wieder mit jenem lebenswürdigen Lächeln, hinter dem eine große Bosheit lauerte.

„Gar nicht!“ rief Peter unverschämt und drückte ihm die Hand. „Im Gegenteil, ich freu' mich sehr! Waren Sie heute vormittag beleidigt, als Sie so plötzlich davonsiefen, Herr Waldgren?“

Wie freute er sich, diese kleine Rache an ihm nehmen zu können. Der Demasikierte errötete leicht, dann sagte er vollständig gefaßt: „O nein, Herr Peter Kranz. Ich wünschte nur, daß Sie bald in das Rathaus und in die Glyptothek gingen — darum entfernte ich mich.“

„Sie sind doch der leibhaftige Satan! Woher wissen Sie meinen Vornamen?“

„Nicht vom Kellner im Hotel Bristol. Ich dachte ihn mir. Sie müssen Peter heißen.“

Er faßte ihn unter und führte den troßig Lachenden durch das Gedränge.

„Heute vormittag wollten Sie nicht nach Tivoli — nicht wahr? Das gefiel mir. Aber abends ist es vollkommen zu entschuldigen, daß Sie hineingingen.“

Peter war auf seiner Hut. Er schwieg. Er wollte sich von diesem Allwissenden nicht ausholen lassen.

„Ich darf Ihnen auch wohl hier das Beste zeigen,“ fuhr der Däne fort, „Sonst geraten Sie leicht an das Schlechteste. Wollen wir zuerst speisen?“

„Nein! Sie denken wohl, ich esse überall, wo ich hinkomme? Nein! Ich will jetzt dahin, wo's am lustigsten ist!“

„Wo es am lustigsten ist . . .“ Waldgren sagte es ernsthaft und dachte nach. „Kommen Sie.“

Er zog ihn in ein wunderliches Gewirr von künstlichen Felsblöcken, die sich schließlich zu einem niederen Gang verengten, der in ein unterirdisches Gewölbe zu führen schien. Verschwunden waren Lärm, Lichter und Mußik. Doch plötzlich traten die Männer in eine um so lautere, sonderbare Halle ein, die rot erleuchtet und von einer diabolischen Mußik erfüllt war. Gar nicht diabolisch aber bewegten sich die guten Kopenhagener darin, tanzten, lachten und waren bester Dinge. Kreischend lief man beständig vor einem grotesken alten Weibe davon, das einen Besen schwang und des Teufels Großmutter vorstellte.

„Wir sind in der Hölle,“ sagte Waldgren lächelnd, aber mit müden Augen. „Ist es hiet nicht lustig?“

Peter sah eine Weile in das tolle Getriebe und ließ die tanzenden Mädchen vorbei passieren. Den Hut mit den schwarzen Federn entdeckte er nirgends. „Ach, wissen Sie,“ sagte er schließlich, „ich finde das höchst abgeschmackt.“

„Ich auch,“ erwiderte Waldgren. „Kommen Sie — wir gehen in den Himmel.“

Bald traten sie in ein gut irdisches Etablissement ein, das von außen wie ein Variététheater aussah. Ein hoher, hell erleuchteter Saal aber begrüßte sie eigenartiger, wenn auch mit naiver Blechmußik. Alles war hier auf Licht und farbige Wolken gestimmt. Auf die Wände über den Balkons, die eine dicht gedrängte Menge besetzt hielt, waren Karikaturen berühmter Kopenhagener gemalt. Lachend erkannte Peter, daß die größte und frechste Karikatur seinem populären Begleiter galt. Mit Jubel wurde Robert Waldgren allerorts von den „Himmelsgestalten“ empfangen. Am lustigsten und liebenswürdigsten von der Dame mit den schwarzen Federn. Sie konnte doch keine bedeutende Porträtmalerin sein.

Ahnungslos (oder etwa nicht? dachte Peter) holte Waldgren den verblüfften Deutschen heran und machte ihn mit dem schönen Mädchen bekannt. „Rita, die Sänglerin!“ rief er, mit seinen etwas schief gestellten Augen himmelnd. Rita lachte. Sie hatte Peter sofort erkannt und schien zu wissen, daß sie ihn interessierte. Er ging mit ihr umher, und schließlich tanzten sie. Durch Peters Ungeschicklichkeit immer in der Mitte des Saales, immer unter dem lustigen Symbol, das an der Decke des „Himmels“ hing und ein niedlicher Luftballon war. In der Gondel saß ein hübscher Knabe, der beständig Konfetti auf die Menge schleuderte. Rita hielt inne, denn sie war schwindlig geworden. Er hielt sie mit seinen starken Armen. „Danke,“ sagte sie. Sie sagte es oft, denn es war eines der wenigen deutschen Worte, die sie kannte. „Wollen wir gehen?“ fragte Peter. Er sah sich unwillkürlich nach dem Dolmetsch Waldgren um. Der Dichter aber war nirgends mehr zu sehen. Rita nickte. Sie traten Arm in Arm hinaus. Draußen äußerte sie ihm eifrig einen Wunsch, aber auf dänisch — Peter hatte keine Ahnung, was sie von ihm wollte. Er riet verzweifelt auf ein gutes Abendessen und wollte sie in das nächste Restaurant führen. Sie aber lachte hell auf und flüsterte, sich an ihn drängend: „Spät!“ Spät? . . . Was meinte sie damit? Wahrscheinlich später. Sie konnte keinen deutschen Komparativ bilden, aber sich zur Not doch verständlich machen. Wohin mochte sie nur jetzt wollen? Er zuckte lachend die Achseln und ließ sich von ihr ziehen. Emsig strebte sie mit ihm auf eine Variétébühne zu, die im Freien errichtet und strahlend mit ihrem hüpfenden Ballett von einer dunklen Menschenmenge umlagert war. Peter erschrak. Er dachte plötzlich daran, daß Waldgren Rita als Sängerin vorgestellt hatte. Sollte sie ihm jetzt wieder ent schlüpfen wollen, weil ihr Beruf sie auf die Bühne zwang? Er mußte Klarheit haben. Naiv versuchte er es mit der Zeichensprache, deutete erst auf Rita, dann auf die Bühne und machte ein ängstlich fragendes Gesicht dazu. Sie verstand ihn sofort und rief lachend: „D! Nein! Heute frei!“ Dann zog sie ihn in die vorderste Parkettreihe. Die bunten Darbietungen der Bühne, für die Rita, zum „Bau“ gehörig, das größte Interesse hatte, ließen Peter kalt. Er hatte nur Augen für seine Begleiterin. Endlich war die Vorstellung zu Ende, und Peter überließ dem schönen, heiter erregten Mädchen die Wahl des Restaurants. Sie starrte ihn an, dann schien ein fecker Einfall über sie zu kommen. Länzelnd zog sie den verblüfften Deutschen mit, der von nun an einem gewissen, starken Haustier, das blind zu Markt getrieben wird, immer ähnlicher wurde. Das vor-



nehmste Restaurant von Tivoli war Ritas Ziel. Hier war nicht ihr Platz, das mußte sie wohl, aber gerade deshalb wollte sie sich hier einmal ganz unbefangen niederlassen. Sie hatte ja einen so ahnungslosen Cavalier, der sie schützte. Lächelnd, selbstbewußt in ihrer Verühmtheit und reichen Toilette stieg sie in die hell erleuchtete, offene Veranda hinauf, und Peter folgte ihr errötend, nachdem er seine Haltung durch ein unzeitiges Stolpern verloren hatte. Das Paar erregte bei der Kopenhagener Hautevolée, die an kleinen Tischen delikate Dinge schmauste, Sensation. Man steckte die Köpfe zusammen, man lachte, tuschelte und war ebenso indigniert, wie interessiert. Besonders die Damen prüften eifrig Ritas Toilette. Sie machten der „Unfeinen“ das Feinste immer nach. Hätte Onkel Bischoff jetzt sehen können, wie Peter Kranz seiner Angebeteten gegenüberfaß! Er hätte am Ende seine ganze Karitäten Sammlung dafür hergegeben. Peter bestellte. Sein Portemonnaie, ein immer dunklerer Begriff, war ihm Nebensache. Wenn er der Schönsten nur gefiel. Er stieß den Champagner mit ihr an, er war verliebt, ganz richtig verliebt in dieses hohe Kulturprodukt des Landes. An Beobachter dachte er im Schatten ihres großen Federhutes, der so reizend das unbeholfene Geklapper schützte, nicht. Plötzlich aber, als er auffah, um noch eine Flasche zu bestellen, sah er statt des Kellners Herrn Robert Waldgren vor sich. Erst ärgerte er sich über die Störung, zumal Rita beim Anblick des Dichters ihre gute Laune verlor und befangen wurde. Dann aber wollte er ihn doch ansprechen. Doch Waldgren kam ihm zuvor, ließ seinen ernstesten, etwas vormurfsvollen Blick auf Rita ruhen, schien Peter irgendwie warnen zu wollen und entfernte sich dann, nachdem er mehrere Bekannte begrüßt hatte. Peter war sich von Champagners wegen über Waldgrens Verhalten nicht klar. Doch in seltsamer Zusammenhanglosigkeit fiel ihm jetzt plötzlich ein, daß er kaum so viel Geld hatte, um die Zeche zu bezahlen. Ich bin ein Dohse, dachte er niedergeschmettert. Warum habe ich daran nicht früher gedacht? Dann brachte die Not ihn auf die Idee, Waldgren anzupumpen. Doch der Dichter war schon fort. Ihm nachlaufen? Unmöglich! Es blieb nichts anderes übrig, als die Bestellung der zweiten Flasche zu umgehen, indem er zahlte. Rita erleichterte ihm diesen scheinbar harmlosen Entschluß, da sie müde und verärgert ausah. „Blut schwitzen“ mußte Peter bei der Verrechnung mit dem Kellner. Schließlich aber stellte die Sache sich doch etwas billiger heraus, als er gefürchtet hatte — er behielt noch anderthalb Kronen übrig. Rita rauschte voraus — er trabte hinterdrein, etwas beschwipst

und nur von dem dunklen Drange beseelt, nicht auf ihre Schleppe zu geraten. Das Mädchen war verstimmt. Sie ging schweigend neben ihm her, und er überlegte ratlos, wie er sie wieder aufheitern könnte. Doch eine schreckliche, zornig bittere Stimmung bemächtigte sich seiner selbst. Er hatte ja kein Geld mehr. Aber sie hergeben, Verzicht leisten — nein, das wollte er keinesfalls. Nur ihrer sicher sein — er war es ja nicht gewöhnt, sein Glück vom Mammon abhängig zu machen. Es sollte jetzt keine Zukunft für ihn geben. Er hielt sich an die Gegenwart, an den Augenblick. Mit Gewalt zwang er sich dazu, sich selbst für einen außerordentlich leichtsinnigen Lebemann zu halten, dem alles zur Verfügung stand. Ein armer Schlucker war er nicht! O, nein! Blindlings folgte er Rita in ein Café, das neben dem Portal von Tivoli lag, in das sie eigentümlich hastig, mit forschenden Blicken einkehrte. Sie setzten sich, doch Rita schwieg beharrlich, war zerstreut und schien sich für den Deutschen kaum noch zu interessieren. Plötzlich geschah etwas, was Peter, der zornig vor sich hinstarrte, entging. Ein bleicher, vornehm gekleideter, junger Däne war in das Café getreten, blieb an der Tür stehen und musterte Rita halb spöttisch, halb drohend. Rita erblickte ihn, erhob sich sofort, wie auf ein Signal, und entschuldigte sich bei Peter, indem sie ihn in liebevoller Eingebung streichelte. Dann ging sie hinaus. Peter, der natürlich dachte, daß sie bald wiederkommen würde, blieb trübsinnig sitzen. Aber es dauerte lange — sehr lange — und schließlich wußte er sich betrogen. Die Entdeckung schmerzte ihn mehr, als sie ihn aufbrachte. Sie befreite ihn auch. Denn indem er Ritas Bild verlor, stand ihm um so deutlicher als erste, schwere Lebenserfahrung vor Augen, wie arm jede Kraft auf der Welt ohne Besitz war. Viele hätten ihn jetzt ausgelacht, das wußte er — er aber verharrte nachdenklich und traurig.

Gegen Mitternacht trat er auf die Straße hinaus. Widerwärtig war ihm jetzt der Gedanke, eine armselige Spelunke auffuchen zu müssen. Wie ein fechtender Handwerksbursche. Brrr! Er hatte heute in großem Stil gelebt — er mußte dabei bleiben. Nur in keine dumpfe Armeuteatmosphäre geraten — jetzt, wo die Flügel seiner Phantasie sich regten, wie noch nie. Wer mochte auch in dieser wunderbaren Sommernacht, von Sternbildern überwölbt, die tröstend in die dunkle Seele leuchteten, an Schlaf denken? Es war warm, wie am Tage, und silbern feierlich still. Peter schritt langsam die menschenleeren Straßen entlang, immer tiefer ins Neuland hinein. Eine seltsame Wonne war das — als Fremder unter Fremden — für sich entdecken, was hundert Generationen ein-

gewurzelte Gewohnheit war. Er kam durch die Døstergade auf den Kongens Nytorv, einen großen Platz, der von prächtigen Gebäuden umgeben war. Peter erkannte ihn, als er sich aus Onkel Vischoffs Schilderung erinnerte, daß das Königliche Theater am Kongens Nytorv lag. Das Theater war es, denn an seinen Stufen saßen ja die beiden Riesenfiguren aus dunkler Bronze: Holberg und Dehlenshläger. Seltsam irritierend lächelten die gemächlichen Dichter in ihrer ungeschlachten Größe. Sie machten beide ein Gesicht, als wollten sie dem Betrachter sagen: so sahen wir nicht aus. Peter schritt weiter. Auf's Geratewohl durch die Bredgade, denn ein richtiger Instinkt sagte ihm, daß in dieser Richtung die „lange Linie“ läge und der Hafen. Er sehnte sich nach der See. Die russische Kirche glitt wie ein Traumbild an ihm vorüber. Sie war eine Seltsamkeit mehr mit ihren goldenen Zwiebeltürmchen. Nichts anderes. Amalienborg aber, das königliche Schloß, mit seinen stolzen vier Fronten und dem uralten Reiterdenkmal, ließ ihn stehen bleiben. Er sah durch das Gittertor in den Hof hinein. Wunderbar, wie grünliches Silber, leuchtete das über und über patinierte Standbild im Mondschein. Welchen König es darstellte, wußte Peter nicht. Das war ihm auch gleichgültig — er hatte nie viel historischen Sinn besessen. Dann kam er bald an das Ende der Straße und in hübsche Anlagen hinaus, wo er sich absolut nicht mehr auskannte. Der linke Weg lockte ebenso wie der rechte. Peter folgte einem kleinen See, der ihm unter hängenden Weiden still entgegenschimmerte. Als er am Ufer eine Bank entdeckte, freute er sich. Es war eine wunderliche, selbstironische Freude. Er ertappte sich dabei, daß seine Müdigkeit, die bisher nur als kleine Wolke am Horizont gedroht hatte, sachte über ihn hergekommen war. Seine Augen schmerzten plötzlich vor Schläfrigkeit. Es war eine Wohltat, sich auf die harte Bank niederlassen zu können. Nur nicht gleich einnicken, wie in Mutters Schoß — erst nachdenken, männlich klar werden über alles. Er hatte genau gezählt: Eine Krone fünfundvierzig Døre — das war sein Vermögen. Und kein Gepäck. Er lachte etwas heiser in sich hinein und schlug sich auf den Schenkel. Stilvoll war es eigentlich, einen solchen Tag hinter sich zu haben, den ersten in Kopenhagen! Aber morgen? — Und weiter? — Ganz frech sein und mit Baronallüren in ein vornehmes Hotel gehen? Das ging wegen des verfluchten Koffers nicht! Die Haltung hätte er sich schon zugetraut! O, warum mußte ihm der blinde Herr auf dem Bahnhof in Berlin begegnen! Er hatte nicht einmal eine Skizze von ihm machen können! — Schicksal. „Am

Ende hat alles doch sein Gutes," pflegte Tante Linda zu sagen. Kein großes Hotel und keine deprimierende Spelunke — bei Mutter Grün übernachteten, das war das Billigste, Reinlichste und Anständigste. Hier saß er nun mit seinen müden Knochen — hier blieb er. Aber er wollte noch nicht einschlafen. Nein, wirklich nicht. Ein bißchen Zukunftspläne mußte er noch machen. Das wäre ja der Tante gegenüber unverantwortlich gewesen — dieser treuen Seele. Wenn er nur nicht immer gähnen müßte. Überanstrengung. Der Kiefer brach ihm fast ab. Er riß den Hut vom Kopf, um sich ein wenig frisch umwehen zu lassen. Also morgen früh — zunächst nach dem Koffer telegraphieren. Nein . . . Blödsinn! Was blieb ihm dann zum Leben übrig? Von anderthalb Kronen? Er mußte sich doch etwas zu essen kaufen. Nicht für einen Tag, für mehrere. Das war übrigens lustig und sozial gerecht — ein so dicker, wohlgenährter Kerl, wie er, sollte auch mal kennen lernen, wie's tut . . . Ganz lustig war es. Und in der Glyptothek vergaß man dann die physischen Nöte alle vor psychischen . . . Er wollte morgen den ganzen Tag in der Glyptothek bleiben . . . An Tante Linda telegraphieren? Um Geld dazu? Unmöglich . . . Jetzt durfte er es noch nicht, sie hätte was Scheußliches von ihm gedacht, und belügen konnte er sie nicht. Ganz abgesehen davon, daß ein Telegramm die Tante ohnmächtig machen konnte, bevor sie den Inhalt erfuhr. Er erinnerte sich, daß sie nur einmal ein Telegramm erhalten — als ihr Bruder gestorben war. Seitdem gab es kein größeres Schreckbild für sie, als einen Depeschboten. An Dankel Bischoff telegraphieren? Den ließ er aus dem Spiel. Den Giftpilz! Jetzt war ihm doch zu ernsthaft, stolz und frei zumute für die Stichelreden des Herrn Apothekers. Nein, nein . . . Das Beste war, sich durchzuschlagen — morgen an Tante Linda einen Brief zu schreiben und abzuwarten, bis die Antwort kam. Das konnte vier Tage dauern, sagte ihm eine düstere Ahnung . . . Na ja! . . . Aber es gab ja Leute, denen es viel schlechter ging! Und Kopenhagen war schön! Kopenhagen . . . Kopenhagen . . .

Sein blonder Kopf fiel schwer auf die Brust herab. Erst wackelte er noch ein bißchen, in instinktivem Widerstand gegen Morpheus. Dann aber war alles vergebens. Die dänische Sommernacht hielt den Atem an — sie hörte sichernd ein überzeugtes, unbeirrbares, deutsches Schnarchen.

Traumlose Stunden zogen dahin. Und im Frühlicht, hell beschienen in seiner rührenden Versunkenheit, saß Peter Kranz noch auf derselben Stelle. „Mir ist alles Wurst," das drückte sein leise atmender Körper aus, der blonde Kopf in die Hände gestützt, die starken Beine mit den

Abfäßen in den Boden gegraben. Lächelnd standen einige Frühaufsteher — Soldaten, Bäckerjungen und Dienstmädchen — um den fremdartigen Schläfer herum. Er war ja gut gekleidet — gewiß hatte ihn der Rausch übermannt und ihm den Heimweg unfreiwillig abgekürzt — ein gewöhnlicher Stromer, der kein anderes Bett als eine städtische Bank bei Mutter Grün hatte, war das nicht. Doch ernst und gestreng nahte schon der Herr Parkaufseher und scheuchte den schwägenden Kreis, der sich um Peter gebildet hatte, auseinander. Man blieb nun in gemessener Entfernung stehen, denn den Schlußeffekt des Erwachens wollte man um keinen Preis versäumen. Peter, von dem Beamten mit weltmännischer Schonung aufgerüttelt, riß die Augen auf und stierte höchst verblüfft in die fremdartige Welt hinein. Die Beobachter lachten nicht laut — echt dänisch kicherten sie nur und wandten sich fast verschämt ab. Man genierte sich, weil es sich um keinen Strolch, sondern um einen Herrn handelte. Jetzt sprach der Beamte ernst und eifrig auf Peter ein. Der Fremde verstand kein Wort, das sah man — er hatte genug damit zu tun, sich die Ereignisse des vergangenen Tages, die diesem Erwachen vorausgegangen und seine Ursache gewesen, ins Gedächtnis zu rufen. Endlich hatte er den Faden in der Hand und klärte den Beamten in deutscher Sprache auf. Er wisse wohl, daß es verboten sei, auf einer Bank zu übernachten, doch es gebe im menschlichen Leben stärkere Mächte als das Pflichtbewußtsein, und wenn man umhergeworfen sei, wie er, zwischen Haben und Nichthaben, Sein und Nichtsein — — er faselte, sein Kopf tat ihm weh, er fühlte sich wie zerschlagen und wußte nicht mehr, was er redete. Immerhin hatte er die Genugtuung, daß der Aufseher jetzt ihn nicht verstand, aber um den Zuhörern zu imponieren, so tat, als wäre er des Deutschen mächtig. Er nickte gnädig und erklärte Peter mit einer entlassenden Handbewegung deutlicher, als mit einem salomonischen Urteil frei. Der Deutsche erhob sich, gähnte und suchte seinen Hut. Zu seinem Entsetzen fand er ihn nicht mehr. Da streckte ihm der Beamte den bisher verborgen gehaltenen lächelnd entgegen. Aber wie sah der schöne, grüne Deckel aus! Er war ganz eingebault, und die Krümpe war auf der einen Seite abgerissen. Offenbar hatte der Nachtwind ihn dem Schläfer entführt und heimtückisch unter einen vorüberrollenden Wagen geworfen. Jetzt erst, als Peter sich die Schnatterheimer Ruine besah, plakten die Beobachter los und zerstoben wie Schulkinder in alle Richtungen. Er aber riß wütend eine grüne Strähne von der Krümpe ab und stülpte trotzig den übrig gebliebenen „Hut“ auf den

Kopf. Dann dankte er dem Aufseher und ging seiner Wege. — Wohin? Die Sehnsucht nach dem Wasser hatte er verloren. Ihn fröstelte. Nachttau bedeckte seinen Anzug, dessen schönes Silbergrau bedenkliche dunkle Flecken zeigte und überdies von dem harten Bette böse zerknittert war. Nein, nein, die „lange Linie“ konnte ihm gewogen bleiben. Er mußte vor allen Dingen erst etwas Warmes in den Leib bekommen. So wandte er sich wieder der Stadt zu und suchte ein Kaffeehaus auf. Endlich geriet er in ein ziemlich schäbiges Parterrelokal, das in all der Unverständlichkeit ringsum wenigstens das Wort „Kaffee“ an der Tür zeigte. Peter hatte einen Varenhunger und verschlang mehrere belegte Brötchen, die auf dem Büfett lagen. Von dem Getränk, das nach Etlichem schmeckte, nur nicht nach Kaffee, brachte er nur wenige heiße Schlucke hinunter. Dann zahlte er — fast eine Krone! Doch das erschütterte ihn jetzt nicht. Er hatte etwas im Magen und war sich klar darüber, daß der Rest seines Vermögens, etwa 50 Dere, wenig Bedeutung hatte. Wer gestern abend noch mit der schönsten Frau im feinsten Restaurant von Livoli soupiert, der konnte sich ohnehin nicht tagelang wie ein Bettler durchschlagen. Es mußte irgend etwas eintreten, heute schon oder morgen, irgend ein märchenhafter Wechsel des Glücks, ein Aufschnellen seiner Lebensschaukel zur Sonne hin — er war Phantast genug, um an so etwas zu glauben.

Die Bredgade ging er entlang. Mit gewaltfamer Fröhlichkeit, denn er war noch immer sehr müde. Auch genierte den Sohn aus guter Familie die ironische Aufmerksamkeit, die das Kopenhagener Publikum ihm schenkte. Nichts konnte seine Willenskraft so hemmen, wie das Bewußtsein äußerer Schabigkeit. Entweihetes Silbergrau, zerstörter grüner Hut! Und ungewaschen war er, gänzlich ungekämmt — o Gott, ihn ekelte. Sollte er sich von dergleichen abhängig machen? Nein! Er raffte sich zusammen. Jetzt mußte er die Augen offen behalten für alles, was ihm neu entgegentrat. Nicht an physische Kalamitäten denken. Der Fremde, der Wanderer, der freie Kerl sein, wie gestern! Und als Künstler vorwärts kommen, mit geschärftem Blick.

Der Kuppelbau der Hofkirche, die Amalienborg gegenüberlag, lockte ihn an. Doch als er sich dem Portal näherte, grinste ihm schon von weitem „Eintritt 25 Dere“ entgegen, und wütend zog er sich zurück. Die Hälfte seines Vermögens für den Anblick einer Kirche hinzuwerfen, hätte er nicht gezögert — ihn erboste nur die staatliche Willkür mittellosen Kunstjüngern gegenüber. Jeder Zoll ein Protest wandte Peter Kranz sich mit

langen Schritten dem Kongens Nytorv zu. Da lag wieder das königliche Theater mit seinen langweiligen Riesendichtern. Er wäre heute abend gern hineingegangen. Jeder Ladenschwengel konnte sich das leisten — ein deutscher Künstler nicht. Jetzt verwünschte er Rita. 25 Kronen hatte sie ihm gekostet. Fort war sie wie ein Spuk — er hatte nicht das mindeste von ihr. Ein Abenteuer — ja — darauf war er ein wenig stolz. Er vergaß sie mit zorniger Anstrengung und eilte zur Glyptothek.

Hier kostete es nichts — natürlich. In diesem edlen Tempel verlangte man keinen Obolus. O Wonne, hier zu bleiben, hier zu vergessen. Aber was war das? Hatte er denn heute keine Augen im Kopfe? War sein Herz erstarrt? So mußte es sein, denn sie waren ihm plötzlich nur Steine, leblose Steine, die Wunderwerke, die er sah. Er irrte aus einem Saal in den anderen, und gestern hatte ihn keiner losgelassen. Ihn fror. Er dachte an Essen und Trinken, an ein weiches, behagliches Bett. Fast wie als kleiner Junge fühlte er sich, als der Vater ihn zum ersten Male in das Karlsruher Museum mitgenommen, und seine noch ungeweckten Augen gelangweilt umher geirrt waren, als einzige Freude die Bonbontüte vor sich gesehen hatten, zu Hause in Mutters Schrank. Was war doch das ganze, große Künstlertum für ein Wahn, wenn der Mensch, der darunter steckte, in Unordnung geriet? Pfui Teufel! Heute erlebte er hier gar nichts. Gestern hatte er noch stolzgeschwellt dagestanden und am liebsten mit Correggio ausgerufen: *Anch' io sono pittore* (obwohl dieser Ruf in einer Glyptothek nicht am Platze gewesen wäre). Und heute? — Heute schlich er sich mißmutig wie ein Mörgler davon. Eine Depression befiel ihn, wie in seinem ganzen Leben nicht. Er dachte an nichts intensiver, als an die Flecke in seiner Hose, an die Beule seines Hutes, und wo er wohl heute abend sein müdes Haupt niederlegen könnte. Ein letzter Stolz aber warnte ihn davor, der Einsamkeit seiner Erniedrigung zu entraten. Es fiel ihm jetzt nicht ein, sich an Waldgren zu wenden, den Fremden, den er hätte besuchen müssen, um einen Pump zu riskieren. Er beschränkte sich darauf, vornehm in ein Café zu gehen, dort einen unfrankierten Brief an Tante Linda zu schreiben, worin er ihr alles beweglich, aber heiter und selbstbewußt auseinandersetzte, und im übrigen bei einer Flasche Bier solange hocken zu bleiben, wie man ihn dulden würde. Die dänische Geduld war groß, aber es war ein rettender Gedanke für Peter, daß er sein Skizzenbuch aus der Tasche zog und sich als Zeichner etablierte. Den neugierigen und mißtrauischen Kellner brachte er damit auf seine Seite. Er porträtierte ihn in mehreren

Stellungen, und die Erkenntnis seines Talents ließ den Kellner alle Bedenken gegen den sonderbaren Gast vergessen. Bei törichtem Geplauder und planlos träumerischer Arbeit verging der zweite Kopenhagener Tag. Als es dunkel war, zahlte Peter mit stolzer Nachlässigkeit — dann fand er sich wieder ausgestoßen auf der unwirtlichen Straße.

Jetzt galt es, ernsthaft Kriegsrat zu halten. Zu einem armseligen Obdach entschloß er sich, indem er sein Skizzenbuch mit dem Gefühl eines reichen Mannes einsteckte, auch diesmal nicht. Aber wohin? Ihn interessierte jetzt nichts mehr, nur eine friedliche Nachtruhe. Er lechzte danach, sich durch andere Kleider und ein Bad zivilisieren zu können. Unwillkürlich schritt er dem Ausgangspunkte seiner Irrfahrt, dem Bahnhof, zu. Plötzlich blieb er stehen. Eine riesige Kellame, deren Lettern die Brandmauer eines ganzen Hauses bedeckten, fesselte ihn. Er las: J. B. Söderberg's Bryggeri — Aktieselskab. Söderberg! . . . Jawohl. Das war der Freund seines Onkels. Das war der Mann, dem Schnattersheim eine wunderbare Porzellansammlung dankte, der ungeheure Mengen Bier braute, nicht nur, um sein Land mit Alkohol zu vergiften, sondern um es auch durch Kunstschätze zu bereichern. Ein echt dänischer Widerspruch, den Peter jetzt erst richtig verstand. Warum war er nicht schon früher auf J. B. Söderberg verfallen? Hier lag ja der einzige Hafen für sein leckes Fahrzeug. Hatte ihm nicht der Onkel bei der Abreise nochmals das Versprechen abgenommen, daß er nach Marienlyst hinausführe und dem alten Freunde Grüße brächte? Jetzt galt es freilich, eine tüchtige Portion Scheu zu überwinden. Aber eine Blamage konnte es unmöglich werden — in solchen Dingen war Onkel Bischoff zuverlässig, wie kein anderer. Ihm war gewiß darum zu tun, dem Neffen in der Fremde für alle Fälle eine Zuflucht zu sichern. Außerdem konnte es sich bei dem ihm völlig Fernstehenden ja nur um eine Höflichkeitsvisite handeln. Selbstverständlich suchte er nur den Herrn des Hauses auf. Am liebsten in seinem Kontor. Die beiden Töchter (Peter erinnerte sich, daß J. B. Söderberg Töchter hatte) wollte er verschonen. Sein gepanternes Silbergrau und das Scheusal von Hut, das er trug, machten ihn für Damen nicht präsentabel. Aber den reichen Brauer pumpte er in Gottes Namen an. Dem ließ er Onkel Bischoffs Grüße als Bürgschaft und verschwand dann gerettet.

Als er sich aber dem Bahnhof näherte, hohnlächelte ein neues Hindernis seines männlichen Entschlusses. Er hatte ja kein Reisegeld mehr, um nach Marienlyst zu fahren! — Leer gebrannt war die Stätte . . .



Wenn eins gekneipt hat  
Eine Nacht oder zwei  
Und hat dann kein Geld mehr,  
Versezt er was — ei!

Zum Glück fiel ihm das wenig poetische, aber praktische Burschenlied aus der Heimat ein. Aber das war leichter gesungen, als getan. Erst etwas haben zum Versezen — ei! Er tastete an dem ganzen, langen Peter Kranz herum, um einen Wertgegenstand zu entdecken. Der einzige, den er fand, war ein alter Siegelring seiner Mutter, dünnes Gold und ein wenig kostbarer Achat. Seine Uhr war aus Stahl und die Kette daran aus Horn. Er trug diese wertlosen Dinge lieber, als die goldenen Konfirmationsgeschenke, die zu Hause im Schranke lagen. Sie hatten eine feinere Farbenstimmung. Aber Mutters Ring versezen? Scheußlich . . . Freilich, wenn er sich vergegenwärtigte, wie die Gute selbst geurteilt hätte! . . . „Nimm's, mein Junge. Versilbere es schnell, wenn du in Not bist, mein Junge!“ So hörte er sie sprechen. Aber wo fand er einen Pfandleiher? Ein Schutzmann gab ihm Auskunft — der prächtige Mann sprach deutsch. Bald stand Peter bei Abraham Levy in einem trüben Kellerloch und ließ den dürftigen Patriarchen, den er am liebsten porträtiert hätte, seinen Ring prüfen. „Zwa Kronen“ war das Ergebnis. Peter bestand auf drei, um ein Abendessen herauszuschlagen, aber der Alte war unerbittlich. Er schrieb ihm einen Pfandschein aus, und Peter rannte zum Bahnhof. Hier erfuhr er, daß kein Zug mehr nach Helsingör ging. Der nächste fuhr erst um 7 Uhr in der Früh! Das hieß also, noch eine zweite Nacht kampieren. Am besten im Wartesaal des Bahnhofs. Da gab es wenigstens ledergepolsterte Bänke, auf denen auszu-ruhen staatlich konzeffioniert war. Da konnte man ohne Nachttau und Hüte entführende Stürme sanft schlummern, in angenehmer Wärme, zuweilen auch umherwandern und an eine bessere Zukunft denken. Wie schön war doch ein Wartesaal! Das hatte Peter noch gar nicht gewußt! Er ließ sich neben einem alten Frauchen nieder, das aus einer großen Dütte Kirschen aß. Als sie ihn sehnsüchtig zuschauen sah, bot sie ihm lächelnd an. Er dankte errötend und beteiligte sich am Souper. Dann schlief er, fast an seine Gastgeberin gelehnt, ein. Die Nacht gestaltete sich weniger abwechslungs-voll, als Peter gedacht hatte. Sein Schlaf war bleiern, und um halb sieben erst rüttelte ihn der Bahnhofsportier, der sein Reiseziel kannte, von der Bank auf. Bald fuhr er neu gestärkt in den strahlenden Morgen.

S c h l u ß   i n   d e r   F u l l -   N u m m e r .

## Hanns Heinz Ewers: Westindische Sonette.

### I.

#### Abend auf St. Thomas.

Nun fallen Worte wie Akazientrauben  
Mit fernem Abendläuten in mein Ohr;  
Ein Klang, der sich in stiller Bucht verlor,  
Sucht heim zum Schlag wie sturmverflogene Tauben.

Ihn jagt vom Strand ein schriller Seemannspfeiff —  
Da flieht er hastend zwischen Mangobäumen  
Und birgt sich angstvoll in das leise Träumen  
Der Kokospalmen am Korallenriff.

Und durch die Gärten geht ein Frauenschritt,  
Wie weiche Windenglocken tönt sein Gleiten  
Und nimmt die Sehnsucht meiner Sinne mit.

So wie Mimosen scheu nach allen Seiten  
Klingt zitternd ihr Gewand bei jedem Tritt  
Und will mich weit in süßen Traum geleiten.

### II.

#### La Guaira.

Und diese wahnsinnstarke Sonne glüht.  
Zwei schreiten wortlos zwischen Häusermassen  
Und trinken heißen Tod aus leeren Gassen,  
Wo keines Lebens leiser Atem blüht.

Da wacht der Tod, daß man ihm keines raube.  
— Blutkrämpfe schütteln einen Hungerhund,

Die Rippen fliegen, Schaum entquillt dem Mund —  
Den trinkt die Sonne gierig aus dem Staube.

Zwei schreiten wortlos auf verkohltem Grase.  
Die Würmer pochen tief im Ahornbaum.  
Und schläfrig hockt der Geier auf dem Aase.

— Das alles, weiß ich, ist ein schwerer Traum,  
Den andere von uns träumen. Eine Phrase,  
So leer, wie dieses Hundes Geiferschaum.

### III.

#### Auf dem Friedhof zu San Juan de Puerto Rico.

Sacht stieg vom Graben auf der stille Hang,  
Die Marmorbänke küßten rote Rosen,  
Aus Lorbeer scholl ein Locken und ein Rosen,  
Steinengel lauschten süßer Vögel Sang.

Gewundene Wege. Efeuranken krochen,  
Ein dichter Teppich, überall hervor —  
Doch ganz am End', wo sich der Pfad verlor,  
Wuchs hoch ein Berg von ausgebleichten Knochen.

Kein Geld, kein Grab! — Hier liegen die Verbannten,  
Für die kein Kreuz und keine Säule prahlt,  
Zigeuner, Bettler, fahrigs Musllanten.

O wie die Sonne auf den Schädeln strahlt!  
Ich zieh' den Hut und grüße die Verwandten,  
Die ihre letzte Miete nicht bezahlt.

### IV.

#### Sto. Domingo.

So wie Kulissen wachsen diese Mauern  
Verfallner Klöster, und darüber thront  
— Ein Bühnenbogenlicht — der runde Mond  
Und macht die falsche Stille seltsam schauern.

Kein Heute lebt in dieser schwülen Nacht,  
Aus grauen Flügen der Vergangenheiten,  
Die durch vergraste Gassen weit sich breiten,  
Formt sich ein Spurbild fauler Moderpracht.

Mein Schädel wölbt sich, wie der runde Kasten,  
Drin als Souffleur das Hirn sich kauernd ruht,  
Ich geb' das Stichwort: seiden und damasten

Kauscht der Hidalgo, und des Schreibers Hut  
— Heißt Cortez — duckt sich vor den Silberquasten,  
Und nur im Blick schläft eines Raubtiers Brut.

V,

### Urwald in Trinidad.

Und ich soll schießen? — Wo so voll und rund  
Zum Überfließen schäumt des Lebens Becher?  
— Da fliegen Falter, groß wie Hellas Fächer,  
Und Kolibris, so klein wie Hellas Mund.

Der Boden lebt und Baum und Blüten leben,  
Vom Meere atmet leicht ein kühler Hauch,  
Vielhundertstimmig tönt's aus jedem Strauch  
Und will sich hoch in alle Lüfte heben.

Könnst' ich doch glauben denen, die erdachten  
Des Urwalds Friedenslied! O, warum muß  
Das, was geschieht, mein scharfes Auge achten.

Mord mir zu Häupten, Mord um meinen Fuß —  
Bin ich allein denn ungeschickt im Schlachten?  
— Zwei Augen leuchten auf — da kracht mein Schuß.



Eugen Bracht: Das Bruch  
(Zum Essay v. Hans Rosenhagen).

Rein Heute lebt in dieser schwülen Nacht,  
Aus grauen Flügen der Vergangenheiten,  
Die durch vergraste Gassen weit sich breiten,  
Formt sich ein Spukbild fauler Niederpracht.

Mein Schädel wölkt sich, wie der runde Kasten,  
Drin als Souffleur das Hirn sich lauernd ruht,  
Ich geb' das Etidwort: seiden und damasten

Rauscht der Hidalgo, und des Schreibers Hut  
— Heißt Cortez; — duckt sich vor den Silberquasten,  
Und nur im Blick schläft eines Raubtiers Brut.

## V,

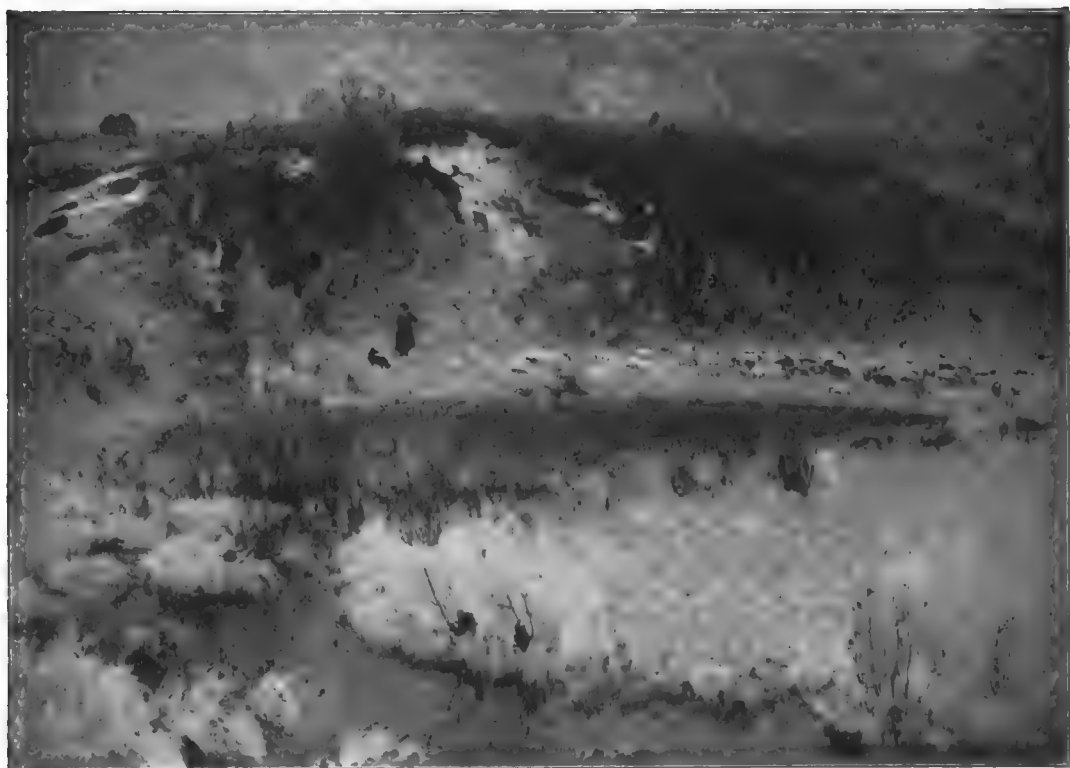
### Urwald in Trinidad.

Und ich soll schießen? — Wo so voll und rund  
Zum Überfließen schäumt des Lebens Becher?  
— Da fliegen Falter, groß wie Hellas Fächer,  
Und Kolibris, so klein wie Hellas Mund.

Der Boden lebt und Baum und Blüten leben,  
Vom Meere armer leicht ein kühler Hauch,  
Vielhundertstimmig tönt's aus jedem Strauch  
Und will sich hoch in alle Lüfte heben.

Könnt' ich doch glauben denen, die erdachten  
Des Urwalds Friedenslied! O, warum muß  
Das, was geschieht, mein scharfes Auge achten.

Mord mir zu Häupten, Mord um meinen Fuß —  
Bin ich allein denn ungeschickt im Schlachten?  
— Zwei Augen leuchten auf — da fracht mein Schuß.



Eugen Bracht: Das Bruch  
(Zum Essay v. Hans Rosenhagen).





# Ernst Otto Rodnagel:

## Die Entwicklung des deutschen Liedes von Richard Wagner bis Hugo Wolf.

Über das deutsche Lied von Richard Wagner bis Hugo Wolf gedenke ich mich auszusprechen, also über einen Abschnitt in der Entwicklung des deutschen Liedes, der im wesentlichen u n s e r e n Tagen angehört. Im Rahmen des verfügbaren Raumes ist es freilich hier unmöglich, über eine geschichtliche Entwicklung, die etwa vier Jahrzehnte eines beständigen Fließens, nein, eines unablässigen Aufstieges umfaßt, gründlich sich auszulassen. Trotz der zeitlichen Umgrenzung unseres Themas kann ich daher nicht mehr geben, als die flüchtige Skizze einer Periode, deren Beginn von der größten und bedeutsamsten Umwälzung der gesamten Musikgeschichte datiert, von der großen mit dem Namen *R i c h a r d W a g n e r* verknüpften Kunstrevolution oder, besser gesagt, *Evolution*. Die Schöpfungen dieses überragenden Genius sind Gemeingut der deutschen Nation geworden, sind es in kürzerer Zeit geworden, als man Jahrzehnte hindurch hoffen durfte. Und nicht allein Gemeingut der deutschen Nation, sondern bereits Kulturbesitz aller zivilisierten Nationen, denn durch die ganze Kulturwelt haben die Tondramen des deutschen Bühnenschöpfers ihren überwältigend großartigen Siegeslauf genommen.

Und dennoch wäre es verfrüht, zu triumphieren, zu wähen, des großen Meisters Reformwerk sei bereits e r f ü l l t, das Geschenk, das er unserer deutschen nationalen Kultur vermachte, sei bereits von uns v e r d i e n t, unser r e c h t m ä ß i g e s E r b e. Nein! Wir stehen erst vor der neuen Pflicht, — und sie ist eine unserer ernstesten Kulturaufgaben: Wir müssen sein Vermächtnis erst noch e r w e r b e n, u m e s z u b e s i ß e n. Geistig müssen wir es uns zu eigen machen, denn noch stehen wir kaum in s e i n e s G e i s t e s V o r h ö f e n, noch haben wir es nicht erreicht, daß seine Wunderwerke unter uns in s e i n e m Geiste verlebendigt werden. Noch liegt der Michel in seinem Fasnerschlaf und besitzt — besitzt stumpfsinnig die köstlichsten Kulturgüter und — v e r w a h r l o s t sie s c h n ö d e.

## Deutsches Lied v. Wagner bis Wolf E. D. Modnagel

Was war der Grundgedanke von Wagners Lebenswerk, das Evangelium, für das er ein grauenhaftes Martyrium zu ertragen hatte? —: Er wollte den Kultus der Kunst wieder herstellen, er wollte unsere Bühne, die ganz und gar eine unmoralische Anstalt geworden war, befreien von dem Fluche des Materialismus und er wollte sein Volk, das er liebte, erlösen aus der Verlotterung seiner Kunstzustände und aus den Banden der brutalen Sinnlichkeit, wollte es wieder erziehen zu durchgeistigtem Kunstgenießen, wollte wieder erwecken und neu beleben seine Empfänglichkeit für ideale Güter. Ist nun dies sein Werk, an dem Hand anzulegen wir alle berufen und verpflichtet sind, ist es, frage ich, vollbracht?

Weit entfernt. Unsere Theater — gewiß, sie haben ihre Orchester vergrößert, haben bessere Dirigenten, bessere Regisseure, als vordem. Aber herrscht nicht noch derselbe Geist in den meisten von ihnen, den zu bekriegen bis aufs Messer Richard Wagner alles Behagen seines Lebens geopfert hat? Steht nicht die Mehrzahl unserer Operntheater noch heute im Zeichen Meyer-Beers? Ich wünsche nicht mißverstanden zu werden und weiß recht wohl, daß Wagners Werke allenthalben die Spielpläne beherrschen, und daß die Zahl der Meyer-Beer-Aufführungen im Vergleich zu früheren Jahren ganz bedeutend zurückgegangen ist. Aber Wagners Werke als „Repertoire“-Opern, als Zug- und Kassenstücke: Ist das nicht schon ein innerer Widerspruch? Eine Sünde wider den heiligen Geist seiner Kunst? — Und wie führt man sie auf, diese Werke? Selbst an guten Bühnen hab' ich's oft schauernd miterlebt, daß man Wagnerschen Geist aus den Darstellungen seiner Tondramen gänzlich gebannt hatte, daß man Wagner aufführte im Geiste Meyer-Beers.

Wo sind aber die Künstler, die im Geiste Wagners ihres Priesteramtes walten, die in seinem Geiste das Publikum beeinflussen und es g e w ö h n e n an ernste Kunst und an ernstes Genießen? Und wo sind die Kunst r i c h t e r, die Wagnerschen Geistes einen Hauch verspürt haben und den Künstler zu sittlichem Ernste in seiner Kunst z w i n g e n? Die jede Frivolität unserer künstlerischen Zustände mit sittlichem und künstlerischem Ernste rügen? Im deutschen Reiche sind sie alle selten, Gott sei's geklagt, und es ist noch weit hin zu dem Ziele, daß der Lebensgedanke Richard Wagners, daß der Bayreuther Gedanke wirklich Leben gewonnen, Wurzel geschlagen hätte im deutschen Volke. Mußten wir doch unlängst erst die frivole Larheit erleben, mit der weite Kreise der Nation unbedenklich den Raub und die Entweihung eines Nationalgutes

## E. D. Modnagel: Deutsches Lied v. Wagner bis Wolf

wie des „Parsifal“ geschehen ließen, Kreise, deren Patriotismus, deren deutsche Gesinnung außer Frage steht, deren Blut in Wallung gerät, wenn irgendwo im wilden Westen, an der Schwanzspitze der Zivilisation, einmal ein berauschter Nigger die deutsche Flagge beschimpft. Und die ist doch schließlich nur ein Symbol, während der „Parsifal“ eine ideale Realität, ein köstliches Reichskleinod ist.

Aber wohin verliere ich mich! Nicht über Politik wollte ich ja, nicht einmal über Kunstpolitik mich aussprechen, sondern über Kunst. So will ich denn den Blick abwenden von dem betrübenden Torso, als der das Kulturwerk Richard Wagners vor uns steht. In seiner Ganzheit ist das Riesenwerk noch nicht vollbracht und der gewaltige Genius, der es unternommen, hat uns nur erst die Grundfesten hinterlassen, das Fundament, auf dem wir eine Kultur in seinem Geiste erst aufbauen sollen und müssen.

Es ist lohnender, dahin zu blicken, wo e i n e Saat seiner überreichen, vielseitigen und alles umfassenden Lebensarbeit aufgeprossen ist. Wenn wir die üppige Blütenperiode unserer zeitgenössischen Tonkunst betrachten, so kann sich unsere Hoffnung wahrlich neu beleben, daß Wagners Schaffen, sein Kämpfen und Dulden für die Zukunft nicht verloren sein möge, daß unseren Enkeln dereinst auch die Kultursaat, die er ausgestreut, noch in die Scheunen wachsen möge.

Und unsere Tonkunst s t e h t in üppiger Blütenpracht. Freilich fehlt es nicht an Stimmen, die da sagen, es sei Treibhauswuchs, ja es ist schon geradezu eine fable convenue, unsere Zeit sei musikalisch steril. Das Gegenteil ist richtig: Unsere Zeit ist nicht allein reich an wertvoller musikalischer Produktion, sie ist daran sogar r e l a t i v reicher, als die k l a s s i s c h e Zeit. Diese Tatsache kann nur der grundsätzliche laudator temporis acti in Abrede zu stellen suchen; sie ist unbestreitbar — und i s t n a t ü r l i c h. Denn bei der Hebung des allgemeinen Niveaus unserer kulturellen und sozialen Verhältnisse seit hundert Jahren ist naturgemäß einem höheren Prozentsatz der entstehenden musikalischen Begabungen der geistige Nährboden, die Möglichkeit einer ungehinderten Entfaltung gegeben. Zu diesem geistigen Nährboden gehört auch der Musikerstand selbst, und daß somit auch dessen soziale Hebung beiträgt zur reicheren Befruchtung der vorhandenen Schaffenskraft, das leuchtet ohne weiteres ein.

Die Leugner unserer gegenwärtigen musikalischen Blüte, die doch fast eine Wucherblume ist — lieben es, unsere Tondichter als Epigonen

## Deutsches Lied v. Wagner bis Wolf E. D. Modnagel

hinzustellen, die von Wagners Riesengröße erdrückt werden. Nachahmer nennt man sie geradezu, und bei jedem „Neutöner“ — wie Eiliencron sagt — bei jedem Talent, das sich an die Öffentlichkeit wagt, suchen die zahllosen Bechmesser nicht etwa nach Neuem, sondern vielmehr nach Altem. Vom psychologischen Standpunkt aus ist das ja verständlich: die Begriffsstufigen suchen nach Apperzeptionstützen, um überhaupt zur geistigen Aufnahme des Neuen fähig zu werden. Der stumpfe Blick vermag nur Ähnlichkeiten zu sehen, wo das scharfe Auge Unterschiede wahrnimmt. Darum bieten auch die Bechmesser stets von neuem das Schauspiel jämmerlichen Unverständnisses, denn verstehen heißt differenzieren.

Wenn man genau zusieht, sind die Ähnlichkeiten unserer Modernen mit Wagner nicht größer, als — man gestatte mir eine Parallele, die ich ohne jede Wertabschätzung, Wertvergleichen verstanden wissen möchte — also keine größeren Ähnlichkeiten, als die der Beethoven, Weber, Schubert, Mendelssohn mit Mozart oder mit Haydn.

Ist nicht eines der höchsten Verdienste, die sich Wagner um die Geschichte der Tonkunst erworben hat, die Emanzipation des künstlerischen Individuums? Und ist diese Befreiung, freie Entfaltung der persönlichen Eigenart nicht gerade das Bedeutsame, Neue, Kennzeichnende der Epoche, in der wir jetzt stehen?

Die umfassenderen neuen Kunstgesetze schnüren den Künstler nicht mehr, wie vordem, in die spanischen Stiefel enger Schulregeln, sondern gewähren ihm ungeahnt reiche Möglichkeit individueller Gestaltung. An Stelle gewisser sich immer wiederholender formaler Grundtypen ist eine Mannigfaltigkeit individuell bedingter, durchgeistigter neuer Formgebilde getreten. Gleich Sternennebeln scheint diese Fülle dem kurzfristigen Auge ein buntes anarchisches Gewirr zu bilden. Indes der Blick, der scharf genug ist, auch Gegenwart und Zukunft historisch zu betrachten, erkennt in der Menge der Verschiedenheiten deutlich und klar die ordnenden Prinzipien, die Gesetze: Es sind die stilistischen Grundsätze, die Richard Wagner aufgestellt hat. Aber keiner der jungen Künstler ahmt ihm slavisch nach, kaum einer wendet diese Stilgesetze auch nur mit bewusster Absicht an. Allein in jeder der verschiedenen Individualitäten erfahren die Grundsätze andere und neue Strahlenbrechungen; und gerade die Anwendung gleicher Stilgrundsätze durch verschieden geartete Persönlichkeiten ergibt jedesmal einen neuen durchaus persönlichen Stil, dessen Bestes und Eigenstes gerade das Individuelle, das Unnachahmliche ist.

## E. D. Rodnagel: Deutsches Lied v. Wagner bis Wolf

Das alte Wort: „Si duo faciunt idem, non est idem!“ gewinnt in diesem Zusammenhang eine neue Beleuchtung.

Wie heterogene Erscheinungen sehen wir selbst schon beim oberflächlichsten Blick in unsere musikalische Gegenwart! ich nenne nur als Tondramatiker: Strauß, Schillings, Pfizner, Hugo Wolf, Arnold Mendelssohn, Leo Blech, Humperdinck, Thuille, oder auf sinfonischem Gebiet Mahler, Strauß, Nicodé, Bischoff, auf dem der Chorkomposition Konstanz Berner. Schwerlich ist einer unter ihnen, der nicht schon als Wagner nachahmer zu den Epigonen gerechnet wurde. Und kaum einer unter diesen Heterogenen hat mehr Ähnlichkeit mit Wagner, als mit irgend einem der anderen Genannten.

In Wirklichkeit ist natürlich keiner von ihnen allen künstlerisch in Erfinden oder Gestalten abhängig von Wagner, aber historisch bedingt sind sie ebenso natürlich alle durch ihn, wie er durch Beethoven, dieser durch Haydn; und ohne Wagners historische Voraussetzung wäre diese ganze neue, so reichdifferenzierte Entwicklung undenkbar. So befruchtete Wagner die künstlerische Individualität und das Schaffen auf allen Gebieten der Tonkunst.

Kein anderer Zweig unserer Kunst hat indes dem Einfluß des Wagnerschen Schaffens so reichen Segen zu verdanken, wie die lyrische Musik, die heute nicht nur quantitativ üppig wuchernd ins Kraut schießt, sondern auch qualitativ auf so bedeutender Durchschnittshöhe steht, daß wir berechtigt sind, von Wagner eine zweite Blütenperiode des deutschen Liedes zu datieren.

Dieser Einfluß Wagners auf die Entwicklung des Liedstiles ist um so bemerkenswerter, als er nicht auf des Meisters eigene Lyrik zurückzuführen ist. Wagners Betätigung auf lyrischem Gebiet ist weder von besonderem Umfang, noch sind ihre Ergebnisse an künstlerischem Wert seinem sonstigen Schaffen ebenbürtig. Außer den wenigen Liedern, die der Pariser Zeit entstammen, sind die fünf Gedichte von Mathilde Wesendonck die ganze „lyrische“ Ausbeute dieses Künstlerlebens. Kein Wunder! Denn bei Wagner strebte auch das Lyrische zur Bühne und drängte zum Drama. Aus lyrischem Drang schuf er seine beiden herrlichsten Dramen: Sowohl der „Tristan“ wie die „Meistersinger“ sind Taten der künstlerischen Selbstbefreiung, die wir unter Lyrik im weiteren Wortsinne verstehen.

Seine eigene Lyrik im engeren Sinne, also seine Liedkomposition, läßt eigentlich den Einfluß seines sonstigen künstlerischen Schaffens noch

## Deutsches Lied v. Wagner bis Wolf E. D. Modnagel

nicht klar erkennen. Namentlich zeigt sie noch nicht das ästhetische Verhältnis von Vers und Melos in der reinen Ausbildung, die für den eigentlichen Stil Wagners kennzeichnend ist. Aber gerade dieses Spezifische des neuen Bühnenstils, gerade die technische Reform der musikalischen Deklamation ist es, aus der Wagners Einfluß auf das neue deutsche Lied herrührt. Gerade sie bedeutete etwas, das sein eigenes Vorbild in der Lyrik noch nicht ahnen ließ. Es war die befreiende Tat, durch die der Lyrik die Zunge gelöst ward, es entfesselte das Wort aus den Banden des musikalisch-rhythmischen Schemas. Erst dieser bedeutsame Entwicklungsschritt ermöglichte die feine rhythmische Differenzierung und Geschmeidigkeit der Melodie, wie sie für die höchsten Zwecke des gesanglichen Ausdrucks notwendig ist, sei es nun im Lieddrama oder auch nur im engen Rahmen lyrischer Gebilde.

Wagner schuf also erst die Ausdrucksmittel, die wir im weiteren Verlauf meiner Darlegungen an dem nachwagnerschen Lied beobachten können. Naturgemäß war die Wirkung seiner technischen Reform keine momentane. Gut Ding will bekanntlich Weile haben. Um Wagner selbst gruppierte sich noch eine ganze Reihe von Künstlern, die geschichtlich mit einem Fuße in der Vergangenheit, mit dem andern in der Zukunft standen. Sie gingen noch nicht vom Gedicht aus, sondern vom musikalischen Thema, dem sich dann das Gedicht unterzuordnen hatte, wohl oder übel. Ihre Kunst war dem Liede Schumanns im Grunde näher verwandt, denn dem Schaffen Wagners. Der Einfluß des großen Reformators spiegelt sich bei ihnen mehr in der spezifisch musikalischen Technik als in dem Ästhetischen. Die freiere, reichere Harmonik, die größere Beweglichkeit der Modulation, wie sie aus der Chromatik, Enharmonik und den alterierten Akkorden, sowie der Ausnützung der Terzenverwandtschaft hervorgeht: alles das sind doch mehr technische Außerlichkeiten. Dagegen die Ausbildung eines scharf umrissenen individuell-deklamatorischen Stiles hatte noch kaum Frucht angefeßt.

Zu dieser Gruppe von Lyrikern, die die Vorläufer des neuen deutschen Liedes waren, gehört vor allem der größte Künstler des Wagnerschen Kreises, Franz Liszt. Viele sehen ja diesen edlen Meister als den Vater des neuen lyrischen Stiles an; jedoch mit Unrecht! Denn im Wesen ihrer stilistischen Erscheinungsform ist seine Lyrik von der Schumanns kaum verschieden, so bestimmt auch der musikalischen Erfindung und der harmonischen Ausgestaltung die individuellen Züge Liszts aufgeprägt sind.

## E. D. Modnagel: Deutsches Lied v. Wagner bis Wolf

Ganz vornehmlich in prosodischer Hinsicht steht Liszt noch seinen Vorgängern näher, als der Lyrik unserer Tage. Seine Melodie wächst selbst dann, wenn sie einmal korrekte Deklamation zeigt, nicht aus dem Wort hervor, ist im Grunde wohl gar nicht deutsch empfunden. Ich glaube sagen zu dürfen: der nationale Zug in Wagners Lebenswerk war es, aus dem allein das neue deutsche Lied sich entfalten konnte, und das neue deutsche Lied ist n a t i o n a l e K u n s t. Die konnte sicherlich nicht von dem Kosmopoliten Liszt geschaffen werden. So bietet seine Lyrik, neu und reizvoll in Erfindung und Technik, stilistisch keine wesentlich neuen Züge. Durch diese Beobachtung werden selbstverständlich die Verdienste Liszts als Bahnbrecher für die Instrumentalmusik nicht im mindesten geschmälert.

Der Melodist Liszts haftet häufig eine gewisse Süßlichkeit an, die auch viele seiner Lieder etwas weichlich wirken läßt. Die Ursache dieser weichlichen und oft scheinbar trivialen Wirkung ist wohl in der reichen Verwendung alterierter Akkorde zu suchen, durch die der harmonischen Fortschreitung die Marschroute gebunden wird. Der Hörer weiß dann oft schon voraus, was notwendig kommen muß, und glaubt dann Bekanntes gehört zu haben. Eine der kraftvoller gearteten Ausnahmen bilden die „Drei Zigeuner“, deren Vorzüge und Schönheiten vielleicht gerade den Lyriker Liszt weniger kennzeichnen, dafür aber den genialen Tonbildner ungarischen Milieus von seiner glänzendsten Seite zeigen.

Der zart sinnige, lebenswerte Peter Cornelius ist nächst Liszt der bedeutendste schaffende Vertreter des Wagnerkreises; seine duf-tigen lyrischen Blüten sind ja jetzt längst bei uns heimisch, als liebe Freunde und als Kleinodien unserer deutschen Hausmusik. Für seine Art ungemein kennzeichnend ist ein kleines tief und stark empfundenes Lied, da es, wie auch die Poesien des Dichterkomponisten, mit echter warmer Kunst eine gewisse Künstlichkeit zu reizvoller Einheit verschmilzt. In dem „Ton“ besteht das technische K u n s t s t ü c k darin, daß die Singstimme von Anfang bis Ende einen Ton als sogenannten Orgelpunkt festhält; dabei ist aber dennoch das Gedicht ausdrucksvoll deklamiert. Ein interessanter Beweis für das Theorem, daß es bei der musikalischen Prosodie nicht auf den T o n f a l l, sondern auf den Rhythmus ankommt. Der Komponist hat bei der Komposition für Gesang hinsichtlich der Prosodie die Aufgabe, die A k z e n t e der Sprache — also Qualitätswerte — in proportionale Zeitwerte, also in R h y t h m e n zu übertragen; denn die musikalische Deklamation wertet gleich den alten Sprachen, nach Quantitäten.

## Deutsches Lied v. Wagner bis Wolf E. D. Modnagel

Cornelius nahe verwandt an Innigkeit des Gemütes und Anmut des lyrischen Ausdrucks ist Alexander Ritter, der edle, noch viel zu wenig gekannte Künstler, der auch für die künstlerische Entwicklung des Richard Strauß von großem Einfluß war. In seinen tief empfundenen Liedern, den Ausflüssen einer lauterer keuschen Künstlerseele, zeigt sich schon das Bestreben, auch der Lyrik einen deklamatorischen Stil zu finden, selbstverständlich nicht auf Kosten der melodischen Linienführung. So finden sich bei Ritter schon interessante rhythmische Verfeinerungen, die auf die Zukunft hinweisen.

Ungemein kräftige Befruchtung hat der sonst in spanischen und persischen Liedern besonders feine und stimmungreiche Adolf Jensen durch Wagner empfangen. Insbesondere die „Meistersinger“ haben in ihm einen überraschenden kräftigen Humor ausgelöst. Dieser Humor entfaltet seine Schwingen vor allem in Jensens genialem Opus 40, in dem auch der Einfluß der „Meistersinger“ starke stilistische Spuren hinterlassen. Es sind 12 groß angelegte Gefänge zu Scheffels „Gaudamus“, und in ihnen schwingt sich der empfindsame Lyriker zu einer erstaunlichen Großzügigkeit der musikalischen Erfindung und Gestaltung, zu einer bemerkenswerten Kraft des Ausdrucks auf, und zu einer so urwüchsigem kernigen Komik, daß man ihn kaum wieder erkennt.

Wie eigenartig sich bei Jensen die stilistischen Ausdrucksmittel der „Meistersinger“ mit seinem Eigenen zu einem künstlerischen Ganzen von prächtiger Wirkung verschmolzen, dessen war er selbst sich offenbar bewußt; ja, er hat sogar den Einfluß des dramatischen Meisterwerkes dankbar quittiert: Nur so ist es zu deuten, wenn er in dem dritten seiner genialen Rodensteinlieder das herrliche Thema des „Lenzesgebotes“ von dort mit melodischer und harmonischer Treue entlehnt. Der ganze stattliche Band ist reich an echter Musik und sprüht von köstlichem Humor und hinreißender Laune.

Alle die bisher genannten Künstler gehören der Geschichte an. Sie alle sind schon längst dahingegangen, Cornelius und Jensen sogar in der Blüte ihrer Jahre, während Alexander Ritter nach der Bitternis langen Verkanntseins vor wenigen Jahren erst von uns ging und noch die Gewißheit mit ins Grab nehmen konnte, daß sein Name und sein Schaffen — zu intim, zart und herzlich für den großen Haufen — dennoch unvergessen bleiben werden, ein künstlerischer Schatz, treu gehütet von allen, in denen das starke Fühlen eines deutschen Künstlerherzens Widerhall findet. Kurz vor seinem Eintritt begann man eigent-



## E. D. Modnagel: Deutsches Lied v. Wagner bis Wolf

lich erst, langsam sich auf ihn zu besinnen, ihm die dankbare Anerkennung zu zollen, deren Ausbleiben in der Zeit seiner Blüte wohl schuld daran sein mag, daß die Quantität seiner künstlerischen Lebensausbeute hinter der Qualität zurückbleibt. Daß unsere Sängervelt sich ihrer Pflichten gegen den hochherzigen Menschen und Künstler noch nicht in vollem Maße bewußt geworden ist — wer wollte sich darüber wundern?

Auch einen lebenden Künstler, den Doyen unserer modernen Ton-  
dichter, dürfen wir, soweit wenigstens seine Lyrik in Betracht kommt, der nämlichen Gruppe beitrechnen, während er allerdings als Tondra-  
matiker zu der kleinen Schar derer gehört, die in der von Wagner ein-  
geschlagenen Richtung neue Pfade bahnen: Ich meine H a n s S o m m e r,  
dessen beide jüngste Bühnenwerke, „Rübezahl und der Sack-  
pfeifer von Meißel“ und „Riquet mit dem Schopfe“, den  
betagten Künstler auf die Gipfel echten künstlerischen Erfolges empor-  
geführt haben. Seinen zahlreichen Liedern hat es allerdings an Erfolg  
von Anfang an nicht gefehlt. Dank ihrer Sänglichkeit und dem volks-  
tümlichen Zug der melodischen Erfindung, die sich oft mit liebenswür-  
digem Humor verbindet, hat Sommers Lyrik früh schon in weiten Kreisen  
des Publikums Eingang gefunden. Ich brauche daher bei der Charakte-  
risierung dieses Künstlers nicht zu verweilen. In dem mir liebsten seiner  
Lieder bedient er sich zur Ausmalung einer zart sinnlichen Valsepisode  
mit großer Feinheit der Walzerform, die der Altmeister auch in seinem  
„Rübezahl“ sehr glücklich und geschmackvoll in Anwendung bringt. Dies  
Lied „Stelldichein“ offenbart übrigens auch des Komponisten Wahlver-  
wandtschaft mit dem Modedichter der siebziger Jahre, von dem ein großer  
Teil der Sommerschen Texte herrührt, mit dem formgewandten, ele-  
gantem, dabei nicht stimmungarmen Julius Wolff.\*)

Es wird niemandem entgangen sein, daß ich die ganze Gruppe der  
genannten Tonlyriker mehr von einem historischen, als von einem eigent-  
lich kritischen Standpunkt aus betrachtet habe. Ich möchte nicht das

---

\*) Ein besonderes kunstgeschichtliches Verdienst Hans Sommers sollte  
übrigens bei keiner Nennung seines Namens unerwähnt bleiben. Er  
war es, der durch warmherzige Artikel im „Kunstwart“ den ersten Anstoß  
zur segensreichen Gründung der dann von F r i e d r i c h R o e s c h genial  
organisierten „Genossenschaft deutscher Tonsetzer“ gab. Auch, daß er  
früher, bevor er sich ganz seiner Kunst widmen konnte, als Professor der  
Mathematik einen Lehrstuhl am Braunschweiger Polytechnikum wirkte,  
darf als bemerkenswert hervorgehoben werden.

## Deutsches Lied v. Wagner bis Wolf E. O. Modnagel

ominöse Wort Epigonen auf sie anwenden, aber ich möchte noch einmal betonen, daß sie noch nicht als vollgültige Repräsentanten des modernen Liedes gelten können, sondern daß sie nur Vorläufer sind der eigentlich modernen, auf dem Nährboden der Wagnerschen Kunst entsprossenen Tonlyrik.

\*

\*

\*

Bevor ich mich nun meiner Hauptaufgabe zuwende und es unternehme, die unter der Nachwirkung Wagnerscher Kunst an den Tag getretenen Entwicklungsphasen des deutschen Liedes in einer Reihe ihrer nennenswerten Vertreter vorzuführen, dürfte es sich vielleicht empfehlen, daß man auf deduktivem Wege im allgemeinen über die wesentlichen Merkmale dieses modernen, oder wie ich es schon nannte, des neu-deutschen Liedes sich klar zu werden sucht.

Daß das Neue, das Wagners Einfluß auch der Entwicklung des Liedes bringen mußte, nicht rein musikalischer Natur sein konnte, ergibt sich schon von vornherein aus dem Wesen seiner Kunst. Überdies haben wir schon bei der ihm geschichtlich am nächsten stehenden Gruppe von Lyrikern erkannt, daß die Anwendung der musikalischen Neuerungen Wagners noch nicht das neue Lied erzeugte. Die Erweiterung des musikalisch-technischen Gebietes, also insbesondere der Harmonik tat es nicht. Etwas stilistisch Neues, das ihre Lieder wesentlich von der zuletzt durch Schumann vertretenen älteren Phase unterschieden hätte, brachte uns jene Gruppe von Lieddichtern nicht. Wenn wir aber untersuchen, worin denn das für die Vokalmusik stilistisch Neue bei Wagner beruhen möge, so können wir nicht lange im Finstern tappen. Man wählte gelegentlich, das musikalische Leitmotiv, also die Anordnung der thematischen Arbeit nach symbolistischen Gesichtspunkten, sei das Wesentliche, und neigte sogar dazu, einen Lieddichter, der etwa einzelne Themen durch einen Liederzyklus konsequent durchführte, zum „Wagner des Liedes“ zu ernennen. Aber selbst, wo das geschah, wie etwa in Weingartners schöner Vertonung der „Wallfahrt nach Keulaar“ — selbst da ergab sich's, daß die Lösung des Problems nicht um einen Schritt weiter vorgerückt war. Als die Pointe der vokalistischen Reform Wagners mußte man schließlich erkennen: die Wiedergeburt des Rezitatifs.

Lassen wir uns bei dem Wort Rezitativ nicht ins Bockshorn jagen durch die Bemerkungen, die Hanslick in seiner unheilvollen,

## E. D. Modnagel: Deutsches Lied v. Wagner bis Wolf

mit den Begriffen geistreich jonglierenden Broschüre „Vom Musikalisch-Schönen“ daran knüpft. Er nennt es die Form, „die am unmittelbarsten und bis auf den Akzent des einzelnen Wortes sich dem deklamatorischen Ausdruck anschmiegt, nicht mehr anstrebbend, als einen getreuen Abguß bestimmter, meist rasch wechselnder Gemütszustände“, und charakterisiert die ästhetische Natur des Rezitatifs damit ganz treffend. Wenn er dann im Rezitativ, als wahrer Verkörperung der modernen Lehre, uns die höchste, vollkommenste Musik sehen läßt, so wäre wohl als Verbesserung vorzuschlagen: das Rezitativ ist die vollkommenste Form der Vokal-musik. Nach dieser redaktionellen Änderung wäre aber dem feder-gewandten Musik-Theoretiker zweifellos zuzugestehen gewesen, daß er auch in der modernen Musik überraschend gut das Gesetzmäßige zu abstrahieren verstände. Doch leider sah der boshafte Raïsonneur vor lauter Logik die Tatsachen nicht; er argumentiert nämlich weiter: „in der Tat sinkt die Musik im Rezitativ ganz zur Dienerin herab und verliert ihre selbständige Bedeutung“. Und darin sieht er einen Beweis, „daß der Ausdruck bestimmter Seelenvorgänge mit der Aufgabe der Musik nicht kongruiert, sondern in letzter Konsequenz derselben entgegensteht.“ Wenn er weiter auffordert: „Man spiele ein längeres Rezitativ mit Hinweglassung der Worte und frage dann nach seinem musikalischen Wert und Bedeuten“, so habe ich nichts dagegen einzuwenden, ja, ich gebe sogar zu, daß, wie Hanslick weiter verlangt, j e d e M u s i k diese Probe aushalten müsse, wenn wir ihr a l l e i n die hervorgebrachte Wirkung zuschreiben sollen. Ich bemerke freilich nebenbei, daß Hanslicks letzte Voraussetzung falsch ist, daß wir n i e m a l s in der V o k a l m u s i k die hervorgebrachte künstlerische Wirkung a l l e i n der M u s i k z u s c h r e i b e n sollen, sondern unter allen Umständen der Verbindung der Musik mit dem D i c h t e r w o r t. — Wenn wirklich jede Musik die Hanslicksche Probe aushalten müßte, und keines der klassischen Rezitative vermöchte das, so wäre damit durchaus noch nichts gegen das ästhetische P r i n z i p d e s R e z i t a t i v s bewiesen. Und in der Form, wie Wagner in seinen Dramen das Rezitativ stilistisch reorganisiert hat, hält es sogar dem Hanslickschen Rigorosum stand. Fragen wir nur die Militärdirigenten der Kulturländer, ja, berufen wir einen Kongreß der Schusterbuben Europas ein und lassen sie über „Wotans Abschied“ votieren, dann werden wir in schönster Form ein Plebiszit für das Rezitativ und gegen den öden Formalismus der Hanslickianer erhalten.

Auch das Rezitativ ist einer der Punkte, wo Hanslick aus richtigen

## Deutsches Lied v. Wagner bis Wolf E. D. Modnagel

Prämissen juist das Entgegengesetzte folgerte von dem, was eine u n b e f a n g e n e L o g i k o h n e b ö s w i l l i g e V o r e i n g e n o m m e n h e i t zu folgern fände. Doch Hanslick ist ein toter Mann, war schon zu Lebzeiten so tot, wie wenige, da auf der ganzen Linie die Musikgeschichte die von ihm aufgestellten Schlagbäume überrannte und keines seiner Wegverbote respektiert hat. Ich weiß nicht, ob in Wagners Lebensgang mehr Tragik liegt, oder in dem seines verbissensten und giftigsten Feindes, der an seinem Lebensabend sehen mußte, wie kurze Beine Kulturlügen haben und daß sein ganzes Lebenswerk darin bestanden hatte, den Zeiger der Musikgeschichte um einige Sekunden zurückzuschieben, ohne das Uhrwerk zum Stillstehen gebracht zu haben. Um aber zu unserem Thema zurückzukommen: Der Schritt von Wagner zu einer wirklich auf seinem Schaffen beruhenden Lyrik war geschehen, sobald aus dem dramatischen das l y r i s c h e R e z i t a t i v hervorging. Das l y r i s c h e R e z i t a t i v; die Bezeichnung habe ich vor anderthalb Jahrzehnten geprägt, zunächst um meine eigenen lyrischen Arbeiten vor dem törichten Einwand zu bewahren „Aber das sind doch keine Lieder!“ Um sie als Lieder anerkannt zu sehen, mußte ich sie anders benennen, war mir aber völlig klar darüber, mit der Formulierung, an der sich seitdem die Kritik die Zähne auszubeißen liebt, das Wesentliche des auf Wagnerschem Boden entsprossenen Liedes zu bezeichnen. Der Sinn scheint mir so klar zutage zu liegen, daß ich noch heute nicht verstehe, wie so mancher Kritiker daran vorübertappen konnte: die Bezeichnung sagt, daß die R e z i t a t i v - f o r m — selbstverständlich in der Entwicklungsphase, die Wagner ihr gegeben, auf l y r i s c h e Kunstzwecke angewandt sei. Darin aber spricht sich vor allem der Grundsatz aus, daß der lyrische Komponist nicht mehr von dem musikalischen Gedanken ausgeht, der vielleicht schon existierte, ehe der Dondichter den Text kannte, so daß nachher vielleicht alle möglichen Textveränderungen vorgenommen werden, Wortumstellungen oder gar Wortänderungen nur um des melodischen — V o r u r t e i l s willen.

Der moderne Lyriker geht von dem T e x t aus; dieser liefert ihm durch seinen wahrhaftigen Rhythmus, mehr oder weniger vielleicht auch durch den Tonfall die musikalischen Grundgedanken, bei deren gesangmelodischer Ausführung dann aber stets die deklamatorische Wahrhaftigkeit der maßgebende Gesichtspunkt bleibt. Damit a l l e i n kann's natürlich nicht getan sein. Das sind die G e s i c h t s p u n k t e; zu deren Anwendung gehört aber ein Musiker, gehört ein Künstler! Und wer nur ein trockenes Rezitativ, „recitativo secco“ zuwege bringt, überhaupt, wem „nir ein-

## E. D. Nodnagel: Deutsches Lied v. Wagner bis Wolf

fällt“, der soll halt das Komponieren lassen. Das neudeutsche Lied ist das lyrische Rezitativ, insoweit dessen Schöpfer — was eingefallen ist. Und so läge es denn nahe, das Kriterium zum Teilungsprinzip für unsere weiteren Betrachtungen aufzustellen: Liederkomponisten, denen was eingefallen ist, und Liederkomponisten, die — gerne möchten. Offen gestanden — das Teilungsprinzip liegt zu nahe. Ich ziehe es vor, die Lieddichter, denen nichts einfällt, von meinen Betrachtungen auszuschließen und nach einem anderen Kriterium für die Gruppierung des noch zu bewältigenden Stoffes zu suchen.

Ich glaube ein sehr wesentliches Kriterium zu finden in dem psychologischen Verhältnis des Komponisten zum Dichter. Das ist ein Gesichtspunkt, den es für die Vertreter der älteren Tonlyrik kaum gab. Deren Verhältnis zum Text war im wesentlichen damit erschöpft, daß das Gedicht ihnen den Vorwand und formelle Grundzüge für ein Musikstück gab. Sie taten meist schon ein übriges, wenn sie ihr Musikstück auf dieselbe Grundstimmung einrichteten, die im Texte sich ausdrückte. Im Grunde kam diese Lyrik auf Hanslicks „Spiel tönend bewegter Formen“ heraus. Sie lieferte Musikstücke, bei denen es gleichgültig blieb, ob ein Sänger das Gedicht sang, oder ein Pisonbläser die Gesangsmelodie blies. Die rühmlichen Ausnahmen sind so selten, daß sie in der Tat die Regel bestätigen. Ja, oft blieb es sogar gleichgültig, ob der Sänger den Originaltext sang, oder irgend einen in der Grundstimmung verwandten, dessen Verse sich an das gleiche prosodische Schema hielten. Als ein drastisches Beispiel möchte ich die bekannte lebenslustige Ode des Horaz in Erinnerung rufen: „Integer vitae scelerisque purus“. Es ist Gemeingut unserer Liedertafeln und Schülerchöre geworden in einer Weise, — Flemming heißt, glaube ich, ihr Urheber, — die gleich groß ist in der Mißachtung des Sprachrhythmus, wie der Stimmung des Gedichtes. Die Ironie des Schicksals hat es gewollt, daß irgend ein anderer Schöngeist der wehmütigen Weise, die zu des galanten Römers liebenswürdigem Scherzlied erdacht war, einen Text unterlegte, der regelmäßig bei Schülerbegräbnissen von den Schülerchören zu Gehör gebracht wird.

Also für den modernen Tonlyriker ist sein Verhältnis zu dem Textdichter maßgebend. Und zwar handelt sich's hierbei eigentlich um eine Modernisierung der älteren Frage, ob dem Komponisten der Text oder die Musik die Hauptsache ist. Das ergäbe mithin die Möglichkeiten eines egoistischen oder eines altruistischen Verhaltens zum Gedicht. Beides ist möglich: egoistisch wird sich der Musiker verhalten,

## Deutsches Lied v. Wagner bis Wolf E. D. Modnagel

dem sein eigenes Seelenleben das Ausdrucksobjekt ist, der von dem Gedicht nur die Anregung nimmt, seine eigene Stimmung zum Ausdruck zu bringen, dem also das Gedicht nur Mittel zum Ausdruck seines Ich ist. Das Bedürfnis, sein eigenes Seelenleben zum Ausdruck gelangen zu lassen, kennzeichnet ihn als Lyriker im eigentlichen Wortsinne.

Diesem Typus gegenüber steht der andere, dem das Gedicht nicht Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck ist. Kann man jenen Lyriker im engeren Wortsinne als subjektiven Lyriker bezeichnen, so wäre dem Künstler, der in dem Lied nicht sein eigenes, sondern des Dichters Empfinden zu gesteigertem Ausdruck zu bringen bestrebt ist, das Prädikat eines objektiven Lyrikers zuzubilligen. Es kann zunächst meine Aufgabe nicht sein, zwischen beiden Möglichkeiten des ästhetischen Verhaltens a priori eine Wahl zu treffen. Vielmehr möchte ich beide Klassen von lyrischen Tondichtern zunächst rein sachlich in ihren wichtigsten Vertretern näher beleuchten und dabei mit der zahlreicheren Gruppe der lyrischen Subjektivisten den Anfang machen. Sie wollen, wie wir gesehen, nur sich selber künstlerisch zum Ausdruck bringen; das Gedicht ist ihnen nur Mittel zum Zweck, zu dem Zweck des künstlerischen Sich-aus-lebens.

Dieses Verhältnis bedingt auf der anderen Seite, — wenigstens in den rein künstlerisch zu wertenden Fällen, und nur von solchen soll die Rede sein, — daß der Musiker nur dann lyrisch zum Schaffen genötigt ist, wenn ihm ein Gedicht begegnet, das mit seiner primär vorhandenen Seelenstimmung im Einklang steht. Der extremste, also wohl reinst lyrische Fall ist der, daß der Musiker unter dem Eindruck einer bestimmten seelischen Erschütterung ein Gedicht findet — oder weiß, das just seiner Stimmung entgegenkommt. Ich glaube, daß das die Fälle sind, in denen die besten subjektiv-lyrischen Lieder komponiert werden. In diesen Liedern wird aber stets die Persönlichkeit des Tondichters deutlich zum Ausdruck gelangen. Und diese Persönlichkeit wird sich durch die verschiedenartigsten Stimmungsbilder hindurch gleich bleiben, denn Persönlichkeitsausdruck ist Stil. Also der rein subjektive Tonlyriker wird seinen ausgesprochenen Stil haben, der, wenn er nur ein Knirps ist, sich allerdings wohl auch in der Form der Manier bekunden kann.

Schl u ß i n d e r J u l i - N u m m e r.

# Robert Stiaffny: Ein Schloß im Donautale. (Kreuzenstein und sein Burgherr.)

H i e r z u v i e r B i l d e r.

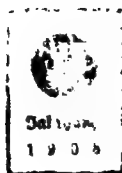
Gehören Kunstliebe und Mäcenatentum noch zum sozialen Verufe der Aristokratie, sind sie eine Standessache? Sein geschichtlich erwachsenes Vorrecht auf die Förderung der Kunst hat der Adel so gut wie die Kirche gewiß eingebüßt. Und doch hatte die Kunst unter feudalem Schuß und Schirm in mehr wie einer Hinsicht bessere Tage als heute, wo die Pflege der modernen Produktion dem bureaukratischen Staate anvertraut ist, der zur Kunst kein eigentliches Verhältnis hat, während der Besitz von Altertümern zur Mode zu entarten beginnt, der amerikanische Trustmagnaten die Marktpreise diktieren. Wogegen der Adel, selbst ein leibhaftiges Stück Geschichte, die vergangenen Dinge wenigstens als historische Urkunden zu respektieren pflegt. Gesellt sich dazu der Blick für die Erscheinung, das richtige Gehör für das Idiom, in dem die Denkmäler reden, so wird der Geschichts- und Altertumsfreund zum Kunstfreunde. Zu den Liebhabern dieses Schlages zählt Graf Hans Wilczek, der erste Kunstkavalier Österreichs, der Ende vorigen Jahres unter einer seltenen Fülle von Sympathiebezeugungen aus Stadt, Land und Reich die Schwelle der Siebziger überschritten hat. Eine halbhundertjährige Sammlerlaufbahn liegt hinter ihm. Von ihren Anfängen hat er selbst vor etlichen Jahren in einem Vortrage „Erinnerungen eines Waffensammlers“ erzählt: „Schon als Kind waren mir die historischen Heldengestalten, vor allem Kaiser Maximilian I., meine Herzensheiligen und jeder Gegenstand, den sie, wie ich mir dachte, vielleicht gesehen oder gar berührt haben konnten, war mir ebenso verehrungswürdig wie eine heilige Reliquie.“

Man vernimmt in diesem Geständnisse einen Nachhall der romantischen Begeisterung, die in der Jugendzeit des Grafen die Gemüter beherrscht und die Teilnahme am deutschen Mittelalter in die weitesten Kreise getragen hatte. Es war eine Restaurationsepoché in Kunst und Literatur bekanntlich nicht minder wie in der Politik. Romantische An-

wandlungen waren zwar schon der Popszeit nicht fremd geblieben. Noch tief im 18. Jahrhunderte war zuerst in Schottland und England das Verlangen nach Wiederaufnahme der lange mißachteten Gotik erwacht. Auch in Böhmen hatte man bereits anfangs des Jahrhunderts beim Bau einzelner Klosterkirchen auf sie zurückgegriffen; bald entstand in dem Potsdam Friedrich Wilhelms I. das gotisierende Nauener Tor. Nachdem Goethe 1772 seine Schrift über altdeutsche Baukunst den Manen Erwins von Steinbach gewidmet hatte, ging man schon an größere Unternehmungen, wie die Löwenburg in Wilhelmshöhe bei Kassel. Aber erst in den Jahrzehnten nach den Befreiungskriegen, als die altdeutsche Herrlichkeit in mythischer Größe vor den Augen der Patrioten sich aufrichtete, kam diese Stimmung allgemein zum Durchbruche. Am Rhein setzt eine neugotische Bewegung ein, die im beginnenden Ausbau des Kölner Domes (1823 bis 1842) ihren Mittelpunkt findet. Die Burgen- und Ruinen-elegie, nicht wenig gefördert durch die Verbreitung der Walter Scott'schen Romane, erlebt damals zugleich mit dem Ritterstück ihre Blüte. Verfallene Schlösser, vom Zauber der Sage und Dichtung überrannt, werden wiederhergestellt oder ergänzt, nur zu häufig aber „verschönert“ und damit verfälscht. Unbedenklich hat diese phantastische Bauromantik hochmerkwürdige Denkmäler vernichtet, um in ihren meist recht nebelhaften Vorstellungen einer dahingeschwundenen Heldenzeit zu schwelgen. Zu dem neuen rheinischen Burgenstile besitzt Österreich ein interessantes Seitenstück in der Franzensburg zu Larenburg bei Wien. Sie ist 1801 bis 1836 entstanden, als gutgemeinte Nachahmung einer mittelalterlichen Wasserfeste, unter schonungsloser Verwendung kostbarer Architekturreste des Babenberger Fürstenhofes in Klosterneuburg aus dem XIII. Jahrhunderte.

Von solchen dilettantischen Vorbildern hatte die frühgereifte Kenner-schaft des Grafen Wilczek sich loszurichten, ehe er es unternahm, ein Stück von der Schönheitswelt der Gotik im Geiste und in der Handschrift der Alten wieder aufzubauen. Zugute kam ihm hierbei, daß seine Kunstfreude keinen literarischen Ursprung hatte, sondern aus der lebendigen Anschauung, aus dem unmittelbaren Umgange mit der künstlerischen Hinterlassenschaft der Epoche geschöpft und von einem treuen Heimats-sinne genährt war. Bevor er Sammler wurde, bevor er als werktätiger Helfer der österreichischen Nordpolfahrt und Mitbegründer gemeinnütziger Musteranstalten europäischen Ruf erlangte, war Graf Wilczek ein passionierter Jäger. Auf seinen Weidmannszügen zog ihn das Volks-





Eugen Bracht: Sommerabend  
(Zum Tffay v. Hans Reichenhagen).



tum der Äpler stets besonders an, in deren Brauch und Kunst viel von der frischen, farbigen Kultur des Mittelalters nachlebt und nachwirkt. Seine Pürschgänge wurden Studiengänge und die Eindrücke, die er auf ihnen empfing — bekennt er in dem Geleitworte einer Neuauflage des „Jagdbuches“ Kaiser Maximilians — hätten ihn dem Verständnis für die Zeit, welche dieses Buch beschreibt, näher gebracht. Denn wieder geriet er hier in den Bannkreis des teuren Fürsten Maximilian, dieser idealen Jägergestalt und eigentlich typischen Kaisergestalt der Alpen.

Damit war seinem Sammeln Weg und Ziel gewiesen. Nicht als altdeutscher Sonderling hat der Graf eine Karitätenkammer angelegt und nicht als künstlerischer Feinschmecker aus den aufgehäuften Altertümern ein Privatmuseum sich hergerichtet. Denn so viele Erwerbungen durch Gewähltheit und Bedeutung hervorragten, das künstlerische Interesse war nicht immer ausschlaggebend. Es waren goldene Zeiten für die Sammler, die fünfziger und sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Ganze Gattungen heute viel begehrter Altsachen, etwa deutsche Holzschnitzereien und Eisenarbeiten des XV. und XVI. Jahrhunderts, standen noch wenig beachtet zur Seite. Versunkene Schätze gab es zu heben, dem Untergange oder der Verschleppung preisgegebene Werke zu retten. Das Finderglück des Grafen mußte die Gunst der Lage trefflich auszubenten. Was solcherart unter seinen Händen zusammenfloß, rundete sich allmählich zu einem vollständigen Kulturinventare des Spätmittelalters ab, zu einem Bilde aus deutscher Vergangenheit, dem an Reichtum und Geschlossenheit nur wenige auswärtige Nationalmuseen standhielten. Dieses Bild verlangte nach einem Rahmen von ebensolcher Echtheit, die obdachlose Kunst Habe nach einer vertrauten Heimstätte. Es war nun ein lockendes aber kühnes Wagnis, eine solche auf den Trümmern Kreuzensteins zu gründen, der vielumstrittenen Prachtfeste, die einst ein Lehen des Altgrafen Niklas von Salm, des Türkenhelden von 1529, dann im dreißigjährigen Kriege (1645) von Torstensson in die Luft gesprengt, nach weiteren wechselvollen Schicksalen zum Steinbruche herabgesunken war.

In seiner Pietät für mittelalterliche Empfindungswerte ist Graf Wilczek sonst ein abgeflagter Gegner moderner Restaurationen und Imitationen. Er weiß, daß jeder noch so stilvolle Um- oder Ausbau das Beste einer Ruine zerstört: die historische Stimmung. Demgemäß verhält er sich durchaus ablehnend gegenüber allen weiterausgreifenden Erneuerungen, von einem Restaurierungsattentate, wie es dem Otto-Heinrichs-Bau in Heidelberg zugebracht war, zu schweigen. Denn, wie

der liegen gebliebene Torso eines Bildwerkes in der Regel keine Zutat oder Fortsetzung von fremder Hand verträgt, so fallen Herstellungsbauten, selbst, wo sie sich auf Originalentwürfe stützen, selten künstlerisch befriedigend aus. Vom alten Kreuzenstein war aber außer hochromanischen Teilen der Ringmauern, einem Rumpf des Ostturmes und Resten der spätgotischen Burgkapelle nicht viel Ursprüngliches mehr erhalten. An Anzeichen, Spuren und Baunachrichten fehlte es indes nicht völlig, wie das Burgbild — halb Wehr-, halb Wohnbau — bis zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts sich entwickelt haben mochte. Die Aufgabe war also, innerhalb der gegebenen Bedingungen eine bewußte Neuschöpfung, ein individuelles Kunstwerk hinzustellen. Wie gut wurde gleich die Gelegenheit des Ortes ausgenutzt, der Bauplatz selbst. Dieses unregelmäßige Plateau des Leißfergebirges, auf dem die gewaltigen, ruhigen Massen der Burg in ihrer reichen Gruppierung und schneidigen Silhouette wie ein Naturgebilde uns entgegenwachsen, wenn sie hoch über dem Stromufer aus dunklem Nadelgehölz auftauchen. Wie glücklich lösen sich die Kontraste im Gesamtbilde, wie originell sind Vorwerke, Zinnenmauern, Torturm, Wehrgang zusammengestimmt mit dem Burgferne, der Kapelle, den Wohn- und Saalgebäuden, endlich den mächtigen Vergfried. In der Verteilung der Massen und Akzente herrscht der spezifisch gotische Rhythmus, jene eigentümliche Kurvenpoesie, die gerade durch die Verschiebungen der Symmetrie und des Gleichgewichts uns so malerisch anheimelt. Und sie geht auf und nieder durch den ganzen Bau. Echte, alte Werkstücke oder getreue Nachbildungen sind durch geistvolle Verbindungen zusammengeschlossen, die sich von der Trockenheit einer doktrinären Schulgotik freihalten, aber bis zum letzten Fensterprofil den Charakter des Stils bewahren. Nur einer jahrzehntelangen Hingabe an das gotische Bauideal, nur einem starken künstlerischen und persönlichen Willen konnte eine in allen Teilen so gleichgewichtete Leistung gelingen. Der frei auslugende Erker (das „Chörlein“) des Torturmes beispielsweise mußte sich mehr als eine Verletzung gefallen lassen, bis er sich so fein wie heute der Umrisslinie des Ganzen einfügte. Die Arkaden des „Kaschauer Ganges“ mit ihren Giebelwimpergen, gekuppelten Fialen und der durchbrochenen Maßwerkbrüstung darüber können in der altherwürdigen Kathedrale Oberungarns nicht besser gewirkt haben, als im Kreuzensteiner Burghofe. Ein monumental-dekoratives Prunkstück ersten Ranges ist ferner die Halle an der Südseite, die sich durch eine Vogenstellung in einen weiten, säulengetragenen, in hoher Blendnische liegenden Söller öffnet.

Die altvenezianische, zu einem Tische umgestaltete Brunnenmündung vorne, der spätgotische Grabstein aus dem Salzburgischen an der Westwand und die in die Ecke eingebaute Wendeltreppe erhöhen den eigenartigen Reiz dieser Loggia. Die „Schnecke“ ist von dem Bauherrn selbst komponiert, der überhaupt nicht bloß gelegentlich Details gezeichnet, sondern als sein eigener Bauleiter und oberster Werkmeister in den ausführenden Architekten, dem phantasievollen Karl Gangolf Kayser (gest. 1895) und Walcher v. Woltheim, vielfach nur Nebenmeister gesehen. Auch seine technischen Mitarbeiter, Steinmessen, Schmiedekünstler, Zimmerleute und Holzschnitzer hat Graf Wilczek in einer Art familiärer Kunstschule und Baubruderschaft sich erst herangezogen. Daher die Abwesenheit aller Schablonenarbeit, das Gepräge des organisch Gewordenen, allmählich Weitergebildeten, harmonisch Angealterten, das die einzelnen Bauteile zwanglos ineinander übergehen läßt.

Derselben einheitlichen Eingebung verdankt das Innere der Burg seine brillante dekorative Wirkung. Als Sanktuarium des Hauses hebt sich mit einem vollen polychromen Farbenakkorde die Kapelle feierlich und bedeutsam heraus. Bei den übrigen Räumen ist die Gefahr glücklich vermieden, die „Kirche ins Zimmer“ zu übertragen. Der imposante Saal mit den gewundenen Reihungen seines reich gestriekten Netzgewölbes — eine Reminiscenz an den Wladislawsaal der Prager Burg —, die fröhliche, ganz weibgerecht ausgestattete Jagdkammer, die ernste Bibliothek mit den rotmarmornen Mittelsäulen (nach Mustern der Feste Hohensalzburg) und den Gewölbemalereien Hans Schwaigers, des originellen böhmischen Meisters, sind Innenräume von jener harmonischen Durchbildung mehr optischer als organisch-struktureller Natur, mit der die endende Gotik schon in die Renaissance hinüberleitete. Das künstlerische Mittelalter war eben auch im Norden mindestens um zwei Generationen früher abgelaufen als das geschichtliche. In dieses versetzen uns wieder das schlicht aber würdig behandelte Archiv, die trauliche Pfaffenstube mit dem zierlich geschnitzten Pförtchen, der Balkendecke samt Durchzug (aus Nürnberg) und dem Tiroler Eisenofen, die Glöcknerstube im großen Turme, endlich das Parzival- und Badezimmer mit ihren liebenswürdigen Schildereien im Geiste und in der Technik frühmittelalterlicher Fresken von dem Münchener Maler Max v. Mann — durchwegs wahre Kleinodien einer verständnisvoll erneuten Zimmergotik. Zwischendurch schiebt sich eine Flucht von Gelassen, die in ihren lauschigen, warmen Ecken, geschützten Winkeln und mannigfachen

Treppenwizen nicht weniger das Behagen der alten Wohnkunst atmen. Zu einer individuell-gemütlichen Gestaltung der Räume drängten hier schon die individualistischen Spätformen der Gotik, die in den Holzverschalungen, im Mobiliar und der sonstigen Ausstattung überwiegen. Die Burg ist eben keine Kulissenarchitektur, sie ist nicht als Theaterprospekt, als „Stimmungsmärchen“ gedichtet, wie man seltsamerweise immer wieder liest, sondern aus einem praktischen Bedürfnisse von innen nach außen gebaut, als Behälter und Gehäule eines bestimmten Inhalts.

Wie der Sammler gerade bei Geräten leicht der Versuchung unterliegt, Fehlendes zu ergänzen, aus alten Bruchstücken ganze Interieurs herzustellen — so hat hier eine im Nachschaffen neuformende Phantasie den Sachbesitz der Vorzeit auf seinen mütterlichen Boden, in seine angestammte Umgebung zurückversetzt, ihn nochmals eingepaßt in ein lebendes Ganze. Sorgsam ist dabei allen Stilmäßen, einer süßlichen „Düssenseibenlyrik“ aus dem Wege gegangen: in der Einrichtung und Anordnung der Gegenstände prägt sich nur die Freude am Charakteristisch-Schönen und eine intime Spezialkenntnis des deutschen Burgenlebens aus, dessen „Zeug und fahrende Habe“ man hier bis in die letzten Einzelheiten einer spätgotischen Küche beisammen hat. Was uns am Hausrate der Spätgotik, besonders an den Schreinerarbeiten fesselt, ist nicht zuletzt die tief innerliche Verwandtschaft ihrer vielgestaltigen Formen und ihrer naturalistischen Ornamentik mit dem deutschen Walde. Kaum irgendwo ist denn auch die Gotik fester geworden, als in den deutschen Gebirgsländern. In ihrer Spät- und Nachblüte, als Deutschrenaissance, hat sie sich im Vorne der Volkskunst geradezu verjüngt und man weiß, welcher Schätze jeder Art vaterländischen Gewerbes Kaiser Mar gewesen. In den Donauauen bei Kreuzenstein hat Maximilian öfters gejagt. Würde er heute von einem solchen „lustig gejaidt“ in der Burg einkehren, so hätte er nicht nur die reichbesetzte Kustkammer, den Stolz des gräflichen Sammeleifers, zu bewundern und unter anderen persönlichen Andenken seine wohlerhaltene Drehbank, ein Geschenk der Tiroler Landstände, zu begrüßen, er würde auch sonst sich bald heimisch fühlen in der „vernewerten“ Feste: ist er doch ihr unsichtbarer Hausherr.

Damit ist schon gesagt, daß es sich in Kreuzenstein um etwas anderes handelt, als um ein großartiges kulturgeschichtliches Museum. Freilich wäre auch ein solches nichts Kleines als Ersatz des in Österreich fehlenden Cluny und als Protest gegen das mechanische Zusammenreihen toter Kunstwerke, das in den meisten öffentlichen Sammlungen noch als

wissenschaftliches System vorherrscht. Und es ist ferner klar geworden, wodurch die Burg von bloßen Stillkopien wie etwa den bayerischen Königsschlössern Ludwigs II. sich unterscheidet. Eine seltene Anempfindungs- und Durchbringungskunst hat hier das Übernommene selbstständig umgewertet und die Entwicklungsfähigkeit der gotischen Formen neuerdings dargetan. Diese spontane Weiterbildung einer künstlerischen Ausdrucksweise, die in die Volksphtasie, in unsere Volksgeschichte sich eingelebt hat, gibt Kreuzenstein seine bleibende Bedeutung. Ihr verdankt die Burg auch die Teilnahme Kaiser Wilhelms II. am Fortgange und Abschlusse der mehr als dreißigjährigen Arbeit, der er gelegentlich seines Besuches im Juni 1906 bewundernden Ausdruck gegeben.

Die romantische Gotik war auf der Suche nach einem geometrisch-konstruierbaren Normalsysteme — noch Semper spricht von einer „steinernen Scholastik“ — rasch in akademischer Nüchternheit erstarrt. Und zwar nicht bloß in Deutschland. Auch die Gotik eines Viollet-le-Duc scheint uns heute aus dem Ankersteinbaukasten geholt. Rücksichtslos gegen jedes provinzielle Herkommen, hatten diese Puristen sich eine Allweltsgotik zurechtgelegt, und die Spätgotik folgerichtig als „schlechte Zeit“, als Entartung verworfen. Gleichwohl hatte der Stil auf deutschem Boden erst im sinkenden Mittelalter sich recht gefunden, wie die Mannigfaltigkeit nationaler Besonderheiten und lokaler Spielarten beweist, in die er, zumal in den Grenzgebieten, auseinanderstrahlte. Dieser mit Nachdruck betonte Stammescharakter, die autochthone Note ist das Allerbeste und das Allereigenste, was in Kreuzenstein geleistet wurde. Nur mit ihrer Hilfe gelang es, Stimmung und Farbe, die ganze Atmosphäre der maximilianischen Zeit in so unvergleichlicher Weise einzufangen, daß man ein spätgeborenes Werk originaler Heimatskunst vor sich zu haben meint, ein Gesamtkunstwerk, in dem die Triebkraft der Gotik noch einmal von der Wurzel herauf ausgeschlagen hat.

Liegt in diesem Erfolge nicht ein Wink auch für die jüngste Kunstbewegung, die unter dem Feldgeschrei „Los von der historischen Richtung“ sich so oft der Nachahmung zeitlich und örtlich entlegener Kulturen, ja Halbkulturen in die Arme wirft? Nicht umsonst hat ja zum Beispiel der moderne englische Möbelstil an die strenge, aber einfach-gesunde Eigenart der Gotik öfters angeknüpft. In der Tat könnten die modernen Versuche, das künstlerische Gewerbe dem Fabrikbetriebe zu entreißen und wieder auf Persönlichkeiten zu stützen, von Unternehmungen wie Kreuzenstein Mancherlei lernen. Haben doch, indes die Kunst von heute meist

nur in Luxusäußerungen wirkt, selbst die handwerklichsten Schöpfungen einen unverwüßlichen Reiz: nicht allein die zwecklichere Materialbehandlung, auch das Mark deutschen Lebens spricht uns aus ihnen an.

Durch die aristokratische Kultur in Österreich geht sonst ein starker französischer Einschlag. Wenn die Schönheitssympathien des Grafen Wilczel sich dem deutschen Mittelalter zugewendet haben, so hat sein nationales Bewußtsein daran nicht weniger Anteil wie sein historischer Standesgeist. Aber seine Leidenschaft für die Vergangenheit ist nicht gleichbedeutend mit einer Reaktion für die Gegenwart. Kein gotischer Mensch, sondern ein Mann, der mit beiden Füßen in seiner eigenen Zeit steht, mit ihren bewegenden Ideen Fühlung hat, ist er weit davon entfernt, im stahlblinkenden Helm und Harnisch zu seinen Ahnenbildern sich malen zu lassen. Mit seinem weiten und freien Blick wird er den Größten aller Völker ebenso gerecht wie den Forderungen der lebenden Kunst. Nur, daß sein geschärftes Wertgefühl für das Echte ihn abhält, das viele Falsche und Gemachte in ihr zu überschätzen. Den Meistern der deutschen Renaissance ist Kaiser Maximilian mehr Anreger als eigentlicher Schutzherr gewesen. Ebenso hat Graf Wilczel häufiger als Mentor und Freund namhafter Künstler in die neueste österreichische Kunstgeschichte eingegriffen als durch Aufträge und Bestellungen. Aber er schenkte ihr ein Höheres, für das sie ihm Dank schuldet: seine gewinnende Persönlichkeit, das Bild einer Vollnatur, eines wahrhaft adeligen Edelmannes. Und damit reicht er als „Ritter vom Geiste“ unserer Tage, über die Jahrhunderte hinweg, wahlverwandtschaftlich dem „letzten Ritter“ die Hände.<sup>\*)</sup>

---

<sup>\*)</sup> Aus der Literatur über Kreuzenstein sei neben einer historischen Skizze J. Paukert's in der „Topographie von Nieder-Österreich“ (Sonderabdruck, Wien 1899) eine vorzügliche Würdigung der damals noch unvollendeten Burg von dem seither leider aus dem Leben geschiedenen Architekten Camillo Sittte, dem Verfasser des vielgelesenen Buches „Der Städtebau“ in der Monatschrift „Kunst und Kunsthandwerk“, I (Wien 1898) hervorgehoben. — Unseren Illustrationen liegen bisher unveröffentlichte Aufnahmen aus einer umfassenden Bilderserie des Hofphotographen W. Burger in Wien zu Grunde, dessen als Spezialität gepflegte Reproduktionen der Burg technische Vollkommenheit mit künstlerischem Geschmack verbinden.



## **Sermann Großmann: Bedeutung der chemischen Technik für das deutsche Wirtschaftsleben.**

Die chemische Industrie Deutschlands hat sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts außerordentlich rasch entwickelt, so daß sie nicht nur in verhältnismäßig kurzer Zeit fähig wurde, den deutschen Markt mit chemischen Produkten zu versorgen, sondern auch in stets steigendem Maße zum deutschen Exporthandel beitragen konnte. Auch das mit der chemischen Industrie eng verknüpfte deutsche Berg- und Hüttenwesen erlebte in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Periode schnellster Fortentwicklung; erfolgten doch in jener Zeit besonders auf dem Gebiet der Kohlen- und der Eisenindustrie und ihrer Nebenzweige, und bald darauf auf denen des Kalibergbaus jene zahlreichen industriellen Gründungen und der weitere Ausbau älterer, anfangs nur kleinerer Unternehmungen. Berg- und Hüttenwesen war allerdings in Deutschland schon in den vergangenen Jahrhunderten zu einer gewissen Blüte gelangt. (Es sei an den Silberbergbau des Harzes, an die Kupfergewinnung in der Grafschaft Mansfeld, an die Förderung von Erzen aller Art im sächsischen Erzgebirge und speziell von Arsenerzen im Olsagebirge erinnert.) Aber man kann wohl mit Recht behaupten, daß in der Zeit von 1850 bis zur Gegenwart die Fortschritte auf diesem Gebiet, begünstigt vor allem durch die Entwicklung der chemischen Technik und der andern technischen Wissenschaften, die a l l e r f r ü h e r e n Perioden weit hinter sich lassen. Aus einem ehemaligen Importland f a s t a l l e r R o h s t o f f e und der wichtigsten Fabrikate der chemischen Industrie ist Deutschland so nach und nach eins der ersten Exportländer für chemische Produkte geworden. So hat sich besonders unser Verhältnis zum englischen Markt in dieser Hinsicht vollständig geändert. Die auch heute noch sehr bedeutende Einfuhr von Rohstoffen ist als eine tatsächliche Bereicherung der nationalen Volkswirtschaft anzusehen, denn diese notwendige Einfuhr dient, abgesehen von dem gewaltig gestiegenen eigenen Konsum, vor allem zur Erzeugung wert-

## Bedeutung der chemischen Technik      H. Großmann

voller Fabrikate bezw. Raffinerieprodukte, die nur zum Teil im Inland verbraucht werden, zum Teil aber auch in veredelter und demnach wertvollerer Form in das Land der Rohstoffproduktion wieder zurückkehren. Den Exportwert aller chemischen Waren heute zu berechnen, ist unmöglich geworden, einerseits weil der Begriff der chemischen Industrie als solcher der scharfen Bestimmtheit und Begrenzung überhaupt ermangelt, andererseits weil durch die im Jahre 1906 erfolgte Änderung der deutschen Zollgesetzgebung die chemischen Produkte in der Handelsstatistik ganz wesentlich verschieden gegenüber den früheren Perioden behandelt worden sind. Um aber wenigstens einen ungefähren Anhalt dafür zu gewinnen, wie die chemische Industrie im Laufe der letzten 20 Jahre sich zu einer bedeutenden Exportindustrie entwickelt hat, mögen aus den früheren vergleichbaren Statistiken für die chemische Industrie nur folgende Zahlen angeführt werden, die sich auf die Ein- und Ausfuhr an Rohstoffen und Fabrikaten beziehen:

	Rohstoffe		Fabrikate	
	Einfuhr Mill. M.	Ausfuhr Mill. M.	Einfuhr Mill. M.	Ausfuhr Mill. M.
1880	111,7	36,9	102,3	200,2
1890	149,9	32,6	111,9	242,1
1895	168,9	37,2	110,9	301,7
1900	218,4	45,2	113,0	352,4
1905	290,6	66,5	140,4	475,8

Die frühere Handelsstatistik verstand unter Rohstoffen im allgemeinen Sinne

- a) die eigentlichen Rohstoffe der chemischen Industrie,
- b) die Drogen zum Medizinalgebrauch und zu Parfümerien,
- c) Harze aller Art, Abfälle zur Leimfabrikation,
- d) Gär- und Klärmittel,
- e) rohe Farbmaterialeien,
- f) Farbstoffe.

Die Gruppe Fabrikate umfaßte: a) chemische einfache Stoffe, Basen, Säure und Salze, b) Äther und ätherische Öle, Arzneien und Parfümerien, c) Harzöle, Firnisse, Lacke und Klebstoffe, d) Sprengstoffe und Zündwaren, e) Pech, Teer und Teerdestillate, f) Schreib-, Zeichenmaterialien, Farbwaren.

Wie man es aus der Tabelle sieht, hat seit 1880 die Einfuhr chemischer Rohstoffe zwar gewaltig zugenommen, aber in noch viel höherem

## H. Großmann: Bedeutung der chemischen Technik

Grade ist die Ausfuhr gewachsen. Nimmt man an, daß der Wert der von der gesamten chemischen Industrie erzeugten Produkte heute etwa  $1\frac{1}{2}$  Milliarden jährlich beträgt, so ergibt sich, daß mindestens  $\frac{1}{3}$  der Gesamtproduktion auf den Absatz an das Ausland angewiesen ist. Diese Zahl von  $1\frac{1}{2}$  Milliarden Mark gründet sich auf die im Jahre 1897 vom Reichsamt des Innern veranstaltete Produktionsstatistik, welche einen Gesamtwert von 947,9 Millionen Mark laut amtlicher Ermittlung ergab. Allerdings ist diese Statistik nicht auf alle Zweige der chemischen Industrie ausgedehnt worden, aber sie bleibt mangels anderer zuverlässiger Produktionserhebungen der einzig sichere Rückhalt für alle solche Schätzungen. Die Tatsache, daß die chemische Industrie Deutschlands und speziell einzelne Zweige derselben auf den ausländischen Absatz angewiesen sind, erklärt es, weshalb diese Industrie ein natürliches großes Interesse an gesicherten Zollverhältnissen im Verkehr mit dem Auslande haben muß. Sie gibt uns aber auch gleichzeitig die Gewähr, daß selbst bei einer zeitweise verringerten Aufnahmefähigkeit oder Aufnahmewilligkeit des Auslandes unsere chemische Industrie doch einen festen Rückhalt an dem heimischen Konsum hat, der auch heut noch einer starken Steigerung fähig ist, wie die Entwicklung der letzten Jahre gezeigt hat.

Es wird heute, wo die wirtschaftliche Konjunktur von der Höhe der Jahre 1905 bis 1907 herabgesunken ist, vielfach die Frage erörtert, wie sich die fast bis zum Ende des Jahres 1907 im allgemeinen als gut zu bezeichnende Lage der chemischen Industrie in Zukunft gestalten wird, ob der vielfach sehr verstärkte Zoltschutz des Auslandes unseren Export in einer Weise wird schwächen können, so daß ein starker Rückgang der Industrie eintritt, ob schließlich sich die von manchen vorher prophezeiten ungünstigen Folgen der Handelsverträge für Deutschland sich etwa schon jetzt bemerkbar gemacht haben.

Um diese Fragen prüfen zu können, müssen wir unser Augenmerk auf die einzelnen Zweige der chemischen Industrie richten, wir gewinnen dadurch zugleich auch bis zu einem gewissen Grade eine Übersicht über die volkswirtschaftliche Bedeutung eines jeden Spezialzweiges. In der folgenden Tabelle, welche dem Bericht der Berufsgenossenschaft der chemischen Industrie für 1906 entnommen ist, sind für jeden Industriezweig die Zahl der Betriebe und die Zahl der beschäftigten Vollarbeiter und der versicherten Personen aufgeführt. In der letzten Kolonne ist endlich die Zahl der beschäftigten und versicherten Personen besonders berechnet worden, welche auf einen Betrieb kommen.

Gruppe der chemischen Industrie	Anzahl der Betriebe	Anzahl der versicherten Personen	Zahl der versicherten Personen in einem Betrieb
Salinen . . . . .	32	2 178	68
Chemische Großindustrie . . . . .	231	24 986	108
Sonstige chemische Präparate . . . . .	888	32 300	36
Apotheken . . . . .	68	443	6
Farbmaterialien . . . . .	335	12 722	37
Bleistifte . . . . .	38	356	9
Anilinfarben . . . . .	27	22 398	829
Sonstige Steinkohlenteerderivate . . . . .	71	5 141	72
Pulverfabriken . . . . .	51	2 488	48
Sonstige Explosivstoffe . . . . .	116	7 673	66
Zündwarenfabriken . . . . .	106	6 380	60
Abfuhr- und Desinfektionsanstalten . . . . .	64	595	9
Künstliche Düngestoffe . . . . .	273	9 184	33
Abdeckereien . . . . .	51	230	4
Holzkohlenfabriken . . . . .	46	568	12
Harz- und Pechgewinnung . . . . .	39	427	10
Talg- und Seifensiedereien . . . . .	825	9 510	11
Stearin- und Wachskerzen . . . . .	119	3 196	26
Kohlenteerschwelerei . . . . .	69	2 923	42
Leerbrennerei . . . . .	135	1 055	7
Ätherische Öle . . . . .	212	4 229	19
Firnisse und Ritze . . . . .	947	12 256	12
Dachpappenfabriken . . . . .	160	2 965	18
Gummiwarenfabrikation . . . . .	170	27 146	159
Imprägnierungsanstalten . . . . .	38	750	19
Mineralwässer . . . . .	3394	10 096	3
Summa:	8505	202 195	24

Der Großbetrieb über 50 Arbeiter ist also vor allem herrschend in der Industrie der Salinen, der Anilinfarbenfabrikation, der Industrie der Steinkohlenteerderivate, in der Pulver- und Explosivstoffherstellung, der Zündwarenfabrikation und in der Gummiindustrie. Der Kleinbetrieb unter 10 Arbeitern kommt vor allem in Betracht bei den Apotheken, welche ja keine eigentlichen chemischen Fabriken darstellen, bei der Herstellung von Mineralwässern, bei den Abdeckereien, der Leerbrennerei, der Harz- und Pechgewinnung, der Bleistiftfabrikation, und auch die Seifenfabrikation stellt im wesentlichen eine Industrie vor, in der der Kleinbetrieb überwiegt. Bei den anderen Industriezweigen ergeben sich Durchschnitts-

## H. Großmann: Bedeutung der chemischen Technik

zahlen, welche auf ein Vorrwägen der Mittelbetriebe hindeuten. Es besagt aber die Zahl der Arbeiter, welche auf einen Betrieb kommen, natürlich allein noch nichts, hinsichtlich der volkswirtschaftlichen Wichtigkeit der betreffenden Industrie, denn Unternehmungen, welche mit nur verhältnismäßig kleinem Arbeiterpersonal wertvolle Präparate herstellen, besitzen häufig eine größere wirtschaftliche Bedeutung als solche, die gewöhnliche Massenwaren produzieren, bei dieser Fabrikation aber viel Arbeitskräfte gebrauchen müssen.

Was die Rentabilität der chemischen Industrie anbetrifft, so schwankt dieselbe selbstverständlich in den einzelnen Jahren entsprechend der allgemeinen Konjunktur, sondern auch sehr erheblich in den einzelnen Fabrikationszweigen, welche untereinander, wie oben angedeutet, große Differenzen aufweisen. Die Rentabilität eines Unternehmens wird ja durch eine ganze Reihe von Momenten bestimmt: durch den Wert der Produkte, die Kosten des Betriebes, die Intelligenz und Erfindungskraft der technischen Leiter, die kaufmännischen Erfolge des Unternehmens, die Absatzmöglichkeit und durch die Verkehrsverhältnisse, durch die Lage des Arbeitsmarktes und beim Export durch die Konkurrenzfähigkeit des heimischen Produktes gegenüber dem ausländischen, wobei vor allem die Zollverhältnisse eine wichtige Rolle spielen. Naturgemäß lassen sich für die Rentabilität der gesamten Industrie nur *Durchschnittszahlen* geben, deren Wert erst bei einer Vergleichung mehrerer Jahresergebnisse hervortritt. Als bestes Vergleichsobjekt müssen die Ergebnisse der Aktiengesellschaften betrachtet werden, aus deren Bilanzen sich ein Bild des Geschäftsjahres gewinnen läßt. In der folgenden Übersicht sind die Durchschnittserträge der einzelnen Industriezweige für die Jahre 1904, 1905 und 1906 zusammengestellt:

	1904	1905	1906
Chemische Großindustrie . . . . .	8,66	8,92	9,25
Pharmazeutische und photographische Präparate . . . . .	9,67	9,35	9,98
Leerfarben . . . . .	11,68	13,54	16,72
Explosivstoffe . . . . .	10,40	11,96	12,65
Zündwaren . . . . .	5,21	5,82	5,83
Braunkohlen . . . . .	7,38	7,64	10,13
Düngemittel . . . . .	8,66	9,00	9,60
Gummiwaren . . . . .	8,02	7,05	7,38

Die Zahlen des Jahres 1906 stellen, wie sich aus der vorstehenden Übersicht ergibt, geradezu Rekordziffern dar. Auch während des Jahres 1907 hielt die günstige Entwicklung für die chemische Industrie als Ganzes betrachtet noch an, wenn auch naturgemäß die Schwierigkeit der Geld-

und Kreditverhältnisse, die zum Teil ganz gewaltigen Steigerungen der Rohstoffpreise und das allmähliche Abflauen der wirtschaftlichen Hochkonjunktur, besonders in der zweiten Hälfte des Jahres, sich in manchen Zweigen der Industrie unliebsam bemerkbar machten. Jedenfalls aber kann man bei Betrachtung der Import- und Exportzahlen des ganzen Jahres 1907 nicht sagen, daß die Stellung der deutschen chemischen Industrie im Kampfe mit den konkurrierenden Industrien des Auslandes irgendwie erschüttert worden sei. Dagegen sprechen vor allem auch die bis jetzt bekannt gewordenen Dividendenschätzungen für eine große Zahl von bedeutenden chemischen Aktienunternehmungen, welche auf eine recht günstige Rentabilität hinweisen. Wenn einzelne Zweige der Industrie, wie besonders die Kaliindustrie, die Seifen-, Bleiweiß- und Kohlen säureindustrie das verflossene Jahr 1907 nicht zu den erfolgreichen zählen werden, so lag das zum Teil an Verhältnissen, die ganz unabhängig von der Art der staatlichen Wirtschaftspolitik waren. Der Absatz an Kaliprodukten litt z. B. einerseits durch die ungünstigen Witterungsverhältnisse des Jahres 1907, andererseits wurde er durch den inzwischen ja glücklich beendeten Konflikt des Syndikats mit dem Schmidtmannschen Werk Sollstedt geschmälert, da das Ausland infolge der hierdurch verursachten und leider auch zur Zeit noch nicht vollständig behobenen Unsicherheit bezüglich des Weiterbestehens des Syndikats zu geringeren Abschlüssen an Kalisalzen sich veranlaßt sah. So hat auch der Absatz an Kaliprodukten aller Art im Jahre 1907 nur eine sehr geringe Steigerung erfahren, was um so bedenklicher ist, als im Jahre 1908 und in den folgenden Jahren eine nicht geringe Zahl neuer Werke an die Pforten des Syndikats pochen werden und durch ihre bloße Existenz von vornherein eine Schmälerung der Rentabilität der älteren Werke verursachen müssen.<sup>1)</sup>

Organisationsfragen haben auch die Gesundung der schon geraume Zeit in schlechter Lage befindlichen Seifenindustrie, wie die der Industrie der flüssigen Kohlen säure bisher verhindert, denn es ist bisher noch nicht gelungen, in diesen Industriezweigen ein festes Syndikat oder wenigstens eine Preiskonvention durchzusetzen, welche der ruinösen Preisunterbietung ein Ende hat machen können.

---

<sup>1)</sup> In den ersten Monaten des Jahres 1908 hat sich der Absatz an Kaliprodukten erfreulicherweise wieder gehoben, so daß die gegründete Hoffnung besteht, daß die Entwicklung der deutschen Kaliindustrie trotz der immer stärkeren Konkurrenz sich günstig gestalten wird.

## H. Großmann: Bedeutung der chemischen Technik

Ein genauer Vergleich der Ein- und Ausfuhrzahlen aller chemischen Produkte des Jahres 1907 ist durch die im Jahre 1906 erfolgte Änderung und weitgehende Spezialisierung des neuen deutschen Zolltarifs unmöglich geworden. Einmal, weil der neue Tarif erst am 1. März 1906 in Kraft trat, demnach zwei Monate des Jahres für sehr zahlreiche Produkte nicht in statistisch vergleichbarer Form vorhanden sind, andererseits weil naturgemäß in diesen beiden Monaten ein außerordentlich lebhafter Verkehr in Chemikalien stattfand. Wir müssen uns deshalb darauf beschränken, nur die Ein- und Ausfuhrzahlen derjenigen Hauptgruppen im neuen Warenverzeichnis hier ohne besonderen Vergleich mit den Vorjahren wiederzugeben, welche für die chemische Industrie von besonderem Interesse sind. Es sind dies besonders Abschnitt 2—4.

### Abchnitt 2.

#### Mineralisch-fossile Rohstoffe. Mineralöle.

	Einfuhr Mill. M.	Ausfuhr Mill. M.
A. Erden und Steine . . . . .	118,8	64,9
B. Erze, Schlacken usw. . . . .	331,8	25,7
C. Fossile Brennstoffe . . . . .	270,5	364,9
D. Mineralöle und sonstige fossile Rohstoffe . . .	127,4	10,2
E. Steinkohlen, Leer und Leerstoffe . . . . .	10,8	30,4
	<hr/> 859,3	<hr/> 496,1

### Abchnitt 3.

	Einfuhr Mill. M.	Ausfuhr Mill. M.
Zubereitetes Wachs, Fett und Fettsäuren, Paraffin und ähnliche Kerzenstoffe, Lichte, Seifen u. a. . .	18,2	30,1

### Abchnitt 4.

Chemische und pharmazeutische Erzeugnisse, Farben und Farbwaren.	Einfuhr Mill. M.	Ausfuhr Mill. M.
a) Chemische Grundstoffe, Säuren, Salze und andere Verbindungen chem. Grundstoffe . . .	193,0	196,9
b) Farben und Farbwaren . . . . .	19,1	241,0
c) Firnisse, Lacke und Ritze . . . . .	3,7	3,8
d) Äther, Alkohole, flüssige Öle, künstliche Riech- stoffe, Riech- und Schönheitsmittel . . . . .	45,9	23,9
e) Künstliche Düngemittel . . . . .	17,8	20,6
f) Sprengstoffe . . . . .	1,98	44,8
g) Chemische und pharmazeutische Erzeugnisse, ander- weitig nicht genannt. . . . .	23,8	65,8
	<hr/> 305,3	<hr/> 596,8

## Bedeutung der chemischen Technik      H. Großmann

Von den Spezialindustrien, welche im Jahre 1907 eine erhebliche Steigerung ihres Exports zu verzeichnen hatten, sei hier nur die Industrie der organischen Farbstoffe besonders hervorgehoben. So stieg die Ausfuhr an synthetisch gewonnenem Indigo allein von 11 165 Tonnen im Werte von 25,7 Millionen Mark im Jahre 1905 auf 16 354 Tonnen im Werte von 41,1 Millionen Mark. Anilin und andere Teerfarbstoffe wurden für 123,3 Millionen Mark exportiert, während der Import sich auf 5,5 Millionen Mark hielt, Alizarinrot und Anthracenfarbstoffe wurden für 20,9 Millionen Mark ins Ausland abgesetzt.

Die Einfuhr an synthetischen Farbstoffen kam der Hauptsache nach aus der Schweiz, wo sich in der Gegend von Basel eine blühende Industrie entwickelt hat, welche der deutschen Farbenindustrie leider aber zum Teil mit illoyalen Mitteln nicht nur im Inland, sondern auch auf dem Weltmarkt Konkurrenz macht. Die Möglichkeit hierzu bot das mangelhafte schweizerische Patentgesetz, das bis zu dem Erlaß des neuen Gesetzes am 1. Dezember 1907 überhaupt keinen Schutz chemischer Verfahren anerkannte. Erst unter dem Druck der deutschen Regierung ist auch dieses neue Gesetz schließlich zustande gekommen. Obwohl es auch heute noch einen *w i r k s a m e n* Schutz für chemische Verfahren nicht enthält, stellt es doch gegenüber dem früheren Zustand einen Fortschritt dar; allerdings kommt es den berechtigten Forderungen der deutschen Industrie noch immer nicht genügend entgegen. Auch England hat bekanntlich am 1. Januar 1908 eine Neuordnung seines Patentwesens vorgenommen, mit der nur wenig verhüllten Absicht, die deutsche Farbenindustrie zu schädigen und künftig eine eigene Industrie im Lande großzuziehen. Einen Vorteil wird England durch diese Neuregelung dadurch haben, daß die großen deutschen Farbwerke sich genötigt sehen werden, in England selbst zu fabrizieren, aber ob dieser Vorteil auch den englischen Industriellen zugute kommen wird, das scheint doch sehr unwahrscheinlich.

So skizzenhaft die Schilderung der chemischen Technik in ihrer Bedeutung für das deutsche Wirtschaftsleben in dem Rahmen eines kurzen Aufsatzes naturgemäß nur sein konnte, so ergibt sich doch schon aus diesen Ausführungen die Notwendigkeit für den Staat, dieser Industrie, soweit es geht, Pflege und Förderung zu gewähren. In voller Erkenntnis dieser Tatsachen haben deshalb die deutschen Regierungen an den Universitäten und noch mehr an den technischen Hochschulen große Aufwendungen für



## H. Großmann: Bedeutung der chemischen Technik

die Zwecke des chemischen Unterrichts in reiner und angewandter Chemie gemacht. Mit Recht hat auch Geheimrat Wichelhaus, der derzeitige Leiter des technologischen Instituts der Universität Berlin, seiner Zeit darauf hingewiesen, daß alles, was seit Liebig's Zeiten für den Unterricht in Chemie von Staats wegen aufgewandt wurde, ein vortrefflich angelegtes Kapital darstelle. Wenn nun von sozialistischer Seite gesagt worden ist, daß dies alles nur wenigen Kapitalisten zugute käme, so wird man eine solche Auffassung als ebenso schief wie ungerecht ansehen müssen. Wir brauchen hier gar nicht die allgemeine kulturelle Bedeutung der Chemie für die Wissenschaft und die Technik im einzelnen besonders zu schildern, um zu erkennen, wie die Fortschritte auf chemischem Gebiet stets zum Wohl der ganzen Menschheit beigetragen haben. Es sei hier nur an die so engen Beziehungen der Chemie und der Medizin erinnert, welche wohl ein jeder in ihrer Gesamtwirkung als unendlich heilsam aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat.

Was die Lage der chemischen Arbeiter anbetrifft, so muß hier besonders darauf aufmerksam gemacht werden, daß die in weiteren Kreisen sehr verbreiteten Anschauungen über die große Schädlichkeit aller chemischen Betriebe für die Gesundheit und das Leben der Arbeiter häufig sehr übertrieben sind. Selbst ein sozialpolitisch so linksstehender Mann wie Dr. Weill-Charlottenburg sagt in seinem Handbuch der Gewerbekrankheiten:

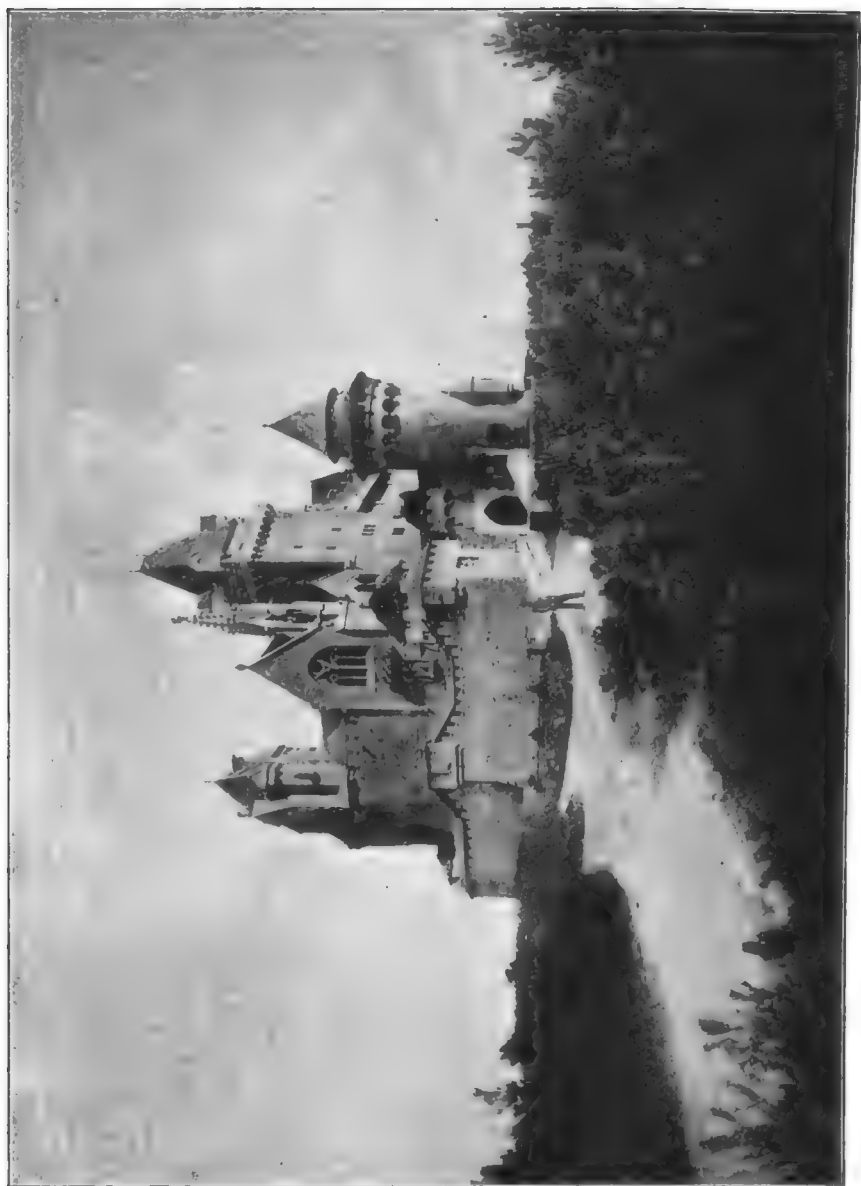
„Wenn man sieht, wie es gelungen ist, die Schädigungen der Arbeiter auf ein verhältnismäßig geringes Maß herabzudrücken, so stehen wir staunend vor den Errungenschaften der Altbefiegerin Technik. Ärzte und Hygieniker sind es auch hier gewesen, die der Technik die Aufgabe gestellt haben, Leben und Gesundheit der Arbeiter zu schützen. Weitblickende Fabrikanten aber bewilligten ebenso sehr aus Humanität, wie aus wohlverstandenen eigenen Interesse die beträchtlichen Mittel zur Beschaffung von Wohlfahrts Einrichtungen.“ Auch in ihrer Fürsorge für das Wohl der Arbeiter steht die deutsche chemische Industrie übrigens erfreulicherweise an der Spitze der Kulturvölker, es sei dies besonders hervorgehoben, da ein näheres Eingehen auf die Sozialpolitik der chemischen Industrie der Raum dieses Aufsatzes verbietet.

Betrachten wir zusammenfassend die Entwicklung und derzeitige Lage der deutschen chemischen Industrie, so finden wir ein ständiges Vorwärts-

## Bedeutung der chemischen Technik      H. Großmann

schreiten auf dem Wege der verbesserten Technik, des gesteigerten Absatzes und verständnisvoller Sozialpolitik. Es steht zu hoffen, daß auch die teilweise ungünstigen Wirkungen der neuen Zolltarife sich nicht in der Stärke geltend machen werden, daß eine Erschütterung der Großmachtsstellung Deutschlands auf chemischem Gebiet eintritt und daß auch weiterhin das Urteil, welches Professor Haller (Paris) in seinem offiziellen Bericht anlässlich der Weltausstellung im Jahre 1900 fällte, Geltung behalte: *La prépondérance de l'industrie chimique allemande est un fait reconnu et indiscutable.*

Burg Kreuzen-  
stein: Westseite  
(Zum Essay von  
Robert Schaffny).



VERLAG  
UND  
BIBLIOTHEK  
Jahrgang  
1908



## W. Höpfner: Die Vorstrafen.\*)

Die Frage, wie den Mißständen, die sich aus der Befragung der Zeugen und Beschuldigten über frühere Bestrafungen ergeben, entgegengetreten werden könne, bedarf getrennter Untersuchung für die Zeugen und für die Beschuldigten.

I. Was die Zeugen betrifft, so ist zunächst unumwunden anzuerkennen, daß die Befragung derselben in öffentlicher Gerichtsverhandlung nach erlittenen Strafen ihre und ihrer Angehörigen gesellschaftliche und wirtschaftliche Existenz vernichten kann, und daß es sehr möglich ist, daß das Interesse an der Feststellung der Bestrafung hierzu in keinem Verhältnis steht, sei es, weil das Zeugnis überhaupt nicht wichtig ist, sei es wegen Geringfügigkeit der Angelegenheit, in der das Zeugnis geleistet wird, sei es, weil die Bestrafung so lange zurückliegt, daß sie Zweifel an der gegenwärtigen Glaubwürdigkeit des Zeugen überhaupt nicht rechtfertigt. Recht unerfreulich ist es auch, wenn schon minder schlimm, wenn bloß das Gefühl eines Zeugen, der vor langer Zeit sich einmal vergangen hat, verletzt wird; man denke an einen Fall, wie er vor einiger Zeit in der Presse berichtet wurde, daß nämlich einem 70 jährigen angesehenen Manne ein kleiner Holzdiebstahl vorgehalten worden sei, dessentwegen er als 15 jähriger Knabe eine geringe Strafe erhalten gehabt. Weiter ergibt sich aus der Befragung nach Vorstrafen in Fällen, wo der Makel in der Vergangenheit des Zeugen seiner Umgebung nicht bekannt ist, und infolgedessen der jetzige gute Ruf oder die Existenz auf dem Spiele steht, eine starke Versuchung zu unwahrer Aussage, und somit, da die Vernehmungen in der Regel eidlich sind, eine starke Versuchung zum Meineid. Auch muß die Befragung nach Vorstrafen eine sich öfters findende und durchaus begreifliche Abneigung, vor Gericht zu erscheinen und sich als Zeuge vernehmen zu lassen, steigern, und es wird sich die Möglichkeit nicht abstreiten lassen, daß geradezu Leute, die in einer Strafsache Auskunft geben könnten, sich nicht melden, um nicht als Zeuge vernommen und dabei vielleicht über ihre Vorstrafen befragt zu werden.

---

\*) Vergl. „Nord und Süd“ Heft 364 S. 25, Heft 367 S. 128, Heft 368 S. 273, Heft 369 S. 393, Heft 370 S. 154.

Ob es nun aber häufig ist, daß durch die Befragung der Zeugen nach Vorstrafen das Glück einer Familie vernichtet wird, indem er seine Vergangenheit enthüllt; ob häufig Meineidsprozesse aus ihnen hervorgehen; ob oft die Aufklärung von Verbrechen nicht gelingt, weil Leute, die etwas wissen, aus Furcht vor der Zeugenvernehmung sich nicht melden, auf diese Fragen wird sich schwer, jedenfalls nicht ohne längere, umfassende systematische Registrierungen begründete Antwort geben lassen. Man muß bedenken, daß jeder Fall, wo die bedauerliche Wirkung der Ruinierung einer Existenz eintritt, viel Aufsehen erregen wird, und dadurch leicht eine *vulgaris opinio* von der Häufigkeit solcher Fälle erzeugt werden kann, ohne daß sie den Tatsachen entspricht.

Auf der anderen Seite steht das Interesse an der Erforschung der Wahrheit, das gefährdet ist, wenn die Unglaubwürdigkeit des Falsches bekundenden Zeugen nicht aufgedeckt werden kann, steht insbesondere die Rücksicht auf den Schutz des Angeklagten, dem es nicht abgeschnitten werden kann, das Zeugnis des falschen Belastungszeugen durch den Nachweis seiner Unglaubwürdigkeit zu entkräften. Falsche Belastungszeugnisse sind wohl die häufigsten Ursachen der Verurteilung Unschuldiger. Man wird sich nicht verhehlen dürfen, daß dies letztere Interesse in allen Fällen, wo die Beschuldigung die Ehre berührt, ein noch bedeutsameres ist, als dasjenige des bedauernswerten Zeugen, der genötigt wird eine unrühmliche Vergangenheit zu offenbaren. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Frage nach Vorstrafen viel häufiger in solchen Fällen gestellt werden wird, wo die Bestrafung noch im Gedächtnis der Umgebung des Zeugen fortlebt, als in solchen, wo der Zeuge allgemein als unbescholten gilt, und es fragt sich nur, ob diese letzteren — die beklagenswerten — Fälle häufiger sein werden, als diejenigen, wo die Unglaubwürdigkeit eines Falsches bekundenden Zeugen durch die Befragung dargetan wird, und zwar um so viel häufiger, daß das an sich höhere Interesse des Schutzes des Angeklagten vor dem Interesse des Zeugen zurücktreten müsse. Ich sehe nicht die Möglichkeit ab, diese Frage zu bejahen. So muß denn m. E. das Interesse des Angeklagten, als das an sich höhere, unbedingt gewahrt werden.

Was kann nun von diesem Standpunkt aus zum Schutz des Zeugen geschehen?

1. Zunächst kann darauf hingewirkt werden, daß Richter und Staatsanwalt nicht aus eigener Initiative zwecklos die Zeugen über Vorstrafen befragen. Darauf kann hingewirkt werden durch Ver-

fügungen von oben her, die von Zeit zu Zeit zu erneuern sind, bis sie sich wirklich eingelebt haben. Mehr vielleicht noch dadurch, daß die Presse immer wieder und wieder auf etwaige schlechte Gepflogenheiten der Gerichte und die daraus erwachsenden Mißstände hinweist. Es gilt ja nicht einem bösen Willen entgegenzutreten, sondern nur die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung der Sache hinzulenken und zu bewirken, daß jeder Richter und Staatsanwalt sich darüber klar ist, einerseits, wie verantwortungsvoll die Frage nach den Vorstrafen ist, andererseits, was für Vorbestrafungen denn überhaupt geeignet sind, die Glaubwürdigkeit des Zeugen zu erschüttern. Es darf nicht sein, daß ein Beamter den Zeugen über erlittene Bestrafung befragt, bloß weil er meint, daß das zu einer gewissenhaften Vernehmung gehöre. Wenn es hier und da vorkommen sollte, daß die Frage nach der Bestrafung schematisch gestellt wird, so muß zur Entschuldigung der betreffenden Beamten gesagt werden, daß das Gesetz in gewissem Grade zu schematischer Fragestellung verführt, indem es einige Personalfragen bindend vorschreibt, die, wie die Frage nach dem Alter, in der Mehrzahl der Fälle, oder, wie die nach der Religion, fast ausnahmslos überflüssig sind. Bezüglich der Frage nach erlittenen Strafen hat aber der Gesetzgeber sehr geflissentlich es unterlassen, die Befragung vorzuschreiben; die Motive zur St.-P.-O. bemerken, daß die sog. Generalfragen in vielen Fällen überflüssig seien, andererseits ein Zeuge, der in der Sache selbst zu einem falschen Zeugnis entschlossen sei, schwerlich bei Beantwortung der Generalfragen dasjenige offenbaren werde, was einen Schluß auf seine Unglaubwürdigkeit gestatten würde, und daß deshalb die Fragen über Umstände, die die Glaubwürdigkeit des Zeugen betreffen, insbesondere erlittene, kriminelle Strafen, dem Ermessen des Richters überlassen sein sollen. Demgegenüber ist allerdings zu sagen, daß unwahre Angaben über Bestraftsein, bloß um bei der falschen sachlichen Aussage nicht unglaubwürdig zu erscheinen, doch wohl nicht als das Wahrscheinliche zu vermuten sind. Dazu ist die Gefahr einer Überführung des Meineids bei diesem Punkt doch zu groß. Aber welche Beurteilungen sind denn nun eigentlich geeignet einen Zeugen, dessen Aussage nicht innerlich unglaubhaft ist, für unglaubwürdig zu erklären? Das sind im allgemeinen Beurteilungen wegen Eidesdelikten, auch wohl wegen falscher Anschuldigung, wegen Verleumdung. Hingegen kann man nicht allgemein sagen, daß die Beurteilung wegen eines schweren Delikts unglaubwürdig macht. Stellt man sich vor, daß ein Zeuge, dessen Aussage zur Sache an sich

keine Bedenken erweckt, der auch nicht erkennbar irgendwie am Ausgang der Sache interessiert ist, bekannt hat, einmal wegen Totschlags oder eines Sittlichkeitsverbrechens bestraft zu sein, so wird man sich daraufhin doch kaum entschließen können, zu sagen: das Zeugnis ist unglaubwürdig. In solchen Fällen kann die Befragung schaden, ohne etwas zu nützen. Ein gewisses Mißtrauen wird öfters am Platz sein gegenüber schwer vorbestraften Entlastungszeugen, indem der Gedanke der Bestechung des Zeugen ernstlich in Betracht kommt. Zutreffend bemerkt Löwe in seinem Kommentar zur St.-P.-O., daß auch der Umstand, daß ein Zeuge gerade wegen einer strafbaren Handlung derselben Art verurteilt worden ist, wie die den Gegenstand der Untersuchung bildende ist, die Glaubwürdigkeit des Zeugnisses in Frage stellen kann, z. B. wenn für einen des gewerbmäßigen Wilderns Angeklagten ein Entlastungszeuge auftritt, der wegen gleichen Vergehens bestraft ist. — Wenn nun hiernach die Befragung erlittener Strafen nur in beschränktem Umfang das Urtheil der Unglaubwürdigkeit rechtfertigt, also bei regelmäßiger Befragung, ob Zeuge bestraft sei, derselbe verhältnismäßig oft nutzlos genötigt würde Strafen zu enthüllen, so wird der Richter grundsätzlich dem Zeugen von Amts wegen nicht eine allgemeine Frage, ob er bestraft sei, vorzulegen haben, sondern eine Frage nur auf Bestrafung wegen solcher Delikte zu richten haben, die, allgemein (wie Eidessdelikte) oder gerade mit Rücksicht auf den abzuurteilenden Fall, geeignet sind, die Glaubwürdigkeit des Zeugen zu erschüttern. Eine solche Frage wird aber auch nur dann zu stellen sein, wenn Anlaß vorliegt, eine derartige Bestrafung zu vermuten, oder (nach bereits erfolgter Vernehmung zur Sache), wenn der Inhalt der Aussage Anlaß zu Zweifeln an der Wahrheit bietet. Die Frage nach Bestrafung wegen Meineids wird allerdings mit Rücksicht auf die gesetzlichen Vorschriften über Vereidigung gegenwärtig nicht unterlassen werden dürfen, wenn nicht mit Rücksicht auf die bekannte bürgerliche Stellung (insbesondere etwaige Amtsstellung) des Zeugen der Gedanke an eine Bestrafung wegen Meineids fern liegt.

**I m ü b r i g e n** wird das Gericht gut thun, abzuwarten, ob seitens der Parteien die Feststellung von Vorstrafen begehrt wird.

2. Die bedenklichen Folgen der Feststellung von Vorstrafen treten nicht ein, wenn die Vorstrafen nur in die Akten, nicht aber in der öffentlichen Hauptverhandlung zur Sprache gelangen. Sonach wird es dem Schutze der Zeugen dienen, wenn bei wichtigen Zeugen bereits die Akten über Vorstrafen Ausdruck geben; der Verteidiger, der aus den Akten ent-



nehmen kann, daß eine die Glaubwürdigkeit erschütternde Strafe nicht vorliegt, wird die Frage der Vorbestrafung nicht zur Sprache bringen; insbesondere ist die Erwartung berechtigt, daß er eine lange zurückliegende Strafe eines seither Unbestraften nicht leichtfertig zum Gegenstand der Erörterung machen wird, da er hierdurch allgemeine Entrüstung hervorrufen könnte. Es dürfte sich deshalb empfehlen, daß, soweit tunlich, in schwereren Strassachen bei wichtigen Zeugen vor der Hauptverhandlung vom Strafregister Strafnachricht eingezogen wird. Die hierdurch etwa entstehende starke Belastung der Registerbehörde kann kein ernstlicher Grund dagegen sein; auch wird die moderne Technik (etwa Abklatsche auf lichtempfindlichem Papier statt Abschrift) es wohl ermöglichen, die äußerlichen Schwierigkeiten zu verringern.

3. Der Nachweis der Unglaubwürdigkeit eines Zeugen durch Feststellung von Vorstrafen desselben darf der Verteidigung nicht verschränkt werden. Indessen könnten in der Hauptverhandlung folgende Maßnahmen zum Schutze des Zeugen getroffen werden.

Die Befragung nach Strafen könnte ganz dem Vorsitzenden übertragen werden. Einem Antrag des Angeklagten oder Verteidigers (natürlich auch des Staatsanwalts), den Zeugen über erlittene Strafen zu befragen, würde derselbe stattzugeben haben. Der Zeuge jedoch könnte zu leiser Erteilung der Antwort an den Richtertisch herantreten, die Antwort vom Gerichtsschreiber protokolliert, und dem Staatsanwalt und Verteidiger (natürlich auch den Geschworenen) die Einsicht in das Protokoll freigegeben werden.

Ein Antrag auf Feststellung einer bestimmten behaupteten Strafe oder eines angeblich begangenen bestimmten Delikts müßte vom Vorsitzenden, vorbehaltlich Entscheidung des Gerichts, zurückgewiesen werden, wenn er der Meinung ist, daß die behauptete Strafe nicht geeignet ist, die Glaubwürdigkeit des Zeugen zu erschüttern. Andernfalls müßte für die Antwort des Zeugen das gleiche gelten, wie eben vorgeschlagen.

Inwieweit auf Grund der erteilten Antwort (bezw. den Akteninhalt betreffs Verurteilungen des Zeugen) über die Glaubwürdigkeit des Zeugen zu verhandeln wäre, würde verschieden zu regeln sein für die Sachen von größerer und geringerer Bedeutung. In den Fällen, wo die Verteidigung gesetzlich notwendig ist, muß es der Verteidigung auch freistehen, auf Grund der Auskunft des Zeugen über erlittene Strafen auszuführen, daß derselbe unglaubwürdig sei. Insoweit aber ein Fall der notwendigen Verteidigung nicht vorliegt, wird es dem Ermessen des

Gerichts überlassen werden können, ob es die bekundete Strafe zum Gegenstand der Verhandlung über die Glaubwürdigkeit des Zeugen machen will. Angemessen ist dies, wenn das Gericht in der fraglichen Hinsicht zweifelhaft ist, und Aussicht ist, daß die Parteierklärungen zur Klärung der Frage beitragen werden. Ist ein Verteidiger vorhanden, obschon kein Fall der notwendigen Verteidigung vorliegt, so werden ihm die gleichen Rechte zuzugestehen sein, wie dem notwendigen Verteidiger. Hiernach werden dem Verteidiger stets, dem Angeklagten selbst nur nach Ermessen des Gerichts die bekundeten Bestrafungen kund zu geben sein.

Soll hiernach eine Verhandlung über die Glaubwürdigkeit eines Zeugen stattfinden, so ist im Interesse des Zeugen zu befürworten, daß für diese Verhandlung die Öffentlichkeit ausgeschlossen wird. Auch das bringt freilich den Zeugen schon in Verdacht. Aber dieses Übel kann dadurch gemildert werden, daß das Gericht, wenn es keinen Grund findet, dem Zeugnis die Glaubwürdigkeit abzuspochen, dies hinterher bei der Urteilsverkündung ausspricht.

Gegen diese Vorschläge, die durch einige Abänderungsbestimmungen zur St.-P.-O. verwirklicht werden könnten, wird freilich das Bedenken erhoben werden, daß sie das Prinzip der Mündlichkeit und Öffentlichkeit verletzen. Darauf ist zu erwidern, daß die Prozeßordnung keine Prinzipienreithahn ist. Das Wohl und Wehe vieler Menschen muß höher stehen, als die Unversehrtheit des Mündlichkeits- und Öffentlichkeitsprinzips. Wem diese höher steht, der klagt nicht über die in Rede stehenden Mißstände, sondern mache sich klar, daß es sich hier um Schattenseiten dieser Prinzipien handelt. Eine Milderung der Mißstände würde sich immerhin schon durch Beobachtung des ad 1 und 2 Gesagten ergeben.

Die Behauptung der Unglaubwürdigkeit von Zeugen kann noch auf andere Tatsachen gestützt werden als auf Bestrafungen oder Begehung von Verbrechen. Im Hinblick darauf würde es sich empfehlen (ähnlich den Beschlüssen der Kommission für die Reform des Strafprozesses) zu bestimmen, daß der Vorsitzende Fragen, deren Beantwortung ihnen selbst oder einem anderen Zeugen zur Unehre gereichen könnte, zurückweisen sollte, wenn der zu bekundende Umstand für die Entscheidung unerheblich sei. Andernfalls würde hinsichtlich der Beantwortung und Verhandlung über die Bedeutung derselben in entsprechender Weise zu verfahren sein wie bei der Frage nach Bestrafung oder Begehung bestimmter Straftaten. Zulässig müßte es sein, bereits für die Beantwor-

tung der Fragen die Öffentlichkeit auszuschließen, da sie sich möglicherweise nicht so glatt beantworten lassen, wie jene Fragen.

Den in der geheimen Verhandlung anwesenden Personen wäre (in Erweiterung der Bestimmungen des Gesetzes vom 5. April 1888) Verschwiegenheit zur Pflicht zu machen, Geheimnisverletzung für strafbar zu erklären.

4. Endlich würde es sich zum Schutz der Zeugen in der Hauptverhandlung empfehlen, wozu es keiner besonderen gesetzlichen Bestimmungen bedarf, daß gegenüber unmotivierten Verunglimpfungen von Zeugen (wo also dem Angeklagten bezw. Verteidiger der Schutz der Wahrnehmung berechtigter Interessen nicht zustehen würde) der Staatsanwalt sich bereit finden ließe, öffentliche Klage wegen Beleidigung zu erheben. Schon ein ganz vereinzeltes Vorkommen solcher Strafverfolgungen könnte auf die richtige Auffassung der Aufgaben der Verteidigung einen wesentlichen Einfluß üben.

Auf diese Weise würde sich ein erheblicher Schutz der Zeugen ohne Aufopferung wesentlicher Interessen des Angeklagten erreichen lassen.

II. Was die Befragung des Angeeschuldigten über Vorstrafen betrifft, so bestehen hier die Schwierigkeiten, die sich bezüglich der Zeugen aus der Kollision berechtigter Interessen ergeben, überhaupt nicht. Es kommt hier nur darauf an, unnütze Fragen in der Hauptverhandlung zu unterlassen, und nicht zwecklos Vorstrafen aus den Akten vorzulesen. Das Gesetz nötigt dazu in keinem Falle. § 248 St.-P.-D. gestattet die Verlesung von Straflisten, gebietet sie aber nicht. § 242 ordnet die Verlesung des Beschlusses über die Eröffnung des Hauptverfahrens an; es liegt aber kein Grund vor, die Vorstrafen in diesen aufzunehmen, und sind sie doch hineingeraten, so brauchen sie, als nicht wesentlicher Bestandteil desselben, jedenfalls nicht mit vorgelesen zu werden. § 242 schreibt ferner die Vernehmung des Angeklagten über seine persönlichen Verhältnisse vor, ordnet aber nicht an, daß dieselbe sich auf die Vorstrafen erstrecken müsse. In den Motiven zu § 136 St.-P.-D. (der die erste Vernehmung des Beschuldigten betrifft) heißt es allerdings: „Etwaige Vorbestrafungen des Beschuldigten werden regelmäßig festzustellen sein.“ Die Notwendigkeit kann aber nur insoweit zugegeben werden, als Vorbestrafung geeignet ist, das Strafmaß zu beeinflussen oder die Annahme der Schuld des Angeklagten zu unterstützen. Bei kleinen Verfehlungen wird im allgemeinen nur einer Vorstrafe wegen desselben Delikts straffschärfender Einfluß einzuräumen sein. Es ist

durchaus verwerflich, wenn in der Hauptverhandlung Vorstrafen festgestellt werden, die nicht in den bezeichneten Richtungen bedeutsam sind; die entgegengesetzte *opinio necessitatis* ist nur eine Folge der Tradition. Die Feststellung in der Hauptverhandlung auf solche Vorstrafen zu beschränken, hat gar keine Schwierigkeit; das Gericht der Hauptverhandlung hat regelmäßig ein Verzeichnis der Vorstrafen in den Akten und kann es jedenfalls in allen Fällen haben, in denen es irgendwie auf die Vorstrafen ankommen könnte. Die Erörterung von Vorstrafen, auf die es nicht ankommt (also z. B. vielleicht lange zurückliegende Strafen wegen eines ganz andersartigen Delikts als des abzuurteilenden), kann also einfach unterlassen werden. Auch könnte (m. E. auch auf Grund des geltenden Gesetzes) die Erörterung der Vorstrafen, die nur für die Strafzumessung bedeutsam sein würden, bis zum Schluß der Verhandlung aufgeschoben werden und dann ganz unterbleiben, wenn nach dem Ergebnis der Verhandlung eine Freisprechung abzusehen ist. Nach alledem ist zum Schutze der Angeeschuldigten eine Gesetzesänderung nicht erforderlich, sondern nur geboten, gegenüber dem Vorurteil, daß grundsätzlich in der Hauptverhandlung alle Vorbestrafungen festzustellen seien, aufklärend zu wirken.

III. Der 27. deutsche Juristentag hat (1904) den Beschluß gefaßt, daß die Strafen der Jugendlichen aus den Strafregistern gelöscht werden sollen, wenn sie während einer Zeit, welche der Verjährungsfrist entspricht und mindestens zwei, höchstens zehn Jahre beträgt, sich tadellos verhalten haben; durch diesen Beschluß solle nicht ausgeschlossen sein, daß ähnliche Maßregeln auch für Erwachsene ergriffen würden. Ich möchte bezüglich der Löschung der Vorstrafen kein abschließendes Urteil fällen, bin aber einstweilen der Meinung, daß solche Vorschläge über das Ziel hinauschießen. Ein berechtigtes Streben ist das nach der Beseitigung gewisser gesetzlicher Ehrenfolgen einer Verurteilung nach längerer tadellos erscheinender Führung. Aber langjähriges Unbestraftsein verbürgt noch nicht die innere Wandlung; eine Verurteilung wegen Eidesdelikts kann Zweifel an der Glaubwürdigkeit rechtfertigen, auch wenn noch so lange der Betreffende nicht mehr bestraft ist. Das Beweismittel, das man durch die Registrierung der Strafen besitzt, sollte deshalb nicht preisgegeben werden. Sehr zu erwägen sind aber Beschränkungen der Auskunftserteilung der Registerbehörde an andere Behörden als Gerichte und Staatsanwaltschaften.

---

---

# B i l d e n d e K u n s t.

## Zu den Kunstbeilagen.

Eugen Bracht.

Nichts hat der modernen Kunst so viel Gegner geschaffen und eine ärgere Verwirrung in den Köpfen ihrer Jünger und Anhänger angerichtet, als die Behauptung, daß der Gegenstand der Darstellung für den künstlerischen Wert von Werken der Malerei absolut gleichgültig sei. Denn fast jedermann nahm den Satz natverweise wörtlich. In Wirklichkeit bildet er den Schluß einer längeren Gedankenreihe und bringt eine Ansicht zum Ausdruck, deren Berechtigung selbst die wütendsten Gegner moderner Kunstbestrebungen anerkennen müssen, nämlich, daß große Kunst aus jedem Gegenstande, auch aus dem geringsten, häßlichsten und gemeinsten, etwas machen könne, das die höchste Bewunderung zu erwecken imstande wäre. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß große Kunst durchaus solchen ärmlichen Gegenstandes bedürfe, um sich offenbaren zu können. Diese Ideenassoziation konnte sich nur dort einstellen, wo man, trotz allen Ableugnens, Kunst und Gegenstand für einen Begriff nimmt. Die beiden haben jedoch miteinander nur so weit zu tun, als sie der Wille einer Persönlichkeit in einem Kunstwerk in Verbindung gebracht. Wie nichts an sich gut

oder böse ist, sondern nur in Beziehung zu einem Urteilenden, so erlangt der Gegenstand im Kunstwerk Bedeutung erst durch die Persönlichkeit des Künstlers. Man bewundert in Manets berühmtem „Spargelbündel“ doch wahrhaftig nicht die Exemplare des Gemüses, die dem Maler als Modell dienten, sondern diesen selbst mit seinem Auge, seiner Hand und seiner Phantasie, die, was sichtbar schön an Spargeln ist, aus Licht hob. Ohne die Persönlichkeit des Meisters, als Gegenstand an sich, könnte ein Spargelbündel im Bilde kaum jemand sonderlich reizen.

Indessen soll man sich doch nicht einbilden, daß zwischen dem Gegenstande eines Bildes und der Individualität seines Malers gar keine Zusammenhänge vorhanden seien. Je ausgeprägter die Individualität eines Künstlers ist, um so bestimmter kommt seine Neigung für gewisse Gegenstände der Darstellung zum Ausdruck; je leichter erkennt man an seinem Werke, was ihn in der Natur menschlich und künstlerisch reizt. Dem einen dünkt nichts verlockender, als Bewegungen zu schildern, den andern ziehen Lichtprobleme; jenen die Farben in der Verbindung, diesen der Rhythmus der Linien an, und je nachdem

## Bildende Kunst

der einzelne Sympathien für dieses oder jenes künstlerische Motiv hat, wählt er seine Stoffe. Es ist gar nichts Zufälliges, daß Böcklin, der Dichter, mythische Stoffe bevorzugte, daß Leibl nicht müde wurde, Jäger und Bauern zu malen, daß Liebermann holländische Motive am besten gelingen, daß Uhde in seinen Bildern die Gestalt Christi zur Darstellung brachte, daß Menzels Schöpfungen unglaublich viel charakteristische Physiognomien enthalten. Und im Grunde hat doch kaum einer von allen diesen Künstlern etwas dargestellt, was als Gegenstand durch seine Neuheit zu interessieren vermöchte. Zola definiert ganz richtig: „Ein Kunstwerk ist nie etwas anderes als die Verbindung eines Menschen, des wechselnden Elements, mit der Natur, dem beständigen Elemente. Das individuelle Element, der Mensch, ist wechselnd bis ins Unendliche.“ Von hier aus wird es begreiflich, warum jemand, der allein das Inhaltliche eines Bildes zum Gegenstand seines Urteils macht, in ihm allein den Reiz der Darstellung sieht, für das Gegenteil eines Kunstverständigen gilt. Erst wenn man sich klar darüber geworden ist, daß der dauernd wirkende Reiz eines Kunstwerkes in der darin zum Ausdruck gelangenden persönlichen Art des Künstlers, den Stoff zu gestalten, liegt, ist man fähig, Kunst zu genießen; beginnt man ein Kunstwerk richtig, von der Persönlichkeit seines Urhebers aus, zu beurteilen; wird man ein Bild von individueller Haltung einem solchen, in dem nichts erreicht ist als vollkommene Korrektheit, — ausgezeichnetes tech-

nisches Vermögen in beiden Fällen vorausgesetzt — aus Überzeugung vorziehen. Schließlich hat man die Empfindung, daß es sich mit Bildern verhält wie mit Menschen. Daß die, in denen sich eine starke, selbständig denkende und handelnde Individualität ausdrückt, dauernd interessieren, während der brave Durchschnitt auch hier gleichgültig läßt, und daß man am besten tut, der sich in Bildern offenbarenden geistigen und künstlerischen Inferiorität aus dem Wege zu gehen. Man ahnt aber auch, warum grade die individuellen Künstler am schwersten zur Anerkennung gelangen. Der in der Mehrzahl vorhandene Normalmensch gewöhnt sich erst nach und nach daran, eine überragende Erscheinung ohne Widerspruch hinzunehmen und ihre Vorzüge zu würdigen.

Am klarsten offenbart sich der Begriff der künstlerischen Individualität vielleicht im Landschaftsbilde, weil darin das, was man unter „Natur“ im engeren Sinne versteht, am meisten zur Geltung kommt, und weil man sehr schnell konstatieren kann, daß jeder Maler die Natur anders sieht und darstellt als seine Kollegen. Wenigstens sieht jeder etwas anderes heraus oder hinein, gemäß seiner Empfindungsfähigkeit und seinem Temperament. Unschwer erkennt man passive und aktive, objektive und subjektive Künstler unter den Landschaftern und kommt dann recht schnell zu der Einsicht, daß die aktiven und subjektiven es sind, denen die Allgemeinheit ihre reiche Vorstellung von der Natur verdankt. Die aktiven Persönlichkeiten unter den Landschaft-

tern sind die großen Entdecker, welche den verborgensten und leisesten Schönheiten der Natur nachgehen und sie sichtbar machen; für die neuere Kunst also, um einige Namen anzugeben, die Constable, Sézanne und Monet. Die subjektiven suchen zwar auch nach Schönheiten in der Natur, aber sie bringen sie nur mit Rücksicht darauf zur Darstellung, daß sie in der Richtung ihrer persönlichen Stimmung liegen. Sie zwingen die Natur, Träger ihrer oft gewalttätigen Empfindungen zu werden. Sie legen in das Bild jener etwas hinein, das über sie hinausgeht und dem Betrachter Eindrücke und Gefühle übermittelt, die er von sich selbst aus niemals vor der Natur hätte, die ihn aber mit suggestiver Gewalt in eine vom Maler gewollte „Stimmung“ versetzen. Es seien hier die Namen Turner, Rousseau, Corot genannt; aber auch die Romantiker, die Schwind, Böcklin und Thoma gehören zu diesen subjektiven Malern der Landschaft, und es ist nicht mehr als recht und billig, in dieser Verbindung auch den Namen Eugen Bracht zu nennen, als des Künstlers, in dessen Werk die Epopöe der Poussin und Claude Lorrain in einer der Gegenwart angepassten Form und Empfindung ausklingt.

Denn in Brachts Bildern steckt, auch wenn er irgendein in der nüchternen Welt gefundenes Motiv malt, immer etwas Heldenhaftes, etwas, was uns über die Hast und den Lärm der Zeit hinausträgt. Nicht in der Art, daß wir uns dieser so entrückt fühlen, als befänden wir uns in der Stille der Natur, sondern mehr so, als hätten wir eine

Welt vor uns, deren Bestimmung es sei, den Schauplatz erhabener, unser Selbstgefühl, unser Menschenbewußtsein stärkender Taten abzugeben. Aus Brachts Schöpfungen tönt nicht das Rauschen der Bäume melodisch an unser Ohr. Wir atmen nicht den Duft der Wiesen und Blumen und nehmen nicht die tausend kleinen Schönheiten wahr, mit denen die Natur die Augen ihrer Freunde entzückt; aber wir empfangen ein Bild der Wirklichkeit von ihm, das sich durch seine großen, festen, von allen Nebensächlichkeiten gereinigten Züge, durch wenige, stille, jedoch charaktervolle Farben so fest einprägt wie ein Erlebnis. Und wir erleben vor Brachts besten Bildern wirklich etwas, nämlich die Bekanntschaft mit einem Menschen großen Stils, mit jemand, der sich mit männlichem Geist gegen die Zermürbung durch das moderne Leben, gegen die Zerstörung ursprünglicher Empfindungen durch die kalte Vernunft, gegen das Kleinliche Treiben des Tages wehrt; der Ideale besitzt und ihnen in seiner Kunst Gestalt zu geben versucht. Außerdem aber hat man den Eindruck von einem starken Temperament, in dem der melancholische Grundton vorherrscht.

Nicht zufällig erhält man aus Brachts Bildern das Geständnis, daß er, wie alle übrigen Vertreter der heroischen Landschaft, zu seinen Schöpfungen zwar von der Natur veranlaßt wird, jedoch nicht daran denkt, sie zu porträtieren. Durch seinen Lehrer Joh. Wilh. Schirmer, der wieder ein Schüler Joseph Anton Kochs und Reinharts war, besteht eine Verbindung zwischen ihm und

## Bildende Kunst

Poussin. Aber wenn er auch die Natur, um ein Goethesches Wort zu gebrauchen, „mit Bedeutung“ gibt, so unterscheidet er sich doch von seinen Vorgängern wesentlich dadurch, daß er diese Natur nicht nur an den klassischen Stätten der heroischen Landschaft, sondern auch in Deutschland gesucht und gefunden hat, daß die große Wirkung seiner Bilder nicht ausschließlich auf der Linie, sondern auch auf der in ihnen zum Ausdruck gebrachten Stimmung beruht. Und das Erstaunlichste an Bracht ist vielleicht, daß er in einem Alter, in dem andere Maler nicht mehr das geringste Verlangen tragen, noch Neues zu unternehmen, den erfolgreichen Versuch gemacht und fortgesetzt hat, seine Art der Naturauffassung und Darstellung in Übereinstimmung zu bringen mit den Forderungen der Zeit nach Licht und Farbe. So sind von ihm alle Vorbedingungen geschaffen, die eine Weiterentwicklung des Landschaftsbildes großen Stils ermöglichen könnten. Fehlen nur die geeigneten Kräfte, vor allem Persönlichkeiten. Seinen zahlreichen Schülern sind zwar mehrere seiner Kompositionseigenheiten geläufig geworden, aber keiner hat ihn an Geist, an vornehmer Gesinnung und an selbständiger Kühnheit zu erreichen vermocht. Mit Äußerlichkeiten aber ist es noch niemand gelungen, große Kunst zu machen. Es gehört ein großer Sinn dazu, der nicht eine allgemeine Eigenschaft ist, sondern ein Geschenk der Götter. Bracht war prädestiniert. Sein Lebens- und Entwicklungsgang beweist es.

Als Sohn eines aus Westfalen stammenden Justitiars, am 3. Juni 1842 in Morges bei Lausanne geboren, kam Bracht schon im frühen Knabenalter nach Darmstadt. Seine sich bald ankündigende künstlerische Veranlagung erfuhr durch den nötigen Unterricht sogleich die sorgsamste Pflege. Der Ehrgeiz des jungen Bracht war freilich nicht auf den Maler, sondern auf den Architekten gerichtet. Ein Zufall indessen ließ diesen Plan überhaupt nicht über den Wunsch hinausgelangen. Ein schöner Tag hatte den noch das Gymnasium besuchenden Jüngling zu einem Ausfluge nach Heidelberg verlockt, wo er in der Stille für sich zu malen gedachte. Ein hübscher Blick ist bald gefunden. Während der junge Mensch fleißig den Pinsel rührt, tritt ein älterer graubärtiger Herr hinter ihn, schaut ihm lange zu und sagt dann: Sie sollten und müßten Maler werden. Dieser Rat machte auf den über das schon vorher gespendete Lob des Fremden erfreuten jungen Bracht um so stärkeren Eindruck, als sich jener als der Direktor der Karlsruher Kunstschule Joh. Wilh. Schirmer zu erkennen gab und sogleich erbot, den Vater Bracht dazu zu bewegen, den Sohn Maler werden zu lassen. So geschah es, daß der Architekt aufgegeben wurde und Bracht nach Absolvierung der Schule mit siebzehn Jahren als Schirmers Schüler nach Karlsruhe übersiedelte. Vor ihm hatte einst Vöcklin Schirmers Unterweisungen genossen; noch fand er Hans Thoma in dessen Klasse und schloß bald innige Freundschaft mit ihm. Als Schirmer nach zwei Jahren eine Berufung an die



Düsseldorfer Akademie erhielt, zog Bracht ihm nach. In Düsseldorf suchte er dann noch von dem dort als vielgefeierter Lehrer wirkenden norwegischen Landschafts- und Marinemaler Hans Gude zu profitieren. Daß diese Lehrjahre bei Schirmer von größtem Einfluß auf die Richtung der Brachtschen Kunstentwicklung gewesen sind, ist heute keine Frage mehr; aber ebenso sicher ist, daß die Begabung des jungen Malers von Anfang an in dieser Richtung lag. Sonst wäre es ihm nie geglückt, sie erfolgreich fortzusetzen. Um im Sinne Schirmers die Natur jenseits der Alltäglichkeit zu empfinden, mußte er selbst eine hochgestimmte, erhabener Empfindungen fähige Seele besitzen. Aber auch im Gefühl dafür, daß die frei behandelte Landschaft nur Eindruck mache, wenn ein gewisser Realismus der Darstellung vorwaltet, war er dem Lehrer von Anfang an verwandt. Nachdem Bracht in fleißigem Studium und ernsthafter Arbeit vier Jahre verbracht hatte, traf seine Familie ein Schlag, der ihn zwang, alle seine Hoffnungen zu begraben. Der Vater war ganz plötzlich in Vermögensverfall geraten und der junge Mann stand vor der Notwendigkeit, selbst für sich sorgen zu müssen. In Zweifel darüber, ob seine Begabung ausreichen würde, ihm ein Leben in den gewohnten Verhältnissen zu ermöglichen, entschloß er sich zu einem Berufswechsel. Der Akademiestudent wurde Kaufmann. Er begann die neue Tätigkeit in Berviers und durfte, vom Glück begünstigt, schon nach sechs Jahren angestrengter Tätigkeit daran denken, sich selbst

ständig zu machen. Im Jahre 1870 eröffnete er in Berlin ein eigenes kleines Geschäft, in dem er den Wollhandel trieb.

Jedoch Brachts Liebe zur Kunst war nur unterdrückt, nicht erloschen, und während ihn seine Geschäftsreisen durch schöne Gegenden führten, erwachte sie in alter Stärke. Mit vollem Bewußtsein der Konsequenzen löste er 1874 sein Geschäft auf und zog mit den gewonnenen Mitteln nach Karlsruhe, um sich dort wieder aufs Malen zu legen. In der Lüneburger Heide sind seine ersten der Öffentlichkeit bekannt gewordenen Bilder entstanden. Der melancholische Charakter dieser Natur war ihm sympathisch, und er wußte ihr Wesen durch Einfügung von Staffage ins Romantische zu erhöhen. Im gleichen Sinne verwendete er Motive, die er auf Rügen fand. Der große Erfolg seiner Schöpfungen „Aus der Lüneburger Heide“, „Hünengrab in Hümmling“, „Heideschäfer“, „Dünenlandschaft auf Rügen“ machte ihm Mut, auf diesem Wege weiterzuschreiten. Um neue Effekte in seine Bilder zu bringen, unternahm er im Herbst 1880 mit dem Orientalenmaler Meckel eine Reise nach Ägypten und Palästina. Während seines halbjährlichen Aufenthalts im Orient arbeitete er unverdrossen. Die nach den Studien in Berlin gemalten Bilder „Sinai“ (im königlichen Schlosse zu Berlin), „Abenddämmerung am Toten Meer“ (National-Galerie), „Elias am Bache Krith“, das „Quellheiligtum“ u. a. fanden in Deutschland begeisterte Aufnahme und trugen dem Künstler 1882 die Berufung als

## Bildende Kunst

Lehrer an die Berliner Akademische Hochschule ein, an der er fast zwanzig Jahre lang gewirkt hat. Ungefähr in der gleichen Zeit trat man an ihn mit der Aufforderung heran, sich an der Herstellung einiger großer Panoramagemälde zu beteiligen. In der Tat hat Bracht dann 1883 für „Die Schlacht bei Sedan“, 1885 für „Die Schlacht bei Chatanooqua“ und 1887 für den „Ausfall vor Paris“ die landschaftlichen Hintergründe geschaffen.

Einem Künstler von der Empfindungsfähigkeit Brachts konnte es nicht lange verborgen bleiben, daß diese Art von Malerei ihn unrettbar der Veräußerlichung überlieferte. Er besann sich auf Schirmers Lehren und versuchte in dem 1889 entstandenen „Gestade der Vergessenheit“ und in dem 1892 gemalten „Grab Hannibals“ — um nur die bekanntesten seiner Schöpfungen aus dieser Periode zu nennen — wieder so etwas wie eine Idee von Bedeutung zum Ausdruck zu bringen. In den lauten Beifall, der diese Bilder begrüßte, tönte die Stimme eines Kritikers hinein, der „Hannibals Grab“ für pathetisch erklärte, und Bracht begann einzusehen, daß eine Erneuerung und Steigerung seiner Kunst nicht vom Gegenstande her erfolgen könne. Es kam ihm zum Bewußtsein, daß Bilder, wie jene beiden, nicht die Resultate von Erlebnissen in der Natur waren, sondern Ergebnisse des Nachdenkens, für die er zuerst die packendste Form, dann erst die entsprechende Farbe gesucht hatte. Da es ihm vor allem schwer geworden war, seinen Kompositionen den richtigen koloristischen Ausdruck zu geben, erkannte er

balb, daß hier seine eigentliche Schwäche lag. Er beschloß, um diesem Mangel zu begegnen, nun damit anzufangen, womit er früher geendigt hatte; also vom farbigen Eindruck der Wirklichkeit auszugehen. Bald genug wurde er sich darüber klar, daß das der einzige richtige Weg sei, um als Maler im wahren Sinne des Wortes etwas zu leisten. Die Vorstellung, sich in dieser Weise von seinen Fehlern befreien zu können, machte ihm solche Lust zu einer Probe, daß er sich mitten im Winter in einem kleinen märktischen Orte niederließ und Studien zu malen begann. Im Sommer darauf fuhr er mit dieser Art des Arbeitens im Harz und in Hessen fort und überraschte mit den Ergebnissen seines Schaffens in einer Neujahr 1900 in Ed. Schultes Kunstsalon zu Berlin eröffneten Kollektivausstellung nicht nur das Publikum, sondern auch, da er seine Entdeckungen geheim gehalten, seine besten Freunde.

Die damals entstandenen Bilder, von denen einige diesen Ausführungen beigegeben sind, wirkten nicht allein frisch und neuartig für sich — sie ließen auch, da der Vergleich mit der Wirklichkeit möglich war, erkennen, wie weit Brachts Persönlichkeit in seinen Schöpfungen zur Geltung kam. Merkwürdig, mit wie fester Hand er die Natur packte! Gewöhnlichen Augen schien sie intim und idyllisch — wie er sie hinstellte, erschien sie bei aller schönen Farbigkeit doch großzügig und erhaben. Wenn auch der strahlende Himmel, das saphirfarbene Meer, die ragenden Pinien und die blendendweißen Gebäude fehlten — vor

diesem „Holzweg“ oder dem „Morgenstern über der Spree“, vor dem „Roten Aker“ und ähnlichen Bildern dachte man unwillkürlich an Böcklin. Ein anderer in Brachts Alter hätte sich mit diesen verspäteten Erfolgen als Maler für befriedigt erklärt und ruhig in solcher Weise fortgearbeitet. Der kühne Landschaftler jedoch, der kurze Zeit nach jener Ausstellung Berlin leider verließ, um einem Rufe an die Dresdener Akademie zu folgen, dachte nicht daran, auf diesen jungen Vorbeeren auszuruhen. Er hatte sich mit seinen letzten Schöpfungen den Anschauungen der Gegenwart unter fester Wahrung seiner Individualität genähert — er wollte nun noch Berührung mit dem Leben der Zeit suchen. Er stellte seine Staffelei im rheinischen Industriebezirk auf und hat mehrere ausgezeichnete Bilder von dortigen Großbetrieben gemalt, als deren vorzüglichstes wohl die von Arbeitergestalten wimmelnde „Mittagspause im Hochtahlwerk zu Dortmund“ gelten darf. Seine letzte Leistung dieser Art ist das große Bild „Muldenhütten bei Freiburg i. S.“, für das von Wallot gebaute Landtagsgebäude in Dresden. Dazwischen hat der Künstler freilich immer wieder auch Landschaften gemalt, die bei aller edlen Haltung zeigen, daß Bracht sich den Errungenschaften der neueren Malerei gegenüber nicht ablehnend verhalten hat. Er ist immer bereit geblieben, seinen wohl erworbenen Ruhm aufs Spiel zu setzen, um als Kind seiner Zeit, schaffend und sorgend, an deren Freuden und Leiden teilzunehmen. Er hat als Dramatiker der Farbe

mit der großen Gebärde begonnen und ist ein Lyriker der Farbe und der Stimmung geworden. Darin den besten neueren Künstlern ähnlich; aber unterschieden von ihnen durch seine Fähigkeit, im Bilde der Natur auch deren Geist zu fassen und ihn in Verbindung zu bringen mit jenen Wesensseiten seiner Persönlichkeit, die ihn als eine bedeutende Individualität charakterisieren und als Menschen, der im Vergänglichlichen den Ausdruck des Ewigen sucht.

Hans Rosenhagen.

— — — — —  
Ludwig Thoma: Morgen an der Donau.

Die großen Bäume — wie liebe ich sie.

Schatten schenken sie dem Müden, und Träume wohnen da für den, dem der Weg lang wurde, unter ihren grünen Kronen.

Die großen, stillen Bäume. Wie habe ich sie geliebt.

Sonne tragen sie und des Tages Hitze. Und der Sturm kommt über sie und die kalten Kugeln des Hagels prallen an ihre Zweige. Und Unwetter und Kälte kommen, während sie ihr Laub verlieren.

Aber die großen Bäume sind still und lassen das Unwetter über sich ergehen wie die Sonne.

Die großen, die stillen, die geduldigen Bäume, wie habe ich sie doch immer geliebt.

Die Menschen reißen ihnen die Rinde herunter und hauen ihre Zweige ab, und ihre emsigen

## Bildende Kunst

---

Spaten, welche die arme Erde durchwühlen, verwunden ihre uralten Wurzeln. Im Sommer wird ihr Laub geplündert. Im Herbst ihre Früchte geraubt.

Aber ihr bleibt still, ihr großen Bäume.

Ihr großen, ihr geduldigen —

Das Unwetter tragt ihr und den Brand der Sonne. Der Menschen Grausamkeit und Dummheit und — schweigt.

Und während ihr stolz und still

bleibt, ändern eure tausend Wurzeln die Erde selbst und machen sie willig für den Pflug und bereit für die Saat. Und eure dichten Kronen rufen des Himmels gesegneten Regen über der Menschen Häupter hernieder, der Menschen, die eure Haut zerrissen.

Große, stille, geduldige Bäume, wie ich euch liebe.

Ach, könntet ihr doch meine Lehrmeister werden.

Herman Bang.



Digitized by Google





Burg Kreuzenstein: Bibliothek  
(Zum Essay von Robert Stiaffny).





---

## Philipp Stein: Dramatischer Monatsbericht.

Berlin, im Mai.

Sonst wenn die Theaterwinterstürme wichen dem Wonnemond, hatte man immer etwas, das erneuter Erwähnung wert war. Man konnte sich einiger, wenn auch weniger Höhepunkte erinnern und erfreuen und auf die weitere Entwicklung der Bühnendichtung Schlüsse ziehen. Diesmal haben wir nichts. Wir stehen da mit leeren Händen. In dieses Theaterwinters Mißvergnügen ist nichts, aber auch gar nichts gewonnen worden. Die einzige bedeutende dichterische Gabe, Hauptmanns Dichtung von Kaiser Karl, hat sich auf der Bühne nicht behaupten können, allzu sehr versank darin das Dramatische unter dem Balladenhaften des Stoffes. Der einzige wirkliche Theaterneugewinn war das Wiedererscheinen von „John Gabriel Borkman“. — Ibsens Dichtergenius ward aufs neue eindringlich und nachhaltig verspürt. Sonst allerlei Kleinwert — darunter ganz wenig, wovon man Anregung haben konnte. In Summa: nichts.

Nun ist die Saison vorüber — vorüber, bevor man eigentlich zum Bewußtsein gekommen, daß sie überhaupt da war. Die Gastspielerei

hat begonnen — bisher freilich hat sie nichts gebracht, was uns auf auswärtige Kunstleistungen neidisch machen könnte. Hervorragendes hat nur der Holländer Schauspieler Henry de Vries gezeigt, ein Verwandlungskünstler virtuoser Art, der in Hermann Hejermans' Einakter „Der Brandstifter“ sieben Rollen spielt, einen idiotischen guten Burschen, dessen Bruder, einen durch traurige Verhältnisse zum Brandstifter gewordenen, verschlossenen und verschlagenen Zigarrenarbeiter, einen kurzatmigen Polizisten, einen dicken verschmierten Gastwirt, einen altersschwachen Großvater, einen geriebenen Krämer, einen barschen selbstbewußten Handwerker. Unter diesen sieben Rollen sind fünf Episoden, der Brandstifter aber und sein idiotischer Bruder sind ausgeführte Charaktergestalten. In den Episoden zeigte de Vries seine vollendete Kunstfertigkeit, den beiden andern Gestalten aber gab er eine wirklich innerliche, künstlerische Darstellung. Verblüffend und virtuos ist die Schnelligkeit, mit der er immer wieder die Kostüme und die Masken wechselt; künstlerisch ist, wie er immer wieder als ein völlig anderer in Gestalt, Sprache und Wesen er-

scheint, bewundernswert, wie er diese Siebenrollenaufgabe über das bloße Schauspielerkunststück zu wirklicher Künstlerschaft erhebt.

de Bries war der Vorläufer der *Nederlandsche Tooneelvereniging* aus Amsterdam, die im Hebbeltheater gastieren kam — dieses mit großen Versprechungen begründete junge Theater, dessen einziger wirklicher, wenn auch nicht eben großer Erfolg „Frau Warrens Gewerbe“ gewesen ist, hat schon in der ersten Saison, wo es doch an Plänen und Versuchen überreich sein sollte, uns so wenig zu bieten, daß es bereits für Gastspieler seinen Spielplan eine Woche lang unterbrechen kann. Diese Niederländer sind recht brave Schauspieler, sie spielen sauber, korrekt, mit bemerkenswerter Diskretion, die mitunter sogar zu viel Zurückhaltung aufweist. Dies zeigt sich besonders bei Molières „Eingebildetem Kranken“ — sonst spielten sie eigentlich nur Heijermans, den einzigen hier bekannten holländischen Dramatiker. Sein bestes Werk „Hoffnung auf Segen“ haben wir freilich seinerzeit hier durch das Brahmsche Ensemble viel eindringlicher zur Darstellung gebracht gesehen: Elise Lehmanns künstlerische und persönliche Eigenart, ihr Temperament, die Wucht ihres Kunstschaffens, ihre elementare Natur hatten in der Gestalt der Jo dem Werke zu einer künstlerischen Bedeutung verholfen. Ein großes Interesse haben die Niederländer, die die beste Truppe ihrer Heimat sind, hier nicht erwecken können.

Interessant dagegen in hohem

Maße war das Gastspiel *Mounet-Sullys* mit seiner Truppe — interessant freilich nur, weil es zu mancherlei Vergleichen Anlaß gab und zu entschiedenem Widerspruch herausfordert. Daß dieser Künstler, Doyen und *Sociétaire* der *Comédie Française*, nicht mehr im Vollbesitz seiner Mittel ist, konnte nicht überraschen. Wir sind ja gewohnt, die Pariser Kunstgrößen hier erst im hohen Alter kennen zu lernen — den alten Coquelin erst, als er ganz alt war, die göttliche Sarah erst, als sie bereits auf dem Abstieg war — nur die Desprez ist auf der Höhe ihrer Kunst, die in Temperament und Art so viel mit unserer Kunst Verwandtes hat, jung zu uns gekommen. Herr *Mounet-Sully* ist ein hoher Sechziger, und es ist erstaunlich, was er noch alles kann. Er ist ungemein elastisch, *chevaleresk*, elegant, vornehm in den Bewegungen, die Vorzüge seiner noch jugendlich erscheinenden, wohlgebauten Gestalt stellt er als Hamlet, wo er sich auch als eleganter und behender Fechter erweist, in einem für des Dänenprinzen Gemütsart allzu kokett gebauten schwarzen Trikot heraus. Aber sein Organ, das vielfach auch jetzt noch nicht der Schönheit entbehrt, ist brüchig und versagt mitunter, wie denn überhaupt in Höhepunkten öfters die Persönlichkeit nachläßt. Doch immerhin: in seinen besten Momenten hatten wir von ihm Eindrücke wie von einem französisierten Sonnenthal von heute. Alles eben ist sehr flug durchdacht, von einigen Widersinnigkeiten im Hamlet abgesehen, auch psychologisch gut, alles sicher,

freilich niemals ursprünglich und elementar, niemals hinreißend. Kein größerer Gegensatz als zwischen ihm und Mattowsky. Dieser schuf jüngst als Oedipus eine bezwingende Gestalt, ergreifend, erschütternd. Beim ersten Auftreten erschien ein König, der sich aus dem Sturm und Drang seiner Jünglingsjahre herausgearbeitet hat zur Männlichkeit und Majestät des Kronenträgers, in dem es aber immer noch bisweilen gärt und grollt und auch überhäumt. Der Ausbruch gegen Kreon, der Troß gegen Götter und Dämonen ergibt sich ganz natürlich und konsequent aus dem Naturell dieses Oedipus, wie es Mattowsky angelegt. Bei Mounet-Sully erscheint das alles unverständlich, denn sein König Oedipus ist einer von den Königen, die auch schlafen gehen mit Krone und Stab. Sein Oedipus hätte sich, bevor er Iokaste ehelichte, erst die Thebanischen Ständesamtsregister vorlegen lassen oder etwas ähnliches. Sein Spiel steht, abgesehen von den Schlussmomenten, völlig in der Tradition der französischen Antike — Schritt, Bewegung der Arme, der gespreizten Finger, das Spielen mit dem Tonfall der Alexandriner, alles Tradition der französischen Tragödie. Erst nachdem König Oedipus gebrochen ist und immer mehr eine bange Schuldgefühlnung ihn umlauert, da erwacht auch in Mounet-Sullys Spiel der Künstler, aber auch da zeigt sich, besonders in der Szene mit Iokaste, manch Gefünsteltes, der Sophokleischen Größe und Reinheit Aufgepfropft. Die ganze Vorstellung mit dem völlig

unmotivierten Aufpusch melodramatischer Zutaten hatte viel dem deutschen Geschmacke Widerstrebendes, aber immerhin blieb die Wirkung nicht aus, die Tragik des Schlusses ergriff.

Wie die Franzosen Hernani und Ruy Blas gespielt haben, ist ja gleichgültig — auch die beste Darstellung würde uns diese pietätvoll einbalsamierten Leichen nicht wieder lebendig machen. Aber Hamlet! Alles, was man der Hamletdichtung antut, empfinden wir ganz unmittelbar als eine persönliche Kränkung. Und wie viel solcher Kränkungen haben wir schon ertragen müssen! Als im Vorjahre der vielberufene Beerbohm Tree uns diese Tragödie vorführte, machte er sie zur Farce: Ophelia streckte verlangend nach Hamlet die Arme aus und küßte ihn inbrünstig hinter dem Rücken Shakespeares, und wiewohl sie wußte, daß ihr Vater mit dem König hinter dem Vorhang diese Szene belauschte. In der von Mounet-Sully vorgeführten Bearbeitung von Dumas und Maurice läuft Ophelia dem Hamlet nach: „O je l'aime! O il m'aime!“ Wenn Hamlet sagt: „Schreibtäfel her! Ich will's mir niederschreiben, daß jemand lächeln kann und immer lächeln und doch ein Schurke sein!“, so ziehen Herr Beerbohm und Herr Mounet wirklich ein elegantes Schreibtäfelchen vor und machen sich Notizen — ebenso tut's der Hamlet der großen Sarah und des kleinen Ferdinand Bonn, der diese „geistreiche“ Nuance wohl aus Amerika mitgebracht hat. Diese Dummheit ist also internationaler Besitz. In

dieser französischen Bearbeitung, die übrigens bis 1860 mit einem versöhnlichen Schlusse gespielt wurde, ist alles verdeutlicht, grob unterstrichen verwässert, verkürzt — selbst die köstliche Abschiedsrede des Polonius an seinen Sohn ist gestrichen.

Mounet-Sullys Hamlet braucht keinen Kommentar — es ist alles überdeutlich. Er erklärt klipp und klar, er wolle verrückt erscheinen. Und von dem Umstande, daß ein Verrückter unberechenbar, macht er überreichen Gebrauch. Ist's Unsinn gleich, so hat es doch Methode. Einzelne Stücke seiner Rede trägt er als Sänger vor. Er wirft seinen Hut in die Höhe, er streckt dem alten Polonius die Zunge heraus, er stößt Gölbdenkranz und Rosenstern mit den Köpfen zusammen. Er kriecht auf der Erde. Er treibt die albernsten Possen. Er lacht blödsinnig auf, nachdem er Polonius erstochen hat. Er spielt mit der Rolle, um zu zeigen, wie viel grelle Farben er auf der Palette hat. Die Monologe spricht er mit kluger Beredsamkeit, erkünstelter Gliederung — das ergreifende Selbstgespräch „Sein oder nicht sein“ blieb völlig wirkungslos. Vom Anbeginn stellte er sich außerhalb des Rahmens — selbst während des ersten Erscheinens des Geistes drapierte er sorgsam seinen Mantelfaltenwurf und machte schöne Figur. Sein Hamlet war keine Einheitsgestalt mehr, er zer- schlug sie in Fegen. — Es ist schade um diesen im Irrgarten der Virtuosität herumtaumelnden Schauspieler — mitten in dem wüsten unkünstlerischen Durchein-

ander überraschten doch künstlerische Züge.

Gewissermaßen ein Gastspiel ist's auch, was sich jetzt im Les- singtheater ereignet. Dort wird jetzt der alte Schwanke „Der Raub der Sabinerinnen“ gespielt. Die Ibsen- und Hauptmann- und Schnitzlerdarsteller dieser klassischen modernen Bühne gastieren in Gebrüder Schönthan-Rollen. Erst sollte das lustige Stück nur einmal, zum Besten der Bühnengenossenschaft, gegeben werden. Der durchschlagende Erfolg hat dazu geführt, daß der „Raub der Sabinerinnen“ ein Repertoirestück geworden ist und vor ausverkauften Häusern gespielt wird. Das liegt vor allem daran, daß Else Lehmann in der Rolle des Dienst- mädchens in frischer, überwältigen- der Charakterkomik wieder eine Ge- stalt geschaffen hat, würdig ihrer sonstigen köstlichen Leistungen. Dann aber auch ist es ein nicht zu übersehendes Zeichen dafür, daß man nach dieses Winters Unge- mach sich einmal tüchtig auslachen will. Und das geschieht hier fast ununterbrochen den ganzen Abend über.

Eine immerhin erwähnens- werte Novität hat noch das Neue Theater herausgebracht „Ra- mon der Abenteurer“, eine Groteske in vier Katastrophen von Ernst Prange und Willy Rath. Es parodiert die Stücke von dem großen Abenteurer — eine Sher- lock-Holmes-Parodie, von der die Rede war, finde ich weniger darin als eine Versifflage auf Stücke wie „Simson“ und ähnliches. Die vier Katastrophen hängen nur durch die

Figur Ramons zusammen, geben aber viel Drastisches und Witziges in locker Laune und Unbekümmertheit und wenn auch nichts Vollendetes, so doch immerhin literarisch Gewolltes. Freilich zeigt sich auch hier wie so oft in ähnlichen Fällen die Erfahrung: die ich rief, die

Geister, werd' ich nun nicht los! Denn oft scheint's, daß die Verfasser hier unter dem Banne der Geister stehen, die sie parodieren wollten — und die Grenzlinie zwischen der Parodie und der Freude an dem zu persiflierenden Genre verschiebt sich.

---

## Zeichen der Zeit.

### Moderne Urteilsfähigkeit.

Die zunehmende Sozialisierung, die das Leben der Gegenwart als vorherrschende Tendenz aufweist, fährt wie eine mächtige Walze über Menschen und Verhältnisse hin. Als lonaler Zeitgenosse hat man die Verpflichtung, den Hut in der Hand und mit offenem Mund nicht nur die stattliche Leistung dieser Riesen-dampfwalze, sondern auch ihr Ge-klapper zu bewundern. Geht man, natürlich in respektvoller Entfernung, den Spuren ihrer Bahn nach, so fehlt es — bei aller Anerkennung der großen nivellierungsarbeit, die da getan ist — auch nicht an Werten, die auf der Strecke geblieben sind. Der Natur der Sache nach sind es individuelle Werte, die zum Opfer fallen. Von einem solchen Wert, den man mit einlaem Schmerz schwinden sieht, soll hier die Rede sein: ich meine die Selbständigkeit des Urteils.

Warum treffen wir heute weniger denn je Menschen von eigenem Urteil? Es wird ja im allgemeinen nicht zu wenig geurteilt und abgeurteilt in unsrer Zeit. Schon weiß man so viel lieber sprich, als denkt. Aber der eigene, originelle Ton, dessen Überzeugungskraft unnachahmlich und un-

erseßlich ist, wird wahrhaftig nicht allzu oft gehört.

### Woran liegt das?

Sich ein eigenes Urteil zu bilden, ist eine Kunst und war es zu allen Zeiten. Auch ist der Begriff des selbständigen Urteils relativ. Es wäre eine unsinnige Forderung, von einem Menschen zu verlangen, daß er auf allen Gebieten so etwas wie eine persönliche Ansicht hat; unsinniger als je heute, wo die Bereiche praktischer und theoretischer Tätigkeit ins Unermessliche gewachsen sind. Eine weitere Einschränkung ergibt sich schon allein daraus, daß das selbständige Denken eine gewisse Kraft des Geistes voraussetzt, die sich nicht im Besitz der Vielen befindet. Hält man dazu die Gewißheit, daß es voraussetzungslose Urteile überhaupt nicht gibt, und auch der gründlichste Kopf sich hier und dort mit Erfahrungstatsachen anderer bescheiden muß, so begrenzt sich der Begriff des persönlichen Urteils eben auf den Umfang der jeweiligen Persönlichkeit.

Es lassen sich zwei Gründe für den Rückgang der Urteils-selbständigkeit denken. Einmal könnte er dadurch veranlaßt sein, daß die Zahl von Menschen, die kraft ihrer Eigenschaften zu eigenem Urteil befähigt sind, sich vermindert.

Diese Behauptung würde besagen: die Menschheit verliert in dem Maße an Qualität, als sie an Quantität zunimmt. Der Beweis dafür, vorausgesetzt, daß eine so ungeheuerliche, beleidigende Tatsache überhaupt beweisbar sein sollte, würde meilenweit über den Rahmen dieser kleinen Betrachtung hinausführen. Viel näher liegt der zweite Grund, den ich namhaft machen möchte: die Widerstände, die sich der Bildung eines eigenen Urteils, auch in verhältnismäßig engen Grenzen, entgegenstellen, sind heute stärker und zahlreicher als zuvor. Werfen wir ein Streiflicht auf einige dieser Widerstände.

Da ist zuerst die „öffentliche Meinung“ zu nennen, dieser wechselfarbige Drache, der sich immer wieder mit dem Anspruch einer absoluten Autorität vor die Freiheit des einzelnen stellt. Schwache Menschen erliegen dem Fauchen dieses Ungeheuers widerstandslos. Aber auch Leute, die wohl imstande wären, sich gegen das öffentliche Urteil mit dem eigenen zur Wehr zu setzen, strecken die Waffen. Und doch weiß jeder: es gibt kein größeres Zerrbild der Wahrheit als eben die öffentliche Meinung. Für jeden Nachdenklichen tritt die Verfälschung in der stündlichen Geschichte ihrer Entstehung zutage. Ein besinnlicher Kopf sollte es sich zum Gesetz machen, von ihrem genauen Gegenteil auszugehen! Das heißt natürlich nicht, er soll schnurstracks das Gegenteil als Wahrheit ansehen; vielmehr sollte er vom Gegenteil aus die für seine Urteils-

kraft erreichbare Linie nach der eigenen, freien Meinung ziehen!

Anderer, sonst verständiger Mitbürger, verabscheuen zwar die öffentliche Meinung mit aller nötigen Geringschätzung; aber nur, um sich desto nachhaltiger der Ansicht ihrer Zeitung, ihres Selbstblattes zu verschreiben. Wer darauf achtet, wird mit Entsetzen wahrnehmen, daß gescheite Leute eine Stunde nach dem Frühstück mit hohem Überzeugungseifer die Meinung ihrer Morgenzeitung als ihr eigenes Urteil verkündigen. Das geht so weit, daß es für den Blätterkundigen ein leichtes, sehr belehrendes und belustigendes Vergnügen ist, im Kreis von Bekannten oder Unbekannten jeden auf eine bestimmte Tageszeitung zu etzkettieren. Nun kann über den Wert der Presse ein Zweifel nicht bestehen. Aber schließlich ist jeder Journalist auch nur ein Mensch und, wenn er ein kluger Mensch ist, will er mit seiner Ansicht selber gar nicht mehr geben, als eine Direktive, und kein Dogma. Überdies könnte es nachgerade einleuchten, daß ein gedrucktes Wort nicht eo ipso wahrer ist als ein gesprochenes!

Was von Zeitungsurteilen gilt, gilt natürlich genau so von parteipolitischen Anschauungen. Es ist das gute Recht des Parteilannes, seine Ansicht mit Schärfe zu vertreten. Aber nimmt er sich denn unter hundert Fällen noch einmal die Mühe, die gegnerische Meinung auch nur zu prüfen? Da heißt es doch einfach: das ist rot, also falsch; oder das ist weiß, also richtig. Es ist aber geradezu das Maß für die Denkfähigkeit eines

## Zeichen der Zeit

---

Kopfes, inwieweit er in die Gründe eines gegnerischen Urteils einzudringen vermag. Unser parlamentarisches Leben z. B. leidet ungemain an dem Mangel — ich will nicht sagen solcher Denkfähigkeit, aber an ihrer Betätigung. Wenn Herr K. auf der einen Seite des Hauses einen fruchtbaren Gedanken vorträgt, wird ihn Herr N. gar nicht erst überlegen; er wird, was dafür spricht, gar nicht erst abwägen, sondern nur das *Dawider* sehen; und er wird lieber, seinem Volk zu Heil und Freude, ein Gesetz aus Prinzip verballhornen helfen, als sich ein eigenes Urteil bilden.

Gegen diese Gruppe von Widerständen, die beliebig zu vermehren ist, läßt sich geltend machen, daß sie, wenn auch in geringerem Umfang und unter anderen Namen, schon lange vor uns bestanden haben. Nicht so verhält es sich mit einer anderen Gruppe, die sich auf die *Form* des modernen Urteilens bezieht.

Schroffe Gegenüberstellungen sind, gesprochen und geschrieben, sehr wirkungsvoll. Den Vorzug der Wahrheit haben sie seltener. Die geniale Einseitigkeit scheidet hier aus. Von mittlerer Urteilsfähigkeit ist die Rede, und sie verliert in ihrer Selbstständigkeit, wenn sie sich bestimmen und verführen läßt von der herrschenden *Sucht nach Pointierung*. Solch ein übersteigertes Urteil kann dem urwüchsigsten, wirklich eigenen zweifelt ähnlich sein; der, der es ausspricht oder übernimmt, wird sich selbst und andere darüber täuschen, wie über einen falschen Edelstein.

Und doch sind die Bestandteile nicht echt, ist es nicht organisch gewachsen und geworden. Man denke da nur an die Leute, die es fertig bringen, *privatim* oder *publice*, jeden Tag einige Mitmenschen zu Genies, einige andere zu grundsätzlichen Stümpern abzustempeln. Der „*Elativismus*“, d. h. das Arbeiten mit lauter „*Sehr*“-Werten ist ein auch sonst gerügter Unfug: er gehört hierher. Und neben ihm steht das *Schlagwort*, diese niederträchtige Ausgeburt der neueren Zeit, von der man mit Recht gesagt hat, daß sie allerdings schlägt, aber totschlägt — nämlich die Wahrheit. —

Nur eine Anregung für diejenigen, die etwas mehr sein wollen, als geistige Nachbeter, kann und soll in diesem lückenhaften Überblick über ein uner schöpfliches Thema gegeben werden; er hat schon seine Schuldigkeit getan, wenn der oder jener sich über die Selbstständigkeit des Urteils in unserer Zeit ein selbstständigeres Urteil bildet, als ich es vermag.

Dr. Heinrich Klittenstein.

---

Peter Altenberg: Märchen des Lebens.

Peter Altenbergs kleine Skizzen sind Bilder und wollen nichts anderes sein, und von einem schönen und reichen Bilderbuch kann man nur feststellen, daß es vorhanden ist, und allen empfehlen, es recht fleißig zu betrachten; man kann es aber nicht beschreiben. Altenbergs neuestes Bilderbuch enthält jedoch weit mehr als bloße Meisterwerke



der psychologischen Momentphotographie. Wenn man aus ihm die Summe zieht, so ergibt es ein neues künstlerisches Programm, und es ist nötig, über dieses Programm einige Worte zu sagen.

Die künstlerische Entdeckung, die Peter Altenberg gemacht hat, ist ebenso originell als einfach; sie ist so einfach, daß viele sich weigern werden, sie für originell zu halten. Aber gerade diese Verbindung von Originalität und Selbstverständlichkeit macht das Wesen jeder wirklich wertvollen Erkenntnis aus. Bloß originell sein ist nämlich gar keine Kunst: man braucht sich bloß um Vernunft und Wahrheit nicht zu kümmern, und man ist schon originell. Die geniale Originalität besteht jedoch darin, daß man neue Gesetze und Beziehungen entdeckt, die zwar bisher unbekannt waren, aber dennoch die natürlichsten von der Welt sind, denn sie waren ja stets vorhanden. Kaum sind sie entdeckt, so sagt jeder: „Das habe ich längst gewußt.“ Dieses „ich habe es längst gewußt“, das der Philister an jede Neuheit anhängt, die das Unglück hat, auch zugleich wahr zu sein, ist geradezu der Prüfstein für ihre Lebensfähigkeit.

Die höchst einfache künstlerische Erkenntnis Peter Altenbergs ist nun diese: daß das Leben das einzige wirklich märchenhafte Märchen ist und daß wirkliche Poesie und Phantasie nur in der Realität zu finden sind. Man darf diese Erkenntnis nicht etwa mit dem „Naturalismus“ verwechseln. Der Naturalismus brachte das Leben, aber er unterschlug das Märchen, das im Leben steckt. Die Romantiker alten Schlags

hingegen brachten zwar das Märchen, aber auf Kosten des Lebens. Daher kann man sagen, daß beide, Romantik und Naturalismus, zwei gleich unwahre Kunststrichtungen waren.

Die alten Romantiker waren mit der gegebenen Welt unzufrieden, denn sie schien ihnen nichts Poetisches zu enthalten. Darum bevölkerten sie sie mit allerlei Wesen und Ereignissen, die es nicht gibt. Der orthodoxe Naturalist dagegen brachte das Leben genau so, wie es ist oder vielmehr scheinbar ist: er dichtete gleichsam mit der Lupe in der Hand. Aber das Leben ist für den Naturalisten oder, wie man ihn eigentlich nennen müßte, für den Materialisten nur zur Hälfte vorhanden, denn es ist voll von Wundern und Geheimnissen, und wir nähern uns der Poesie genau in dem Maße, in dem wir uns dem Leben nähern, und der romantischste Roman ist das Leben selbst. Der moderne Romantiker erfindet keine Märchen, aber er erklärt das Leben tiefer und vollkommener, als es bisher versucht worden ist, und indem er es erklärt, entdeckt er seine Wunder. Die alten Romantiker suchten die blaue Blume und fanden sie nicht, was ganz natürlich war, denn sie existierte nur in ihrem Gehirn. Aber mir scheint, Peter Altenberg, der Neuromantiker, hat sie gefunden: für ihn ist nämlich jede Kornblume eine romantische „blaue Blume“ und jedes natürlichste, trivialste Erlebnis des Alltags das poetischste, phantastischste Märchen.

In früheren Zeiten setzte sich ein Dichter hin und „dichtete“, das

## Zeichen der Zeit

heißt: er entwickelte Phantasie, kombinierte mögliche und unmögliche Dinge, erfand Situationen und Konflikte und dachte sich eine Menge von Angelegenheiten aus, die nur in seinem Kopfe zusammengekommen waren. Der Dichter der Zukunft wird anders arbeiten, er wird gar nicht mehr „dichten“, ja er wird viel weniger dichten als alle übrigen Menschen, und gerade das wird ihn zum Dichter machen. Das klingt paradox.

Aber fragen wir uns: was ist denn eigentlich jene vielgerühmte Phantasie, die früher das Privileg des Dichters war? Sie ist nichts als schlechte intellektuelle und künstlerische Erziehung. Sie ist die Subjektivität irgend eines Einzelorganismus, die sich ungebührlich vorbrängt und uns verhindert, die Poesie der Natur und des Lebens voll zu erfassen. Und doch haben Natur und Leben zehntausendmal mehr Poesie und Phantasie als der größte Dichter. Ist die Poesie der Welt etwa im menschlichen Gehirn, dieser mehr oder minder schadhafte Begriffsmaschine? Ganz im Gegenteil: gerade dort ist sie am wenigsten. Der vollkommenste Dichter ist der unpersonlichste, derjenige, der einen möglichst vollkommenen Aufnahme- und Durchgangsbapparat für die Poesie der Natur und des Lebens bildet, der der Poesie der Welt möglichst geringe Leitungs- und Widerstände entgegensetzt. Ein Dichter ist ein Mensch, der Poesie empfangen und weitergeben kann, keineswegs ein Mensch, der Poesie macht. Um es in eine Formel zu bringen: der Grad seiner „Permeabilität“ für

Weltpoesie“ bezeichnet die Höhe seiner dichterischen Kapazität.

Selbsttätige Phantasie hingegen ist eine Gehirnkrankheit, und ebenso interessant, aber auch ebenso belanglos wie alle übrigen pathologischen Phänomene. Selbsttätige Phantasie ist überdies langweilig. Es gibt nur eine amüsante Sache: die Wirklichkeit. Subjektive Poesien sind daher nicht nur belanglos, sie sind geradezu schädlich. Denn sie schieben das fade Ich vor die interessanten Objekte. Man vergleiche z. B. einmal die Spiele, die die Menschen erfunden haben, mit den Spielen der Tiere. Die ersteren sind langweilige Gehirnfunktionen, die letzteren sind organische Produkte des Lebens. Man kann stundenlang zusehen, wenn junge Hunde oder irgendwelche andere Tiere miteinander spielen, aber man muß schon ziemlich von Gott verlassen sein, um bei einer Partie Billard oder Stat stundenlang kleben zu können.

Daher glaube ich, daß in Peter Altenbergs Büchern viel mehr Entwicklungsmöglichkeiten stecken, als man vorläufig noch annimmt. Das Wort „Märchen des Lebens“ wird vielleicht einmal eine große Dichterparole werden wie seinerzeit jene „blaue Blume“. Ein einsamer verschneiderter Baum, von einem Künstler photographiert, wird vielleicht einmal mehr gelten als das wunderbarste gemalte Stilleben. Der Wunschzettel eines kleinen Jungen vor Weihnachten, die trodene Gerichtsaaalnotiz einer Tageszeitung, der sachliche Bericht eines Gelehrten über beobachtete

Naturwunder, das dumme Tagebuch eines Backfischs, der unorthographische Brief eines Dienstmädchens, diese und ähnliche Dinge, von einem Dichter festgehalten, werden vielleicht einmal als die einzigen echten Dichtungen gelten. Und wenn jemand einwenden sollte, daß nach dieser Auffassung die Dichter ja ganz überflüssig wären, denn alle diese Dinge seien ja schon da,

so ist ihm zu erwidern: im Gegenteil! Die Dichter werden nötiger und wichtiger sein als zuvor, nämlich als *E n t d e c k e r* dieser Dinge, für die nur sie Augen, Ohren und Nerven haben. Aber als Entdecker, nicht als Erfinder. Das armselige „Erfinden“ werden sie den Hysterischen, den Blaustrümpfen und den Köchinnen überlassen.

Dr. Egon Friedell.

# IRMELIN.

# IRMELIN.

Nach dem Dänischen von J. P. Jacobsen.  
From the Danish of J. P. Jacobsen.

Frederick Delius.

Andante.

Hört, es war ein-mal ein Kö-nig, — man-cher  
There was a King in days of old, — ma-ny

Schatz ge-hör-te ihm, doch der Schö-tze al-ler-be-ster  
treasures rare he owned; he knew his daugh-ter Ir-me-lin of

war die schö-ne Ir-me-lin, Ir-me-lin Ro-se, Ir-me-lin hold,  
all to be the ra-rest one, Ir-me-lin rose, Ir-me-lin sun,

Copyright 1906 by Harmonie, Berlin.

Op. 77

Mit gütiger Erlaubnis des Verlages Harmonie, Berlin W. 35.

Ir - me - lin, Herr-lich-ste von Al - - - len!  
 Ir - me - lin, love-li - est of all!

**Maestoso.**  
*poco più vivo*

Al - le Rit - ter - hel - me tru-gen ih - rer Far-ben mun - tre Pracht,  
 Gro-sse Frei-er - scha-ren zo-gen hin bis zu des Kö - nigs Schloss,  
 Her bright i - mage was re - flect-ed in the hel-mets of all the knights,  
 Knights by hun-dreds, no - ble woo-ers thronged the castle of the king,

und in vie - len tau - send Lie - dern ward ihr Na - me an - ge-bracht,  
 nah - ten ihr mit zar - tem We - sen und mit blu - men - glei - chem Wort,  
 and with ev' - ry rhyme and rhythm her fair name had been en-twined,  
 wooed the maid with ten - der bear-ing and with sweet and flower - ed word.

*poco rit.*  
 Ir - me - lin Ro - se, Ir - me - lin hold, Ir - me - lin, Herr-lich-ste von Al - - - len.  
 Ir - me - lin rose, Ir - me - lin sun, Ir - me - lin, love - li - est of all!

*cresc.*

*a tempo*

Die Prin-zes-sin trieb sie von sich, dem ihr Herz war kalt wie Stahl, sie  
 But the Princess would not lis - ten, cold her heart was, cold as steel, of

*dim. p*

ta - del - te der Ei - nen Hal - tung und höh - te And'-rer Lie - bes - qual.  
 some she mocked the clum - sy bear - ing and laughed at o - thers ug - - ly forms.

*molto tranquillo mp*

Ir - me - lin Ro - se, Ir - me - lin hold,  
 Ir - me - lin rose Ir - me - lin sun

*mp p*

Ir - me - lin Herr - lich - ste von Al - len!  
 Ir - me - lin love - li - est of all —

*espressivo*

Fräulein EVA-MARIA KUNCKELL vorgesingt.


# So knix ich - so lach ich.

(Rud. Presber.)

Bogumil Zepler.

*Allegretto moderato.*

Gesang.



So knix ich, so

Piano.

lach' ich, so schau' ich ihn an und Äu - gel - chen mach' ich dem

herz - lie - ben Mann und Ro - sen am Klei - de und Ro - sen im

*rit. - - - a tempo*  
Haar, er geht mir zur Sei - te und wird nichts ge - wahr!

*cresc. - - - rit. - - - p a tempo*

Copyright 1907 by „HARMONIE“ Berlin.

Op. 149

Aufführungsgerecht vorbehalten

Mit gütiger Erlaubnis des Verlages Harmonie, Berlin W. 35.

*cresc. poco a poco*

Und seufzt er be-kom-men so frag' ich: „Er Wicht! Der

*p cresc. poco a poco*

*f rit.*

Lenz ist ge-kom-men und spürt Er ihn nicht? Die

*mf rit.*

*a tempo*

Wie-sen im Schim-mer, und jung-grün der Mall“ Ach, wär' nur nicht

*rit. poco string. p*

*rit. a tempo*

im-mer die Mut-ter da-beil“

*acceler. dim. p rit. pp*

ch. up





Burg Kreuzenstein: Halle a. d. Westseite  
(Zum Bild von Robert Stiasny).

*p cresc. poco a poco*

Und schütz' er be-kom-men so frag' ich: „Er Wicht!

*p cresc. poco a poco*

*f rit.*

Lenz ist ge-kom-men und spürt er ihn nicht?

*f rit.*

*a tempo*

Wie-sen im Schim-mer, und jung-grün der Mai! Ach, wär' nur

*a tempo*

*rit. poco string. p*

*rit. a tempo*

im-mer die Mut-ter da-bei!

*acceler. rit. p pp*



Burg Kreuzenstein: Halle a. d. Westseite  
(Zum Essay von Robert Stiaffny).



---

## Zu den Musikbeigaben.

Größere Gegensätze kann man sich kaum denken als die beiden Tonsetzer, von denen hier je ein Lied geboten wird. Während Frederick Delius mit Vorliebe sich großen schwerwiegenden Aufgaben zuwendet und vielfach, nicht bloß in seiner Harmonik, Neuland der Tonkunst zu gewinnen sucht, ist Bogumil Zepler ein Meister der musikalischen Kleinkunst, ein Vertreter des feinen Humors und ein ausgesprochener Gegner ungewöhnlicher Harmonien.

Lassen wir ihm, da er der ältere ist, hier, wo wir den Lebensgang und das Lebenswerk beider skizzieren wollen, den Vortritt. Am 6. Mai 1858 wurde er in Breslau geboren. Schon als Schüler des berühmten Elisabeth-Gymnasiums widmete er sich der Musik eifrigst, mußte aber auf Wunsch seiner Angehörigen studieren und konnte erst, nachdem er die medizinische Doktorwürde erworben hatte, sich ganz seiner geliebten Kunst hingeben. Von vornherein bevorzugte er, nachdem er bei Heinrich Urban in Berlin ernste Studien getrieben hatte, die heitere Muse. 1891 wurde sein Name in weiteren Kreisen bekannt durch seine „Cavalleria Berolina“, eine recht gelungene Parodie auf Mascagnis

„Cavalleria rusticana“. Einen schönen Erfolg errang er 1892 mit der einaktigen komischen Oper „Der Brautmarkt zu Hira“. Die abendfüllende, zuerst 1898 im Hamburger Stadttheater aufgeführte Oper „Der Vicomte von Letorière“ zeigte neben sehr gelungenen komischen Partien auch Zeplers unleugbares lyrisches Talent. Den Einwirkungen der neuitalienischen veristischen Schule konnte auch er sich nicht entziehen: es beweist dies der für Fumagalli geschriebene Einakter „Die Nacht“ und die Pantomime „Die Galgenfrist“ (1899). Den größten Erfolg aber hatte Zepler, als er wieder zum Melodisch-Heiteren und Grazilösen zurückkehrte und für Ernst von Wolzogens Buntes Theater, das 1901 gegründete sogenannte Überbrettel, Lieder wie „Laufmädel“, „Königssohn“, „Pfaffenkuttchen“, „Selbstern“, „Spaßenlied“, „Hummer“ schuf. Als dann Wolzogen seine komische Oper begründete, wurde sie mit Zeplers Burleske „Die Väder von Lucca“ eröffnet, doch infolge des recht gewagten Wolzogenschen Textes und einer ungenügenden Aufführung hatte das Werk nicht den erwünschten Erfolg, der leider auch der Operette „Die Liebesfestung“ infolge des unvoll-

kommenen Librettos versagt blieb. Hoffentlich gelingt es dem Komponisten, der übrigens auch eine Ballettsuite (Teufelsmesse) für großes Orchester geschrieben hat und neuerdings durch eine sehr gelungene „Salome“-Parodie von sich hat reden machen, eine Operette von bleibendem Wert uns bald zu schenken. Er ist auch Herausgeber der Zeitschrift „Musik für Alle“ und hat dabei eine recht glückliche Hand bewiesen. — Das Lied „So knir ich“, das der Sammlung „5 heitere Lieder“ entnommen ist, gibt von Zepplers musikalischer Richtung eine sehr gute Vorstellung. Trotz aller Anspruchslosigkeit ist es ein recht wirkungsvolles Vortragsstück, jedenfalls eine reizende Vertonung des liebenswürdigen Gedichtchens von Rudolf Presber.

Was Zeppler angeboren ist, das Volkstümliche, will auch Frederick Delius ganz offenbar in „Irmelin“ (aus „5 Lieder“) anstreben, aber in diesem etwas archaisch, balladenmäßig gefärbten Liede schmeichelt sich dem Ohre eigentlich nur der Refrain „Irmelin Rose, Irmelin hold“ ein, manche harmonische Wendung wird unseren Sängerinnen befremdend klingen, auch das Treffen der Intervalle wird Schwierigkeiten machen. Trotzdem werden sich sicherlich viele zu der eigentümlich-herben Zonsprache hingezogen fühlen und nicht eher ruhen, als bis sie „Irmelin“ sich zu eigen gemacht haben. Delius, dessen Namen erst in den letzten Jahren bekannter geworden ist, gilt jetzt als einer der besten Vertreter der musikalischen Stimmungsmalerei; seine ungemein

reiche und kühne Phantasie hat sich auch eine eigene Ausdruckstechnik geschaffen, in der er der großen Masse des Publikums nicht die kleinste Konzession macht. Delius, der von deutschen Eltern stammt, ist 1863 in Bradford in England geboren und hat schon als Knabe große musikalische Veranlagung gezeigt. Um nicht Kaufmann werden zu müssen, wanderte er als Zwanzigjähriger nach Florida aus und wurde hier Pflanze, benutzte aber jede freie Zeit zu theoretisch-musikalischen Studien und ließ sich durch seine tropische Umgebung in seiner musikalischen Phantasie wesentlich beeinflussen. Nach einigen Jahren aber ging er doch nach Leipzig und studierte hier noch sehr gründlich bei den durchaus auf klassischem Boden stehenden Meistern Jadassohn und Reinecke. Im Jahre 1890 verlegte er seinen Wohnsitz dauernd nach Frankreich und zwar verbrachte er den Winter häufig in Paris. In ländlicher Abgeschiedenheit schuf er seit 1897 eine Reihe größerer Werke. Indem ich auf Max E h o p s ziemlich erschöpfende Broschüre über Delius (Verlag Harmonie) hinweise, beschränke ich mich darauf, zu erwähnen, daß die Megeroper „Konga“ 1904 in Elberfeld und das hochpoetische Musikdrama „Romeo und Julie auf dem Dorfe“ 1907 in der Komischen Oper zu Berlin aufgeführt worden ist, daß der „Allgemeine Deutsche Musikverein“ wiederholt auf seinen Tonkünstler-versammlungen Werke von Delius berücksichtigt hat, so in diesem Jahre die tertiell auf Nietzsche's Zarathustra fußende „Messe des

## Zu den Musikbeigaben

---

Lebens". Hochbedeutend sind: die sinfonische Dichtung „Im Meeres-treiben“ (Sea Drift), die „Appalachia“ genannten Variationen über ein altes Negerklavenlied mit Schlußchor und das „Klavierkonzert“ in E-Moll, das eigentlich eine sinfonische Dichtung mit obligatem Klavier ist und meines Erachtens alle Aussicht hat, sich einzubürgern. Unter den jetzt leben-

den Komponisten ist Delius wohl der größte Tonpoet, jedenfalls eine Erscheinung, die berufen sein dürfte, eine künstlerische Mission zu erfüllen, wenn auch zur Zeit sein Schaffen noch nicht allgemein auf Verständnis stößt. Merkwürdigerweise hat es sich die meisten Freunde in den Rheinlanden erworben.

Prof. Dr. Wilhelm Altmann.

## Redaktionelle Notizen.

Die vier photographischen Aufnahmen, die zu dem Artikel: Stiassny, Ein Schloß im Donautale, gehören, stammen aus dem Atelier des Hofphotographen W. Burger in Wien, der sich daservielfältigungsrecht vorbehält.

Bemerken möchten wir noch, daß sich in der Unterschrift des dritten Bildes zu „Burg Kreuzenstein“ (Seite 512) ein Irrtum eingeschlichen hat. Es muß heißen: Halle an der „Südseite“.

---

---

## Literarische Berichte.

Alexander L. Kiellands  
sämtliche Werke. In sechs  
Bänden. (Übersetzt von Dr.  
Friedrich Leskien und Marie Les-  
kien-Lie.) Leipzig, Georg Merse-  
burger.

Der ausländische Autor findet meist ein anderes Schicksal als der einheimische. Für diesen bestehen dieselben Bedingungen des Lebens, der Arbeit, des Verkehrs, des Vergnügens, wie für seinen Leser, beide umgibt dieselbe Luft, dasselbe Klima, beide haben tausend gemeinsame Dinge, mögen sie in ihren Ansichten, ihrem Geschmack noch so verschieden sein. Er wird von seinem Leser, mag dieser auch keinen seiner Gedanken erfassen, mit einer gewissen Vertraulichkeit behandelt; der Leser maßt sich Recht und Fähigkeit an, ihn zu beurteilen, ihn zu corrigieren, ihn zu loben oder zu tadeln. Dem ausländischen Autor gegenüber ist der Leser befangen, unsicher und infolge dessen vorsichtig. Da er die Verhältnisse des Auslands, die Verhältnisse, aus denen das Werk des Autors entstanden ist, nicht kennt, muß er als gebildeter Mann Achtung, Bescheidenheit und Ehrerbietung zeigen, selbst da, wo es nicht am Plage ist, nur um der Gefahr, sich durch törichtes Urteil zu compromittieren, aus dem Wege zu gehen. Weil ihm keiner jener Gemeinplätze zur Verfügung

steht, auf denen man vor dem einheimischen Autor mit der Würde des Verständnisses, der literarischen Bildung paradiere kann, lobt er, wo getadelt werden müßte, bewundert er Absonderlichkeiten, die bizarr sind, — kurz, er behandelt den ausländischen Autor mit derselben Steifheit, demselben aufgesperrten Munde, derselben verwirrten Höflichkeit wie den ausländischen Reisenden. Und wie man diesen fürs erste nach der Eleganz seiner Koffer, dem Schnitt und der Qualität seiner Kleider beurteilt, so beurteilt man den ausländischen Autor zunächst nach der äußeren Erscheinung, der Beschaffenheit der Ausgabe und der Qualität der Übersetzung.

Kielland hat unter dieser Kurzsichtigkeit jahrzehntelang leiden müssen. Wo man ihn traf, begegnete er einem meistens in dem dürftigen Lusterjäckchen der Reklamschen Universalbibliothek und ließ ein Deutsch vernehmen, das nicht schön war. Die Folge davon war, daß man ihn zwar nicht übersah, aber wie etwa einen amüsanten Unterhalter in der Straßenbahn betrachtete. Er hatte dasselbe Schicksal, wie Maupassant und selbst Zola, die in Deutschland lange Zeit in den zweifelhaftesten Kostümen der sonderbarsten Verleger umherliefen und einem selten aus guten Buchhandlungen, öfter aus den ver-



schwiegenen Kästen der Bahnhofshändler entgegenkamen. Ob dabei den Autor ein Verschulden trifft, bleibe dahingestellt; sicherlich hat er Schaden davon, und Kielland hat seinen Arger darüber sehr deutlich ausgesprochen.

Nun erscheint er zum ersten Male, leider nach seinem leiblichen Tode, in einem literarisch salonfähigen Anzuge. Dr. Friedrich Leskien und Frau Marie Leskien-Lie haben eine vortreffliche Übersetzung geschaffen, die nicht nur Worte und Sätze übermittelt, sondern des Dichters Gedanken in des Dichters Form wiedergibt, die Stimmung, Lust und Klang des Originals mitbringt. Daß Kielland noch selbst an dieser Übersetzung mitgearbeitet hat, ist wertvoll, und daß ihm diese Ausgabe noch kurz vor seinem Tode eine große Genugtuung und Freude gewesen ist, macht sie unserem Herzen noch lieber.

Diese Ausgabe sämtlicher Werke Alexander L. Kiellands ist 1907 bei Georg Meiseburger in Leipzig erschienen. Sie bedeutet nicht nur die endliche Würdigung Kiellands in Deutschland, sie ehrt auch durch sich selbst den Verleger.

Kiellands äußerer Entwicklungsgang weist denselben Weg, den viele nordische Schriftsteller gegangen sind: die akademischen Studien daheim in der kleinen Hauptstadt des kleinen Vaterlandes, das Leben in der großen Welt von Paris. Diese Schule hat sich bei manchem, z. B. Björnson, als ungeeignet erwiesen, bei Kielland scheint sie seine besten literarischen Eigenschaften zur Entfaltung gebracht zu haben. Der starke nordische Freiheitsinn, der

sich daheim unter den kleinen Verhältnissen nirgends bewegen konnte, findet mit einem Male Platz rings um sich herum, er regt sich, wird seiner selbst bewußt und geht mit jungen freien Gedanken in die enge Heimat zurück. Die nordische Gründlichkeit erhält durch die Berührung mit dem französischen Geiste die leichte Ordnung und die durchsichtige Klarheit, die das Wesen des französischen Geistes ist. Dazu gesellt sich die Kritik und jener Duft der großen Welt der Ideen und der Moden. Dieses alles, ich zurückversetzt in die kühle Luft der waldigen Berge Norwegens, gewinnt an Frische und Elastizität, ohne etwas von seiner graziösen Feinheit zu verlieren.

Wenn solche Eigenschaften in der richtigen Weise gepflegt werden, müssen sie Vorzügliches leisten. Kielland hat sie gepflegt. In seinen ersten Novellen zeigen sie sich noch in schwächlicher, übertriebener Pointierung, in übermäßiger Betonung und falschem Tempo. Wie es oft geschieht, haben diese bühnenmäßigen Wirkungen seinen Ruhm begründet; ein dicker Mann, der ununterbrochen über die allzu vielen Trüffeln stöhnt, wird immer das Stehparfett auf seiner Seite haben. Aber Kielland hat rechtzeitig daran gedacht, sich zu soignieren, und bereits „Garman und Worfe“ ist nahezu frei von dieser Art Fehlern. Die Eindrücke haben ihre Wirkung nach innen ausgeübt, das Neue hat sich mit dem bereits Vorhandenen verbunden, und die folgenden Werke zeigen Kiellands fertige Persönlichkeit. Man sieht ihn als einen scharfsten-

## Literarische Berichte

nigen Beobachter von Lebensverhältnissen und Typen, als einen guten Psychologen und sicheren Beherrscher der Form. Seine Schilderungen der bürgerlichen Verhältnisse zeigen seinen schnellen Blick für das Wesentliche; er langweilt nicht durch Anhäufung von unnötigem Material, er steht nur das, worauf es ankommt. Er hat Sinn für plötzliche Perspektiven. In der Novelle „Schnee“ zeichnet er einen Pfarrer, einen selbstgefälligen Haustyrannen, der durch den Kampf gegen die Dinge der neuen Zeit ungerecht und rücksichtslos geworden ist. Die langen Neben, die dieser über seine Frau, seinen Sohn und seine reizende freidenkende Schwiegertochter ausschüttet, machen auch den Leser ein wenig betäubt, so daß er kaum noch etwas versteht und jedenfalls den Pastor nicht mehr deutlich erkennt. Aber dann achtsam man schlafen, und Kielland erzählt, daß der Pfarrer die Gewohnheit hat, abends im ehelichen Schlafzimmer im Bett noch eine Pfeife zu rauchen und Zeitungen zu lesen. Da sieht man ihn wieder ganz, und man weiß auch, wie es mit der Rücksichtnahme in dieser christlichen Ehe bestellt ist. Die von ihm geschaffenen Charaktere sind ihm nie von einer bestimmten, rein künstlerischen Forderung vorgeschrieben. Es scheint ihm wichtiger, lebendige Menschen leben, handeln, sich entwickeln zu lassen, als daß die Schicksale sich einem versöhnlichen oder tragischen Ende zuneigen. Er saut es dem Leben gerade heraus, daß es brutal und ungerecht ist, und er versucht nie, dem Leben eine Form aufzuzwingen, die es nicht hat. Die Kom-

position seiner Romane ist darum nicht immer einwandfrei.

In ihm ist das Entscheidende nicht das Künstlerische, sondern das Menschliche. Aber das Menschliche ist so rein, so hoch, daß es das Künstlerische mit sich zieht, auf ein Niveau, das es von vornherein nicht hat. Darum ist er auch trotz aller Feinheit und künstlerischer Akkuratheit das gerade Gegenteil eines Ästheten. Er schämt sich nicht der starken Tendenz, die alle seine Arbeiten tragen, die überall durchbricht, viele künstlerische Wirkungen zerstört und doch das Wertvollste an dem ganzen Manne ist, weil es keine Parteitendenz, sondern die ehrliche Gesinnung eines anständigen Mannes ist. Er kämpft für Wahrhaftigkeit der Gesinnung, — nicht für jenes Björnsonsche Idol von Wahrheit, das wie ein Moloch das Menschliche verschlingt, sondern für die schlichte Überzeugung eines gesunden und klugen Menschenverstandes. Er steht mit ganzer Front gegen jeder Art Borniertheit, jeder Art falsche und angemastete Macht, jeder Art Heuchelei. Er verachtet die Würde, die unter der Decke christlicher Milde Trägheit der Seele verbirgt, er verachtet die Sittlichkeit, die mit den Begriffen der christlichen Moral die Leere des Herzens verklebt. Er hat ein feines Mitleid für alles, was unterdrückt und nicht zu seinem Recht gekommen ist, er hat eine Weite für alles, was nicht von der Konvention, der Staatskirche und der gesellschaftlichen Ordnung, sondern vom Menschen kommt.

Solches sind leuchtende Merkmale der Besten gewesen. Aber

bei vielen, die selbst unterdrückt waren, wurden sie durch Haß und Grimm verdunkelt. Kielland gehört nicht zu diesen Unglücklichen. Seine gesellschaftliche Unabhängigkeit gestattete ihm, seine Meinung nur durch die Überlegenheit ihres geistigen Inhalts wirken zu lassen, sie ohne Pathos zu sagen, mit der Verbindlichkeit eines Weltmannes, der für eine Dummheit nur ein leichtes Kopfschütteln hat, der eine Brutalität mit zwei Federstrichen abtut.

Kielland ist früh gestorben und hat das rechte Verständnis seiner Persönlichkeit nicht mehr erlebt. Aber er bedurfte es nicht, sich an anderer Leute Wertschätzung anzulehnen. Er konnte vielleicht daran zweifeln, ob er ein großer Schriftsteller sei, aber er hatte die Gewißheit, daß er Mensch war.

Otto Gysae.

Alexander L. Kielland.  
Else. Jakob. Zwei Novellen: Treuherz. — Karen. Aus dem Norwegischen von Dr. Leo Bloch. Berlin W. 35, Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Dr. Leo Bloch sagt in seinem Vorwort zu den Novellen: „Kielland erfordert eine sehr eng anschließende Übersetzung, welche auch vor Härten dort nicht zurückschreckt, wo sie im Original vorhanden sind. Ich habe mich bemüht, beide Erzählungen in vollkommen unretouchierten Photographien dem deutschen Leser vorzuführen.“ Der Übersetzer stützt sich dabei auf eine Bemerkung des Autors selbst, daß seine Werke in deutscher Übersetzung etwas „Zahmes und Konventio-

nelles“ bekämen, was ihnen im Original durchaus nicht anhafte.

Man kann die Absicht nur billigen. Aber man muß sich überlegen, daß nur der künstlerisch empfindende Leser die richtigen Augen für unretouchierte Photographien hat. Die andern Leser werden sich verwundern, werden ihre Mißbilligung äußern, werden von Manieriertheit sprechen. Alles auf Unkosten des Autors, der dabei nicht zu seinem Recht kommt.

Leider wird das Verhältnis der künstlerisch empfindenden Menschen zum großen Publikum durch einen Dezimalbruch dargestellt, der sehr viele Nullen hinter dem Komma hat.

Otto Gysae.

Wunder und Wissenschaft. Dr. Richard Hennig.

Eine hochinteressante Arbeit bietet uns Dr. Richard Hennig in seinem Buche: Wunder und Wissenschaft. In klarer, fließender Sprache setzt sich der Verfasser mit den Erscheinungen des Okkultismus auseinander. Zu ihrer Erklärung nimmt er das ganze Rüstzeug, das die moderne Psychologie bietet, zu Hilfe. Suggestionen, Hypnose, deren Wirkungen viel weitgehender sind, als man allgemein glaubt, zieht der Autor in den Bereich seiner Betrachtungen. So gelingt es ihm, viele wunderbar erscheinende Phänomene, wie das Gedankenlesen etc. in ihre „natürlichen“ Faktoren zu zerlegen. Trotzdem bleibt auch noch dem Verfasser ein Rest von gut beglaubigten Wundergeschichten, die sich vorläufig noch nicht erklären lassen. Das Buch bietet eine Menge interessanten Stoffes, der in über-

## Literarische Berichte

sichtlicher Weise geordnet ist. Es kann jedem Gebildeten aufs wärmste empfohlen werden.

Sinne eines v. Bergmann und eines Waldeyer gehalten ist.

G. E.

**Zwischen Ärzten und Klienten.** Prof. G. V. Ughetti. Erinnerungen eines alten Arztes. Autorisierte Übersetzung v. Prof. Dr. Giovanni Galli. Mit einem offenen Briefe von Prof. Mantegazza. Wien, Wilhelm Braumüller.

Die in leichtem Konversations-ton geschriebenen Erinnerungen bieten manches des Interessanten. Man weiß, daß der Kranke leidet, die Leiden des Arztes sind der großen Menge unbekannt oder werden einfach negiert. Die Aufzeichnungen lassen erkennen, daß im Verhältnis zwischen Arzt und Patienten eine Art Leidensphilosophie liegt und zwar zum großen Teil auf Seiten des Helfers. Der historische Rückblick macht das noch deutlicher. Das Buch, das aus dem Herzen geschrieben und aus der Feder eines Mannes hervorgegangen ist, der diese Art von Leiden zur Genüge an sich selbst gespürt hat, dürfte nicht nur für den werdenden Arzt ein guter Wegweiser sein im Umgang mit den Schmerzgepeinigten und denen, die sich ihn nur einbilden, es kann dem Laien fast noch mehr empfohlen werden schon deshalb, weil es ihm eine deutliche Vorstellung vom Seelenleben des Arztes verschafft. Es wird ihn zwingen, die Wissenschaft des Arztes mit anderen Augen als bisher zu beurteilen, und ihn vielleicht abhalten, sich einem Scharlatan in die Arme zu werfen. Den weiblichen Ärzten ist ein Kapitel gewidmet, das im

**Jakobus und die Frauen** von Franz Karl Ginzkey. Leipzig, Verlag E. Staackmann.

Nein, es ist kein Don Juan-Roman, nicht die Geschichte eines unwiderstehlichen Helden der Liebe. Das ist der Vorzug dieses Buches. „Eine Jugend“ wird geschildert, die Jugend eines Mannes, der erkennt: „Des Lebens bestes Wunder geschieht uns durch die Frauen.“ Eine stille Weihe und eine naive Heiligkeit geht von diesem Buche aus. Man vergißt fast, daß die Technik des Romans nicht ganz einwandfrei ist und der Inhalt oft zu weit-schweifig. Jakobus wird sein Leben weiter leben und in jeder Frau eine Madonna sehen. Er ist ein Poet, und sein Schöpfer ist es auch.  
A. Halbert.

**Kurd Laßwig: „Wirklichkeiten.“** Preis brosch. 6 Mk., geb. 7 Mk. — „**Seelen und Ziele.**“ Preis brosch. 5 Mk., geb. 6 Mk. Leipzig, Verlag von B. Elischer Nachf.

Es ist so seltsam. Da setzt sich jemand hin und will ernstlich über tiefe philosophische Fragen grübeln. Und dieser Jemand ist ein Dichter. Aber da kommen purpurschillernde Bögel von märchenhaft seltsamen Gestalten und flattern und schmutzeln sich zwischen die dürr-lebernen Worte der weisen Theorie. Und der Denkerdichter schreibt in seinem Vorwort: dieses Buch will suchen helfen! . . .  
. . . will suchen helfen! — Vor-



Burg Kreuzenstein: Affenstube  
(Zum Essay von Robert Stiaffny).



bei ist's mit der nackten Wissenschaft! Aber eine ehrliche Sehnsucht leuchtet aus den Zeilen. Die Sehnsucht ist gemeint, die eine Verbesserung nach allen Richtungen hin erstrebt; also die tatkräftige, mit Armen arbeitende — nicht die latente, wesenlose, träumerische . . .

Man kann die Welt verzerrt, absurd, bizarr, in höhnischer, idealer, humoristischer oder satirischer Beschreibung sehen — man wird doch allemal wahrheitsgemäß den Eindruck wiedergeben können, den die Ereignisse auf einen selbst machen. Der Schöpfungsprozeß wird erst dann ein anderer, wenn die Sehnsucht ihr Gewicht in die Waagschale wirft, derart, daß der Schilderer nicht mehr das zu Papier bringt, was er tatsächlich sieht, sondern das, was er sehen möchte. Alsdann erhalten wir eine *unaufrichtige* Beschreibung der dichterischen Ergebnisse, die um so mehr sich von der wirklichen Empfängnis entfernen wird, je größer der Drang zum Anders- oder Besser-Erleben entwickelt ist; kurz gesagt: eine je größere Rolle die Sehnsucht spielt.

Und bei Kurd Laßwitz ist alles so wunderschön unaufrichtig! Im besten Sinne! Unaufrichtig gegenüber der objektiven alten Tradition des Sehens und Verstehens . . . Und darum ganz köstlich eigenartig!

Kurd Laßwitz feiert jetzt seinen 60. Geburtstag. Möge er uns noch oft mit solchen Beiträgen zum Weltverständnis beschenken! Sie werden uns den Horizont erweitern helfen; insonderheit deshalb, weil wir anders sehen lernen werden.

Dr. Curt Rablauer.

### Drei Nürnberger Kinderbücher.

1. *Allen zur Freude. Deutsche Kinderlieder seit Goethe.* Ausgewählt von Martin Voelß. Mit Bildern von Adolf Jöhnsen, Karl Dohler und Karl Schmidt. Geb. 3.50 M. Verlag von E. Ristler, Nürnberg.

Das ist einmal ein Kinderbuch, an dem man seine helle Freude haben muß, mag man 6 Jahre zählen oder 26 oder noch viel mehr. Mit vorzüglichem Geschick und mit dem Sinn des Dichters hat Martin Voelß die zartesten, lustigsten und holdesten Kinderlieder ausgewählt seit Goethe bis auf die allerneueste Zeit. Da finden wir Paula Dehmel neben Rückert, Johannes Trojan neben Mörike, Falke neben Fallersleben und Eilencron, Oskar Wiener neben dem großen Wolfgang selbst und noch zahlreiche andere Große und Kleine — sehr Alte und sehr Junge. Und es ist sonderbar: wir merken den Liebern nicht an, wie viele Zeiten sie voneinander trennen. Das kommt daher, daß die Kinder aller Zeiten sich gleich bleiben, und darum auch das Lied für sie etwas Bleibendes in seiner Lieblichkeit bewahrt. Mag Goethe ihnen erzählen vom faulen Schäfer oder Klaus Groth vom Matten Has oder Viktor Blüthgen von den fünf Hühnerchen, — die Kinder werden es so wenig wissen wie die Großen, wem sie den Preis zuzubeln sollen. Es ist eine Tracht, wie der Deutsche für sein Kind dichtet, und höchst eigentümlich, daß die zartesten Kinderlieder — von Männern geschrieben wurden. — Perlen sind in dem Buche. Köstlich ist die Heinzelmännchen-

## Literarische Berichte

historie von August Kopisch mit den humorvollen Zeichnungen; reizend erzählt Mörike von dem Elfelein, das erwachte und meinte, es würde gerufen, als der Nachtwächter im Dorf „Elfe“ rief. Löwenstein schildert die Geschichte des dummen Hänselein (S. 53):

„Hänselein will ein Tischler werden,  
Ist zu schwer der Hobel,  
Schornsteinfeger will er werden,  
Doch das ist nicht nobel.“

Er probiert jedes Gewerbe und bleibt der dumme Hans.

Echt kindlich und vollständig plaudert Paula Dehmel von den drei Hasen:

„Den größten verschicken wir,  
Den zweiten spielen wir,  
Der kleinste kommt ins Hundehaus  
Und steckt sein Schwänzchen hinten  
raus.“

Reizende Gedichte bringt Trojan am Schluß und Blüthgen am Besinn des Buches. Die Sammlung ist alphabetisch geordnet, und das zeigt sich als sehr günstig, weil es die Zeitperioden völlig verwischt und durch das bunte Vielerlei immer erfreulich wirkt.

Wer seinen Kindern eine Gabe zuwenden möchte, deren Segen noch in späte Jahre hinüberleuchtet, der versäume nicht, ihm dies Buch zu schenken. Seine Lieder legen einen frohen Optimismus ins kindliche Herz, und das ist der beste Reim, aus dessen gesunden Trieben die schönsten Früchte reifen. Fast jedes Gedicht ist von einer anmutigen Zeichnung begleitet, so erstand dies prächtige Werk wirklich — allen zur Freude!

2. **Im Sommergarten.** Lieder und Märchen von Karl Ferdinands. Bildschmuck von Ernst Liebermann. Geb. 3.50 Mk. Verlag von E. Mitter, Nürnberg.

Gleichfalls ergötzlich ist der „Sommergarten“, der den Kindern viel Spaß machen wird und ihnen auch manche Belehrung bringt; zwischen allerlei Schwänken und ernsthaften Märchen tummeln sich lustige Gedichte, die bald zu den Lieblingsen der kleinen Leser zählen werden. Welcher würde je den Dackelhund vergessen! „Dackel, Dackel, Dackel — Dackelhund, — Frisst den Tag zwei Zentner — Und wiegt sechs Pfund.“

Wir finden die Geschichte vom Faulpelz, vom Mann im Nebelhaus, ein liebliches Forellenmärchen, eine Erzählung, die vom alten Rauz und der armen schönen Magd berichtet, und vieles andere. Der Buchschmuck von Ernst Liebermann steht schon auf jener künstlerischen Höhe, zu welcher der Buchschmuck moderner Kinderbücher allmählich aufzusteigen beginnt.

3. **Das Puppendorf.** Lustige Reime von Hans Hoffmann. Mit vielen farbigen Bildern und Zeichnungen. Geb. 3.— Mk. Verlag von E. Mitter, Nürnberg.

Als drittes im Bunde verspricht das „Puppendorf“ Freude und Kurzweil. Die Puppen zogen eines Tages aus, weil es ihnen gar zu langweilig daheim geworden war, und bauten sich ein Puppendorf. Wie es da zuging, wird in Reimen und drolligen Bildern erzählt. Nach fürchterlichen Abenteuern wandern



die für ihren Übermut gestraften Puppen wieder in steifen Scharen ins Menschenland zurück, zum Jubel braver Kinder.

Es ist so leicht, von Kindern, und es ist so schwer, für Kinder zu schreiben. Die Auswahl, die der Verlag Nister in Bildern, Liedern und Erzählungen trifft, zeigt eine besonders glückliche Empfindung und das feinste Verständnis für die Kinderseele.

Maria Stona.

Aus dem Nachlaß von  
Theodor Fontane (heraus-  
gegeben von Josef Ettlinger).  
Verlag von F. Fontane und Co.,  
Berlin.

Mathilde Mähling, wir kannten dich alle, wir Jungen, deren Sehnsucht und Erfüllung einst der filia hospitalis galt. Und doch bist du anders, gar nicht oberflächlich, wie das Berliner Mädel, hast deine Kniffe, die wir beim Weibe gar nicht missen möchten — hast ein Schicksal, an dem wir teilnehmen. Theodor Fontane hat dein Leben beschrieben — das sagt alles. Mögen alle die Modernen, Hyperflugen das Buch lesen, das ein Roman und ein Kunstwerk zu gleicher Zeit ist. Die nachgelassenen Gedichte und literarischen Studien sind von einer wundervollen Klarheit und Tiefe, haben immer wieder einen starken gesunden Hintergrund: Das Leben, wie es ein Dichter sieht.

A. Halbert.

Der Mittler. Roman von  
Walter Nithard-Stahn.  
Halle a. S., J. Fricke's Verlag  
(J. Nithard-Stahn).

Wenn ich offen sein soll: Ich bin mit einigem Zögern an die Lesertüre dieses Romans gegangen. Er stammt von einem Theologen und behandelt, wie die auf dem Wäschzettel abgedruckte, lobende Besprechung des „Neuen Hörliker Anzeiger“ verrät, theologische Probleme. Nach eigener Aussage des Autors soll es wesentlich den Zweck haben, „davon zu überzeugen, daß der Weg des angehenden Theologen, sowie der des im Amte stehenden Geistlichen heute nichts weniger als ein breiter Weg durch Auen ist, bequem, leicht beschreitbar, nichts als Annehmlichkeiten bietend, daß er vielmehr für viele ist — ein Weg der härtesten Kämpfe, herzzernagender Konflikte und unheimlichster Anfechtungen, die je und je wohl einmal an den Rand der Verzweiflung führen, ja, in deren Abgrund hineinstoßen können.“ Ich habe schlimme Erfahrungen mit solchen Berufsromanen gemacht, die — merkwürdigerweise — so häufig von Unberufenen geschrieben werden, weil so häufig vergessen wird, daß man, um z. B. einen Theologenroman schreiben zu können, nicht bloß Theologe, sondern vor allen Dingen Dichter sein muß. Ich bin zu meiner Freude enttäuscht worden: diesen Roman schrieb nicht der Theologe, sondern ein Mensch und Künstler; und wenn der Theologe ab und zu ein Mörtlein mitredete, von seinen Erfahrungen und Erlebnissen dazu gab, so ist dies dem Lebensbilde, das hier gezeichnet wurde, nur zuaute gekommen, es ist reicher und farbiger dadurch geworden. So ist dieser Roman ein menschlich schönes und tiefes, ein

## Literarische Berichte

künstlerisch reiches und lebensvolles Buch geworden. Es beschwört schwere Konflikte innerlichster Art herauf, diese sind aber in erster Linie Konflikte eines wahrheits-suchenden, mit sich selbst und den gewaltigsten Fragen des Lebens ringenden Menschen, und daß dieser Mensch Theologe ist, macht diese Konflikte nur schärfer und brennender. Wohl zeigt der Roman künstlerisch auch mancherlei Mängel; doch ich will sie nicht besonders hervorheben, um die Freude am Genuß nicht zu stören. Nur auf einen muß ich hinweisen, weil die Gefahr besteht, daß der Dichter bei einem Werke, dem er weniger aus seinem inneren und äußeren Erleben mitgeben kann, an dieser Klippe scheitert. Walter Nithard-Stahn läßt seinem Helden an irgend einer Stelle den Vorwurf machen, daß er zu kalt sei. Dieser Vorwurf trifft auch den Dichter. So geistig bedeutend sein Werk auch ist, es leidet an einem empfindlichen Mangel an Gefühl. Wir dürfen dem jungen Helden dieses Buches häufig in das Hirnkästchen sehen, dürfen beobachten, wie seine Gedanken, hin und her schießend, das bunte Gewebe seiner Weltanschauung wirken, aber nur selten wird uns ein Bild in sein Herz verstattet. Es ist auch bezeichnend, daß den zwei Liebes-zenen des Buches alle Innigkeit und Wärme fehlt. Trotzdem wollen wir uns die Freude an diesem tüchtigen Roman nicht rauben lassen: er ist ein Werk, das schwere Probleme aufrollt, denen auch Nichttheologen nachsinnen sollen.

August Friedrich Krause.

Karl Larsen: Eine alltägliche Ehegeschichte.  
Übersetzt von Helene Klepetar.  
Stuttgart, Axel Juncker.

Wer sich auf Romantitel versteht, der weiß, daß bei ihnen außerordentlich gleich einfach und alltäglich gleich ganz besonders heißt. Daher ist diese „alltägliche“ Ehegeschichte nichts weniger als ganz gewöhnlich. Denn diese Frau Antonie Larsen, eine schöne, lebenswürdige, geistreiche Frau, die glücklich sein könnte mit allem, mit ihren wohlgeordneten Verhältnissen, mit dem Ansehen, ja, mit der Bewunderung, die sie bei allen Männern und Frauen genießt, dem Wohlbefinden ihrer trefflichen Eltern, dem Glück ihrer verheirateten Tochter, ihres einzigen Kindes, — will von dem Leben noch etwas mehr. Die behagliche Treue ihres vielbeschäftigten Mannes genügt ihr nicht; sie möchte gern ewige Flitterwochen und wünschte, daß dieser treffliche Gelehrte, Beamte und Mensch nichts anderes wäre, als eben ihr Gatte. Einem Hausfreund Riaer, einem begabten und verführerischen Menschen, der von seiner Frau geschieden ist, sich nach einem neuen Lebensglück sehnt, schenkt sie Sympathie, erregt dadurch bei ihm den Verdacht heimlicher Liebe, weicht aber nach seiner brüskten Erklärung erschreckt zurück und findet Ruhe, nachdem ihr Mann sich sehr energisch mit dem Nebenbuhler ausgesprochen hat. Der Schluß ist sehr abrupt, sonst aber ist das Werk von außerordentlicher Feinheit, großem psychologischem Reiz und vollendeter Darstellungskunst.

Ludwig Geiger.

**Walther von der Vogelweide**, aus dem Mittelhochdeutschen übertragen, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von **Richard Zoosmann**. Bücher der Weisheit und Schönheit. Herausgeber Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.

„Hör Walther von der Vogelweide, Swer des vergaerz, der taet' mir leide,“ sagt Hugo v. Trimberg. Richard Zoosmann gibt dem frischen, männlichsten, gedanken- und formenreichsten Lyriker des deutschen Mittelalters ein neues, modernes Gewand. Er hält sich nicht streng an Wort und Versmaß des altdeutschen Textes, sondern stellt und beantwortet die Frage: „Wie würde der Dichter das ausgedrückt haben, wenn er jetzt lebte?“ Seine wohlklingende, den Geist und das Wesen des Originals trefflich wiedergebende Nachdichtung weckt in dem Leser die angenehme Empfindung, ein volles und wahres Ebenbild der alten Dichtung vor sich zu haben.

Th. Nöthig.

**König Eri**. Ein Lied der Liebe von **Maria Stona**. Buchschmuck von Josef Edgar Kleinert. Wien, Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).

Der Inhalt dieser erzählenden Dichtung läßt sich kurz durch den Vers des vergessenen schlesischen Dichters **H. R. Neumann** wiedergeben: „Mehr als lieben kann doch keiner, oft nur unter tausend einer; denn die echte Liebe will schwer verdient sein und errungen. Doch wo sie ins Herz gedrungen, ist ein Eden

selig still.“ In ein solches Paradies führt **Maria Stona**. Sie erfindet als echte Dichterin in der Liebe des Königs **Eri** zu der holden Fee der grünen Gärten nicht nur eine anmutige, mit romantischem Zauber ausgestattete Fabel, sondern findet auch schöne Gedanken, welche dem losen Märchenspiel bleibenden Wert geben. Wie sinnreich ist z. B. die doppelte Deutung der bekannten klassischen Sage von Amor und Psyche! Von hohem Streben und von ernster Lebensanschauung zeugen Aussprüche wie S. 44: „Die Kunst verlangt nach Einsamkeit, um keusche Seelen sie sehnend freit.“ S. 52: „Lieder sind Lichtstrahlen, die vom Himmel gleiten, der Dichter fängt sie mit silbernen Saiten.“ S. 123: „Ein jedes Leid umspielt ein heller Schein, man muß nur recht in seine Tiefe sehn“ — u. a. Ein besonderer Schmuck des Buches sind die ihm von **J. E. Kleinert** beigegebenen Verzierungsbildchen.

Th. Nöthig.

**Amalie Herzogin von Weimar**. Von **Wilhelm Bode**. Berlin, Verlag von **E. S. Mittler u. Sohn**.

Am 10. April 1807 ist die Herzogin **Amalie** von Weimar verstorben. Hundert Jahre sind seither vergangen, und während all die Großen, die an ihrem Hofe leben durften, immer wieder in Wort und Schrift gefeiert worden sind, hat man sich ihrer, die mit wunderbarstem Feingefühl diese Männer an sich zu ziehen und an ihren Hof zu fesseln verstand, nur an feierlichsten Gedenktagen dankbaren Herzens erinnert. Hundert Jahre nach ihrem

## Literarische Berichte

Tode läßt Wilhelm Bode, dem wir schon manch schönes Buch über Goethe verdanken, ein Werk erscheinen, das dieser großen Frau, deren „hochverklärten Namen Amalie“ Goethe nur „mit Ehrfurcht aussprechen“ konnte, vor allem gewidmet ist. Bode hat die Geschichte ihres Lebens in drei Abschnitte geteilt: in dem ersten Bande „Das vorgoethische Weimar“ läßt er das alte Weimar vor uns auferstehen, in das die junge Braunschweiger Prinzessin als Gattin des Herzogs Ernst August Konstantin ihren Einzug hielt, und erzählt uns von dem politischen, wirtschaftlichen, geistigen und gesellschaftlichen Zustande des Landes. Den Schluß des Bandes bilden die in Goethes Nachlaß gefundenen Blätter „Meine Gedanken“, die die Fürstin nach Bodes Annahme 1772 niederschrieb. Mit dem Regierungsantritt Karl Augusts am 3. September 1775 beginnt der zweite Band. Nur wenig Tage über zwei Monate vergingen noch bis zu jenem ewig denkwürdigen 7. November 1775, an dem der junge Goethe vor Sonnenaufgang in Weimar einfuhr. „Der Musenhof der Herzogin Amalie“ ist der zweite Band betitelt. Er schildert jene wilden Jahre, die Goethe und der junge Herzog gemeinsam verlebten, er zeichnet „die schönen Geister“, die auf den Ruf der Herzogin-Mutter gen Weimar kamen, und gibt ein lebenswürdiges Bild all jener künstlerischen Veranstaltungen und Bestrebungen, die damals im Vordergrund des Interesses der Hofgesellschaft standen. Der dritte Band: „Ein Lebensabend im Künstlerkreise“ stellt das Leben Al-

weimars dar von 1788, dem Jahre, in dem Goethe aus Italien heimkehrte und in dem kalten Norden sich nicht mehr zurechtfinden konnte, bis zum Todesjahre der Herzogin Amalie von Weimar. „Erhabenes verehrend, Schönes genießend, Gutes wirkend!“ schrieb Goethe auf ihr Denkmal.

Dies Werk wendet sich nicht an die Gelehrten, obwohl es auch diesen durch Abdruck und Benützung neuen Altenmaterials eine dankenswerte Quelle sein wird. Für ein wissenschaftliches Werk ist es nicht tief und gründlich genug, übergeht es vor allem einige der entscheidendsten Fragen (etwa: wieso waren denn gerade dieses Weimar und diese Herzogin bestimmt, die größten Geister der Zeit zu vereinen im Tal der Ilm?) Ich möchte das Bodesche Werk in Parallele stellen zu Vielschowskys Goethe-Biographie, obwohl es mehr neues Material bringt als diese. Es sind Bücher, die man immer wieder mit Freude liest und die durch ihre klare, allgemein verständliche Darstellung viel zur Popularisierung unserer Großen beitragen.

Karl Georg Wendriner.

Biographien bedeuten der Frauen. In Verbindung mit anderen herausgegeben von Ernst Haberland. Band VII. Rahel Barnhagen von Ellen Key. Leipzig-A., E. Haberland.

Die berühmte nordische Schriftstellerin, die in Deutschland die höchste Verehrung genießt, betont in dem ihr treffliches Buch über eine

der bedeutendsten Frauen aller Zeiten begleitenden Vorworte ausdrücklich, keine literarhistorische Studie, sondern nur eine biographische Skizze bieten zu wollen. Das Buch ist Georg Brandes „dem Kämpfer und Künstler“ gewidmet, der Rahel „das erste große und moderne Weib im deutschen Kulturleben“ genannt hat.

Es ist mit hoher Freude zu begrüßen, daß eine Frau von der Bedeutung Ellen Key mit liebevoller Feder und dennoch objektiv das Bild einer kongenialen Persönlichkeit der Vergangenheit gezeichnet hat, die sie nicht nur als die größte Frau des Judentums, sondern als die größte Frau Deutschlands betrachtet. Ellen Key beschäftigt sich nur mit Rahels Persönlichkeit und Wesen und verweist alle diejenigen, welche ein Bild ihrer Zeit und Zeitgenossen erwarten, auf D. Verdrows umfangreiches Werk. Man kann Rahel getrost eine Vorkämpferin der Frauenbewegung nennen. Der ihr tief innewohnende Zug von Mütterlichkeit ließ sie für ihren Gatten zu dessen „Beglückerin“, wie er sie so gern nannte, werden; in den Befreiungskriegen, wie später 1830 in der Choleraepidemie, übte sie in ausgedehntestem Maße eine aufopfernde Liebestätigkeit, und sie, die Kinderlose, äußerte selbst: „Ich bin eine Mutter ohne Kind,“ umfaßte mit inniger Liebe ihre zahlreichen Neffen und Nichten, die in ihr den liebsten und besten Spielkameraden sahen. Die außerordentliche Wertschätzung, die Rahel von den erlesensten Geistern ihrer Zeit, Männern und Frauen gleichermaßen, gezollt wurde, war eine

wohlverdiente und ist ihr über das Grab hinaus treu geblieben. Rahel wird für alle Zeiten zu den feinsten Kulturträgerinnen gezählt werden. Im Sinne des größten ihrer Freunde, des Dichtersfürsten, ist ihr „das höchste Glück der Erdenkinder, die Persönlichkeit,“ zuteil geworden, hat sie während ihres Erdenbauseins „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ betätigt.

Wir können die dem Andenten der seltenen Frau gewidmete biographische Skizze ganz besonders warm als Festgabe für Deutschlands Frauen und Töchter empfehlen.

R. N.

Bericht über die Verhandlungen der Tagung von Hochschullehrern zur Beratung über volkstümliche Hochschulvorträge im deutschen Sprachgebiete. (Zweiter deutscher Volkshochschultag). Am 23. und 24. April 1906 in Berlin in der königl. Technischen Hochschule in Charlottenburg veranstaltet vom Verbande für volkstümliche Kurse von Hochschullehrern des Deutschen Reichs und vom Ausschuss für volkstümliche Universitätsvorträge an der Wiener Universität. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1906.

Es ist deutlich zu sehen, wie in der Gegenwart das Bestreben nach wissenschaftlicher Aufklärung immer mehr um sich greift, wie aller Orten durch freie Vorträge und auch durch Hochschulbewegungen für die wissenschaftliche Aufklärung Sorge getragen wird. Bei diesem Zuge der

## Literarische Berichte

---

Zeit nimmt es nicht wunder, wenn auch die Hochschulen dieser Tendenz nach university extension dienen. Gerade die Universitätsgelehrten, als die Träger der wissenschaftlichen Aufklärung, dürften sich diesen Bestrebungen nicht entziehen. Dennoch stößt man auch gegenwärtig gerade in diesen Kreisen vielfach auf Antipathie gegen solche Bestrebungen. Unter diesen Umständen dürfte das vorliegende Buch, das die Absichten und Anschauungen der Freunde der Bewegung auf den Universitäten widerspiegelt, im allgemeinen eben gerade wegen der kulturellen Wichtigkeit des Problems sich großen Interesses erfreuen. Man bekommt hier vor allem auch ein Bild von der Verschiedenheit dieser Bewegung in den verschiedenen Regionen und Ländern und von den Nöten kleiner Universitäten und Hochschulen, für die wichtigeren Fächer die nötigen Dozenten zu erhalten. Hier macht sich nun in der Debatte im großen und ganzen die Tendenz geltend, außerhalb der Universität stehende, aber doch immerhin akademisch ge-

bildete Gelehrte von der Mitarbeit an der Volksaufklärung fern zu halten. Die Begründung, daß die Universitäten eben zeigen sollen, was die Universitätsgelehrten bieten, ist banal, da die Universitäten schwerlich eine Zensur über ihre Leistungsfähigkeit aus dem jene Vorlesungen besuchenden Arbeiterpublikum sich holen wollen. In Wirklichkeit verrät sich hier etwas Kasten- und Mandarinengeist, der der Bewegung nur schädlich sein dürfte. Letzten Endes wird freilich diese wichtige Kulturaufgabe sich nicht durch irgend welche private Tätigkeit, auch wenn sie staatlich unterstützt ist, erfüllen lassen. Man wird, woran man heute noch nicht einmal im Prinzip denkt, dazu übergehen müssen, staatliche Volkshochschulen einzurichten, die von der Gunst des Publikums und der Gönner solcher Anstalten unabhängig sind und deshalb allein in wirklich gründlicher Weise für wissenschaftliche Aufklärung Sorge tragen können.

Dr. Renner.

---

Redaktion: Dr. Sylvius Brud, A. Halbert, Kurt Fliegel, Alex Jadasohn.  
Verantwortlich für den Inhalt: A. Halbert: Hal, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.  
Verantwortlich für den Inseratenteil: Paul Nowotny in Berlin-Friedenau.  
Zuschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren „An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32,“ oder „Breslau III, Siebenhufenerstraße 11/15“.

Verlag „Nord und Süd“ Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders  
Schlesische Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).

Auslieferung für Österreich bei E. W. Stern, Wien I, Franzensring 16.

Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

---

Übersetzungsrecht vorbehalten.....Unberechtigter Nachdruck untersagt.

Inhalt des 125. Bandes:

April/Mai/Juni 1908

Bauer; Robert:

»Wechselbeziehungen zwischen Rechtswissenschaft und Sozialwissenschaft. , . 320

Beethovenfaß- ein neuer. (Schluß) ..... .. (Bd. 124 S. 345) 146

Brandes- Georg:

Grleäzifche Gefialten in neuerer Poefie . . . . . 5

## Eichendorfs Briefwechsel mit Schön:

Mgetellt von Carl Theodor von Schön (Schluß) (Bd. 124 S, 238 415) 50

Ewers- Hans Heinz:

Weftndlfche Sonette ..... , 446

Falke- Guftav:

Dörten. (Schluß) ..... .. (Bd. 124 S. 311 468) 84

Großmann- Hermannx ))1\*.:

Bedeutung der ehemifchen Technik für das deutſche Wirtſchaftsleben . . . 471

Hirchfeld, zGeorg:

Auf der Schaukel ..... 269 426

Hollaender- Felix:

Die reines Herzens find. Roman . . . . . 25 216 367

Hopfen. O. H.:

Die Vase des Vergefiens . . . . . 127 295

Höpfen W.:

Die Vorftrafen . . . . . 481

Huch- Ricarda:

Merkwürdige Menfchen. Silvio Pellico . . . . . 111 254

Humboldt- Karoline von- Briefe an Bunfen .1 . . . . . 308

## König- Eduard:

\* Monismus . . . . . 357

Liliencoonx Detlev von:

Die Rantzau und die Pogwifch . . . . . 181

Luxe Iof. Aug.:	
Die moderne Architektur in Deutfihland . . . . .	140 287
Nodnagel- Ernft Otto:	
Die Entwicklung des deutchen Liedes von Richard Wagner bis Hugo	
Wolf.. .. .	449
Rofenhagen- Hans:	
Eugen Bracht . . . . .	489
Schur- Ernft:	
Die moderne Lyrik der Belgier . . . . .	394
Steine Ludwig:	
Die neuromantifche Bewegung unferer Tage . . . . .	203
Stiaflnw Robert:	
Ein Schloß im Donautale .. .	463
Tizian und die moderne Malerei:	
Von Fahrenkrog. Musi Krämer- Leifilom Slevogt . . . . .	150
Theater. Die kulturellen Werte des Theaters:	
Beiträge von Heinrich Mann . . . . .	71
- Hermann Hefi'e . . . . .	73
- - Franz Blei . . . . .	73
- - Wilhelm von Scholz . . . . .	76
- Artur Ficger .. .	77
- Hedwig Dohm . . . . .	81
- - Julius Bab . . . . .	239
- - Fritz Engel . . . . .	246
- - Thomas Achelis . . . . .	248
- - Max Rordau . . . . .	250
- Eugen Kilian . . . . .	253
- Karl Joel . . . . .	403
- - Paul Ernft . . . . .	413
- RiÖard Schaukal . . . . .	417
- Rudolf von Delius . . . . .	421
- - Rudolf Lothar . . . . .	422
- - Johannes Schlaf . . . . .	424
Literarifche Berichte .. .	176 344 516
Dramarifche Berichte .. .	160 323 497
Kunftbeilagen:	
John Philipp: Augufie Robin Te Hm" B 2	
Augufte Rodin: Der Kuß Z ( xt von an ang) 33	
Tizian: 2 Vierfarbendrucke . . . . .	65 129
Max Liebermann: Biergarten. (Text von Gabriele Reuter) . . . . .	97
Adolf von Menzel: Frl, von Knobelsdorf. (Text von G. Hermann) . . .	161
Louis Corinth: Kreuzabnahme	
49	
Familie Halbe Z (Text von Hans Hell) 17	



## Kunftbeilagen:

John Philipp: Detlev von Liliencron . . . . .	178
Flameng: Fifcherboot von Dieppe. (Text von Gufiao Falke) . . . . .	209
Lovis Corinth: Peter Hille. (Text von Jul. Hart) . . . . .	241
4 photographifehe Aufnahmen zum Efi'ay von J. A. Rx 257 273 289 305	
Edmund Helmer: Hugo Wolf . . . . .	354
Ludwig Thoma: ?Morgen an der Donau. (Text von Herrn. Bang) 385	
Max Koner: Eugen Bracht . . . . .	368
Eugen Bracht: Der rote Acker . . . . .	400

' " Der Holzweg . . . . . (Zum von	
- - Waldwiefe nach dem Regen Hans Nofenhagen) 432	
- Das Bruch . . . . .	448
- - Sommerabend . . . . .	464
Burg Kreuzenftein: Weftanficht. 480	
- - Bibliothek .. (Zum Efiay von 496	
- Halle . . . . . Robert Stlaffny) 512	
- - Pfafienflube - 528	

## Mufikbeigaben:

Engelbert Humperdinel: Rosmarin . . . . .	167
Hans Hermann: Sufe Brufe . . . . .	171
Max*- Schillings: Sonnenaufgang . . . . .	334
Johann Nepomuk Hummel: (Fakfimile) . . . . .	341
Frederick Delius: Irmelin . . . . .	508
Bogumil Zepler: So knix' ich - fo lach' ich . . . . .	511
Texte von Prof. W. Altmann . . . . .	175 342 513

EmeöWcheWnWfiYnfi

?erlagNol'öuuö Süd-Gm-bxxcYm-[Fu  
krkretung für .Jen cYuchhurqfisl:  
SSOoltlakuöekWhWYm-[ugmnfimt

32. Jahrgang Band 125 April 1908 Heft 373

Georg Brandes:

Griechische Gefalten in neuerer Poesie.

Wer mit der griechischen Poesie des Altertums nur einigermaßen vertraut ist- wird den Wunsch hegen- daß sie den weiten Kreisen der Wißbegierigen in so treuen und vorzüglichen Übersetzungen als möglich) in den modernen Sprachen vorliegen möge. Wohl in allen Ländern macht sich das Bestreben fühlbar- eine von verfälschenden Bearbeitungen freie Wiedergabe der Urchriften zu erhalten.

Das deutsche Publikum ist Wilster- Christensen-Schmidt und Niels Möller für ihre Übertragungen Homers und der Tragiker ins Deutsche zu Dank verpflichtet. Die Deutschen ergötzen sich an Droysens Aristophanes, an den Wiedergaben des Euripides von Wilamowitz-Moellendorf, die Franzosen (die von André Chevalier einem geborenen Griechen die Weihe empfangen) haben ihrer Genugthuung Ausdruck gegeben, daß ein vom Geiste der Antike so befeelter Mann wie Leconte de Lisle ihnen die Orestie des Aeschylos schenkte- ein in Griechenland geborener Franzose wie Jean Moreas die Iphigenie des Euripides bearbeitete und Alfred Poizat die Elektra des Sophokles in einer Weise dolmetschte, daß die Wiedergabe so wenig als möglich vom Originale abweicht.

Vergleicht man die Iphigenie von Jean Morsas mit der Marines, so ist nicht zu bestreiten- daß die Verse Moräas schöner und klangvoller sind: überdies die griechische Tragödie ungleich unverfälschter, ungleich strenger in ihrem Ernste bei ihm hervortritt.

Dennoch läßt sich andererseits auch nicht bestreiten- daß Jean Morsas' Iphigenie trotz wiederholter Aufführung auf dem offenen antiken Theater von Orange und später auf dem Olympeater auf die Menschen von heute keinen wesentlichen Eindruck machte während die in vieler Hinsicht ungrössere Iphigenie Racines sich der Geistesverfassung der Zeit als ein lebendiges Glied einverleibte.

Ebenso wenig vermöchte offenbar selbst die tadelloste und feinste Wiedergabe der Iphigenia auf Tauris des Euripides im Deutschen für das Seelenleben der Nation je eine Bedeutung zu gewinnen,

[(\_7i'Mc]

1- »4 x1“

5

Griech. Gefalten in neuerer Poefie Georg Brandes

die fich auch nur im entfernteften dem von Goethes Iphig enie her-  
vorgebrachten Eindruck vergleichen ließe.

Um auf ein modernes Zeitalter wirken zu könnenf müßen nämlich  
die großen Gefalten der antiken Poefie fo umgefchmolzen oder zurecht  
gemodelt werden- daß fie ihm nahe kommen.

Man kann das u. a. aus einer Zusammenfiellung von Euripides'  
und Senecas H i p p o l y t o s mit der P h ö d r e Marines erfehen- die,  
wiewohl vielfach nur eine übertragung und Bearbeitung dennoä)  
das endgültige und überragende Dichterwerk geworden ift, Gewiß, Eu-  
ripides gab den Ton vortrefflich an und Senecas Dialog ift rhetorifch  
pointiert- aber Racine er| hat mit Benüßung der Antike das Vollendete und  
Tadellofe hervorgebracht- das Wefen des tragifch Liebenden entwickelt.  
Dramatifh hat erfi er Phädra und .Gippolytosf Phädra und Thefeus-  
einander gegenübergefellt.

I.

In der Vorrede zu feiner I p h i g E n i e fagt Racine: Wie hätte ich  
die Bühne mit dem entfeßlichen Morde eines fo tugendhaften und fo  
liebenswürdigen Gefäöpkes- wie Iphigeuia fein mußtef befudeln können!  
Wie meine Tragödie fchließen können mit Hilfe einer Göttin und einer  
Mafchinerie oder mit einer Verwandlung die zu Euripides' Zeiten  
Glauben fandx aber in unferen Tagen allzu widerfinnig und unglaublich  
wäre!

Er freut fich daher- bei Paufanias den Bericht gefunden zu haben,  
die geopfert Iphigenia fei in Wirklichkeit durchaus nicht die Tochter  
Agamemnons gewefen- fondern eine dem Thefeus von Helena geborene  
Tochter- und fo gefaltet er nun aus diefer Sage feine Eriphile<sup>7</sup> die zu-  
folge ihrer Eiferfucht auf das zärtlihe Einverftändnis zwifchen Achill und  
Iphigenia ihre Strafe verdient und an Stelle der Heldin geopfert wird.  
Man pflegt Racine und den andern franzöfifchen Tragikern vor-  
zuwerfen- daß fie die antiken Stoffe allzu fiat-k modernifierten. Mau  
follte hier den entgegengefetzten Einwand geltend machen. Die Opferung  
der Eriphile wirkt ftörend. In einer Welt- wo die Gefühls- und Denk-  
weife fo zivilifiert und verfeinert ift wie hier bei Racing bildet diefes  
j'lberbleibfel der Barbar-ei des Altertumst die Menfäfenopferung auch felbfi  
der minder reiäf mit Tugenden gefchmückten jungen Dame einen fihnei-  
denden Mißton,

## Georg Yxandes: Griech. Yefialten in neuerer Poefie

Die Iphigenia des Euripides ift ein liebliches junges Mädäfen- hell- mit blondem Haarf eine liebevolle Tochter, die fich nach ihrem Vater gefehnt hat und ihn daheim wünfchy ihn aber auch gern auf der Fahrt nach Troja begleiten möchte.

Als fie erfährt, man habe fie nur berufen- um fie als Opfer zu töten- und Agamemnon um ihr Leben anfleht ift fie rührend fchön. Sie wünfcht fich die Zauberfcimme des Orpheusf aber all ihre Kunft feien Tränen. Statt eines Ölzeigs winde fie fiä) felbft um feine Knie; fie erinnert ihn an ihre Kindheitstagef an die guten Wünfchef die er damals für fie hegte. Dem Menfchen fei das Süßefie das Lebenslitht. Unter der Erde gebe es nichts. Lieber das jammervollfte Leben als der ruhmreichfte Tod.

Achilles gegeniiber, den man für ihren Bräutigam ausgegebenf aber nie au fie als Braut gedacht hatf empfindet fie mädäfenhafte Scheu und Scham, Er feßt feine Ehre dareinj fie zu fchirment da fein Name dazu mißbraucht worden iftf fie ins Verderben zu locken. Von einem erotifchen Gefühl von feiner Seite ift nicht die Rede. Doch ob es auch mit keinem Worte ausdrücklich gefagt ifty mag Euripides immerhin haben andeuten wollen, daß eine jäh erwachte Neigung zu Achilles das Wefen des jungen Weibes verändert.

Da Odyfseus mit einem großen Schwarm heranziehtf um fie fortzuführen und Achilles in Gefahr käme um ihretwillen einen ungleichen Kampf zu befiehef nimmt die zarte Jungfrau fich zufammen und empfindet nicht mehr mädchenhaftt fondern heroifch. Ihre Mutter werde nicht dem Gefpötte des Hellenenheeres preisgegebenf Achilles möge nicht büßen für feinen ehrliebenden Mut; fie wolle denn dem Tode entgegengehen- wolle mit Ehre fterben als ein Weibf das Furcht und Niedrigkeit aus feiner Bruft verbannt hat. Von ihr hänge es ab- ob Hellas\* Frauen vor den über-fällen der Barbaren gefichert feien. Die Männer wagten fiä) hinaus in den Streit wider Hellas' Feinde; was liege alfo an dem Leben eines einzelnen Mädchensf wenn Artemis diefes Leben als Opfer heifche. Barbaren dürften niäyt über Hellas herrfchen- denn der Barbar fei ein Sklave- der Hellene frei.

Und Achilles rühmt ihre Sinnesart und erklärt- der Gott würde ihn glücklich machem der fie ihm zum Eheweibe gäbe. Schön und würdig geht fie denn in den Toda und noä) im Augenblick des Todes fordert fiel daß niemand fie mit einer Hand berühre, Still und freudig werde fie ihren Hals dar-bieten.

## Griechl). Gefalten in neuerer Poefie Georg Brandes

Da tritt das Wunder eine der Umtaufch. Eine Hindin wird an ihrer Stelle geopfert,

Racine. der 1674 feine Iphigsnie fchreibt, folgt dem Drama des Euripides fo genau als möglich in der ganzen Szenenführung. Er überfeßt zahlreiche Stellen. ift in vieler Beziehung bloßer Bearbeiter. Und dennoch umgibt die Perfonen eine ganz andere Luftfchichte. ifi der Ton neuf die Färbung völlig verfchieden. Die Perfonen find Fürfien in dem Sinne. in dem das Wort zur Zeit Ludwigs x17. genommen wurde. Sie beobachten einander gegenüber eine Etikette wie an Höfen. Sie fagen Sie zu einander. fogar der Vater zu feiner Tochter. und ihre Gefühlsweife ifi die dcr Zeit- zu der das Stück gefchrieben wurde.

Als Agamemnon Achilles vorfchlägh den Feldzug aufzugeben, in dem den Tod zu finden ihm geweisfagt war. entgegnet er:

Die Ehre fprichty es ifi genugy die Ehre ift unfer Orakel. Selbflherrlich beftimmen die Götter, wie lange uns befchieden ifi zu lebenf doch unfere Ehre. Herr- ifi in unferer eigenen Hand. Wozu uns alfo mit Gehorfam gegen die Götter quälen? Seien wir einzig bedacht. uns unfierblich wie fie zu machen.

Hierin liegt eine andere als die griechifche Schattierung des Ehrbegriffesx fowie eine ganz anderartige Unfierblichkeitsvorfiellung. Diefes Achilles ähnelt nicht dem hellenifchen. der den gefallenen .Sektor haßt und hinter feinem Wagen herfchleppt. Er hält den Federhut in der Hand. er ifi referviert und diskret wie ein junger Prinz von Conds.

Iphigenia ift ihrem Vater gegenüber zärtlich wie die griechifche. aber zugleich in ihrem Franzöfifch fiolz auf feine Stellung als Oberkönig wie fie auch eine tiefere Ehrfurcht vor ihm hegt. Sie ifi jo ZSUUE was keine Griechin iftz fie ift Damef nicht bloß Weib; fie ift fofort unfchuldig in Achilles verliebt und mithin äußerft eiferfüchtig.

Sie weiß nicht. daß Achilles von ihrem Kommen oder der Hoäfzeit, die man für unmittelbar bevorfiehend ausgegeben hatte. nichts ahnt. Da wird ihr mitgeteilt. Achilles habe die Hochzeit aufgefhoben. und nun hat fie feine Kriegsgefangene Eriphile im Verdachte. ihn zu lieben und fich ihrer Demütigung zu freuen. Da kommt Achilles und ift iiberrafchtf fie in Aulis zu fehen.

11 est (10110 rrai, Waäame, et c'est 70118 que je wie.

Sie flieht ihn. er eilt zu Agamemnon und diefer empfängt ihn als Schwiegerfohn. Aber da kommt alles an den Tag. Klytämnefira,

Georg Brandes: Griech. Gefalten in neuerer Poefie

Iphigeuia. Achilles erfahren. daß man das junge Mädchen nur nach Aulis gelockt hat. um es zu ermorden.

Achilles ift tief erzürnt. Er ift ins Feld gezogen. um ein den Atriden zugefügtes Unrecht zu rächen. Er war der erfte. der Agamemnon feine Stimme gab. ihn zum Häuptling über zwanzig Könige machte. und als Lohn erbat er fich das Glück und die Ehre. Iphigenias Bräutigam zu werden. Nun ift diefe Hochzeit von Agamemnon als Vorwand für einen Mord gebraucht worden. Doch Iphigenia fleht Achilles um Schonung für ihren Henker an. Das ift etwas von dem ihrem Gefühlsleben durch Racine hinzugefügten Mehr.

Als fie dem Vater von Angeficht zu Angeficht gegenüberfieht. bittet fie nicht um ihr Leben. Sie vergißt keinen Augenblick die Hoheit der Prinzeffin: Mein Leben ift Ihr Eigentum. Wollen Sie es wieder nehmen. fo füge ich mich mit derfelben Unterwürfigkeit. mit der ich einen Bräutigam von Ihrer Hand empfang. Sie wagt nur es ihm anheim zu fiellen. ob das Leben ihr nicht fo viel des Guten gebracht habe. daß fie nicht wünfchen könne. es aufzugeben.

Nicht für fich bittet fie: Fürchten Sie nicht! Ich bin zu beforgt für Ihre Ehre. als daß ich nicht einen Vater wie Sie vor dem Erröten bewahren follte. Aber ich bin nicht allein. ich habe eine Mutter. einen Bräutigam. die ihr Glück mit dem meinigen verknüpft haben. Doch das Lager ift in Aufruhr. Agamemnon befiehlt Iphigenia. nicht weiter mit Achilles zu fprechen. „Welche unerhörte Strenge!“ ruft fie aus. „Die Götter verlangten doch nur mein Leben!“ Höchft ungriechifch. \_ -

Sie ift denn eine dem abfoluten Herrfcher treue und gehorfame Prinzeffin. Die fiolze und felbfbewußte Hellenin ift verfchwunden. Die Stelle der Vaterlandsliebe nimmt bei ihr der Gehorfam. die der Liebe zum Leben tiefe. aber beherrfchte Liebe ein. Wie die griechifche Iphigenia nie ihre Würde vergißt. fo diefe nie die Hoheit ihrer Stellung. die felbft von den Liebenden den ftrengeften Anfiand fordert.

In Euripides Iphigenia auf Tauroi find beider Hauptperfon. der klugen und hochbegabten Prieftlerin des Artemis-Tempels. die fanfteren Züge des jungen Mädchens verwifcht. Ihr Wefen ift Verfiand und die Leiden haben fie verbittert. Aber fie ift kein Barbarenweib. fie hat die Bildung einer Hellenin und kraft deffen Mitgefühl mit Leiden. Die Menfchenopfer. die fie weihen foll. find ihr ein Greuel. und als die Rationalifin. die fie ift. faßt fie nicht. daß die Göttin fie fordern könnte;

## Griech. Gefialten in neuerer Poefie Georg Brandes

es wäre nicht folgerichtig. verweife fie doch jeden. der fich mit Blut befleckt hat. als unrein von ihrem Altar. Ebenfo unfafßbar ift es ihr. daß die Götter Vergnügen an der Mahlzeit gefunden hätten. da Tantalos fie mit dem Fleifche feines eigenen Sohnes bewirtete. Die graufamen Menfchen müßten es fein. die den Göttern ihren Blutdurft beilegten.

Doch fie felbfi fchaudert es nicht davor. Blut zu vergießen. Die Rache ift ihr teuer. und ihre ftete Hoffnung ift. Menelaos und Helena. die Urheber ihres Lammers. noch einmal von den Winden nach Tauroi verchlagen zu fehen und den Ort zu einem Aulis für fie zu machen. der Stätte. wo Hellas Männer mit frechen Händen fie wie ein Kalb hinfchlachten wollten.

Dem unbekannten Bruder und feinem Freunde gegenüber freut fie fich des von Orefies bewiefenen Hochfinns. da er Pylades nicht im Stich laffen will; fie weiß Mannhaftigkeit und Stolz zu fchätzen. ahnt fofort. daß er von edlem Blute fei. Später gibt fie mit lyrifchem Schwung ihrem Wonnegefühl Ausdruck. ihn wiedergefunden zu haben. der ihr ihr alles ift. Und fie verabreden die Flucht und den Bilderraub. In keiner Hinficht fühlt fie fich König Thoas verpflichtet. Sie bedenkt fich keinen Augenblick. fich und die anderen dadurch zu retten. daß fie ihn gründlich narrt. Sie erfinnt eine Lift. und ihr letztes Wort an Thoas ift eine dreifte Unwahrheit.

Als diefe entdeckt wird. offenbart fich Pallas Athene in den Wolken. rettet die Flüchtlinge und ordnet alles auf recht äußerliche Weife.

II.  
Wenn Goethes J p h i g e n i e vielleicht das von allen feinen Schaufpielen am meiften bewunderte wurde. fo ift es. weil er den Stoff mit feiner und feines Jahrhunderts hoher Humanität durchdrungen hat. Diefe Iphigenie ift eine wohlthuende Gefalt. Von ihr firahlt eine reiche und verfeinerte Menfchlichkeit aus. Ihre Schönheit hat den rauhen Thoas gewonnen. der ihre Hand begehrt. Ihr Seelenadel hat die Barbarei der Skythen gemildert. Hier zeigt fich keine Göttin mehr in den Wolken. aber diefe Iphigenie ift als ein höherer Menfch faft eine Göttin. Sie ift zurückhaltend und weiblich; aber ihr Rechtsgefühl ift fo fiark. daß es fie dahin bringt. alles aufs Spiel zu feßen. ihr eigenes Wohl. die Rettung ihrer Lieben. Sie kann nicht lügen. nicht betrügen. fie muß dem König die Wahrheit fagen und feine Einwilligung zu der Heimkehr erhalten. Sie erweicht ihn fchließlich.

L0



## Georg Brandes: Griech. Gefalten in neuerer Poefie

Und fomit endet das Drama mit der tiefften menfchlichen Harmonie. Es ift antik durch die Einfachheit feines Bauesz es gehört dem Schluffe des 18. Jahrhunderts an durch feine Humanität. und es ift tief perfönlich.

Charlotte von Stein war Iphigeniens Modell. Als Weltdame und Hofdame befaß fie die Anmut. die alle Formen in ihrer Gewalt hat. Sie war naturgemäß dem jungen Genie. das von Frankfurt nach Weimar kam. an Würde und Selbftbeherrfchung weit überlegen. Goethe befand fich damals. nach dem Bruche mit feiner Frankfurter Verlobten. in erregter und peinvoller Stimmung. Da fißt Friederike und grämt fich, dort Lili und trauert; überall ftiftet er Unheil an. Er fühlt fiß wie gehevt: „Bin ich der Unmenfch nicht. der Unbehaufel“ fagt Fauß.

Er wird Oreftes. den die Furien verfolgen. Bei ihr allein ift Friede. bei der Schwefter. In Goethes Gedicht an Charlotte von Stein heißt es ja doch: Denn du warft in abgelebten Zeiten meine Schwefter.

Sie fchläft alles. ift die Schmerzenslinderin, der Engel und Schußgeift feines Lebens<sup>7</sup> eine höhere Art Schwefter. Sie ift ihm die Priefterin des Seelenadels. und er wirft fich ihr zu Füßen wie Oreftes vor den Altar der Göttin.

Im Laufe der Jahre verfchmilzt er auch in anderer Hinficht mit dem Stoffe. Er felbft wird Iphigenie. Alle die Verhältniffe. die ihn in Weimar drückten. der Zeitverluft der Rekrutenaushebung und Steuer- verteilung. die Vernachläffigung feines Berufs. daß er nicht zum Dichten kam. wird zu dem Drucke. der auf der Infel der Krim auf der taurifchen Priefterin laftet, Karl Auguft mit feinem Mangel an feinem Verftändnis für fein Wefen wird der König. der Iphigenie liebt. bewundert und bindet. diefer tüchtige und ungefüme König. der befändig auf dem Sprunge fteht. brutal zu werden. Der Barbarenkönig. der im Grunde feines Wefens gut ift und bei dem Zartgefühl erweckt werden kann - das ift Karl Auguft Goethe gegenüber. Iphigeniens Sehnfucht nach der Heimat:

Das Land der Griechen mit der Seele fuchend  
das ift Goethes Sehnfucht vom kalten rauhen Norddeutfchland hinweg  
nach der Sonne Italiens.

In feiner vierten Gefalt erreicht diefes Dichterwerk eine unerhörte Zartheit des Gefühls und Tons. Es hat ein Gepräge von verfeinertfiem I):

Griech. Gefaltene in neuerer Poesie Georg Brandes

Adel der Menschennatur erhalten - es ist tief persönlich und entspricht dennoch der Vorstellung des zur Neige gehenden 18. Jahrhunderts von der Höhe und Ruhe der Antiker jener Vorstellung die von Winkelmann ausgeprochen - von Lessing verkündet dichterischen Ausdruck bei Schiller. philosophische Erklärung bei Hegel - plastische Form bei Thorwaldsen fand. Man war geneigt einen Hauch >7ri|li>7er Ethik bei Goethes Iphigenie zu finden. Von feiner antichristlichen Gefinnung gerade zur Zeit der Ausführung der Gestalt ganz abgesehen ist nichts in ihrer Haltung - was der Antike nicht ganz nahe käme. Es herrscht kein geringerer Abstand zwischen der Iphigenia bei Euripides - die um ihr Leben bittend - ein jammervolles Dasein ruhmgekröntem Tode vorzieht - und ihr - die dann gefaßt und heldenmütig für ihr Volk in den Tod geht als zwischen der Iphigenie - die bei Goethe sich erst dazu verzieht - die Gefangenen durch eine listige Vorpiegelung zu retten und nachher selbst die Wahrheit offenbart - weil sie nicht imstande ist zu lügen. Insofern bei Sophokles finden wir eine Gestalt - die sich in diesem Punkte genau mit Iphigenie vergleichen läßt. Neoptolemos, der erst als Jünger des Odysseus darauf eingeht - Philoktetes zu betrügen und den Bogen des Leidenden heimlich nach Troja zu entführen - dann plötzlich» kraft seiner edlen Natur\* vermöge des in seinen Adern rollenden ererbten Achillesblutes umschlägt Philoktetes die Wahrheit mitteilt und sich weigert - ihn im Stiche zu lassen.

[II.]

Von den Geistesgrößen des anbrechenden 19. Jahrhunderts ist Shelley derjenige der griechische Gestalten am vorzüglichsten behandelt. „Wir sind alle Griechen“ sagt er an einer Stelle; das galt von ihm.

Großartig als Dichtwerk ist sein Drama „Der entfesselte Prometheus“. das Gegenstück zu Aeschylus' „Gefesseltem Prometheus) und sicher nicht von geringerem Werte.

Seit die Befreiung des Menschengeistes ernstlich begonnen hatte beschäftigten die Prometheusqualen die allergrößten Dichter. Goethe und Byron wie Shelley. Bei Goethe ist Prometheus der Menschengeist - der sich vom Gottesglauben losgerissen hat. Wir sehen ihn bei seiner Arbeit und seinem künstlerischen Schaffen - stolz auf seine Hütte die Gott ihm nicht gebaut hat und Gestalten in seinem Ebenbilde formend. Goethes Prometheus ist der gestaltende und freie. Der Prometheus Byrons ist der Märtyrer. der mit übereinander gebissenen Zähnen schweigend duldet.

L2

Georg Brandes: Griech. Gefaltten in neuerer Poefie

dem keine Mai-ter das Gefiändnis zu erpreffen vermag und der feine höchfte Ehre darein feet. feine Qualen nicht ahnen zu laffen. Er hätte nie wie der antike von den Töchtern des Ozeans fich tröften laffen oder ihnen klagen mögen. Byrons Prometheus ifi der troßende und gefeffelte. Der Shelleys ift der wohlthätige Menfchengeift- der. das Böfe bekämpfend und eine Zeitlang davon unterjocht- eines Tags zum Entzücken des Alls befreit und als Sieger vom vereinten Iubelgefang aller Himmelskörper huldigend begrüßt wird.

Er ifi ruhig; er möchte die Qual. in der er verfchmachtet- nicht mit den wollüftigen Freuden am Hofe des Zeus vertaufäfen, Er ift ganz Liebe zu den Menfchen. ja zu feinen Feinden. Der begeiferte und eingeleifchte Heide Shelley hat Prometheus mit all der Liebe ausgefiattet- die das chriftliche Ideal ifi. In feinem Prometheus ifi mehr Ehrfientum als in Goethes Iphigenie. Aber Prometheus ift in feiner Liebe kein ihrifilicher Asketf er liebt und wird geliebt geliebt von Afia. dem Kinde des Lichtes. der Natur.

Ungefähr mit Goethe gleichzeitig dichtet Alfieri, antikifizierende Tragödien. Einige find fieff doch felbf die ausgezeichnetfien wie M i r r af die ergreifend die Liebe einer Tochter zu ihrem Vater fchildert. haben kaum allgemeines Intereffe. gehören allein der italienifchen Literatur an, Man könnte aus einer folgenden Zeit Grillparzer. Öfierreichs größten Dichten nennen. Seine „Medea“ aus dem Jahre 1822 ifi das Gegenftück zu der des Euripides. Der Grieche ift der große Schöpfer der Gefalt. Der Öfierreiiher hat das Motiv verflacht und verringert, Iafon zwifchen zwei Frauen gefieft- eine ausländifche groß angelegte. fremd-artige. die in feinen Kreis nicht paßt. und eine fromme kleine heimifche „Eoufine“ die er nach wilden Abenteuern fo wiederfindet. wie er fie verlaffen hat. Und der Dichter nimmt für das Bäfchäfchen gegen das Heldenweib Partei. Das führt jedoch keine Erneuerung oder Weiterbildung der Antike herbei. Seine „Hero und Leander“ hat größeren Wert,

In unferen Tagen gefchieht es immer häufiger. daß Dichter der verfchiedenfen Länder antike Vorwürfe zu neuem Leben erwecken. In England liegt ein Werk wie Swinburnes „Atalanta in Kalydon“ vor- unleugbar eine Schöpfung von feltener Poefie. doch immerhin eine- bei der der Schwerpunkt ganz und gar auf der Lyrik den tiefen Chorgefängen ruht während das Leben der Gefaltten fchwach ifi. Wie Voltaire das Theater zu Angriffen auf die Kirche gebrauchter fo gebrauchte

Griech. Gefalten in neuerer Poefie Georg Brandes

Swinburne die Antike zu Angriffen auf Götter und Gottesglauben. Seine Dichtung ifi der Vorwand zu Ausbrüchen niäjt fo fehr der Gottlofigkeit wie des Götterhaffesj die in ihrer Gewaltfamkeit niäjt viel mit der griechifchen Antike zu tun haben- noch für deren Entwicklung irgend bezeichnen!) find.

In Frankreich war Leconte de Lisle vom Geifie des Altertums durchdrungenj und er läuterte denn auch die Begriffe der Franzofen über die Antikef doch letztere weitergeführt hat er bei feiner Strenge und Kälte nicht. Der von chinefifcher Kultur beeinflufte und völlig ungriechifche Paul Elaudel ift nur als Überfeßer von Aefchylos hervorgetretenz Pierre Louys endlich, der hinlängliche Vertrautheit mit griechifcher Sprache und Literatur beifit. ifk in feinen Schilderungen zu fehr der Spekulation auf Sinnenreiz verfallen, um etwas dergleichen wie Poefie bieten zu können. Talent läßt fich ihm übrigens nicht abfireiten.

17.

Öfterreich und Süddeutfchland find esf wo in den letzten Jahren die intereffantefien Verfuche einer Wiederaufnahme antiker Stoffe gemacht wurden. An Arthur Schnitzler, Beer-Hofmann Jacob Waffermann. Hugo von Hofmannsthal beifit erfieres eine Gruppe jüngerer Dichter von großem Talent und entfchiedener Eigenart. Unter ihnen ift Schnißler bisher der bedeutendfte und fruchtbarfte.

Von den anderen haben mehrere Neigung für die Umarbeitung dramatifcher Werke aus früheren Zeiten bekundet. So griffen Beer-Hofmann im „Grafen von Eharolais“ und Hugo von Hofmannsthal im „Geretteten Venedig“ auf Stücke von Nachfolgern Shakespeares zurück: Der Graf von Eharolais entnimmt feine Fabel dem Drama Philipp Mafingers und Nathaniel Fields „Abe kater] (107717“ aus dem Jahre 1632- das „Gerettete Venedig“ Otways Drama gleichen Namens von 1682. Für den fonderartigen und tiefen jungen Dichter Hofmannsthal - er vollendete kürzlich fein 33. Lebensjahr -f hat es zudem offenbar etwas Lockendesf von den Stoffen des griechifchen Altertums die bekanntesten tragifchen aufzunehmen und neu aufleben zu laffen.

Jch hatte, wie es fo geht, als feine „Elektra“ im vorigen Jahr die Runde über die Hauptbühnen Öfterreichs und Deutfchlands machte- die Kritiken über das Stück gelesfen. und da fie fi>f zu einem Protefi gegen moderne Hyfierie in antikern Gewande gefalteten, war ich den beiden antiken Dramen Hofmannsthals, der „Elektra“ und dem fpäter folgenden

14

## Georg Brandes: Griech. Gefalten in neuerer Poefie

„Oedipus und die Sphinx“ zum voraus fo abhold als möglich. Mit dem größten Vorurteil trat ich an fie heran. glaubte bloß auf eine Gefchmacksverirrung oder auf Äußerungen einer krankhaften Phantafie in ihnen zu stoßen. .

Ich fühlte mich jedoch von dem. was ich hier kennen lernte. in hohem Grade ergriffen.

In „Elektra“ überrafchte mich zuvörderft die überwältigende Anfechanlichkeit der Perfonen und der Handlung. Das Abftrakte. das der griechifchen Szene und zum Teil auch der griechifchen Pfychofogie und Diktion anhaftet. war mit dem Inbegriffe der griechifch-religiöfen Vorftellungen. worauf das Fühlen und Denken Elektras und Orefies' beruhen. verfchwunden. Eine neue tragifche Atmofphäre war an die Stelle getreten die Konturen gleichfam mit leuchtenden Farben gezogen; eine Vertiefung aller Gefühle. des Hafies wie der Lebensluft. der Angft vor Strafe wie der Sehnfucht nach Rache. vor fich gegangen! Und all das Seelifche war phyfiologifch begründet. Das Stück überftrömte von der Energie des Dichters. der Energie. mit der er fich in den Stoff vertieft hatte. Und rein dramatifch war die Spannkraft der Handlung von der kundigen Hand eines modernen Dramaturgen erhöht. Die „Elektra“ des Sophokles ift unfreutig ein höchft vollendetes Werk. Es ift von Leidenschaft durchzittert und dennoch beherrfcht von der ruhigen Klarheit der griechifchen Vernunft. einer Logik. die kein Mittelglied überfpringt. Die drei Kinder und die Mutter heben fich mit ficherem Umriffen voneinander ab; die ftarke und harte Elektra bildet den Gegenfaß zur weicheren und furchtfameren Ehryfothemis. Bei Orefies tritt die Tatkraft ftärker als das Gefühl hervor. Daß er der Mörder feiner Mutter werden foll. darunter leidet er nicht. wie ein moderner Menfch leiden würde. Selbst wenn die Wogen der Leidenschaft am höchften gehen. wie in den Szenen. wo Elektra Klytämnefira ingrimmig fchmäht und ihre Entfchuldigungen abweift. hat diefe Leidenschaft Maß und Ziel. Elektra verfichert ihrer Mutter. fie fchäme fich vor fich felbft. Sie wiffe. ein folches zu Gerichte feßen zieme nicht der Jüngeren. der Tochter. Allein die feindfelige Haltung der Mutter reize fie. So durchgehends fort. echt griechifch. Es gibt ein Äußerftes. wohin fogar die zum Muttermorde führende Leidenschaft nicht geht. Und von Elektras Demütigungen im Haufe hören wir ein und das andere. fehen es aber nicht vor nnferen Augen.

Bei Euripides lebt zwar Elektra in den dürftigften Verhältniffen.

einem Bauern vermählt. der Seelenadel genug befißt. fi>) in eine Schein-ehe mit ihr zu finden; fie ifi arm. ihr Haar gleich dem einer Leibeigenen abgefchoren. Doch erleidet fie nicht Spott und Hohn in ihrem Vaterhaus. Des Orefies Erfcheinen ift hier von weit geringerer Wirkung. da Euripides. wohl um nicht der Nachahmung geziehen zu werden. die Nachricht von feinem Tode und die Wehklagen dariiber unmittelbar. bevor er fich zu erkennen gibt. ausgemerzt hat. Bei Euripides wird erft Aegifihos umgebracht. noch dazu. während er Orefies und Pylades gaftfrei fein Landhaus öffnet. Klytämnefira aber gefchmaäloferweife durch die falfehe Botfchaft zu Elektra hinausgeloät. daß diefe dem Bauer ein Kind geboren habe. für das die Großmutter das Geburtsoffer bringen müffe. Orefies vollführt den Mord ohne zu fchwanken. erfi unmittelbar nachher befallen ihn die Gewiffensqualen. worauf Kaftor und Polydeukes fich in den Wolken offenbaren und Trofi fpenden. Die Anlage ifi realifiifch. die Repliken advokatorifch. das Gefühlsleben verhältnismäßig fchwach pulfierend. Die Rache ifi erklügelt. das Bild als Ganzes verfehlt. Bei Hofmannsthal ift alles anfchaulich und grell. Wir fehen Elektra im väterlichen Haufe. erbärmlich in Lumpen gekleidet. ohne geziemende Aufenthaltsfiätte. von den Mägden verhöhnt. mit Einkerkierung und den fchwerften Mißhandlungen bedroht. Der Mutter gegenüber zeigt fie fiäi voll fprühenden Öafies. unerfchöpflich in den Ausbriichen ihrer Verachtung. Sie ift durch und durch von Leidenschaft verzehrt. Sie ifi die alte Iungfer. in deren Innerem alles bloß Weibliche ertötet ifi. die. von einer fixen Idee. dem rachfiichtigen Haß befeffen. in Gefichten dem Doppelmorde vorgreift. der vollführt werden foll und muß. Sie lebt der Ööffnung. daß Orefi heimkehren werde.

Als fie die falfehe Botfchaft feines Todes erhält. folgt diefer nicht fchnell. wie bei Sophokles. die Gewißheit feiner Rettung und Anwesenheit auf dem Fuße.

Nein. mit ficherer Kunft ifi eine geraume Spanne Zeit dazwifchen gefeßt. Der Verfuch. Chryfothemis zu überreden. ift hier ungleich wilder und graufiger als bei Sophokles.

Der Gegenfaß zwifchen den Schwefiern war von vornherein fihärfer. Wie Elektra die verhärtete alte Iungfer. fo ift Chryfothemis das warmblütige frifche Weib. das mit Schrecken die Iugend ungenüßt entweichen und fchwinden fieht. fich danach fehnt. Mutter zu werden. und lieber eine

.~,?.....:2==S® KLB-ZA..,,,3 .2 539, 3.56%.. 1...".-  
: . . 7 - . . .c w a .  
gagzigiginm Hg~=lay @IHQW ?Ruß  
- \_ . \_ . . in. J -  
(x  
v H ..p n . . . y,  
. ,» : .K . K̄l Q  
L V . . a ...- V 4 . in x l ..ß H'  
a  
c\* -F N,  
. , 0..  
. , \_ . 1 r .7 l" x. .  
V 4\* l  
l l

en\*- :., - - aux-5:.. u- n-x-erer Peefi'e (fi-:org Brande

"U" \_ \_ \_ \_ \_  
... \_ \_ \_ \_ \_

. - "" r . . . . \*\*r Zee - -.1 - \*g (erfißt, "ich in eine Schein-  
--\*- 'e 7- "ren, 1"; if." .er ..,leich dem einer Leibe-:genen  
\*.4\*- ,';. Z' r: eric-de: - " .-'. .of .td-hn in. ihrem Vater-  
\*1-, e .'. .eure ?rf-creme. - .. 2\*\*-1 tre-.r acringercr :\*Ö'irkung da  
--x-rl ,im mu:: der ' ".!e"0 --i-ihen zu werden, die  
- 57.-- - :\*.e i-.ltttun Tode .\*\*L Z 2 . 'cd-'i ..-331 ku: \*er nurnittelbaß bevor  
, .- .r erkennen gilm e; 'gm .t rat. O- :-tdes wird erfc  
\* e rungebaibh noch 'oe-iu 11".t'lld .r Träne. " Windes gaft-  
.-.1 ein Landhaus öffnet, .L'lprrir-y-.nea .1 \* - - ; - - - :life durch die  
-... -e Botfchaft zu (\*ktra bin ..exp-\*[7, .-7.- :- i ?ein Bauer ein  
\*mad geboren hab- tur der' i.- \* "ep". r :- \*\*'i riet-.\*rfer dringen  
nic-7e. Luiz-Z e f'..\*trt :u e :.u ':\* ame-h ocfi unmittelbar  
nei-iiher ben-irn ij". \*\*1 \* t\* ' \* ' 7- ..e-e' K-:it'r und Jyelydeukes  
17:1\* .n den Z'." \*7." „\*i-x' \* \*.3 unde-n. Lie Ankige iii rea-  
tfi-Leb .m- "e-„f - -\*,- 'r.\*-]hlsieben rer-"almienußig  
f; \*i \* \* \* . . . . .32.: "das Bild afs Ganze. t\*erfehlt.  
1 -\*. \*-,- \* . \* .'.fli).lu(itb und ger-ll. Wir feixen  
»x i .1.- - . . . , . räumlich in Lunipen gekleidete eine ge-  
ziet -, 2 r \*\*n :en M-'jaoen verhöhnt, mit Eiteki-ikertmg  
\* - - \* --. .. :xD-lungen bedroht.  
' - - ulm!" zeigt fie fch voll' freutenden :deinem uner-  
--2 ,/- . . -, . 3.-dr1'jchen ihrer Verachtung. Sie ifi durch mit" durch  
o - \*,i. verzehrt. Sie. ift die alte Inngfer, in deren Zimmern  
1-7 r - - 'xD-'liche ertötet ift- die, den einer fire-n \*CW- dem rau-\*finki-  
41? dejeffcn. in Gefichren dem T'ÖL'ZAKU'VL'Ö.. vet'gxeift, der voll-  
rden fell und muß. Sie lebt dt". Öffne-..ig daß Treff bein--  
--i-t r; nerve'.

Ale fie die falfcbe Betfcdaif 1.1"- In \*e5- -nkiu, folgt kiefer nicht

:.r\*: :L w'e bei Sophokles, die "3"-- .. \*1: .--n - Lotti-ng und Anwei-:n-  
r-:c auf dem Fuße.

3.-.in, mit ,Leher-.r Kur-,i 1\*: r e.- qe- 1.12..- 'Z nannc 'Z-it dazwifltren  
grtkkzt. Le\*: Z'Z-:riuäu ("rtr-t" ;--!-\*\*. : \*.u ir' reer-.nl iii htm\* ungleich wilder  
und gmx-ZW\* als be. Eur --:\*e\*.

Der ("i. \*ii-.n inn.. 1-, .- . - . e\*':er.' war ren vornherein fr! .'i-fer.

Wie Elrf. .r - \*. - \* \*.r::e ,.e- ,'-x:..gf»\*r, io (ft Ehryfolzenms das \*rt-arm-  
-xm...- j-'ii 3 \*xy-:2. . . i' .-- \* :Wreck-\*n die Jugend ung-\*nnen einigen-(een  
.\*rf\* 1\*\* WiKi-'L .7. ..r t man. [ehrt- Mutter zu werdern und lieber eine



Lovis Corinth: Bildnisgruppe  
Familie Halbe in der Bernrieder Sommerfrifche,

\_EMPTY\_

Georg Brandes: Griech. Gefigften in neuerer Poefie

Ehe mit einem niederen Gefellen eingehen- als in Unfruchtbarkeit dahin-  
leben möchte.

Mit Kühnheit hat .Hofmannsthal die Szene fo geführt<sup>7</sup> daß Elektra  
eigentlich erft jeßt<sup>f</sup> da fie die Schwefier anfleht und umarmt- deren  
Schönheit und Frifche empfindet. daher ihr auch verfrichy fie als Braut  
zu fchmü>en und ihr Kind zu warten- wenn fie ihr zu Willen fein und  
beim Morde beifiehen wolle. Jar Hofmannsthal deutet anf wie  
lesbifche Infiinkte in dem vom Haffe ausgedorrten Weibe erwachen<sup>f</sup> fo  
daß eine Art Liebesneigung es ergreift. eine Art Anbetung des jungen  
Leibes der Schwefier.

Da diefe zu weiblich weich zur Mörderin ift. fchlägt Elektras ein-  
fchmeichelnde Zärtlichkeit in wilden Zorn um, und wiederum anfchaulich.  
wie Sophokles hier nicht fchildert, läßt das Drama uns Elektra mühfam  
das Beil ausgraben fehen- womit Klytämneftra Agamemnon mordete<sup>f</sup>  
um notgedrungen die Tat allein zu verüben. Oreftes kommt als Bote  
feines eigenen Todes und fie weiß ihn mit einer Heftigkeit und einem  
Abfcheu zurück. wie fie bei Sophokles nicht vorkommen. Er kann nicht  
glauben. daß dies feine Schwefter fei. Elektra muß zehn Jahre jünger.  
Elektra kann nicht fo verwahrloft fein. Doch fie antwortet ihm:

„ . . . Königinnen gedeihen nicht. wenn man fie mit dem Wegwurf vom  
Zugemüße füttert<sup>f</sup> Priefierinnen find nicht gefchaffen. daß man nach der  
Peitfche fie fpringen läßt . . .“

Hier macht fich eine fchwache Einwirkung Shakefpeares geltend.

Wie Hamlet<sup>f</sup> mehr noch als Hamlet, fpricht fich Elektra mit Ekel- wieder-  
holt dabei verweilend. über das gefchlechtliche Zusammenleben der  
Mutter mit dem Mörder des Vaters aus. dom vorzugsweife for daß  
man den tiefen Eindruck der unleidlichen Qual ihres täglichen Lebens  
empfängt. Tag und Nacht fühlt fie die brennende Schmach. der In-  
grimm verzehrt fie. der Haß ift Rachedurft bei ihr. wie der Durft des  
Verfchmachtenden nach dem Labetrunk. Daher ihr Erguß über den feft-  
lichen. feierlichen Tanz der auf die Stunde der Rache folgen müffe. (Das  
Motiv ift von Euripides genommen. wo der Chor, nicht Elektra. bei des  
Aegifthos nicht der Mutter Tode tanzt). Daher die Verzückung- das  
Kaßenartige. Tigerhafte. womit fie Aegifth zu feinem Untergange ge-  
leitet. Daher der bizarre Tanz mit ausgefireckten Armen. in weläiem fie  
nach vollbrachtem Morde nach vorwärts fchreitet und fchließlich zufam-  
menftürzt.

Auch aus Klytämnefira ift eine unvergeßliche Gefalt gefchaffen. halb

2 ?7

Griech. Gefalten in neuerer Poefie- Georg Brandes

ägyptifch in ihrer Haltung. Sie ift von ihrer Tat vernichtet; aufgerieben von ihrer Schlaflofigkeit und Todesangft. voll Aberglauben. Hofmannsthal hat ganz das antike Motiv fallen laffen. daß fie Rache für die Ermordung der Iphigenia genommen habe. (Wir können doch niäht an ein von den Göttern geheifchtes Opfer glauben). Nein. alt ifi fie jetzt. eigenfüchtig und graufatn. aber fie büßt die Untat. die fie faht vergeffen hat - wiewohl fie ihr fiets in Erinnerung gebracht wird - diefe Unrat. die ihr nicht von ihr felbft verübt fiheint. diefe Untat. die fie nicht verfieht und für welche fie fich nicht verantwortlich fühlt. Sie trug fich in dem Augenblicke zu. der zwifchen dem Seltfamen verflog. daß Agamemnon jetzt gefund und am Leben. und jetzt zu Boden geftreekt und tot war. Träfe fie ihn wieder. würden fie über das ganze wie zwei alte Freunde fprechen können.

Unlöslich ifi das Moderne in der Grundauffaffung mit dem Antiken verfchmolzen. Nur verlegt es ein wenig. wenn man auf bekannte Nedenwendungen einer fpäteren Zeit ftößt. Hier ein paar Beifpiele.

Als Orefies Elektra in der Erde nach dem Beil graben fieht. glaubt er. fie fei eine Mutter. die ihr Kind vergraben hat:

So haft du nichts auf Erden. was dir lieb ift.

daß du ein Etwas aus der Erde fcharren und küffen willft? Bifi denn du ganz allein?

Sie antwortet mit den bekannten Worten. die Ehriftoffer Marlowe Richard in den Mund legt:

I bei] o0 father, I um like no father ufw.

Ich bin nicht Mutter. habe keine Mutter.

bin kein Gefäfwifter. habe kein Gefchwifter.

Und als Oreftes vor dem Muttermord erzittert. fagt er mit Turennes bekannten Worten:

'ku tremdlea, curcunse, tu trembleruju bien uutrernent: ufw.

Laß zittern diefen Leib. meint du. er würde

nicht noch ganz anders zittern. könnt' er ahnen.

was ich für einen Weg ihn führen werde?

Mit ungemeiner Stimmungskraft ift der Freudenraufch in der Königsburg nach dem Morde gefchildert.

Ehryfothemis fagt:

Hörft du nicht. fie tragen ihn.

fie tragen ihn auf ihren Händen; allen

find die Gefichier ganz verwandelt. allen

fchimmern die Augen und die alten Wangen

voll Tränen! Alle weinen. hörfi du\*s nicht?

:8

Vergleicht man eine Wiedergabe des Sophokles wie diefe mit einer des Euripides wie Morsas J p h i g S n i e. fo wird man finden. daß das franzöfifche Werk. das fich an den Text hält. ausschließlich nur durch rhetorifche Reinheit und lyrifche Schönheit wirkt. während das deutfche eine Neufchöpfung nicht fo fehr des fprachlichen Ausdrucks als der Naturgrundlage ift. auf der man fich die Handlung aufgeführt denkt.

7.

Weit freier bewegt fich Hofmannsthal in „Oedipus und die Sphinx“. Er begnügt fich hier niät wie Eorneille und Voltaire mit der Nachdichtung oder Umdichtung des Geuipue rex. nein. die Gefalt. ihre Umgebung und die Sage haben ihn fo gefeffelt. daß er hinter die uns aus dem Altertum aufbewahrten Darftellungen zurückgeht. uns die Vorgefchichte gibt. Mit Recht gilt : „Oeclipu8 ken“ vorlängft als eines der Meifterwerke der griechifchen Kultur.

Viele haben es fiir die vorzüglichfte uns bekannte Tragödie von Sophokles gehalten. Keine wirkt fo gewaltig. Bei keiner ift die Konipofition fo merkwürdig. Daß ihr F o r t f c h r e i t e n auf einem Z u r i i c k g e h e n. auf einem allmählich immer tieferen Einblick in die Vergangenheit beruht. macht fie fo einzig in ihrer Art. Erft Henrik Jbfen hat diefe Kompositionsweife wieder aufgenommen. Als die „Gefpenfter“ erfchienen. fchrieben Profefior Schiött in Chriftiania und ich in Berlin, ohne voneinander zu wiffen. gleichzeitig das Wort Oeujpu8 rex über das Stück.

Von den Bearbeitungen des franzöfifchen Klaffizismus ift die Voltaires am interefiantefien. Sie ift ein Jugendwerk. fein ältefter tragifcher Verfuch. Er fchrieb das Drama in der Baftille im Alter von nur 22 Jahren. Es wurde zum erften Male 1748 gefpielt und hielt fich während der ganzen Lebenszeit Voltaires auf den Brettern.

Zu der Zeit. als es gedichtet wurde. war Voltaire bereits zu der 'Einficht gelangt. daß Corneille und Nacine unrecht hatten. moderne Liebesmotive in die antiken Trauerfpiele einzuflechten. Allein die Schaufpieler am 'kde-like frnngaia zwangen ihn. eine Art erotifches Verhältnis zwifchen Philoktetes und Jokafte hinzuzudichten. das uns bar-W. beinahe komifih ift.

Gleichwohl ift die Komposition felbft mufterhaft. und wer Voltaires Kritik der Szenenführung in Geäjpuei rex liefc. wird. felbft wenn er feiner Würdigung des Sophokles mit Vorurteilen gegenübertritt. die

Griech. Gefalten in neuerer Poefie Georg Brandes

x

Schärfe und Richtigkeit des Urteils zugeben müffen- womit er es als ungereimt nachweifh daß Oedipus fo lange in Ungewißheit über fein Schiäfal bleibt.

Man hat fich immer und immer wieder darüber aufgehaltenf daß Voltaire fchon hier das antike Thema willkürlich zu Ausfällen wider Chriftentum und Geiftlichkeit gebrauäfte.

Ich mache mich anheifchig, bei Euripides nicht weniger unzweideutige Ausfälle gegen den Glauben und feine Priefter nachzuweisen. Es wimmelt von folchen bei ihm.

Was die Angriffe bei Voltaire betrifft- fo find fie nicht den .Hauptperfonen in den Mund gelegt und der fie vorbringtz wird immer ins Unrecht gefeßt,

Eine Nebenperfon ifi esf Araspes- die vor dem Wunderglauben warnt.

Eine Nebenperfon ift nicht minder Philoktetesf der Argwohn gegen die Priefter hegt. Philoktetes fpricht wie ein Franzofe aus dem achtzehnten Jahrhundertf der den König von Frankreich gegen das Papf'ttum unterftützt. Er bietet feinem Gegner und Rivalen Oedipus feinen ftützen-den Arm.

Sootre 708 eunemjß fe '0118 otkke 1110:1 brav,

Lott-e un pootife et 70118 je ue balance pua,

Un prêtre, que] qu'il noir, quelque Djeo qui l'ju8yire,

})0jt prjer pour\* 888 roju, ef 11011 pao 188 mauäire.

Die berühmtefte Stelle des Stü>s7 die im Franzöfifchen zum Spriäzwort geworden iftf wird von Iokaftes ausgeprochen- kurz bevor die berühtigten Priefter und Wahrfager recht behalten.

A08 prötkeo ue sont point ce q'uo Win peulue peuoe,

Piotr-e (zr-Gelernte? fait toute leur ocjeuoe.

Doch das fchließt natürlich nicht ausf daß vielleicht die tieffie Befriedigung bei der Behandlung des Stoffes\* Voltaire bei Abfaffung diefer Stellen empfandf in denen die Grundleidenfchaft feines Wefens fich Luft machtef fo wenig fie mit dem Vorwurfe felbfiy feiner Poefie und feinen Geheimniffen zu tun haben.

Die Myftik des Stoffes kommt durch die Behandlung die er in unfern Tagen bei .Hugo von Hofmannsthal erfahren hat- zu ihrem Recht.

Mit einzelnen andern ausgezeichneten füddeutfchen Dichtern hat er einen fiat-ken Sinn gemein für die geheimnisvollen Mächte des Dafeins- die uns leiten und fiihren fo daß unfere Bahn mitunter ein Nacht-

20

Georg Brandestj Griech. Gelingen in neuerer Poefie wandlergepräge erhält und einer Kurve gleicht. die fich aus einer inneren Notwendigkeit heraus beftimmen läßt.

Wie in Hofmannsthals O e dip us. fo entfieht in Jakob Waffermanns düfterem und glühendem Buche A l e r a n d e r i n B a b y l o n bei einer antiken Gefialt der modernen Poefie Größe. Macht und Untergang durch das Zufammenfpiehl zwifchen der großen Perfönlihkeit und dem übermächtigen Schickfal.

Des Herzens Woge. fagt Hölderlin. fchäumte nicht fo fchön empor und würde Geift. wenn nicht der alte ftumme Fels. das Schickfal. ihr entgegenftände.

Der Teil der Oedipus-Tragödie. der auf der Unausweichlichkeit eines vorherverkündeten. daher vorherbeftimmten Schickfals beruht. läßt uns kalt. Doch ach! unfer Schickfal ift nicht minder unausweichlich. weil es nicht vorher verkündet ift. Bei jedem Schritt find wir in Gefahr.

Wir find. von unferer perfönlichen Befchaffenheit abgefehen. beftändig in der Gewalt des Zufalls und zudem durch unfer Wefen felbf'c in der Gewalt des Schickfals. Wir müßten anders fein oder uns anders machen können. um ihm zu entgehen. Ein Wefen von höherer Einfirht hätte Napoleons Untergang. Heines vieljähriges Krankenlager. Bismarcks Sturz. ja Zolas plötzlichen Tod vorausfehen können.

lil,  
Was Hofmannsthal an der Oedipusfage ergriffen hat. ift die tiefe Myfiik. von der fie durchwoben ift. und nun ergreift fie in feiner Darftellung auch wieder uns.

Die Vorgefchichte fpiehl fich vor uns ab. wie der von religiöfen Schreckbildern verwirrte. verzweifelte Oedipus. der in die Einfamkeit flüchtet. um feinem Schickfal zu entgehen. gerade dort davon ereilt wird und dazu kommt. feinen Vater Lajos zu töten, -\* Meifterhaft ift die Schilderung Thebens nach La'jos' Tode. der Schrecken der Stadt vor der unaufhörlich ihre Opfer fordernden Sphinx (wie heutiger Zeit vor einer Seuche oder einer Revolution). der Schrei des Volkes nach einem Retter (wie man ihn gegenwärtig z. B. in Rußland vernimmt).

Mit großer Sorgfalt ift Kreon. der glühenden Ehrgeiz aber keinen Beruf. keinen Wagemut. nicht das fichere Gefühl hat. der Auserkorene zu fein. ift auch der Knabe gezeiäfnert. der fein Schwert trägt und an ihn glaubt. etwa wie in den Kronprätendenten der Sohn Peter an Skule. Kreon ift eine unheimliche. tieffinnig ausgeführte Gefialt. Trefflich  
2L\*

Yiech. Gefialten in neuerer Poefie Georg Brandes

ifi ferner die Zeichnung der beiden Königinnen. Jokafte. Lajosi Witwe. und Antiope. La'jos' Mutter. die leßtere eine Königin. die fich noch den Göttern verwandt weiß. Ihre Augen fehen die Nacht. auch wenn es tagt. fo wie. wer tief genug in einen alten Brunnen ftieg. die Sterne am Mittag fieht. Sie ringt mit den Göttern. wie eine Riefenfackel mit dem Sturm. Kreon will Jokafte das Zepter entwenden und hat das Volk hinter fich. doch fieht er ohnmächtig der Sphinx gegenüber. -- Da kommt Oedipus zur Stadt. ein Knabe faßt. allein. waffenlos. mit einem Stabe in der Hand. doch fo königlich anzufchauen. den Stempel der Größe. von höheren Mächten aufgedrückt. fo unverkennbar an der Stirn. daß ihm das Volk entgegenjubelt. Im Innerfien verzweifelt. hegt er keine Furcht vor der Landplage. die alle. die wider fie auszogen. überwältigte. Tief hat Hofmannsthal empfunden. wie perfönliche Hoffnungslosigkeit und das Gefühl. der Einzige. der Auserkorene zu fein. miteinander verfchmelzen und Großtaten erzeugen können. Er hat das alte kindifche Rätfel der Sphinx und deffen Löfung gänzlich verworfen. In pechfchwarzer Nacht. zwifchen wilden! Felsgeklüft. fieht Oedipus von Angeficht zu Angeficht der Sphinx gegenüber. und da fie ihn fieht. ftürzt fie fich rücklings in den Abgrund hinab; fie weiß im voraus. daß fie in Oedipus ihren Meifter gefunden habe. doch auch wie teuer er feinen Sieg bezahlen werde.

Auf überrafchende Art wird nun Kreon. des Oedipus leidenschaftlicher Feind. in feinen untertänigen Diener verwandelt. Kreon hat zweimal einen Meuchelmord gegen ihn verfucht. aber als die Sphinx ftürzt. fühlt er. Oedipus fei mehr als ein Menfch. (So verpricht Marfchall Ney Ludwig LMU.. ihm Napoleon in einem eifernen Käfig zu bringen. befiehlt bei Aurerre feinen Soldaten auf ihn zu feuern. fällt ihm aber bei Waterloo in die Arme und kämpft für ihn.)

Was noch niemand dichterifch behandelte. hat ferner Hofmannsthal veranfchaulicht und poetifch gefaltet. die Art der Macht. die Oedipus zu Iokafte zieht. Hier herrfcht nichts von jenem Zauber. der den Chevalier von Villiers zu Ninon de ("Enclos zog. Seinen Begriff von hoher und edler Weiblichkeit hat fich Oedipus nach der Gefialt feiner vermeintlichen Mutter. der Königin von Korinth. gebildet. Ihr unvergleichlicher Gang. ihre fiille Würde find ihm das Ideal. Nie hat der keufche und ftolze Jüngling ein Weib berührt. keine der vielen Jungfrauen. die fich in feiner Heimat ohne Scham ihm darboten.

Als er zum erfien Male Jokafie in ihrer hohen Schönheit fieht.



Georg Brandes: Griech. Gefialten in neuerer Poefie  
ruft er aus: „Wer ift die Frau?“ und fie; „Wer ifi der Jüngling?“ Als  
er aus ihrem Munde erfährt- daß fie wie das Diadem und das Schwert  
des Siegers Eigentum fei: „Wer diefe Stadt erlöst. der greift nach uns.“  
da fühlt er. daß er der Unwiderfiehliche. Ihm ift es. als fei er der  
Herrfcher der Welt. kein Stern kann ohne feinen Willen fürzen. Vater  
und Mutter find tot und fchlafen füß in ihren Gräbern. Er kann alfo  
nicht von der Weisfagung des Orakels getroffen werden. Seine Kräfte  
fieigen in ihm auf wie Waffer im Springquell. Und als er die Sphinx  
befiegt hat und das Volk herbeiftrömt und Iokafie naht und die Sonne  
aufgeht, da ruft die Königin aus:  
Mir ift. ich müßt' in deinen Armen  
des Todes fein.

Und er:  
Um diefes Todes willen  
muß ich dich lieben wie kein Mann auf Erden  
fein jungfräuliäfes Weib. Um deinen Gürtel,  
in diiftrem Feuer glühend. fißen die  
Geheimniffe des Todes: aber in, --  
ich fage dir: fo wahr der nackte Stein.  
der meine Gruft hat werden follen. nun  
zum Thron fich baut für mim und dich - und weiß  
um nichts und ifi behängt mit Glanz  
und heiliger Vergefienheit - fo wahr  
als dies- was dort von Klippe fpringt zu Klippe.  
geflügelt. rafend fiäf herüberfchwingt -  
- - - - fo wahr als dies der Bote  
der ungeheuern Götter iii. fo wahr  
find du und ich nur Rauch. daraus fich funkelnd  
gebären will ein Neuesf Heiliges.  
Lebendiges!

(Er hat recht- denn Antigone wird die Frucht ihrer Umarmung.)

Und fie:  
of mein König.  
- - - - wir find mehr als die Götter-f wir,  
Priester und Opfer find wir. unfere .Hände  
heiligen alles. wir find ganz allein die Welt!

711.  
Wie man bei Racine. Voltaire und Goethe die Lieblingsideen des  
Zeitalters aufzufpüren vermochte- fo hier.  
Sicherlich hat Nießfihes Werk „Die Geburt der Tragödie oder  
„Griechentum und Peffimismus“ auf .Hofmannsthals Auffaffung der Antike

## Griech. Gefalten in neuerer Poefie Georg Brandes

eingewirkt. Auch Nießfihes Vorftellun'g vom Übermenfchen- fein Begriff des .Heroifchem liegt diefem Oedipus zugrunde. Das Unheimlichej der Bruch mit dem Gemeingültigenf ift als Jngredienz der Größe gedacht. So bereits vor hundert Jahren bei Ehateaubriands Rene- der von feiner Schwefter geliebt wirdF und Byrons Manfred, der feine Schwefter liebtj oder feinem Kain, der feine Schwefter ehelicht; bei Shelley in N o f a l i n d a n d .Q e l l e n; fo fpäter bei Richard Wagner, wo Sigmund und Siegelinde im Widerfpruch mit der nordifchen Sage zu Gefchwiftern gemacht find und Siegfried, der höhere Menfch7 in Blut-fchande gezeugt wird.

Wagner hat feinen Einfluß auf die jungen Gemüter geübt, wie Nießfche den feinen.

Ju der Literatur des Nordens iftt fovieel mir bekannt- nichts mehr davon zu verfpüren- als ob die grieäifche Antike die Gemüter noch be-fchäftigte oder infpirierte. Oehlenfchlägers Sokratesf der Ariftophanes zum Schwiegerfohn bekamj ging nicht fehr tief. Die letzten Dichtungent deren Grundlage das grieäifche Altertum bildet, dürften Heidergs Weihe der Pfychw Paludan Müllers Amor und Pfyche, T h i t o n . D i e D r y a d e gewesen feiu- fchöne Dichtungen. wenn auch nicht fehr gehaltreiä: Eindruck auf die Volksfeele haben fie nicht gemacht. Paludan Müllers Kalanus entwirft ein Zerrbild der grieäjifäfen Philofophie zu Aleranders Zeitenj um fie dem als Brahmakultus ver-kleideten Ehriftentum zu Füßen zu legen.

In der neueften dänifäfen Poefiej die fiäf unmittelbar auf das Leben beziehtj - was ein Vorzug ifi - doch allzu oft in plebejifcher Art - was minder rühmendwert - ift der große antike Kulturfirom den Augen völlig entfchwunden. Bauernurteile und Bauernhochfchulbilduug find an ihre Stelle getreten. Schriftfieller werden als groß bezeichnen die durchaus nicht auf der Höhe der Kultur des Zeitalters fiehen. Wer aber groß genannt werden willx muß nicht nur auf der Höhe feiner Zeit fein. er muß diefe womöglich überragen.  
(Autorifizierte Ilberfetzung von Erich Holm.

Felix Hollaender:

Die reines Herzens find. . . . . Roman.

Fortfeßung.

Die Kinder faßen im Walde und niemand ftörte fie. Elifabeth hatte ein für allemal des Knaben Herrfchaft anerkannt. Und wenn fie im Haufe trolzte und wie ein ungebändigtes. kleines Wefen die alte Therefe quälte - im Walde war fie demütig und befcheiden.

Schwieg Alexander. fo fiörte fie fein Schweigen nicht. ging ftill neben ihm und wartete auf ein gutes Wort.

Sie hörten die Rufe des Kuckucks. oder wenn ein Rabe ihnen zu Häupten fein Gekrächz anfiimmte. Oder fie faßen am Rande eines kleinen Baches und verfolgten mit ihren Blicken. wie er dahinriefelte und die Steine weiß wufch. Zuweilen zogen fie auch Schuhe und Strümpfe aus und gingen barfuß durch das kalte Waffer. Und wenn fie in einen Waldgrund traten und über dürres Herbfilaub fihritten. das unter ihren Füßen rafchelte. fo erfchauerten fie leife. Und wenn die Sonne ihre leuchtenden Strahlen auf das Laub fallen ließ. fo wähten fie im Zauberlande zu fein. wo fließfiges Gold vor ihnen lag. foweit der Blick reichte.

„Ich möchte.“ fagte fie zärtlich. „daß es immer fo bliebe. Wir müßten im Walde eine Hütte haben und wie Häfel und Gretel zufammen haufen.“

„So.“ meinte er. „und daß du eine Baroneffe bift und ich ein armer Schufterjunge. vergißt du ganz.“

„Fiir mich bift du kein Schufierjunge.“ antwortete fie ftolz. „fondern ein verlorener Prinz. . . . Man braucht ja bloß deine Hände anzufehen.“ fügte fie bekräftigend hinzu.

„Du müßteft einmal der Therefe erzählen. daß du aus deinem Schloß in eine Waldhütte ziehen willft.“

„Bah.“ machte fie. „Die Therefe fagt zu allem Ia; und wenn ich es will. kommt fie mit und hält uns die Hütte rein, Aber ich will es gar nicht. weil es am fchönften ift. wenn wir allein find.“

„Ganz närrifch bift du.“ entgegnete er. „und eines Tages wirft du noch um deinen Verfiand kommen.“

## Die reines Herzens find Felix Hollaender

Sie lachte fröhlich auf und zeigte ihm ihre weißen Zähne.

„Wenn du bei mir bist, brauche ich keinen Verfiand. Du haft ihn für uns beide.“

„So - meinst du? Was für Zeug du dir einredest. Nichts habe ich gelernt, und in der Schule bin ich immer der Dümme gewesen. Glaubst du etwa, daß man mit mir Bilder herausstecken kann? - Na, da irrst du dich gründlich.“

„So dumm, wie du, bin ich lange noch.“

Er wurde ärgerlich.

„Was du eigentlich davon haft, durchaus meine Fehler teilen zu wollen, verfehe ich nicht recht.“

„Ist auch nicht nötig.“ gab sie zurück. „Ich weiß schon, was ich will.“

„Manchmal scheint es nicht so.“

„Das kommt dir bloß so vor, Alexander.“

„Kann sein.“ Er überlegte ein wenig.

„Einmal werden wir uns doch trennen müssen.“ sagte er langsam.

„Niemand!“ erwiderte sie und blickte ihn mit ernster, entschlossener Miene an.

„Das ist doch blanker Unfuss.“ rief er heftig hervor. „Was willst du denn tun, wenn ich mich mitten in der Nacht auf die Strümpfe mache und für immer verschwinde?“

„Ich laufe dir nach bis ans Ende der Welt . . . Gott will es.“

festete sie hinzu.

Ein fremder Zug, der ihn peinlich berührte, trat in ihr Gesicht. Er vermied es, sie anzusehen und eine Frage zu stellen, denn er ahnte, was in ihr vorging.

„Wollen wir nicht auf und davon gehen?“ fragte sie nach einer kleinen Weile kurz entschlossen.

„-\* Und elend verhungern.“ gab er zurück. „Oder bildest du dir etwa ein.“ fuhr er fort und sah sie spöttisch an. „daß wir auch im Walde auf ein Pfefferkuchenhäuschen fließen und auf ein Tüpflein-deä-dich?“

„Wofür hältst du mich denn? Ich bin doch kein kleines Kind mehr.“

„Geh' zu deinen Puppen.“ antwortete er. „und sprich nicht so närrisches Zeug.“

Sie wurde rot vor Ärger.

„Ich spiele längst nicht mehr mit Puppen.“ entgegnete sie stolz.

„Seit die Mama fort ifi. habe ich fie nicht mehr berührt. Sie fißen auf der kleinen Bank und gloßen mich an. Übrigens mußst du nicht denken. daß meine Puppen ftumm find. Ich könnte dir Sachen erzählen -“  
Er lachte laut auf.

„Bitte fehr. da gibt es gar nichts zu lachen. Ich habe mit meinen Puppen über alles gefprochen und Dinge von ihnen gehört - - die Haare würden dir zu Berge ftehen!“ -

„Möchtefti du es mir nicht erzählen?“

„Reim“ erwiderte fie. „denn du bist ein fchlimmer Junge. der an nichts glaubt. - Übrigens einmal bin ich mitten in der Nacht aufgewacht, weil die älteste Puppe ganz deutliäf meinen Namen gerufen hat. Und foll ich dir fagen. in welcher Nacht das war . .

Sie machte eine kleine Kurfipause und blickte ihn herausfordernd an.

„Das war in der Nachtz in der Mama das\* Haus verließ. Die Puppe hat es mir vorher verraten. Lach du nur; mir ifi das ganz Wurfi. Ich weiß. was ich weiß. Puppen fehen und hören alles. Und plötzlich. wenn man es gar nicht vermutet. tun fie den Mund auf und verraten einem die Geheimnisse . . . Reiß du deine Nafenlöcher nur noch weiter auf.“ fagte fie wütend. „Deswegen il es doch fo.“

„Alfo fchön, deine Puppen können reden. Wenn du es durchaus willftz widerfpreche ich nicht. Ich fehe jedenfallsz daß du mich für noch dümmmer hältft. als ich bin.“

Das Weinen war ihr nahe. -

„Es ift alles nicht fo einfach.“ fagte fie bebend. „Oder glaubfti du vielleicht auch» daß die Höhle eine gewöhnliche Höhle ift?“

„Selbstverständlich glaube ich das.“

„Dann kannfti du mir eben leid tun. Übrigens weiß ich noch ganz andere Dinge. Die Therefe legt jeden Abend die Karten. Da fieht alles drin - auch von dir. mein Junge. Du würdest Augen machen. wenn du es wüßteft.“

„Ich habe nicht das mindeste Verlangen danach. Alte Weiber kommen auf die dümmften Gedanken. Nächstens wirft du mir noch erzählen, daß es Zauberer und Hexen gibt.“

„Entschuldigg das werde ich nicht tun.“

„Das ift wenigstens etwas.“

Ein gutmütiges Lächeln glitt über fein Antliß.

Sie fing es bereitwillig auf.

„Warum zanken wir uns?“ fagte fie. und ihre Stimme zitterte.

Die reines Herzens find Felix Hollaender

„Ich habe dich lieb, und alles andere kümmert mich nicht. Meinetwegen können die Puppen nicht den Mund auf tun - meinetwegen ist die Höhle ein gewöhnliches Loch - und wenn du es willst, find auch Therefens Karten Mumpi." "

Diese ihre Großmut befähigte ihn.

Er wollte nicht zurückziehen und sagte: „Wenn dich dein Glaube felig macht, will ich ihn dir nicht nehmen."

„Bitte, bitte - jest ist es vorbei." lehnte sie entschieden ab. „Zwei mal zwei ist vier - und damit bast'."

„Ist denn zwei mal zwei vier? Weißt du das ganz bestimmt? -

Wenn ich nun behaupte, daß zwei mal zwei fünf ist?"

„Gut, dann ist zwei mal zwei fünf." antwortete sie ernsthaft.

Nun war er gefchlagen, und sie lachte ihn tüchtig aus.

Auf dem Heimweg ging mit Alexander etwas Seltsames vor.

Er hatte plötzlich das Gefühl, daß zwei Schatten ihm auf den Fersen folgten. Der eine gehörte seiner toten Mutter - der andere Elisabeth von Sydow.

Von beiden Seiten hörte er Stimmen.

Die Mutter sagte: „Lüngle, ich habe keinen Frieden im Grabe.

Das Herz, das mir im Leben von Kummer und Sorgen schwer geworden ist, findet auch unter der schwarzen Erde keine Ruhe. Alexander, laß ab von dem bösen Gedanken und erinnere dich der Worte, die ich in meiner Sterbende zu dir sprach."

Und wie die Mutter aufgehört hatte, vernahm er die Stimme seiner Freundin: „Nun liege ich neben deiner Mutter, Alexander. Und du warst es, der mich in das dunkle Wasser trieb. -\* Ach, Alexander, warum hast du mir das angetan? Nun friere ich alleweil, und um das Heil meiner Seele ist es geschehen."

Er schritt kräftig aus.

Aber die Schatten verfolgten ihn.

Bald wurden sie gefpenig lang - bald verkrochen sie sich in dem hereinbrechenden Dunkel - um sofort wieder über ihn herzufallen, wenn er, aufatmend, schon von ihnen befreit zu sein wähnte. Und die Schatten und die Stimmen ließen ihm keine Ruhe.

Er begann zu laufen und spürte, wie sein Körper in Schweiß gebadet war.

Es half ihm nichts,

Die Mutter sah ihn plötzlich an - mit überirdischen Augen - und

Felix Hollaender: Die reines Herzens find  
 zu>enden Lippen, Und Klein-Elifabeth erfchien ihm als der Todesengel  
 mit unfagbar traurigen Zügen. Sie trug ein weißes. wallendes Gewand  
 - und ihr Lächeln war wund und nicht von diefer Welt.  
 Er blieb mitten auf dem Wege fiehen.  
 Ein trockenes Schluchzen fchüttelte feinen Körper.  
 ..Mutter!" fchrie er verzweifelt. ..Nimm das Leid von mir und  
 rufe mich! Laß mich fierben - das Leben macht mich fchlecht und elend."  
 Krank werden - und verlöfchen - dann war alles gut. und feine  
 Lafi war von ihm genommen . . . .  
 Und wenn fich Gott feiner nicht erbarmte - und er felbfi Hand an  
 fich legen würde -!?  
 Er erfchauerte.  
 Ich tue es - dachte er - ich tue es beftimmt. Dann wurde er  
 nicht zum Mörder und brachte nicht Schande über die tote Mutter. -  
 Nun jagte er heim. als ob er von böfen Mächten geheßt würde.  
 Er achtete kaum des Weges. fiolperte über Baumwurzeln. hörte es  
 im Walde raunen und rafcheln. Und ihm war es. als ob verummte  
 Gefialten durch die Zweige brachen. um fich ihm in den Weg zu ftellen.  
 Endlich war er ihm Freien. \*  
 Und über das Feld warf der Mond fein grünes Licht -- und über  
 den Wiefen lagen die Nebel. Er fpürte. wie er plößlich zu frieren  
 begann.  
 Gott fei gelobt -- die Lichter der Stadt winkten ihm entgegen.  
 Todesmatt kam er fpät zu Haufe an und fchlich fi>7 auf fein Lager.  
 In der Nacht wälzte er fich unruhig in feinen Kiffen. gab wirre  
 Reden von fich und fchrie gequält auf. fo daß die Schufterfleute erwachten.  
 Der Alte begann zu weitem und zu fluchen. daß man durch den  
 vermaledeiten Jungen noch in feinem Schlafe aufgefiört würde. Die  
 Frau aber erhob fich fchließlic murrend vom Lager. fieckte ein Öllämpchen  
 an und ging zu dem Bett des Jungen.  
 ..Iefus Maria." murmelte fie. als fie in fein fieberglühendes Geficht  
 fah. Und in ihrer Unvernunft fügte fie hinzu: ..Siehfi du. fo geht's. wenn  
 man fich den ganzen Tag herumtreibt!"  
 Dann aber fchien doch ein Einfehen über fie zu kommen. Sie nahm  
 das Handtuch vom Nagel. tränkte es mit Waffer und legte es über feine  
 Stirn.  
 Der Junge ftöhnte und zog die Decke bis zum Hals.

## Die reines Herzens find Felix Hollaender

„Nimm dich zusammen.“ knurrte die Frau. „fonft wird Großvater böfe. Morgen ift auch noch ein Tag.“

So lag Alexander die ganze Nacht in feinem Fieberzuftand verlaffen da und ftieß Angfttrufe und Drohungen aus.

Am anderen Morgen kam der Doktor, der nämliche alte Herr, der feiner Mutter in ihren letzten Wochen beigefanden.

Er fchüttelte bedenklich den Kopf, verordnete allerhand und erklärte: Man könnte gar nicht wiffen, was noch daraus entfiehen würde.

Während der arme Junge von feinen Fieberphantafien heimgefucht wurde, konnte Elifabeth von Sydow kaum die Stunde erwarten, zu der fie ihn wie alltäglich treffen würde. Nun es bei ihr feftfiand, daß fie ihn niemals verlaffen würde, war ihr Herz von einer lieblichen Heiterkeit durchdrungen. Sie war bei ihm, und fein fchreckliches Vorhaben konnte nicht zur Ausführung gelangen. Gott hatte ihr den guten Gedanken eingegeben, feine Seele zu retten.

Wie das alles werden follte - darüber grübelte fie nicht nach.

Ihr ganzes Wefen war in einem Grade von Alexander erfüllt, daß die alte Therefe beftändig in der Angft lebte, es müßte ein Unglück gefchehen, für das der Baron fie verantwortlich machen würde.

„Kind, Kind.“ jammerte fie. „was foll denn daraus werden! Ifi fo etwas fchon dagewefen, daß eine wirkliche Baroneffe hinter einem Schufterjungen herläuft und fich von ihm ins Garn locken läßt! Er foll mir nur zu Gefichte kommen. Ich wafche ihm gehörig den Kopf.“

Dann fließ fie Flüche und Verwünschungen aus, nannte Alexander einen verflirten Burfchen, dem nicht über den Weg zu trauen fei.

„Zigeunerblut hat er in fich - ich wette meinen Kopf darauf.“

Elifabeth ließ die Alte fchimpfen und lachte dazu wie ein kleiner Kobold. Ihr machte es Vergnügen, wenn die Therefe fich erregte. Wurde es ihr gar zu bunt, fo ftampfte fie mit den Füßen auf, und ihre Augen blißten.

Dann verftummte die Getreue.

„So hat mich deine Großmutter angefehen.“ murmelte fie finnend.

„Die Augen hafi du von der Großmutter - und das unruhige Blut von der Mama.“

Kam die Alte in ihrer Unruhe nicht zu Rande, umhalfte das Kind fie und flüfterte ihr Liebesworte ins Ohr,

Und diefem Schmeicheln und Kofen gegenüber hörte ihr Zorn und ihr Widerftand auf.



Felix Hoflaender: Die reines Herzens find  
..O Jemine." feufzte fie. ..was foll ich in diefem Haufe. Wenn doch  
der Herrgott ein Einfehen hätte und ein Ende mit niir maäfte!"  
Dann fchalt fie Elifabeth heftig aus und kanzelte fie gehörig ab: Daß  
fie fich fo gegen den lieben Gott verfündigen könnte!  
Die Therefe wif>7te fich mit dem roten. filbergrau geränderten Tuch  
die Augen aus,  
..So ein Kiekindiewelt lieft mir alten Perfon den Text. Ich fürchte.  
mit mir geht's zu Ende."  
Die Baroneff e lachte und rief: ..Sperr die Ohren auf. ich will dir ein  
Sprüchel fagen. das ich im Lefebuch gefunden habe."  
Und dann deklamierte fie mit firahlender Miene:  
Die Welt wird fchöner mit jedem Tag.  
Man weiß nicht. was noch werden mag,  
Die Alte fchüttelte den Kopf.  
..Erzähle das. wem du willft; ich glaube es nicht."  
Das Kind ließ fie ftehen und eilte mit beflügelten Schritten in den  
Wald. pflückte am Wege Feldblumen und fummte ein Lied vor fich hin.  
Und ganz erhitzt kam fie zu der Stelle. wo fie fich zu treffen pflegten.  
Aber Alexander war nicht erfchienen.  
Sie feßte fich ftill hin und wartete demütig. Ihre Haare wehten im  
Winde. und ihre Stirn zog fich in kraufe Falten. Wo blieb er nur heute?  
Stunde auf Stunde verrann . . . Und in tiefer Betrübniß zog fie heim.  
Die Therefe fiellte frifche Milch und Zwieback vor fie hin. Aber fie  
ftieß die Nahrung unwillig beifeite und gab einfilbige Antworten. aus  
denen die Alte nicht klug wurde.  
Als Alexander am nächften Tage wiederum nicht kam. fihüttelte ein  
heftiges Schluchzen ihre zarte Gefalt. Und auf einmal wuchs in ihr der  
Verdacht. er könnte Ernft gemacht und fich heimlich davon gefäflchen  
haben.  
Der Therefe fuhr der Schrecken in die Glieder. als das Kind mit  
erlöfchenden Augen und verftörten Antlißes nach Haufe kam.  
..Therefe!" fchrie fie verzweifelt auf. ..Wenn er fort ift. fpringe ich  
ins Waffer."  
Und über ihrer Nafenwurzel bildete fich eine drohende Falte. die  
der Alten Grauen einflößte . . .  
So hatte die Gnädige ausgefehen. bevor fie dem Baron auf und  
davon gelaufen war.  
ZL

Die reines Herzens find Felix Hollaender  
 Aus der Rocktafche holte fie die fchmußigen Karten hervor und  
 breitete fie auf dem Tifche aus.  
 Elifabeth verfolgte in tieffter Herzensangfi ihr Tun.  
 Die Alte warf die Karten ärgerlich zufammen und mifchte fie von  
 neuem.  
 „So rede doch!“ fchrie Elifabeth und packte fie an der Schulter.  
 „Willft du mich denn ganz zur Verzweiflung bringen!“  
 „Kurieren möchte ich dich und dir einen Trank brauen aus bitteren  
 Kräutern und Wurzeln. damit du den Teufelsjungen vergißt.“ knurrte  
 fie ärgerlich.  
 „Du willft es mir alfo nicht fagen?“  
 „Kannft dich beruhigen. Er ift niäht weggelaufen - -- fondern  
 ift daheim - und hat Schnupfen.“ fügte fie verächtlich hinzu. „Sieh  
 hier. hier liegt die Treff-Neun und da der Pik-Bube. Das heißt mit  
 anderen Worten: Er liegt im Bett und kann fich nicht rühren.“  
 Elifabeth hätte ihr die Haare ausraufen mögen,  
 „Und das fagfi du.“ rief fie bitter. „als ob es gar nichts wäre! O  
 du böfe alte Therefel“  
 Und nun fing fie herzzzerreißend zu fchluchzen an. daß der Dienerin  
 weh ums Herz wurde,  
 „Hör' auf. Kind; ich halte es nicht aus - Ich kann dich nicht  
 weinen fehen . . . Hier fteht's: Er wird gefund - gefund wie ein Fifch  
 im Waffer. Du weißt doch. ich verfiehe mich auf die Karten. Eoeur-Aß  
 liegt dicht dabei. Das bedeutet nichts anderes. als daß die Krankheit  
 gehoben wird.“  
 „Du lügfi.“ fagte Elifabeth. „Ich fühle es. daß du lügfi.“  
 „So foll mich Gott mit Blindheit fchlagen. wenn ich lüge.“ be-  
 teuerte fie.  
 „Ia.“ fagte Elifabeth bekräftigend. „das foll er tun. Und ich fehe  
 dich mit keinem Blick mehr an. wenn du mir die Wahrheit verfchwiegen  
 haft.“  
 „Ich kann mich auf die Karten verlaffen.“ entgegnete Therefe und  
 tat das Spiel wieder zufammen. um es einzufiecken.  
 Elifabeth raffte fich auf und trat dicht vor fie hin - und fagte leife:  
 „Liebe. gute Therefe. hilf mir! Ich muß zu ihm hin!“  
 „Um des Himmels willen.“ wehrte die Alte ab. „Was kommt dir  
 in den Sinn! Willfi du. daß der Papa mich mit Schimpf und Schande  
 aus dem Haufe jagt und dich krumm und lahm fchlägt?“

Heli 373  
Jahrgang

Auguĩ¬ Nodin: Der KuÃŸ.  
1 1] 0 \*4  
Herman Bang.  
Tert von

\_EMPTY\_

F\_elir Hollaender: Die reines Herzens find

„Das ifi mir einerlei!“ rief fie in heller Wut. „Ich muß zu ihm hin. „Haft du mich verfianden?“

Therefe feufzte fchwer auf.

„In Gottes Namen denn.“ fagte fie cingefchüchtert. „Morgen wollen wir uns auf den Weg machen.“

In diefer Nacht tat Elifabeth kein Auge zu.

Lieber Gott -- betete fie - gib. daß die Therefe recht hat. und daß er wieder gefund wird. Denn wenn er fortgelaufen ifi. ift alles zu Ende. Lieber Gott. hilf mir! - Und ich will meine ganze Sparbüchfe dem nächfi Bettler in den Schoß fchütten. Und nie mehr foll ein böfes Wort gegen die Therefe aus meinem Munde kommen. - Lieber. lieber Gott - erbarme dich! - Lieber. lieber Gott - du haft mir meine Mama genommen! - Tu mir das nicht an!“

Endliä fchließte fie ein. Aber im Traum atmete fie unruhig und fchwer.

Am andern Morgen klopfte die Therefe an Herrn von Sydows Arbeitszimmer.

Sie müßte in die nahe Stadt -- fagte fie - weil es in Küche und Keller am Nötigen fehlte. Sie bat fih die Erlaubnis aus. das Kind mitzunehmen. da es auch für die Baroneffe Verfchiedentliches einzukaufen gäbe.

Der alte Baron nickte fumm. Und die Therefe fchlich aufatmend davon.

„So.“ fagte fie. „nun können wir losziehen.“

Elifabeth zupfte fie am Rock.

„Haft du nichts zum Mitnehmen?“ fragte fie leife.

Die Alte verftand fie nicht recht.

„Was meift du denn. Kind?“

„Du follft etwas Gutes für ihn in die Tafche tun.“ befahl fie kurz.

Und die Therefe ging in die Speifekammer und holte zwei große Gläfer mit Früchten heraus.

„Bift du's fo zufrieden?“

„Ja.“ entgegnete fie.

Der Weg erfchien dem Kinde endlos.

Es zählte fchier verzweifelt die weißen Meilenfteine. Und fiellte die Therefe eine Frage. hörte es nur mit halbem Ohre zu und gab zerfireute Antworten. Ihr Herz klopfte in banger Erwartung.

3\* 35

Die reines Herzens find Felix Hollaender  
 Hatten die Karten recht. fo war alles gut. Und die kleine Spar-  
 büchfe. die fie in der Tafche verborgen hatte. wurde noch heute geleert.  
 Aber - wenn die Karten logen - was dann?!  
 Sie fürchtete fich. weiter zu denken. Ihr Geficht fah fo vergrämt  
 aus. daß die Therefe im fiillen meinte. die Steine müßten mit ihrem  
 armen Kinde Erbarmen haben.  
 Auf der Landfiraße holte ein Bauernwageu fie ein,  
 „Holla.“ fchrie Therefe und winkte dem Fuhrmann.  
 Der machte „Ber“ und hielt die Pferde an.  
 „Geht's in die Stadt?“  
 Der Kutfcher ni>te.  
 „Wollen Sie nicht das kleine Fräulein und mich ein Stück Weges  
 mitnehmen? - Für einen Schnaps will ich fchon Sorge tragen.“  
 „Immer herauf.“ fagte der Kutfäfer.  
 Die Therefe half dem Kinde. und beide feßten fich auf ein Brett  
 des Wagens dicht hinter dem Fuhrmann.  
 Jeßt ging"s im Trab. Kein Wort wurde gewechfelt. Aber als  
 die Stadt erreicht war. fprang Elifabeth mit einem Sah vom Wagen und  
 war nicht mehr zu halten. fo daß die Alte kaum noch Zeit hatte. das  
 Fünfgrofchenfü> für den Kutfcher herauszunehmen.  
 Nun fianden fie vor dem Haufe des Flickfchufiers. das man bald  
 erfragt hatte.  
 Die alten Leute riffen bei dem feltfamen Befuche die Augen  
 weit auf. Niemals hatte ihnen Alexander von feiner Freundin erzählt.  
 Und das kleine Fräulein in dem weißen. duftigen Sommerkleid mit dem  
 großen. roten Mohnhut machte Eindruck auf fie.  
 „Die ifi aus einem vornehmen Stall.“ rannte der Schufier feiner  
 Frau zu. Wo hat der Junge fie nur aufgegabelt - dachte er.  
 Aber als das Kind angftvoll feine Frage wiederholte: „Wohnt hier  
 Alexander?“ nickte er bedächtig.  
 „Und ifi er krank?“  
 „Freilich.“ erwiderte der Meifter. „fehr krank!“ Und die Frau  
 ergänzte: „Rippenfellentzündung hat er.“  
 „RippenfellentzündungLi“ Das Kind fchrie das Wort aus ge-  
 quältem Herzen. „Therefel Was ift das? Sag mins! Muß man  
 daran fierben. Therefe?“  
 Auf dem Geficht der Alten lag ein fiegesebewußtes Lächeln.  
 „Habe ich nun recht gehabt?“ erwiderte fie triumphierend.

Felix Hollaender:\_ Die reines Herzens find  
 Und mit breiter Gelaffenheit feßte fie hinzu: ..Therefens Karten  
 lügen nicht."  
 Aber der Blick. der aus Elifabeths Augen fchoß. brachte fie zum  
 Schweigen.  
 „Muß man daran fierben?" wiederholte Elifabeth - und ihre  
 Stimme bebte vor Zorn und Angft.  
 Sie kümmerte fich nicht mehr um die Alten. die verdußt aufhoräften,  
 „Sieh mich nicht fo an. Kind!" murmelte fie erfchreckt. ..Gott wird  
 helfen. Gott wird ficher helfen!"  
 „Sie find der Großvater?" fagte Elifabeth. indem fie die Frau völlig  
 ignorierte.  
 Flickfchufier Feufiel ni>te.  
 „Ich will auf der Stelle zu ihm."  
 „Ich weiß nicht. ob das angeht. Der Doktor -"  
 „Ich bitte Sie. zeigen Sie mir den Weg.“ unterbrach ihn das Kind.  
 „Der Doktor erlaubt es befimmt.“ fügte fie in flehendem Ton hinzu.  
 „In Gottes Namen denn."  
 Der Meifter ging voran.  
 Elifabeth drängte Therefe zurück. „Bleibe du draußen.“ fagte fie  
 gebieterifch.  
 Nun fiand fie vor Alexanders Kammer. und das Herz drohte ihr  
 zu zerfpringen.  
 Eine Stimme in ihr fagte: Beiß die Zähne zufammen und weine  
 nicht! Sie ballte die kleinen Hände. daß die Nägel ihr in das Fleifch  
 fchnitten. und trat ein.  
 Da lag er - ein Bild des Lammers - in feiner armfeligen  
 Stube.  
 Zuerfi mochte er denken. er träume; denn er blickte fie eine Sekunde  
 mit entgeiferten Augen an. Als fie jedoch mit ihrem melodifchen Stimm-  
 chen und einem unfagbaren Lächeln zu ihm fprach: ..Da bin ich.  
 Alexander!" fürzten ihm die Tränen aus den Augen.  
 „Nicht weinen. Alexander. - Nicht weinen. lieber Alexander!"  
 flüfierte fie. während fie felbfi vor Schmerz und Gram verging.  
 Der Schufier hatte fich entfernt.  
 Sie feste fich an fein Lager.  
 „Ich bleibe jeßt bei dir - und jeden Tag komme ich wieder." fagte  
 fie leife. „Aber du muß ganz ruhig daliegen. Alexander - darfft dich  
 nicht rühren und regen; fonft wird der Doktor böfe."  
 37

Die reines Herzens find Felix Hollaender  
 ..Gib mir deine Hand." fagte er weich.  
 Und fie ließ fie ihm - übergücklich.  
 Er fireichelte fie leife. Und fie meinte. daß er niemals fo lieb  
 und gut mit ihr gewefen fei. wie in diefer Stunde.  
 ..Daß du zu mir kommen würdeft. hatte ich nicht gedacht." brachte  
 er mit matter Stimme hervor. ..Wie haft du nur den weiten Weg  
 gemacht?"  
 ..Die Therefe hat mich hergebracht." erzählte fie eifrig. ..Aber ich  
 hätte auch ohne fie gefunden \_- du kannft es mir glauben."  
 Und mit einer Stimme. aus der ihre tiefe Liebe wie eine Himmels-  
 melodie an feine Ohren klang. feßte fie hinzu: ..Am Ende der Welt hätte  
 ich dich gefunden. mein Alexander."  
 Die Großmutter fteckte den Kopf in die Tür.  
 Er wehrte heftig ab.  
 ..Laß fie noch ein wenig bei mir bleiben."  
 Die Großmutter verfchwand.  
 ..Und nun leg deine Hand auf meine Stirn. Deine kühle Hand  
 tut mir gut. Elifabeth."  
 Wer war fo voller Seligkeit wie fie.  
 Er fpürte kaum ihre Hand - fo lind berührte fie ihn.  
 ..Du wirft gefund werden. Alexander." fagte fie. ..iä) weiß es. Gott  
 wird dich heilen."  
 Und dabei fah fie in fein elendes Geficht und fpürte einen ftechenden  
 Schmerz. Und plötzlich erhob fie fich. Sie hatte das Gefühl. fie würde  
 fich nicht länger beherrfchen können.  
 ..Morgen bin ich wieder bei dir." flüfterte fie. ..Und nun fchlafe.  
 mein Alexander. fchlafe diä) gefund."  
 Draußen wollte die Alte fie mit Fragen befürmen.  
 Sie fchnitt ihr das Wort ab,  
 ..Liebste. nicht reden." fagte fie ängftlich und blickte fie in zärtlicher  
 Dankbarkeit an.  
 Sie fchritt an der Seite der Therefe. die nun ihre Einkäufe beforgte.  
 Aber fie fah weder Häufer noch Menfchen. Nur einen armen Jungen  
 fah fie. der fiech und elend in einer dunklen Kammer lag -- von böfen  
 Menfchen umgeben.  
 „Kannft du denn den langen Weg gehen. mein Herzenskind?"  
 Sie dachte an Alexander. der Tag für Tag den weiten Weg zurück-



Felix Hollaender: Die reines Herzens find  
 gelegt hatte. um sie zu sehen, Und die Nahrung flieg ihr bis zur Kehle  
 herauf,  
 ..Ich bin ganz stark. Therese. und will laufen." erwiderte sie fast  
 unhörbar. ..Komm. gib mir einen Kuß und hab' mich lieb."  
 So schritten sie denn rüftig fürbaß.  
 Ein blauer. strahlender Sommerhimmel über ihnen - und im  
 Herzen eine tiefe Dankbarkeit.  
 ..Therese. was ist Nippenfellentzündung?" unterbrach sie mit einem  
 Male in erneuter Angst das Schweigen.  
 „Ach. Kind. das ist ein Wort wie viele Worte. Wer sterben soll.  
 der stirbt - wer leben soll. der lebt."  
 ..Laß ihn leben!" flüsterte die Kleine.  
 ..Amen !" ergänzte Therese.  
 Am Wege faß eine alte Frau mit weißen Haarsträhnen und atmete  
 die warme Sommerluft und genoß mit tiefem Behagen die Stille dieses  
 schönen Tages. Neben ihr stand eine hohe Kiepe -- bis an den Rand  
 gefüllt.  
 Als die beiden vorbeikamen. blickte sie aus ihrer Verfallenheit auf.  
 ..Gott segne das kleine Fräulein." sagte sie und schaute Elisabeth  
 aus hellen blauen Augen. die trotz ihres hohen Alters fröhlich lächelten.  
 gütig an.  
 Sie setzten sich neben sie. um kurze Rast zu machen.  
 Die Kleine reichte der Alten freimütig die Hand und sagte: ...Habt  
 schönen Dank."  
 Und nun blickten die drei Menschen in den Frieden Gottes und waren  
 eine Weile still.  
 ..Was habt Ihr da in dem Korb?" fragte die Therese,  
 ..Irdene Töpfe und Schüsseln und Teller und Krüge - bestimmt für  
 fahrendes Volk."  
 ..Und das alles müßt Ihr schleppen?" fragte Elisabeth voll Mitleid.  
 ..Stunden- und tagelang. mein liebes Kind. Und die alten Knochen  
 taugen noch. sind rüftig und gesund. Oft vergeht eine ganze Woche."  
 erklärte sie. ..bis ich von der Wanderung mit leerem Korb heimkehre und  
 neue Ware einkaufe."  
 „Schwer habt Ihr's. Mütterchen. das muß ich sagen." meinte die  
 Therese. .  
 Die Alte ließ ein herzhaftes Lachen aus.  
 ..O jemine. wie könnt Ihr nur so reden. Ich bin's zufrieden. solange

Die reines Herzens find Felix Hollaender

Gott folche Tage werden läßt. Wer fo lange lebt wie ich trägt nicht nur zerbrechliches Gefchirr auf feinem Buckel! Der weißt was folch ein Sommertag wert ifi."

Und wieder atmete fie mit vollen Zügen die warme Luft - als ob fie einen Becher zum Munde führte - und ließ ihr Auge über die fatten. grünen Wiefen fchweifen.

Sie griff zu ihrem derben Stock.

„Nun muß das Schwärmen ein Ende haben.“ meinte fie. Und ihr runzliges Gefiht leuchtete auf. als fie noäf einmal. gleichfam prüfend.

Elifabeths liebliche Züge betrachtete.

„Helf' Sie mir ein wenig. damit ich meine Laft auf den Rücken bekomme.“ fagte fie zu Therefe.

„Sieh einmalt was da liegt!“ rief Elifabeth und wies mit dem Finger ein paar Schritte von fich. Während jene fich bückte. tat fie. ohne daß eine von den beiden Frauen es merkte, ihre Sparbüchfe in den Korb.

Die Therefe hob einen Scherben Glas auf. der in der Sonne gefunkelt hatte.

„Kaßengold ifi es.“ fagte die alte Frau. „Das liegt am Wege und narrt und foppt allerenden die Menfchen. Nimm dich vor dem Katzen-gold in acht,„ mein füßes. kleines Fräulein!“

Und halb fegnend legte fie ihre abgearbeiteten Hände auf den Scheitel Elifabeths.

„Und nun gehabt euch wohl! Wenn das Glü> mir gut ift, treff' ich euch noch einmal auf meiner Straße.“

Nützig und kräftig fchritt fie vorwärts und war bald den Blicken der beiden entfchwunden.

Nachdenkli>f fagte Elifabeth: „Alexander mag die alten Frauen ni>)t leiden. Aber diefe war ganz gewiß eine, die auch er liebhaben würde. Meinfi du nicht?“

„Wirfi fchon recht habent mein Herzenskind.“

K \* '.

„Papa/ fagte fie - und ihre Stimme zuckte bei den erfien Worten

- „Alexander ifk krank. Wir waren gefiern bei ihm. Krank.“ fagte fie leife. „daß man nicht weiß, ob er gefund wird. Sie nennen es Rippenfellentzündung. Papa, ich habe verfprochenf ihn täglich zu befuchen.“

Der Baron fah erftaunt von den Büchern auf.

Felix Hollgender: Die reines Herzens find

Er hatte einen langen weißen Schal mehrere Male um den dünnen Hals gefchlungen.

„So. fo.“ fagte er müde und blickte ein wenig ungeduldig in das Geficht der Kleinen. Seine Gedanken waren weit fort. und ihre Gegenwart schien ihn zu bedrücken.

Er ließ seine Hand über die scharf abfallende Stirn und das dünne, weiße Haupthaar gleiten.

„Ich will es überlegen.“ erwiderte er. „Und nun geh und laß mich arbeiten.“

In der Tür blieb sie stehen.

Der Baron studierte bereits wieder in feinem Buche und hoffte von ihr keine Notiz mehr zu nehmen.

Sie kämpfte einen Augenblick. Dann fagte sie entschlossen: „Papa!“

Der Baron sah erstaunt auf,

„Du bist immer noch hier?“ fragte er. Und ein nervöses Zucken ging über seine Züge.

„Papa, er erlaubt, wenn du nicht erlaubst -“

„Hat das der Doktor gesagt?“ unterbrach er sie und lächelte matt.

„Der Doktor? Nein. Aber ich weiß es. Papa!“

„Nun gut, wenn ein Leben auf dem Spiele steht, folgst du deinem Willen haben.“

Und in einer plötzlichen Anwendung von Nachgiebigkeit und Güte drückte er auf den Knopf des Schreibtisches.

Die Theresine erschien in der Tür.

„Der Wilhelm soll die Kalesche aus dem Schuppen ziehen und infand feßen.“ fagte er. „Und dann mögen Sie in Gottes Namen täglich auf eine Stunde mit dem Kinde den kranken Lungen besuchen. Erkundigen Sie sich bei den Leuten. ob -“

Er machte mit der Hand eine Bewegung, und das Gespräch war beendet.

Die beiden waren im Nu aus der Tür.

„Theresine, Papa ist auf einmal so gut.“

„Gewiß ist er gut. Er kann es nur nicht zeigen - - er kann es nicht zeigen.“ wiederholte sie langsam.

„Ja, ja - so ist es.“ befähigte sie. „Und Alexander geht es gerade so. Du, Theresine, ich habe mich nicht einmal bedankt.“

„Laß gut sein. Der Papa hat das nicht gern.“

„Theresine, weißt du, was ich manchmal geträumt habe?“

4:

Die reines Herzens find Felix Hollaender

„Nein. Kind.“

„Ich habe geträumt. daß er gar nicht mein richtiger Papa ifi.“

„Pft. wer wird fo dummes Zeug fchwäßen! Wenn das nun jemand gehört hätte!“

„Schimpf nicht. Therefe! Niemand hat es gehört!“

Der alte Wilhelm riß die Ohren auf. „Die Kalefche foll wieder herhalten! Find' ich aber fchnurrig. Da werden wir tüchtig fchmierer müffen. Mit der hab' ich deinen Vater und deine Mutter zur Trauung in die Kirche gefahren . . . Baroneßchen. das ift nun bald an die fünfzehn Jahre her. O Iemine - wie die Zeit vergeht.“

„Erzähl' Er keine Romane.“ fagte Therefe kurz. „und fchmier' Er die Räder.“ \*

..Nu. nu. immer hjibfch fachte. Mamfell - - das Baroneßchen weiß fchon. wie ich es meine.“

..Laß ihn doch!“ bat das Kind.

„Wie fah denn die Mama da aus?“ fragte fie.

..Ach. Baroneßchen.“ antwortete er. „fie fah wie der Frühling aus.

Freilich - geredet hat fie kein Wort - und ernfi dreingeblickt hat fie auä. Ra. die Fahrt ifi ja niät lang gewefen. und ich habe auf die Gäule geachtet und kann dir weiter keinen Befcheid geben.“

„Aber ein weißes Kleid hat fie angehabt - niäft. Wilhelm?“

„Ein fchneeweißes. Baroneßchen. Und ihr Geficht und das Kleid hatten ein e Eouleur - darauf kann ich einen Eid leiften.“

„Bift du in der Kirche gewefen. Wilhelm?“

..Das verfteht fich. Baroneßchen. Und der Brummbär da auch.“

fagte er und wies auf die Therefe.

Die Alte zog das Kind fort.

..Wenn der ins Schwaßen kommt. ift kein Aufhörens.“ murrte fie.

Elifabeth folgte ihr widerwillig.

„Warum bift du fo grob mit ihm?“

„Gewefene Dinge find gewefen.“ gab die Alte zurück; „die foll man nicht von neuem aufwärmen. Kind. Kommt nie was Gefcheit's dabei heraus. . . . Und wegen deines Alexander.“ fuhr fie unvermittelt fort. „brauchft du dir den Kopf nicht weiter zu zerbrechen. Der wird gefund wie ein Fifch im Waffer. In den Karten fieht's.“

„Gott fei gelobt.“ murmelte Elifabeth und blickte dankerfüllt zu ihr empor.

:a .- .-

Nun kamen Tage. an denen Schmerz und Freude wie das Wetter wechselten.

Immer um dieselbe Stunde - pünktlich mit dem Glockenfäflag - hielt die Kalefche vor der Schufterwerkfiatt.

Und der Knabe laufchte fehnfüchtig auf das Rollen der Räder. die die Gefpielin zu ihm brachten.

Niemals erfchien fie mit leeren Händen. Aber immer fiellte fie ihre Gaben heimlich beifeite. während fie nur die Blumen auf fein Bett legte.

Wie verfianden es ihre zarten Hände. den Feldftrauß zu winden.

Und mit jeder Blume. die fie pflückte. kam es von ihren Lippen: „Lieber Gott. laß ihn gefunden! Sonft zerbreche ich!“ Machte der Doktor ein langes Geficht und fchüttelte er bedenklich den weißen Kopf. fo fühlte fie. wie ihre jungen Glieder fchwer wurden. und wie ihr Herz fich zufammenzog.

„S ift eine böfe Gefchichte. von der man nie weiß. wie fie abläuft.

Heute rot - morgen tot.“

Sah er dann in ihr verzerrtes Geficht. fo war es ihm leid um feine Aufrichtigkeit. Und fie tröstend. fügte er hinzu: „Kind. wir wollen nicht fchwarzfehen. Der Iunge hat zähe Knochen und wird es überfehen.“

Dann feßte fie fich mit leuchtenden Augen an fein Bett. nahm feine Hand. die fie nicht mehr locker ließ. und tröstete ihn mit ihrer füßen Stimme.

„Du wirft gefund. Alexander. Ganz gefund wirft du. Der Doktor hat es gefagt.“

Wenn er fie jedoch traurig anbli>te. als glaubte er ihren Worten nicht. überkam fie helle Verzweiflung.

„Ich kann nicht gefund werden.“ flüfterte er mit trockener Stimme.

„Ich habe mich an Gott verfündigt.“

Und nun erzählte er ihr in abgebrochenen Sätzen die Gefäfighte von den beiden Schatten. die ihn an jenem Abend verfolgt hatten. und wie er Gott um fein Sterben gebeten. „Gott firaft mich.“ fchloß er mit weit geöffneten Augen und mit zuckenden Lippen. .

Sie hatte mit verhaltenem Atem gelaufcht. „So wird dich mein Gebet erlöfen.“ antwortete fie glaubensfiark und lächelte fromm.

Die Therefe meinte in gutmütigem Spotte: „Wenn die Gemeinde im ganzen Jahre fo viel zufammen beten würde. wie du an einem Tage - dann brauchten die Leute weder Blitz noch Hagel zu fürchten. Gott müßte ja taube Ohren haben. wollte er diä) nicht erhören.“

Die reines Herzens find Felix Hollaender  
 Ob folcher Reden konnte die Kleine in heiligen Zorn geraten.  
 ..Wenn du Gott lästert." rief sie heftig. ..rede ich. kein Wort mehr  
 mit dir."  
 Sie ließ sich nicht beirren. Auf Weg und Steg - auf Schritt und  
 Tritt machte sie mit dem lieben Gott Verträge.  
 - - - Lache nicht. alte Therefe. ob der zahllosen Gebete. die  
 aus reinen Herzen gen Himmel sich richten.  
 Gott hört die Gebete der Kinder! - - »-  
 Und nun fißt die kleine Baroneffe Elifabeth von Sydow mit Alexander  
 im Sonnenchein. Und auf ihren holden Zügen liegt ein frommer  
 Glanz. der den Knaben bis ins Innerste bewegt. Er beugt sich zu ihr hin.  
 sieht sie groß und ernst an und sagt mit fester Stimme:  
 ..Nun will ich ein Mensch werden. Elifabeth. Und alle bösen und  
 finstern Gedanken werfe ich ins Wasser. da - wo es am tiefsten ist."  
 Das Kind begreift ihn.  
 Große Tränen fallen langsam über seine Wangen.  
 ..O. Alexander." ruft sie aus übervollem Herzen. ..Gott hat mich  
 erhört. Dies ist die schönste Stunde. seit ich dich kenne."  
 Und-ohne daß er es wehrte. küßte sie ihn mit kirchroten Lippen,  
 ?|- "e 'k  
 Die regelmäßigen Spaziergänge wurden wieder aufgenommen. Nur  
 daß Alexander ißt öfter als früher im Schloße Raft machte.  
 Immer näher kamen sich die Kinder. Immer mehr verfenkten sie sich  
 in ihr Inneres. Und eines hatte vor dem anderen eine tiefe Ehrfurcht.  
 Sie schloßen ihre Herzen voreinander auf und fühlten. daß sie zusammen-  
 gehörten. Niemand konnte sie trennen.  
 Der Baron saß in feinem Zimmer und arbeitete. las und las. um  
 nur zuweilen eine kleine Unterbrechung sich zu gönnen. wenn er die  
 goldgefaßte Brille von den Augen nahm und sie behutsam putzte. Für  
 ihn war die Welt außerhalb dieser vier Wände abgestorben.  
 So dünkte es wenigstens die alte Therefe und das Kind.  
 Der Flickschuster dagegen knurrte und murrte. Er wußte jezt. wo  
 sich der Junge herumtrieb - mit wem er die Zeit totschlug.  
 Dem wollte er zum Tanze aufspielen. daß ihm Hören und Sehen  
 verging. Er hatte lange genug geschwiegen und vergeblich gewartet. daß  
 das Büschlein von selber zur Vernunft käme. Der aber rührte sich nicht

und träumte in den Tag hinein. Nun gut - er wollte ihn aus feinem Dämmerdasein aufrütteln, ehe es zu spät war. Denn das - meinte er - war er der Verstorbenen schuldig.

Und als Alexander wieder einmal über Gebühr lange ausblieb, beschloß er, der Sache ein Ende zu machen - mochte es nun biegen oder brechen. - z.)

Mit harten Worten empfing er ihn. „Wer dem Herrgott keine Zeit flieht.“ begann er. „und sich an feiner Leute Kind herancharwenzelt, ist ein Tagedieb und hat unter meinem Dame nichts zu fuehen. Damit Er mich aber richtig verfteht. Musje -- entweder Er überlegt sich die Sache innerhalb dreier Tage, macht ein Ende mit dem Herumlungern und fest sich hier auf den Schemel, um das Handwerk zu lernen - oder Er mag fehen, wo der Zimmermann das Loch gelaffen hat. Wer nicht arbeitet, mag zugrunde gehen. Und nun Punktum. Pack Er sich!“

Alexander richtete sich hoch auf.

„Ich habe nichts zu überlegen.“ antwortete er stolz.

„Ganz recht habt Ihr, wenn Ihr mir die Tür weift. Ich wäre ohnedies gegangen. Denn -“ fügte er hinzu. „hier hält mich nichts. Jeden Bissen habt Ihr mir hingeworfen - nicht wie einem Hunde, für den man doch noch ein gutes Wort und einen guten Blick übrig hat - nein, wie einem Ausfälligen . . . Und doch ist es nicht das.“ fuhr er fort. „wo- durch Ihr meine Jugend vergiftet habt. Darüber wäre ich hinweg- gekommen. Aber was Ihr meiner Mutter angetan - das verzeihe ich Euch nicht, solange ich atmen kann.“

„Seid Ihr denn Menschen!“ schrie er plötzlich in dem Drange, alles, was er Jahr und Tag ftumm heruntergewürgt, endlich los zu werden.

„Zu Tode gemartert habt Ihr sie.“

Und -- als hätte er keine Zeit zu verlieren - wie ein Gießbach sich überftürzend - entrang es sich ihm: „Erbärmlich kommt Ihr mir vor. Ohne einen Funken von Mitleid habt Ihr es mit anfehen können, wie sie von Tag zu Tag hinfchwand!“ Er hielt einen Moment inne.

Die Schustersfrau war in die Tür getreten. Sie ging mit kreb- rotem Gesicht auf ihren Mann los.

„Haft du die Sprache verloren?“ schrie sie. „Duldest, daß diese giftige Kröte sich hier breit macht?! Ein fauler Lämmel, der keinen Finger rührt, uns das Brot wegfrißt und den lieben Gott einen guten Mann fein läßt! - Du duldest es?“

Alexander lächelte stolz.

## Die reines Herzens find Felix Hollaender

Eine unfagbare Verachtung lag auf feinen Zügen.

„Recht haft du - dreimal recht.“ fagte er. „ich will mein Gift  
ausfprißen! Bin ich giftig geworden. fo danke ich es Euch. - Und,  
gibt es einen Gott. fo wird er Euch beiden das Sterben fauer machen, -  
Und nun gehabt Euch wohl. Mich feht Ihr nicht wieder!“

Erhobenen Hauptes ging er zur Tür.

Es war eine Weile in der Werkfiatt fiille.

„So habe ich es nicht gemeint.“ fagte dann der Schulter kleinlaut  
und kraute fich hinter den Ohren. „Auf die Straße wollte ich ihn nicht  
fehen.“

„Was für ein Iämmerling bifi du!“ erwiderte die Frau. „Wird  
auf feine alten Tage mürbe! - Mag er fich an Ecken und Kanten blutig  
ftoßen! - Der kommt wieder. Da draußen werden fie ihm das große  
Maul klein machen! Verlaß dich drauf!“

Der Schufier fenkte den grauen Kopf.

Ihm war nicht wohl zumute.

Alexander hatte fein Bündel gefchnürt. So klein es war - es wog  
niaft leicht. Die harten Taler der Mutter - in den dicken Winter-  
ftrümpfen forgfam aufgehoben -- bechwerten es.

"- KK 3'-

Zweites Kapitel:

Was aber nun? Wohin fich wenden? Und was würde Elifabeth  
dazu fagen. mit der er fich doch bereden mußte?!

Klopfenden Herzens trat er heute feinen Weg an und überlegte. wie  
er es ihr beibringen follte.

Der Ernft feiner Lage war ihm nie fo deutlich zum Bewußtfein  
gekommen. Was follte aus ihm werden? Denn damit war doch die  
Frage feines Schickfals nicht beantwortet. daß er es hohnläihelnd ab-  
gelehnt hatte. zu Pech und Pfriemen zu greifen.

„Was ift denn das?“ fragte Elifabeth und fah ihn mißtrauifch an.  
als er in feinem neuen Aufzuge - das Nänzel auf dem Rücken -- vor  
ihr fiand.

„Fort willfi du -“

Sie riß die Augen weit auf: „Und mich allein lafien?“ fügte fie  
entfelzt hinzu. Alles Leben war von ihr gewichen,



Felix Hollaender: Die reines Herzens find  
 Dieser Ausbruch des Schmerzes bewegte ihn.  
 ..Nein, nein." murmelte er. ..fo ift es ja nicht gemeint. Aber nach  
 Haufe kann ich nicht mehr. Sie haben mir die Tür gewiefen und mit  
 Schimpf und Schande mich davon gejagt."  
 ..Dann gehe ich mit." fagte fie kurz entfchloffen. ..Allein bleibe ich  
 auf keinen Fall."  
 ..Und dein Papa?" fagte er beklommen.  
 ..Mein Papa?"  
 Sie lachte fchmerzhaft auf.  
 ..Mein Papa - der kümmert fich um mich nicht mehr. wie um eine  
 Stecknadel. Dem ift es einerlei. ob ich im Haufe bin oder nicht."  
 ..Ob du da nicht irrft?" brachte er nachdenklich und zweifelnd hervor.  
 ..Ganz befimmt nicht!" beteuerte fie. ..Er fiudiert ja den ganzen  
 Tag und hat kaum einen Bli> für mich übrig."  
 ..Und die Therefe?"  
 Sie flußte.  
 ..Die Therefe." erwiderte fie bange. ..wird fich die Augen aus dem  
 Kopfe weinen. Ganz gewiß wird fie das. Aber ich kann ihr nicht  
 helfen." fügte fie hart hinzu. ..Ich bleibe nicht. wenn du gehft."  
 ..Es ifi aber niäft fo leicht. wie du denkfi." erwiderte er. ..Du  
 wohnfi in einem Schloß. fchläfft in einem weißen Bett und ißt aus  
 filbernen Schüffeln. Und fiatt deffen -"  
 ..Ich mache mir nicht viel daraus." unterbrach fie ihn und knipfte  
 Zeigefinger und Daumen zufammen.  
 ..Und wovon follen wir leben?"  
 Einen Augenblick fchwieg fie.  
 Dann antwortete fie verwegen: ..Wir können polnifch betteln gehen.  
 Ich finge Lieder . . . du - ich kann nämlich fehr gut fingen -- und  
 du hebfi die Almofen auf."  
 ..Na. das ift ja eine hübfche Rolle. die du für mich ausgedacht."  
 ..Man muß es fich nicht fo fchlimm vorftellen." fagte fie ernfihaft.  
 ..Es gibt überall gute Leute."  
 Ihre Sicherheit und Ruhe verblüffte ihn.  
 ..So arg ift es ja auch nicht." meinte er zögernd und fchnürte  
 fich das Ränzle ab. ..Ein ganz armer Schlucker. wie du vielleicht denkft.  
 bin ich denn doch nimt."  
 Er holte die wollenen Strümpfe hervor und legte fie ftumm in ihre  
 zarten Hände. 4 '

Die reines Herzens find Felix .Hollaender  
 „Was ift denn das?“ fragte fie ängftlich und beklommen.  
 „Das find lauter harte Taler.“ entgegnete er langfam und feierlich.  
 „Um Gottes willen. Alexander. du haft doch nicht -“  
 Er verftand fie. bevor fie noch zu Ende fprach.  
 „Das kannft du von mir denken!“ fagte er vorwurfsvoll. „Reim  
 o nein!“  
 „Aber wie kommt du zu dem vielen Gelde?“  
 „Diefe Taler hat meine arme Mutter für mich zufammengefpart. hat  
 gehungert und gedarbt. um für mich einen Notgrofchen auf die Seite zu  
 legen.“  
 „Dann find wir ja reich.“ fagte fie und bli>te ihn mit großem  
 Refpekte an.  
 Aber plötzlich wurde fie ernfi.  
 „Deine Mutter hat an dich gedacht.“ brachte fie mit leifer Stimme  
 hervor. „Und die meinige ift davongelaufen. Und wenn die Therefe  
 fich nicht um mich gekümmert. hätte ich fierben und verderben können. . .  
 Können wir die Therefe nicht mitnehmen?“  
 „Reim“ antwortete er entfchieden. „Das geht auf keinen Fall.“  
 „Du haft recht. Zunächst würde fie alles dem Papa verraten.“  
 Sie überlegte eine Weile ftill für fich.  
 „Ich müßte doch noch einmal nach Haufe und meine Sachen packen.“  
 Er nickte.  
 „Ob ich meinen Schirm mitnehme?“  
 Er entfchied. daß es nichts fchaden könnte,  
 „Nein. ich laffe ihn zu Haufe. Sonft merkt es die Therefe fofort.“  
 „Weißt du. was für einen Plan ich habe?“  
 „Sag es mir rafch.“ bat fie.  
 „Wir gehen bis Magdeburg. Das kann nach der Landkarte nicht  
 weit fein. Dann auf die Eifenbahn - bis nach Hamburg - und von  
 da fahren wir nach Amerika.  
 Im erften Augenblicke erfchrak fie doch ein wenig.  
 „Amerika ift ein bißchen weit.“  
 „Du haft wohl Angft?“ fragte er.  
 Sie warf beleidigt den Kopf zurück.  
 „Wie kannft du nur fo etwas von mir denken! - Gewiß. ich finde es  
 fehe fchön. fahren wir nach Amerika. Da kann uns wenigstens fo leicht  
 niemand finden.“  
 So war es zwifchen den Kindern eine befchloffene Sache. auszu-

?ZI-:w e ?2W  
&ZL-W NZZ

\_EMPTY\_

Felix .Hollaenderc Die reines Herzens find  
wandern. Und zwar follte das Unternehmen auf der Stelle und mit  
gründlichem Ernfc ins Werk gefeht werden.  
Elifabeth eilte nach Haufe. um ihre fieben Sachen zu packen. Es  
wurde verabredet. fich in zwei Stunden an der gleichen Stelle zu treffen.  
..Ich lege mein Ränzel inzwifchen hier in den Wald - da findet es  
niemand - und kaufe ein großes Tuch. Ein Tuch - glaube ich -  
braucht man nötiger. als einen Schirm."  
Das fand fie völlig in der Ordnung. -  
..Nimm es nur nicht zu klein." fagte fie mit wichtiger Miene. ..damit  
wir beide darin Plas haben."  
So trennten fie fich in fieberhafter Erregung.  
Alexander kaufte in der Zwifchenzeit für zwei harte Taler einen  
gewaltigen Plaid. den er auf feine Größe hin genau unterfuchte. bevor  
er fich für den Handel entfchied.  
Als er zurückkam. wartete fie bereits auf ihn.  
..Niemand ahnt etwas." fagte fie. ..Zuerfi wollte ich der Therefe  
einen Brief fchreiben und fie um Verzeihung bitten. Iäf habe es mir  
jedoch überlegt. Ihr nußt mein Brief nichts - und uns könnte er  
verraten."  
Ihre Willensftärke flößte ihm Bewunderung ein. Sie war ja viel  
mutiger als er felbft. Denn wie viel Zeit hatte er gebraucht. ehe fein  
Entfchluß in ihm gereift war!  
Zuverfichtlich begannen fie ihre Wanderung.  
FortfeßungimMaiheft.

Eichendorffs Briefwechsel mit Schon.  
Mitgeteilt von Karl Theodor von Schon.  
Schluß.

22. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

danke ich herzlichst für das mir gegebene Lebenszeichen. das mich  
um so mehr erfreut hat. da dabei. trotz allem herben Schmerz und Gram.  
den ich wahrlich treu und redlich in tieffter Seele mit empfunden habe.  
wenigstens geistig noch nichts von dem zu spüren ist. was man gewöhnlich  
das Alter nennt. So wahr ist es. daß der Geist der Herr. und der Körper  
nur der Knecht ist. Ja. wenn die Zeit nur einen großen Gedanken  
gäbe. an den man sich halten könnte. und wie ihn der sterbende Herder  
sich wünschte! Aber da ist nichts. als gemeine Konfusion. die nicht ein-  
mal zu redlichem Kampfe Luft und Kraft hat. sondern wo eine Meinung  
der andern bloß listig und hinterücks ein Bein unterzustellen sucht. Doch  
Ew: Excellenz haben ganz Recht. der alte Gott scheint jest mit Gegen-  
sätzen zu operiren. um durch den endlichen Zusammenstoß das junge Mor-  
genroth zu entzünden. Ob wir es aber noch erleben. und ob das Morgen-  
roth nicht blutroth wird. ist sehr die Frage. Die Weltgeschichte datirt  
bekanntlich nur nach Jahrhunderten. Da bleibt denn freilich nichts übrig.  
als sich an den einzeln hervorragenden Geistern möglichst zu erheben. und  
es freut mich. daß Ew: Excellenz einen solchen in dem Engländer Grote  
gefunden haben; auf dessen nähere Bekanntschaft mich Ew: Excellenz Be-  
schreibung sehr begierig gemacht hat.

ich soll Ew: Excellenz mehr in Bild geben. Dasselbe ist im Grunde  
noch immer das alte. nur freilich von dem fatalen Flügelschlag der Jahre  
etwas verwirrt und abgenutzt. Im Ganzen jedoch hat sich. wie ich  
dankbar anerkennen muß. an mir das Sprüchwort bewährt: Was man  
in der Jugend wünscht. hat man im Alter vollauf. ich habe Muße genug.  
zu meinen Lieblings- und. wie ich mir einbilde. eigentlichen Berufs-

1) George Grote [History of Greece, London 1846-50.

## Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

befchäftigungen. bin eigentlich gefünder. als in meinen mittleren Jahren, und lebe in willkommener Zurückgezogenheit im Kreife meiner Familie. und zwar gegenwärtig und bis etwa Mitte September. im Grünen im Thiergarten. Von meiner Ueberfeßung der geiftlichen Schaufpiele von Ealderon ift inzwischen auch der zweite Band fertig geworden. und wird fo eben bei Eotta gedruckt. Vielleicht maäße ich mich nun auch wieder einmal an eine felbfiändige kleinere poetif ch'e Arbeit. um zu ver-  
fuchen. ob ich auf dem Pegafus noch einigermaaßen fattelfeft bin. Und fo vergeht denn die Zeit. bis fie. will's Gott. beffer wird.

Was mir aber fehr. f ehr fchmerzlicb war. ift die niederfchlagende Nachricht. daß Ew: Excellenz Hierherkunft abermals zweifelhaft geworden. Leider muß ieh freilich felbft anerkennen. daß unter foläfen Um-  
fiänden eine Reife in fo fpäter Jahreszeit mit gutem Freundes-Gewiffen nicht anzurathen ift. und jedenfalls mehr Strapazen als Genuß verfpricht, Und fo will ich denn meinen Egoismus bei der Sache redlich zu bekämpfen fuchen und mich einftweilen mit dem leidigen Gemeinplaf tröften. daß aufgefchoben nicht aufgehoben ift.

Alle die meinigen empfehlen fiä) gehorfamft. ich aber verbleibe mit dem herblüchften Wunfche. daß Gott Ew: Ereellenz noch recht lange frifch und kräftig erhalten möge. in alter Treue und Ergebenheit

Euer Ereellenz

ganlz gehorfamfker

E i c h e n d o r f f.

Berlin. den 15 t Auguft 1852.

23. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

gütiges Schreiben vom 9t dM: hat mich wieder recht in der alten Ueberzeugung bekräftigt. daß Ihre geiftige Kraft weder durch Zeit noch Umfiände gebrochen. oder auch nur gebeugt werden kann. Gott erhalte Ew: Ereellenz fernerhin fo ftark und wohlgemuth! Von mir kann ich da-  
gegen nur wenig berichten. ich habe diefen Sommer in einer fogenannten Sommerwohnung im Thiergarten ziemlich langweilig und fehr theuer ver-  
lebt. immer von Monath zu Monath noch in der leifen Hoffnung. Ew: Ereellenz hier zu fehen. Seit Mitte September haben wir wieder unfer Winterlager im Eadettenhaufe bezogen. Auch ich lebe hier. mitten im Getümmel. fehr einfam. da ein gewöhnlicher Plauder-Umgang mich mehr  
4\* 5!

langweilt als erfrischend. und ein gewählterer Kreis hier bei den großen Entfernungen und der allgemeinen Zerfireutheit schwer zu bilden ist. zumal wenn man kein fogenanntes eigenes Haus macht. Von den alten Freunden u. Bekannten frequentire ich eigentlich nur noch Savigny'sZ) Sie hat durch das Alter wenig an ihrer intereffanten Lebhaftigkeit verloren. Von meiner Ueberseßung des Ealderson wird wahrscheinlich zu Weihnachten der zweite Band erscheinen. Ob und was etwa das nächste Jahr bringen wird. ist zur Zeit noch ungewiß. und alles erst im Werden. Das ist Alles. was ich von mir zu sagen wüßte. möchte das Wenige wenigstens dazu dienen. mein Bild bei Ew: Excellenz wieder aufzufrischen. Daß mit Droyfen nichts werden kann. ist. der Sache wegen. recht unangenehm. Aehnliches. wie Ew: Excellenz erwähnen. ist auch schon anderwärts bemerkt worden. In irgend einer Recension feines York las \*ich Z: B: eine scharfe Rüge. daß Droyfen dabei die Urtheile von Zeitgenossen. u. namentlich von Ew: Excellenz. über York nicht mehr beachtet habe. Unter den obwaltenden Umständen kann ich es allerdings nur billigen. daß Ew: Excellenz von Droyfen abirahiren. wenngleich noch immer die Frage wäre. ob er in 08.811. wo schon die Thatfachen für sich sprechen u. die ganze Persönlichkeit an sich ideal ist. nicht dennoch seine Schuldigkeit thun würde. da er sich wenigstens für seinen Gegenstand aufrichtig zu erwärmen versteht? Sollte aber eventl: nicht vielleicht Rosenkranz) in Anschlag kommen können? -

Daß Ew: Excellenz vor den Königsberger Hehereien ein Ekel überkomme. finde ich sehr begreiflich. Es ist indeß - freilich ein leidiger Trost! - wohl jetzt nirgend besser. In ganz Europa ist auf den unmäßigen Raufch ein erbärmlicher Kaßenjammer gefolgt. Sehr erfreut hat mich Ew: Excellenz Aeußerung über unseren König. Auch ich glaube u. vertraue auf seine urprüngliche edle Natur. die mit Gottes Hülfe doch immer wieder durchbrechen wird.

Am meisten aber freut es mich. daß Ew: Excellenz von einer Reife nach Berlin im nächsten Frühjahr „träumen“. Möge der Traum doch ja in Erfüllung gehen!

1) Friedrich Earl von Savigny. der Romanist und gewesene Justizminister. und dessen Frau. eine Schwester von Elemens Brentano.

2) Karl Rosenkranz. Professor der Philosophie in Königsberg.

Herausgeber von Kants Werken.



Eichendorffs Briefwechsel mit Schon

Und mit diefem herßlichen Wunfche fchließe ich für heut. Alle die  
meinigen empfehlen fich ganz ergebenft. ich aber verbleibe mit innigfter  
Verehrung

Ew: Ereellenz

gehorfamfier

E i c h e n d o r f f.

Berlin. d: 16t November 1852.

im Eadettenhaufe.

24. Von Eichendorff.

Ew: Ercellenz

werden fich gewiß mit Recht verwundern. daß ich fo lange gefchwiegen  
habe. Allein: Gewalt geht vor Recht. ich war leider grade um die  
Weihnachtszeit bettlägrig. und bin eben jetzt erft wieder fo weit. um in  
gewohnter Weife Wanderfiab und Feder ergreifen zu können. Vor allem  
anderen daher nun meinen gehorfamfien und herzlichfien Dank für die  
fchöne Weihnachtsgabe. die bei Alt und Jung große Freude gemacht hat.  
und uns als ein Zeichen. daß Ew: Errellenz unfer noch fo liebeich ge-  
denken. doppelt werth und theuer war.

Was nun die Gefchichte Griechenlands von Groote betrifft. fo habe  
ich foeben nach Anleitung von Ew: Excellenz Briefe darüber mit Mei-  
necke) ausführlich gefprochen. Er verficherte. daß er. nebfi allen ein-  
fichtigen hiefigen Philologen. die große Meinung von Groote vollkommen  
theile. und fein Werk das auf fehr gründlichen Quellen-Studien beruhe.  
für eine der wichtigften Erfcheinungen der Literatur halte. wenn er auch  
in einigen Einzelheiten. über die er fich jedoch nicht näher ausließ. nicht  
ganz übereinfimmen könne. Dabei erfuchte er mich. zu fchreiben. daß  
die Danziger Vergangenheit zu feinen theuerfien Erinnerungen gehöre.  
und daß er (ip8i88jmu ner-dn) Ew: Excellenz fortwährend treu und warm  
im Herßen bewahre.

Daß Kniewel. der mich fo eben auf der Durchreife hier begrüßt hat.  
feine Frau verloren. werden Ew: Erccellenz wohl f>7on wiffen. Sie er-  
krankte auf einer Badereife in Salzbrunn und mußte in dem Kranken-  
haufe Bethanien in Breslau zurückbleiben. wo fie vor Kurßem ge-  
ftorben ift.

Von mir erfäfeint nächfiens der zweite Band von Ealderon. und ein

1) Auguft Meinecke. Direktor des Joachimsthalfchen Gymnafiums.

53

## Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

Eyclus von Romanzen: „Julian“ betitelt. die zusammen ein winßiges Miniatur-Bändchen ausmachen werden. Leider ifi bis jetzt von beiden der Druck noäf nicht vollendet. In dem Gedicht ift der bekannte Kaifer Iulianus Apofiaa gemeint.

Die meinigen. die Gottlob wohlauf find. empfehlen fich gehorfamfi. Mit dem herßlichfien Wunfche. daß der Himmel Ew: Excellenz in diefem und recht vielen nachfolgenden Jahren fernerhin fo frifch u. kräftig Ihren intereffanten Studien erhalten möge. in alter Treue und Ergebenheit

Em: Ercellenz

gehorfamfter

Ei ch e n d o r f f.

Berlin. d: 20t Ianuar 1853.

Im Cadettenhaufe.

25. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

find mir durih das mich hocheufreuende Schreiben v: Lit dM: zu- vorgekommen. als ich eben im Begriff fiand. pfläfftihuldigft zu melden. daß ich erft vor Kurßem mit den Meinigen aus Sedlniß zurückgekehrt bin. wo wir den ganzen Sommer u. Herbft verlebt haben. Auch mir will. nach der langen glücklichen Abgefchiedenheit. die hiefige Atmofphäre noch gar nicht wieder behagen. die bei allem Pefiilenzialifchen noäf obendrein die hoffärtige Prätenfion hat. für die allerfublimfte u. wahre Lebensluft gelten zu wollen. ich begreife daher fehr wohl. daß Ew: Ereellenz nicht darin leben mögen. was mir freilich perfönlich f ehr leid thut. da ich eine recht innige Sehnfucht habe. Ew: Excellenz endlich einmal wiederzufehen u. mich mit Ihnen auszufprechen. was bei dem beften Willen im Briefe doch nur mangelhaft u. unbefriedigend ausfällt.

Was nun die künftige Biographie - die Gott noch lange hinaus- fchieben wolle - anbetrifft. fo kann ich gar nicht fagen. wie in tieffier Seele mich das offene und ehrende Vertrauen zugleich rührt und erfreut. womit Ew: Excellenz das Werk gewiffermaaßen in meine fchwache Hand legen. der es aber wenigftens nicht an Liebe und Treue fehlen foll! Zunääffi kann dabei wohl niäft davon die Rede fein. ob es der Mühe (ohne. über diefes Leben etwas zu fagen; vielmehr ließe fich fragen. ob es noch nöthig fei. wo die lebendigen Werke und das\* dankbare Angedenken

Eichendorffs Briefwechsel mit SM

einer ganzen Generation ein kräftigeres Zeugniß ablegen. als es ein gedrucktes Buch vermag. Indeß: die Generationen gehn vorüber. u. literaria acripa mauet. also bin ich unbedingt und aus vollem Versen für das Buch. Ob jedoch grade Droyfen dafür der rechte Mann sei oder nicht. darüber getraue ich mich nicht. ein bestimmtes Urtheil abzugeben. da ich ihn nur einmal im Leben gesehen habe. u. wenigstens mich der persönlichen lebendige Verkehr einen Mann jederzeit früherer und schärfer erkennen läßt. als die sorgfältigste Lectüre feiner Schriften. Mir scheint Droyfen. nach der Art und Weise wie er Yorck reinzuwaschen suchte. zu den etwas sanguinischen Historikern zu gehören. die sich in der Hitze des Gefechts fast unbewußt in eine große Partheilichkeit für ihren Helden hineinreden. was aber im vorliegenden Falle. wo nichts reinzuwaschen ist. eben nicht sonderlich schaden könnte. Auch wüßte ich in der That für den Augenblick keinen Besseren. nicht einmal einen Anderen. in Vorschlag zu bringen. denn namentlich die jüngeren Leute. die sich mir hier nahen. gehören in der Regel einem anderen Bildungskreise an. und sind zum Theil herzlich schlechte Politiker. Doch werde ich unausgesetzt daran denken. und wenn mir Einer aufstoßen sollte. den ich für geeignet halte. nicht ermangeln. darüber unter Einreichung feines möglichst vollständigen geistigen Signalements. sofort weiteren Bericht zu erstatten.

Was Ew: Excellenz von dem politischen Mißbrauch des Ehrthums<sup>1)</sup> sagen. ist mir wie aus der Seele geschrieben. Es ist doch fehlerhaft u. wie eine bittere Ironie des Schicksals. daß wir noch bei den Türken in die Schule gehen müssen.

Nun Gott erhalte Ew: Excellenz trotz Türkenchriften und Pharisiern in gewohnter Gesundheit und Geistesfrische! Alle die meinigen empfehlen sich angelegentlichst. ich aber bin und bleibe mit alter Treue und Ergebenheit

Ew: Excellenz

ganß gehorhamter

E i c h e n d o r f f.

Berlin. den 2t. Novbr. 53.2)

im Eadettenhaufe.

1) Bezieht sich auf die Entföhrung des Krimkrieges.

2) Das Datum von Schön ergänzt.

Eichendorffs Briefwechsel mit Schon

26, Von Eichendorff.

Eurer Excellenz

geistreiche und schlagende Aeußerungen vom 7t dM: über den Ideenlofen Gang der gegenwärtigen Zeit. über Radowiß und Rofenkranz haben mich in hohem Grade intereffirt. Radowihl) kenne ich faßt nur von Anfehen. u. Nofenkranz's Aefthetik des Häßlichen habe ich leider noch nicht gelesn. kann daher über beide niäht mitfprechen.

Sehr erfreut hat mich das Vertrauen. womit Ew: Excellenz mit Ihre Papiere zur Aufbewahrung übergeben möchten. Um fo schmerzlicher ist es mir. daß ich unter den obwaltenden Umständen mich außer Stande sehe. das wünschenswerthe Afyl darzubieten. Denn erfiens würde die Kiste. fie mag nun über Troppau oder Oberberg gehen. sich durchaus nicht ohne genaue Visitation u. Durchsuchung über die Gränze bringen lassen. Die Kiste würde. da die Gränzbehörde wenig Zeit hat. ohne Zweifel erfi nach Wien zur genaueren Prüfung geschickt werden; und das hieße in der That aus dem Regen unter die Traufe kommen! Aber auch abgesehen von diefem nicht zu umgebenden Uebelftande. fo bin ich eben jest gefonnen. mein Gut in Mähren zu verkaufen. und ftehe deshalb bereits in Unterhandlung mit mehreren sehr annehmbaren Kaufliebhabern. Denn das Gut bringt mir. wie ich mich überzeugt habe. bei weitem weniger. als es werth ist. und fodann erleichtert diefer Verkauf auch die gleichmäßige Vertheilung meines kleinen Vermögens unter meine Kinder. Kommt also. wie ich nicht bezweifle. der Verkauf zu Stande. fo müßte ia) die Kiste wieder hierher nehmen. wo fie aber wohl am schlechtesten aufgehoben wäre. Es thut mir daher recht herzlich leid. daß ich hiernach bei der Sache nicht wie ich wünsche behilflich sein kann.

Was nun die Biographie selbst betrifft. fo wüßte ich leider noch immer keinen Anderen an Droyfens Stelle vorzuschlagen. Sollte nicht vielleicht Rofenkranz. der ja auch hiftorisch gefihult und Ew: Excellenz befreundet ist. bereit und der rechte Mann dazu sein? - Mit mir allein wäre der Sache schlecht gedient; ich entbehre zu sehr alles nöthigen politischen Apparates und Gefchickes. um der Sache nicht zu schaden. und kann und darf daher hierbei nicht selbständig auftreten. Es gehört. meiner Ueberzeugung nach. durchaus ein Hiftoriker von Profession dazu.

1) Iosef von Radowiß. Diplomat und Minister. Verfaffer der „Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche“.

Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

Daß Kaulbach nach Marienburg kommt. ifi mir in der That eine höchfterfreuliche Botfchaft. Er ift fo recht der Mann dazu. eine ganße hifiorifche Idee mit wenigen Zügen gleichfam hieroglyphifch anzudeuten. Alle die Meinigen empfehlen fich ergebenft. ich aber bleibe mit herhlicher Ergebenheit '

Eurer Ereellenz

gehorfamfter

Ei ch e n d o r f f.

Berlin. d: 14t November 1853.

im Kadettenhaufe.

27. Von Eichendorff.

Euer Ereellenz

danke ich für das gnädige Schreiben vom 10 dM. recht von ganzem Herßen. Es war mir doppelt tröftlich und erfreulich. Einmal als Zeichen. daß Ew: Excellenz noch immer fo wohlwollend des alten Freundes gedenken. der. trotz feiner fatalen Faulheit im Brieffchreiben. doch feine aufrichtige Ergebenheit treulich bewahrt und bis an fein Lebensende unveränderlich bewahren wird. Sodann aber auch als ein fchlagender Beweis. daß das Alter auch feine Ausnahmen macht. und keineswegs überall den Geift herabzuftimmen vermag. Ew: Excellenz Anficht der gegenwärtigen politifchen Zuftände ifi durchaus frifch und kräftig. und mir wie aus der Seele gefchrieben. Es fcheint in der That. als folle nun Satanas durch Belzebub vernichtet werden. gleichwie in der Urzeit erft Lindwürmer die Drachen auffreffen mußten. damit eine höhere Generation Platt gewinne. Ob die Dummheit deshalb klüger werde. ift. freilich eine andere Frage. Das Befte dabei ift indeß. daß die Weltgefchichte nichts darnach frägt. fondern rückfichtslos ihren Weg fortgeht. und der liebe Gott zuletzt doch Recht behält. Das Humoriftifche. das niemals fehlt. wird unter folchen Umfiänden nur defto luftiger. wie ZtB: diefe moderne Iohaniterwirthfchaft. die eigentlich völlig profaifch nur für Bethanien fiäft. Daß Ew: Ereellenz Sich jest weniger für die eigene Lebensbefrhreibung intereffiren. finde iä) fehr begreiflich. Die Nachwelt aber wird diefelbe dereinfst nur um defto entfchiedener auffaffen.

Sehr erfreulich ift es. daß fich nun in Arnau wieder ein Familienkreis gebildet hat. Die Familie ift doch die fchönfte Tröfteinfamkeit.

Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

Von mir selbst wüßte ich eben nichts besonderes zu berichten. Mein inneres Leben, das Ew: Excellenz so gut und vielleicht besser als ich kennen, spinnt sich noch immer an dem alten Faden fort. Aeußerlich aber ist mir bei meinem Einfiedlerleben Gottlob! nichts Bemerkenswerthes begegnet. Nur hat leider das Wetterleuchten des Krieges mich diesen Sommer verhindert, nach Mähren zu reifen, wo die Einquartirungen und Durchmärfche sich jetzt befändig kreutzen und besonders mein, an der Heerstraße belegenes Sedlnitz berühren. ich habe mich) daher diesmal mit dem Berliner Sande begnügen müssen und anstatt der Karpathen den hiesigen Kreuzberg bezogen.

Alle die Meinigen empfehlen sich angelegentlichst. ich aber bin und bleibe mit alter Treue und Ergebenheit

Ew: Excellenz

gehorsamster

E i c h e n d o r f f.

Berlin, d: Lit Juli 1854.

28. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

haben mich hocherfreut, daß Sie sich meiner wieder einmal so liebevoll erinnern, und ich beeile mich, dafür meinen herzlichsten u. gehorsamsten Dank zu sagen.

Leider kann ich, wie die Sachen nun einmal stehen, Euer Excellenz angedeutete Fegefeuer-Idee nur vollkommen theilen. Sieht man, wie unendlich viel da noch zu läutern ist, so begreift man wohl, daß es noch große Stöße geben muß, bevor es besser wird. Und so muß man sich denn schon in die leidige Fatalität fügen, in dem allgemeinen Läuterungsprozeß, und also vorläufig in einem „gährenden Sumpfe“ stecken zu bleiben.

Hier ist bekanntlich Alles in eine ruffische und eine antiruffische Parthei zerpalten. Glücklicherweise ist die letztere, selbst unter dem Militair, die bei weitem zahlreichere, und ich selbst gehöre entschieden zu derselben. Im gemeinen ruffischen Volke ist ohne Zweifel noch viel urfrühhliche Kraft, die uns noth thäte, aber eine rohe und flüchtige, mit Servilismus stark verfeßte Kraft. Die, von der neuen Civilisation gehörig beleckte Aristokratie Rußlands dagegen ist bloß der Affe aller Unarten, Verkehrtheiten und Lafter des civilisirten Europas. Von der flüchtigen Rohheit aber kann eben so wenig, als vom Affenthum das

Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

Heil kommenj am wenigsten für das Christenthum<sup>7</sup> das die Ruffomanen befändig im Mundej aber schwerlich im Herzen haben.

Schon rüften sich die Kammern von allen Seiten wieder zum Anzugej und man ist sehr gespannt auf das Debut der neuen ersten Kammer. Wir wollen sehen!

Daß Ew: Excellenz mein letztes Buch<sup>1)</sup> mit Interesse gelesen habenj ist mir in jeder Hinsicht sehr wichtig. ich habe darin wenigstens getrebt mich möglichst über die Partheien zu stellen, und es freut mich daß

Ew: Excellenz das anerkannt haben.

Daß Olfers<sup>2)</sup> so feindlich gegen Marienburg auftritt überrascht mich einigermaßen. Doch was kann einen jetzt hier noch überraschen wo Allesj in Kunst und Leben in lauter erbärmliche Coterien auseinanderfällt! Nunj das rechte Marienburg werden sie doch nicht überwältigenj und eben so wenig Ew: Excellenz Bild jemals herunterziehen- das der Gefächte bleibend angehört. \*

Meine gute Frau war krankj ist aberj Gottlob- schon wieder in der Genesung. Alle die meinigen empfehlen sich gelegentlichj ich aber bin und bleibe mit alter Treue u. Ergebenheit

Ew: Excellenz

gehorfamster

E i c h e n d o r f f.

Berlinj den 13ten November 1854.

29. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

haben uns Alle durch die herrliche Weihnachtsfeier auf das freudigste überraschtj und ia) beeile mich dafür meinen ganz gehorfamsten und herzlichsten Dank zu sagen. Die Kupferstücke sollen über meinem Schreibtisch hängen- nicht um mich an Ew: Excellenz zu erinnernj denn dazu bedarf es keines Bildeß sondern damit Ew: Excellenz Bildj das mir jederzeit aus dem ganz idealen Marienburg am klarsten hervor-leuchtet, auch bei mir lichte Gedanken we>e.

Mit dieser jeßigen Fürstenthumwirtschaft fängt in der That die Gefchichte ordentlich an ironisch zu werdenj und es hat wirklich eine faßliche Seitej wie diese kleinen Potentaten ihre spaßhaften Vorfechtungen

1) „Zur Geschichte des Dramas“. Leipzig 1854.

2) Ignaz von Olfers Generaldirektor der Museen.

Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

die politischen Romantiker. so unverfälscht und in vollem Ernste beim Worte stehen. Gebe Gott. daß diese bittere Enttäuschung. die allerdings schon etwas nach Ideen schmeckt. auch endlich wieder einmal einen rechtfertigenden Kampf von Ideen herbeiführe. Denn es gehört in der That die Geduld eines Kameels dazu. um soviel Unfinn zu ertragen. als uns jetzt aufgeladen wird.

Zu dem ersten Großvater gratulire ich aus ganzem Herzen. Möge er dereinst seinem Großvater nachfolgen!

Meine arme Frau ist unwohl. Sie und alle die meinigen empfehlen sich hochachtungsvoll. ich aber bin mit nochmaligem herzlichem Danke in unwandelbarer Treue und Ergebenheit

Ew: Ehren

ganz gehorhamter

E i c h e n d o r f f.

Berlin. d: 19 t. December 1854.

30. Von Eichendorff.

Ew: Ehren

ermangele ich nicht die Beilagen) gehorhamt wieder zurückzufinden mit dem innigsten Danke für deren Mittheilung u. das mir dadurch erwiesene. mir sehr wohlthuende Vertrauen. ich habe dieselben mit dem größten Interesse durchgelesen. da sie mir das Theure Bild in einigen Hauptmomenten wieder einmal recht lebendig aufrichteten. Irgend etwas meinerseits hinzuschreiben konnte ich wohl nicht. denn ich fand persönlich den Sachen stets zu fern um mir irgend eine faktische Bemerkung zu erlauben; und was die Form anbetrifft. so scheint mir diese ruhige u. einfach thatfächliche Widerlegung hier gerade die angemessenste u. schlagendste. Dagegen erfüllte mich bei Lesung der Anlage Abfcheu u. eine tiefe Entrüstung über die feige Gemeinheit der Welt die alles Hohe anzuschwärzen strebt. Doch wozu wäre eben das Hohe auf der Welt. als um das Gemeine in allen seinen Gestalten u. Larven zu bekämpfen u. nieder-

1) Ein mutmaßliches Konzept Schöns zu einer solchen Beilage behandelt ausführlich die von dem „Hofdemagogen“ Friedrich Förster in seiner „Neueren und neueren preussischen Geschichte“ und von anderen gegen ihn gerichteten Angriffe und die dabei wesentlichen historischen Vorgänge. Ein Heft des Förster'schen Werkes dürfte die weiter unten erwähnte Anlage gebildet haben.



## Eichendorffs Briefwechsel mit SM

zuwerfen. Und das haben Ew: Excellenz immer u. überall redlich  
gethan!

Neues wüßte ich von hier nicht zu beriäften. was Ew: Errellenz  
nicht fchon aus anderen Quellen beffer wüßten. Alle die Meinigen emp-  
fehlen sich angelegentlichfi. ich aber bin u, bleibe immerdar. mit alter  
Treue und Ergebenheit

Ew: Errellenz

ganz gehorfamfter

Ei ch e n d o r f f.

Berlin. 22. Januar 1855.

31. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

haben mich durch das gnädige Schreiben v: 11 ten October auf das  
höchfte erfreut. Um fo unangenehmer ift es mir daher. daß sich meine  
Antwort fo nngesbührlich lange verzögert hat. ich habe nemlich. bei der  
Zerriffenheit meiner Familie. durch ein unwillkürliches Verfehn. das  
Schreiben erft vorgeftern erhalten u. bitte daher um nachfichtige Ent-  
fchuldigung.

Diefes ganze Jahr war überhaupt für mich ein durchaus ruhelofes  
u. konfufes. Schon im Januar wurde meine gute Frau bettlägerig an  
einer eingewurzelten u. hartnäckigen Leberkrankheit. Ich mußte daher  
mit ihr durch \*6 Wochen in Karlsbad verweilen. den übrigen Theil des  
Sommers verlebten wir in Eöthen. Hier aber erkrankte meine Frau von  
neuem fo heftig. daß ich auf der endlichen Reife nach Neiße über 14 Tage  
in Berlin liegen bleiben mußte. u. erft am 15 ten November hier an-  
langte. wohin mein Schwiegerfohn feit dem Mai d. I. verfeßt ift. Leider  
ift meine Frau noch immer fehr leidend u. ermattet. Mein Sohn Rudolf  
hat in Danzig als Hauptmann feinen Abfchied genommen u. ift fchon im  
September d. I. mit feiner Frau gänzlich nach Sedlniß überfiedelt. wo  
er fortan das Gut felbft bewirthfchaften will. Mein älterer Sohn  
Hermann. Affeffor in Aachen. ift foeben von Paris zurückgekehrt. wohin  
er auf Kofien der Regierung gereift war. Dies ift der kürzte Abriß  
unferes wechfelvollen Lebenslaufes in diefem Sommer. Hier in Neiße  
-bin ich noch zu neu. um mich in den veränderten Verhältniffen orien-  
tiren zu können. Doch ift die Stadt freundlich. die Umgegend fehr fchön  
u. fo werden wir uns hoffentlich auch hier wohl einrichten können.

Eichendorffs Briefwechfel mit Schön

Mein Sohn Rudolf ifi bereits feit 2 Jahren wieder glü>lich verheirathety) bei feiner Hochzeit waren wir nicht gegenwärtig. Und fo muß ich denn der großen Freude entfagen. bei diefer Gelegenheit Ew: Excellenz. der gnädigen u. fehr verlockenden Einladung zufolge. in dem fchönen Marienburg wiederzufehn.

Leider aber muß ich nothgedrungen auch einer anderen Freude entfagen. der Freude nehmlieh. an Ew: Excellenz beabfichtigten Biographie felbfthätig theilzunehmen. Ich fühle mich feit einigen Jahren mit dem zunehmenden Alter fo fortwährend kränklich. ftumpf u. abgepannt. daß ich den feften u. leider unverbrüchlichen Entfchluß faffen mußte. die Feder ganz wegzulegen. fobald meine gegenwärtige Arbeit über die deutſche Poeſie vollendet ifi. Ieder einigermaaßen befonnene Schriftfieller muß felbft am beften wiffen. wann er aufzuhören hat. u. diefel-Moment ifi für mich gekommen. Die Sache erfordert u. verdient volle frif äie Kräfte. die ich nach gewiffenhafter Ueberzeugung nicht mehr dazu bieten kann. ich hoffe und vertraue daher. daß Ew: Excellenz mich unter diefen wefentlich veränderten Umftänden ohne Groll u. nach dem alten Grundfaße: ultra poeae nemo Obligator. eines Wortes entbinden wollen. mit defien Erfüllung Ew: Excellenz u. dem fchönen Unternehmen am allerwenigften gedient wäre.

Ew: Excellenz geifivolle und großartige Anfiäht des Zeitgeiftes u. der gegenwärtigen Weltverhältniffe hat mich tief erfreut. ich theile fie durchaus in allen Punkten. Möchte mir Gott doch noch einmal die Freude fchenken. das alles mit Ew: Excellenz in guter alter Art mündlich durchfprechen zu können. Jedenfalls bitte ich aufs dringendfte. mir auch fernerhin Ihr troftreihes Wohlwollen u. Theilnahme zu gewähren. Alle die meinigen empfehlen fiäf gehorfamft; ich aber bin und bleibe überall u. unter allen Verhältniffen mit alter Treue u. Ergebenheit

Ew: Excellenz

gehorfamfter

E i c h e n d o r f f.

Neiße. d. 17 ten November 1855

Friedrichfiadt. breite Straße bei Rieger.

1) Mit Maria Thymian. die ebenfo wie die fpäter heimgeführte Gattin Hermann von Eichendorffs. Klara Simons. hochbetagt noch am Leben ifi.

## Eichendorffs Briefwechsel mit Schön

32, V o n S c h ö n (Konzept ohne Unterschrift).

Pr. Arnau den 25. Novbr. 1855.

Des Königl. Geheimen Rath. Herrn

Baron vEichendorff

Hochwohlgebornen

in

Neiffe

OberSchlefien,

frey

Für die Nachrichten. welche Sie. mein verehrter Freund! von Ihren u. der Jhrigen. LebensSchikfalen in der vergangenen Zeit dieses Jahres mir gegeben haben. danke ich Jhnen verbindlichft. Die Kränkliäfskeit Ihrer Frau Gemalin. war an fich ein Uebel. aber für Sie muß es noch befonders das Unangenehme mit fich geführt haben. daß Sie dadurch genötigt wurden. auf häusliche Dinge Jhre Aufmerkfsamkeit zu richten. woran Sie bey der fiätten Vorforge Jhrer Frau Gemalin für Sie. nicht gewöhnt waren. Gottlob! daß es jeßt beffer geht. verfichern Sie Jhrer Frau Gemalin meine .Hochachtung Von der lieben Frau Therefe hätten Sie Etwas fäfreiben follen. womit ich meine Anna. welche eben bey mir ift. hätte erfreuen können.

In meiner LebensWeife. ift. feitdem ich Jhnen zuleßt fchrieb. nichts Bemerkenswerthes vorgekommen.

Was den weiteren Inhalt Jhres Schreibens. nemlich meine Lebens Befchreibung betrifft. fo hat bey unferer Verhandlung darüber niemals bey mir der Gedanke einer Verbindlichkeit für Sie ftatt gefunden. ich theilte Ihnen meinen Wunfch mit. daß Sie. wenn ein Anderer die eigentliche Arbeit übernehme. Sie Jhren guten Geift darüber ausgieffen möchten. Mein Leben hat in fo fern es Werth hat.

n.) aus Vernichtung des Schlechten. u.

b.) aus Produkten eines Lebens für Jdeen beftanden.

Von dem Erften. war Jhnen als mit mir der früheren Generation angehörig das. was zu bekämpfen war. bekannt. (Sklaverey. Hader der Stände unter fich. Vernichtung der Selbstftändigkeit unfers Staats durch

Eichendorffs Briefwechsel mit Schön-  
K

Napoleon. Rufische EholeraGefäßgebung) p) und Sie konnten daher vor  
Anderen. meine Oppofition dagegen würdigen.

Noch mehr Aber traten Sie bey dem produktiven Theil meines Lebens  
(Marienburg und Schule pp) vor meine Seele. weil Sie. mein werther  
Freund! hier mit mir. Selbft thätig gewefen find. Sie konnten. wenn es  
Ihre Ueberzeugung war. vor Allen Menfchen. bezeugen. daß ich das  
Schlechte verabfcheut u. verfolgt. u. einem Leben für Ideen nachgetrebt  
habe.

Unfere Verhandlungen hierüber habe ich aber immer nur mit dem  
Gedanken geführt. daß Alles Ihrem freien Entfchluß. nach meinem Tode  
vorbehalten blieb. ich habe deshalb weder in meinem Teftamente darüber  
Etwas beftimmt. noch meinen Kindern erklärt. daß Sie die Gefchichte  
meines Lebens fchreiben würden. Meine Papiere follten bey meinem  
Schwiegerfohne Brünnek niedergelegt werden. fo. daß. meinem Willen  
nach. diefe erft. in Ihre Hand kommen würden. wenn Sie fie ausdrück-  
lich forderten.

Aus diefem Allen. werden Sie mein verehrter Freund! erfehen. daß  
von einer Verbindlichkeit für Sie. welche ich zu erlaffen hätte. hier gar  
nicht die Rede feyn kann.

Haben Sie nach meinem Tode noch Luft u. Kraft zur Sache. dann  
fordern Sie meine Papiere von meinem Schwiegerfohne Brünnek. Haben  
Sie aber dann nicht volle Luft u. Kraft zur Sache. dann fordern Sie  
meine Papiere nicht. u. Niemand wird Ihnen die Bearbeitung derfelben  
zumuten.

Ihr Zeugniß:

der Sie mich geiftig u. gemütlich am richtigften zu beurtheilen im  
Stande find. daß. wie oben bemerkt. [ich] das Schlechte gehaßt u. verfolgt.  
u. Ideen zu leben. getrebt habe. würde allerdings wichtig feyn. Aber  
dies können Sie auch.

wenn es Ihre volle Ueberzeugung ift.

in anderer Form. als gerade in einer LebensBefchreibung. wenn es  
etwa erforderlich feyn follte. abgeben.

l) 1831 feßte Schön bei der Eholeraepidemie in Königsberg die von  
Berlin gekommenen nach dem Arzte Ruft benannten verkehrten Anord-  
nungen. die die Volkswut entfeffelt hatten. eigenmächtig außer Kraft.  
Eichendorff zollte diefem Vorgehen in kräftigen Worten Beifall. Vergl.  
A. d. Pap. Schöns Band I Seite 111.

?em ?nme-?SS

am? ...ZZ 2:. .ZZ-.7.... :Z m w .. m

Eichendorfs Brie.“eclu\*el mit Schön

fw

Napoleon. Ruftfcbe (i.l-.1.;'.\*lei 'lgel-un") r) und Sie konnten daher vor  
Arderen. meine Zero-.v7 .q- d um' "d-7er'.  
Noch m\*\*i Ali-r tr \* .- .!-c b - -, 7|. \* - tu\*t:orn Theil meines Lebens  
(Mariinlur; und . -: ..3 :t- um . .i lc. n-iil Sie. mein werther  
Freund! biet :eit -- r .\*- .. -' .:.,- mut; .- -'-t Sie konnten. wenn es  
Ihre lieber-\*1\*: .-.: 1- x ä, 5 e- .q .""n- e\* n Lungen. daß i3() das  
Schleäfie reru... . . \*' :: . r - \*':ir Ideen nachgeftrebt  
halle.  
lie-ier.- '-.---. . m: -'-e . .l-rc immer nur mit dem  
Gedanken .\*.7- .x : ' - \* \*1-,- ..- 'x--t- Muß. nach meinem Tode  
vorl.:.-:-- n..- - , -4- . o : - -i meinem Teftamente darüber  
Etui\*: - - i.- 7 '- . .5. rt. daß Sie die Gefchichte  
1-- cl \* \*. - ' . ' i. Papiere follen bey meinem  
Et“ - ! - - . \* \*irden. fo. daß. meinem Willen  
1: " ""\*\*'- ..e . \* . - ' .n wiirden. wenn Sie fie ausdrük-  
.X \_ \_ , l  
. . - .- .: .c .ic .nein ver-el-.ter Freund! erfehen. daß  
r» \* ; -e. welch.. i-h zu erlaffen hätte. hier gar  
,-.i \* . - - . i \*..de neck' \*Luft -t. Kraft zur Sache. dann  
.-  
, \* - - - nun-\*7.: Snyrriegerfohne Brünnek. .Haben  
. ' . . . : - . - .- .-; 3-74-- zur Sache. dann fordern Sie  
.-  
\*'. - . . \* - , \* m: r - .\*-: . \*Zkr-.n d-e Bearbeitung derfelben  
r \*c'- F  
. - --, - ...-- - - - .- . \*. -r\* riö-\*igfirn zu beurtheilen im  
"3. dc.“ \* - i ' .- t.. dk.» Schlechte gehaßt u. verfolgt.  
  
. - - . . - rde allerdings wichtig feyn. Aber  
' l ' .-r 3  
. rcleberzeugungift.  
. .nde-.-  
- .- - -\*.\*.er LebensBcjciuribung. wenn es  
. -a oj -:e.abgeben.  
' : . - --' e.. 5-1,»lcraeviden.ie in Königsberg die von  
\*--1,11 .- \* r, - ..- .. . i'm RM brannten verkehrten Anord-  
:ä-n-u -' , -72 'Liz-t iin-(en. eigenmächtig außer Kraft.  
' ..c -- t . :-.\*\*..\*.'i“ n in kräftigen Worten Beifall. Berg!,  
- ' l. r - ' :- Od J .L :it: l'll.

?um ?Zee-?Y

.3S .ZZ 82 â€žFZ-ZM.. Z 3 P â€ž P .2..

F  
.1'-\_KA  
[ZW-Kid\* ..RÃ,,  
:f--gmr p.. i( 4 "\*-  
Q , i '.

...- b  
,  
-e.



## Eichendorfs Briefwechsel mit Schön

Ueberhaupt

mein werther Freund! ist der Gedanke, für meine LebensGeschichte Etwas zu thun, bey mir wankend geworden. Biographien u. Memoiren sind jetzt ModeSache, u. ModeArtikel geworden, und dieß widerstrebt meinem Wefen. Die heilige Schrift sagt: Die Werke folgen Einem nach, fie spricht aber nicht von gedruckten Buchstaben, welche nachfolgen sollen. Mag Marienburg pp reden, wenn die That des Redens werth ist. Dem Teufel in's Gesicht zu fehen, ja ihm in's Gesicht zu fchlagen, ist unbedingte EhrfthenPflicht, u. Ideen zu huldigen, ja! ihnen Tempel zu bauen, ist Schuldigkeit, und die Schrift sagt:

Und wenn ich Alles gethan habe, was ich zu thun fchuldig war, bin ich nur ein unnützer Knecht.

ich thue daher Nichts mehr, für meine LebensBeschreibung. Mit Varnhagen habe ich mich ganz aus einander gefeßt.

Mit Marienburg geht es noch immer gut. Daß die große Faeade, in welcher der Eingang zum Säflofie ist, in ihrem friiheren Glanze wieder da fteht, habe ich Ihnen fchon gefchrieben. In diefem Jahr ist der frühere a>ftetige Ekthurm nach der Nogat zu in feiner früheren Herrlichkeit wiederhergestellt. Ueber die FreskoBilder, welche der König im oberen großen Remter durch Berliner Maler, nach der Anleitung des Geheimerrath r. Olfers hat ausführen lassen, werden Sie in einem der letzten Stüke der Augsburger Allgemeinen Zeitung des Ausführlichen lesen können. Seit Schinkels Tode hat Marienburg mit dem Berliner Kunftwefen nicht allein nichts gemein, sondern dies fteht mit Marienburg fogar in Oppofition. Nicht allein, daß die befien diefer FreskoBilder gewöhnliche SchloßstubenBilder, also unwürdig für Marienburg find, hat der Königliche GeneralDirector der Mufeen den größten Mann feines Zeitalters, welcher unter den Hochmeiftern vor allen vorleuchtet, den Begründer der Eultur im Norden von Europa und zugleich den des preuffischen Staates, der durch Annahme des fchwarzen Adlers in feinem Fluge zum Lichte, Ziel und Zweck diefes Staats angab und befimmte, diefen Mann, in Marienburg in einen beinahe dunklen Winkel gefällt und zwar in einer Form, welche mehr einem Ladendiener als einem eminenten Geifte gleicht.

Die Familie v. Kunheim will die frühere Thüre zwifchen dem oberen kleinen Remter und dem oberen großen Remter (dem Saale unferer

5\* 67

Eichendorffs Briefwechfel mit Schön  
Königlichen Familie) wiederherstellen. und So Pförtner auf dem Gange  
vom Hochmeister zum Königtume werden.

Es ist auch davon die Rede den Gang zur St. Jöskirche und die goldene  
Pforte wieder herzustellen. So ist noch Gottes Segen mit Marienburg.  
Im öffentlichen Leben wird der Kampf der neuen Zeit mit der ab-  
gegangenen alten Zeit noch immer wüthiger. und Louis Napoleon läßt  
es nicht an Aufregung der alten Matrone fehlen. Oestreich hat die  
Idee des Staats dadurch förmlich auf den Kopf gestellt. daß es Schule  
und Eifer der Kirche übergeben hat. Repräsentation ist bei uns ein-  
geführt. damit der König erfahre. wie dem Volke bey den Operationen  
des Ministerii zu Muth ist. und doch! wird jeder als Hochverräther  
behandelt. welcher nicht der untertänigste Knecht des Ministerii ist. Dieser  
heutige Zustand ist aber der Weltordnung ganz gemäß. denn unferem  
wie dem Deutschen Volke überhaupt. fehlt noch der Sinn für öffent-  
liches Leben. und da. wo Eifer nicht dahin führt. bleiben als Förderungs-  
Mittel nur offenbare Widersprüche übrig. welche klar in die Augen springen.  
Und so hoffe ich. daß es unferem klugen und gefcheuten Könige bald  
klar feyn wird. daß es so. wie es jezt geht. nicht lange mehr gehen kann.  
und daß Ideen wieder zu ihrem Rechte kommen müßen.

33. Von Eichendorff.

Ex: Excellenz

war ich eben im Begriff. wieder ein Lebenszeichen von mir zu geben.  
als Ihr herzlicher u. herzlichgreifender Gruß vom 26ten dM: anlangte.  
den ich daher auch augenblicklich zu erwidern mich beeile. Ja. mein  
mich beglückendes Verhältniß zu Ex: Excellenz. meine Anhänglichkeit und  
Treue soll und wird niemals wie der schöne Rhein sich im Sande ver-  
laufen; sie kann vielmehr durch herben Schmerz und Unglück nur immer  
noch inniger und vertiefter werden!

Ex: Excellenz wollen wissen. wo ich bin. und wie ich mein Leben  
eingerichtet habe? Wie ein Schiffbrüchiger. dessen Lebensschiff zer-  
schlagen. rette ich mich an das nächste Eiland. und halte mich. da ich  
meine liebe Frau verlorenF) zu den Kindern. Aber bei meinem Sohne  
Rudolf. der jezt in Sedlnitz lebt und wirthschaftet. kann ich nicht wohnen.  
weil mich dort alle die alten Plätze allzu schmerzlich an die Vergangenheit

1) Sie farb am 3. Dezember 1855.

Eichendorffs Briefwechsel mit Schön  
erinnern würdend und ein Aufenthalt in Aachen, wo mein Sohn Hermann  
ist, könnte auch nur von kurzer Dauer sein, da Hermann wahrscheinlich  
noch in diesem Jahre Regierungsrath werden und anderweit verest wer-  
den wird. Daher bleibe ich einftweilen in Neiße bei Therefe, mit der  
ich hier unter Einem Dache wohne, und die treulich und liebeich für  
mich forgt. Hier habe ich indeß oft Gelegenheit, über mein Alter zu  
erschrecken: fast alle meine alten Bekannten sind gestorben, und Ober-  
schlesien ist mir fremder geworden, als jede andere Provinz. Die ein-  
förmige Zeit, die über dem Grabe meiner Frau dahingegangen, fängt end-  
lich an, den unerträglichen Schmerz immer mehr in stille Wehmuth auf-  
zulösen. In solcher Vereinfachung aber ist mir Ew: Excellenz freund-  
schaftliches Andenken doppelt tröstlich und theuer, ich bitte daher herzlich,  
es mir auch ferner bewahren zu wollen, und versichert zu sein, daß, solange  
ich lebe, mit innigster Verehrung und Treue bin und bleibe Ew: Excellenz  
gehorsamster

E i c h e n d o r f f.

Neiße, den 30ten Januar 1856.

34. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

haben, wie ich fürchte, ein allzugroßes Vertrauen zu meiner Geisteskraft,  
so daß mein armes Buch über die Poesie) wohl etwas stark hinter der  
Erwartung zurückbleiben dürfte. Jedenfalls aber haben Ew: Excellenz  
geistvoll und scharf gerade das bezeichnet, was ich mit dem Buche vor-  
habe: eine Darstellung nicht der einzelnen literarischen Epochen und Vir-  
tutitäten, sondern des nothwendigen in deren Ganges unserer Poesie  
überhaupt, woran es allerdings unserer sogenannten Literaturgeschichte  
bisher noch sehr gefehlt hat. Ob und wie ich mein Ziel erreicht habe, sieht  
dahin; auch bin ich noch lange nicht am Schluffe. Denn ich habe noch  
kein Buch mit so großen und zum Theil erschütternden Unterbrechungen  
geschrieben wie dieses es ist ein wahres Schmerzensbuch zu nennen.  
Sehr wahr bemerken Ew: Excellenz, daß ich Alles, was an und in  
mir ist, vorzüglich der anregenden und tiefbewegten Zeit zu verdanken  
habe, in die meine Jugend gefallen. Das Leben ist überall die Befie  
und gründlichste Lehrmeisterin. Bücher können nur einzelne Fingerzeige

1) „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“, erschienen erst  
1857.

Eichendorffs Briefwechsel mit Schö-  
n

geben. Ew: Excellenz haben Daffelbe in Ihren'. großartigeren Ent-  
wicklungsgänge bewährt.

Hocherfreut hat mich besonders was Ew: Excellenz in namentlichen  
Bezug auf Macauley und [?]1). mit gewohnter Klarheit über das Ver-  
hältniß von Philofophie und Gefchichte fagen. Die Gefchichte ift in der  
That felber eine tieffinnige Philofophie. es kommt eben nur darauf an.  
fie tieffinnig zu deuten. was freilich jederzeit nur Wenigen gegeben ift.  
Auch ich glaube. oder hoffe wenigftens. daß wir uns auf den jetzigen  
„Eifenbahnen der Weltordnung“ aus der gegenwärtigen Ideen-Kon-  
fufiou noch glücklich hindurchfchlagen werden.

Möchten diefe wenigen Züge genügen. auch mein inne re s Bild  
bei Ew: Excellenz einigermaßen wieder aufzufrifchen!

Mit der innigften Verehrung und Ergebenheit

Ew: Errellenz

gehorfamfier

E i c h e n d o r f f.

Neiße. den 25 t Februar 1856.

1' L' \*

Eichendorff an den Rittmeifter Herrmann

von Schön.

Verehrtefter Herr!

Mit tiefer Erfchütterung habe ich die Kunde von dem Dahinfchiden  
Ihres unvergeßlichen Herren Vaters erhalten. und danke herzliäfft. daß  
Sie und Ihre verehrten Gefchwifler bei dem fchmerßlichen Ereigniß Sich  
meiner erinnert haben. Die Welt hat einen ihrer geiftigen Heroen ver-  
loren. ich aber außerdem noch einen liebevollen väterlichen Freund. deffen  
Bild ich lebenslang mit unverbrüchlicher Treue im Herden bewahren  
werde. Sie werden daher hoffentlich auch ohne befondere Verficherungen und  
herkömmliche Trofiesworte. von meiner innigften Theilnahme überzeugt fein.  
Mit der Bitte an Sie u. Jhre verehrten Gefchwifter. mir auch

ferner Ihr gütiges Andenken erhalten zu wollen. hoehachtungsvoll

Ihr

ergebenfter

lof: v: Eichendorff.

Neiße. d: 30t July 1856

1) Schwer leferlicher Name. vielleicht\_ „Momfen“.

7()

Die kulturellen Werte des Theaters.

A17:

Heinrich Mann:

1. Ich weiß von ethischer Vertiefung erst durch ästhetische Verfeinerung; aber in meiner Erziehung war das Theater nicht vorgeföhren. Die Hingebung und die schwelgerischen Entzückungen. die Entdeckung meiner selbst. die die Kunst des Wortes meine schönste Jugend lehrte. hatte ich nicht vom Theater. Auch entbehrte ich es nicht: phantasiebegabt genug. um auf die meist dürftigen Belebungsversuche. die das Theater am Wort anstellt. verzichten zu können. Heute gehe ich viel ins Theater: aber um mich zu zerstreuen. weil ich einer Spiegelung des Zeitgeistes beiwohnen will. oder als träte ich in eine Gesellschaft und bliebe unsichtbar. die andere aber verriet mir ihr Wesen. (Und dazu braucht's ja keine bedeutenden Anlässe; auf der Bühne genügt einer Schauspielerin. um in Bewegung zu kommen. ein schwaches Stück. wie der Frau im Leben ein mittelmäßiger Mann genügt.) Erlebnisse. deren Wegfall mich ärmer gemacht hätte. erfuhr ich nur in der italienischen Oper. Wenn die Helden des Giacomo Puccini fangen. empfand ich. manchmal voller mich selbst. und eine Romanzene entfaltete sich mir ftürmisch.

2. und 3, Manche Erscheinungen erschweren freilich den Glauben. daß das Theater erziehe. Die Bürgerdamen verlangen von einer Schauspielerin. daß sie für 180 Mark Gage ihnen alle neuen Pariser Modelle vorführe. sie selbst aber verharren in Reform und Loden. (Soweit das Ästhetische.) Nun Schillers Freiheitsdramen hundert Jahre lang wirken konnten. lauchtet ihnen ein Parkett von Byzantinern. (Soweit das Ethische.) Dennoch weiß ich. daß das Theater erziehen kann. Nur muß man maßvoll von ihm denken. in der Art der Romanen. Man muß das Höchste nicht von einer Anstalt erzwingen wollen. die von der Mafie abhängt. Man muß sich nicht auf den nie erlebten Begriff eines Tempels verfeifen. wo schon ein Salon. ein Debattierklub. eine Lehranstalt des

guten Gefühls. an Feiertagen auch der mitfühlenden Menschenkenntnis. Ideal genug wäre. Die Theorien des Sohnes Dumas waren allen zugänglich. betrafen die Meisten. deuchten Vielen fogleich anwendbar: fo drängten sich Millionen. wo sie schmetteten. Flauberts heiliger Antonius ging Wenige an. außer den Straßburger Theologen und der Kaffiererin eines Pariser Fleischerz und der Verkauf erlahmte nach wenigen Tausend. So ist's in der Ordnung. Das Schöne ist das Vorrecht Weniger. Niemandem fiel es damals ein. mit dem Theater zu hadern. weil es keinen Antonius hervorbrachte. Und dies war eine Blütezeit Frankreichs. Aber es blühte im Roman. Das Außerste an redender Kunst gehört (innerhalb der modernen Demokratie) schwerlich aufs Theater. Es ist nicht mehr als Irrtum. fordert man es vom Theater. Die wichtigsten Kritiker Deutschlands verbringen jezt ihr Leben in vollem Irrtum. Sie richten ihre Ansprüche und Schmähungen. ihren leidenschaftlichen und kunstreichen Eifer an ein ganz und für immer ungeeignetes Objekt. Sie rufen mit nie ermüdender Entrüstung nach Ananas. wo augenfcheinlich nicht mehr und nicht weniger als ein Kartoffelacker ist. (Und es macht sie nicht schöner. daß das Theater. dem sie sich überlegen wissen. ihnen meistens nur Vorwand ist. in recht hellem Licht die eigene Persönlichkeit spielen zu lassen. Sie sollten vielleicht den Stolz haben. ihre Persönlichkeit an widerstandsfähigeren Werken. stärkeren Menschen zu messen.) Gegen das ästhetische Wirken des Zeitungsromans finden sie nichts einzuwenden (und es ist auch gleichgültig genug): aber wenn ein Bühnenschriftsteller in aller Ehrbarkeit feinem Publikum. der Mafie. der es gefällt. fein Bestes vorstellt. schäumen sie Geist. gebärden sie sich. als sei Kupfervitriol über Rebläufe zu spritzen. in letzter Not die Macht einer Seuche zu dämmen. Und doch ist nichts geschehen. als daß Scharen. die für einen Dichter ohnedies verloren sind. sich ein Theaterstück angesehen haben. Dies gewöhnliche Theaterstück. so unfatthhaft es in der Literatur wäre. steht auf der Bühne immer noch über dem Niveau derer. die ihm zulaufen. kann sie immer noch etwas Haltung und Geschmack. den Drang nach Selbstbefreiung. ja am Ende ein wenig Menschlichkeit lehren. Und es ftiftet keinen Schaden. Wenn es eine Dichtung von den Brettern verdrängt. werden die Wenigen. denen die Dichtung gehört. sie im stillen inniger vernehmen. Was kann die Kunst durch große Öffentlichkeit gewinnen? Was ist gewonnen. wenn am Schluß einer Tragödie Wedekinds die Leute sich zum Lachen und zur Liebe gekibelt fühlen? ("Am Schluß von ..Hufarenfieber" aber genießen sie reine Befriedigung.) Soll das Theater. das

allem Volk offen ficht. denn erziehenj mißgbnne man ihm nicht den Lehr-  
.toff von Volksschulen. Die Bildung derert die höher fieigcn. braucht nicht  
das Theater. ÜN

?(72

Hermann Heffe:

Hier in aller Kürze meine Antwort auf Ihre drei Fragen:

I. „Welchen Einfluß hat das Theater auf Ihre ethifche und äfihetifrhe  
Bildung ausgeübt?“

K e i n e.

II. „Bringt das Theater kulturell erzieherifche Werte in fich?“

I a.

[II, „Ift es zu erwartenj daß unfer modernes Theater diefe Auf-  
gaben erfüllt?“

Nein.

XW:

Franz Blei:

Wo man im befien Falle aus der Hiftorie nur die Gefefmäßigkeit  
des Gefchehenen einfehen und daraus über die Gefefmäßigkeit  
des Werdenden und Künftigen keine Kenntnis erwerben kannR  
die mehr ifi als gröfbie Allgemeinheit. fo bleibt nichts anderes  
übrig, als daß man gläubig wartend vor dem itehtf was  
wird. wenn defien Verlauf auch aller Erfahrung widerfpricht  
und alle Vorliebe beleidigt. Also: man will unferer Zeit. der man  
unausgefeßt die Kulturlofigkeit vorwirftj damit Kultur beibringenj daß  
man beim Ende anfängt. ihr die feinfien Dinge kultivierten Lebensj defien  
letzte Ergebnifie vorfeßt- in der Annahmej daß der Barbar die fehlende  
Vorausfeßung: die Bildung die durchformte Gefelligkeit und den  
ficheren Gefchmack, fchon felbft entwickeln wird. Man ferviert  
dem Bauer die Delikatefien aller Zonen: er wird fchon lernen-  
ob man fie mit Gabel oder Mefier ißt. Sicher: zwifäjen den  
Anfchauungen unferer Künfie und den Lebensformen der Menge

## Die kulturellen Werte des Theaters

gähnt ein Abgrund; Stimmen schreien herüber. hinüber. man verfieht sich nicht. Ein paar versuchen zu springen. drüben. herüber, fallen in den Abgrund. Die drüben sprechen in dem gewiffen Ton vom Publikum. die herüber von den Narren auf der andern Seite. Wenn es überhaupt zum Verfiehen kommt. ist es ein Mißverfiehen. weil sich die Snobs zu Mittelsperfonen machen.

Das ist verwirrend. oft lächerlich. war nie Art einer Kulturbildung. aber: es wird so fein müffen.

Die alten Kulturen waren - tausendmal ist's gefagt -- immer nur die Angelegenheit. die Äußerung einer Elite: Befiß und Bildung waren in e i n e r Perfon. Da dies nun nicht mehr so ist. und in den heutigen Formen der Wirtschaft auch nicht herzufilellen ist. follen uns auch die alten Kulturen als ewig vorgehaltene Beifpiele nicht mehr beläftigen wollen. Es find neue Bedingungen. die sich in neuen Formen ausdrücken werden. Man soll uns mit der Renaiffance in Ruh laffen. einen Großhändler von heute nicht mit der Erinnerung der Medici plagen. den Damen von Berlin W nicht den Salon der Dudeffand einreden. Dadurch werden sie nie lernen. ob man die Salanganen unferer Künfte mit dem Löffel oder mit der Gabel ißt. Lieber follen sie sich noch einige Jahre blamieren. Es ist nicht so schlimm. Die Nichtstuer haben hier kein Wort. Nur die Tätigen. Die alles einschließende ästhetische Formel der letzten zehn Jahre war ein Irrtum.

Wo alles Wirtschaftliche so unficher ist vom Heute auf das Morgen. nicht nur in der Klaffenteilung sich ausdrückt. sondern innerhalb der Klaffen selber. wo heute in einer neuen Erfindung Riefenkapitalien investiert werden. die morgen eine andere Erfindung vernichtet - wo soll da Ruhe. Behagen. Sammlung. Gefelligkeit werden. als welche Voraussetzungen des kulturellen Lebens sind? Da werden die Künfte: Freude der Künstler selber. Snobismus der Nichtstuer. Schwäßer und schlechten Erben. die gelegentliche Abreaktion des vom Tagesgeschäft Müden. Also: ftille feine Bücher. grelle Kunststücke. Metropoltheater (oder Brahm oder Reinhardt: was gerade ..die Novität" ist).

Das muß so fein. Man muß damit zurecht kommen. Wer da schimpft. weißt oder sich zurückzieht. der liebt das Leben nicht. Alles gehört zum Ganzen. Der jätende Gärtner wirft das Unkraut auf einen Misthaufen. aber auch der gehört zum Garten. Wohin in aller Welt soll man das fogenannte Schlechte dennfiecken als wieder nur in die Welt. aus der es genommen ist.



Die Menge ist gern beifammen und zu möglichst viel. Auch beim Kunstgenuß. Das hat viele Gründe, die hier nicht weiter zu erwähnen sind. Diese Neigung der Menge gibt dem Theater seine Stellung in der ersten Reihe der Künste. vom Publikum aus. Auch von der Kunst aus könnte dem Theater diese Stelle in der ersten Reihe zukommen; das viele ist hier in einem gegeben. das kein willkürliches. sondern ein organisches ist; der Vorgang: für die Leidenschaften und Energien der Zuhörer. das Bild: für die Augen. das Spiel: für die übrigen Sinnlichkeiten. Keine andere Kunst hat das. Keine hat deshalb auch größere Schwierigkeiten reizvollster Art zu überwinden.

Das Theater scheint mir der sicherste Gradmesser für die Vorbereitung der Menge zu sein. für die kulturellen Möglichkeiten. Und wird dadurch das stärkste Mittel zur Erziehung dieser Menge. Wenn man die Moral nicht als Bürgertugend und polizeiliches Unbefehlensein auslegt. wenn man endlich einmal diese Dilettantenphrase von der moralischen Indifferenz der Künste aufzugeben sich entschließt. dann wird jeder das Theater als moralische Anstalt erkennen. Den Künstler bildet seine eigene Kunst. sie bestimmt ihn. sie charakterisiert ihn. Das gleiche wirken die Künste auf den Nichtkünstler. die Menge. Nicht zu jenem „guten“ Menschen macht den Künstler sein Kunstwerk. nicht zu braven Bürgern macht das Theater die Menge: solche Wirkungen gelingen nicht einmal den himmlischen und irdischen Gefäßbüchern. die mit stärkeren Mitteln arbeiten. Aber die Kunst steigert das Wesentliche. sei es wie immer. sie differenziert den Charakter. lockert. löst. bindet neu. zeigt Möglichkeiten. Leben. wirkt Taten aus. Beim Raubmörder findet man den Schauerroman. Napoleon lieh den Werther . . . Und das Theater verfügt unter den Künsten über die meisten Mittel solcher Wirkung. Es ist die erste moralische Anstalt.

Hier der Parvenü. die Spekulation. die Arbeit. die Macht. die Brutalität und der rohe Wiß - dort die Delikaten. die durch alle Kulturen gereiften. die Anforderungen der Künste: es wird schon über alle Unzulänglichkeiten und Lächerlichkeiten zu einem Jneinander kommen. zum großen Schmerze des Snobs. die dieser vorläufigen Trennung ihre Erfahrung verdanken.

Wann das sein wird? Nach dem bevorstehenden großen Konkurs der falschen Werte. In ein paar Jahren.

Die kulturellen Werte des Theaters

XW:

Wilhelm von Scholz:

Ich muß Ihre Frage enger fassen, um sie beantworten zu können.

Das Wort „Theater“ begreift Grenzformen in sich, die allzuweit voneinander abstehen, als daß irgend etwas Eindeutiges, im Hinblick auf Ihre Umfrage, darüber zu sagen wäre. Ich will statt vom Theater nur von der Bühnendarstellung großer dramatischer Werke sprechen.

Dessen Einfluß war schon früh lebhaft und stark auf mich. Nirgends wurde so, wie etwa bei der Aufführung Schiller'scher Tragödien, hoher Sinn in mir geweckt und mein Wollen auf große Ziele gerichtet. Das Leben, das über das Empfinden hinausliegt, das Leben der Tat, des Wollens, des Kämpfens, hat zuerst von der Bühne herab zu mir gesprochen. Es fand meine tiefsten menschlich-künstlerischen Erfütterungen gewoben, als ich später staunend die Welt der großen Dramen im Spiel des Lebens wieder erkannte, als ich Spiegelbild und Urbild einander gegenübertraten sah.

Das Drama, das aus dem tiefsten, stärksten Wollen der Menschheit erwächst, aus den Tatkonflikten, die das Leben uns hinwirft und die groß, rein, ohne Ausweichen zu lösen, der überwirkliche, ideelle Sinn in uns verlangt, vermag dies hohe Wollen auch weiterzuleiten und zu wecken. - Bis ins Äußerliche geht diese Einwirkung des Dramas. Ich habe oft junge Leute aus dem Theater kommen sehen - mit einem feierlichen Schritt, einer vielleicht komischen Geste von Pathos, die ihnen sonst fremd war. Sie waren erfüllt von Persönlichkeitsanregungen, die sie steigerten und über den Bereich ihrer Alltagsinteressen erhoben. Wiederholen sich solche Erregungen, so wandelt sich die Persönlichkeit langsam dauernd nach ' ihnen und wird wertvoller.

Das moderne Theater - hier nehme ich das Wort im Sinne der Umfrage - erfüllt seine Kulturaufgabe genau insofern, als es dem Drama großen Stils, dem klassischen und dem werdenden, dient und sich mit all seinen Mitteln ihm unterordnet. Es verfehlt sie überall dort, wo es sich selbst vordrängt und die Stücke nur als Vorwand nutzt, um an ihnen seine eigenen Künste zu zeigen,

W WW

XW:

A. Fitger:

Das Theater hat zu Zeiten in meinem Leben eine große Rolle gespielt zu Zeiten war es mir fast bis auf die letzte Spur entchwunden. Die ersten Vorstellungen einer kleinen wandernden Truppe, die ich in meiner Heimatstadt Delmenhorst sah: „Käthchen von Heilbronn“ und „Preziosa“. erregten mich unbändig, und obwohl ich kaum zwölf Jahre alt sein mochte, bemühte ich mich, meinerseits aus Gefchwiern und Spielgefährten eine Truppe zusammen zu bringen, um aus dem Gedächtnis auch das Käthchen und ein anderes Ritterstück zu spielen, in dem ein famtener Pantoffel irgend ein verhängnisvoller Gegenstand gewesen sein muß; aller eigentliche Inhalt ist in meinem Gedächtnis entchwunden. Epoche machten aber zwei Besuche im Bremer Stadttheater; eine Aufführung des „Freischützen“ und Emil Devrient als Rubens in Madrid. Den Zettel bewahre ich mir noch als Reliquie auf; ich war völlig in eine Traumwelt entrückt. Der bewunderte Emil Devrient und noch dazu in der Rolle eines Malers! Fast wäre ich übergechnappt vor Begeisterung.

In meiner Gymnasialzeit war in Oldenburg ein vortreffliches Hoftheater, über dem noch der Glanz von Julius Mosens so herzbrechend endender Dramaturgie schwebte; aber da meine Schulzeugnisse immer entsetzlich schlecht waren und ich nur in den beiden brotlosen Fächern: Zeichnen und Rezitieren deutscher Gedichte eine Nr. 1 aufzuweisen hatte, so war mir der Besuch des Theaters, trotzdem er für Schüler nur 25 Pfennige kostete, selten erlaubt. Unvergesslich werden mir die beiden Teile von Shakespeares „Heinrich VI.“, „Hamlet“ und „Faust“ mit der Seebach als Gretchen sein. Jugenderinnerung ist ja freilich keine Kritik; allein ich wüßte mir auch heute, wenn ich alles recht überdenke, nichts Vollenderes als jenen Falstaff und jenen Prinzen Heinz, und ich hatte als Siebzehnjähriger gar nicht übel Luft, mit der Flamme meines Herzens, die noch dazu die Tochter eines Schauspielers war, durchzugehen und auch Schauspieler zu werden. O heiliger Thespis, wie würde ich mir vorkommen, wenn ich jetzt vielleicht noch den alten Moor spielen müßte! Als ich die Akademie in München bezog, nahm die Malerei natürlich den ersten Rang in all meinen Bestrebungen und Interessen ein, und das Theater trat weit in den Hintergrund; das Drama noch mehr als die Oper, die

Die kulturellen Werte des Theaters

mir damals als etwas Neues aufging und mich zu dem anbetenden Verehrer Mozarts machte, der ich bis auf den heutigen Tag geblieben bin. Das große Ereignis meiner Münchener Zeit war die Schillerfeier 1859 und der Vortrag des Liedes von der Glocke, mit dem die alte Frau Sophie Schröder, die noch in Schillers Zeit hinüberreichte, das Publikum zu heiligen Tränen rührte.

Als ich meine Studien in Antwerpen fortsetzte, verfiel das Theater ganz; nur zweimal bin ich feinetwegen nach Brüssel hinübergefahren: einmal um die Ruffini zu sehen, die trotz der schlechten Stücke, die sie spielte, einen überwältigenden Eindruck machte, und einmal um Frau Miolan Carvalho als Rosine im „Barbier“ zu hören. In Rom ging man nur (eine prachtvolle Aufführung von Schillers Maria Stuart im Theatre Valle ausgenommen) in das Volkstheater Vallato, obwohl es darin von Flöhen wimmelte und so stark, daß mein Freund Hans Kugler meinte, wenn man das Haus abriffe, würde der Gestank noch drei Tage wie ein muffiger Block stehen bleiben; aber gespielt wurde vorzüglich. Als Kuriosum sei hier erwähnt, daß ich auch einmal in einem Sommertheater, das auf dem Grabe des Augustus errichtet war, eine Vorführung von Onkel Toms Hütte gesehen habe.

Es heißt oft, daß man, um das Theater wirklich zu genießen, Habitus fein müffe; wer nach langer Pause wieder ins Theater komme, habe tausend Dinge zu tadeln, ja, finde oft die illusionären Mimen unerträglich. So ging es mir, als ich nach Deutschland heimkehrend den ersten Winter 1865-66 in Wien verlebte und dort die weltberühmte Burg besuchte. Ich kann nicht sagen, wie enttäuscht ich war. Dieses deklamierende Pathos, diese gepreizten Gebärden! Aus dem Wallenstein bin ich nach dem zweiten Akt fortgelaufen; erträglich waren Scribe und Bauernfeld; aber man geht doch nicht ins Wiener Hofburgtheater, um Scribe und Bauernfeld erträglich zu finden.

Nach langen Jahren völliger Teilnahmlosigkeit berührte ich mich erst wieder 1870 in Bremen mit der Bühne und dramatischer Dichtung, und zwar etwas in dem Genre meiner kindlichen heimatlichen Direktortätigkeit, indem ich Stübe schrieb, einstudierte, ich selbst natürlich die dankbare Rolle. Regie führte usw., auch gelegentlich einen Feßel Dekoration, z. B. die Mosesstatue Michelangelos oder Raphaels Sirtinische Madonna als Transparent malte. Das alles bewegte sich in dem zwar sehr großen, doch anspruchslosen Rahmen eines Vereins, mit dem ich zu jener Zeit herzlich befreundet war. Aber im Grunde ging die Sache mich

A. Fitger

tiefer an, als daß mir die Belebung eines einzelnen Feftes genügt hätte. und ich fchrieb ein leibhaftiges. fünfaktiges. für die Bühne berechnetes Trauerfpiel. Den üblichen König Saul hatte ich mit Ausfchluß der Öffentlichkeit bereits in Rom abfolviert. nun kam ein Kaifer Heinrich 17. dran; zwar nicht ein eigentlicher Heinrich 17.. diefer war relativ Nebenperfon; der Held des Stückes war Adalbert von Bremen. der große. kulturkämpferifch gefimmte Erzbifchof. Das Stück wurde am Hoftheater in Oldenburg und Stadttheater in Bremen aufgeführt und hatte bei den Landsleuten einen großen lokalpatriotifchen Erfolg. Na ja! Aber ich fühlte doch Luft und Liebe erfiarken. und ich fchrieb bald darauf die „Het-e“. die zuerft mit der Geißfinger in Leipzig gegeben wurde. und deren Erfolg fich dann freilich nicht auf das landsmännifche Kirchturmrayon befchränkte. Die fchönfte Errungenfchaft. die ich der „Here“ verdanke. ifi die Gunft. die der Herzog von Meiningen. der das Stück alsbald in das Reiferepertoire feines Hoftheaters einreihen ließ. mir gewährte und wandellos bewahrt hat. Was folche Gunft. abgefehen von ihrer rein menfchlich -perfönlichen Seite. äfihetifch zu bedeuten hat. das wird nur der völlig zu würdigen wiffen. der mit den künftlerifchen Grundfäßen und Intentionen des hohen Herrn näher vertraut werden durfte. der mindefiens jene unvergleichlichen Schöpfungen der Meininger Bühne in ihrer Glanzzeit genoffen hat. Durch die Meininger wurde mir das Theater zu einer ganz neuen Welt; da erft fühlte ich: Als ein dienendes Glied. das felber kein Ganzes werden kann. an ein Ganzes fich anzufchließen. fei das wahre Wefen der Kunft. nicht nur der theatralifchen.. nein. jeder Kunft überhaupt. und wenn von einer ethifchen und äfthetifchen Bildung. welche das Theater etwa auf mich ausgeübt haben follte. hier die Rede ift. fo muß ich folche erziehende Wirkung im wefentlichen von dem Augenblick an datieren. da ich mich der Meininger Bühne und ihrem erlauchten Protektor und epic-iron rectol\* nähern durfte. Die gegenwärtige Umfrage fcheint mir nicht auf eine Darfiellung der theatralifchen Karriere der einzelnen Autoren gerichtet zu fein; darum breche ich hier den Bericht über das Schickfal meiner weiteren Stüäe ab. Ob das Theater einen Einfluß auf meine Bildung ausgeübt hat. ifi nach dem oben Gefagten keine Frage; denn das Theater an fich ift ja nur eine Erfcheinungsform der dramatifchen Dichtung. und es dürfte nicht leicht eine Seele geben. auf welche diefe Dichtung nicht einen unbereäfenbaren Einfluß gehabt hätte. Ich glaube. fie wirkt von allen Dichtungsarten. ganz abgefehen von der

## Die kulturellen Werte des Theaters

Bühne, am stärksten, und eine Sprache, die es nicht bis zum Drama gebracht hat, wie z. B. die hebräische oder persische, leidet erheblichen Mangel. Ich selbst kenne viele der berühmtesten Dramen nur aus der Lektüre; andere habe ich in einer so unzulänglichen Bühnendarstellung gesehen, daß sie mir geradezu gefchunden und gerädert erschienen z. B. Goethes Iphigenie; und wiederum gewährte mir manche Bühnendarstellung Vergnügen an Werken, welche zu lesen mir unmöglich wären; z. B. Robert und Bertram. So lassen sich im einzelnen wohl die Wirkungen von Dichtung und Aufführung auseinander halten; aber im allgemeinen fließen sie doch stets ineinander über.

Wenn man aber bedenkt, daß Tausende zur Lektüre eines Dramas nicht die nötige Phantasie mitbringen, die ihnen das Gelesene sofort in anschauliche Bilder von Himmel und Hölle, von Sonnenschein und Sturm, von Palast und Hütte überführt, und daß diese Tausende deshalb gar leicht den ganzen unermesslichen Schatz dramatischer Dichtung ungehoben auf sich beruhen lassen, dann ist das Theater als einziger Vermittler gar nicht hoch genug zu schätzen. Eine unserer allerstärksten Kulturmächte haben wir in ihm zu verehren. Ich habe doch selbst, als ich hinter den Kulissen neben einem wachhabenden Feuerwehrmann stand, diesen bei einer ergreifenden Stelle in den bittersten Tränen aufschluchzen sehen. Das ist doch die Wirkung, die der Dichter angestrebt hatte, und die ohne die Aufführung sicher nicht eingetreten wäre. Und ebenso wertvoll wie die tragische ist die komische Wirkung. Wer lacht denn bei der Lektüre eines Lustspiels, ja, wer liebt denn ein Lustspiel? Die Bühne aber bringt den Segen reiner Freude. Und im Lustspiel bringt sie ihn noch öfter als in der Tragödie. Vollends in der Oper. Der kostbare Hort der Oper erflutet ja nur durch die Bühne, auf der Bühne. So schätze ich prinzipiell das Theater als einen hochwichtigen Faktor in der Bildung unserer Zeit.

Wie freilich im Einzelnen, tatsächlichen dieser Faktor beschaffen sein mag, das entzieht sich meinem Urteil. Ein eifriger Theaterbesucher bin ich nie gewesen, und seit Jahren kaum noch Bremen verlassend, komme ich selbst in Bremen nur sehr selten in die Loge. Seit zwanzig Jahren habe ich nicht ein einziges der aktuellen Stücke der Saison gesehen und die berühmten Namen ihrer Autoren sind mir nur Namen. Ich glaube, außer meinen eigenen Stücken ist der „Fechter von Ravenna“ die jüngste Tragödie, die mich ins Theater gezogen hat. Man kann eben nicht den ganzen Tag als fleißiger Maler tätig sein, und noch abends Sammlung

.!-  
A  
- . . .  
, n \_ .; .nh  
c a . V  
x .. x  
. 7-( V  
l  
l a  
'- v\  
. K  
.   
u ,,w.  
.~ÖNÄ-,>  
..,\* ,, „W „NP-„WWW

'F I) .  
ÖMZ.“  
HIM? „W,  
.F1 u. .,lu\  
re f". l  
®w%.na  
T IWW  
L r.  
owd  
no.“ .  
.n an.“ N ,.  
r AIG.U.IFQ  
BWrNmg  
...le  
s o.. gg  
Nsdm a  
oUllttql  
a-"loll  
[N6. FKK-..W  
P ICOM\*

Tin'



für den Tempel Melpomenes und Thalias haben. Darum muß ich für die Frage, welche erziehende Wirkung von dem speziell modernen Theater zu erwarten wäre, mich leider inkompetent erklären. Aber warnen möchte ich wohl im allgemeinen vor der allzueifrigen Gründung neuer Theater: wenn die nötigen Finanzen auch zu beschaffen find, woher sollen all die nötigen Talente kommen? Der Vorrat eines Volkes an theatralischen Talenten ist doch nicht unbegrenzt.

Y .

ALL:

Hedwig Dohm:

Die erste Frage: „Welchen Einfluß hat das Theater auf Ihre ethische und ästhetische Bildung geübt?“

kann ich nur dahin beantworten, daß - soweit mein Erinnern zurückgreift - das Theater einen wesentlichen Einfluß auf mich nicht gehabt hat.

Die zweite Frage: Ob das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt - ist selbstverständlich zu bejahen. Die starken sozial-ethischen Wirkungen hervorragender Bühnenwerke springen in die Augen, wenn auch hier die Meinungen, welche sozialen Wirkungen zugleich den Anforderungen hoher Ethik entsprechen, auseinandergehen. Viele sehen ja heute noch in der französischen Revolution nichts als einen Knäuel schwarzer Greuel. In manchen Mädchenchulen wird es noch so gelehrt.

Eine Rede im Reichstag wirkt, ungleich stärker als ein Leitartikel in der Zeitung über dasselbe Thema. Erkenntnisse, Reformbestrebungen, die in wissenschaftlichen Schriften - es können auch populäre sein - niedergelegt werden, bleiben lange Zeit hindurch nur ein Befiz kleiner Kreise fortgeschrittener Menschen. Ein Funkenprühen durch Nebel.

Bemächtigt sich die Bühne dieser Erkenntnisse, dieser Reformideen, so gewinnen sie gewissermaßen einen Leib. Vor den Augen der Zuschauer entwickeln sich mit psychologischer Folgerichtigkeit aus Wort und Idee Handlung und Tat. Das Funkenprühen wird Flamme.

„um,

.- '

.. \*-

6 81

## Die kulturellen Werte des Theaters

Zuweilen wirkt ein geniales Bühnenwerk geradezu wie ein Scheinwerfer, der mit seiner faszinierenden Leuchtkraft dunkle Nächte tagklar erhellt. Ein drastisches Beispiel dafür sind Ibsens „Gefpenfier“.

Das gedruckte Wort verhält sich etwa zur Bühnenwirkung wie eine Konturzeichnung zu einem farbigen Gemälde. „Die Vielzuvielen“, die die Kultur doch zur Durchführung ihrer Pläne braucht -- werden durch die Zeitfärbung nicht gepackt.

Man hat behauptet, daß die Aufführung der „Hochzeit des Figaro“ von Beaumarchais das Signal zum Ausbruch der französischen Revolution gab. Die Aufführung der „Stummen von Portici“ soll in Italien einen Aufruhr angezündet haben.

Ein Scheinwerfer war das russische Drama: „Der Revifor“, der die bodenlose Korruption des russischen Beamtentums vor aller Welt in grelles Licht rückte.

Zur Unterminierung der heutigen Eheform haben die Ehebruchs-dramen wesentlich beigetragen.

„Don Karlos“. „Kabale und Liebe“. Hebbels „Maria Magdalena“ - wie blüßartig mögen sie in die Rückständigkeit ihrer Zeit eingeschlagen haben, natürlich immer unter dem Widerspruch derer, denen Ruhe die erste Bürgerpflicht ist.

Von dem erzieherischen Kulturwert der ästhetisierenden und ethisierenden Kraft klassischer Bühnenwerke zu reden, erscheint überflüssig.

Dramen von rein poetischer Schönheit, wie die Dramen von Hofmannsthal oder Maeterlinck, nähern sich in ihrer ästhetisierenden Wirkung den klassischen Werken an.

Auch die dritte Frage: „Ist es zu erwarten, daß unser modernes Theater diese Aufgaben erfüllt?“ dürfte unbedingt bejaht werden. Nicht nur ist es zu erwarten, die moderne Bühne hat bereits bemerkenswerte Proben ihres Willens und Könnens geliefert.

Wieder nenne ich in erster Reihe die „Gefpenfier“. Gewiß, längst vor Ibsen hat man in Büchern und Broschüren - neuerdings auch in Vorträgen - auf die Folgen hingewiesen, die physische oder geistige Verkommenheit der Eltern auf die Nachkommenschaft übt. Ein Funken-sprühen, Ibsens Sturmdrama entzündete ein Feuer. Es ist recht eigentlich die Tragödie, die Furcht und Mitleid erregt.

Möglicherweise ist es zum Teil Ibsen zu danken, daß man in neuerer Zeit ernstlich Gesetzesvorschriften in Erwägung zieht, die berufen sind, die Art an die Wurzel des Übels zu legen.

Als Bühnenwerk von ftarker fozialethifcher Wirkungs- und Werbe-  
kraft bezeichne ich Hauptmanns „Weber'Z „Hanneles Himmelfahrt“,  
„Rofe Bernd') das „Friedensfeft“,  
Für ein kulturerzieherifches Werk halte ich auch „Frühlings Er-  
wachen“ von Wedekind, von dem konfervative Elemente der Gefellfchaft  
fich mit Schandern abwenden, darunter Mütter- deren Söhne möglicher-  
weife wie Moriz Stiefel zugrunde gegangen find\* oder zugrunde gehen  
können.

Wie viel Schriften find nicht über Pubertätsgefahren und Sexual-  
pädagogik gefchrieben worden.

Ein Funkenprühen.

„Frühlings Erwachen“ fchreibt ein flammendes Menetekel in das  
Hirn der Gefellfchaft. Freilich erzieherifche Konfequenzen hat der  
Dichter aus feinen Entfchleierungen nicht gezogen. Diefes Drama fieht  
noch aus. Wedekind wird es fchwerlich fchreiben.

Auch Sudermanns „Ehre“ und „Heimat“ gehören in die Kategorie  
der kulturerzieherifchen Theaterfücke. Vielleicht dürfen wir in Zukunft  
auch auf Bernhard Shaw rechnen den Gedankenlefer par excelwnce,  
den genialen Sezierer, der Hirn und Herz der MenWen bloßlegt.

Daß die Wirkungsmöglichkeiten des Theaters bei weitem noch nicht  
ausgefchöpft worden find- glaube ich. Daß die Bühne ein Areopag fein  
könnte, mitberufen den Kultur-ideen der Zeit zu ihrem Recht zu verhelfen-  
liegt im Bereich der Möglichkeit,

Gufiav Falke.- I

Dörten . . . . . Erzählung,  
Schluß.

Wie hatte Dörten fiä) gefreutx als Hinnerk wieder in Schönboeken auftauchte. So hatte sich nur noch ol Trina Meefch gefreut. Nun brauchte Dörten ihr Schuhzeug doch nicht mehr zu „Laus“ nach Mühlenbeck zu bringen. Hinnerk hatte feinen Schufierfchemel kaum zwei Tage in Schönboeken aufgestellt- da hatte Dörten schon Arbeit für ihn.

„DagX Hinnerki“

„Dag, Dörten!“

„Nat büfi wedder dor?“

„Dat fchalls ja wol( wohr warrn.“

Das war die erje Begrüßung gewefen. Und dann hatte ..Dinner-\_k Dörtens Säynhe kritifch betrachtet und das gelaffene Wort gefprochen:

„Lüfter ifi din Fot ok nich worrn.“

„Wo fchall he wollt“ hatte fie etwas empfindlich geantwortet.

„Mit de fin Hamburger Dams könnt wie hier nich konkurrieren.“

Da hatte er gelacht und gemeint7 mit den feinen Hamburger Damens hätte er auch nichts im Sinn. Er hätte allzeit Heimweh nach Schönboeken gehabt und wäre nun frohe wieder zu Haufe zu [ein.

„Nu loop man düchtig Schoh af- dat de Draht nich kolt ward.“

„Dat will'k dohn7 Hinnerk. Ick gah all Sündag to Danz.“

„Deern- en beeten klöger büit doch worrn.“

„Dat fchail ick woll meenen.“

Das war die erfte Unterhaltung mit Hinnerk gewefen. Dörten hatte nachher zu ihrer Mutter gefagt: „Wat is he doäy förn netten Minfäpen worrn.“ ..

Ia- fo war es früher. Und jetzt? Reini Dörten war nicht feftlicher Stimmung, Aber als der große Tag kam, wo Jochen Schröder fein Tuthorn für Möhlenbeck reinigte- und Fritz Frahm feinen Grüngetupften malerifch um den mageren Hals legte- fiand Dörten in ihrer kleinen Kammer vor dem halbblinden Spiegel und pußte sich mit ihrem bißchen Puß nmftändlich heraus. Sie |e>te einen alten plumpen Schildpatt-

Gufiav Falke: h Dörten

kamm in ihr volles Haar und legte eine große Bernfteinkette an. die gut zu ihrer breiten und vollen Gefalt paßte. Sie hatte eine dünne weiße Blufe und einen fchlichten. dunkelgrauen Rock. dazu einen fchönen roten Unterrock. was-alles ihr prächtig und feftlich dünkte. In den Gürtel wollte fie unterwegs ein paar Kornblumen ftecken. Drei blutrote Phantafierofen zierten ihren fchwarzen Strohhut. So geputzt. würde fie fich vor Lene Staak nicht zu verftecken brauchen. Die hatte nur ihr weinrotes Wollkleid mit dem fchwarzen Lißenbefaß. das fie Sommer und Winter zum Ausgehen anzog. Das leßte Mal. bei Philipp Ofiermann in Rohrhagen. war der Stoß durchgefcheuert gewefen. und Lene hatte mitten im Tanze aufhalten und die Stoßliße abreißen müffen. Karl Negen-dank follte fie zwar abgetreten haben. aber er betritt es entfchieden. Er war auch wohl im Recht gewefen. Lene war unordentlich genug. Das war fie fchon in der Schule gewefen. Es wäre nicht verwunderlich. wenn die Liße heute noch nicht wieder angenäht wäre. Hinnerk follte fich nur vorfehen. ..De Mann kann nich fo veel in de grote Döhr inföhrn. as de Fru ut de lütt Döhr rutdreegen kann.“

K tk sie

Alles. was Schönboeken an Tanzbeinen zu fiellen hatte. ging am Sonntag Nachmittag auf den Weg nach Möhlenbeck hintereinander her. Das heißt. der Grüngetupfte hielt fich an Jochen Schröders Seite. Hinter diefen beiden aber. nicht wiffend. ob fie fich anfchließen oder lieber zurückbleiben folle. ging Dörten. Hinter Dörten aber pfiff eine lujige Stimme: ..Fifcherim du Kleine“. Das war Hinnerk Schofier.

Hinnerk pfiff fo laut. daß Dörten es hören mußte. Täte fie nun. als höre fie es nicht. und ginge obendrein mit dem dummen Bengel da vorne. ob er fich dann wohl fir ärgern würde?

Aber da. wo die Boeker Au in einem weiten Bogen an den Möhlenbecker Weg herankommt. treffen fie alle zufammen: Jochen Schröder ift 'Lehen geblieben. wie er es immer tut. wenn er etwas Wichtiges zu erzählen hat.

..Dat is de Dodenkuhl.“

Jochen zeigt mit feinem Tuthorn. das in einem fchwarzen Lafiingbeutel fteckt. aufs Waffer.

..Dodenkuhh warum Dodenkuhl?“ fragt Fritz Frahm.

..Dor is mal en Deern in verfupen.“

..En Kind?“

Dorten Guftav Falke

„Ne. en grote Deern. ut Boek.“

„Ill das fo tief hier?“

„Dat mütt woll. Sünfi harr fe fik woll en anner Flach utföcht.“

Und dann erzählt Iochen die Gefchichte von Stine Asmuffen. die mit dem Pafioerenfohn aus Hinfchendorf ein Verhältnis gehabt und fich hier ertränkte. als er fie in ihrer Not verließ. Iochens Vater war noch mit ihr zufammen in die Schule gegangen.

„Se wär en bannig hübfche Deern wesen. mit 'n lütte Musplacken be de Näs rüm. - He fchall nich veel dögt hebben.“

Es war eine alte Gefchichte. die aber noch immer von Mund zu Mund ging.

Eine Liebestragödie auf dem Lande? Friß Frahms Phantafie bekommt Dampf. Sie arbeitet gewaltig. Aber da kommt Dörten Plückhahn langfam heran. und Stine Asmuffen liegt wieder vergeffen in „de Dodenkuhl“,

„Süh. Dörten!“ rief Jochen. „Büfi jümmer achterran wesen?“

Und da kam ein fchneller leichter Schritt. -

„Süh. dor is ja Hinnerk Schofier ok all. Nu kümmt fe jo woll all tofamen.“

Und Fritz Frahm nahm den Hut ab vor Dörten und dienerte und warf den Grüngetupften mit einer läffigen Bewegung über die Schulter zurück. Und Dörten wurde rot. wie die Rofen auf ihrem Hut. und ftrich mit der Hand ein paarmal an ihrem Rock herunter. ganz unnötigerweise. denn er fchloß fich glatt und prall um ihre runden Hüften.

Hinnerk Schofter wollte von der Toteukuhlengefächte nichts wiffen.

„De Lüe fnackt allerhand torecht. Dor kann ja gar keen Minfch in erfupen.“

„Dat is 'n orig Loch.“ verteidigte Ioäfen die Möglichkeit.

„Und fpöken fall fe hier ok noch.“ Hinnerk lacht überlegen. der aufgeklärte Hinnerk. „Ii fünd all ol Wiewers!“

„Segg dat nich. Hinnerk.“

Iochen ift überzeugt. daß es allerlei zwifchen Himmel und Erde gibt. wovon unfere Schulweisheit fich nichts träumen läßt. Man fieht es feinem Gefiht an. Friß hätte es auch lieber gefehen. Stine Asmuffen läge wirklich da unten im Loch und erfchiene nachts dem einfamen Wanderer. wehklagend und warnend vor firäflchem Umgang mit ungeratenen Pafioerenföhnen. Aber die Welt wird immer nüchterner. Das Roman-tifche fiirbt immer mehr aus. Wie viel Poefie liegt im Aberglauben.

Gufiav Falke: \_\_\_\_Dörten

Stine Asmuffen könnte fiä) wirklich verdient machen nach ihrem Tode und gern ein wenig fpöken.

Dörten aber dachte:

„Wenn di dat ok mal fo gahn dä, O Gott. o Gott. nel“

Sie warf einen ängstlichen Blick nach dem Waffer. das fo unfchuldig und munter dahinfloß. Nur ein paar Weiden legten einen dunkleren Schatten auf den klaren Spiegel der Au.

„Heft di ja bannig fin makt. Dörten.“ fagte Öinnerk.

Dörten lächelte etwas verlegen. „Js ok min befi.“ fagte fie in unfchuldiger Eitelkeit. Sie hatte wohl bemerkt. daß Fritz Frahm fie fchon die ganze Zeit mit prüfenden Blicken beobachtete.

Sie gehen jeßt alle nebeneinander her. in der ganzen Wegbreite.

Jochen zwifäfen Fritz und Dörten. Jeder fielt Betrachtungen über den Feftiaat des anderen an.

„Dörten. Dörten.“ denkt Hinnerk. „mit den Slipps fangt he di am End doch noch.“

\* Aber Dörtens Meinung ift: „De Bengel fñht as 'n Aap ut.“

Dagegen gefällt Hinnerk ihr gut. Er trägt einen dunkelblauen Jackettanzug. weiße Wäfcche mit Stehkragen und einen kleinen runden fchwarzen Hut. Sogar einen Zipfel des weißen Tafchentuches hat er kokett aus der Brufttafche gezogen.

„Allens für Lene.“ denkt Dörten.

Jochen ifi der einzige. der nur mit fich felbft befchäftigt ift.

„Verdamnte Hitt hüt.“ fchilt er und zieht feinen Rock aus.

„Und dorbi fchallft noch Wind maken hüt Abend.“ lacht Hinnerk.

„Dat fegg man. Ji hebbt denn Spaß und ik hev de Arbeit.“

„So fchallt ok wohl fin. Jochen. Sünft keem wohl fach keen Ball to fiann.“

\* 'k -K

Ein ganzer Leiterwagen voll Hinfchendörfer hält vor dem Blauen Engel. als die Schönboekener ankommen. Friß Blei klettert grade vom Wagen. Und Fiken Fehrs. die mit ihrem Rock hängen geblieben. kreiucht laut auf. weil Emil Meincke - Emil mit'n Poll - fich einige Dummheiten erlaubt.

Noch drei Paare arbeiten fich vom Wagen herunter. Das ifi ein Lärmen und Begrüßen. Sie kommen ja alle in der Abfirht. einmal recht vergnügt zu fein. „Nu wüllt wie uns mal fir amufeern.“

## Dörten 7Gufiav Falke

-Und es ift wirklich ein Vergnügen. bei Peter Blin>mann zu tanzen. So einen Saal gibt es nicht wieder in der ganzen Umgegend. Bei Peter Moor in Hinfchendorf tanzt es fich auch gut. und Iohannfens Saal in Süfel ift berühmt wegen der Bilder. die Gufiav Schau auf die Wände gemalt hat. Gufiav Schau ift Süfeler Kind und hat es vom Kuhjungen zum' Kuhmaler gebracht. und die Süfeler find ftolz auf Gufiav Schau. Aber zum Tanzen ift Iohannfens Saal ein bißchen zu klein. Da kann man fich im Blauen Engel bei Peter Blinckmann anders ins Zeug legen. Man kann den linken Arm in die Seite fiemmen und den rechten gerade .ausftreckem wie eine Wagendeichfel. und hat doch noch Platz zum freien Herumfchwenken. wenn man einen Puff hier und da nicht fo genau nimmt.

Bunte Bilder find freilich nicht im Blauen Engel. Die Wand ift in halber Höhe grau gefirichen. mit einem blauen Band. und die obere Hälfte und die De>e einfach geweißt. Aber Peter Blinckmann hält was auf feinen Saal. In jedem Frühjahr läßt er ihn hübfch auffrifchen. fo fieht er immer hell und freundlich aus. Und das foll ein Tanzfaal auch; ,er muß ordentlich lachen. wie die luftigen Mädchenaugen. die nach den Burfchen ausschauen. und wie die übermütigen Burfchenaugen. die die Tänzerinnen fo aufmunternd' anblitzen.

An der Rückwand von Peter Blinckmanns Saal läuft eine kurze Galerie hin. da filzen die Mufikanten und brauchen den Tanzenden nicht den Platz zu beengen. Da filZ-t Jochen Schröder mit feinem Tuthorn. und Krifiian Seidentopf mit feiner Klarinette. und der kleine dicke Karften Krüß mit der Baßgeige. Er hat ein rotes Geficht. über das er in jeder Pause ein paarmal mit einem blauen Tafchentuch hinfährt. wobei er die Unterlip'pe breit vorfchiebt und hörbar über fie hinblä't.

Der befie Mann da oben aber ift Willi Rafpe. Der fireicht die Geige. Und wie fireicht er fiel Mit energifchem Bogen hält er die ganze Gefellfchaft da unten zufammen. Eins. zwei. drei. eins. zwei. drei. Eigentlich wäre das Karf'ten Krüß feine Sache gewefen. Schrumm dideldum. fchrummideldum. Aber Karf'ten Krüß. fo gut er es macht. kann doch gegen Willi Rafpe nicht aufkommen. ..Der hat 'n Akzent in feinem Spiel. das ift einfach großartig." behauptet Peter Blinckmann. Fritz Frahm warf freilich von Zeit zu Zeit einen verlegen lächelnden Blick nach der Galerie hinauf. Wenn Willi Rafpe. kühnen Vertrauens gar zu voll. die Befimmung der Tonhöhe dem Zufall überließ. Aber Fritz Frahm hatte unrecht. hier feinen ftädtifchen Maßfiab anzulegen.



Gufiav Falke: Dorfen

Doch was fragt Friß Frahm heute nach Recht und Unrecht. Er läßt den Grüngetupften durch den Saal hinter fiä) herwehen. wie die hellen Wimpeln eines leichten Kreuzers. der auf Kaperjagd ausgeht. „Watt is dat för'n witten Botterlicker.“ hatte Fritz Blei gefragt. Und in der Tat. man konnte Friß Frahm auch mit einem Schmetterling vergleichen. der von Blume zu Blume flog. Er hatte zuerfi Dörten um einen Tanz gebeten. aber Dörten hatte ihn weggeschickt. „Unbegreiflich! Was fällt der ein.“ dachte Fritz halb geknickt. halb empört.

\* Aber Dörten wartete auf Hinnerk. Wenn fie gleich mit dem dummen Bengel tanzte. würde Hinnerk fie vielleicht gar nicht holen. und feinetwegen ifi fie hier. Aber Hinnerk tanzt zuerfi mit Lene Staak. die ohne Iohann Erikfon da ifi. und Dörten muß fich mit Iofeph Kafch begnügen. mit „lütt Iofeph“. der bei jeder Schwenkung die linke Schulter fo komifch in die .Höhe zieht und immer „dwatfche Schnärke“ im Kopf hat. Friß Frahm aber hatte eine kleine niedliche Deern aus Rendsburg erwifcht. eine Schwefertochter von Peter Blinckmann. die zu Befuch war. Die fagte gleich in ihrem fchleswigfchen Dialekt: „Das ift aber fzu fzön. daß Szie hier fzind. hier tanzen fzie alle fzo anders.“

Mit der tanzte er fich ein. und ihre Gunft gab ihm dann ein Anfehen bei Wine Gutfchmann und Life Menk. Unfere Erfolge im Leben hängen oft von den fonderbarften Umfiänden ab.

„...ße is dor mank. as de Uhl mank de Kreien.“ dachte Iochen Schröder. fchielte über fein Tuthorn hinweg in den Saal hinunter und blies gewaltig.

Tut tätä . . . tut tätä . . .

„He is fo fin. de Katt kennt em nich.“

Tut tätä . . . tut tätä . . .

„Wat he woll en utgeben deiht?“

Tut tätä . . . tutätätätä . .

-1- -1- .-

Dörten wartete noch immer auf .Hinnerk Schofier. Diefer und jener kam und tanzte mit ihr. Sie ließ fich durch den Saal fchwenken und hatte kein Vergnügen daran. Sie hätte nun auch mit Fritz Frahm getanzt. Aber Fritz Frahm war nicht in Verlegenheit. Er hatte Auswahl zwifchen Stadt und Land. zwifchen Bildung und Natur. Wine Gutfchmann war'kein übles Mädchen und hatte leichte Füße. Und Stadt

## Dorfen Gufiav Falke

Rendsburg ließ alle Fontänen der Koketterie gar lieblich spielen. I'berall im Saal flatterte der Grüngetupfte.

Hinnerk Saß fchien nur Augen für Lene Staak zu haben. Ießt freilich hatte er fie grade zu Plaß geführt. dienerte aber fchon wieder vor Gufte Prebrow.

Da kam Lene und warf fiäj neben Dörten auf den Stuhl.

„Deern. mi is all ganz düfigl Dat is ok fonn fwüle Luft hier.“

„Dat geit fach an.“ meinte Dörten kurz.

Lene wehte sich Kühlung zu.

„He hett jo noch gor nich mit die danzt. Deern. Dat is ja woll rein ut mit ji beiden.“ fagte fie kurzatmig. ftoßweife.

Dörten mußte es löffelweife fchlucken.

„Wat fchall ut fin?“ fragte fie giftig.

„Mit denn witten Botterlicker dor.“

„De fchall ok man wegblieven.“

„Dor kümmt he all.“

Richtig. Fritz Frahm kam quer durch den Saal.

„Nu fchallk wat beleben.“ lachte Lene.

Einen Augenblick fchien Fritz Frahm sich zu befinnen. aber Dörtens

Blicke. in denen der Groll auf Lene noch funkelte. fchreckten ihn ab. Schnell entfchloffen machte er Lene eine feiner fchönfien Verbeugungen.

„Gott bewohr mi.“ rief Lene. „Wenn't denn nich anners angeiht.

Eenmal övern Barg.“

Fritz aber warf Dörten einen Blick zu. der deutlich fagte: „Du haft es nicht anders gewollt.“

Dörten war dem Weinen nahe. „Dat wär n' Niedertracht von Lene.“ Zum Glü> kam Lütt Iofeph.

„Magft mi lieden.

Kannft mi kriegen.

Wullt mi hebbben?

Kannft man feggn.“

Dörten verfuchte zu lachen. aber es mißlang.

„Na. is din Pott entwei gahn?“ fragte lütt Iofeph. „Iümmer vegnögt Deern. de Tieden fünd flecht nog.“ Damit faßte er fie um die Taille.

Sie tanzten immer hinter Fritz und Lene her. Lene lachte fie über Frißens Schulter an und fchnitt Grimaffen. die Dörten nicht verfiand.

Fritz Frahm aber fand Iofeph Kafch komifch und ftellte Vergleiche

9()

Gufiav Falke: \* Dorfen

zwifchen Lene und Dörten an. Was hatte er nur an dem Mädchen fo  
befonderes gefunden. Hier waren viele. die hübfcher waren als fie;  
Wine Gutfäfmann entfchieden. Und dann diefes Ballkoftüm ftand ihr fo  
unvorteilhaft; wie konnte man fich nur fo ausfaffieren. War das diefelbe  
Dörten? Was die Kleider doch maäfen. Aber durfte er fich dadurch  
beirren laffen? Diefe Plünnen zog fie ja wieder aus. und dann würde  
fie wieder das frifche. unverdorbene und unentftellte Naturkind fein. feine  
..Urkraft". Als Goethe Friderike Brion im ftädtifchen Puß fah -- -  
..Sett di dahl. de Stohl kümmt glik." fagte Lütt Iofeph. Da faß  
Friß Frahm auf dem Fußboden und Lene Staak fchalt: ..Seh di doch  
eu beeten för. Emil."

..Wenn ji gegen uns anfuhrwarkt." war die Antwort.

..Wokeen hett fuhrwarkt? Ii hebbt fuhrwarkt!"

Lene konnte einen Streit ausfechten. fie war nicht bange.

Emil mit n' Poll warf wütende Blicke auf Friß. der fich unter dem  
Gelächter der Umfiehenden aus feiner demütigenden Lage erhob.

..Wenn he nich danzen kann. fo denn mütt he hier nich kam'n."

..Junge. Junge! Peter Blinckmann fin Parkett is glatt."

..Bliev an de Ehr. denn fallft du nich von Böhn."

„Wo keen Kerl hinfallt. dor fieht ok keen wedder op."

Das gab eine volle Fuhre Spott für Friß Frahm.

K K \*

Hinnerk war nicht im Saal. Hinnerk ftand draußen an der Tonbank  
und trank mit Ludolf Schütt ein Seidel Bier. Ludolf Schütt war  
auch in Hamburg gewefen.

„Donnerwetter, Dat is 'n anner Snack. In'n Apollofaal. nicht  
wahr. Hinnerk? Und de lütten Deerns! lunge. Junge! All fo appe-  
titlich."

Hinnerk gab das zu. ..Und die Blumenfäle. Ludolf.

Denkft du der Zeit

Wo wir noäf jung waren?

lung noch waren.

Du. mein' Marie?"

fang er.

..Magft dat nich. denn fluck dat dahl." fagte eine fette Stimme  
hinter ihm.

..Ei. füh da. Timm. büft ok hier?"

9]:

## Dorfen Gufiav Falke

Timm feste grade das kleine Spißglas wieder auf die Tonbank.

...Poll di an Tun. de Himmel is hoch. Süh. Hinnak. wo geht?“

..Jümmers op twee Been. Timm.“

Da festen sich Hinnerk und Timm und Ludolf Schütt an einen Tifaj und befielten eine Runde Bairifaj. Drei Runden tranken sie.

Timm Katterfeld bezahlte. Er hat es dazu. Er ist ein „Großer“. Er hat einen schönen Hof mit einem gewaltigen Namen. Er ist der Timm Katterfeld aus Hinfchendorf. der mit feinem Pafieren um die Kleekoppel prozeßiert und den Prozeß gewonnen hat. Das hat ihm ein Ansehen gegeben. Drei Jahre hat der Prozeß gedauert. Ja. Timm Katterfeld läßt sich nicht an den Wagen kommen. Aber er ist deshalb beileibe nicht stolz. Das zeigte sich auch jetzt. als er mit Hinnerk Schofier und Ludolf Schütt an einem Tische saß. Sie hatten im selben Regiment gedient. und die alte Kameradschaft hielt vor. wenn auch natürlich für gewöhnlich kein freundschaftlicher Umgang stattfand. .

Jetzt hatte Ludolf Schütt den Mut. dem großen Timm „Revangche“ anzubieten. Timm Katterfeld aber wollte von „Revangche“ nichts wissen.

Dann wollte man es wenigstens „ausknobeln“.

Gut.

Wohl fünf Minuten schüttelte Timm den Becher. Dann ftülperte er ihn mit einem dröhnenden Schlag auf den Tisch. so daß die Würfel nebeneinander zu liegen kamen. ohne sich zu rühren.

„Sößtein!“ rief Ludolf und griff nach dem Becher.

Ludolf Schütt hatte eine weiche Hand. Die Würfel rollten sanft auf den Tisch aus. legten sich finzig einer neben dem anderen hin.

„Beeter watt. as gornir. feh de Wolf. da freet he 'n Mück.“ lachte

Timm. Ludolf Schütt hatte nur dreizehn geworfen.

In diesem Augenblick kam Peter mit dem Bier. Er wifchte umständlich die naffen Ringe vom Tisch. und Hinnerk saß dabei und ließ ungeduldig die Würfel im Becher tanzen. Er war noch dabei. als Dörten im Gafizimmer erschien. Sie suchte ihn und sah ihn voll Verwunderung mit dem großen Timm an einem Tisch sitzen. Da getraute sie sich nicht heran und wollte grade in einem Bogen um den Tisch herum. als Hinnerk zum Würfeln kam. Das raffelte und praffelte nur so. und ein Würfel sprang vom Tisch grade vor Dörtens Füße.

„Dat hett he rut!“ fpottete Timm Katterfeld.

Dörten bückte sich unwillkürlich. aber zwei. drei Hände kamen ihr zuvor.

Da gewährte Hinnerk fie.

„Profi. Dörten.“ rief er und hob fein Seidel. Sie nickte ihm zu und ging hinaus. „Dörten!“ rief er hinter ihr her. Aber fie hörte es nicht mehr.

Er fchlug sich mit der Hand leicht aufs Knie. wie einer. der sich plötzlich einer Vergeßlichkeit befinnt. „Dat is aber doch gegen alln Anfiand.“ dachte er. „Du heft jo noch gor nich mal mit er danzt.“

Aber als er sich nachher im Saal - Ludolf Schütt hatte übrigens die Runde verloren - nach ihr umfah. war fie nicht da. Da tanzte er mit Fiken Fehrs und gleich darauf noch mal mit Lene Staak.

Lene war nicht mehr in rofiger Laune. Iohann Erikfon hatte ihr doch feft verprochen zu kommen. Es war neun Uhr und der rothaarige Schwede war noch nicht da. Er hatte fie mit Punfch traktieren follen.

Sollte ihm das leid geworden fein? Er galt für ein wenig knickerig.

Lene hatte großen Durfi. Mit Rückficht auf den zu erwartenden Punfch hatte fie bisher nur Kaffee und Braufe getrunken. Das „lap-perige“ Zeug mochte fie nun nicht mehr. und fo bat fie Hinnerk. ihr ein Glas Bier zu holen.

K \*|- e'-

Dörten war in den Garten hinausgegangen. Sie war jest ganz unglücklich. Hinnerk hatte mit dem großen Timm Katterfeld an einem Tifch gefeffen. Was war das für ein Umgang für ihn. Nun würde er die Nafe hochtragen. Er hatte ja immer oben hinausgewollt. Warum war er nicht wie die anderen zu Hof gegangen und Knecht geworden. Aber Hinnerk Saß mußte etwas Befonderes werden und mußte nach Hamburg und das Tafehentuch aus der Tafche hängen laffen und Stehkragen und weiße Manfchetten tragen.

Der Garten war halbdunkel. In den Lauben zifchelte und tufchelte es. Da faßen glückliche Paare und genoffen ihre Heimlichkeit. Sie erkannte Albert Schmidt und Gufte Klamm. Die gingen fchon feit FWeihnacht miteinander und wollten noch diefen Herbft heiraten.

Hier fühlte Dörten sich doppelt ausgefchloffen. Sie warf einen Blick in den Saal zurück. Der lange Flügelbau griff weit in den Garten hinein. Sie fah durch ein halb geöffnetes Fenfier. wie Hinnerk Lene Staak das verlangte Bier brachte. Sie [achten sich an. Hinnerk hielt

Dörten Gufiav Falke

ß

das Seidel hinter sich und schien erfi einen Bringerlohn zu beanpruchen.

Das trieb Dörten alles Blut zu Kopf. Aber Lene wehrte ab.

„Dat wär aber ok to groote Niedertracht wesen.“

Dörten sah noch, wie sie Hinnerk zunichte. Sie haßte Lene in diesem

Augenblick. Ein wehes Gefühl flog in ihr auf. Sie war dem Weinen

nahe. Um Lene bemühte er sich, sie aber ließ er links liegen.

Und selbst der dumme Bengel, der Frahm, der sie mit feiner Aufdringlichkeit zum Gefpöck für das ganze Dorf gemacht hatte, -- hier verleugnete er sie und hielt es auch mit Lene.

Doch nein. Hier hatte sie selbst Schuld. Er hatte sie gleich zuerst aufgefordert. Aber sie hatte doch erst auf Hinnerk warten wollen. Hinnerk war schuld. Hinnerk ganz allein. Aber sie wollte es ihm zurückzahlen.

Gerade mit dem dummen Bengel, dem albernen Tropf, möchte sie, ihm

zum Troß, jetzt tanzen. Sieh, so gleichgültig ist mir, was du darüber

denkst und sagst. Siehst du? Ich tanze ich sogar mit ihm.

Aber der Frahm wird schon nicht wieder kommen.

„De hett fick düsse himmelblaue Pogg ut Rendsburg angelt. Datt’

is ok von fines Minch. Dat is denn ok recht so. Dat paßt tofam.

Vornehm to vornehm und gering to gering. So hett dat fin Ordnung.

Und Hinnerk Schofter soll ok man von Timm Katterfeld laten. Wat will he mit de grooten Buuren verkehren.“

Dörten wäre am liebsten nach Haufe gegangen. Auf diesem Ball war keine Freude für sie zu holen. Aber sie scheute sich, den dunklen Weg allein zu gehen.

Es war schwül und gewitterig. Aber über den fließenden und tuschelnden Lauben fanden die Sterne. Aus dem Saal klang die Musik und das Schurren, Schleifen und Stampfen der Tanzenden durch die offenen Fenster in die Sommernacht hinaus. Was sollte sie alleine hier im Garten? Ob sie nicht doch besser wieder hineinginge? Es hieß aushalten, bis alle heimgingen. Hinnerk und Loche Schröder und Fritz Frahm. Aber das konnte spät werden.

Sie trat unwillkürlich näher und sah wieder durch ein geschlossenes Fenster in den Saal hinein. Ihre Augen suchten Hinnerk, fanden ihn aber nicht. Der saß wohl wieder mit Timm Katterfeld zusammen und spielte den großen Herrn. Aber da war Lene! Sie tanzte jetzt mit Johann Erikson. So war der Schwede also doch gekommen. Beide sahen erhitzt aus. Lene lachte übers ganze Gesicht. Die konnte schon lachen. Der ging immer alles nach Wunsch. Und dabei war sie noch so herzlos und

Gufiav Falke: Dörten

\*boshaft und lachte über andere und verfpottete fie. Nein. mit Lenen war fie von heute ab auch fertig. Alle. alle taugten nichts!

K ?|- \*

„Szie fzolten mal nach Rendsburg kommen. Es fzind fzu fzöne Bälle in der Harmonie.“

Die kleine Rendsburgerin hatte offenbar Feuer gefangen.

Fritz Frahm fühlte sich. er war in Don Juan-Stimmung. Sollte

er nach Haufe gehen mit dem quälenden Zweifel. ob Dörten ihm wirklich nur aus Schamhaftigkeit einen Korb gegeben hatte? Lene Staak hatte nämlich zu ihm gefagt: „Tanzen Sie man mal fir mit ihr 'rum. Dörten is man bloß n' bißchen fchenierlich. Das mit'n Korb hat fie nich fo gemeint.“ War das nun Gutmütigkeit von Lene gewesen. oder Bosheit? Wollte fie nur ihren „Int“ haben?

Jeßt fah er Dörten von draußen durch das Fenster gucken. mit einem höchst unglücklichen Geficht. Sofort war er bei ihr.

„Gott. watt hebb i> mi verführt!“

„Das tut mir leid. Jch habe Sie überall gefucht. Fräulein.“

„Se hebbn mi fökt? Dat bünn ick jo all wennndt.“ fagte fie fpilz.

„Warum find Sie fo unfreundlich? Einen Tanz können Sie mir doch gönnen?“

„Unfreundlich will ick nich wesen fin.“ fagte fie etwas verwirrt von diefem offenen Vorwurf, „Aber Se lopen mit ja jümmers na. und dat fchickt sich nich. Dat mag ick nich lieben.“

Da wurde nun er wieder verlegen. Sie hatte sich vom Fenster abgewandt und war in den dunkleren Garten zurückgetreten,

„Wollen Sie mir nicht einen Tanz fchenken?“ bat er. ihr folgend.

„Jck wull am leevften na Huß.“ fagte fie.

„Einen Tanz. dann bringe ich Sie nach Haufe.“

„Um Gottes willen!“ rief fie abwehrend. „Datt latens man blieben.“

Aber fie wunderte sich doch. daß fie nicht mehr Zorn auf den Sprecher empfand. Seine Stimme zitterte vor Erregung. Seine gutmütigen Augen fahen fie bittend an. So hatte sich noch keiner um fie bemüht. Sie war verlegen. verwirrt. Wie fprach er doch fchön und fließend und fo zu Herzen gehend. Der Grüngetnpfte hing ihm malerifch über die Schulter. Sie dachte an die Himmelblaue. was die wohl für Augen machen würde. wenn er nun auäj mit ihr. mit Dörten. tanzte.

Fritz merkte. daß er das Spiel halb gewonnen hatte. Sie waren

immer etwas weiter in den Garten hineingeraten. Eine dunkle Laube in der Nähe lud zum Sitzen ein.

„Sie müffen mir nicht böfe fein/' fchmeichelte er. „Aber warum find Sie auch fo hübfch.“

Sie lachte leife auf. wie einef die das beffer wiffe und auf Schmelcheleien nichts gebe. Aber es hatte ihr doch gefchmeichelt.

Sie hatten fich beide gefeßt. halb mechanifch. Dörten dachte an Albert Schmidt und Gufte Kamp.

„Ift dat in fchwüle Luft hüt nacht.“

„Im aber doch fchön. Hier wenigftens in der Laube. Etwas Ruhe tut fo wohl.“ Und er fpraäf von nordifchen Sommernächten und dent Zauber der Stillez und legte leife feinen Arm um ihren Leib. Sie nahm ihn weg und wollte aufftehen. Aber er zog fie wieder auf die Bank zurück. Und fie ließ es gefchehen. und ließ auch feinen Arm um ihre Hüften. Ihr war mit einmal fo wunderbarlich zu Sinn und fie atmete fchwer. Und in diefem Augenblick küßte er fie.

Dörten ftieß einen leifen Schrei aus und wollte fich frei machen. Aber es gelang ihr nicht gleich und fie mußte einer Flut von Kiiffen flandhalten. unter der ihr Widerftand erlahmte. Mit gefchloffenen Augen, wie gelähmt faß fie da. War fie denn ganz willenlos? Dem leifteften Druck feiner Arme gab fie nach. Ach, es war ja nun auch alles gleich. Warum follte fie fich nicht küffen laffen? Sie hatte fich ja fo oft danach gefehnt. einmal ordentlich geküßt zu werden. Das war es alfo? Konnte es einem wirklich fo gleich fein. ob man Hinnerk oder Lütt Iofeph oder Albert Schmidt oder irgend einem anderen im Arm lag? Törichte. überfchwengliche Worte. die fie kaum verfiandf klangen ihr in die Ohren.

Nachher. im Saalf überfiel fie eine heiße Scham. Sie tanzte mit Fritz Frahm einen lärmenden Galopp quer durch den Saal. glaubte Lene Staaks fpöttifäfe Augen zu fehen und .Sinner-ks verwundertes Lachen. Hatte die Nendsburgerin ni>ft die Nafe gerümpft? Sie faß grade unter der Galerie. ganz allein. Und da tanzte Lütt Iofeph mit Fiken Fehrs.

„Magft mi lieden.  
Kannfi mi kriegen,  
Wullt mi hebbn?  
Kannft man feggn.“

Ü



Mar Liebermann:  
B i e r g a r t e n,  
Text von Gabriele Reuter.

\_EMPTY\_

## Gufiav Falke: Dörten

Dörten war verchwunden. Fritz fuchte fie vergeblich im Saal und im Garten.

„Wen fzuhen Szie denn fzo eifrig?“ fragte die kleine Rendsburgerin, die mit ihrem Onkel Blinckmann vor der Tür ftand.

Im Gafizimmer lärmte noch die fette Stimme des großen Timm, und hämmernde Schläge auf den Tifch und der Klang rollender Münzen ließen erkennen, daß drinnen Karten gefpielt wurde.

„Peter, noch 'n Schampus!“ krächte eine heifere Stimme.

Ein paar junge Leute gingen grade fingend um die Hausecke:

O meine liebe Lene, liebe Lene, liebe Lene.

O meine liebe Lene, wie fchön ifi die Lieb!

Als er Dörten nirgends fand, vermutete er fie auf dem Heimweg und ging ihr nach. Er konnte fie doch nicht alleine in der Nacht naaj Schönboeken gehen laffen.

Er hatte beim Kommen nicht auf den Weg geachtet. Als er eben das Dorf hinter fich hatte, überfiel ihn der Zweifel, ob er auch recht ginge. Alles fah fo fremd aus, in diefem nächtlichen Zwieliäft. Die Sterne ftanden zwar am Himmel, aber was wollte ihr Leuchten befagen. Im Weften war der Horizont rabenfchwarz. Da ftand noäj immer das Wetter.

Er kam an eine alte Eiche, die er wieder erkannte. Sie fteht rechts vom Wege in der Ecke von Peter Prebrows Kuhkoppel. Kurz und vierfchrötig ift fie, von wunderlicher Gefialt, oben ganz kahl. Wer fie einmal gefehen hat, vergißt fie nicht wieder.

Er war alfo auf dem reaften Weg, da mußte er fie bald einholen.

Lange konnte fie noch nicht vorweg fein.

Etwas rafchelte über den Weg, von .Knick zu Knick. Etwas Dunkles, Langes. Eine wildernde Katze? Ein Wiefel?

Bang bün ich nich, aber ganz gefährlich [open kann ick, feggt Krifchan Bumann.

Fritz war nicht tapferer als Krifchan Bumann. Natürlich lief er nicht, aber der Gedanke, daß fie zu zweien fein würden, wenn er Dörte erfi eingeholt, hatte doch etwas Tröftliches für ihn. Er pfiff leife vor fich hin. Und fah alle Augenblicke nach der dunklen Wolkenwand.

Ift das eine fchwüle Nacht! Ihm ifi wirklich ganz beklommen.

Diefe hohen Redder find dea) auch eigentlich recht unpraktifch. Man iii ganz eingefchloffen und kann nicht mal um fich blicken. Wie leicht kann einem etwas pafieren, und kein Menfch wird es gewahr. Eigentlich war

7\* - 9()

»Doreen . Gufiav Falke

es ja wohl ganz unmöglich. daß Dörte hier allein in der Nacht diefen Weg ging. Am Ende tanzte fie jetzt mit Hinnerk Saß. und er lief hier klopfenden Herzens durch diefe unheimlichen Redder. Aber nein. da faß fie wirklich auf einem Stein am Wege. Eine dunkle Gefalt. die er zuerft kaum erkannte. Als er heran kam. ftand fie auf und fagte mit hörbarer Erleichterung. aber nicht ohne Verfiellung: „Wülln Se ok all na Huus?“ „Ich kann Sie doch nicht allein gehen laffen. Mitten in der Nacht. Und das Gewitter kann auch jeden Augenblick kommen.“

Sie fah nach dem Wetter.

„Dat kümmt fach noch nich. Aber bannig düfter is dat hüt nacht.“

„Sind Sie bange?“

Er fühlte fich ficher in ihrem Säjuß und flegte feine Fragen in lautem und überlegenem Ton.

„Bang? Ne. wat fchall ick woll bang fin. Aber unheimlich ift dat doch.“

Aber fie war doch bange. richtig bange. Ihr war die Totenkuhle plötzlich eingefallen. Stine Asmuffens arme Seele follte ja manchmal umgehen. Ganz gräfig war ihr mit einemmal geworden. Wäre fie doch nur im Blauen Engel geblieben, Nun tanzte gewiß Hinnerk Saß mit Lene. und fie mußte hier allein an der Au vorbei.

De Dodenkuhl

Dörten war froh. daß Friß jeßt bei ihr war. Vor drei Tagen hatte fie ihn noch in die Au ftoßen wollen. Sie hätt\*s ja natürlich nicht getan. aber eine ordentliche Wut hatte fie doch auf ihn gehabt. Und nun ging fie hier mit ihm allein zwifchen den dunklen Reddern und freute fich. daß er bei ihr war.

„Dat 's 'n ganz wunnerliche Welt. Dat kümmt ganz fonnerbor männigmal. Dor fchall man doäf denken. dat kunn gor nichangahn. Mit rechten Dingen nich.“

So dachte Dörten und fah ihren Begleiter ab und zu von der Seite an.

„Ne. ne. fo'n Tofiand. He hett mi ja woll ordnlich küßt. hett mi ordntlich affküßt.“

Wieder geht ein Blick nach der Seite.

„Du müßt di doch woll rein fchamen. - die brennt ja noch de Backen \_ dat wär ja. als wenn fo'n uthungert Hunn in de Wußkamer -“

„Dor is fe!“ unterbrach fie laut ihren Gedankengang,

[00

Gufiav Falt\_e\_:\_\_ Dorfen

Ia. da war fie. die fchauerumwobene Totenkuhle. Ganz reglos  
fchien fie dazuliegen. fah unheimlich genug aus in der Dunkelheit. Die  
Weiden waren wie lauter fchwarze Gefialten. Ein leifes. dumpfes  
Raufchen klang zum Weg hinauf.

„Mi ifi ganz gräfig to Moot.“

„Aber wiefo? Fürchten Sie fich?“

Es war. als lief ein leifer Wind über das Waffer. Fritz warf  
einen haltigen Blick über die Schulter. Eine unheimliche Gegend war  
es doch.

„Vadder hett fe ok nok fehn.“ flüfierte Dörten.

Er lachte gezwungen.

„An fo etwas glaubt man doch nicht.“

Dörten hatte zwar die lebendige Stina Asmuffen gemeint.

„Ne. glöben fchall man fo wat je nich. aber feggn dot de Lüe  
dat jo.“

„Es gibt keine Gefpenfier.“ fagte er beftimmt.

Sie hatten die Totenkuhle hinter fich.

„De givt dat ok woll nich.“ fagte fie zweifelnd. „aber min Mooder  
er Süfter hett doch mal 'n Mann fehn. de all Iohrn vorher ftorben wär.“

Ein erfies Wetterleuchten löfte fich vom fchwarzen Horizont und warf  
ein fchnell verlöfihendes bleiches Licht auf Weg und Aue und zwei er-  
fchreckte Gefichter.

Fritz. das unheimliche Loch erft im Rü>en. war fchnell gehobener  
Stimmung.. Er taftete nach Dörtens Hand. die ihm aber entzogen wurde.

„Wie herrlich ifi doch fo ein Nachtgang. Die ftillatmende Natur.

Der Friede rings. Diefes Aufblißen des Wetters. als ob fich plötzlich  
das leuchtende Auge des Himmels auftäte.“

Aber Dörtens Gedanken waren jest bei Hinnerk. Eine Wegbiegung  
noch. dann waren fie bei der Schufierkate. Und jeßt - das war fchon  
die Dornenhecke. Da ftand der kleine krumme Apfelbaum. Wie poffierliäb  
der im Dunkeln ausfah! Und da war die Stelle. wo Hinnerk übern  
Zaun gefragt hatte: Na. Dörten. wonehr is Hochtied?

Das war vor vier Tagen gewefen. Und nun ging fie hier in der  
Nacht mit dem dummen Bengel allein. hatte mit ihm getanzt. hatte fich  
von ihm küffen laffen! Was war das? Wie kam das alles? Dörten  
wußte keine Antwort. Ihr war das alles wie ein Traum. Verworrenen,  
befangenen Gemütes ging fie neben ihm her. Da verfuchte er noch einmal.  
ihre Hand zu faffen.

[0L

„Ne. ne!“ fagte fie breit und abwehrend. fchob die Hand hinter den Rücken und ging einen Schritt zur Seite.

Vor ihrer Tür bat er fie um einen Kuß.

„Ne. nel“ .

Er legte den Arm um fie. Das war natürlich wieder ihre dumme ..Schenirlichkeit“. die fie den Kuß verweigern ließ. Aber fie fieß ihn zurück. daß er beinahe zum zweiten Male an diefem Abend unfreiwillig zum Niederfißen gekommen wäre. Sie fchloß fchnell die Tür. und er ftand allein in den erfien. fchwer herabfallenden Regentropfen, -e ' .-

Das Wetter. das fo lange im Wefien gezögert hatte. war dann fchnell heraufgekommen und hatte fich mit großer Gewalt entladen.

Wafferfluten raufchten vom Himmel. als follten die paar Katcn von Schönboeken vom Erdboden weggewafchen werden.

So fchlimm ift es nun aber nicht geworden. Schönboeken fieht heute noch. Die Sünden feiner Bewohner waren damals auch nicht fo groß. daß fie ein folches Strafgericht verdient hätten. Wie es heute damit fieht. bleibt dahingestellt.

Alfo Schönboeken 'land noch. als am Morgen feine wenigen. über-nächtigen Kätner vor die Tür traten. um fich den Schaden zu befehen. Bis vier Uhr hatte das Unwetter gewütet. dann erft hatte man fiäf einem kurzen Morgenfaflaf hingeben können. Iochens Schröder fchnarchte noch. als alle anderen fchon längfi auf den Beinen waren und fich ihr Leid klagten.

Zwifchen Iochens Haus und der Plüähahn-Kate hatte ein zerftören-der Strom des Gewitterregens das Geranienbeet verwüftet. Die Pforte nach der Plüekhahnfchen Bleiche überfpült - ein Gefchlämm von Sand und Kies zeigt noch das Strombett an - und drüben zwifchen Bleiche und Ziegenftall einen kleinen See gebildet. auf dem jetzt Kohlblätter. Holzfeite und ein paar Eierfchalen umherfchwammen.

Bis in den Ziegenftall ftand das Wafier. und Dörten war mit Schaufel und Befen dabei. den Stall zu reinigen. als Fritz Frahm. feine Toilette beendend. mit einem erften Bli> durch die Gardine lugte. Jetzt fteht er bei ihr und bietet feine .Hilfe an. Aber Dörten ifi übel-gelaunt. Daran ift nicht allein das Unwetter diefer Nacht und die überfchwemmung des Ziegenfialles fchuld. Sie wird dunkelrot. als fie Friß Frahm fieht. und wünftcht ihn weit weg.

Gufiav Falke: Dome:

Er aber freut sich, sie wach und rüftig zu sehen. Er hat böse Träume gehabt. Von Stine Asmuffen, die dann Dörten Plückhahn war, und ihn tiefend von Schlamm von sich [ließ: „Lat mi! rög mi nich an, ick möt hier iimgahn.“ Und er hatte große Angft ausgefanden, wie unter dem Gewiffensdruck begangenen Mordes.

Und jetzt erhebt sich Jochen Schröder von feinem Lager, reckt sich und fieht mit einem Male verftört um sich.

„Dunner, wat \*n Nacht! Herrgott, fchallt wohr fin?“

Und jeßt wiffen sie es alle, Friß Frahm und Dörten und die beiden alten Frauen, was wahr fein foll. Nein, was wahr ifc. Jochen hat's mit eigenen Augen gefehen.

Dörten fteht leichenblaß an der Tür des Ziegenftalles, den Befen in der Hand. „Wo kant angahn, wo kant bloß angahn!“ murmelt sie tonlos vor sich hin.

„Ifi's denn gefährlich?“ fragte Fritz Frahm.

Jochen zuckt die Achfeln.

„Dat fchall fick ja utwiefen. He föll lingerlang dahl und Hinnerk fiunn da, mit'n Meß in de Hand, und keek uns an, as wüß he niäj, wo dat togahn wär.“

Und während Jochen die ganze Gefchichte noch einmal ausführlich erzählt, ift Dörten mit einemmal verfchwunden.

„Hinnerk . . . o, du leeve Gott . . . Ne, ne, ne . . .

So verftört vor sich hinjammernd, war sie nach der Schufterkate gelaufen. Aber Trina Meefch fagte: „Hinnerk flöpt noch, He is de ganze Nach opwefen. Dat ol afige Weder wär ok to dull, He flöppt wohl bit Merdag to.“

Wußte Trina nichts von der fchrecklichen Gefchichte? Oder war alles nicht wahr? Jochen kam gewöhnlich mit einem kleinen Brand vom Tanzboden nach Haufe. Vielleicht waren das alles nur Träume, Phantafien, die die unaufhörlich niederzuckenden Bliße und der knatternde Donner bei dem im Raufch fortduffelnden Jochen ausgelöst hatten. Aber Dörten war doch fo voller Angft. Sie mußte sich ausprechen, mußte Trina Meefch fragen.

„Barmherziger Gott.“ rief die Alte und fchlug ihre knochigen Hände zusammen. „Schweden Johann? Is he dood?“

Sie [landen vor Hinnerks Kammer und horchten. Sie hörten laute unregelmäßige Atemzüge, vom tiefen Schnarchen unterbrochen.

F'

Dörten \_ \_ -Giifiav Falke

' ..Hebbt fe Strict hatt?“ fragte Trina Meefch: flüfternd. mit zittern-  
der Stimme. \*-

..Dat hebbt fe woll. Trina - O ne. o ne . . .“

Dörten brach in leifes "Weinen aus. Die Alte fah fie groß und  
argwöhnifch an. -

Inzwifchen ging die Schreckensgefchichte fchon von Mund zu Mund\_  
und Iörn Kleefaafagte: ..Dat is 'n Fall. dat is \*'n afigen Fall.“

..Wenn he man wedder opkümmt! He hett en origen Stich weg.  
grad in de Bolt. Se hebbt fik ja woll um de Deern vertörnt.“

Das\_ fagte Harm Lüders. der Briefträger. der Iörn einen Brief aus  
Kiel gebracht hatte und grade in Boek gewefen war.

..Wat förn Deern?“ fragte Iörn.

..Lene Staak fchallt ja wohl wefen fin.“

Iörn wiegte halb bedauernd und halb mißbilligend den Kopf.

..Iümmers de verdammten Frunslüe.“

..Se fchall ja all lang op en anner eiferfüchtig wefen fin.“ fagte

Harm Lüders. ..Und fon Deern is ja ok nich vörfiih'tig. und lett fik mit  
all beid in.“

\* ..Hett fe dat' dahn?“

..Ick bünich biewefen.“ lachte Harm Lüders.

Aber es ift eine alte Sache. wer nicht dabei gewefen ift. weiß immer  
am meiften. Und ift es nun gar ein Landbriefträger und heißt Harm  
Lüders. dann hat Frau Fama leichte Arbeit. Nicht daß Harm Lüders  
befonders fchwaßhaft gewefen wäre. Im Gegenteil. er war fich bewußt.  
als Beamter eine gewiffe Pflicht zum Bewahren von Geheimniffen zu  
haben. Aber gerade deshalb drückte er fich immer fo vorfichtig und ver-  
klaufeliert aus. daß man fich alles mögliche und unmögliche dabei denken  
konnte.

..Dat fünd fo Mutmaßungen. Die Lüe redt fick ja geern allerlei  
torecht. Ick will nix feggt hebbn.“

Trotzdem ging von ihm der Vers herum:

Harm. makt Larm.

De Kuckuck will\* ftarb\*n.

De Hahn will legg'n.

..Dat dröff ick nich feggn.“

Natürlich verhielt fich auch hier die Gefchichte wieder anders. als  
fie jeßt von Mund zu Mund ging. Es war ein einfacher Streit gewefen.  
zwifch'en Hinnerk und Johann Erikfon. angefangen mit einer Neckerei.

:04



Das Wort „Kaffer“ war auch gefallen. Aber Johann Erikfon war schon mit erhißtem Blut in den Blauen Engel gekommen. und Hinnerk Saß war von Timm Katterfelds Champagner auch fehr obenauf gewefen. der Mann mit den weißen Manfchetten und der vornehmen Freundschaft. der einen einfachen Knecht schon mal hänfeln durfte. Lene Staak war ganz unfchuldig daran. Denn daß fie sich nachher von dem angetrunkenen Schweden dem haltungsvollen Hinnerk Schofter mit dem Stehkragen zuwandte. kann man ihr nicht als Schuld anrechnen. Freilich. ihren Schwedenpunfch hatte fie weg. und Johann Erikfon mochte es ihr als Undankbarkeit auslegen.

Wer weiß. was alles in Johann Erikfon grollte und kochte. ob es nur der Alkoholteufel war. der ihn plötzlich wie finnlos auf Hinnerk eindringen ließ. fo daß es im Handumdrehen zur Schlägerei kam. Und da - Ludolf Schütt hatte es gefehen und Josefph Katfch und Willi Suhr und deren Mädchen. Wine Gutfchmann und Therefe Wiefe und wie fie alle hießen. eine ganze Maffe Zeugen waren da. die alle befwören konnten. daß Johann Erikfon zuerft das Meffer gezogen hatte.

„Weg mit din Meß!“ hatte Hinnerk noch gerufen und war ein paar Schritte vor dem blind auf ihn Eindringenden zurückgewichen. Und auf einmal fiel Johann mit einem lauten Schrei hin. So war es gewefen. Hinnerk hatte in Notwehr gehandelt.

Und grade als Johann Erikfon auf der Erde lag. und Hinnerk verfiört und leichenblaß vor ihm ftand. das offene Meffer in der Hand. da war auf einmal das Unwetter draußen losgebrochen. Ganz unheimliche Bliße zuckten vom fchwarzen \*Himmel herunter. und der Donner knatterte wie Gefchüßfeuer. und der Regen praffelte herab und fäuberte die Lauben draußen von den letzten Liebespaaren. die nun ganz verfiört aus dem Aufruhr draußen in die Verwirrung drinnen hinein gerieten. Ja. das war ein böfer Freudenfchluß gewefen! Und Peter Blinek-mann war außer sich. So etwas mußte im Blauen Engel paffieren! Nie war eine Schlägerei bei ihm vorgekommen. Alles war immer in Frieden verlaufen. Und am nächften Mittwoch follte in demfelben Saal eine Pafierenkonferenz fiattfinden. Der Herr Superintendent traf fäfon morgen ein und wollte im Pafiorat Wohnung nehmen.

Der blaue Engel von Rendsburg aber hatte Schreikrämpfe bekommen.

K K K

:05

## .Sorten Gufiav Falke

Ein dumpfer Druck lag auf ganz Säfönboeken. Johann Erikfou lag fchwer darnieder. und Hinnerk hatte fich vor Gericht zu verantworten. Der Gendarm hatte ihn in Mar Prebrows Wagen abgeholt. Dörten melkte an diefem Morgen Jörn Kleefaats Kühe. fchweren Herzens und ungefchi>t. fo daß fie die braven Tiere unruhig machte. „Bunte Liefe“ brüllte und fließ den halbvollen Eimer um. und „Swatte Dübel“ wollte durchaus nicht ftillftehen; Dörten mußte wiederholt mit ihrem Hüker nachrücken.

„Dat is 'n Fall! Dat is "n afigen Fall.“ hatte Iörn gefagt.

„Da kann he noch mit vör de Gerichten kam'n.“

Dörten wollte das Herz fiillfiehen bei dem Gedanken.

„Wenn fe em infieckt. gah ick in de Au. He kümmt ja nich wedder rut. De Mörders ward ja hinricht. - Leere Gott. lat Johann wedder beeter warrn. lat em niäf ftarben. Hinnerk kunn ja ganz gewiß ni dafür.“

So betete Dörten in ihrer Angfi auf Iörn Kleefaats Koppel. den Milcheimer zwifchen den Knien. Verwundert fah „Bleß“ fich nach ihr um: Warum läßt du mich warten? Mit ihrem hübfchen braunen Schwanz fchlug fie fich indes die Fliegen von dem blanken Rücken. --

Als Dörten mit den vollen Eimern von Iörns Koppel kam - fo fchwer hatte die Tracht fie nie gedrückt - kam ihr Mar Prebrows Wagen entgegen. Mar Prebrow fuhr felbf. Hinten auf dem Stuhl aber faß Hinnerk Saß und neben ihm Friech Witt. der Gendarm.

Da fingen Dörtens Arme an zu zittern. daß die Tragketten die vollen Eimer hin und her riefen und von der Milch verfchütteten. Sie mußte die Eimer niederfehen. Die Tracht fank ihr von den Schultern und fiel klirrend hinter fie.

Der Wagen rollte fchnell vorüber. Hinnerk fah blaß. aber ruhig aus. Mit einem kurzen. ausdruckslofen Blick fireifte er fie. Ob er fie gar nicht erkannte?

„Hinnerk. min Hinnerk!“ fchrie Dörten und lief dem Wagen ein paar Schritte nach.

Friech Witt und Mar Prebrow drehten fiäz beide um. aber Hinnerk rührte fich nicht.

Schluchzend fiand Dörten bei den Milcheimern. die Hände vors Geficht gefchlagen. Und dann fank fie in die Knie. legte den Kopf auf einen Eimer und weinte fich aus.

„Dat is nu de Straf davör. dat du di hefi von em küffen laten.

10()

Gufiav Falke: . Dorfen

dat du mit em danzt heit -- und büft Hinnerk nich tru bleven . . .  
und büfi na Huus [open . . . Wärfst doch man dor bleven. Dat harr ja  
all nich paffeeren kunt . .

So quälte fie sich und machte sich Vorwürfe. und aus ihrer großen  
Qual wuchs der alte Haß auf Fritz Frahm wieder geil und feil auf.  
Ein blinder Zorn kochte in ihr. Davon sprach der kräftige Ruck. mit  
dem fie zuletzt ihre Tracht wieder aufnahm. und die heftigen Schritte. mit  
denen fie vorwärts strebte. so rasch die vollen Eimer es zugaben.  
Aber welcher Teufel führt jest Fritz Frahm daher? Tieffinnig ficht  
er vor sich nieder. schlendert mal rechts. mal links an den Weg ran. rupft  
einen Halmen. eine Blume. greift blind über sich ins Redderbuschwerk  
und zerrt und reißt an Nuß- und Buchenlaub. Liegen ihm die Gefch-  
nisse dieser Tage auch so schwer im Gemüt? Sind seine Gedanken bei  
Hinnerk Schofter. oder bei Dörten Plü>hahn? Aber nein. er hat  
einen Brief in der Hand. Das wird es sein. Er trägt ihn offen  
in der Hand. Und er hebt ihn jetzt in Augenhöhe. und seine Blicke  
wollen ihn noch einmal überfliegen. als fie auf Dörten fallen. Friß  
Frahm läßt die Hand mit dem Brief sinken und macht große Augen. über-  
raschte Augen. Aber ein Funke von Freude leuchtet darin auf. Ge-  
dämpfte Freude. Denn wer hat jetzt in Schönboeken zur lauten Freude  
den Mut?

Und Dörten kommt näher. wirft einen bösen Blick auf Fritz Frahm  
und geht vorüber. Er hat schon einmal nach dem Ballerlebnis einen  
solchen Blick bekommen. Hat er nicht Anrecht. befiegeltes Anrecht. auf  
freundlichere Augen? Hat fie nicht in seinen Armen. an seiner Brust  
gelegen? Hat fie nicht seine Küsse geduldet? Und hat er fie nicht durch  
dunkle Nacht einen gefährvollen Weg treu und sicher nach Hause geleitet?  
So geht er über den Weg an fie heran.

Eine kürzere und fonderbarere Unterhaltung hat er nachher nie  
wieder mit einem Mädchen geführt.

„Watt wull'n Se von mi?“ knurrte Dörtens jeder Ton zitierte vor  
innerer Erregung.

„Na nu?“ Sein Erfahren war ehrlich und begreiflich.

„Du Snüffelski! Du - du! - Du wullt hier wedder herum

spionieren? -- 'n anständig Mädchen in Verruf bringen . . . Du - du!

Wo keen is Schuld an aliens? . . . O. du niederträchtige Kujon. du!“

Halb kreihschend. halb schließend hagelten diese Worte auf den Er-  
blaffenden und ganz Verblüfften nieder. Und jedes Wort begleitete ein

Stoß ihrer geballten Fauft. und zuleßt trommelte fie wie finnlos auf den Armfien los. \*

„Aber ich bitte - aber - was foll denn das? Ich verbitte mir das

- und zwar ganz energifchl -- Sind Sie verrückt geworden?“

Er konnte kaum zu Wort kommen und 'wich Schritt vor Schritt vor ihren blinden Fäuften zurück.

„Ut'n Dörp mit di! Ut'n Dörp fchalltft du.“ fchrie Dörten. während ihr die Tränen über die erhißten Backen liefen.

\* Bang bün ich nich. aber ganz gefährlich lopen kann ich. feggt Krifchan Bumann.

Immer fchneller retirierte Fritz. Es blieb ihm nichts anderes übrig.

Hier waltete die blindentfeffelte Urkraft.

Dörten fchüttelte beide Fäuften hinter ihm her. Schweratmend |and fie und fah ihm mit funkelnden Augen nach.

„Dat hett mi Luft geben . . . dat harr kam'n müßt, Nun ward mi wedder woll. So'n Kasper. fo'n elendigen . . . De wull mi wat bör-fnacken?“

Sie fpuckte aus und fcheuerte heftig mit dem Arm über die heißen Lippen. als könnte da noch irgend ein vergeffener Kuß von dem unglücklichen Liebhaber hängen geblieben fein. Ganz rein follten ihre Lippen fein von diesen demütigenden Berührungen.

Bei jedem Schritt klirrten die Deckel auf den Milcheimern. fo erregt blieb fie. und fie mußte dreimal die Tracht abfeßen und tief Atem holen und warf böfe Blicke nach den Eimern. als ob fie fäfuld wären. daß fie ihr heute fo viel fchwerer wurden als fonfi. Und Bleß. die dummerhaftige Kreatur. hatte doch obendrein noch einen halben Eimer voll verfäfüttet.

K K K

Als Kaffen Klüth fpäter mal über die Boeker Grenzkoppel ging. ohne „Kaffeebraune“. denn auf dem Felde trug fich Kaffen Klüth wie jeder richtige Verwalter: große Krempers und kurze loppe. wozu diesmal noch die kurze Pfeife mit dem gemalten Hundekopf kam -- als Kaffen Klüth fo längs den Knickwall mit feinen langen Beinen durch die Furchten |akte. fah er etwas Weißes im Bufch hängen. das da fo fonderbar hing. daß es ihn reizte. es herunterzuholen. Es war ein Brief. befchmußt von Staub und Fliegen. aber fonft wohlerhalten. Schöne. fchlanke Schriftzüge. und ein feines Monogramm in der linken Ecke. Kaffen

## Gufiav Falke: Sorten

KlÜth war nicht neugierig. dazu hatte er als herrschaftlicher Gutsverwalter den Kopf viel zu voll von wichtigen Dingen. Aber fo etwas lief't man denn doch. überfliegt es wenigftens mit einem rafchen Blick. Und man fängt noch mal von vorne an und lief't es ganz. wenn es ein Brief \*ift wie diefer.

\* ..Lieber Friß!

Mit ‚wäfferndem Neid“ lefe ich von dem herrlichen Fund. den Du Glücklicher in Deiner ländlichen Abgefchiedenheit gemacht haft. Das muß ja eine Königin an Wuchs und Haltung fein nach Deiner Schilderung.

Ia. unfere armfeligen Stadtfchönen mit den mageren Gliedern. Natur!

Rafie! das fage ich auch immer. Und diefe ‚Urkraft‘ bift Du willens.

Dir zu zähmen. und bift auf dem befien Weg dazu? Beneidenswerter

Jüngling. dem die Götter ein folches Weib in den Schoß werfen,

Daß Du diefe Perle der ländlichen Flur zur Heldin einer Idylle

machfi. war mir intereffant zu lefen. Aber Herameter? Ich warne Dich.

Man liebt fie nicht. und fie find fchwer. Aber Du muß es wiffen. Möge

Dir ein Seitenftück zu ‚Hermann und Dorothea‘ gelingen.

Halte mich auf dem Laufenden. wie fich diefes bukolifche Gedicht

realiter weiter entwickelt. und gedenke beim erften Kuß auf die Lippen

Deiner Dorfprinzefiin Deines vor Neid berftenden

Willi Schmidt.“

Kaffen KlÜth. als er den Brief gelesen hatte. drehte ihn ein paarmal

um. fchüttelte den Kopf und lachte. Er fah nach dem Datum. Der Brief

hatte fich vielleicht fchon vierzehn Tage hier auf den Feldern herum-

getrieben. Kaffen KlÜth dachte an allerlei Leute feiner Bekantfchaft. die

ihn wohl hätten verloren haben können. Da war der junge Lehrer in

Süfel und die beiden jungen Hilfsprediger. die mit auf der Paftoren-

konferenz in Möhlenbeck gewefen waren; der eine fah verdammt weltlich

aus. und zum Cölibat waren fie ja beide nicht verpflichtet. Und dann

waren die Forftgehilfen in Hinfchenberg da. und Heinrich Ahrens mit

der befferen Gymnafialbildung. der neue Schreiber auf Rohrhagen. An

alle diefe dachte Kaffen KlÜth. aber an Fritz Frahm dachte er nicht. denn

von dem wußte er nichts. So hat er heute noch Heinrich Ahrens im Ver-

dacht. wenn er fich zufällig mal diefes Briefes entfinnt. was natürlich

felten genug vorkommt.

Kaffen KlÜth zerriß den Brief. ballte die Feßen zufammen und

warf fie in den nächften Graben; da wachfen nun Nefieln darüber.

Der ihn aber empfangen hatte. riäftig von Harm Lüders zugeftellt.

weilte nie mehr in diefer Gegend. Der urkräftigen Aufforderung. Schön-

boeken den Rücken zu kehren. war er im Zorn und Scham nachgekommen.

wc)

noch bevor Jochen und irgend ein anderer der Eingefefienen aus Dörtens Mund den eigentlichen Grund seiner schnellen Abreise erfahren konnten. Dieser Brief mußte als Vorwand dienen: Wichtige Nachrichten, die ihn sofort abriefen. -

„Wüllt Se nich adfchüs feggn?“ hatte Jochen gefragt, und mit der Pfeife nach der Plückhahn-Kate gezeigt. „Ick glöv, de Deern is to Huus.“ „Nein, nein, grüßen Sie nur.“

Das war ihm schmerzlich schwer geworden, dieser Gruß an Dörten, aber Jochen wurde doch durch diesen Auftrag hinter das Licht geführt. Doch Jochen machte sich schon seine Gedanken. Daß sie sich nicht ganz auf falscher Fährte bewegten, erfuhr er dann so gut, wie alle anderen. In der ganzen Gegend - ein Halbkreis von Jochens langem Arm beschrieben - breitete sich die Kunde von Dörtens Tat aus. Harm Lüders nahm diese Geschichte mit in sein Repertoire auf. Fritz Frahm hat sich nie in dieser Gegend wieder sehen lassen. Hinnerk Saß aber kam nach kurzer Unterfuchungshaft wieder frei. Sie konnten alle bezeugen, daß er in Notwehr gehandelt hatte. Selbst Lene Staak sagte für ihn aus. Waren es die Augen, mit denen Dörten den zurückkehrenden Hinnerk empfing, oder war es der Schrei, den sie Mar Prebrows Wagen nachgeschickt hatte, und der ihm bis in die Stille der Unterfuchungshaft nachgeklungen: Hinnerk, mein Hinnerk? Oder hatte Trina Meefch ihm von Dörtens Tränen erzählt? Oder hatte ihre Heldentat an den Kaiser, den elendigen, sie so in seinen Augen gehoben, daß er sie zur Frau begehrt?

Genug, die erste Hochzeit, an der der inzwischen wieder hergestellte und durch Lenens Vermittlung verführte Johann Erikson wieder teilnahm - er ist übrigens nachher auf dem Hof geblieben, wobei Lene auch ihre Finger im Spiel gehabt haben soll - diese erste Hochzeit war die von Dörten und Hinnerk.

Und es war am Tag nach dieser Hochzeit, da faß Dörten auf Hinnerks Schoß - orig wat fwor is fe. - und ließ sich von ihm küssen und\* küßte ihn wieder.

„Wat is man doch dat Gröttft? Dörten?“ fragte er mit einem Schelmengesicht.

„Din Blindheit, Hinnerk.“

„Na, wunnern deit mi ok, wo ick di so lang überfehn kann. Aber wo keen kann op jede Kleinigkeit acht geben.“

Ricarda Huch:  
Merkwürdige Menschen und Schicksale  
aus dem Zeitalter des Risorgimento.

I

Silvio Pellico.

Vergleicht man die Flüchtigkeit des Lebens mit der Dauer von Kunstwerken, so kann es scheinen, als wäre jenes nun dagewesen, um diese hervorzubringen, und man denkt wohl mit Wehmut und Erstaunen, wie viele Tage voll Sehnsucht, Schmerz und Kampf, abgeriffene Rufen, es brauchte, bis das Schöne, ein Tropfen duftenden Öles entfiel. Zwei Juwelen erzeugte das 64 jährige, mühsame Leben Silvio Pellicos: das Drama Francesca da Rimini und das Erinnerungsbuch: Meine Gefängnisse; das erfleht die Effenz der sich öffnenden Blüte, der höchst gesteigerten Jugendempfindungen, das andere aus Kampf und Entfagung gepreßt, gleichsam der letzte Atemzug einer zarten, doch tapferen Seele, die, nachdem sie das Schicksal überwunden hat, unterliegt. Zur Zeit ihres Erlebens wurden die Gefängnisse auch in Deutschland viel gelesen und unter Tränen bewundert; jetzt sind die unglücklichen Vorkämpfer des fertigen Italien vergessen, höchstens daß noch Schüler des Italienischen an der leichten und reizenden Sprache dieses Bußes ihre ersten Leseversuche machen.

Das Tatsächliche im Leben Pellicos ist merkwürdig genug, um ohne weiteres zu interessieren: ein junger Mann voll Geist und Empfindung erringt, obwohl arm, durch seine Begabung rasch ein nicht geringes Ansehen in den ersten Kreisen Mailands, der laute Ruhm des dramatischen Dichters wird ihm zuteil, zugleich ist er Freigeist und Patriot, er liebt und wird geliebt, die Fülle mannigfaltigen Lebens umdrängt seinen Weg – da schneidet ihm das Schicksal, wie nur je als Zufall verkleidet, die Zukunft ab; nach langer quälender Unterwerfungshaft wird er in den Kerker des Spielberg geworfen und verläßt ihn acht Jahre später als alter, den Lebenden ergebener Mann, der eine innige und aufrichtige,

III

aber doch beschränkte Frömmigkeit zum Maßstabe der menschlichen Handlungen macht,

Was für Kämpfe müßten sich abgepielt haben bevor eine solche Wandlung sich verwirklichte! Ist überhaupt eine so durchgreifende Wesensänderung, wie sie hier vorzuliegen scheint- möglich? Sind es nicht nur Anpassungen derselben Seele an ein anderes Klima des Glückes? Und wie war diese Seele beschaffen die- so fanft und zurückhaltend, sich feinebar in so heftigen Abfchnitten- sich selbst verratend entwickelte? Wie immer in ähnlichen Fällen liegt auch hier die scharfe Veränderung im Grunde nur in der Form die das Innere wählte um sieh auszuwirken (sehen wir näher zu so finden wir) daß der bigotte- alt-jüngferliche Silvio derselbe ist wie der freidenkende- leidenschaftliche Jüngling außer daß ihm die Bildsamkeit und Empfänglichkeit der Jugend abhanden gekommen ist.

über seine körperliche Veranlagung sagt Silvio selbst: „Ich bin überzeugt- daß ich mit einer geringen Dosis Leben und beinahe gar keinem Gleichgewicht der Säfte geboren bin; das beweist die Rachitis meiner Kinderjahre- die kleine Figur die mir geblieben ist die Krämpfe- die Reizbarkeit meiner Nerven die Schwäche meines Magens.“

Es scheint daß in der Familie eine Neigung zur Nervosität und zu einem bei der aufrichtigen Frömmigkeit und bürgerlichen Ehrbarkeit überraschenden Leichtfinn vorhanden war. Von einem Großvater wird erzählt daß er ein leidenschaftlicher Lottopieler war und diesem Hang zu Liebe einige Male sogar seinen Hausrat veräußerte. Silvios Vater war ein gutherziger Mann von schwachem Charakter- der weder seinem Leben noch dem seiner Kinder eine feste Richtung zu geben wußte; eine kleine dichterische Begabung scheint ihm im Grunde wichtiger gewesen zu sein als sein Beruf- den er mehrfach wechselte allerdings auch durch die Not der Zeit gedrängt. Er hatte einmal eine Nervenkrankheit verbunden mit „Erregung der Phantasie“ wovon er sich plötzlich geheilt fand- nachdem er dem heiligen Franziskus eine neuntägige Andacht dargebracht hatte. Eine bedeutende Persönlichkeit scheint die Mutter gewesen zu sein eine Savoyardin äußerst willenskräftig und von großem Einfluß auf die Familie. Der Umstand- daß sie zehn Kinder gebär und selbst nährte,, scheint für ihre Gesundheit zu sprechen andererseits untergruben vielleicht diese Geburten ihre Kraft denn Silvio schreibt im Jahre 1819- daß sie schon seit Jahren fast beständig leide.



r.\_>--\_~~\_.\*-...-... - -  
Q..-  
\_4.

\_.:...,~..,w.:E.\_,rj=,...n. .ZL-„Ö  
:2. P.. 2?.".. 3;  
2:4,: :1L WIG-:-  
.JXZN >73?? ZZ.:  
PL m::  
.\_.&E..E. :AO

Z9? ?xs-:N  
„LZ-....9  
...LZ

'l'i ll\l'vll'l'l'1'l'" i' "\*. '1.'|'|[ '71'"  
.l'i" .l ..L'

q..

\_EMPTY\_

fowohl phyfifch wie moralifch. In beiden Eltern fcheint das Empfindungsleben überaus lebhaft gewefen zu fein. was die Mutter bei der Erziehung bewußt zur Geltung brachte. Zwifchen Eltern und Kindern und den Gefchwiftern untereinander herrfchte die innigfte Zärtlichkeit. „l'oj, uOtre Unrjette, 1108 frieren et moi.“ fchreibt Silvio kurz nach der Befreiung aus dem Kerker an feine Schwefter Iofephine: „110118 nommen cke-8 oma-aux cl'uue uicbäe, qui 118 8011i: 1111112 part d. leur\* nine que lokßqu'jlo ae cbuebotteut it l'Orej11e ce joli petit Manage: „je t'aime, je t'uilue, je t'uiwe“.

Von den zehn Kindern fiarben fünf in zartem Alter. Silvios älterer Bruder Luigi hatte große Ähnlichkeit mit ihm in der geiftigen Veranlagung. doch war er nicht kränklich und im Gegenfaß zu dem kleinen. unfcheinbaren Silvio eine hübfche elegante Erfcheinung. Stolze und feurige Gemütsart wurde ihm nachgefagt; er war.ehrgeizig. unruhig. immer unglücklich verliebt. trotz redlicher und edler Gefinnung leichtfinnig und weniger fähig fich zu beherrfchen als Silvio. Verfchwenderifche Lebensweife verleitete ihn zu einer firafbaren Handlung. die fich vertufchen ließ. unter deren Folgen aber er und die ganze Familie lange litten. Auch er war dichterifch begabt und fchrieb Komödien in Verfen. die die Freunde fchäßten. doch wurde ihm das Machen noch fäjwerer als Silvio. Beide waren. bei großer Liebenswürdigkeit im gefelligen Umgang. melancholifch. Luigi wie es fcheint ganz ohne innere Widerftandskraft. Silvio wollte ihn die lebten Briefe des Jacopo Ortis. den italienifchen Werther. nicht lefen laffen. weil das Buch feine periodifchen Rafereien verdoppeln und ihn ins Verderben reißen könnte.

Die Schwefter Marietta. die während der Gefangenfchaft Silvios in ein Klofter eintrat und dort ftarb. war von 'jeher leidend. weniger Giufepina. die jüngfie. die ihren Bruder pflegte und überlebte. Giufepina. die ihr Leben befchrieben hat. erzählt. wie fie als junges Mädchen beim Abftauben der Bücher ihres älteren Bruders heimlich Romane und Theaterflücke gelesen habe und dadurch fo fiark berührt worden fei. daß fie befchloffen habe. fich in einem klöfterlichen Leben gegen die Gefahren der Welt abzufchließen denn fie dachte. wenn fie ..einem fympathifchen Gegenftand begegnet wäre. würde fich ihr Herz leicht haben feffeln laffen“. Diefes angfivolle Umbiegen des erwachenden Lebensdranges in gänzliches Entfagen hat an einem jungen Mädchen etwas Abnormes. In fpäteren Jahren wurde Giufepina von einem deutfchen Konvertiten verehrt. der ihr nicht gleichgültig gewefen zu fein fcheint. Auch an ihr tadelte Silvio

8 ILZ

eine gewisse Neigung leichtfinnig zu wirtschaften. die sich freilich nur bei Gelegenheit ihrer Mildtätigkeit gegen Arme und Kranke zeigte. Nach einer Überlieferung der Familie brach Silvios Krankheit in einem frühen Lebensjahre aus. als er nachts durch miauende Katzen aus dem Schlafe erschreckt wurde. Seitdem wuchs er nicht mehr mit Ausnahme des Kopfes und seine Glieder verkrümmten sich. Von den Ärzten aufgegeben wurde er durch die nicht nachlassende Pflege seiner Mutter am Leben erhalten. deren Bemühungen es auch gelang. ihn wieder gerade zu machen; freilich mußte er während der Kinderjahre an Krücken gehen. Sehr quälten ihn Angstzustände. die sich so äußerten. daß er in den dunkeln Ecken des Zimmers kleine alte Frauen zu sehen glaubte. vor denen ihm graute. Derartige Visionen und Beängstigungen wiederholten sich später noch einmal. als er in Venedig in Unterfuchungshaft war. Herangewachsen war er kräftiger. ohne doch jemals gesund zu sein. Er konnte sich niemals in normaler Weise ernähren. und die Klage: „Diese Lungen scheinen müde zu atmen.“ kehrt sein ganzes Leben hindurch wieder. Zuweilen legte er sich selbst die Frage vor. ob geschlechtliche Ausschweifungen an dieser Zerstörung seines Organismus schuld sein könnten; aber er hatte sich solchen nur so kurze Zeit hingegeben. daß ein nur einigermaßen gesunder Körper dadurch nicht hätte befriedigt werden können. Der angeborene Mangel an Lebenskraft verbunden mit den Ansprüchen eines lebhaften Verstandes und einer gesteigerten Empfindungsfähigkeit war ein Mißverhältnis in Silvios Anlage. Durch Begabung und Gefühl zu hochgehendem Ehrgeiz und überchwenglichem Verlangen erregt. sah er sich zu beständigem Verzicht gezwungen und verbrauchte seine Kraft in bitteren Kämpfen. um den Zwiespalt in sich selbst zu überwinden und nach außen nicht merken zu lassen. Die heimlichen Leiden. die er als Kind ausstehen mußte. wenn er die Geschwister fröhlich spielen sah und sich nicht daran beteiligen konnte. festen sich in veränderten Formen seine ganze Jugend hindurch fort. Wenn ihm in seinen letzten Lebensjahren mit Unrecht vorgeworfen wurde. er verfielle sich. so ist doch das wahr. daß er sein eigenstes Fühlen früh vor den Menschen zu verbergen sich gewöhnte. Der schüchterne. immer sanfte und freundliche Silvio mißachtete die Menschen im allgemeinen und fonderte sich im Geiste hochmütig von ihnen ab. Diese Gefinnung äußerte er nur gegen seinen Bruder Luigi. der sie teilte. „Auch ich habe mich mehr als einmal wegen der Verachtung getadelt. die ich für die Dinge und Menschen empfinde; aber ich habe ihren und meinen Wert genau abgewogen und mir

114

immer etwas mehr als vorher gefäßt." Und wieder: „Deine Briefe . . . erheben mich fozufagen aus der menfchlichen Gefellfchaft. um mich mit dir ich kann nicht fagen wohin zu fiellen. aber wo die Welt zu unferen Füßen ift. unfere beiden Seelen haben viel Stolz . . . Die Achtung des Publikums reizt mich faft gar nichtz und das kommt gewiß von der Verachtung. die es verdient. und die ich wider Willen für alle meine fterblichen Brüder fühle mit Ausnahme fehr weniger." Nach feiner Anficht haben die meiften Menfchen nur einen Augenblick. wo fie liebenswert find. hernach entwiäeln fie fich nicht weiter und find dann „verächtlicher Kot. der verpeftet. was ihnen nahe kommt."

Bei diefer Einfchäßung ihrer felbft und der andern war ihnen die Armut doppelt unerträglich. die ihnen den Plaß unter denen anwies. denen fie fich überlegen fühlten. „Zn viele Umftände." fchreibt er an Luigi.

„haben fich einem befieren Gebrauch unferer Fähigkeiten entgegengefeßt. aber wenn das Gefchick uns auf einen höheren Schauplatz gefällt hätte. weiß ich. daß wir Außergewöhnliches leiften könnten. Das ifi nicht Stolz; aber je mehr ich unfer Empfinden mit dem der anderen mefie. defto mehr befärke ich mich in der Notwendigkeit. die Allgemeinheit der Menfchen unter uns. nur wenige über uns zu ftellen." „Verruchte Gefellfchaft!"

ruft er einmal beim Befprechen der Geldforgen aus. die die Familie bedrücken. „wir find darin. fo bleiben wir darin und verhehlen wir unfern Zorn." Obwohl von wohlwollenden Freunden umgeben. fchreibt er dem Bruder: „Fremd bin ich gleich Dir in diefem Jahrhundert. in diefer Gefellfchaft. oder beffer gefagt in diefem Weltallz fremd allen außer Dir allein." und nennt ihn und fiä) „ein verfelztes Rad. das nichts mit der großen Mafchine der Gefellfchaft verbindet."

Ein Herz. das fo warm fühlte. der Liebe fo fehr bedurfte und doch fo überaus empfindlich gegen jede Berührung nicht ganz mit ihm übereinstimmender Perfönlichkeiten war. hatte eben dadurch eine natürliche Anlage zur Frömmigkeit. Zunächst drückte fich diefe nur in einem fortwährenden. unbeftimmten Suchen nach etwas aus. das Halt und Befriedigung gäbe, und in einem ungebärdigen Zurückftoßen aller ihm erreichbaren irdifchen Dinge. Gläubig im katholifchen Sinne war er als junger Mann indeffen durchaus nicht. ja er fprach von allem Konfeffionellen wie von etwas längfi überwundenem. weit hinter ihm Liegenden. Er empfiehlt feinem Bruder Kant. mit dem er einen hohen Flug tun werde. Da man einmal vom Baume der Erkenntnis gegeffen habe. gebe es keine andere Süßigkeit. als fo viel wie möglich davon zu fchme>en. Häufig fehlt feinen Äußerungen

jede Pietät für den Glauben seiner Kindheit- der noch immer der seiner Eltern und jüngeren Gefährten war, „Nur der Unwissende/' schreibt er\* „ein altes Buch in der Hand, das er nicht versteht? entscheidet anmaßend über die Geheimnisse der Schöpfung und stirbt zufrieden daß er sie erkannt hat.“ Über den jüngeren Sohn des Grafen Potro sagt er: „Dafür daß er von Mönchen erzogen ist? ist er nicht einmal so sehr voller Vorurteile; nicht durch das Verdienst dieser Mönche sondern weil sie so verhaßt sind, daß die von ihnen erzogenen jungen Leute ungefähr grade das Gegenteil von dem glauben- was ihnen gelehrt worden ist.“ Als sein jüngerer Bruder Franz den Entschluß faßte Geistlicher zu werden? versuchte er ernstlich zu bekämpfen was er Luigi gegenüber für eine Tollheit erklärte: „Eines Tages, hoffe ich, wird er sich vor Lachen die Seiten halten- wenn er an das Dreieck denkt- das er sich auf den Kopf setzen wollte.“ Jedenfalls beklagt er Francesco, weil diese Torheit einen Anstrich von Melancholie verrate? der ihm immer bleiben werde.

Dunkler und schwerer konnte sie nicht sein als seine eigene. Schon als Kind hatte er oft gesagt: „Ach- der fünfte Tag meines Lebens wird der meines Todes sein.“ Dieser schmerzliche Seufzer kehrt in jeder Lage wieder. „Ich bringe ganze Tage stumm in meiner Kammer zu/' schreibt er im Jahre 1815- bald nach der erfolgreichen Aufführung seiner „Francesca“ „allein, mit keinem andern Trost als meiner gewöhnlichen Überlegung: ehe hundert Jahre vorüber sind\* wird dieses Herz aufgehört haben zu schlagen; ach ja! ehe hundert Jahre vorüber sind.“ Er nennt sich des Lebens satt, aller menschlichen Dinge überdrüssig? das Leben ein übel? eine Furchen die sich an die Fesseln des Menschen heftet- der nicht die Kraft hat sie abzuhütteln. „Auch ich werde vor Schwermut/ antwortet er Luigi- der in ähnlichem Sinne an ihn geschrieben zu haben scheint. „vor Unzufriedenheit mit mir selbst und vor Abneigung gegen die verdummte Gesellschaft dieses Landes. Auch in mir ist jeder Ehrgeiz erloschen.“

Man spürt die hoffnungslose Müdigkeit einer Seele die in sich die Kraft nicht findet- aus der sie Leben faugen kann. Das Bedürfnis sich an einen Stärkeren anzuschließen- machte ihn zur Freundschaft geeignet? und zwar waren die Männer? die er liebte? fast immer solche wie sie auch auf Frauen den größten Eindruck zu machen pflegen- kraftvolle, rücksichtslose- herrliche. Es ist eigentümlich? daß große Fehler, ja Laster? wenn sie auf einem Übermaß von Naturkraft beruhten und mit Talent verbunden waren? einem Manne in seinen Augen nicht nur nicht schaden, sondern sein Gefühl erst recht zu entflammen schienen. Der? den er zuerst

zum Freunde wähltest war Ugo Foscolo ein genialer Zügelreißer- durch verhängnisvolle Leidenschaften zerrütteter Mann, dessen unsterbliches Gedicht- „Die Gräben“ einen entscheidenden Einfluß auf die geistige Richtung Silvios ausgeübt haben soll, Er nannte ihn den größten Mann seiner Zeit- eine Stelle die er im Alter Manzoni einräumte. Den Arzt und Patrioten Rafori- der wegen einer anstößigen Lebensführung ebenso berüchtigt war, wie berühmt durch Geist und wissenschaftliche Bedeutung verehrte er ohne die gegen ihn gerichteten Anklagen durchaus: zu befürworten. Über Byron den er in Mailand persönlich kennen lernte schrieb er seinem Bruder: „Kalte Verruchtheit ist eine zu hervorragende (eminente) Eigenschaft als daß ich nicht sehr zögern sollte- sie für in der menschlichen Natur liegend zu halten; aber gefeßt auch“ daß dieser entsetzliche poetische Charakter in Lord Byron wirklich wäre- er gefällt mir überaus.“ Was Confalonieri betrifft, von dem er sagt daß er keinen mehr als ihn geliebt habe- so betont er zwar daß die gemeinfame christlich-katholische Überzeugung die Grundlage ihrer Freundschaft bilde; aber alles spricht dafür, daß es vielmehr das Kräftige- Stolz und Belebende in Confalonieris Natur war wodurch er sein Herz beherrschte. Mit Lodovico de Breme, einem feinen religiösen schriftstellerisch begabten Mann (er fiel) nach seinem eigenen Geständnis nur- weil dieser ihn liebte und suchte. In einem Gedicht von der Größe Gottes, das er in seinen letzten Lebensjahren machte, feiert er Gott als den Stärksten an den seine Schwäche sich anlehnen könne.

Es wäre indeffen falsch sich Silvio Pellico als einen Schwächling vorzustellen der kleine- kränkelnde Mann besaß jene Standhaftigkeit und Selbstüberwindung- jenen moralischen Mut, an dem auch zarte Frauen es oft kraftvollen Männern zuvortun. Auch artete er in dieser Hinsicht nach seiner Mutter und sagte selbst er wage es in einem mit ihr zu vergleichen nämlich im Mut- womit er ohne Zweifel den Mut meinte- das für Recht Erkannte ohne Rücksicht auf die Folgen zu tun- und das schwerste Leiden zu tragen ohne es merken zu lassen und sich dadurch in der Ausübung der Pflichten stören zu lassen. Er war nicht fähig sich etwas zu erkämpfen und zu erzwingen wohl aber sich deneu- die er liebte zu opfern. Man muß die Unbeugbarkeit seiner Urteilskraft bewundern mit der er trotz der Heftigkeit seiner Empfindungen jedem- sich selbst und seinem Schicksal gerecht werden konnte. Wenn er einerseits an kraftvolle Naturen sich leidend anschloß behauptete er sich doch neben ihnen; die unbefleckte Reinheit seines Charakters machte ihn zum Vorbild für Jüngere,

zum Erziehen geeignet. Er liebte den Umgang mit heranwachsenden Knaben und wußte sie an sich zu fesseln, vermutlich durch eine glückliche Vereinigung von Strenge und Liebe, vollem Verständnis, kindlicher Sinnesart und geistiger und moralischer Überlegenheit. Was er an Erwachsenen verachtete, die Trägheit, das Verfäulen und Verfaulen, gilt nicht für die Jugend mit ihrer Triebkraft und ihren unbegrenzten Möglichkeiten; sie befriedigte sein ästhetisches Gefühl und zugleich einen pädagogischen Zug, der ihm eigen war.

Silvio Pellico ist als Mensch der echte Vertreter des romantischen Typus, wie er in Deutschland am vollkommensten durch Ludwig Tieck dargestellt ist. Wie die deutschen Romantiker ist er immer wünschend und fahnend, nie befriedigt: „Der Mensch von Phantasie und Herz trägt, wo er auch sei, einen immer schmerzlichen Durst nach unerreichbaren Genüssen mit sich: in der Einsamkeit sehnt er sich nach Gesellschaft, und in Gesellschaft verlangt er nach Einsamkeit, und nie hat er weder Einsamkeit noch Gesellschaft, wie er sie sich wünschte.“ Wie die deutschen Romantiker ist er heimatlos geboren, fremd in seinem Vaterlande, obwohl er es liebte, fremd in der Welt, voll Heimweh nach einem überirdischen Reiche. Wie sie war er, obwohl den Frauen sehr ergeben und in der Jugend heftig verliebt, doch mehr zur Freundschaft als zur Liebe geeignet. „Die Freundschaft,“ sagt er, „ist die Art der Zuneigung, für die ich mehr als für jede andere Leidenschaft des Herzens veranlagt bin.“ Wie sie begann er mit kühnen Zweifeln, um unbeweglich fest an einen Glauben gekettet zu enden.

Er war, wie jene, eine durchaus kontemplative und passive Natur, schon dadurch zur Melancholie bestimmt, und litt sowohl unter dem Zwange, sich dem Infelblichen zu entreißen, wie unter dem Bewußtsein der Untätigkeit. Wie jene von einer der Neugierde verwandten Luft nach Wissen und Entschleiern aller Geheimnisse befeuert, wandelten ihn häufig Stimmungen an, wo er das Wissen verachtete, ein kulturloses Leben pries und den eigenen Erkenntnisdrang als Sünde empfand. „Manchmal habe ich beinahe Gewissensbisse, daß ich den Stolz meines Geistes genährt und gewagt habe, das Weltall mit meinen Augen zu messen wie ein Gott, und ich fehne mich nach dem Frieden der Unwissenheit, wie der dürstende Hirsch nach der Quelle verlangt!“ Wie jene machte er die eigentümliche Beobachtung an sich, daß ein frühes, maßloses Schwelgen in der Phantasie ihn erhöpft und ausgeleert habe, wie wenn es wirkliches Erleben gewesen wäre. „Dieser mehr kontemplative als



ausübende Charakter hat mich seit meiner Kindheit in die Region der Phantasmen geworfen. wo ich mich damit abmattete. sie zu erkennen. zu zergliedern und wieder zusammenzufügen. da es mir schien. ich könnte aus diesem Ehaos die schönste der Welten machen. Niemand kann sich die Unordnung meines Gehirns in meiner Kindheit vorstellen. Diese innerliche Tätigkeit hat mich vorzeitig mit allen Ideen von Tugend und Verbrechen vertraut gemacht. und mit 18 Jahren. wenn das moralische Leben der andern Menschen beginnt. war meines zuzufügen im Untergehen. Müde und aller Dinge überdrüssig. habe ich seit damals den Tod ersehnt. und wenn dieser Wunsch einmal auch in der Ruhepause der Leidenschaften sich in einem Herzen festgesetzt hat. ist er ein unheilbares Gift. das. wenn es das Leben nicht gewaltfam abkürzt. es mit dauernder Melancholie durchdringt."

Silvio erklärt hier zugleich die auch an den deutschen Romantikern zu beobachtende unnatürliche Verteilung der Lebenskraft. vor schnelles Reifen und Welken. so daß sie entweder jung starben oder nach kurzer. aufschäumender Jugend in ein müdes. langames Absterben verfielen. wie wenn allzu schnelles Verbrennen der zugemeffenen Feuerung durch vorfichtiges Sparen eingebracht werden müßte.

Die eigentliche Blütezeit Silvios fällt in die Jahre 1815-20. die er in Mailand im Hause des Grafen Porro-Lambertenghi als dessen Sekretär und Erzieher seiner Söhne verlebte. Schon vorher aber hatte er das Drama Francesca da Rimini geschrieben. das im Jahre 1815 aufgeführt wurde und ihn. der bisher nur durch seine Liebenswürdigkeit und seinen Geist anziehend war. berühmt machte. Für die italienische Literatur bedeutete die Francesca eine Neubelebung der in einem feelenlos gewordenen Klaffzismus erstarren dramatischen Poesie. ja mehr. sie war der erste künstlerische Ausdruck modernen Empfindens. das sich in dem traditionellen Stil nicht wiedererkennen konnte. Man sah zum ersten Male nicht den verfeinerten Faltenwurf der griechisch-römischen Toga. hörte nicht die antiquarischen Reden eines Cicero oder Brutus. sondern man liebte. litt und wütete in einer vertrauten Welt. Es war eine Wirkung. die man mit der der bürgerlichen Rührstücke. wie Lessings Sara Sampson. vergleichen kann. insofern das Stück von der Übertriebenheit des Stils einen Schritt zur Natürlichkeit machte. sich also gewissermaßen von der Kunst entfernte. um das Gefühl zu gewinnen. ohne welches das auserlesene Kunstwerk leblos bleibt.

Die Sprache wurde von manchen Seiten getadelt als nicht ganz

gebildet und nicht italienisch. Allerdings waren die Pellico französischen Ursprungs und das Französische Silvio wie das Italienische geläufig; vielleicht aber gehörte gerade der fremde Blutstropfen dazu, um das marmorne Pathos, das auf der Bühne herrschte, beweglich zu machen. Die Einfachheit und Anmut der Sprache, die niemals ihren Reiz verlieren kann, fiel damals mehr als jetzt auf, die einen bezaubernd, wie für die andern entrücktete, wo es im allgemeinen dem Dichter vorgegeschrieben war, in der Tragödie den Kothurn anzufchnallen. Obwohl die Francesca, wie schon oft bemerkt wurde, lyrischen Charakter hat, entbehrt sie der dramatischen Wirklichkeit durchaus nicht; sie ist knapp, gedrängt vorwärtsschreitend, das Interesse nie erlahmen lassend. Der Auftritt, wo Paolo und Francesca sich ihre Liebe bekennen, füllt im Tone, im Tempo hinreißend, einfach und empfindungsvoll, ohne gemeinpläßig und weichlich zu sein, wird immer zu den klaffenden Liebeszenen des Theaters gehören. Was Silvio Pellico fehlt, ist Tiefe der Ideen und der Anschauung, Reichtum und Originalität der schaffenden Phantasie. Fülle der Gestaltung aber er hat das Gefühl und den Instinkt des Schönen, die den Dichter machen. Mit der Francesca hat ein starkes Gefühl, von einem guten Geschmack geleitet, ein in feinen Grenzen vollkommenes Kunstwerk geschaffen.

Die Aufführung, die am 18. Juli im Teatro Re stattfand, hatte uneingeschränkten Erfolg. Die Darstellung war vollendet; den Paolo spielte ein Riminese, der, von häßlichem Äußern, wenig für die Rolle des Geliebten geeignet schien, sie aber so glänzend verkörperte, daß er das Publikum begeisterte. Carlotta Marchionni, die erste Schauspielerin Italiens und von ihren Verehrern als die erste Schauspielerin Europas angesehen, konnte als Francesca ihr Talent, tragische Leidenschaft mit edler Natürlichkeit darzustellen, wie nie zuvor entfalten. Sie war so eins mit dieser Gestalt, daß ihr Name mit dem der Francesca von Rimini verbunden geblieben ist.

Silvio Pellico war unter den Zuschauern erst gegen das Ende der Aufführung wurde bekannt, daß er der Verfasser war. Man urteilte allgemein, daß seit Alfieri keine solche Tragödie geschrieben sei, und viele sahen es als einen Vorzug an, daß Pellicos Dichtung mehr zu Herzen gehe als die Alfieris. Geld trug ihm der Erfolg nicht ein; aber er hatte sich in den Mailänder Kreisen, wo moderner Geist gepflegt wurde, einen Namen gemacht. Es drängte ihn, seinen jungen Ruhm durch neue Werke zu befestigen; sein Ziel war, eine neugeartete Tragödie zu schreiben, die

frei vom Druck der Ariftotelifchen Gefefse wäre, zuvor aber wollte er mit mehreren orthodoxen Dramen feinen Ruf fo ficher machen, daß er das anftößige Wagnis unterftützen könne. Indeffen wurde es ihm fchon die befcheidenere Aufgabe auszuführen fchwer. Außer dem Drama „Eufemio di Meffina“ vollendete er nichts fchwelgte fiatt deffen in Entwürfen. Eine Reihe von Tragödien befchäftigte ihn nacheinander: Attilio Negolo Lombardo, J. Brescianiz Matilde, Danter Pifonez Beatrice d' Efte, Pia de' Tolomeiz und von mehreren wurden einige Akte fertig. Außerdem maachte er den Plan zu einer Novelle, die der Italiener heißen und den idealen Typus des italienifchen Patrioten aufstellen follte, und arbeitete an einem Gedicht über Eola di Rienzi in dem erz wie es fcheint, den höchften Auffchwung feines patriotifchen und religiöfen Freiheitsdranges zufammenfaßte.

Obwohl Silvio nach feiner eigenen Ausfage das Entwerfen von Büchern leichter fiel als das Machen, ja es feinen Geift fehr anfirengte etwas zu fchreiben, und dies innere Hindernis zu einem großen Teile die Urfache feines zerfplitterten Schaffens war, muß man doch zugeben, daß feine Lage im Haufe Porro gefammelter Arbeit nicht günftig war. Graf Porto gehörte zu den reichften Arifokraten Mailands und fand mit dem Grafen Eonfalonieri an der Spitze der liberalen anti-öfterreichifchen Partei. Sein Haus war allen namhaften Einheimifchen und Fremden geöffnet; er befchützte fo gut er es verftand, die Künfte und intereffierte fich befonders für die Fortfchritte der Kultur auf technifchem und induftriellen Gebiet, wie er denn die Dampffchiffahrt, die Dampfpinnerei, die Gasbeleuchtung und anderes in die Lombardei einführte. Troß diefer großartigen und nützlichen Tätigkeit nahm man ihn nicht ernftlich an, es fcheint, daß er fich mehr von einem rafchen Temperament, als von vernünftiger Einficht und Befonnenheit leiten ließ. „Graf Potro ift ein fehr aktiver Menfch,“ derz obwohl zerftreut, feine eigenen Gefchäfte verftändig überwacht. Er kennt die Nichtigkeit der fozialen Unterfrhiede, über die er fich unbefangen luftig macht. Feind Napoleons glaubt er nicht an die glänzenden Tugenden der Fürften noch an den Freifinn der Völker. Er verachtet die Menfchen und hält fie für geboren zur Sklaverei. Er wünfcht die Vervollkommnung der pofitiven Wiffenfchaften, weil fie in einem Lande, wo die Literatur nur befiehen könne, wenn fie fervil fei, nützlicher fei als diefe. Ein lebhaften ungeordneter Kopf, aber mehr dem Anfchein nach als in Wirklichkeit.“ Man hat den Eindruck, daß Pellico die Grundzüge des Grafen aus feinem eigenem Gerede abgeleitet

habe. dem nicht allzu große Wichtigkeit beizumessen ist. An anderer Stelle nennt er ihn einen sehr leicht zu beeinflussenden Menschen. der immer von redlichen Leuten umgeben sein müsse. Sein Wesen berührte Silvio offenbar fremdartig vielleicht gerade deshalb hebt er seine Warmherzigkeit immer wieder hervor. die ihn trotzdem gewinnt. Er sei von allen mailändischen Aristokraten der aufrichtigste. liberalste und mutigste. sagt er. bestrebt. sich die guten Seiten des Mannes gegenwärtig zu halten. der ihm. wie es scheint. Vertrauen. Zuneigung und Hilfsbereitschaft in vollem Maße entgegenbrachte. Was Silvio geradezu unheimlich berührte. und was er immer wieder unter Staunen und Kopfschütteln hervorhob. war die uermüdliche Betriebsamkeit des Grafen. „Dieser gute Graf Potro.“ schreibt er. „ist einer der Menschen. deren Tätigkeit unerföpflich ist. Er fest alles und alle in Bewegung. Meine Lebenskraft hingegen ist halb verfliegt. ich möchte immer an einem Säurebrotchen sitzen. - Ich möchte immer in vollkommener Unbeweglichkeit hingestreckt sein. so groß ist mein Widerwillen gegen jede Tätigkeit und gegen die Bewegung.“ War Porto im Hause. so nahm er Silvio. ohne etwas von dessen Leiden zu ahnen. für sein Gesprächs- und Gefelligkeitsbedürfnis in Anspruch und verwickelte ihn irgendwie in seine Gefährlichkeit. Darüber tröstete Pellico sich einigermaßen mit dem herzlichen Gefühl. das er für den Grafen hatte. nichts aber milderte seine Bitterkeit über den Zwang. sich an der Gefelligschaft des immer mit Menschen erfüllten Hauses zu beteiligen. „Effem Besuche. Spaziergänge. Unterhaltungen.“ schreibt er. „und jeden Abend das Gemüt von derselben Verachtung der Komödie. die ich gespielt habe. zernagt.“ Er genießt die Einsamkeit wie früher die Küsse eines Mädchens. „Am Ende eines jeden Tages bete ich zu Gott. daß er mich von der Gegenwart eines jeden befreie. damit ich mit mir allein sein kann.“ „Oh wie gern möchte ich Mönch in einem Kloster werden. wo man nicht Pfaffen fange. aber wo ich zu vollständiger Einsamkeit verdammt wäre.“ Nicht ohne einen leisen Schauer liest man diese Klagen. wenn man an die zehnjährige Verlassenheit des Kerkers denkt. die den Unglücklichen erwartete. und man erinnert sich der Worte Iphigeniens; Ihnen zum Schaden erfüllen die Götter die Wünsche der Menschen. Indessen wie sehr Silvio unter der Abhängigkeit und ihren Folgen litt. darf man doch aus der verzweifelter Unzufriedenheit. die er oft gegen seinen Bruder äußerte. nicht schließen. daß er sich durchaus und immer unglücklich gefühlt habe. Kaum hätte er die Rolle des guten Gefellchafters so gut spielen können. wenn er nicht. dem Augenblick

hingegen- den Reiz der Fröhlichkeit und der Sympathie die er erregte, empfunden hätte. Obwohl er urteilend über den Menschen seiner Umgebung stand- ließ er sich doch durch sie beeinflussen wovon vielleicht ein schon in seinem Ruhebedürfnis begründeter Trieb nach Übereinstimmung die Hauptursache war. Nun befand er sich in einem Kreise von jungen Menschen die sich als moderne im Kampfe gegen eine auffällige Kultur fühltenX ein Gefühl- das durch den Haß gegen die Fremdherrschaft und die Hoffnung zum Stürze derselben in irgend einer Weise beitragen zu können, dramatisch zugespitzt und gereizt wurde. Es wäre nicht natürlich gewesen- wenn die allgemeine Erregung die ihn umgab- Silvio Pellico nicht auch ergriffen hätte der schon durch seine nervöse Konstitution dem modernen Menschen angehörte7 und den jedes große Gefühl zum Mitschwingen brachte. Er der ein Stück voll romantischen Geistes geschrieben hatte war berufen in dem Kampfe gegen den Klassizismus eine Rolle zu spielen und hat in der Tat seine und treffende Urteile in der großen literarischen Streitfrage ausgesprochen.

Ganz deckten sich seine Ansichten nicht mit denen der deutschen Romantiker; überhaupt war sein Geist weniger systematisch- er folgte seinem Geschmack ohne sich an Einteilungen zu kehren. Er verehrte Schiller- Lessing- Goethe und Shakespeare seine Abneigung gegen Ariost erklärt sich aus seinem Mangel an Humor und seinem an Schiller erinnernden Idealismus. Manzoni's Eremagnola fand er nicht hinreißend, weil die Helden der Wirklichkeit zu ähnlich gelassen wären. Es war nach seiner Ansicht der Zweck der Dichtung erzieherisch auf die Menschheit zu wirken; Dichter- die das nicht täten, seien nichts als Schwärmer. Das Drama sollte insbesondere die vaterländischen Helden feiern. Von Foscolo sagte er, daß er noch zu sehr unter dem Einfluß der griechisch-lateinischen Kultur stehe und seine Zeit nicht genügend zu schätzen wisse. Für das Wesen des Romantischen- sofern es das Moderne ist, „ich möchte sagen das Geflegelte- Verdichtete und Verfeinerte hatte er ein überraschendes Verständnis. „Sei gewiß“ schrieb er seinem Bruder, „daß die Poesie der Beschreibungen und dergleichen Oberflächlichkeiten alle fünfzig Jahre ihren Wert verliert und daß die gebildeten Völker entweder aufhören werden eine Poesie zu haben- oder nur eine solche genießen werden- die tiefer ist, philosophischer mehr in wenig Worten zusammenfaßt- schwerer und reicher an Gefühl . . . Die Worte verlieren täglich an Wichtigkeit und nur die Ideen erringen eine große.“

An die Ausführungen Friedrich Schlegels- daß die Schriften des

romantischen Dichters in die Atmosphäre eines mythischen Liebesgefühls ganz eingehüllt sein sollten. erinnert die folgende schöne Betrachtung, die Silvio an den Sternchen Yorick knüpft: „Was für ein Gefühl herrscht darin vor? Es ist nicht Liebe. es ist nicht nur Freundschaft. es ist etwas Mythisches. das der Unterfuchung sich zu entziehen scheint . . . Es gibt eine dritte Art des Gefühls. die auch Liebe ist. Es gibt Gemüter. die im höchsten Grade zum Mitgefühl (pjetü) und zur Melancholie geneigt sind. denen die Gewohnheit gewisser natürlicher Ideen: Leben. Tod. Schönheit. Verwesung. Tugend. Treulosigkeit. Ideen. die sich. ohne daß man es will. jeder Erscheinung der Einbildungskraft beimischen. viel von der Fähigkeit. sich für die einzelnen Dinge zu begeistern. nimmt. Sie sehen das Gute und das Böse nie getrennt. Sie würden sich vielleicht an einem Unternehmen für die Freiheit des Vaterlandes beteiligen: aber ohne Ungeftüm. da sie die Ketten und die Qual sehen. die der Tyrann den Großherzigen bereitet. Ein Mädchen. eine Blume. ein Freund macht sie lächeln. aber weder dies Lächeln noch die Fröhlichkeit. die sie sich selbst zuweilen anbefehlen. zerstreut einen Augenblick ihre innere Traurigkeit. Dieser müde. begierig nach entzückenden Empfindungen. fuchen sie sie mit mehr Sorgfalt als die leidenschaftlichen Menschen in der Mitte von Kannibalen. würden sie sich noch bemühen sie Brüder zu nennen. um des Glückes willen. zu glauben. daß der Mensch Brüder habe. Solche Gemüter sind es. die natürlicherweise jene dritte Art der Liebe fühlen. von der ich Dir gesprochen habe. Der Zauber ihres Stils hat etwas Reizendes; er erinnert ein wenig an jene Träume. in denen man beglückt durch unbekannte Gefilde voll schöner Gegenstände irrt. von denen man weder die Namen noch die Formen mehr erfassen kann. wenn man aufwacht.“

Als zu diesen Gemütern gehörig. die zugleich über und fern von allem stehen. was sie lieben. erwies sich Pellico in dem literarischen Kampfe. den er als ein Führender mitmachte; er tat es. aber „ohne Ungeftüm“. „Dein Ludovico (de Breme).“ schreibt er dem Bruder. „ist ganz entbrannt in dem Kriege der Romantik und des Klaffzismus. Du warst schon bevor diese Namen entstanden Romantiker im guten Sinne. wie es alle die sind. die über Literatur mehr mit dem inneren Gefühl als mit der künstlichen Kritik der Schulen urteilen.“

In noch geringerem Grade. als für literarische. konnte Silvio sich für politische Streitfragen ereifern. Bei Gelegenheit einiger Bemerkungen über Napoleon sagt er im Jahre 1815: „Übrigens fegne und verflue

ich die politifchen Ereigniffe wie die Sonne und den Regenj und dann merke icht daß wir toll findj zu loben und zu tadelnj was unvermeidlich ifi. Was ift der Zweck von demf was wir gut oder böfe nennen? Der Fortfchritt der menfchlichen Gefellfchaft; ihre Belehrungz das Dafein der Weltenj die Luft des Zufallsj oder nichts von alledem? Ich weiß es nicht." Man vernimmt die Sprache eines Menfchem der in den irdifchen Reichen nicht zu Haufe ift.

Nichtsdeftoweniger und trotz feiner häufig geäußerten Verachtung der Italiener feiner Zeit liebte er fein Vaterland. Er liebte es nicht mit der Einfeitigkeijt Ausfchließlichkeit und Kurzfichtigkeit fo vieler Patriotenj fondern weil er dort aufgewachfen warj weil er es kannte- weil es fchön und unglücklich war. Die fchönen Strophen des Paolo in der Francesca an Italien die in jener Zeit fo viele Male die Hörer zu ftürmifchen Zeichen einer verbotenen Begeiferung hinriffen- find ohne Zweifel einem echten Gefühl entfprungen; aber mehr die in diefem Gefühl liegende Schönheit als fein Gegenftand machten es ihm wefentlich. Der von Kannibalen umringt fich noaj bemüht hätte fie Brüder zu nennen; war gewiß bereit; fich der Empfindung der Vaterlandsliebe hinzugeben. die teure Freunde- verehrte Männer bewegte.

Wie es zu gefchehen pflegt; wenn eine neue Richtung aufkommt- trugen fich die Vertreter derfelben mit dem Gedanken; eine Zeitchrift zu gründenj in welcher fie ihre Ideen verfechten und vertreten wollten; endlich näherten fich mehrere Kreife von talentvollen und modern gefinnten Männern, die fich bisher von ferne intereffiert doch mißtrauifch beobachtet hatten, fanden die gemeinfame Grundlagej und der Plan wurde ins Werk gefeßt. Sie nannten das Blatt- das eine Waffe gegen alte leb- lofe Formen, den Klaffizismus und das öfterreichifche Syftem fein follte- den Conciliatorej weil er die entgegengefeßten Meinungen zu vermitteln befimmt fei.

Wer jetzt die großej mit fchönen- klaren Lettern gedruckte Zeitchrift durchliefj wird fie ebenfo langweilig und unerheblich finden- wie fie damals aufregend und bedeutungsvoll war; ein Beweis für die Enge und den Druck jener Zeitt wo das, was heute landläufig zu fagen ifij ein Wagnis wart und dafürj daß das fogenannte Aktuelle feinen Reiz verliert, wenn der Augenbli> vorüber iftj dem es diente. Allerdings ift auch in Rechnung zu ziehen- daß die Zenfur oft gerade das Wefentliche fkrich und überhaupt die Artikel fo fiark befchnitt, daß man Mühe hatteF die entfian-

denen Lücken zu erfelzen. J m Notfalle war es Silvio Pellico. der ein-  
fprang. fei es weil er der gefälligfie. oder weil er am flinkften mit der  
Feder war. oder daß feine Stellung als Sekretär des Grafen Potro es  
ihm nahelegte. Die öfterreichifche Regierung die den Eonciliatore von  
Anfang an ungern geduldet hattet gab ihrer zunehmenden Mißbilligung  
deutlichen Ausdruck; allein die Herausgeber wollten den Wink nicht ver-  
fiehen und fuhren fort, ihre anriichige Oppofition der Zenfur zu unter-  
breiten, Am 29. Oktober wurde Silvio Pellico auf die Polizei gerufen,  
um fich wegen der kecken Sprache feiner Artikel zu verantworten; er  
antwortete kaltblütigz daß nichts gedruckt worden fei, was nicht die  
Erlaubnis der zenfierenden Behörde erhalten habe. Troß feiner Schwäch-  
lichkeit und Gefühlsreizbarkeit war Silvio nicht etwa furchtfamz übrigens  
fühlte er fin) in feinem Rechte und feiner Sache ficher.  
Fortfeßung in der Mai-Nummer.



Otto Helmut Hopfen:  
 Die Vafe des Vergefiens.  
 Ach, wer beilet die Schmerzen  
 Des. dem Valfam zu Gift ward?  
 Der im) Menfctzenhak  
 Aus der Fülle der Liebe trank!  
 Crit verasztet, nun ein Verliebt-r.  
 Ze er heimlich auf'  
 Se nen ei enen Wert  
 In ung'n gender Seldftfucht.  
 Y' auf deinem Platter.  
 ater der Liebe. ein Ton  
 Seinem ohr ver-nehmlich.  
 So erqulcte fein Herz!  
 Goethe. Harzreife im Winter.  
 . ..Der Welt entrückt in meiner Villenfefie  
 Blick' ich vom Hügel auf die Stadtquartiere.  
 Blick' auf Firenzes Kuppel und Paläfie.  
 Derweilen mir im Garten weiße Stiere  
 Mit rotem .Kopfpuß an Olivenäfie  
 Beim Pflügen fireifen; wundervolle Tiere.  
 Wie fehwerer. bunter Segen quillt's aus Frühlingsgauen.  
 Und Singen jauchzt zum Himmel auf. zum dunkelblauen.  
 Die Bauern fingen. und ihr Sang begleitet  
 Der Hände Werk feit dreimal hundert Jahren.  
 Dasfelbe Werl. auf felbem Grund bereitet  
 Fiir Deiche errn. - Das lärmende Gebaren  
 Der olksau wühler hat fie nie verleitet;  
 Genügfam. fleißig. wie die Väter waren.  
 Befihen fie. was ihnen niemand möchte rauhen:  
 Die Hälfte des Ertrags von Milch und Öl und Trauben.  
 . Warum auch follten fich die Menfchen ändern.  
 Wo doch der Emafluß mit wilden Wo en  
 n je d e m Herbfi aus feinen hohen ändern  
 erförend ausbricht und den weiten Bogen -  
 ertoÖa talwärts - nur mit fchmalen Bändern  
 m ommerfchilf zum Arno kommt gezogen;  
 o gleich. in ewigem Grün. des Ölbaums Silberglänzen  
 Den Pinienwald berührt. hoch auf des Berges Grenzen."  
 . Der .Künfiler fprach's und wehrte den Gedanken.  
 Die neben ihm auf breitem Kiesweg fchritten.  
 127

Die Vafe des Vergeffens  
 Otto Helmut Hopfen  
 Doch heftig wie Genefungflehen der Kranken.  
 Schnlerzreiche Stimmen fñch Gehör erfiritten:  
 „Was bleibfi du noch 'k Wer - glaubfi du - wird dir danken.  
 Daß du verfiieckt im Heimatland gelitten?  
 Zieh fort! Ein neues, Leben blüht in neuen Ländern.  
 Dort eile hin. um dich und dein Gefchick zu ändern.“  
 „Mich ändern? - Kann ich's denn? - Auf der Terraffe  
 Die beiden Löwen mit den Wappenfchildern.  
 Sie trugen fiets die dräuende Grimaffe;  
 Und mag der Regen ihre Züge mildern.  
 Mag einfi verwitternd Grün auf grauer Muffe  
 Sie fchmückend töten gleich viel Heldenbildern. -  
 Ihr Wefen bleibt. und bleibend ift das fiolze Zeichen  
 In meinem alten Wappenfchild: Der Baum von Eichen.“  
 Er trat zu feines Plaßes Valufirade  
 Und fah das Land bewegt von heiliger Luft  
 Der Fruchtbarkeit in warmem Sonnenbade;  
 Gleich jungen Frau'n mit fiolz gefchwellter Brufi  
 Schien jeder Halm des Segens fñch bewußt. -  
 Unwillig dreht' er fñch zur Schloßaffade.  
 Davor ftand überm Kies auf fchwarzer Marmorbafte  
 Ein mächt'ger Bronzeguß. fein leuchtend Werk. - die Vafe.  
 Und aus dem määjt'gen Rund. zum Knäul verworren.  
 Viel Rofenblüten an zerhachten Zweigen.  
 Zerriffene Blätter. erdige Wurzelknorren '  
 Den Sonnenftrahlen ihre Wunden zeigen.  
 Er fieht die Fafermaffe fchnell verdorren.  
 Die Blüten langsam fñch zum Sterbeniineigen.  
 Und ruft: ...Sina ! Erdrückend follen Humusfchichten  
 Im Vafeninnern eure Zeugenkraft vernichten.  
 Jen reichen Lande fei's ein Fleck der Leere.  
 Unfruchtbar will ich diefe Stelle haben!  
 Drum ward viel Meter tief der Grund gegraben.  
 Für diefes Marmorfockels große Schwere.  
 Niemals foll Grün und nie die duft'ge Beete  
 Das durfiige Auge. noch die Zunge laben.  
 Ein Bild des Haffes jedem. der hier Schönheit fucht.  
 Verfenge blendend rings die Luft. Du bift verflucht.  
 Verfchwinden mußten all die Freudenblüten.  
 Zuerfi die Refen über den Portalen;  
 ie hunderttaufend Rofen. die dort glühten;  
 Ich riß fie aus; - fie deckten'mir die Zahlen '  
 Der Sonnenuhr und ließen Vögel brüten;  
 Die fangen. ach. fo laut von meinen Qualen.  
 Die gelben Kletterrofen wucherten zu fchnelle,  
 Ich pflanzte fchlanke vier Eypreffen an die Stelle.

Otto .Helmut Hopfen:  
Die Weile d Bergeffens

M i q\_L-

-4

-x

- K

'

τ

»O

1-4.

15.

„---.- e \*-“-“-“-‘

„---4\_z\_..\_--

Es ift vollbracht. \*Lenin fchwiiidet, (drinini und Trolle-i.

““cii will euch nicht in iic-ineni neuen Leben;

ihr lähnt die Kraft und iiaclit zum halben Wollen

Das ichicifalzwingeide Befrei.ingfri-eben.

Feri. Mitleid niit dein ewig faminervr-Ilen

iind rüctinürtc' fchauenden Lilli-Gefic-rnMilel-en.

Laß der Erinnerung Spur aus mein-\*r Zukunft iierzen.

:iii-I 'Trotz mich und Bereich-rung fällen fta'r init Schmerzen.

So fel's. Die Linie licht. von niir eriiii-tiki,

Dat'- iede Schi-id in fie hinüber aiiille.

Daß jede Sei-nl'uciii nach verlorenen Stunden.

Daß jeder Stilfie diefer Todesftille

:in ihr mit Grubesili-tiiiiii'i'n iiecii gebunden.

Galilei-ig fuchend hat mei.: iüüftlerioique

Öj-\*s macht-ige Gefäß gebildet und ..e

&je eiiiailliert und rund niit am: mil.. -

'

,

e

.L

i

"Ä:-r .iiüüftler fchritt ini .irc-i8 nine 'Lie-e .becken

line prüfte nochmals den gelungen-ii c" ie;

So fait getönt. kein Fehler zu Wide-ier..

Kur .üiinf erhoben bitterfier Verdiuß

'Zr edler Form feldli Wahn iind Haft und Schrecken.

Für jeden \*Linde:-ii tragifchc-r Genuß.

lind doch für iliii nur Groll. "Metall gewordene Schiri-icli.

So hielt er wiedci. fcililug .in ein :iii-lief iind fprach:

.

„\*n'oai einmal zeige. Vale. mir den Herrn.

Den teuflifchen. den Freund. der wie\* \*Jenni-lite.

Aid könnten Narren nur aus na'. und fern

Mein Schaffen rreien. das er ielbf'i veraltete;

Zeig niir die Glut iii feinem "Llugeniierin

Tic nie veri'ilzibai: niir den .Jo-n elitfaciui:

Den Nebenbuhler .ii-ige. dit roll Sai-indication

Mich und die .iiniil'i verriet aus Zügeliciein \*iii-id

Da fieht er vor niir: Starr dac- fciwarie Haar.

Gedallt die Fünfte. während ihn ergeht.

Daß übers Blaclifeld der Bari-bunten (Haier.

Ein \*Reiifchenwild niit Spiez; und Hunden heizt;

Voll Kälte fieht er. daf; ein Schlangenpaar

Ein hilflos Weib vor feinen-i .\*riif'i z-\*rielzn

lind tritt \*- der einigen (Hüte 'der Natur (ii-ni .Helme -\_

In einer» blühenden Eichbainio al-geii-.iuiie Krone.  
:ich will iii-i nicht nieht- fehii. --- Geliebte Schale.  
Dein zweites Wandbild fell den Grain zei-reißen.  
Denn freundlich fcheint es gleich dein Originale  
Das Nahen fchöneii Giü7ies zu rei-heißer..

.Die

Ba

...\_---" .\_\*\_---

\*\_\*'t' des Net\*

Otto Helmut .zZ-o

4

\_--- ...b-\_\_ -

Die!

\_.'\_

\_.'\_

...\_----- ....-... .

Q'

"F

Tech bring wie !»\*'-i iwniiqilei-eii der Kranken,  
Seliiiiieriieicl e Sei-.linien fiel' ("ever erfiritteii:  
„Was dleioft di. noch '4 Aer -- .ilaliibfi dri -- wird dir kanlei.,  
?aß du verfieit ini .Peitiiiai-iiik gelitten 'i  
\*Sieh fett! Lin neuer L'i'l'ili rliiit in neieii Ländern.  
Tori eile hin, ii\*ii ricl: uiid dein Gefriiicl zii ändern."  
„)iiii ändern? - .Kiiiiii icli]- detiii'? -- Auf der Tflfalif  
Die eefen Löwen init den Maxi-enickiilderin  
Sie trug-ii "terr- die dräueiri\* (\*\*rini-iiie;  
lind nine der Regen ilie Jimi.- iiiikern,  
Mair eini :\*ei-ie-iternd (ri-iii. auf grauer Mafie  
Sie iet-iiiiirfiid töten alein» rie' .Veldenbildcrm -  
\*il-ir Wefen lil-rie", iind bleibiid ift des fi»I\*„e Zeichen  
:in meinem nilin Wappenfäilt: Der Baum von Eichen.“

K

n  
Er trat iii feines ?Kanes Bal-ifirade

'ind "ab das Lan( bewegt von heiliger Luft  
\*Jet Friiiii darf-\*it in 'variieiii Eonmnbade;  
c\*ile-ieh jungen Waren mit fioiz qiitijwellter Bruü  
7-ien jeder (\*alii\* des Segen:- fih bewußt. -  
l..ivill.e drei-ii' er [icli ziir Seliiofcfiiide.  
.. aeor i"t.ii\*.d 'ieerni .iii-\*8 auf ictiwarzer Mariiiorliilie  
."i-i reitet i'aer Nummern?, ie-.ii .eiciiteid Werlz - die Lie-fe,

..\_--  
lind aus dein iii-icht'geii Niindf zum Knäul verivorrcn.  
:Kiel i"ioieiibli'iten uli zgrbaiiten Zweigenf  
?eriiiene Blatter. .reine Wiirzellncrrn  
Den Son'ienftinlilei ilire Wunden zeigen.  
Er fielit die .\*x".7ii\*rniiii\* 'e fäinell verbot-ren,  
Die Blüten liirial.-iii ii-li zum Sterbeniiiiieigenf  
lind ruft: „Ziiuri Erütickeid feilen Hurtiuschiclfnen  
Jin Bai'eninnern eure Zeugeilraft vernichten.  
In\* ren-lien Lande fei's\*ein Fleik der Leere,  
Iliifriiitbar will im diefe Stelle babeni  
Örii'n ward viel Meter tief der Grund \_gi-graben,  
Fiir diefes \*. "iarinorfoeels große Siiivere.  
Niemals fell Grün iind nie die duii'ge Beete  
Das diirüige Auge, noch die Zunge laden,  
IÖin Bild ers Hafleö iedeiii, der hier Selibnbeit limit  
Bette-.M blend-nd rings die Lilli. Du bifi verflucht,  
rin-.en niit'nen all die Freudenbiit'iten,  
di.. :Tic-fen über den Portalen;  
i \*-:.\*e-..\*rtiaif\*.-nd Noir-ii. die dert gli'.liten;  
i r lie aus; - fie deciten'mir die Zahlen  
r :in-\*eriililr und ließen Vögel brüteii;

't ...nei-ii, alt», fo laut von nieiiieii Qualen.  
.ixllien .Kletterrofen wutbertei zii febielle.  
(li rilaiite felilaiike vier Eiipreffen an die Stelle.

..  
L

„-2-"1 N) f-, -\*y.-]7...9

, .x -\*

Otto Helmut Hopfen:

Die Vase des BWV

10.

13.

14.

15.

Es ist vollbracht. Drum schwindet. Grimm und Grollen.

Ich will euch nicht in meinem neuen Leben;

Ich lähmt die Kraft und macht zum halben Willen

das schicksalzwingende Befreiungstreben.

Fort. Mitleid mit dem ewig jammervollen

Und rückwärts schauenden Ani-Gefiern-Kleben.

Laß der Erinnerung Spur aus meiner Zukunft merzen.

Mit Trotz mich und Verachtung füllen statt mit Schmerzen.

So sei's. Die Vase fieht. von mir erfunden.

Daß jede Säule in sie hinüber quille.

Daß jede Sehnsucht nach verlorenen Stunden.

Daß jeder Seufzer dieser Todesfülle

:Zu ihr mit Grabesklammern liegt gebunden.

(,röfung suchend hat mein Künstlerwille

Dies mächtige Gefäß gebildet und geöffnet.

Es emailliert und rund mit acht Reliefs umschlossen."

Der Künstler schritt im Kreis ums Bronzebecken

Und prüfte nochmals den gelungenen Guß;

So hat getönt. kein Fehler zu entdecken.

Zur Kunst erhoben bitterster Verdruß.

Im edler Form selbst Wahn und Haß und Schrecken.

\*ür jeden Andern tragischer Genuß.

Und doch für ihn nur Groll. Metall gewordene Schmach.

So hielt er wieder. schlug an ein Relief und sprach:

..Noch einmal zeige. Vase. mir den Herrn.

Den teuflischen. den Freund. der mich verlachte.

Als könnten Narren nur aus nah und fern

Mein Schaffen preisen. das er selbst verachte;

Zeig mir die Glut in feinem Augenfern.

Die nie vertilgbar mir den Zorn entfachte;

Den Nebenbuhler zeige. der voll Schändlichkeit

Mich und die Kunst verriet aus zügellosem Neid.

Da fieht er vor mir: Starr das schwarze Haar.

Geballt die Fünfte. während ihn ergeht.

Daß übers Blachfeld der Bacchanten Schar

Ein Menschenwild mit Speiß und Hunden heßt;

Voll Kälte fieht er. daß ein Schlangenpaar

Ein hilflos Weib vor feinem Fuß zerfetzt.

Und tritt - der ewigen Güte der Natur zum Hohne -

In eines blühenden Lebensbaums abgehaute Krone.

Ich will ihn nicht mehr fehn. - Geliebte Schale.

ein zweites Rundbild soll den Gram zerreißen,

Denn freundlich scheint es gleich dem Original

Das Nahen schenken Glückes zu überheizen.

131

Die Vase des Vergeßens  
Otto Helmut Hopfen

16.  
17.  
18.  
19.  
20.  
wei Frauen fiehn in meinem Gartenfaale;  
ie würdige Mutter trägt zum Haar. dem weißen.  
Erlefne Witwentrucht; um ihre Tochter rollt  
Ein Meer von bunten Seiden. und das Haar ift Gold.  
O heikles Kunfiwerk. jugendfchöne Glieder.  
Ein Strohhut hängt. mit Blumen reich gefchmückt.  
Von ihrem Arm an Seidenbändern nieder.  
Er gibt den Augen Halt. die rings entzückt  
Umhergefpäht und doch fo fcheu fich wieder  
Gefenkt, Die Mutter preifi fich hoch beglückt  
Und nennt den Sturz der Perde juft vor meiner Türe  
Willkommenen Zufall. der zu meinem Reiche führe.  
Mit Mißtraun hört' ich von dem feinen Munde  
Die Neugier halb verfiecken halb verraten.  
Die Neugier nach dem räthelhaften Grunde.  
Weshalb ich felbft Europens Mäzenaten  
Die Tür verfehloffen hielt und doch die Kunde  
Nicht hinderte von meinen Künfilertaten.  
Sie fprach noch mancherlei; doch vom erlitt'nen Schrecken  
Sprach fie kein Wörtchen mehr. - Was wollte fie bezwecken?  
Sie fchien zufrieden. den Geheimnisvollen  
n feiner weltentrückten Arbeitkranke  
u fibren. um dann haßig heim zu trollen  
Und i ren Freunden bei dem nächf'ten Schmaufe  
Des äpfels Löfung prahlend aufzurollen:  
Ha. wir. wir kommen juft aus feinem Haufe.  
hr wißt noch nichts. doch uns ließ er die Gottheit fehn.  
in\_ Marmorwerk von größter Kühnheit wird erfiehn.  
O falſches Spiel gefelliger Eitelkeiten.  
Was blies iäj dich nicht fort wie Nebeldunfi? -  
Mäzen von heut? - er kann nur dahin fchreiten.  
Wohin die Mode weißt und Fürfiengunfi;  
Und reiche ?cum felbfi Frauen unferer Zeiten  
Berechnen i ren Vorteil bei der Kunfi;  
Es ift ein füß Gefühl. Genies zu protegiere.  
Nur muß der günfi'ge .Kauf nach Jahren hoch rentieren.  
O laßt uns bei vergangenen Nationen.  
Bei längfientfchwundenen in die Lehre gehn.  
Um glücklich fruchtbares Zusammenwohneu  
Von Reichtum. Wiffen und Talent zu fehn.  
Mög' ewiger Ruhm Firenze-3 Namen lohnen  
Für diefes Dreiklangs hehres Phänomen;  
Sein Nachhall läßt noch heute taufendfach ertönen  
Das hohe Lied vom Dienfi des überirdifch Schönen,  
132



Otto Helmut Hopfen:  
Die Vase des Vergeßens

21, Und du von Ewigkeiten eingeboren

22.

23.

24.

25.

26.

Von Waffen Erde. Luft und Licht betreut  
Du, der ich meine Seele zugeschworen  
Ohn' daß es mich im Elend selbst gereut  
Duz die mich schilzest daß nicht Schmerz verloren  
Mein Haupt dem Jrrfinn eine Höhle beut  
O heilige Kunst, gewählte mit reinen Händen  
Ertraumte Meierwerle glorreich zu vollenden.  
Bewirke du Vergang'nes zu vergeffen  
Daß ich das Herz mit Schaffensfreude fähle;  
Gib mir zurück was ich bereits befeffen  
Daß ich mich nicht nur mit Entwürfen quäle. q  
Wer kann sich Marmor aus dem Hirne preßend  
Wer formt aus Luft sich Saul' und Kapitäle? -  
Zum Vafenguß hab' ich mein Haus aufs neu verschuldet.  
- Umfonnt; denn noch vergaß ich nicht was ich erduldet,  
Da fängt sie noch die zierliche Matrone  
Da lchelt noch mein Bild ihr zugewandt-  
Da pendelt noch der jungen Amazone  
Der Blumenstrophut in der schmalen Hand.  
Noch immer strahlt der Zöpfe goldene Krone  
Gleich einem Doppelreif ums Haupt gespannt - - -  
Ach Goth ach Gott! Du wirft entzückter Augen Luft  
Warum? warum?! als Glut in die bewegte ruft.  
Und nicht genug; dann wirkt dein Warner-Wille  
Uns Rauch der schnell den klaren Schein verhülle.  
Das Feuer brennt trotzdem! - Wie feltfam still  
Erblaßt so plötzlich, fast verflucht die Maid;  
Ich forche nach dem Sturz; sie leugnet jedes Leid  
Und zeigt [ich doch zum ruhen gern bereit  
Zeh ließ die Fraun allein und pflückt' in meinem Garten  
sie beßen Früchte- um den Damen aufzuwarten t  
Und sah erleichter wie die beiden aßen  
Und ern vom roten Wein ein wenig tranken;  
Und freute mich, als wir beifammen saßen  
?in lustbegeistert einigen Gedanken.  
sie vorher und nie nachher gleichermaßen  
Hört ich für wen'ges mir so reizend danken  
Und war von ihrer fchern Grazie so erührt  
Daß ich sie bis zur Schwelle meiner .Zunft geführt,  
Doch als die Hände juft den Riegel greifen-  
Erlang es laut in mir: Halt ein Verräter.  
Soll Frofi des Unverfiands die Knospe streifen? -  
- Erfrocken hat ich halblaut: Späten später;  
Das Werk muß erst zu voller Blüte reifen.

27.  
28.  
29.  
30.  
31.

Auch ward's empfunden fiir den blauen Äther.  
Drum. - ift's vollendet erfi im Freien aufgefiellt.  
Mag kommen. wer da will. und fchann. ob's ihm gefällt.  
Beklemmend hört' ich in den nächften Wochen  
Durchs Haus den Schlurcheſchritt der Einfamkeit.  
Sie kam zu jeder Mahlzeit angekrochen  
Und machte ſich in meinem Bette breit,  
Wie gern hatt' ich mit meinem Freund gefprochen  
Und ihn in mein Erlebnis eingeweiht. -  
Doch muß't ich ſchweigen. fah er doch im Liebes-Weben  
Nur unentrinnbar wiiften .Kampf auf Tod und Leben.  
Nun ar bei mir war alles ihm verpbnt.  
Was nderen erfirahlt als Dafeins Preis.  
Er [bfie mich aus jedem leichten Kreis  
Und hat mein Schaffen - das er nun verhöhnt' -  
Zn guten Stunden freundlich einft gewöhnt.  
aß hbchfie .Kunfi verlangt den tieffien Fleiß.  
Warum er fo mir half und mich doch niederdr't'ickte.  
Das fragt' ich nie. bevor der große Wurf mir glückte.  
Der große Wurf: Mein P h b u e. Gott der Sonnen.  
Er war ein Tropfen nur der reichen Quelle.  
Ein Quäntchen bloß von dem. was ich erfonnen.  
Und dennoch hat er niir mit Blihesſchnelle  
Den hbchfien Ruhm bei jung und alt gewonnen.  
Am erfien Tag fchon drängten ſich zur Stelle.  
Um dieſes Werk als neues Wunder zu oerehren.  
Viel Krbfuffe und .Kenner beider .ßemifphc'trem  
wei Frauen galt mein Sinn. und wahnbetbrt  
ußt' immer wieder Gudrun ich betrachten; -  
Mein Ohr hat ihren Jubel nur gehört. - - -  
ch feh's im dritten ild. Doch voll Verachten  
eigt's einen Menfchen abfeits und verfibrt:  
ein Freund. der ält're von uns beiden. der Bekannte.  
Des Namen vor dem Phbbus keine Zunge nannte.  
Ich laufchte nicht. wie hoch fie von mir dachten; -  
Die Lippe ſchwieg. Das Auge konnt' nicht ſchweigen.  
Sein wilder Blick. von Hochmut angeſchwollen.  
Mußt' jedem Kinde feinen Zwiefpalt zeigen.  
ch aber hab' nichts Böfes glauben wollen.  
reund. fprach ich. wirft du heute mit mir grollen.  
Wo Weisheit ſich und Reichtum vor mir neigen?  
Sei froh. -\* - - Er zifchelte: Du bifi von Gott verlaſſen.  
Um dieſes fehlerhafte Werk nicht felbfi zu haffen.

Otto Helmut Hopfen:  
Die Vase des Vergeffens

32.  
33.  
34.  
35.  
36.  
37.  
Dann fchlendert' er - die Hände in den Tafelen -  
Den Kiesweg weiter und dann auf undinieder;  
ä) feh ihm nach in fiummemiüberrafchen;  
ann überdeck ich beider Augen Lider.  
Urn aus des Herzens Tiefen Rat zu hafehen.  
Entfäzuidigung. Klarheit - - nichts. Ich blicke wieder  
Auf mein gelun nes Werk. auf alle. die mir's loben.  
- Und will nur Schönes fehn; der Zwift ward aufgefhoben.  
Und augenblicks aus feinem Wunderbronnen  
Schöpft mir der große Schöpfer eine Gnade:  
Umgießt mein Marmorwerk mit hellfien Sonnen.  
Daß felbft der Schatten wird zum Glutenbade.  
Daß atmend lebt. umblaut von Himmelswonnen.  
Was ich erfchuf nach Vorbild der Iliade:  
Der Sonnengott hoch überm Viergefpann im Wagen  
Durch alle Lüfte fiegreich. f'iürend fortgetragen.  
Und wie zur Abendzeit am weiten Meere.  
Wenn fanft ans Ufer breite Wogen ifchen.  
Wenn fchweigfam rudern zwifchen Filipp und Schüre  
Die Männer fortziehn. um des Nachts zu fifihen.  
Sich Nebelbildungen als Wollenchbre  
Zn Farbenglut verfunkener Welten kmifchen. --  
o zitterte mein Herz vor lichtdurchglüheter Kühle  
In tieffter Andacht unausfprechiicher Gefühle.  
So wird der Augenblick im Nichtsvermiffen.  
Ein fiiril Gebet. ein überirdifch Schweben;  
Der Stolz. fich größer als der Ruhm u wiffen.  
Gebiert den Vorfaiz zu dem höchfien treben q  
Wer das gefühlt. - und würd' ihm dann entriffen.  
Was Ehre. Liebe. Glück und Reichtumßgeben. \*-  
Nie wird er unter ehn. in diefemeWeltgetriebe.  
Doch welches Herz üngt nicht an Reichtum. Ehe und Liebe.“  
Des Mittags heiße Sonnenfira len fuhren M  
Wie taufend Lanzen auf das ronzebecken.  
Dann prallten fie zurück von den Figuren.  
Als gält' es Erzgepanzerie zu fchrecken.  
Und fchnell begannen liappernde Lemuren  
Die Glieder nach dem Künfiler auszufirecken. - -  
Wie Meffer blitzt' es grell vor ihm iin Lichte \*- -  
Er taumelt. füllt. -\* J in Schatten ward der Spuk zuniÖte.  
Und wieder. daß er Luft und Schmerz erneue.  
Reißt's ihn zu feiner Vase 'Schildereim li' .  
\_.,Zeig du dich. Bild. an dem ich fiets mich freue.  
Ich rahme dich rnit Robbialränzen ein  
Und über Wipfel in die Lüfte fireue

ie-'V afe des Vergefiens

Otto .Helmut Hopfen

40.

41.

42.

Lebendig ich der Engel Ringelreihn.

Das Völkchen fchwebt und tanzt und lacht undfingtund fchaut

Vom Himmel nieder auf die reiche fchöne Braut.

O köfilich Bild. wie lieb' ich deine Weite.

Toskanas Glanz. er ift noch heute wahr.

Und „fie“ fo fchön in fruchtbarem Gebreite.

Gewifi viel fchöner. als fie jemals war. -

Wie fliegend vor dem bräutlicben Geleite.

Demanten Glibern im gewellten Haar.

Gleich einer Siegesgöttin kommt fie mir entgegen. - -

Sie fchien mir all mein Glück. und gut wollt' ich es hegen. ..

Man fagt: Im Traume fchenkt's der Herr den Frommen.

Mag fein; denn als fie mit dem großen Schwarm

In der Enthüllung meines Werks gekommen.

ar recht verwahrloft Schloß und Park und Farm.

ch felbfi ernüdet. halb verwildert -. arm.

oher ich da den Werbemut genommen.

ch weiß es heute nicht und wußt' es damals kaum; -

ie meine Braut. - fo fchnell. fo gern. wie nur im Traum.

Daß wir uns wenig kannten. fchreckt' mich nie.

Denn zart. wie man die fchönfie Phantafie.

Die plötzlich lebt. nur immer hüten mag.

Wie man den güldnen Traum am hellen Tag

Mit Lächeln nachfühlt. fo empfand ich „Sie“

Und freute mich der Zeit. die vor uns lag;

Dann follten wir vereint des Herzens .Knofpen brechen.

Dann alles Heimlichfie von Lipp' zu Lippe'fpochen.

Ach hätt' ich ämit erfahrem Verfland

Des Feindes damals diefes Kind durchfchaut.

Yhr tragifch Wefen. ihre Qual erkannt.

efpürt. daß fie zum Kuß fich überwandt.

Und als des ottgeweihten Künfilers Braut

Lichtart die Ziehe körperlos empfand; -

Nie hätt' ich fieghaft meiner Glut vertraut!

Doch fo mußst' ihre .Keufchheit ihren Reiz vermehren;

Und. ich\_ war» zukunfftroh“ die\* Liebe fie zu. lehren.

Auch brachte nun ein jeder neue Morgen

Mir Zeitungfiöße. Briefe. Bücherkiften;

„Kollegen“ kamen. um mich anzuborgen.

Une mich zu interviewen. Journaliften.

?Och follte fchreiben. reden und beforgen.

as wir im neuen Haushalt haben müßten;

Ein Prinz erfchien. ein Fürfi. Touriften. Tagediebe.

Und\_raubten niir die Zeit zur Arbeit und zur Liebe.

136

Otto Helmut Hopfen:

Die Vafe des Vergef'ens

43. Verwundert nahm ich's eine Weile hin

45.

46.

47.

48.

Und fah das Pflänzlein Ruhm mit güldnen Blättern

Von Tag zu Tag in höh're Sphären klettern.

Der König gar und felbf die Königin

Sie fchauten's an; und mein war der Gewinn.

Schnell fchirmt es mir das Dach vor Sturm und Wettern.

Verfchönert Park und Farm und treibt die Gläub'gerfcharen

Gleich einem Wunderfchwert durch feinen Glanz zu Paaren.

Allein dies Treiben währte lange Zeit.

Bald drückte mich die Frou der Eitelkeit;

Doch zeigt' ich mich zum Torendienft bereit.

Sonft hätt' ich Gudruns Kinderfinn verleßt.

Denn ihre Mutter fchien fo fehr ergeht.

Auch reäznet' ich getrofi. daß mir zuleßt

Von Sommerfonnenglut Erbfung würde kommen.

Sie hat die ganze Schar auch wirklich fortgenommen.

Verfchwunden waren alle mir im Nu;

Kein Wagen hielt vor meinem Gartentor.

Kein Pärchen gab fich bei mir Rendezvous.

Kein Schweißßer brüllte Weisheit in mein Ohr.

Iind kein Talentchen legte Proben vor.

Wie labte mich die lang entbehrte Rühl -

Da. kurz vor Nacht hört ich die Eingangsglocke klingen. -

Zwei Damen baten. fchnell fie nach der Schweiz zu bringen,

Wie klang mir diefer Wunfch fo fHmerzlich fremd!

?Letzt fort!l.. Seid ihr ein Teil denn je n e r Welt?

icht frei. gleich mir. vom Druck. der uns gehemmt?! - -

Sie fchwiegen. Und in meine Seele wellt

Trüb:trübes Ahnen. Doch zurück gedämmt

fr's rafch. zu rafch an Gudruns Bild zerfchellt. - -

aßt. fprach ich lächelnd. Eure Freunde weichlich fliehn.

Weshalb in ihrem Schwarm durch alle Länder ziehn?

Mein lieber Sohn. erklang es unterdeffen.

Es wird auch Ihre Zeit nicht überladen.

Bei diefen Freunden manchmal gut zu effen.

Mit diefem Schwarm zu jagen und zu baden.

Wer das nicht tut. ift gar zu fchnell vergeffen. -

Doch. - fürchten Sie davon als .Künftler Schaden.-

So fchließen Sie fich ab. wie's Ihnen wohl gefällt.

Wir müffen dann erft recht für Sie zur großen Welt.

Mich fchiert kein Menfch! - rief ich in Schmerz und Wut -

Und weil Ihr Kind gewiß gleich mir empfindet.

Wird Gudrun. wenn fie mir im Arme ruht.

Zufrieden fein. daß all dies Pa> oerfchwindet.

uf daß fich ungefiört mein Schaffensmut.

\*[37

Die Vafe des Vergeffens

Otto\_ Helmut Hopfei-r

49.

50.

51.

52.

Was ihm behagt. in eigenen Formen ründet.  
Nur Mittel. frei zu fchaffen brauch' ich. keine Mode.  
Und kann den Ruhm entbehren bis nach meinem Tode.  
Frei? Frei \*t mein lieber Sohn. Ich kenn' der .Künfler viele.  
Doch kenn' ich keinen Großen. der nicht wollte.  
Daß anderen Künftleru. was er fchafft. gefiele.  
Und daß die Menge täglich Beifall zollte.  
Faul blieb dagegen mancher fern vom Ziele.  
Dem reiches Heiratgut ins immer rollte. -  
Madame! - rief ich \*- Sie! unten wahrlich nicht geringer'. .  
Anf meine Lippen legten fich zwei zarte Finger.  
Gudrune fprach: Ich bitt' euch. ftreitet nicht;  
Wie quält ihr mich, Laßt ab. Ihr könnt euch fchreiben,  
Wir müffen fort. Nur das hat je t Gewicht.  
Kein Waffer fieht man mehr im rno treiben;  
Die Sonne Menfch und Tier zu Tode flieht;  
ch fürchte krank zu werden. müßt' ich bleiben.  
ir grant; doch will ich - Sandro - dich nicht feige fliehn.  
Befiehl. - fo bleib' ich. Zürnft du 'i - Bitte. laß mich ziehn.  
Wie lacht' ich fröhlich auf dies Wort und fchlang  
Um ihre Taille meinen Arm. Wir gingen  
Zum Schloßportal zu meiner Lieblingsbanh  
Und feßten uns. wo Büfchelrofen hingen:  
?Och wies mit ftolzer Hand vom nahen Hang  
is zu der Berge weiten Zauberringen  
Mein Reich. in dem zum Schrei der Grillen. die dort wohnen.  
Glühwürmchen Lichter leuchten ließen - viel Millionen.  
Gudrune. fagt' ich. fich den Mondenfchein  
Sich märchenhell auf hohe Saaten le en;  
Nach Tagesgluten. die mir Öl und Abi-in  
Und taufendfach des Bodens Kraft erregen.  
Fällt nun der Tau. fällt milder Nachtwind ein;  
?ser oben bringt die Sonne nichts als Segen;  
ie kühl läßt fich's in dichten Mauern mittags ruhn;  
Jahrhunderten gefiel's; drum geht nicht fort. Gudrun.  
Ach. Sandro; gut. daß Mutter uns nicht hört.  
Sie wär aufs neu verleßt und tief empört.  
Dein Haus ifi hoch und hat gewaltige Mauern . . .  
Doch nicht für uns. noch nicht; mit leifem S auern  
Bedenk' ich. wenn ein Men ch dein Wort erf hrt.  
Welch Lärm. - Geduld. s wird nicht lange dauern.  
So weil' ich Tag und Nacht mit Recht in Haus und Garten  
Doch heute wär s verfrüht. Warum willfi du nicht watteni

Otto Helmut Hopfen:  
Die Vase des Vergehens

54.  
55.  
56.  
Warum? Warum? - Sprich mir nicht vom Gefchwäße  
Der Andern. -- Wärft du mein mit Leib und Seelen.  
So wüßtest du ..warum". ohn' dich zu quälen.  
Was Elende mit niedrigem Geheße  
Verleumdert den Schwankenden erzählen. -  
Warum ich mich am Warten nicht ergeße  
Warum 'i - Weil mich entflammt des SommersSonnenglut!  
Und du? Was trieb zu mir dich. wenn nicht heißes Blut?  
Wie heftig. Sandro. fragst du. was mich trieb? -  
Warbft du denn nicht um mich und haft mich lieb?  
Und ich - nun ja . . ich hab' zu dir begehrt.  
Und ließ drum lüftig fürzen hier mein Pferd.  
Weil alles. was man von dir sprach und schrieb.  
Geheimen Zauber burg. den ich verehrt;  
Und du -- beirücktest du mich nicht mit zartem Wort?  
Doch jetzt erschreckst du mich. Laß los; ich möchte fort.  
Sei nicht verleßt; Gudrun. ich war zu wild.  
Geduld. ganz recht. Vielleicht noch kurze Frist  
Sich trennen. bis der Herbst uns freundlich ist.  
Bis jeder Luxus dir entgegen quillt.  
Bist du hier Frau wirft. keufches Gnadenbild.  
Zieh hin; leb wohl. Doch bleibe. wie du bist.  
Und kehr mir bald zurück. Du kannst noch nicht erfassen.  
Daß wir mit Land und Luft auch eine Welt verlassen.  
der Mai-Nummer  
Schluß in

Ioseph Aug. Lux:

Die moderne Architektur in Deutschland.

Immer mehr rückt die Architektur in den Mittelpunkt des Interesses.

Das hat die moderne Bewegung bewirkt. Gewerbe und Technik, die sogenannten niederen und hohen Künfte, bedürfen eines feinen Stützpunktes, einer organischen Zusammenfassung zu einer praktisch bestimmten Einheit, die von dem menschlichen Geheimnis der Schönheit geädelt ist.

Dieser natürliche Schwerpunkt aller Künfte ist die Architektur. In den letzten 30 Jahren war die Malerei alles. Rings um sie war die Kunst erloschen, Nur sie nährte die heilige Flamme. Das war das Zeichen eines ungefunden Zustandes, denn auch sie bedurfte monumentaler Wirkungen, die sie nur von der Architektur erwarten konnte. ' Sie zog sich auf das Staffeleibild zurück und bildete eine Welt für sich, die neue Schönheiten offenbarte, die Wunder des Lichtes und der Farbe, und von William Turner über die französischen Impressionisten bis zu

Whistler eine ununterbrochene Kette leuchtender, farbenprägender Wunder bot. Ganz Europa sah durch die Kunst des französischen Impressionismus und die Maler in Deutschland, Österreich, Italien, Skandinavien, Rußland und alle anderen Künstler hatten die Pariser Marke. England hatte die Entdeckung gemacht: der große William Turner hatte das magische Tor des Farbenraudieses weit geöffnet. Aber Frankreich herrschte in dem Wunderland mit einer Unumschränktheit, wie es vorher in der Zeit des Absolutismus in der dekorativ gerichteten Barockarchitektur geherrscht hatte. Man kann sagen, daß in den letzten dreißig Jahren die impressionistische Malerei die einzige Lichtquelle war, in der die Schönheit der Daseinserscheinungen sichtbar wurde. Die Technik wurde groß, aber sie war mathematisch konstruktiv bestimmt, nicht organisch in künstlerischer Auffassung und bot dem Leben keinen Schönheitswert. Die Architektur fand abseits und pflegte eine unvolkstümliche akademische Überlieferung, die bestenfalls dem Gelehrten Befriedigung verschaffte. Sie hatte mit dem Leben des Volkes und der Gegenwart keinen inneren Zusammen-



hang. Oder fie fiel Spekulationsintereffen anheim und fchuf die traurigen baulichen Zuftände. in die die Mehrzahl der Städte geraten find. die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ihren wirtschaftlichen Aufschwung genommen haben. Nur Orte. die den Aufschwung nicht mitmachen konnten und zum Bauen kein Geld hatten. blieben von diesen zweifelhaften Segnungen verfchont. Sie find heute Gegenftand der entzückten Betrachtung und liefern für den Städte- und Hausbau feine künftlerifche Gefefse. die mit Überlegenheit angewendet fein wollen. Die Malerei entbehrte felbft der großen monumentalen Aufgaben und verfiel naturgemäß in jenem Teil. wo fie mit der Architektur in Beziehung tritt. Daß Mofaikbilder naturaliftifch wie Ölgemälde behandelt wurden. ferner daß Freskenbilder den Eharakter einer vergrößerten. illuftrierten Gefchichtsiluftration empfangen und theatralifch wurden wie eine fchlechte Oper. beweift zur Genüge. daß nach der architekturellen und dekorativen Seite hin die künftlerifche Disziplin in völliger Auflöfung begriffen war. England. im Guten wie im Schlechten. um eine künftige Spanne voraus. befaß aber damals fchon eine aufkeimende Architektur. die aus der lebendigen Bauüberlieferung des Volkes ihre Kräfte zog und künftlerifch beftimmt war. Mit Ruskin als Wortführer traten um die Mitte des Jahrhunderts neben den Erneuerern des Kunsthandwerkes Maler auf. die zunächft aus Proteft gegen die akademifche Schablone neue formale Schönheiten fuchten. die mit individuellem Leben erfüllt waren. Sie fanden Anregung und Stärkung in der frühitalienifchen Kunst. die alles befaß. was fie felbft fuchten. Naturwahrheit. dichterifche Verklärung und die Strenge des Architekturgeiftes. Es war die Gruppe der Präraphaeliten. deren Mitglieder fpäter mit Morris in der Arts and Crafts-Gefellfchaft gemeinfame Wege gingen. In ihren berühmten Effays. den Arts and Crafts-Effays legten die Mitglieder die Ergebnisse ihrer Unterfuchungen und Erfahrungen nieder. die fie in den dekorativen Künften. in der Buchkunst. in der Keramik. den Metallarbeiten und Gläfern. in der Wohnungsausftattung. den Geweben und Stickereien gewonnen hatten. indem fie fich auf die fait ganz verfchüttet gewefenen handwerklichen Überlieferungen der architektonifch geführten mittelalterlichen Gotik ftützten. Dem Entrüftungsturm. der fich gegen die Malergruppe der Präraphaeliten bei ihrem erften Auftreten richtete. gebot die machtvolle Autorität Ruskins Einhalt. der fich begeistert für die junge Gruppe erklärte. und die Unnatur der angeblich von Raphaels Vorbild ausgehenden akademifchen Frifirtheit nachwies.

141

indem er im Hinblick auf die Wandteppiche von Raphael die Unmöglichkeit aufzeigte, daß Ehriftus nach dem Schlaf und der fturbewegten Nacht auf dem Meere ein fchön gefcheiteltes und gelocktes .Haupthaar tragen konnte. Diefte Beweisführung ift zwar mehr fauftgerecht als künftlerifch, aber fie fand vielleicht gerade darum bei dem englifchen Publikum Verftändnis, und erfüllte ihren guten Propagandazweck zugunften der neu auftretenden Künftler, die fich aus Proteft gegen die Akademie Präraphaeliten nannten. Nach der monumentalen Seite der Malerei im Hinblick auf die Architektur trat Burne Jones in der Gruppe der Präraphaeliten und in der fpäteren Arts and Crafts-Gefellfchaft bedeutfam hervor. Am berühmteften find fein\_e „Säjpfungstage“ geworden. Die Stoffe zu den Glasfenftern und zu den Gobelins, in denen noch Morris Hervorragendes lieferte, wurden größtenteils der heimifchen, keltifch-ritterlichen Legenden-Überlieferung, der Artus- und Gralsfage entnommen, und ihre zeichnerifche und technifche Behandlung zeigt eine durchaus handwerkliche, im befien Sinne architektonifche Auffaffung, im Gegenfaß zu den Ölbilderimitationen der phantafiftifchen Gobelwebereien und Glasmalereien. Das Auftreten diefer Künftlerfchar und befonders Burne Jones bezeichnete den Anfang einer neuen Monumentalmalerei, zu der felbftverftändlich die Bildweberei, die Glasmalerei und das Mosaikbild gehörten. Auf dem Kontinent traten außer Puvis de Chavannes Monumentalmaler auf, die, jeder für fich, den Zusammenhang mit der Architektur fuchten und neue Symbole mit der großzügigen .Harmonie rhythmifch empfundener Flächen- und Farbenerfcheinungen zu verbinden fuchten. „Hans von Marées, der fich in den Jrrgärten der großen italienifchen Überlieferung verlor und nicht zu den Quellen kommen konnte; der holländifche Javane Jan Toorop, als Symbolift und Neoimpressionift hervorragend bekannt; der Schweizer Ferdinand Hodler, der die großartig aufgefaßten Glasmosaiken mit Szenen aus der Schweizergefchichte für das Rathaus in Berlin lieferte und gegenwärtig für die neue Univerfität in Jena Fresken malt; und endlich Guftav Klimt in Wien, deffen Aulabilder für die Wiener Univerfität durch die fchmuckfeinartige, ganz flächenhafte, dekorative Behandlung, duräj die Neuheit der fymbolifchen Darftellung und durch die außerordentliche Feinheit, man möchte fagen Klangfchönheit des farbigen Elements die ungewöhnlichften und intereffanteften Erfcheinungen der neuen Monumentalmalerei bilden, ungewöhnlich auch durch ihr eigentümliches Schickfal, indem fie infolge des bornierten Proteftes der Wiener Univerfitätsprofessoren ihrer

142

Bestimmung nicht zugeführt wurden. Es darf schließlich nicht vergessen werden, daß der Impressionismus auf dem Wege über den Neoimpressionismus selbst eine Entwicklung zum reinen Stil nimmt, allerdings nicht durch die lineare Wirkung, sondern durch die Farbenbehandlung, die ungemischte, man könnte sagen, heraldisch reine Farbelemente auf die Leinwand bringt und die optische Verbindung dem Auge überläßt. Sie nähert sich auf diesem Wege selbst durch die Farbenwirkung in der schmuckförmigen flächigen Wirkung, die allerdings am ausgeprochensten in der modernen Graphik im Farbenholzschnitt, im Plakat wirkt, in das Staffeleibild übergeht und von dort den Ring zur architektonischen Malerei, zum Monumentalbild, zur Glasmalerei und zum Mosaik wieder schließt. Schon sind unter den Impressionisten van Gogh und Gauguin instinktiv mehr zum Stil geneigt, Valotton, um nur ein Beispiel zu nennen, ist schon vollends stilisiert. Wenn sich die Augen der impressionistischen Maler und ihres Publikums von Paris erholt haben werden, wird ein Staunen sein über die dekorative Kraft und Eigenart, die in der älteren heimischen Überlieferung, der ethnographischen, wie der altmeisterlichen liegt, die geistig verwandt mit jenen Erscheinungen sind, die heute als aufregende Neuheit gefürchtet oder geliebt werden. Am reichsten aber und am uner schöplichsten wird der verflochtene Brunnen der flavischen Überlieferung sein. In der Musik wie im Ornament haben sie den größten volkstümlichen Reichtum. Sie haben die Zukunft. Die Völker der Zivilisation, der Weiten Europas hat sich in dieser Hinsicht vollständig erschöpft. Im Ornament hat er nichts zu geben, wie eine mehr oder weniger persönlich behandelte stilisierte Wiederholung ornamentaler Elemente, die vorher schon unzählige Male abgewandelt worden sind.

Auf dem Kontinent bewirken, wie bekannt, die englischen Einflüsse eine Wiederbelebung der gewerblichen Kunst, die vorzugsweise von Malern ausging, die ornamental überwog, obwohl es sich, wie sich in der späteren Entwicklung herausstellte, nicht um den äußeren Schmuck, sondern um innerlich bestimmte, sachliche, künstlerisch architektonisch einheitliche Gestaltungen handelte. Instinktiv suchten die jungen Künstler, die sich dem Kunstgewerbe zuwendeten, Architekturaufgaben in die Hand zu bekommen, Bauaufträge, Einfamilienhäuser, die individuell durazgebildet werden konnten, weil sie dadurch von einem gegebenen, alles umfassenden, einheitlichen Gesichtspunkt aus die kunstgewerbliche Produktion bestimmen und in einen Gesamtorganismus vereinigen konnten. Viele

Erfahrungen mußten von dem englischen Vorbild übernommen werden. vor allem der Fleiß und die Gründlichkeit, mit denen die Vorgänger ihr Reformwerk verrichteten. Und wo die Erfahrungen und Erkenntnisse dieses Vorbildes nicht mit reiflicher Überlegung und Anwendung auf die heimischen Verhältnisse genutzt wurden, mußten die eigenen Fehler demon-  
|rativ helfen. Mit wachsendem Interesse an den gewerblichen Künften und der von diesen bestimmten häuslichen Umgebung wuchs das In-  
teresse für die \*Architektur und ihre Aufgaben. Naturgemäß. Die jungen Bannerträger gingen voran und verkündeten eine neue Wahr-  
heit, die uralt ist. Aber sie waren alle Autodidakten, sie hatten den ungeheuren Vorzug der Frische und der Begeisterung, durch die sie in den Zeiten der Gärung die ganze öffentliche Stimmung mitriffen; jedoch der Mangel an positivem Architekturkönnen befähigte sie, von einigen un-  
gewöhnlichen Ausnahmen, wie Peter Behrens als Erbauer des Krematoriums in Hagen und van de Velde als Bauherr des Falkwang-  
Museums von H. Ofhaus, abgesehen, zu kleineren Alltagsaufgaben der Architektur, die über das Familienhaus nicht weit hinausreichen, während die großen monumentalen Aufgaben, die das moderne Leben stellt, die Großstädte, der Straßenverkehr, der ungewöhnliche Bauorganismen ver-  
langt, den eingefessenen Künstlern vorbehalten bleiben mußten, die von Haus aus das immense Nützzeug des Architekten haben, oder es infolge eines außerordentlichen inneren Berufes in ungewöhnlicher Selbstzucht autodidaktisch erlangten, wie in den genannten, sehr seltenen außeror-  
dentlich respektablen Ausnahmen. Die anderen sind die Maler-Archi-  
tekten, ein Begriff, der im Gegensatz zum verpöhten Akademiker oder zur geschäftemachenden Baupolitik vorteilhaft das künstlerische An-  
recht vertrat. Aber über die Schultern der Maler-Architekten weit hinaus ragt der berufene Monumental-Architekt, der in den ersten Jahren der Bewegung nur deshalb übersehen werden konnte, weil die Allgemeinheit mit den kleinen Aufgaben des Kunstgewerbes und des Kleinhausbaues beschäftigt war und weil es vor dieser Bewegung keine Zeitschriften und Publikationen gab, die die Öffentlichkeit an den wartenden großen Bau-  
aufgaben unserer Zeit interessieren konnten. Im Laufe dieser Jahre jedoch wurde die Öffentlichkeit auf dem Weg über das Kunstgewerbe und seine ästhetische Erneuerung an die Architektur gewöhnt und die Be-  
handlung von Baufragen rückte in den Vordergrund. Die Architektur beginnt, wie gesagt, in der öffentlichen Aufmerksamkeit einen Platz ein-  
zunehmen, der ihr gebührt und den bis dahin als unmännliche Statt-  
:44

halterin die Malerei eingenommen hatte. Langsam gewinnt die Öffentlichkeit wieder den Gefichtsfinn für die Baukunst. Wenn auch die großen künstlerischen Bauaufträge zum Glück nicht von Volksabstimmungen abhängen (wie es Ende 1907 in Wien gegen den Museumsbau Otto Wagners verfocht wurde). so ist eine vornehme Baugesinnung immerhin ein wichtiges Postulat der allgemeinen Bildung und eine Grundlage, die dem Künstler Hoffnung gibt. Wie hoch ein Volk zu bilden ist, zeigt seine Baukunst. Und schließlich kann auf die Dauer keine Kunst existieren, wenn sie des Interesses und der Liebe der Menschheit entbehrt.

Ein neuer Beethovenfchafz.

Schluß.

Befter Bernardus non Sanctus!

Man will oder will man? - Jä) fende Ihnen die Schrift hier

zurück. die ich gelungen fand. was ich angemerkt. werden Sie vielleicht

gar nicht berücksichtigen. dies fteht Ihnen frei. denn ich kann hier nicht

fagen 9.116116 jo 80110 pitt0re nun bitte iäf Sie aufs innigfte laffen

Sie felbe abfchreiben. ob ein Stempelbogen und welcher. weiß ich nicht.

fragen Sie jemanden aus der Staatskanzlei mir ift es nicht eingefallen.

fonft hätte ich geftern unferen Cardinal gefragt - Seine Emminenz.

weläfer übrigens fogleich felbft die Schriften übergeben wollen - haben

fehr gelacht. wie in. Ihnen erzählte. daß die felbige Perfon. wider welche

das Gefuch eigentlich abgezweckt war. aufgefordert zur Protefiation da-

gegen wurde. dies deucht mir könnten Sie noch contraftiren dagegen. ebenfo

könnte der Or. Cnrator noch einen Stich bekommen. daß die L. R. auf

felben fo wenig Vertrauen gehabt. daß ich noch einen der L. R. Ver-

trauen beißenden Mann l)r. Adlersberg l?) beigefellt habe. - und nun

leben Sie in will Mann und Mann will fort. bis lauter will will will

Mann Mann etc. etc etc. hervorkommen - wegen der Bibliothek

hoffe ich bald in einiger Zeit etwas anbringen zu können -- der Anfang

ift gemacht -

Jhr Beethoven.

Lieber B.

Jch fuchte Sie gefiern abends als mir O. Jhren Brief brachte. Sie

waren aber abwesend. obfchon mir O. gewiß verficherte. Sie zu Haufe

zu finden - natürlich fchrieb ich Blöchl. gleich noch gefiern abends im

Wirtshaufe. daß er K. durchaus zu der Ober A.-s Hinterfchaft

nicht bringen folle. dies müßte ich O. geben. daß er es noch heute be-

forgte früh genug. im hoffe es wird gefchehen fein. - Wegen der Mutter

wußte ich fchon. denn fie war gefehen worden. indem fie fich zu B. begab.

ich fchickte mit Fleiß Oliva zu ihm und ich war es der ihm auf . . .

ohne zu entdecken. daß daß ich es wußte. ihm etwas darob zuzufelzen.

:46

Einem Menfchen. d e r mir einen f o l c h e n B r i e f gefchrieben. kann man fchon etwas ftarke . . . Mittel darreichen. Ich mag wegen diefer pefierfiillten Perfon kein Wort mehr an H. Blöchl. verlieren. ich fende ihm durch Steiner fchon heute den Betrag für den künftigen am 22. Auguft (?) einfallenden Monat in d i e f e r Lage. worin wir uns jeßt befinden. indem einmal die beftialifche Mutter. wie ich fehe. überall ihren Pefthauch verbreiten (?) kann. laffe ich mich nicht auf einhalb zu bezahlen. ein. Karl hat höre ich von Oliva. Blöchl, um Erlaubnis gefragt ob er mir feinen lateinifchen Brief mit meinen Namenstag fchreiben fell? - Jch bin daher der Meinung. daß Sie K. in Gegenwart des H1-, N. erklären. daß ich kein en Br i e f von ihm wolle. d i e s hätte er längft\_ tun follten. und mir feine fchlechten Streiche. wozu er fich von feiner Mutter teils und teils auch aus eigenem Antriebe hinreißen ließ. ab-bitten follten. feine Verfloektheit. feine Undankbarkeit. feine Gemütlofigkeit beherrscht ihn fo. daß er. indem Oliva da war. fich nicht einmal nach mir erkundigt hat. ja als ich ihn das erftemal zu Blöchlinger bei der Hand hinführte. zog er fobald wir ihnen nahe waren feine Hand von mir zurück. und dies fpäter als ich noch einmal mit Oliva da war w i e d e r - fort. meine Geduld hat ein Ende. ich habe ihn aus meinem Herzen ausgeftoßen. viele Thränen um ihn diefen Nichtswürdigen geweint. nur wenn er v o n f e l b f t den Weg finden wird. fich mir zu nahen. und daß ich erft Proben habe. daß fein \_fäflechtes .Herz gebeffert ift. will ich fehen. ob ich ihn wieder anerkennen werde. meine Liebe zu ihm ift fort. er b r a u c h t e Sie. ich habe der feinigen nicht nötig. und feit er ihr diefer Pefterfüllten nahe war. und jetzt wieder ift. will ich nichts mehr von ihm wiffen als daß ich für ihn bezahle und fonft forge. - Dem Herrn -Magiftrats 1)!: - v. - . . . . habe ich fagen laffen. daß meine Zeit es nicht erlaubt. fonfi wäre ich heute felbft gekommen. ich werde aber ehftens das Vergnügen der Obervormundfchaft meine Aufwartung zu machen - nun aber glaube ich. daß es nötig ift uns auf die Hinterfüße zu felZen indem wir die Schrift. welche der Erzherzog Rudolf dem E. Ludwig übergeben hat. noch nachfragen. daß ich felbft die Vormundfchaft übernommen. daß der vorige Referent diefe Same abgegeben aus Urfache. der Parteilichkeit befchuldigt geworden zu fein. kurzum. daß der Mag. . . . immer eine Partei wider mich bilde. und das Erziehungswerk dadurch gefört werde. und ohnehin durch fein Einmifchen mein Neffe ein ganzes Jahr verloren habe an feinen Studien. daß er wegen ihren elenden Klatfchereien und Gewäfche und das Gehör.

10\* 147

welches die Mutter dort immer erhält. immer vorgreifen wird (?). und im immer . . . . werde. daß sie sich alles gegeneinander mich erlauben. ohnerachtet mein Neffe von mir erhalten wird. auch mein H. Bruder mit unter der Deuße fiede. (er hat jest ein Gut von 20.000 Thaler oder Gulden gekauft. und Sie können gewiß denken, daß er jest befiehen helfe) indem er ihn zu Apotheker wolle- etc. Wir bitten also entweder um beides näm- (ich: daß man ihn nach Bayern laffe und daß dem Mag. aufgetragen werde. mein Erziehungswerk nicht ferner zu füren und sich in nichts mehr einzumifchen oder um eins oders andere. diese Schrift können Sie an Erzherzog Rudolf richten. dem Sie sie auch selbst übergeben können. wie noch einmal mit ihm sprechen können. und ihm vielleicht zufällig bekannt werd. welches nicht unangenehm sein wird. ich werde ihn von allem unterrichten. diese Schrift foll der Erzherzog den übrigen vorangefchickten beifügen. er will selbst mit dem Kaifer sprechen - Sie können mir nun darüber antworten. was K. betrifft. so ist: es so geschrieben. daß er es von Ihnen aus dem Briefe hören foll- es verfieht sich von selbst, (ich liebe ihn noch wie sonst ohne Schwäche und zu große Vorliebe. ja ich kann wirklich fagen. daß ich oft um ihn weine.)\*) meine Lage mit meinen verfchloffenen Sinnen ist an sich so hart und welche widrige Ereignisse und abfcheuliche Begegnungen für so große Aufopferungen. welche auch dieses schlechte Volk hat gewußt härter zu machen - O! wissen Sie wohl wie er bei mir fieht allein leider bedarf ich in meiner isolirten Lage dg. Menschen. er fällt mir zur Last in Mangel des Geldes noch obendrein- wie es scheint betrachtet er sich als befriedet von mir, was ist da zu ändern - Ergebung - meine Gefundheit ist sehr angegriffen, fodaß ich kaum beim Schreiben aushalten kann. - Gehen Sie nun hin zu Blöchl. ich mag nicht mehr dort hingehen weil ich diese abfcheulichen Begegnungen zwischen mir und dieser Person nicht leiden will und ihre Klatschereien gegen mich nicht widerlegen will, In Eile Ihr Beethoven.

An Herrn. von Bernard!

Lieber Freund!

So lange wir uns kennen. so kann ich doch nicht verschweigen. daß mir Ihr Wesen oft Kummer verursacht hat. Sie scheinen gerne Schmeicheleien von elenden Menschen Gehör zu geben. und erscheinen Elenden

\*) Diese Stelle ist im Originalbriefe mit Bleistift gefirichen!



## Ein neuer Beethovenfchaß

als Protektor, hiedurh fchaden Sie Ihren Freunden indem Sie bei dg, Protektionen alles gut und aufs Befte finden wollenf die jeßige Gefhihte beweifi wiederj wie fehr Sie falfh gegriffen habenf und Ohne Nüekfiht mir neuerlihen Verdruß zu dem alten noh hinzugefügt haben. Diefer Menfh ift offenbar ein roher, fehr roher Menfch - feinen armfeligen Ideen haben Sie Beifall gegebenj und den Freund verraten- nur zu wohl merkte ih diesj wie fhlaß alles in Rückfiht der böfen Perfon angeordnet wurde7 Oliva war niht fein genugf und Sie niht grob genug für diefen nihtfhweizerifhen Flegel- denn er ift, wo er auh nur her fein mag, ein Flegel. - Aus Achtung für mich fprah er wegen mir und Vernunft welhe Logik- dagegen empfiehlt er fih wieder I h r e r G e w o g e n h e i t - dies follte niht anfieekend für Sie fein von einem folhen Wiht ehrt gar nichts. - Allein - ih muß fagenf es ahndet mirz daß Sie ebenfo mein Freund als ein Stück Feind find. -- Mein Neffe wollte alfo wirklich ganz feindlih gegen mih gefinnt fein- und wenn er es wäre- fo wollte er alfo hierin fortfahren .dürfenj oder verfiehen gemaht werden können- ob er di ef e Rab e n- mutter mehr liebt oder mih? Diefen armfeligen Ideen- diefes elenden pädagogifhen Wihtes geben Sie Ihren Beifall\_ ohne an die gänzlihe Unrihtigkeit davon zu denkenf Sie felbft noh vor einigen Tāgen in der Stadt gaben mir deutlih genug zu verftehen- daß mein N, »mih haffe \_ - es verflucht und verdammt über das elende Menfchen- gefindel.

Bildende Kunst.

Welchen Einfluß hat Tizian auf die moderne

Malerei ausgeübt?

(Eine Umfrage.)

Es heißt zunächst den vagen Ausdruck „moderne Malerei“ mit tatsächlichem und begrifflich klar begrenztem Inhalt erfüllen. will man versuchen. die so einfach klingende und doch so verwickelte Frage zu beantworten. ob Tizian die moderne Malerei beeinflusst hat.

Meier-Graefe erklärt kurz und bündig: „Mit Rubens und Velasquez kann man die ganze moderne Kunst machen.“ Damit ist deutlich genug gesagt. was die Sezessionisten und ihr Anhang unter „moderner Malerei“ verstehen und verstanden wissen wollen.

Die Möglichkeiten impressionistischer Betätigung bestimmen also hier die Weite des fraglichen Begriffs. Und diese Weite ist in der Tat \*unerschöpflich und unbegrenzt für den Eingeweihten; sie engt sich aber sofort zur zum mindesten vorurteilsvollen Einseitigkeit in den Augen jener. denen impressionistisches Erleben und Erkennen ungeahnte Dinge sind.

Für diese große Mehrzahl ist die „moderne Malerei“ der Inbegriff der Leistungen aller der Maler unserer Zeit. deren klangvolle Namen allgemein geläufig sind. Ein Lenbach und ein Böcklin. die nach Geschmack und Urteil der Impressionisten nichts. ja gar nichts mit dem Wesen unserer Zeit verbindet. sind trotz allem der großen Mehrzahl noch immer die geheiligten Vertreter der Moderne. die selbst Manets und Monets Bedeutung weit überstrahlen. Hält man sich - nur um der Beschränkung willen - an diese beiden einander innig vertrauten. von der deutschen Nation noch heute am meisten gefeierten zeitgenössischen Meister. so ist mit einem Schlage die Bedeutung von Tizians Einfluß auf die moderne Malerei bewiesen.

Lenbachs ganze Kunst wäre ohne Tizian gar nicht denkbar! - Und ganz an der Oberfläche der Betrachtung zu bleiben. überblicke man jene Reihe weithin berühmter Bilder. in denen der Münchener Meister mit

Paul Kraemer

dem großen Venetianer geradezu zu rivalisieren fuchte. Die verfchie-  
denen Selbstbildnisse Lenbachs sind rührende Dokumente für seine bedin-  
gungslose Hingabe an die Zauberwelt der Tizianischen Malerei. Ist nicht  
Lenbachs „Tochter des Herodias mit dem Haupt des Johannes“ eine voll-  
kommene Kopie von Tizians „Lavinia“, trotz der Veränderung des Themas  
und trotz der modischen Variation des Kostüms? Und wie sehr halten  
sich etliche von Lenbachs Kinderbildnissen an Tizians berühmtes Porträt  
der kleinen Tochter des Roberto Strozzi? Wer aber die wunderbare  
Kopie Lenbachs nach diesem Kinderbild des Venetianers jemals in der  
Schackgalerie gesehen hat, begreift nicht nur die durch dieses Beispiel an-  
gedeutete Abhängigkeit, sondern er ist da angefichts der noch größeren und  
bedeutungsvolleren Kopien, die man dort nach Tizian von Lenbachs Hand  
findet, von der Ehrfurcht ergriffen, die dieser seinem großen Lehrmeister  
entgegenbrachte, und der Liebe, mit der er diesem Beispiel zu folgen sich  
bemühte. Das wunderbarste Dokument hierfür aber bietet die Sammlung  
des Grafen Schack in Lenbachs Kopie des Wunderwerks, das man himm-  
lische und irdische Liebe zu nennen pflegt.

Wie die sonnigen Strahlen dieses Zauberbildes in die geistige Werk-  
statt Lenbachs hineingeleuchtet haben, so haben sie auch den Weg, den der  
Maler Böcklin ging, in seiner ganzen Breite mit ihrem Märchenglanz  
übergossen, und kein anderer Einfluß war so nachhaltig und andauernd  
auf das Schaffen des Schweizers, als der, der sich seinem Suchen und  
Grübeln aus diesem einen Werk des Venetianers erschloß. Ein Bild wie  
„Poesie und Malerei“ und verschiedene ähnliche Dekorationsstücke weisen  
schon ganz äußerlich hierauf hin. Auch Rudolf Schicks Tagebuch zeigt,  
wie Böcklin immer wieder und wieder auf dieses Bild Tizians zurück-  
kommt und welche Anregung und welchen Maßstab für jedes Kunst-  
schaffen Böcklin gerade von diesem Tizian herzuleiten pflegte.  
So ist zweifellos für die räumliche Weite des Laienblicks Tizians  
Einfluß auf die moderne Malerei nicht nur vorhanden, sondern sogar  
überragend.

Aber ebenso unbedingt muß der Venetianer den Rubens, Hals und  
Velasquez den Platz räumen für die, die mit logischem Scharf Sinn und  
innigerer Fühlung das Problem des Impressionismus als das allein-  
gültige Problem unserer Zeit erkennen und in Lenbachs wie Böcklins  
Art die Beziehung zu diesem wesentlichsten Phänomen unserer Geistes-  
kultur vermessen. Wo aber auch in diesem engeren Kreis das historische  
Interesse über Rubens hinausreicht, führen natürliche Zusammenhänge

151

den Suchenden auf diesem Wege zu dem immer lebendig sprudelnden Quell, den das Genie Tizians allen schönheitsfrohen Menschen für ewige Zeiten erschlossen hat.

Paul Kraemer.

Ludwig Fahrenkrog:

Tizian: Himmlische und irdische Liebe. Der Zinsgrofchen. Lavinia.

Flora. [47101111119 W IWW Moto.

Liebermann; Frau mit Ziege. Altmännerhaus. Reiter am Strande, Simon und Delila - oder

Menzel - Leibl - Zügel - Uhde - Slevogt - Balufchek -

Balufchek - Balufchek? umschlagen: andere Seite!

Klinger: Kreuzigung Ehrlichi. Pieta. Salome. Vom Tode.

Thoma - Stuck (Stu>?) - Saffha Schneider - Fahrenkrog.

d. h. ich. Der Einfluß Tizians auf mein Schaffen? Daß ich nicht wüßte.

Wie man der über und über roten Rofe im Garten fündend im Genuß und mit Andacht huldigt, ohne daran zu gedenken dieser Rofe Schöpfer fein zu wollen, so fand ich 1894 in der Galerie Borghefe zu Rom jener Blume aus dem Garten der Ruhe, der „Himmlischen und irdischen Liebe“ gegenüber. Ich habe die Rofe im Garten nicht zerftückt, um neugierig zu erfahren: wie das gemacht sei. Ich dankte dem Schöpfer, der sie schuf.

Dann fand ich auch den „Zinsgrofchen“! Der Gleichklang der Dinge in diesem Werke ist wunderbar - nach jeder Seite hin - und in den Tonwerten! Welche malerische Größe! Man erzählt sich: Tizians Ehrgeiz hätte dies Werk erzeugt, um zu zeigen, wie er Dürers durchbildende Kraft mit eigener Größe der malerischen Anschauung zu verbinden wüßte. Die Legende klingt glaubhaft. Nie mehr hat Tizian in der Größe und der Durchdringung malerischer und geistiger Auffassung sich übertroffen. Ich kenne auch keine andere Ehrlichsdarstellung, welche dieser an Hoheit, Würde und Liebe gleichkäme. Herz und Sinn erleben vor diesem Bilde eine Feierstunde. Aber Ursache zu nachschaffender Begeisterung ward dieses Werk mir nicht - ebenso wenig wie die Lavinia, Flora oder eine der vielen Venusfiguren Tizians.

Dieser schönheitsstrunkene (eigentlich) Nur-Maler ist keine Kampf-

natur, die an der Seele Saiten zerrt. alle feine Pfade führen in das Land der Liebe. der Schönheit und der Ruhe und alle feine Mittel find gefimmt auf ein Abgeklärtfein in Farbe. Ton und Linie. Wenn auch -mit verschiedener Kraft: aus jenem Lande wanderten B. Plockhorft. Fr. Aug. Kaulbach. Böcklin. Rafael Schufter-Woldau zu uns her, Hat nun Tizian die „Moderne“ beeinflusst? Gott. ja! Jede Größe übt noch iiber das Grab hinaus Einfluß aus. ift Grundftock und Urfache künftiger Kunft, Aber auch nein! Eigentlich fogar richtiger: nein. Tizians Kunft ift uns nicht nahe. Seine Abficht auf Malerei: ja. Aber wie andere Aufgaben ftellte uns die Zeit der Luft und des Lichtes. von Impreffionismus. Stimmung und andern Dingen zu gefchweigen. Dann aber eben: Was ift die Moderne? (Das größte Chaos von Kunftanfchauungen.) Ift es die Art der Überhaupt m a l e r. welche alle Dinge da außen abmalen. oder find es die Bildner. die fich in ihren Schöpfungen felbft gebären? Ift es der Impreffionift oder der Stilift. der Typenfchaffer oder Nachahmer? Siehe oben. Wer weiß. wie das enden wird, Heute ift Tizian noch eine ruhende Größe kämpfenden Gewalten gegenüber.

Fidus:

Um Ihre Rundfrage über den Einfluß Tizians auf die moderne Kunft fachlich zu beantworten. müßte ich Tizian beffer kennen. als es der Fall ift. Ich habe von feinen Werken bei meinen ganz vereinzelt Be- fuchen deutcher Galerien und in Venedig flüchtig gefehen. alfo fie nie „findiert“. noch weniger als manchen andern alten Meifter. Und dies -ift eigentlich fchon ein Zeichen. daß er auf mich. als Modernen. jedenfalls kaum einen Einfluß ausgeübt hat. Tizian war mir immer zu fehr Virtuofe und Weltmann. friiher hätte ich gefagt ..zu wenig Ethiker“. um mich zu feffeln. Er ift mir mehr bloßer Spiegeler feiner Zeit. als Schöpfer eigener Schönheitswelt. Technifche Feinheiten kann

man aber auch bei anderen lernen und vor allem aus dem felbftändigen Naturftudium herausentwickeln. Unter Naturftudium verfiehe ich allerdings nicht das fachfimpelnde Kopieren von Naturerfäjeinungen. fondern das wiffenfchaftliche Anfchauen des Gefefmäßigen und das tat-philo-fophifche Einleben in die Natur. Dies kann der wirklich fäjäffende -Künftler nicht durch die Brille irgend eines alten Meifiers tun. der naturgemäß im Naturwifien und Erkennen rückftändig gegen uns fein muß.

Dagegen ift es natürlich und felbfiveftändlich. daß auch der felb-ftändige Künftler von der Gefamtheit vergangener Kunft allerlei äußere und innere Anregungen empfängt. Und wenn bei mir. außer meinen direkten Lehrern. befondere alte Meifier zu nennen wären. fo ift es niäjt gerade Tizian. eher Leonardo. Michelangelo. Dürer und Rembrandt. Was aber die „Moderne“ angeht. fo zerfpittert fie fich doch in fo viele Individualitäten. daß man bei fafi jedem Künftler einen andern hiftorifchen Anklang herausfinden könnte - leider. da es ein Zeichen unferer akademifchen Rückwättferei im allgemeinen ift. Z. B. haben die Präraffaeliten. d. h. die wirklichen. nicht die englifchen. in ihrer herben Knabenhaftigkeit viel mehr Widerklänge in unferer erneuten Naturaliftik. als die reifen Cinquecentiften. deren Parallele bei uns wohl erft kommen wird.

Im übrigen aber glaube ich. daß wir einer aktiven künftlerifchen Kultur entgegengehen. die über folche kurzgefchichtlichen Vergleiche hinausgeht. weil wir vor einer Renaiffance nicht nur der Form. fondern des Geifies [Lehen. Wir find auf dem Wege Hellenentum zu v e r w i r k-lich e n und nicht nur humaniftifch zu verhimmeln. Die großen Durch-brüche der Wiffenfchaft. der Hygiene und der Technik lieferten die äußern Grundlagen dazu. die Religion einer dogmenlofen Wahrhaftig-keit und liebenden Lebensbejahung dürfte die inneren Bedingungen er-geben. Weil aber der Erkenntnis darüber fchon fo viel geworden ift. daß die bloß literarifche Ausfprache derfelben trotz aller religiöfen und äfthetifchen Heuchelei fchon zur Trivialität wird. fo ift es um fo mehr der anfchaulichen Kunft und der lebendigen Tat vorbehalten. das letzte Wort zn fprechen. es Fleifch werden zu laffen. Und gerade weil diefer Erkenntnis foviele Heuchelei gewalttätig entgegenfteht. mindeftens eine moralifche „Indifferenz“. über die einfi auch ein Tizian. ein Raffael. ein Rubens. ja ein Holbein (ein Deutfcher!) fich nicht erheben konnten. fo muß die neue felbfifchöpferifche. geifige Kunft und die neue Tat um

Fidus. Leiflikow. Slevogt

so viel reiner, herrlicher und heldenhafter werden als die jener Zeiten.

Je tiefer der ästhetische Verfall, je größer müffen die ausgleichenden Gegenwirkungen fein.

Walter Leiflikow:

Auf Ihre Frage, welchen Einfluß Tizian auf mein Schaffen ausgeübt hat, glaube ich ohne weiteres Nachdenken: gar keinen »- antworten zu müffen.

WH?-

Max Slevogt:

Tizian, der Stolz, Große, hat auf die Kunstübungen und Anschauungen unserer Tage keinen Einfluß. Hans von Marees, Feuerbach, Böcklin waren wohl in einem solchen Sinne die letzten seiner Gefolgschaft in Deutschland, soweit wir es jetzt übersehen können.

Unbeschadet oder infolge seiner nicht bezweifelten „Göttlichkeit“ ist er uns nicht mehr so ganz lebendig; er begeistert den genießenden Menschen in uns, zwingt uns zur Huldigung, - aber er irritiert unsere Nerven nicht, - er revolutioniert uns nicht!

Er selbst scheint keine Nerven befeifen zu haben: diese über alle Zufälligkeiten erhabene, majestätische Kunst eines „Großen Herrn“, diese prächtige sonore Harmonie, bleibt uns ein feierliches Traumland, von dem wir nichts in unser Leben herübernehmen können und wollen.

Was von ihm, und daß zu lernen wäre, muß sich jeder fagen - der Pulschlag einer Zeit ist aber eigenwillig und stark.

Die Dornenkrönung seiner letzten Zeit in München, ein dunkles

155

## Bildende Kunst

Männerporträt. - später in Rom die „Himmliche und irdische Liebe“  
haben auf meine Erziehung stark eingewirkt. - aber erst, was uns  
als Mann ergreift, wirkt bestimmend auf unsere Zeit weiter.

In der

Jugend lieben wir eigentlich in den erwähnten Göttern mehr uns und  
unsere Vorstellungen.

Das Urteil

(Zu Auguste Rodins Baiser.)

Die großen Kunst-Schaffenden.

die einzelnen, auch sehr vereinzelt

Riefenbäume im Zeitwald können

nie von der Mitwelt beurteilt wer-

den. Sie verwirren und über-

wältigen unser Urteil in einem

Grade, daß sie sich ihm in Wirklich-

keit ganz entziehen.

Eben jener Überfluß an all

unseren eigenen Eigenschaften, der

der Ursprung und die Summe ihres

Genies ist, reißt manche der Mit-

lebenden zu Empörung hin und

treibt andere zum Gelächter. In-

dem die Genies unserer Zeit uns

in übergroßen Linien wieder

schaffen, scheinen sie für die Menge

nur unsere Karikatur wiederzuge-

ben, und der Kampf, den die Mit-

welt um die Werke des Genies ent-

facht, wird umso heftiger und umso

anhaltender, als jedes Genie damit

beginnt, in der Form selbst mit dem

überlieferten Ausdruck zu brechen

und das Loch der Tradition abzu-

werfen, das die Freiheit seiner

Schultern behindert: für seine neue

Stärke sucht es die neue Form.

Und alle Leibeigenen der Tradition,

die eine ererbte „Schule“ für ein

ewiges Gefäß halten, erfüllen die

WMC-7\*"

Luft mit Schreien gegen jenen, der,

um von feinem „Eigenen“ zu spre-

chen, mit feinen eigenen mächtvollen

Lippen spricht.

Die Schar der sogenannten

Kunstkenner geht so oft Hand in

Hand mit den Hunderttausenden der

Menge, und sie scharen sich um den

Riefen in der Kunst unter A-bas.

A-bas-Rufen und Hohngelächter.

Eine Zeitlang.

Denn oft tritt der Umfälsch ein.

Das Genie drückt der Mitwelt

ein gewaltiges Knie auf die Brust

und zwingt sie zu Boden.

Und nachdem man den Meister

im Ehereiche verleugnet hat - verherr-

licht man ihn im Ehereiche.

Man plündert die Sprachen um



Worte. aus denen man Kränze  
flechten kann. Man jagt die Ewig-  
größen der Vergangenheit von ihren  
Sockeln herunter. um den neuen  
Siegesherrn auf das leere Piedefial  
zu fiellen . . .

Aber der Urteilspruch des  
Raufches ift ebenfo unficher. wie der  
der Kampfeszeit töricht war.

Man laffe Leonardo an feiner  
Ehrenwand hängen und Michel-  
angelo da ftehen. wo er fieht.

Erft die Jahrhunderte können  
ermeffen. ob fie Ebenbürtige gefun-  
den . . .

Herman Bang. Gabriele Reuter  
So dahte ih- während ih. das  
Bild des „Baifer“ vor Augen. aufs  
neue in Gedanken durh die Glypto-  
thek Kopenhagens wanderte. den  
Wallfahrtsort. den kommende Ge-  
fhlechter auffuhen werden - jene  
Nahwelt. die allein einem Rodin  
feinen unfterblihen Plaß fhenken  
kann. Herman Bang.

Mar Liebermann: Biergarten.  
Sommer. heißer. fonnenfunkeln-  
der Hohfommer. Man fühlt draußen  
den weißen Glaß auf den weiten  
Feldern liegen. auf den langen  
Chaufeen mit ihrem tiefen. meh(-  
artigen Staub. man fühlt die  
dumpfe Glut zwifhen den hohen  
Häuferrauern der Straßen fhwe-  
len. Man ahnt den Shweißdunst  
der Menfhen- die arbeiten müßen  
in den hellen zitternden Hihwellen.  
Und nun der grüne Schatten  
unter dem weitgreifenden Geäfi.  
unter den Laubmatten der fhönen  
Baumriefen. Wie kühl wirkt er in-  
mitten des grellen Sonnenfheins.  
der ihn rings umflutet. Durh alle  
Spalten im dihtgedrängten Blätter-  
werk verfuhen die Strahlen ihn  
mit Wärme und Helle zu durh-  
dringen. ihn mit Gold zu durh-  
fhimmern. ihn mit zahllofen  
Flämmhen und Flecken luftig-  
gelben Lihtes zu fhmücken. Auh  
auf die rauhen Holzbänke und  
Tifhe wirft das Sonnenliht in  
koketter Shelmerei feine Funken.  
Tupfen und Kringel. Aber die glatte  
weiße Hauswand bietet dem Spiel  
feiner Strahlen eine breitere An-  
griffsfläche - hier vermag es  
ruhiger zu lagern. Doh wieder  
zieht der grüne Schatten wie ein  
feiner Shleier fih über das Liht,  
es mit dem Boden. mit dem Baum-  
riefen. mit dem goldurhzitterten  
Laube zu einer vielfältig geglieder-  
ten Symphonie von Schatten- und  
Lihttönen zu verbinden.  
Die Welt fommerlihen Frie-  
dens. die der Meifier in der Wieder-  
gabe fo ftiller Erdenwinkel mit  
ihrer heimlih-farbigen Sonnen-  
ftrahlenfhönheit hier gefhaffen  
hat. fie ift in Wirklihkheit nur ein  
armer bayerifher „Keller“. ein  
Biergarten. wo Bauern. Tagelöhner.  
Fuhrknechte nah des Tages Laft  
und Plage bei ihrem Maßkrügel

fißen und fih's wohl fein laffen.  
Ein ftummes. fiilles Behagen  
fhwebt um die runzligenf wetter-  
harten Kerle. von denen wohl einer  
oder der andere mit bajuvarifhem  
Zorn lospoltern mag. wenn der  
Schaum zu hoh im Steinkrug fieht  
und „die Maß“ niht ordnungs-  
mäßig gefüllt ifi. Dann kriegt"s die  
Wirtin zu hören. die fih weniger  
durh behende Zierlihkeit hervor-  
tut. als daß fie durh foliden  
Umriß der Gefialt für die nährende  
Güte des von ihr verfhenkten  
Bräus Zeugnis ablegt.  
Ob einer der Gäfie den köft-  
lihen Reiz des grüngoldenen Liht-  
zaubers umher wohl fo reht emp-  
findet? Shwerlih - und doh  
genießen fie die Ruhe. den Frieden  
des durhwärmten Baumfhattens.  
wie ihn doh nur Menfhen ge-  
nießen können. die zuvor in fhwerer  
Tagesarbeit ihren Shweiß ver-  
goifen haben - genießen fie als Ge-  
fhöpfe, die noh ganz eins find mit  
der fie umgebenden Natur. die noh  
niht über fie zu grübeln oder fie  
äfihetifch abzufhaben gelernt haben.

## Bildende Kunt

Darum ftrömt die Stimmung der  
friedvollen Vefperftunde diefes gol-  
digen Sommernachmittags fo un-  
gebrochen auf uns über. daß wir  
dort fißen möchten. auf einer von  
den langen Holzbänken. die Ell-  
bogen auf dem Tifche. den Kopf in  
beide Hände geftülzt. dem Spiel  
des Lichtes zuzufchauen - wie es  
gleitet und hufcht und flimmert -  
fich verändert und mählich blaffer  
und ruhiger wird - daß wir dort  
die Stunden verträumen möchten  
und fehen. wie die Schatten grauer.  
farblofer dunkeln. eine feuchte  
Kühle weißlich nebelnd aus dem  
Boden fteigt. mit einem leifen Dunft  
von Malz und Handkäs gemifcht -  
bis die Riefenbäume als finftere  
Maffen uns zu Häupten drohen --  
der Hausknecht die leeren Krügel  
fammelt und die kurze warme Som-  
mernacht fich in den Garten  
fchleicht . . . Gabriele Reuter.

Adolf von Menzel: Fräulein  
von Knobelsdorf.

Diefe Arbeit des jungen Menzel  
ift von einer Einheitlichkeit. die dem  
Menzel von fpäter nicht mehr ge-  
geben war. der mit der Schärfe des  
Verftandes die Seele totfchlug und  
durch Einzelnes das Ganze gefähr-  
dete. Ia es lebt in diefem Bildnis  
eine folche Empfindungswärme. eine  
folche Andacht vor dem Schönen.  
wie ich kaum wüßte. daß ich fie je  
wieder bei Menzel gefunden hätte.  
Man kann meinen. daß es liebens-  
würdig ift. diefes Bildchen - aber  
es ift mehr als das. Grazie und  
Ernft. Erziehung des Körpers und  
der Seele. Mädhenanmut und  
Sinneskeufchheit. all' das lebt hier  
ungezwungen und unbewußt. ein  
Etwas. das fich von felbft ergibt.  
.Hier ift kein Menfch. der etwas  
geworden ift. dank von Einflüffen.  
fondern ein Menfch. der etwas ift  
und war. Diefes Figürchen atmet  
eine unraffinierte und ftarke Kultur.  
Ich glaube nicht. daß fie haus-  
backen ift. aber ich meine. daß fie  
leife. fehen und erftaunt ift . . . wie  
ihre braunen Augen. Vielleicht ift  
fie nicht fehr klug. aber fie wird fich  
immer für das Richtige entfcheiden.  
Leidenfchaften werden ihr fremd  
fein; und fie wird fehr gemeffen  
durch das Leben gehen. fo wie fie

eben durch diesen Garten hier gegangen ist; - und sie wird auch im Leben oft stehen bleiben und Ein- und Ausblick halten . . . so wie sie es hier tut. bevor sie in das Haus tritt. Ihr Leben wird sehr ruhig dahinfließen und sie wird - da sie sich immer gleich bleibt - unbefleckt aus dem Leben gehen: eine Mädchenfee noch als Großmutter. Es gibt solche Frauen. Sie wird ewiglich stets im gleichen Zeitgewand gehen - und wenn längst die Stürme das Alte weggefegt haben sollten. Sie wird vielleicht geistreich sein und sie wird mitleidig sein - aber ein Schönegeist wird sie nicht sein.

Ja wir lieben dieses Bildchen. weil wir fühlen. daß es von einer Menschenraffe erzählt. die anmutiger und keuscher und unpöblicher war. als es die um uns find. Von uns selbst - ach - zu schweigen. Wir lieben es des wundervollen Einklangs wegen zwischen Mensch und Garten. Dieser hier gehört noch ihr Haus und ihr Garten; wir sind geduldet

158

Mieten die sich nicht zu lassen  
wiffen - selbst auf eigenem Grund  
und Boden, Wir gehen nach der  
Mode und dem Gutdünken unseres  
Schneiders- die hier geht in der  
Tracht ihrer Zeit. Alles an ihr ist Ein-  
klang, Derart müffen sich die jungen  
Mädchen gekleidet haben. die so aus-  
fahlen. Gewiß - sie sind nicht sehr  
feingliedrig. Hand und Fuß sind  
derb. Aber ihr Gang ist schön- wie  
der eines Rappferdes. Sie laufen  
nicht Mörike und nicht Hölderlin-  
aber sie deklamierten Rücker-ts  
„Liebesfrühling“ und Ehamifios  
„Frauenliebe und Leben“. Denkt  
man nicht. wenn man dieses Mäd-  
chen betrachten an das Geißblatt-  
gerankt das die Mauer umspinnt?  
An Blumen. die in Vorzeiten „weit  
hinten in Großmutters Garten“  
blühten? Diese Frauen waren gar  
nicht sehr schön - die nervöse Fein-  
heit hat ihr Gesicht noch nicht recht  
gemeißelt - aber wir werden immer  
bezaubert durch die Freiheit ihrer  
Stirnen und die keusche Grazie ihrer  
Halslinien. Es verbirgt sich nichts  
bei ihnen, und selbst ihre hellen  
Träume liegen zutage. Man sieht  
durch sie hindurch, wie durch einen  
Kristall.

Diese altfränkische Kleidung hat  
den Stil des ganzen Menschlichen -  
sie ist nicht elegant mit der Note  
des Effekts - aber sehr kapriziös  
durch einen feinen und unauffälligen  
Geschmack. Nichts ist Flitter dabei-  
alles ist echt und ehrlich. Ich erinnere  
mich an berührendes. verblichenes  
Mattrofa in diesem Kleid. Der Hut  
ist noch in Wahrheit ein Hut und  
er schwebt nicht auf dem Kopf wie  
der Geist Gottes über den Waffern  
überall und nirgends. Er umschließt  
und man glaubt an seine Bestim-  
mung Sonne und Wind abzuhalten.  
Die Blumen des Gartens schmücken  
ihn und nicht das Sammelfurium  
eines Plunderkassens.

Ich glaube- daß diese Frauen  
mehr geliebt wurden, weil alles an  
ihnen eben mehr Frau war. Man  
verfieht vor ihnen Freiligraths  
„Ruhe in der Geliebten“.  
Aber all das sind ja sekundäre  
Dinge - die nur mit der Kunst

mitlaufen. Sprechen wir von ihr.  
Ich finde diesen Wechsel der  
Flecken köstlich. Und nun erfi  
diese Auflösung des Dunkels das  
die Figur umrahmt nach den Seiten  
hin: das Fenster hinter der Tür und  
der Himmel. in den die Bäume  
erschneiden! Ich finde die malerische  
Breite in diesem Bildchen köstlich!  
Wir spüren jedes Blatt, jede Kante  
des Türkenfahls ohne daß wir  
darüber einen Augenblick das Ganze  
vergeffen. Dieses Stück Garten da-  
hinter ist Money nicht Menzel.  
Wie kühl sind die Stufen- wie  
dämmrig das Haus! Alles ist hier  
noch Temperament und Gefühl-  
nichts ist Verstand. Der Mathe-  
matiker der Zeichnung- der Fana-  
tiker des Naturergründens - Fana-  
tiker sind stets peinlich) - hier ist  
er noch ganz Maler. bezaubert durch  
das holde Bild der Wirklichkeit. Er  
hat sonst die Natur belauerß be-  
schlichen und belaufäht - hier liebte  
er fiel liebte sie einfach. Und das  
ist mehr, Georg Hermann.

15()

Philipp Stein:

Dramatistischer Monatsbericht.

Von einem reichlichen Bündel neuer Bemühungen der Berliner Bühnen ist aus der Berichtszeit bis Mitte März wiederum zu melden - vielerlei, aber doch nur wenig. Kaum etwas, das die Spielzeit überleben dürfte, wie viel fleißige Arbeit auch eingebracht ist. Auf die bange Direktorenfrage „wie machen wir\*s, daß alles frisch und neu und mit Bedeutung auch gefällig sei.“ hat noch weniger als in den letzten Jahren gerade diese Spielzeit Antwort geben können. Man muß versuchen sich zu helfen - „auf nnfern deutschen Bühnen probiert ein jeder, was er mag!“ Das bißchen literarische dramatische Produktion reicht bei weitem nicht aus, und unliterarisch mö>)te man doch auch nicht sein, solange es nicht Erfolg verspricht. Da macht man denn aus der Not eine Tugend, und das Theater wird literarifiziert. Man hilft sich mit Ausgrabungen. Der jüngste dieser Versuche. Abgetanes neuzutun, ist die Aufführung der „L y f i f t r a t a“ des Aristophanes im Deutschen Theater in einer Bearbeitung von Leo Greiner.\*) Aber wohl nicht ausschließlich der Mangel an neuen Aufgaben wird die Direktion zu der

\*) Wedekind und Co., Berlin.

Aufführung verlost haben, sondern wohl ebenso sehr die günstige Gelegenheit, Regie-Großtaten zu leisten. Und das ist in hohem Maße geschehen, es gab vorzügliche Szenenbilder, Momente von wirklich szenischer Schönheit, und ein oft fortreißendes Temperament ging durch die Scharen der athenischen Frauen, oft mit ganz elementarer Macht. Mitunter, so in der Szene, da die freitragenden Athenerinnen mit ihren gefüllten Waschkübeln gegen die lendenlahmen Greise vorgehen, und in dem ker-ken Liebesgetändel zwischen Kinesias und feinem Weibchen vielleicht auch zuviel. Die Komödie als solche aber kann das Publikum von heute nicht sonderlich fesseln. Vor ein paar Jahren hat Paul Lindau das



Werk in Wilbrandts Bearbeitung  
unter dem etwas fchiefen Titel „Der  
Frauenftaat“ vorgeführt - damals  
hatte der zarte Dichter der „Maler“  
den alten Arifiophanes gar vieler  
charakterifiifcher Wendungen und  
Tendenzen beraubt. Diesmal hat  
Leo Greiner „frei nach Arifio-  
phanes“ die Komödie bearbeitet. fo  
frei. daß er ganz fiillos auch noeh  
Shakepeare im Arifiophanes zu  
Worte kommen läßt. indem er aus  
defien „Viel Lärm um nichts“ einen  
Ratsherrn und einen Schreiber  
16()

Philipp Stein:

Dramatistischer Monatsbericht  
heranzieht. Den rechten Arifto-  
phanes haben wir weder durch Wil-  
brandt noch durch Greiner kennen  
gelernt. Wenn man aber denn  
durchaus jede in der Weltliteratur  
bedeutende und berühmte Dichtung  
auf das lebendige Theater zerren  
will, so darf man doch nicht, um  
möglicherweise ein Kaffenstück dar-  
aus zu machen, die Linien der  
Dichtung verwischen, das, was für  
die Formen, die Ausdrucksweise, die  
ganze Pflanze der Dichtung und der  
Zeit, in der sie entstand, charak-  
teristisch ist, umbiegen und umwan-  
deln, bis möglicherweise etwas wie  
ein Kaffenstück herauskommen  
könnte. Will man wirklich des  
Ariftophanes Komödie, in der er die  
Athenener zum Frieden ermahnt, in-  
dem er zeigt, was im andern Falle  
durch einen konsequent durchgeführ-  
ten Weiberstreik für die kriegs-  
müden Männer Schlimmes ge-  
schehen könnte, durchaus auf die  
moderne Bühne bringen, so muß  
man auch den Mut haben, die Ko-  
mödie zu zeigen, wie sie wirklich ist,  
und sich nicht so unfrei zeigen, daß  
man nur frei nach Ariftophanes sie  
behandelt. Die Eigenart des Dich-  
ters geht sonst verloren, die Kennt-  
nis feines Wesens wird nicht ge-  
fördert, das Zeitkolorit des Werkes  
wird verflücht. Aber in welcher  
Gestalt auch die „Lyfifkrata“ auf  
der Bühne erscheinen würde, ein  
merklich unmittelbares, lebendiges  
Interesse vermag sie nicht mehr zu  
erwecken. Der köstliche Grundge-  
danke der Komödie aber, die Idee  
des Weiberstreiks, also das eigent-  
liche Thema des Werkes ist ja längst  
für unsere Dichtung gerettet, ist so  
ganz in das Leben unserer Gegen-  
wart hineingefügt, so völlig auf-  
gefangen worden, daß es uns nicht  
verloren gehen kann: in einer feiner  
prächtigsten und herzigsten Komö-  
dien, in den „Kreuzerfahrten“ hat  
Anzengruber dieses Ariftophanische  
Motiv wieder auferstehen lassen,  
und es spiegelt sich dort in allerlei  
Strahlungen, selbst bis zum Tra-  
gischen. Weshalb also erst noch  
„Lyfifkrata“ selbst bemühen?  
Unter dem Mangel an neuen  
Aufgaben hat auch das noch so

junge. erfi seit Januar eröffnete  
Hebbel-Theater bereits zu leiden.  
Darum hat es jetzt auf drei Ein-  
akter von Strindberg zurück-  
gegriffen. die. als sie zuerst erfchie-  
nen. - wenigstens zwei davon --  
für die Psychologie des Dichters  
(denn ein solcher ist er wirklich)  
interessant waren. aber heute nicht  
mehr Theaterleben haben. Strind-  
berg hat bekanntlich zahlreiche Ein-  
akter geschrieben. und da ihm diese  
Form besonders gut lag. hatte  
er sich anfangs der neunziger \*Jahre  
die Theorie konstruiert. der Einakter  
für die das berechtigte Bühnenstück. denn  
der Vorhang zerreiße nicht jedesmal  
die Stimmung. und der Dichter  
müsse in jedem Akte neu-anfangen.  
das Publikum für das Ganze zu ge-  
winnen. Aus jener Periode  
Strindbergs. die verblüffend und  
überwältigend mit glänzenden Ar-  
beiten wie „Gläubiger“. „Gräfin  
Julie“ und der grausamsten seiner  
Schöpfungen „Der Vater“ einge-  
leitet wurde. kommen auch die jetzt  
neu aufgeführten Einakter „Vorm  
Tode“. „Mit dem Feuer spielen“  
und „Samum“.\*) Letzteres hat man  
7\*) Elf Einakter. Herm. See-  
mann Nachfolger. Berlin.

Dramatfcher Monatsbericht Y  
Philipp Stein  
felbft frher niemals aufzufhren  
verfucht- felbft damals nichtz als  
Strindberg noch zu den allerin-  
tereffantesten Erfcheinungen zhlte-  
als erf ein orthodor-fanatfcher  
Weiberhaffer- mit feiner tiefein-  
bohrenden, blendenden pfychologi-  
fcheu Birtuofittt das ganze Welt-  
elend auf das Weib zurückfhrteX  
als er in feiner Beichte eines Toren  
und anderen erzhlenden oder dra-  
matifchen Bekenntniffen immer  
wieder wie in pathologifcher Kon-  
fequenz gegen das kmpfte- was fein  
Phantom Weib warf kmpfte mit  
echt weibifthen Mitteln, mit unab-  
lffigen Nadelfichen. Und doch-  
troß aller antifeminiftifchen Be-  
feffenheit- war diefer aufrechtex von  
Rache gegen das Weib erfllte  
Kmpet der fch kühulich feinem  
Antipoden Ibfen entgegenfieltet  
fo viel erfreulicher als der myftifch  
angehauchte- gläubig bekehrtet pa-  
triotifch-hiftoriographifrh fäfreibende  
Strindberg von heute . . . „Samum“  
ift ein wirklich unerlaubt fehlechtes  
Stü> und wohl jeßt nur aufgefñhrt  
wordeny weil es eben noch unauf-  
gefñhrt war. Es fpielt in einer  
arabifchen Grabkammer mit einem  
Sarkophag mitten auf dem Boden.  
Ein franzöfifcher Leutnant- bleich  
und verwirrt und fchwankend,  
fpriht mit halber Stimme: „Der  
Samum ift da.“ Seine Fñhrerin  
Biskrat der die Franzofen ihren  
Geliebten Ali erfchlagen haben,  
nimmt dafür an dem Leutnant  
graufe Naehe - fie hat zwar bereits  
einen neuen Geliebten, dem fie  
durch die Stärke ihrer Naehe er-  
weifen willz daß fie würdig iftL  
"feinen Sproffen unter dem .Gemen  
zu tragen. Biskra kann alles -  
das nimmt Strindberg den Frauen  
befonders übel: befchwert er fch doch  
in feinen „Bekenntniffen" und inden  
„Gläubigern“ ganz ernfthaft dar-  
über) daß die Frau- die er fchwim-  
men gelehrt habef nun befier  
fchwimme als er. Seine Biskra  
gefteht: „Ich kann alle Geheimniffe,  
die man braucht- um einen feigen  
Franken aus dem Leben zu fcheu-  
ihem alles - bis zur Bauchredner-  
kunft." Jar Strindbergs Frauen-  
gef'taltenx alfo die Summe der

Weiber-t wie er fie fieht (oder fah?)-  
find fcheufc'lig bis zum Bauchreden,  
und fo fuggeriert Biskra dem unter  
dem Einfluß des Samums hinfker-  
benden Leutnant Charles- daß seine  
Frau seinem Freunde Jules bauch-  
rednerifäz zärtlich allerlei Liebes zu-  
flüftert- daß ferner sein Sohn  
Georges geftorben iftx fuggeriert ihm  
dann durch ihre Weibskünfte- daß er  
felbft fchon tot sei- und hält ihm  
zum Beweife dafür feinen eigenen  
Totenfchädel entgegen- bis er vor  
Entfeßen wirklich tot zu Boden  
fällt. Ießt ift Biskra würdig- die  
Mutter des Sohnes ihres Geliebten  
zu werdenf der fie in seine Arme  
nimmt. Die Hörer vergaßen ob  
der Greuel ganz- daß es sich um ,  
ein Schulbeifpiel von der Frauen  
Scheufälligkeit handeltex daß Strind-  
berg wieder nur beweifen wollte,  
quo() erat äemouatraoäum, und  
wandten fie, recht unwillig gegen  
das recht unangenehme Stucki das  
ebenfo gut wie der andere Einakter  
„Vorm Tode“ heißen könnte. Das  
ift die Gefchichte eines Mannes,  
der fein lebelang unter der Ty-  
rannei seines lügenhaften Weibes  
gelitten hatf der dadurch Stellung  
und Anfehen verloren hatf den Re-  
[6.7.

Philipp Stein:  
Dramatistischer Monatsbericht  
spekt bei feinen Kindern. der. um  
nicht zu verhungern. die Milch der  
Kälte trinkt und den Speck der  
Mäufefalle ißt. der das Leben nicht  
mehr ertragen kann und. um den  
Töchtern was zu hinterlassen. sein  
Haus anzündet und ihnen. nachdem  
er Gift genommen. die Feuerver-  
sicherungspolice übergibt. Wie toll  
auch ein Mann gegen eine tote  
Frau und drei lebendige harther-  
zige Töchter aufkommen? Es finden  
sich immerhin einige gute psycho-  
logische Feinheiten in der Durch-  
führung dieses kraffen Strindberg-  
schen Schulbeispiels. Eine Fülle  
glänzender Bemerkungen. geistvoller  
Antithesen. psychologischer Tief-  
gründigkeiten in dem Kasse- und  
Mauspiel der beiden Geschlechter  
offenbart die Komödie „Nicht mit  
dem Feuer spielen“. In vorzüg-  
lichem. flottem Natürlichkeitsdialog.  
mit vielen witzigen Wendungen. mit  
leicht komischen Situationen und  
einer durchaus überzeugenden Schil-  
derung unfeinfühlerlicher Leute ist  
das Ganze durchgeführt. das oft be-  
luftigt. aber doch einen bitteren  
Geschmack hinterläßt. Der Mann.  
die Frau. der Freund -- sie spielen  
mit dem Feuer. Die Frau und der  
Freund gestehen offen ihre Liebe  
dem - Gatten. der sie bittet. ein-  
ander nun zu heiraten. Damit ist  
das bißchen Romantik des Verhält-  
nisses verloren gegangen. die Lie-  
besleute fühlen sich nicht mehr an-  
gezogen. der Freund geht. die Frau  
verbleibt dem Manne. In der Dar-  
stellung der Strindberg-Stücke  
konnte das junge Theater bereits  
ein treffliches Ensemble vorführen.  
während die ersten Aufführungen  
dieser Bühne noch im Zeichen  
schauspielerischer Unzulänglichkeit  
gestanden hatten. Mit Hebbels  
„Maria Magdalena“ war keine  
Wirkung erzielt worden - es  
scheint übrigens. daß dieses Lieb-  
lingskind der Literaturgeschäfte.  
wie sich in dieser Saison auch im  
„Kleinen Theater“ selbst mit Agnes  
Sorma gezeigt hat. nicht mehr im-  
fände ist. die Hörer zu halten und  
in den Bann zu tun. Auch mit  
Julius Babs tragischer Ko-  
mödie „Der Andere“) war

kein Erfolg zu erringen. Bab il  
ein eifervoller Theatertheoretiker.  
Er weiß durchaus, wie es gemacht  
werden muß. Er weiß es und kann  
es zum Teil auch machen. Fehlt  
jedoch das eine, was eben nicht ge-  
macht werden kann: das Dich-  
terische. Dem Thema feiner Ko-  
mödie haben sich überdies bereits so  
viel Größere zugewandt. so Molière  
und Kleist und Hauptmann, daß  
die Aufgabe befriedigend zu lösen  
um so schwerer war. An den von  
jenen Dichtern behandelten Stoff  
vom vertauschten Gatten und in  
eine andere Lebenssphäre Erhobenen  
hat sich hier ein Theaterdichter  
gewagt, der zwar bereits mancherlei  
zu sagen hat, aber es noch nicht ein-  
dringlich genug zu sagen weiß: „es  
krabbelt mir wohl an den Ohren,  
doch zu dem Herzen dringt es nicht.“  
heißt's prophetisch im zweiten Teil  
Fauft. Wie aus dem anfänglichen  
Spaß, der mehr äußerlich als mit  
überzeugendem Übermut begründe-  
ten Fopperei sich ein Konflikt des  
Ichbewußtseins und daraus ein  
tragisches Finale entwickelt, das  
vermag man nicht einzusehen, das

\*) S. Fischer. Berlin.

wird nur gefagt. aber nicht erwiefen. Die letzten Entfchließungen find nicht motiviert. weder bei dem vorgeblichen Gatten. noch bei der Frau, Und doch find die äußeren Gef\_c\_ hehniffe des Stückes ganz nebenfächlich. das einzige was intereffieren könnte. mußte das Pfy-chologifche fein. das bei Bab diesmal noa) gar keine überzeugungskraft hat und intereffant nur gewollt. nicht erreicht ift.

Nur zu einem Publikumserfolg 'hat es die jüngfie Arbeit L u d w i g Fuldas. fein fünfaktiges Luftspiel „Der Dummkopf“ im Neuen Schaufpielhaufe gebracht. Der allzu fehr auf Theatereffekte zugefpißten Arbeit liegt eine durchaus glückliche und gute Idee zugrunde. die freilich immer wieder und allzu direkt verdeutlicht wird: die Fährlichkeiten. denen der reine Tor. ein im Sinne der Realpolitiker und krafien Egoifien dummer Menfeh ausgefeßt ift. der Idealifl. der fich überall an den harten Kanten und Ecken des alltäglichen Lebens wund fiößt. über diefe Arbeit und noch zwei Premieren im nächfien Heft.



31188, v!UZS...  
uirseuiieo.  
(bö'eabarg.)  
FTWmxx-keeät WXÖEWÜZ".  
'klang Zorro-.nn  
blauer-neo. u, .1.4. 360.

(Zoo-oz.  
Mario.

"ie "ein (ler wma,- \*, l(inel . alien ciann  
wie u'edt 11er' Winti, e Fix-ij . aber! elarm  
aus (ill-t - eben  
din fliegt er\*

Wit antigen- Zrlaudnis aus Verl-1383 „lim-mania" 6, in. v. l-l,, ker-[in N. 35.  
l7!

ZeltlÃ¼pft (lui-011 (L35 Tor,  
Ã¼ - be.- Ãœns lil-2er,  
[riet-ter'. am sp - kel-baum lu - 0m- par,  
bringt clir- ein Wi \* '. 88e8 &dirk-eben (La - 110|-,  
m poco a poco rail. W W \_Ã,,

pvc-bt an W ken - ster- biext's in lind?  
uncl aus .lem Zebjkef - oben Zahl-It's' ein schon WMI?  
Mit-fc an ein 30]. -128Â»  
Sprinxte ein 30.M-tel-lsa  
>l VGM Z-

l  
\_L

l  
i-i--v-l  
i  
i...

.. 7 7  
sy . l'01- cben au.  
Wera-eben der. aus.  
' "\_U  
172

W NÃ,,

"jo weht aer- Vinci, krieg-t un - 8er  
pedo ralf.

klimt - alien claim schlÃœft ea 5-0 - Sabre-incl\_ not-.11W Zinni-LÃ¼mmel nimmter clenlnmk,  
rat( . >\_- cx a ter-nm

km - gen clio l-Jn . Zimt-chen sation auf? yklÃ¼alct ihm ein Stern - lain mit

uke-ny()  
173

301 - -nero Lieb', e181. inuZItcku Rhinfen 80n8t kriegst su 68 nicht.  
trio Novi Ã¼er Nimh\_ iriagt un - 86x- JLjncl - cken (kann

> poco WM.

mÃ¼cdst eg go-Zcliu-iuÃ¸.

WW  
,

> poco ralf,  
174

Zu den Mufikbeigaben.

© 2777-

Wenn von Engelbert Humperdinck gesprochen wird, denkt man zunächst immer an seine entzückende und erfolgreiche Märchenoper „Hänsel und Gretel“, Daß der berühmte Komponist außerdem noch eine Anzahl wertvoller anderer Werke geschaffen vor allem sich auch der Liedervertonung in ziemlich ausgedehntem Maße gewidmet hat, daran denkt die große Menge oft gar nicht. Und doch muß sich eigentlich jeder, der die reizenden Kinderlieder aus „Hänsel und Gretel“ kennt, fragen, daß deren Schöpfer doch gewiß auch sonst Perlen auf dem Gebiet der Liederkomposition uns geschenkt haben muß, Und in der Tat ist es so. In bewußtem Gegenpaß zu jenen hochmodernen Komponisten, deren Lieder anspruchsvolle Klavierstücke sind, während die Singstimme dazu ganz unmelodische Phrasen teils geistreich deklamiert, teils nur flammend hat. Humperdinck eine große Anzahl sehr fangbarer für das deutsche Haus berechneter Lieder geschrieben, die zum Teil auch in einer Bearbeitung für Männerchor vorliegen und auch in dieser Form sehr zweckentsprechend sind, Man glaubt Volkslieder zu hören. So schlicht und einfach so natürlich klingen diese dabei sehr fein und sorgfältig gearbeiteten, meist auch reizvolle Stimmungsmalerei bietenden Lieder, deren naiver Ton durchaus nicht erkünstelt ist. Eine Anzahl dieser Lieder sind direkt für Kinder berechnet, für die der Komponist übrigens auch ein „Deutsches Kinder-Liederbuch“ bestimmt hat. Eine vortreffliche Probe der Humperdinck'schen Volkslieder bietet „Rosmarin“. Der Text ist der Sammlung „Aus des Knaben Wunderhorn“ entnommen, die in neuerer Zeit mit Vorliebe u. a. von Gustav Mahler, Theodor Streicher und James Rothstein für ihre Liederkompositionen benutzt worden ist. Nach einem kurzen sich gleich dem Ohre einschmeichelnden Vorspiel setzt die

sehr fangliche recht anheimelnde  
Melodie die durch eine einfache-  
klare Klavierbegleitung un-  
terstützt wird. Die drei ersten  
Verse sind gleichlautend im mitt-  
leren Teile des vierten wird die aus  
dem Vorspiel bekannte Phrase auch  
für die Singstimme verwendet.  
Wenn man „Rosmarin“ auch nur  
einmal gehört hat wird man keine  
Weile nicht bald vergessen.  
Hans Hermanns diesen in  
Konzerten recht beliebtes Wiegen-  
lied „Süßes bruch“ hier neben dem  
Humperdinck'schen „Rosmarin“ er-  
L75

Literarische Berichte  
scheint. verdankt seine größten Er-  
folge und seine Beliebtheit. nicht  
bloß in der Berliner Gesellschaft.  
ausschließlich der großen Zahl seiner  
oft von liebenswürdiger Schalkheit  
und feinem Humor getragenen Lie-  
der. zu denen neuerdings auch  
einige sehr wirkungsvolle Balladen  
gekommen sind. Das sehr dank-  
bare und stimmungsvolle Wiegen-  
lied

Literarisch

Das große Schweigen von  
Martha Löwitt. Stutt-  
gart. Arnheim.

Die Verfasserin. die mir bisher  
nicht begegnet ist. entwickelt in  
diesem Buche eine Kunst. bei der  
die Sprache manchmal nicht zu ge-  
nügen scheint: es ist die Kunst des  
Malens. des Schwelgens in Farben.  
Eine Sprache. der man das Ringen  
anmerkt. Die Verfasserin ist noch  
nicht zur vollen Reife gediehen und  
doch gebietet sie über eine erstaun-  
liche Virtuosität. Am wenigsten ge-  
nügt der Titel. Das große Schweigen  
läßt eigentlich etwas ganz an-  
deres erwarten; der Ausdruck wird  
auch nicht völlig erklärt. Er bezieht  
sich auf die Unfähigkeit zweier Mit-  
glieder der reichen. selbstbewußten  
Fabrikantenfamilie Felger. für das

Lied weiß eine vortreffliche Ergän-  
zung der Singstimme durch die  
Klavierbegleitung auf. die das  
Wiegen so fein nachahmt. Reizend  
macht sich der Aufschwung bei den  
Worten „Weht um das Gärtchen“  
und der hübsche Übergang vor dem  
zweiten und dritten Vers. Süß  
verhallend ist der Schluß.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.  
Leipzig

Innerlich. das in ihnen lebt. den  
rechten Ausdruck zu finden. Die  
Erzählung selbst bedeutet nicht viel:  
der junge Florian Felger bleibt  
nach gemeinen finnlichen Genüssen  
mit Fabrikmädchen und einem lüder-  
lichen. weil nicht durch wirkliche  
Leidenenschaft hervorgerufenen Um-  
gang mit der Frau seines Kom-  
pagnons einsam und elend. Seine  
Schwester Gudrun. die den Maler  
Lucian nicht bekommen kann. ver-  
mählt sich mit einem Kraftmann.  
mit dem sie unglücklich wird. und

flirbt bald nach deffen Tode. Aber  
das Ausmalen aller diefer. weniger  
der Wirklichkeit entnommenen. als  
mit |arker Phantafie erfonnenen  
Charaktere zeugt von einer mit ganz  
eigenartiger Poefie ausgestatteten  
weiblichen Pfyche. Ludwig Geiger.

Redaktion: [Ar. SylviusVruek.A.Halbert..KurtFliegel.Aler]adasfohn.

Verantwortliä. für den Inhalt: A. H a l b e r t - H a l. Berlin W.. Schöneberger Ufer 32.

Verannvortlich für den Jnferatenteilw Paul Nowotny in Berlin-Friedman.

Zufchriften und Einfendungen. ohne \_Angabe eines Perfonennamens. zu adreffieren

..An die Redaktion von .Nord und Süd in Berlin W. 35. Schöneberger Ufer 3a.“

oder ..Breslau III. Siebenhufenerfiraße 11/15“.

Bei-lag ..Nord und Süd" Berlin W'. 35. Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders

Sch'efii'cbe Verlags-Anfialt G. m. b. H.. Berlin. Breslau. Leipzig).

Drink: Schlefifche Buchdruckerei v. S. S c b o t t l a e n d e r. Breslau III.

Ubetfeßungsrecht vorbehalten . . . . .Unberechtigter Nachdruck unterfagt.



\_EMPTY\_

?LMU-P, 2-1": :JULI lxZÃ-ZT" px.â€œ K'

..Z I

[.7 JY-ZWC'LZ

LLWNQW'J \*ZZ-.NU Fax; D. IWW!?! PLNL-NJ. 82Uhr." u'. 35'  
Ã,,."

Detlev von Liliencron.  
(Nach einer Radierung  
von Io hn Philip p.)

Eur  
?VW  
\_"4- \_W

X ,  
R  
x,  
l  
NikkłÃ¼gNÃ¼lÃ¶WlîiÃœîi-WÃ¼b . xi  
(Jen Yin\*- i 1...\* :kYc'l:  
("WWW WÃ¼et'FScbuhg ?q Mafia-u  
- 3.: ,fax-:gang Band i:z Mai then x: r:: 374

0,.  
n  
n..  
v  
e.  
.....  
2  
Rena!  
'\ F 1  
S  
:Kalb mm\*  
\  
iii  
"ek,  
xl(  
â€~  
a  
\_ X  
\*\*  
von  
  
\_\*  
-\\_\.L

CmeömlcheWnatWflfi

?erlogNolü und SühGmbH, cYet-[in  
ertretung für .Jen c?Fu-:hhctnen-:4l:  
SWWWöerYchüfYnlmmnfinu

32. Jahrgang Band 125 Mai 1908 Heft 374-

\_EMPTY\_

Detlev von Liliencron:  
Die Ranßau und die Pogwifch.  
Schaufpiel in fünf Akten.  
Perfonen:  
Chriffiern (Chrifiian der Erfie)f König von Dänemark.  
(Nur im fünften Akt)  
Geert (Gerhardx Graf von Oldenburgf Bruder des Königs.  
Heyno mit dem Vogenf Anführer der auffiändifchen Leibeigenen.  
Sihack Ranßow\*), Adelsmarfchall.  
Henning Pogwifch.  
Wolfgang Pogwifchf fein Sohn.  
Detlev Buchwaldt.  
Kai (Cajus) Thienen.  
Jofias Qualen.  
Ludeke Rumohr- des Königs Rat. Hölfeinifcbe  
Wulff Wohnsfleth. Ede-[leute.  
Erich Krummendieäf neunzig Jahre alt.  
(Nur im erften Akt.)  
Hennecke Ahlefeldtf  
Timmo Vrocldorff-  
Wittekopp Blowe-  
Iven Reventlowf  
Oligarda Ranfzow7 Gemahlin Schar! Ranßowß Schwefier  
von Henning Pogwifch,  
Heilwigf ihre Tochter.  
Caja Wohnsflethf Schwefier Wulff Wohnsfleths.  
Pagen.

Ritterf Page-17 Knappen, Auffiändijcye Leibeigene-  
Der Vogt von Schloß Ranßow- Ein Höriger, Diener.  
' ) Sprich "iq-'BU'-  
Zeit: Ende 1459 und Anfang 1460.  
O rt: Erfier Akt: Am Vollrathsbach bei Kiel. Zweiter Akt: Schloß Ranßow  
bei Plön. Dritter Akt: Ein freier Plaß im Walde bei Schloß Ranßow.  
Vierter Akt: Schloß Farve bei Oldenburg in Holfleinf Burg von Henning  
Pogwifch. Fünfter Akt: Ripen in Finland,  
181

## Die Rantzau und die Pogwifch Detlev v. Liliencron

Erfter Akt:

(Szene: Ein freier Platz im Winterwalde. Im Hintergründe fiegt das Holz fanft. In der Mitte diefer Erhebung ein Weg, der von der Höhe auf die Bühne läuft.)

Erfier Auftritt.

(Eine Verfammlung von vielen Rittern im ruhigen Durcheinander. Jui Vordergrunde heben fich ab Schack Ranizow und Henning Pogwifch im GesprächJZAnzüge: Reiche Pelze oder Rüftung. Keiner ohne Schwert. Die Pagen fämtlich in enganliegenden Pelzen. Aus dem Hintergründe, auf dem Wege, fteigt Kai Thienen herab. Er geht auf Schack Ranßow zu.) \_ -

Henning Pogwifch:

Kai Thienen naht, um dir zu melden. Rantzow.

Kai Thienen:

Die Knappen pflöckten fern im Holz die Hengfte

Und lagern lärmend um ein luftig Feuer.

Der Pagen blütenjunge Rofenhecke

Schützt unfern Kreis vor jedem Eindringling.

Und ehrerbietig fchweigt der Winterwald.

Im deiner Rede Klingen nicht zu fiören.

Schack Rantzow:

Sind wir, Kai Thienen, alle nun vereinigt?

Kai Thienen:

Nur Detlev Buchwaldt fehlt, der Prohnsdorfer.

Und Ludeke Rumohr, des Königs Rat.

(fich umfchauend.)

Zweiter Auftritt.

(Während der letzten Worte Thienens ift oben auf dem Wege ein Page.

Jven Reventlow, erfchienen und fchreitet vorwärts; auf der Mitte bleibt er ehrerbietig fiehen [betritt alfo nicht die Bühne].)

Kai Thienen:

(nachdem er\*den\*Pagen erblickt hat, zu Scheck Ranßow)

Der Page Iven Reventlow fieht oben.

(Schack Ranßow fieht dahin, dann hebt er den rechten Arm. Das Murmeln fchweigt.)



## Detlev v. Liliencron: Die Ranzau und die Pogwifch

D e r P a g e

(mit heller Knabenfiimine)

Der Ritter Detlev Buchwaldt . . .

(Der-.Page ab.)

Dritter Auftritt.

(Es 'erfcheint Detlev Buchwaldt von oben.\*auf dem Wege, Im Panzer.

Detlev Buchwaldt ift fiarkbäuchig. mit gutmütigem Geficht. behäbig. immer vergnügt, [Kein Falfiaff))

Detlev Buchwaldt

(im Hinunterfieigen)

Schön. mein Junge.

(Das Hinunterfieigen fällt ihm etwas befchwerlich. Er lüfter den Helm und wifcht fich [der rechte Stahlhandfchuh ift abgezogen] von der Stirn den Schweiß.)

Verzeiht. ihr Herrn; Verzeihung. Ranzow. mir,

(Die Ritter umringen ihn lachend. Er lacht.)

Ein Zahlgefchäft hielt mich vom Kommen ab.

(Mit gefpreizten Beinen. im Erzählerton)

Ihr wißt. daß Lübeck fechs von meinen Vettern

Von ihren Burgen wie die Fahnen hißte.

So daß fie bald mit weitgereckter Zunge.

Rabengefchmückt. im Winde fchaukelten

(lächelnd. mit etwas zum Himmel gedrehten Augen)

Nur weil von Lübecks Überfluß fie nahmen.

(Kleine Pauze)

Heut nun. nicht weit von hier. dicht vor dem Walde.

Rollt mir. juft will ich einbiegen. ein Wagen.

Der fchwer bepackt. mit Plan bedeckt. entgegen.

Vier Reifige umritten ihn gemächlich.

(bewegter)

„Halh Schufte! Steht! Woher des Wegs. wohin ?“

(mit einer runden Handbewegung)

. Ruf ich den Pfefferfä>en hnldvoll zu.

„Von Kiel. mein gnädiger Herr. von Kiel nach Lübeck.

Wo unfer Kaufherr wohnt. Hans Efchenbach.“

183

..Aus Lübeck feid ihr? Ei. dann öffnet mir.  
(fchlau aussehend)  
Ich bin ein Zollbeamter."  
(bewegter)  
Das verftanden  
Euch die Begleiter falfch. und ihre Lanzen.  
O. diefe ganz verdammtten Kißelftöcke.  
Berührten unfanft Brünne mir und Helm.  
..Ihr Büffel." tob ich. ..wollt den Ritter ftoßen?"  
Und wie der Pfeilflug fuhr mein Schwert heraus.  
Zwei traf ich gleich. daß fie wie Federn flogen.  
Und in den Schnabel rafch der Tod fie nahm.  
Der über uns als Riefeneule fchwebte.  
(lachend)  
Die andern flohn wie hundgeheßte Schafe.  
Inzwifchen hatte fchlau der Wagenknecht  
Die Pferde abgefträngt und war entwifcht.  
(fchmunzelnd)  
Des Fuhrwerks Inhalt fchaut ich dann mir an.  
Und packte meinem Knappen übern Sattel:  
Zwölf Ellen flandrifch Tuch in roter Farbe  
Und fpanifäfe Seidenftrümpfe wohl drei Dußend.  
Auch fand ich fieben edle Islandfalken.  
Vom Bürgermeifter Lübecks. Hans von Brömbfen.  
Befteht - und nahm fie mir.  
(lachend)  
Der Wagen fteht  
Noch voll. wenn ihr . . .  
Mehrere Stimmen rafch durcheinander:  
Wo. Buchwaldt. wo. fprich. wo?  
Detlev Buchwaldt  
(fich lachend durch den Kreis drängend)  
Jfi hier kein Trunk zu haben? Weh. der Staub.  
Den mir die Hufen in die Kehle warfen.  
Wulff Wohnsfleth:  
Hier in der Nähe fließt der Vollrathsbach.  
Ein kräftig Wäfferlein , . .  
184

## Detlev v. Liliencron: Die Rantzau und die Pogwifch

Detlev Buchwaldt:

Daß dich die Peft!

Henning Pogwifch:

(der finfier abgekehrt fiandj zu Schack Ranßowj der wenigfiens im Anfang Buchwaldts Erzählung mit unverkennbarer Spannung gefolgt ifi.)

Willfi du das Poffenfpil nicht enden. Ranßow?

Ich denke. Wegelagererfcherze könnten . . .

S c h a c k R a n ß o w

(laut- zuerfi etwas im Befehlston)

Die firenge Ritterfchaft bitt ich ums Wort:

Vielliebe Redliihf Erfahrne. Treue!

Daß heute wir am Vollrathsbach verfammelt .

(Die Ritter haben fich im Halbkreis um den Adelsmarfchall gefteht.)

Vierter Auftritt.

(Der Page Iven Reventlow erfcheint auf dem Wege von der Höhe und bleibt wieder auf der Mitte ftehen.)

K a i T h i e n e n

(zu Schack Ranßow)

Der Page Iven Reventlow fteht oben.

(Scharf Ranßow hebt den rechten Arm.)

D c r P a g e:

Graf Geert von Oldenburgj des Königs Bruder.

Wünfcht den erlauchten Herrentag zu grüßen.

S c h a c k R a n ß o w

(kurzj fiolz. hochmi'tig)

Der Adel Holfieins w ü n f c h t für fich zu fein.

(Der Page alu)

Ich fprach im Namen von euch allen doch?

(Lebhafte Zufimmung von allen Seiten. In ruhigem Tone fortfahrend)

Der Graf von Holfein. Adolfj Schleswigs Herzog.

Liegt heut vielleicht in feines Priefiers Armen-

Um letzte Beichte ihm ins Ohr zu flüftern . . ,

185

## Die Ranizau und die Pogwifch Detlev v. Liliencron

Ihr wißt es alle . . . lind gefenkten Hauptes  
Steht an der Gruft des großen Schauenburgers  
Das ganze Land und weint um feinen Tod.

(:Kleine\_Paufe)

Wir aberf wenn die fchwere Marmortruhe  
Begrüßung feiert mit den Ahnenfärgen-  
Wir haben rafch und kurz uns zu entfäfließenz  
Ob wir Ehrifian von Dänemark uns wählen-  
Ob Otto wir von Säfauenburg befimmen.  
Das treue Holfienvolk . . .

Henning Pogwifch

(fchnell)

Und Schleswig bleibt?

S ch a ck R a n t z o w:

Das eben ifi'f! Wird Otto Landesherr!  
Verweigert über Schleswig die Belehnung  
Ihm König Ehriftian- und aufs neue wird  
.Holftein getrennt vom Bruderzweige Schleswig.  
Fünfter Auftritt.

(Der Page ift wieder auf der Höhe erfchienen, fiegt abwärts und  
bleibt auf der Mitte des Weges fiehen.)

K a i T h i e n e n

(zu Schacl Ranßow)

Der Page Iven Reventlow fieht oben.

(Sch-1c! Nanßow hebt den rechten Arm.)

D e r P a g e

(immer die helle lufige Knabenfimme)

Graf Geert von Oldenburgj des Königs Bruderj

Gab mir den Auftrag, die fehr edlen .Herren

Um einen Augenblick Gehör zu bitten.

S ch a ck R a n t z o w

(ärgerlich)

Ihr hörtet's! Hab ich's nicht befimmt gefagt:

Der Adel Holfieins wünfcht für fich zu fein!

(Der Page ab.)

186

## Detlev v. Liliencron: Die Rantzau und die Pogwifch

Henning Pogwifch:

Des Königs Bruder. Rantzow!

Schack Rantzow:

Den er haßt!

Nie fah ich fo. wie giftgefchwollne Säjäwäne.

Die um ein Weibchen auf die Hälfte fchlagen.

Zwei Brüder wütend aufeinander ftoßen.

(fehr ruhig werdend)

Und kurz und gut: des Königs Majefiät.

Wenn wir zum Grafen ihn von Holfein wählen.

Läßt ungeteilt Schleswig und Holstein . . .

Henning Pogwifch:

Rantzow!

Schack Rantzow:

Und wählen wir den Schauenburger Otto.

(fpöttlich)

Der. nur entfernt verwandt. in Pinneberg

Am Hungertuche nagt mit fieben Söhnen .

Henning Pogwifch

(auffahrend)

Willft du dem Dänen unfer Land ausliefern?

(raläl)

Darum: dreihundert Jahr hat Holfein fich.

Mit feinen Schauenburgern an der Spitze.

Gewehrt mit letztem Zahn der Dänenherrfchaft.

Und nun foll Ehrftian? . . . Will das der Adel? . . .

(zu Schack Rantzow gewandt)

Und du. der noch im letzten langen Kriege

Uns führtest und die Dänenbuben triebft.

Ein Eherub mit dem Flammenfchwert. du willft . . .

Sechfier Auftritt.

(Der Page ifi wieder auf der Höhe erfchienen. fiegt abwärts und bleibt auf der Mitte des Weges ftehen.)

Kai Thienen

(zu Schack Rantzow)

:87

## Die Rantzau und die Pogwifcl) Detlev v. Liliencron

Der Page Iven Reventlow fteht oben.

(Scharf Ranßow hebt den rechten Arm.)

D e r P a g e:

Des Herzogs Kämmerer. Iofias Qualen.

(Der Page ab.)

Siebenter Auftritt.

(Es ericheint auf der Höhe der Ritter Jofias Qualen im Pelz.  
mit Schwert. Et fieigt langfam hinab; noch ehe er die Bühne  
erreicht. mit ausgebreiteten Armen- in ernfiem, nicht weiner-  
lithem Ton.)

Iofias Qualen:

Bedecit mit fchwarzem Tuch Schwertknauf und Schärpe.

Und hört der Glocken abfchiedöde Klänge

Von Turm zu Turm die trägen Flügel jehlagen:

Der Graf von Holftein. Adolf. Schleswigs Herzog.

Ift heut an meinem Herzen fanft entfchlafen . . .

(Die Ritter. die fich Joiias Qualen entgegengedrängt\*haben, \_gM

Zeichen der Befiürzung und großer Trauer. - Die'lfolgenden  
vier Vet-fe initffen wie im Durcheinander gefprochen werden.)

Wulff Wohnsfleth:

Der Herzog tot. fagft du? . . .

K a i T h i e n e n:

Unglaublich ift's.

Und doch find wir verfammelt ja . . .

.Henning Pogwifth

(bitter)

Zur Wahl,

S e h a > O i a n ß o w:

O fprich. wie ging er heim. gib uns Bericht.

Wie ftarb der letzte große Schauenburger?

Iofias Qualen:

Um Mitternacht entließ den Priefier er.

Ich blieb alleine mit dem gnädigen Herrn.

In meinen Armen lag er "till und friedvoll.

(wie in di'lfierer Erinnerung)

Der Wind durchfirich die Pappeln vor den Fenftern,

:88

Detlev v. Liliencron: Die Ran-zau und die Pogwifch  
 Und einfam klang der Stundenrufer Stimme.  
 Am Schallbrett ihrer Keulen dumpfes Dröhnen.  
 Nichts regte sich. die Diener fchließen längft.  
 Nur aus der Nebenkammer. einförmig.  
 Ertönte murmelnd das Gebet der Mönche.  
 (Kleine Paufe)  
 Da rief ein Käuzchen aus den Gartenbäumen.  
 Und um des Herzogs Lippen glitt ein Lächeln;  
 Ihr wißt. wie er von je das Tieräfen liebte.  
 (Kleine Panfe)  
 Dann fiel"s mir auf: Die Wangen fanken ein.  
 Das Kinn ward fpilz . . . Erfchrocken bog ich mich  
 Auf ihn hinab: ..Gib Kunde. großer Herzog.  
 Wer foll in Schleswig-Holftein folgen? Otto  
 Von Pinneberg. aus deiner Väter Stamm?“  
 Und ängfilich horcht ich . . . doch ein Jucken nur  
 Um feinen Mund verriet. daß er verfkanden.  
 Und jenes Zucken war's. wir kannten's alle.  
 Wenn er gutmütig über jemand fcherzte.  
 Den er als harmlos Menfchenkind durchfchaut.  
 (Paule)  
 Dann war's. als ob er fähe fchon des Todes  
 Schneefeld. das kahle. flache. fchweigende.  
 Ganz unermeflich vor fich ausgebreitet.  
 Und nieder bog ich mich zu ihm von neuem:  
 ..Dein Neffe. König Ehriftian von Dänemark.  
 Dein Liebling. dein Verzug? . . .“ und einmal noch  
 Schlag er die großen. lieben Augen auf.  
 Und feufzte tief . . . und ifi zu Gott gegangen.  
 (Schweigen. Paufe)  
 Und das Geheimnis nahm er mit hinüber,  
 S c h a c k R a n ß o w:  
 Vollzählig find wir alle beim Begräbnis.  
 (zu Jofias Qualen. rafch)  
 Haft eilig Boten du dem Könige . . .  
 189

## Die Ranczau und die Pogwifcl) Detlev v. Liliencron

Henning Pogwifch

(fich überfürzend)

Dem Grafen Otto auch nach Pinneberg

Gefandt?

Iofias Qualen

(kühl)

Ich tat. was meines Amtes war.

S a, a ck R a n tz o w

(ip-BMW)

Dem Grafen Otto . . . ah . . . er kommt . . . gewiß . . .

Wenn's nicht zu kalt fiir ihn . . . er hat den Säjnupfen.

Henning Pogwifch:

Den Grafen,, bitt ich, laßt in Frieden, Ranßow.

S ch a ck R a n ß o w

(bochmütig)

Den mag ich nicht zum Herrn. den will ich nicht.

Von einem Kleinfädter will ich mich nicht

Regieren laffen . . .

Henning Pogwifch:

Mäßige dich7 ich bitte.

S ch a ck R a n h o w:

Gib ihm ein Schweinchen in den Stall. zwei Kühe.

Die auf der Weide tafiend er befühltj

Und wenn fie täglich fett und fetter werden.

So hat er feine Freude dran.

Henning Pogwifch:

Genug.

S ch a ck R a n ß o w:

Und mehr Gehirn als das des kleinen Spaßen.

Der fich auf feinem Dach die Federn putzt.

Hat nicht Graf Otto . . .

.Henning Pogwifch

(fehr erregt)

Bei Sankt Jürgen. Ranlzow!

Ich halte zitternd Ruhe . . . fprich nicht weiter . . .



## Detlev v. Liliencron: Die Ran-zau und die Pogwifch

Iofias Qualen:

Bei Ehrifti Wunden! Heiligt heut den Tag.  
Entweiht ihn nicht! Die Leiche liegt noch oben.

S c h a > R a n ß o w:

Wenn in Sankt Lorenz wir fie beigefetzt-  
Soll gleich darauf der Adel fich verfammeln,  
Und unverzüglich muß die Wahl gefchehn.

(lautf jedes Wort für fiäz)

Ich wähle König Chriftian zum Grafen!

Henning Pogwifch

(feurig)

Den Grafen Otto ich!

S c h a c k R a n ß o w:

Her zu mir- die für

Den König find zum Herrn von Schleswig-Holftein.

Henning Pogwifch:

Und her zu mir, die für den Grafen Otto!

(Es entfieht eine heftige Bewegung.)

Achter Auftritt.

(Während diefer erfcheint auf der Höhe der Page und bleibt  
wieder auf halbem Wege ftehen.)

K a i T h i e n e n

(zu Schack Ranßow)

Der Page Iven Reventlow fieht oben.

(Schack Ranßow hebt den rechten Arm. Alles fchweigt,)

D e r P a g e:

Des Königs Ratf der Ritter von Numohr.

(Der Page ab.)

Neunter Auftritt.

(Auf der'Höhe erfcheint der Ritter Luder Rumohr im Pelze-  
mit Schwert. Er fiegt langfam bergab.)

Lüder Rumohr:

(mit heiterer Stirn; llug- ruhig, geiftig hochflehend)

Auf Pfeilfußweite hört ich euern Zankt

:9:

## Die Ranizau und die Pogwifch Detlev v. Liliencron

Und glaubte fehl zu reiten. wähnt ich doch  
Um eine Dirne Streit bei Knecht und Knappen.  
(Die Ritter find ihm entgegengekommen.)

Iofias Qualen:

Du? Lüder? Daß ein Engel dich gefandt!  
Verhindre. wenn dir möglich. daß wir nicht  
Uns trennen hier zur Rechten und zur Linken.

LüderRumohr

(den alle gewiffermaßen ehrerbietig anhören. Schack,Ranßow' \_\*“und  
Henning Pogwifch fiehen getrennt. Beide finfier. troßig).

Noch liegt des Herzogs Leiche nicht im Sarge.

Noch ifi der Maurer am Gewölbe nicht.

Daß er die Decke fprenge für den Müden.

Der feinen Vätern fich gefallen will -

Und fchon zerzt ihr an feinem Hermelin.

Um weffen Schultern ihr ihn legen wollt.

(Kleine Paufe)

Elf Jahre finds. daß ich dem König diene.

Von Adolf ihm. durch den er König ward.

Empfohlen. Und ich dien ihm wahrlich gern.

Ehrifiian hat einen großen. weiten Blick.

Er würde Schleswig nicht von Holftein trennen,

Otto von Pinneberg. der Schauenburger.

(mit feinem Spott)

Gewiß ein Biedermann. ein wackrer Herr.

Hat Recht auf Holftein. doch auf Schleswig nicht.

Henning Pogwifch

(unter den Augenlidern nach Leider Rumohr fchielend)

Wie viel ift König Ehriftian dir fchuldig?

Lüder Rumohr

(ruhig bleibend)

Bei Gottes Glanz! Wärft du nicht Henning Pogwifch.

Und kennt ich nicht dein treues Polterherz.

Dir. bei der heiligen Jungfrau. gäb ich Antwort.

Daß. taumelnd. du die Sterne tanzen fäheft!

## Detlev v. Liliencron: Die Ranzau und die Pogwifch

Henning Pogwifch:

Rumohr! . . . Mein heißig Blut . . . du mußt es wiffen.

In weläjem Sinne ich die Worte warf.

L ü d e r R u m o h r

(mit heiterer Stirn)

Heut find wir unter uns und ich kann fprechen:

Wem fchuldet nicht von uns der König Geld?

K a i T h i e n e n:

Die bodenlofe Tafche nennt man ihn.

L ü d e r R u m o h r

(ohne auf Eajus Thienen gehört zu haben)

Und wenn's fo ift. wer wäre unter uns.

Der ihm d e s w e g e n feine Stimme gäbe!

(mit feinem. liebenswürdigem Spott)

Des Königs ewige Geldnot . . . nun . . . nicht jeder wird

Geboren mit dem feinen Sinn des Rechnens.

(warm)

Sein Herz kann keinem Bittenden verfagen.

Wenn er verfchwendet. ift es nicht für fich.

Und wir in feinem Rat. wir finden fchon

Die Wege. daß die Stauung fich verläuft.

Detlev Buchwaldt:

Dann bitt ich. wenn die Sehleufen aufgezogen.

Mir die fechstaufend lübfche Mark zu fenden.

Lüder Rumohr:

Im denke. bei dem Worte Lübeck. Detlev . . .

Detlev Buchwaldt:

Ach was. ich mein's nicht fo . . .

Lüder Rumohr:

Des Königs Größe . . .

S c h a c k R a n 8 o w

- (ich-lewis. filme")

Ich danke dir. Rumohr. für deine Worte . . .

13 L93

Nicht bin ich Freund des langen Hin und Her-  
(die einzelnen Worte wie gehackt)  
Und hier mein Schwertj um Kreuz und Knopf die Fanfi,  
Reiß ich heraus für Holfieins neuen Grafen,  
Fiir Säfleswigs Herzog: König Ehriftian!  
(Er zieht.)  
Henning Pogwifch  
Iofias  
(zieht ebenfalls; heißig)  
Und ich für Ottoj Grafen Schauenburgl . . .  
Und wüßt ich. daß ich nachts von fern als Bettler  
Im Tannforfi meine Schlöffel lodernd fähe.  
Und hörte. wie durch praffelndes Gebälk  
Der Notfchrei meines Weibes gellend klingt?  
Und wüßt ich das im vorausj niemals würd' es  
Mich abhaltenj für Otto einzufiehn.  
Q u a l e n  
(dazwifchen tretend)  
Hört auf! Hört auf! Laßt eure nackten Schwerter  
Nicht mehr das Licht der Sonne fehn! Steckt ein!  
Wenn wir nicht einig werden könnenj laßt  
Das Reich entfcheiden und den deutfchen König.  
WulffWohnsfleth:  
Den deutfchen König? Und das heilige Reich?  
Weiß wohl das Reich kennt wohl der Kaifer felbft,  
Daß Deutche wir? Wann hat d e r je geholfen?  
Wir fiehn allein feit hundert von Jahrenj  
Der Dänen Einmarfch fchwertblank zu verlegen.  
Schack Ranßow:  
Wulff Wohnsfleth geht mit uns?  
WulffWohnsfleth.  
(trocken)  
Das weiß ich nicht-  
Erft will ich mein Gebet am Grabe fprerhen.  
(vollfiändig wie abwefendz mit auf einen Punkt gerichteten Zuge.)  
- - - Eine gelbe Rofe will ich

\_Detlev v. Liliencron: Die Rantzau und die Pogwifa)

Auf feinen fchwarzen Marmorfarg hinlegen.  
Und wenn die Morgenröte durch die Scheiben  
An Sarg und Roße Lebensgrüße fendet.  
Will ich am Pfeiler fieh'n und fie betrachten.  
Und über die Vergänglichkeit nachfinnen!  
(Kleine Pauze)  
Des Lebensgottes fcharf gefchwungne Peitfche  
Treibt unbarmherzig uns und mitleidlos  
Von Ort zu Ort. bis in der Gruft wir endlich  
Mit vielen. vielen Wunden Ruhe finden.  
(Er bleibt. ftarrend. rnit etwas geöffnetem Munde. fiehen. bis er  
wie aus einem Traum erwacht.)  
K a i T h i e n e n:  
Wulff Wohnsfleth fabelt.  
Detlev Buchwaldt  
(für fich)  
Wie gewöhnlich. wieder  
Törichtes. dummes Zeug . . .  
Henning Pogwifch:  
Ranßow. einmal noch . . .  
S c h a c k R a n ß o w:  
Als Antwort ftoß ich wild ins Horn. es töne  
Wie Braufen des Gerichts für König Ehriftian.  
Henning Pogwifch:  
Nun denn. zur Teilung! Hier für Schaumburg!  
S c h a c k R a n ß o w:  
Und hier für Oldenburg! Ehrifiern. er lebe!  
Detlev Buchwaldt:  
Ich bin für Schauenburg. denk ich des Grafen.  
Mit dem ich manchen ftolzen Ritt gemacht.  
(Er geht zu Henning Pogwifch. Der Adel teilt fich nun fo. daß  
die Hälfte zu Henning Pogwifch. die Hälfte z Schack Ranßow  
geht. und fich hinter diefen aufstellt. Wulff Wohnsfleth bleibt in  
der Mitte und entfernt fich dann langfam. in Gedanken. nach  
links. Ranßow und Pogwifch haben die Schwerter in die Schei-  
den gefieckt.)  
13\* L95

## Die Ranizau und die Pogwifch Detlev v. Liliencron

Schack Ranßow:

(wie-zählend. indem er sich umfieht)

Bei mir die Reventlow. die Wittorp. Ratlow.

Die Gadendorp und Ahlefeldt. Rumohr.

.Henning Pogwifch:

Bei mir die Qualen. Brockdorff. Thienen. Buchwaldt.

Die Blome. von der Wifch und Damme . .

Zehnter Auftritt.

(Auf der Höhe erfäjeint der Page Iren ReventlowZund eilt den Berg hinab auf die Bühne zwifchen die beiden Parteien. fo daß er genau in der Mitte sich abhebt. Gleich hinter ihm erfcheint auf der Höhe Erich Krummendieck im härenen Gewande; der Mufchelhut hängt an der Seite, In der Rechten hält er einen Pilgerftock, Bart und Haare. [akenweiß. hängen (lang herab. Zwei Pagen haben ihn untergefaßt und helfen ihm. Sie kommen fehr langfam den Berg [Weg] hinab. Während deffen)]

Der Page:

(nachdem er sich zuerft vor Scheck Ranßow und dann vor der Ritterfchaft verbeugt hat. mit klingender Knabenftimme)

Nie fah fo alten Mann ich noch im Leben

(sich umfchauend zum ege)

Wie jenen Mönch mit Mufchelhut und Stab.

Er wollt zu euä. ..Gib deinen Namen erft."

Sagt ich ihm ehrerbietig. Doch er fchwieg . . .

(Kleine Paufe)

Auf einen Feldftein fest er sich; wir Pagen

Umftehn ihn neugierig und fchaun ihn an.

..Ich bin der Winter. ihr feid Frühlingsblumen."

So fprach er endlich. mit dem Kopfe nic-tend.

Und dann nach einer Weile: ..Unten find

Von meinem Stand und Stamme fie verfammelt."

Dann ftand er auf und ftüßte sich auf uns.

Und Reden führend. die wir nicht verftanden.

Schritt weiter er und weiter immer vor.

Bis auf die Höhe dort . .

(Erich .Krummendieck ifi unten angekommen. Er bleibt fiehen und fieht von unten. mit gefenkten Augen. die Verfammlung an.

:96

Detlev v. Liliencron: Die Rantzau und die Pogwifcl)

rechts und links von den Pagen gefiißt. Alle umdrängen ihn.  
doch fo. daß er alsxEinzelperfon. in der Mitte. vom Zufchauer  
gefehen werden kann)

Erich Krummendieck:

Vom heiligen Grabe bin ich hergepilgert.

Und meiner Sünden fprach der Papfi mich los.

J u Rom wollt ich den letzten Seufzer tun.

(langfamer)

Doch fchlug der Hammer meines Herzens fort.

Als wollte er niemals dieses Leben fprengen.

(Kleine Paufe)

Noch einmal trieb es mich mit tiefer Sehnfucht:

Raufchend den eigenen Schritt durch Herbfieslaub

In meinem fiillen Heimatswald zu hören . . .

(mit tiefgefenktem Haupt)

Und euch zu fehn. von euch Verzeihung mir .

Henning Pogwifch:

Wer bifi du. fprich, Spann uns nicht auf die Folter.

Erich Krummendieck:

Ihr kennt mich . . . Ich bin . . . Erich Krummendieck . . . ,

(Große Bewegung. Alles entfetzt aus feiner Nähe.)

S c h a c k R a n ß o w:

Du? . . . Der Verräter Erich Krummendieck?

(mit fchneidender Stimme zu den Pagen)

Hinweg von ihm. fonft wird der fchwarze Ausfaß

Am Himmelstore felbfi nicht euch entlafien.

Henning Pogwifch

(befchwichtigend)

Sein Alter. Ranßow.

S c h a c k R a n ß o w:

Den Verräter fchiißt

Kein Alter je. und wär es taufend Jahre!

Schon mit der Königin Margareth hat er

Sein Schwert in edelm Holftenblut gebadet.

([eife. verächtlich)

197

Y Ranzau und die Pogwifch Detlev v. Liliencron  
Der fchwarzenf feurigen Semiramis  
Ein Lufigenoß - fein Vaterland vergeffend.  
(edel)  
Zuerfi die Heimat, dann die Herzensdame , . .  
(laut) herrifch)  
Zurück von ihm! Als Adelsmarfehall will ichs.  
Gehorcht! und wenn es aua) das letzte Mal ift.  
(Scharf Ranßow mit [einer Partei und den Pagen rechts ab;  
nach links Henning Pogwifch mit feiner Partei. Erich Krum-  
mendietk7 an einem Baum niedergefunken, bleibt allein auf der  
Bühne einige Sekunden lang.)  
Elfter Auftritt.  
(Auf der Höhe erfcheint in ftrahlender Nufiung Graf Geert von  
Oldenburg. Cr bleibt oben ftehen.)  
Graf Geert von Oldenburg:  
(drohend mit der Fauft nach unten zeigend)  
„Der Adel Holfteins wüñftht für fich zu fein" . . .  
Hochmütig Narrenvolk. Mit euern Pferden  
Spaun ich euch in den Pflug und fchwing die Peitfche,  
Biniaferfk Herr. . .  
(tut klirrend einige Schritte hinab; fiehen bleibend)  
Dem alten Dummkopf Otto  
Hang Schellen ich um feine Schlotterfchultern.  
Und laß ihn tanzen wie den zahmen Bären.  
(Kleine Paufe)  
Und meinen vielgeliebten Bruder Chriifiian.  
(wild)  
Ihn würg ich. fei's auf feinem Throne felbft.  
(finfiek)  
Ift ihm nicht Dänemark zuteil geworden.  
Als fchenkt ihm einer ein Stück Roggenbrot.  
Und nun möcht' er noch Schleswig-Holfiein haben.  
Sind wir nicht einer Mutter Söhne beide?  
(Cr fthreitet klirrend ganz hinab; unten gewahrt er den wie tot  
' daliegenden ene, Krummendietk)



## Detlev v4Liliencron: Die Ranßau und die Pogwifch

Ein Mönch. der hier im Walde eingefchlafen?

(Er betrachtet ihn genauer)

So dācht ich wohl als Kind mir Abraham.

Wenn er mit langem Bart zum Opfer fcheeitet.

(Erl-rührt ihn an)

Steh auf ! Sonft wird der Frofi dich knicken. Alter.

(Erich Krummendieck erwacht. fieht ihn entfeßt an.)

Erich Krummendieck:

Bifi du Sanct Michael. der Erzengel?

(Kleine Paufe)

Mit deinem Eifenfuße tritt mich tot.

Graf Geert von Oldenburg:

Du wunder-licher Abraham. wer bifi du?

Erich Krummendieck:

Tritt mich mit deinem Eifenfuße tot.

Graf Geert von Oldenburg:

Dir helfen will ich. armer alter Mönch.

Hier in der Näh erblick ich eine Kate:

Die guten Leute hol ich her zu dir.

Daß wir dich auf die Lagerftätte tragen.

Erich Krummendieck:

Gib deinen Segen mir. Sanct Michael. r

Der Tod krallt feine Finger mir ins Herz.

(flehentlich)

Gib deinen Segen mir. Sanct Michael.

(wieder zusammenbrechend.)

Graf Geert von Oldenburg

(für li-h)

Ein armer Toller . . .

(laut)

Gottes Segen. Greis.

(Cr fegnet ihn)

Nun aber fuch\* ich Menfchen . .

L99

Die Raul-.au und die Pogwifch Detlev v. Liliencron;

Erich Krummendieck:

Laß mich fterben . . .

Alleine . . . will ich . . . fierben. ohne . . . Menfchen . . .

Graf Geert von Oldenburg:

Wie heißt du?

Erich Krummendieck:

Frag mich nicht . . . Aus diefem Lande . . .

Vom Adel Holfieins bin ich . . . laß . . . mich . . .

fchlafen . .

(Er fiirbt.)

Graf Geert von Oldenburg:

(im links abgehen)

„Der Adel Holfteins wünfcht für fich zu fein.“

Zwölfter Auftritt.

(Von rechts erfcheint Heyno mit dem Bogen. in zerriffener Kleidung. Der-rechteZArm ifi verbunden. Graf Geert. fafi an der linken Kuliffe angekommen. wendet fich rafch zu ihm. ans Schwert faffend.)f

Heyno mit dem Bogen\*

(mit ungefchickter Verbeugung)

Halt. gnädiger Herr. verzeih. ich hörte dich.

Was nur der alte Mönch vielleicht verftanden.

(ihn von der Seite anfchauend)

Nimm mich in deine Dienfte. gnädiger Herr.

Graf Geert von Oldenburg'

(verwundert)

Wer bifi du. frecher Menfch. wo kommfi du her?

Heyno mit dem Bogen:

Man nennt mich Heyno mit dem Bogen. Herr.

Auf jenem kraufen Eichenbaume faß ich. \*

(er zeigt rückwärts reäzts in die Kuliffe)

Und wartete auf meinen lieben Junker.

Und kauerte zufammen wie die Wildkaß.

Die fich vom Aft zum Sprünge fertig macht.

200

## Detlev v. Liliencron: Die Ranizau und die Pogwifxh

Und lauerte auf meinen lieben Junker.  
Ihm wollt ich, wie dem Hafen, an die Gurgel.  
Wenn zur Verfammlung er gekommen wäre.  
Graf Geert von Oldenburg:  
Das hätt dir nichts genußt, denn viele waren's.  
Doch was trieb dich zu folcher Raferei?  
Heyno mit dem Bogen:  
Feldvogt bin ich, und fchlug nicht die Leibeignen.  
Wie mir's befohlen war von meinem Junker.  
Und in den Block dafiir ward ich gefpannt.  
Drei Tage, bis mir fait der Rücken fprang.  
Graf Geert von Oldenburg:  
Und dann?  
Heyno mit dem Bogen  
(wild)  
Bin ich entflohen in die Wälder.  
Von Bluthunden verfolgt; hier, fieh's am Arm.  
GrafGeertvon Oldenburg -  
(ihn unterbrechend)  
Was willfi du, Heyne, nun?  
Heyno mit dem Bogen  
(ihn mißtraufich von der Seite anfchauend)  
Die Herren morden.  
Den roten Hahn auf ihre Schlöfier feßen.  
Graf Geert von Oldenburg:  
Doch du alleine nicht?  
Heyno mit dein Bogen:  
Nein, mit den Bauern.  
Ich reiz fie auf, ich fiachle fie, und fchiire.  
Bis lichterloh . . .  
Graf Geert von Oldenburg:  
Halt! Haft du's nicht gehört  
Von deinem Baume dort, wie fie fich zankten?  
Das Morden und das Brennen werden wohl

## Die Ranizau und die Pogwifch Detlev v. Liliencron

Sie felbft befragen. diefe Herren von Holfiein.

(Kleine Paule)

Ich nehme dich in meine Dienfte. Heyne.

Wir fprechen's näher ab im Weitergehn.

(wollen links ab.)

Heyne mit dem Bogen

(indem er [ich zu Erich Krummendieck niederbeugt)

Der alte Mönch ij tot!

Graf Geert von Oldenburg:

Er fchlaf in Frieden.

(Spbttifch. im Verfchwinden in der Kuliffe)

He. Heyno. komm! Wir zählen hier nicht mit;

..Der Adel Holfteins wünfcht allein

zu fe i n".

i' 'K

Die junge. zielklare Direktion des Friedriä) Wilhelmfiädtifthen

Schaufpielhaufes in Berlin hat das Richtige erkannt: Ein Dichter wie

Detlev von Liliencron, der uns fo viel Starkes. Gefundes und .Helles

fchenkte. hat ein Recht. auch mit feiner dramatifchen Produktion zu

Worte zu kommen.

Wir freuen uns. den -erfien Akt diefer vor Jahren entftandenen Dich-

tung unfern Lefern zuerft bieten zu können.

Die Redaktion.

Ludwig Stein:

Die neuromantische Bewegung unserer

Tage.

„Klaffizismus und Romantik lösen einander in ewigem Rhythmus ab.

Wie alle Bewegung in der Natur nach Spencer und Dühring in einem

firengen Rhythmus verläuft. fo pendeln auch die Kulturbewegungen aller

Zeiten zwifchen verftandesgemäß-philofophifcher und gefühlsmäßig-theo-

(ogifcher Begreifung der Welt. zwifchen Rationalismus und Myftik.

zwifchen Klaffizismus und Romantik hin und her. Es ebbt und flntet mit

firenger Periodizität in den geiftesgefchiaztlichen Erfcheinungen ebenfo wie

im Bewegungsrhythmus am Meeresflrand. Hat fich eine mächtige Ver-

ftandeswelle über ein ganzes Gefchlecht innerhalb eines führenden Kultur-

fyfiems mit zermalmender Wucht ergoffen. fo flaut fie nach erreichtem

Höhepunkt merklich ab und ebbt zurück. um einer fie überflutenden Gefühle-

welle Plaß zu machen.

Die Gegenfäße von klaffifch und romantifch empfangen. wie Oskar

F. Walzel gezeigt hat. bei Schiller die formelhafte Gegenüberftellung von

naiv und fentimental. bei Goethe die von gefund und krank. bei Friedrich

Schlegel die von objektiv und intereffant. bei Niehfche endlich die von

apollinifch und dionyfifch (wie wir hinzufügen). Wir möäzten diefem

Urgegenfatz die Faffung geben: Konträrverhältnis von Ruhe und Bewe-

gung oder von Sein und Werden (Eleatik und Heraklitik). Es heißt die

romantifche Bewegung gründlich vorbei verliehen. wenn man fie mit der

herkömmlichen Etikettierung: „Einfeitige Überhebung des Gefühlslebens.

befonders der Phantafie“. oder gar als überreizte „Phantomenjagd“ ver-

ächtlich abtut. Die Romantik ift eben nicht Ausfluß einer perfönlichen

Kaprice diefes oder jenes Romantikers oder gar müßige Spielerei einer

dialektifchen Schäferfiunde. fondern der notwendige Ausdruck einer tief-

gehenden Lebensftimmung. Die Romantik bekämpfen heißt alfo nicht. fie

herabfeß'en. fondern fie analyfieren. auf ihre verborgenen pfychologifihen

Beweggründe zurü>führen.

Der buchhändlerifche Freund und Befchülzer der Romantik. Eugen

Diederichs in Jena. hat alles daran gefeßt. jener Neuromantik die Wege

203

## Die neuromantische Bewegung b Ludwig Stein

zu ebenen. deren Grundtendenzen Ludwig Eoellen („Neuromantik“. Jena. Diederichs. 1906) in einer Sammlung früher erfchienener Effays bloßgelegt hat. Meine grundfäßliche Gegnerfchaft hindert mich nicht. fondern nötigt mich geradezu. der neuromantifchen Bewegung unferer Tage ernfiehte Aufmerkfamkeit zu widmen und ihre bemerkenswerteften Hervorbringungen. wie die beiden Werke von Ricarda Huch: „Blütezeit der Romantik“ (zweite Auflage) und „Ausbreitung und Verfall der Romantik“. fowie das Werk Karl Ioöls: „Nießfche und die Romantik“. ebenfo achtfam wie bedachtfam zu verfolgen.

Eine Ablehnung der romantifchen Richtung in der Philofophie bedeutet noch lange nicht den romantifchen Geifi in Baufch und Bogen verurteilen. alfo jene Gefühls motive und Denkantriebe. die im oben aufgezeigten Rhythmus immer wieder zur romantifchen Lebensftimmung drängen. in Acht und Bann tun. Nur dann kann man fich vielmehr gegen die unausbleiblichen Gefühlswallungen des Romantizismus mit Erfolg wehren. wenn man ihn bis in feine tiefften pfychologifchen Veränderungen und Veräfelungen verfolgt. Für die Romantiker ifi nun von jeher alle Poefie nur eine Philofophie des Herzens. wie alle Philofophie nur eine Poefie des Kopfes ifi.

Für die Romantiker ift die einzelne Perfönlichkeit das Um und Auf, der Ausgangs- und Endpunkt alles Denkens. kurz. mit Friedrich Schlegel zu fprechen: das Zentrum. Darum ifc denn auch die Zentrumslehre Friedrich Schlegels. wie Marie Joachimi in ihrem Buch „Die Weltanfchauung der Romantik“ (Jena. Verlag von Eugen Diederichs) vortrefflich gezeigt hat. das dialektifche Rückgrat alles romantifchen Philofophierens. Der Geniekultus. die „blaue Blume“. die alles überfchattende und überfrahrende „Ichheit“ - fie münden in jene Zentrumslehre Friedrich Schlegels. des eigentlichen Philofophen der Romantik. deffen äfthetifäjoptimifiifcher Univerfalismus auf keinen Geringeren als auf Kepler hindeutet. worauf ich Marie Joachimi hinweisen möchte.

Klaffiker und Romantiker löfen aber einander nicht bloß im ftrengen gefchichtli>7en Rhythmus ab. wie wir gezeigt haben. fondern in einer und derfelben Perfönlichkeit wohnen häufig genug zwei Seelen. Die Verfiandesfeite treibt zur Ruhe der Klaffizität. während die Gefühls- oder Gemüts-hälfte nach Romantik leäjzt. Bald herrfiht die „Ordnungsbefie“. bald der „Rebell“ in ihm vorz bald fühlt fich der Menfch in feiner unaufhebbaren Gedoppeltheit als Gattung. dann denkt er klaffifch. bald als Individuum. dann fühlt er romantifaj.

Ludwig Stein: Die neuromantische Bewegung  
überträgt man diesen unaufhörlichen Kampf in der Menschenbrust  
von der einzelnen Persönlichkeit auf ganze Generationen oder auf herr-  
schende religiöse und philosophische Strömungen. So tritt uns das gleiche  
Bild der Doppeltätigkeit und Zweifeltätigkeit entgegen: auf Aktion folgt  
regelmäßig Reaktion. auf Revolution Contrerevolution. auf Reformation  
Refikation. Was beim einzelnen Individuum Stimmung ist. das heißt  
bei einer politischen oder religiösen Bewegung: Tendenz. Nichts ist  
falscher. sagt Wilhelm Dilthey („Das Erlebnis und die Dichtung". 1906.  
S. 223). als die Annahme. man habe es in der Romantik mit einer ein-  
zelnen Richtung zu tun. Es ist vielmehr die Tendenz einer ganzen Ge-  
neration. welche in den Neunzigerjahren heraustrat und von 1790 bis  
1800 jene entscheidende Lebensperiode durchmachte. welche zwischen dem  
zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahre liegt. Die Elemente intellektueller  
Kultur. die damals aus der früheren Generation vorlagen. waren in  
erster Linie die Poesie von Goethe und Schiller. die philosophische Revo-  
lution. in der Kant. Jacobi. Fichte und Schiller hervorgetreten waren.  
endlich die gewaltige Bewegung und Gärung in den Naturwissenschaften.  
So mannigfach die Ausgangspunkte von Fr. Schlegel. Hardenberg. Tieck.  
A. W. Schlegel auch waren. so bilden sie doch ein „Schuß- und Truh-  
bündnis" - eine Schule. Wie konnte nur. so fragt Dilthey weiter. auf  
die Dichtung Goethes und Schillers dieser jähe Abfuh. diese ganz hetero-  
gene Entwicklung. diese fehlerhafte Herrschaft der Subjektivität. der  
Phantasie. der Hingabe an die Natur. ja fehlerhafte Willkür folgen?  
Wir antworten: Abgeklärtheit und Leidenschaftlichkeit. Ruhe und Bewe-  
gung. Klassizismus und Romantik. lösen einander in zyklischen Schwin-  
gungen periodisch ab.

Das Unterirdische-Dionysische in der Menschennatur rebelliert mit  
der unüberwindlichen Gewalt der Instinkte gegen das oberflächliche  
Apollinische. Nicht der Lorbeer als Siegespreis. sondern Ringen und  
Töten als Selbstzweck heißt jetzt die Parole. Ausruhen wie ein emeriti-  
er Schulmeister. mag das Ideal der Klassik sein; aber die Romantiker  
reizen nicht das Ziel: der Friede. sondern der Weg: der Kampf. Das  
Brodelnde. Gärende. Chaotische. die Unruhe im Kampfe aller gegen alle.  
kurz das bewegliche Gleichgewicht in der Gesellschaft mit ihren kulturellen  
Werten. gewährt ihnen eine geradezu athletische Freude. Die Romantiker  
jonglieren mit Gefühlen und balancieren mit Stimmungen. Fragmen-  
tär ist alle Romantik. sagt Karl Joel. weil sie Unendlichkeitsdrang ist.  
und das heißt geistige Leidenschaft. Unendliches läßt sich nicht ausdrücken.

nur andeuten. und das Fragment gehört darum gerade zur Form der Romantik wie das Symbol. Die Romantiker find die geborenen Bildungsaristokraten. welche ihr egozentrisches Ich. den heiligen Genius. das übermenschliche Genie dem platten Werktagsmenschen. dem „Bildungsphilister“. wie ihn lange vor Nießche Tieck bereits verhöhnte. troßig entgegenfeßen. Und so fieht denn Joel in der Romantik einen allmenschlichen Typus. eine gewaltige. immer wiederkehrende Geistesmacht. den notwendigen Keim alles Großen und Guten. Die Romantik. die gefiern noch so nächtlich fchien. wie eine Fledermaus in fehlafenden Ruinen. erfcheint Ioöl ein glänzender Vogel. der uns mit jugendlichem Flügelfchlag umfajwirrt. Es gilt jetzt. diesen Edelfalken zu zähmen. Es wird sich ergeben. so fchließt Ioöl fein merkwürdiges Bua). daß Romantik kein bloßer Gegenfaß zur Klafik ift. fondern ihre Vorausfeßung. daß Romantik der Raufch der Jugend ift. über den sich die Klaffik erhebt. als die Reife. und es wird sich ergeben. daß wir die Romantik durchleben müffen. um reif zu werden.

Das geckenhafte Kokettieren mit dem Übermenschentum macht so wenig zum Romantiker. wie das bloße Auffetzen eines Zylinders zum Gentleman oder das Anheften eines Kotillonordens zum wirklichen Ritter ftempelt. Treffend führt daher Joöl (Seite 356) aus: Das bloße Vortreten des Gefühls wider des Willens macht nicht den Romantiker; fonft wäre jeder wilde Triebmensch schon Romantiker. Erft das reflexiv gewordene Gefühl. die intellektualisierte Leidenschaft. gerade die Zerriffenheit der Seele durch die Mifchung ihrer Funktionen ift romantisch. Also der Hinzutritt der Ratio ift notwendig und macht erft die Romantik vollständig. Ganz ähnlich fieht Marie Joachimi das Problem der Romantik an. Seit Ricarda Huch ift dies die herrfajende Beurteilungsweise geworden. Die Romantik wollte die Deutfchen „tiefer fehen. größer denken. wahrer fühlen lehren. Deshalb fuchte fie alles Leben in Poefie zu tauchen“. Denn das Erkennen. meint Marie Joachimi. erreicht niemals das Leben. Deshalb gehen die Romantiker feit Schelling mit Vorliebe vom Organismusbegriff aus. wie fie früher mit Fichte vom „Ich“ ihren Anfaßpunkt nahmen. Das All fymbolifiziert sich den Romantikern zur Perfon. woraus jener organifch-vitalifische Neopinozismus bei Friedrich Schlegel erwächft. den neuerdings Ehamberlain in feinem „Kant“ und Graf Hermann Keyferling im „Gefüge der Welt“ in den Vordergrund des philofophifchen Interesses gefchoben haben. Aber felbft der Myftizismus der Romantiker. insbesondere ihres philofophifchen Wortführers Friedrich



Schlegel. ist nicht phantastische Gefühlschwärmerei. sondern bei Friedrich Schlegel ist. nach Maria Joachimi. nichts ohne Logik. auch keine Geheimnisse. auch kein Mystizismus nicht (Seite 45). Wie man sieht. kommen die wertvollsten Arbeiten über die Weltanschauung der Romantiker. welche die neuromantische Bewegung hervorgerufen hat. darin überein. daß auch die Romantik ihre immanente Logik hat. wie dies Ricarda Huch gegen die noch lange nicht überholte Darstellung von Haym sieghaft behauptet und jetzt mit Hilfe von Joöl. Ewald. Joachimi und Walzel endgültig durchgefochten hat.

Es gibt logisch gerichtete Naturen. die sich nur in der Welt des Beweises heimisch fühlen. und mystisch gestimmte. die nicht überzeugt. sondern überredet. nicht belehrt. sondern erbaut sein wollen. mit einem Worte nicht wissen. sondern glauben möchten. Und so ganze Generationen. Die klassische Wissenschaft hat es mit der Gattung. die romantische Kunst mit dem Individuum zu tun. Ihr welthistorischer Konflikt ist das Kreuz aller Philosophie. das Universalienproblem. nämlich das unlösbar tragische Verhältnis von Einheit und Vielheit. von Individuum und Kollektivum. von Anarchismus und Absolutismus. von Exemplar und Gattung.

Daher rühren die unaufhebbaren Kämpfe zwischen Klassizismus und Romantik. jene ewigen Tantalusqualen der künstlerischen und literarischen Erhebungen und Bewegungen. wie sie in Naturalismus. Symbolismus. Präraffaelitismus. im poetischen Dreigestirn Ibsen. Tolstoi und Nietzsche. in dem künstlerischen Dreieck von Maeterlinck. Liebermann und Rodin. im ästhetischen Dekadentismus von Burne Jones. Stephan George und Hugo v. Hofmannsthal so weitenverwandte in die Erscheinung traten. Die Romantik ist augenblicklich wieder oben auf. genau so wie vor einem Jahrhundert nach Schiller und Goethe. nach Kant und Herder die Schlegel und Stolberg. die Novalis und Hölderlin. die Wackenroder und Tieck. die Arnim und Brentano. die Eichendorff und Fouqué. die Werner und Goerres. die Hofmann und Hauff. Damals gaben die Uhland und Heine literarisch ebenso den Ton an. wie eine Generation vorher philosophisch der Willensromantiker Fichte. der Phantasieromantiker Schelling und der Begriffsromantiker Hegel. bevor er in der „Phänomenologie des Geistes“ seinen dröhnenden Abfagebrief an die Romantik richtete.

Diesen stetigen Rhythmus von Klassizismus und Romantizismus hat Ludwig Eoellen in seiner „Neuromantik“ besonders betont. Ihm

Die neuromantische Bewegung ist Ludwig Stein ist klassische Kunst „eine Kunst des Friedens, des ruhigen Bewußtseins“. „Nicht mehr in schweifender Sehnsucht und im Kampf mit den Realitäten des Lebens ringt der Künstler nach der Offenbarung des Aboluten. Alles Chaotische ist in feste Formen des Dialektischen gebündelt, die es mit rhythmisch geordnetem Puls des Lebens erfüllt.“ In der Wiedererweckung des Mystizismus, definiert „Philosoph“ Maeterlinck ist, sieht Coellen die überraschende innigste Verwandtschaft unserer heutigen neuromantischen Literatur- und Kunstbewegung mit der deutschen Romantik vor hundert Jahren. „Die blaue Blume“ von ehemals heißt heute: traumhafte Mystik, passiv reizbares Ästhetentum und lebensfremdes Schweifen. Alle diese Neuererscheinungen sind aber „keine Atavismen, sondern sie sind als periodische Erscheinungen anzusehen, die in der Zeit einer Kulturwende mit innerer Notwendigkeit auftreten.“ Diese Periodizität sieht Coellen selbst in der Stellung der einzelnen Generationen zum Aboluten. Es treten danach geforderte Perioden auf, die durch eine markante Änderung in dem Verhältnis des Aboluten zu den Erscheinungsformen eingeleitet und charakterisiert werden. Mystik und Logik heißen die beiden Grenzpole im Geistigen. Natürlich haben auch die Romantiker ein „restloses Einheitsbedürfnis und einen nimmerfassen Universalismus“ (Joachim), aber sie füllen dieses Bedürfnis durch mystisches Schauen durch grüblerisches Verfenken in die Tiefen oder Untiefen des eigenen Ich. Mit Fichte findet Fr. Schlegel in seiner zweiten Periode „im Subjekt, im geistigen Ich die große Offenbarung der Welteinheit“. Von hier aus ist nur noch ein Schritt zur Schlegelschen „Zentrumslehre“, die aus Schellings Naturphilosophie herauswuchs, wie Marie Joachim richtig gesehen hat. Denn von Schelling entlehnt Schlegel jenen, die Romantik beherrschenden Organismusgedanken, dem das fiktive Ich auf makrokosmischen Wege zu einem geistig-lebendigen Welten-Ich, das man nur durch Intuition zu erschauen vermag, geworden ist. Der Mechanismus von Maß und Zahl wird verlassen; die Zweckbetrachtung rückt in den Vordergrund. Die Gedankenlinie der Romantiker geht nicht f>nur<tra>s über Spinoza zu Parmenides, sondern sie kommt auf Zickzackwegen über Leibnizens Monas Monadum, den ftoischen K670; erntet-erntet; und Aristoteles' [tec-(irn; zu Platos Ideenlehre. Wenn nach Friedrich Schlegel, dem Philosophen der Romantik in engerem Sinne, als welchen ihn Marie Joachim endgültig erwiesen hat, alles aus einem gemeinsamen Mittelpunkt heraus erklärt werden muß, dieser Mittelpunkt aber als Keim, als organisch-leben-

WF

Flameng. Fächer-boot von Dieppe.

(Mit Text von Guftav Falke.)

:iX-\*x (Ãœ,

:Li-["4.  
.1 O:: \*bin \*.  
Willi/\*ZKM i7  
ll(

Ludwig Stein: Die neuromantische Bewegung  
 diges Wefen begriffen wird. fo ift die logifch-mathematifche Bahn end-  
 gültig verlassen und die teleologifch-myftifche tritt an ihre Stelle. Ge-  
 felt fch bei Friedrich Sjlegel vollends die „Urliebe“. der platonifche  
 Eros hinzu. und wird diefer Mittelpunkt zum „Höchften“. zur „Flle“.  
 zu „Gott“ emporgetrieben. deffen romantifche Attribute: Unendlicher  
 Geift. Schönheit. Gefühl. Enthusiasmus. Liebe heißen. dann ift das  
 romantifche Weltbild fertig. Die Gottheit als „absolute Flle“. als  
 „fühlendes Urfcuer oder Liebe“ bringt den „alten romantifchen Hang  
 zum Myftizismus“ zu krnendem Abfchlu. Pythagoras und Heraklit  
 find alsdann reftlos in die Romantikerphilofophie eingegangen.  
 Daß die Romantiker infolge 'ihres sthetifch-organifazen Welthildes  
 berwiegend zum Optimismus neigen. verfteht fch nach alledem von  
 felbft. Die Romantik. fagt Marie Joachimi. ift eine der frkften Lebens-  
 bejahungen. die nur denkbar ift; denn aus einem lebenden Mittelpunkte  
 heraus fchpfen fie Liebe und Verftändnis und Anteilnahme an allem  
 Lebendigen. Sichtbaren und Klaren; zugleich aber tiefe Achtung vor dem  
 Unergrndeten. Geheimnisvollen. Gefühlsmäßigen. Diefes Gefühls-  
 mige aber erfaffen wir nur durch ein „rein metaphyfifches Schauen“  
 (Eoellen). das an die 1-ntj0 intuitiru und den amor bei intellectunlin  
 bei Spinoza gemahnt. Denn mit Spinoza meint der Neuromantiker  
 Eoellen: Das Inftrument des Myftizismus und feines metaphyfifchen  
 Schauens ift die Intuition. jene Erkenntnisart. die die untrglije Ge-  
 whr der Wahrheit in fch trägt. Nicht das myftifche Empfinden. fhrt  
 Eoellen fort. ift dunkel. fondern vielmehr das vernünftige Erkennen.  
 Diefes ift ein ftets unvollkommenes. das immer nur das Sein in einer  
 angenäherten. maskierten Form erfaft. Das myftifche Sfauen dagegen  
 ift die unmittelbare Offenbarung des Seins. Nur erft. wenn die Er-  
 kenntnis der Vernunft getragen wird durch die Intuition des Myftizis-  
 mus. gelangt der Menfch zur harmonifchen Auffaffung des Seins. Diefes  
 harmonifche Auffaffung hinwieder bringt den Neuromantikern jenen „vor-  
 wärts drängenden Optimismus“ zum Bewußtfein. der uns lehrt „aus  
 jedem Ereignis eine Befreiung zu höherer Lebensform zu fchaffen“.  
 Ähnlich Marie Joachimi: Die Romantiker find Optimiften und Glu-  
 bige in bezug auf den ewigen Fortfchritt des menfchlichen Geiftes.  
 So verfhrerifch und lockend diefe optimiftifche Folgerung der Ro-  
 mantiker den Vertretern des „fozialen Optimismus“ auch fein mag. fo  
 men wir diefen romantifchen Optimismus gleichwohl grundflich ab-  
 lehnen. weil wir keine myftifchen Prämissen nicht zu teilen vermögen.

:4\* 2:1

Die neuromantische Bewegung Ludwig Stein

Auch wir sehen zwei große Tendenzen in der kulturgeschichtlichen Entwicklung des menschlichen Geschlechts deutlich auseinandertreten, bald sich kreuzend und verschlingend, bald einander hemmend und aufhebend: Gefühl mit „feinem Organ: Religion, Vernunft mit dem ihrigen: Philosophie. In einer späteren Entwicklungsphase des Menschengeschlechts stehen einander gegenüber: Der Verstand mit feinem Organ, der Wissenschaft, welche mathematisch-logisch verfährt, von den Inhalten abzieht, abstrahiert und nur die formale Identität von A und B, das heißt die Vielheit der Erscheinungen auf zahlenmäßig ausdrückbare Ordnungsreihen zurückführt. Für die Wissenschaft, die Statistik zum Beispiel, sind A und B, ein Bismarck und ein Kretin vertauschbar und verwechselbar. In der Geburts- oder Todesstatistik sind Bismarck und der Kretin nur eine leere, tote, substituierbare Eins. Den reinformalen Gefäßen der Zahl sind die Inhalte ganz gleichgültig.  $2 + 2$  ist und bleibt 4, gleichviel ob es sich um Bäume, Menschen, Planeten oder Götter handelt. Die Ordnungsreihe der logisch-mathematischen Wissenschaft also, wie sie uns in der Astrophysik eine „Mathematik der Natur“ beschert hat, ist eine streng gefehmäßige, unaufhebbare, weil der menschliche Geist durch die Anerkennung dieser logisch-mathematischen Ordnung nur sein eigenes Wesen bejaht (identifiziert), also in derjenigen Domäne verbleibt, in welcher ihm unanfechtbare Hoheitsrechte zustehen. Nicht so die Kunst mit ihrer psychologischen Wurzel, der Phantasie. „Hier ist nicht mehr das Typische, das Wiederholbare, das Vertauschbare, kurz das Gattungsmäßige der entscheidende Gegenstand, sondern umgekehrt: das Individuelle, Einmalige, Unwiederholbare, unvertauschbar Persönliche. Und so ist es denn ganz natürlich, daß Vernunft und Verstand die Ordnungsreihen in Philosophie und Wissenschaft herstellen, während Gefühl und Phantasie mit ihren Organen von Religion und Kunst das intime Persönliche, also Unklassifizierbare, weil Unerfaßliche, zum Inhalt haben. Wissenschaft und Philosophie bedürfen daher der Forscher und Denker, bei denen der mathematisch-logisch geschulte Intellekt vorwiegt, Religion und Kunst hingegen sind auf Propheten, Erlöser, Heilige, Helden und Genies gewiesen, bei denen Gefühl, Wille und Phantasie die entscheidenden feelischen Lebensmächte ausmachen. Von jenen wird die Zukunft - Sonnen- und Mondfinsternisse etwa - berechnet, von diesen nur gewissagt. Iene behandeln das Gattungsmäßige, das im Wandel und Wechsel Gleichbleibende, also den Typus, diese, die Künstler zumal, das Einmalige, Persönliche, das in dieser Zusammenfassung nie-

mals wieder in einem zweiten Exemplar angetroffen wird. Jene verfahren daher naturgemäß kühl, fachlich, leidenschaftslos, unperfönlich - kurz klaffichz diefe hingegen temperamentvoll, impreffionifiich, enthufi-afiich, eminent perfönlich - kurz romantifch. Euklid dort, Iefajas hier. Jene verkünden logifch-mathematifche Wahrheiten, deren Gegenteil undenkbar, weil mit innerem logifchen Widerfpruch behaftet ift, die alfo „ewige Wahrheiten“ im Sinne Leibnizens darfiellen, diefe hingegen offenen Ahnungen und Deutungen des Kommenden, Enträtfelungen von Völkerfchickfalen, kurz Erwähnungen und Erbauungen. Die Vorausfagen jener haben daher unbedingte, die Prophezeiungen diefer hingegen nur bedingte, d. h. moralifche Gewißheit. Jenen glauben wir heute anfiands- und fraglos, diefen jedoch in der Regel nur bei einem bluticjnjm eu post. Handelt es fich um wiffenfajäftliche Wahrheiten, die mit Maß und Zahl erreichbar find, fo haben unftreitig Denker und Forfcher, welche mathematifch-logifch verfahren, das letzte Wort zu fprechen. Gilt es jedoch der moralifchen Gewißheit, der Schönheit, dem Gewiffen, dem Gefühl, dem unaufhebbar Perfönlichen, wohin wir mit Zirkel und Zollftock, mit Titrier- und Färbemethoden, mit Lupe und Skalpell niemals gelangen werden, fo gebührt Religionsftiftern und Künftlern unweigerlich der Vortritt.

Sehr fchön hat Houfton-Stewart Ehamberlain in feinem Kant-Buch diefen foeben hervorgehobenen Gegenfah herausgearbeitet: Der mathematifch-mechanifch denkende Geift, das heißt derjenige, welcher auf dem Standpunkte des gefeßgebenden Menfchen fieht, tritt bewaffnet mit feinen Gefeßestafeln auf das unfafßbare Weltganze zu und zwingt ihm fein Säjema auf, wogegen der Priefter des Auges die willenlofe „Gingabe an die Anfchauung lehrt, jene „ganz eigene Art von Forfchung“, wie fie Goethe nennt: „die Anfrage an die Natur.“ Mit Schiller und Kant erfaßt Ehamberlain das Wefen der Religion ebenfo wie das der Kunft viel tiefer, als es in der landläufigen Schulphilofophie üblich ift. Sobald der Menfch, heißt es bei Ehamberlain, die Natur gefialtet, fchafft er Wiffenfchaft, und indem er das tut, tritt er felber aus dem Chaos hervor und ift Perfönlichkeit, denn er bewährt fich als frei. Aus einem Sklaven der Natur, folange er fie bloß empfindet, fagt er mit Schiller, wird der Menfch ihr Gefeßgeber, fobald er fie denkt. Für die „denkende Betrachtung der Dinge“ aber, wie man die Philofophie vielfach definiert hat, ift die romantifche Methode des intuitiven Schauens der denkbar verkehrtefte Weg, „Roman“ und „Ro-

213

romantisch" hängen nicht bloß sprachlich, sondern auch begrifflich zusammen. Die romantischen Philosophen aus der Schule Friedrich Schlegels, aber auch die Neuromantiker späterer Tage erschaffen vermittels ihrer konstruktiven Phantasie gleichsam den Roman des Universums, sie erdichten den Weltzusammenhang, fassen ihn zu erforschen. Nicht das diskursive Denken, das vielmehr in Acht und Bann getan wird, führt die Feder, sondern das „mythische Schauen“. dem freilich auch Denker ersten Ranges gewaltige Konzeptionen gemacht haben. Spinozas *ratio inquitur* und *amor* [wie, Humes Voranstellung jener Einbildungskraft, der sich die ganze Außenwelt zu einem bloßen Glauben verflüchtigt. Kants Auffassung vom Wesen der Religion als „Gebären der Gottesidee aus den Tiefen des Gemütes“ (Ehrhard). ganz zu schweigen von der romantischen Trias: Fichte, Schelling, Schopenhauer - sie alle haben in schwachen Momenten vorerst Lethe getrunken, ihren mathematisch-logischen Untergrund zeitweilig verleugnet, um zuletzt am romantischen Göttertrank, an Nektar und Ambrosia, an den betäubenden Säften der „blauen Blume“ sich zu berauschen. Auch Sokrates hat den Göttern feinen Hahn geopfert. Wir verstehen nach alledem die verborgenen psychologischen Triebfedern der alten wie der Neuromantik sehr wohl, aber gerade weil wir sie verstehen, sind wir doppelt auf unserer Hut. Der Weg der Ratio ist ein geradliniger, er führt zu „ewigen Wahrheiten“, aber infolge seiner Geradlinigkeit dünkt er temperamentvollen Naturen, die nur auf bunte, farbige Reize reagieren, etwas einförmig und uninteressant, während der Roman des Universums, wie ihn die Phantasten unter den Dichtern und Denkern träumen oder dichten, prickelnd in alle Poren dringt und alle unsere Sinne gefangen nimmt. Dieser dialektische Weihrauch hat aber seine Gefahren. Es hat von jeher, von den Schlegels und Stolbergs an bis zu Brunetiere und Maeterlinck, diese Stimmungsphilosophie nach Rom geführt. In seinem Buche „Goethe und die Romantik“ hat Oskar F. Walzel diesen unwiderstehlich katholisierenden Zug aller Romantik, dem alles Mittelalterlich-Romantische und Ehrfurchtlich-Mythologisch plötzlich wieder modern wird, glücklich herausgefielt. Die Rebellen und Revolutionäre des Denkens, die Nörgler und Kritiker des Bestehenden, die geschworenen Verunglimpfer der Ordnungsbestien und Bildungsphilister enden - im Kloster, in welchem die weltliche Revolte endgültig zur Ruhe gekommen, in der ehernen Umklammerung des Dogmas erstarrt ist. Der ehemalige Gottfucher und Gesellschaftswühler wird von den polypenartig sich ans-



fireckenden Fangarmen des Zeremoniells und Rituals für immer eingefangen. Der Romantiker schlägt um und wird Klaffiker. Aber ein religiöser Klaffiker. zumal der Katholizismus mit feinen unwandelbaren Heilswahrheiten der Typus des religiösen Klaffizismus ist. wie der Protestantismus. der an der Mutterbrust der deutschen Mythik erftarkt ist – Luther verehrte den Meister Eckhart über alles – mit feiner Vortelling der „Gefinnung“. der „Persönlichkeit“ im Gegenfaß zur alles nivellierenden katholischen Werkheiligkeit religiöser Romantizismus ist. Ginge es unfern modernen Romantikern aller Schattierungen nicht beffer als ihren geiftigen Vorfahren und Vettern. den französischen und deutschen Romantikern. so vermöchte ich in der neuromantischen Bewegung unserer Tage. die ich psychologisch sehr wohl begreife und würdige. nicht mehr und nicht weniger zu erblicken als eine schwere geiftige Krise. eine tiefgehende seelische Verfinnung unseres gesamten Kulturkreises. Die Neuromantik ist der Ausdruck des Kulturiiberdrusses nach der negativen, der Erlösungsbedürftigkeit nach der positiven Seite.

Felix Hollaender:

Die reines Herzens find. . . . . Roman.

Fortfeßung.

Der .Himmel lachte. und die Kinder waren felig. durch die geheimnis-  
volle Pforte des Lebens zu fchreiten . . . “

Was für ein wundervoller Tag war das! Es fchien. als ob die  
Sonne die ganze Erde in Glanz getaucht hätte. Auf den Wiesen lag  
in großen regelrechten Kegeln das trockene Heu. Und Männer und  
Frauen luden es auf die Erntewagen. Und die fiattlichen. braunen  
Ochfeu waren davor gefpannt und warteten nur darauf. es unter Dach  
und Fach zu bringen. Die roten und blauen Röcke der Frauen und die  
Blufen der Männer hoben fich als bunte. fatte Fle>en von dem Grün  
der Wiesen ab. Und hinter den Wiesen lag rotes Ackerland - mit  
Runkeln und Kartoffeln bepflant. Acker und Wiesen aber fäumte der  
dunkle Wald ein. Über die Kornfelder wogte leife der Wind. fo daß die  
Ahren wie fliiffiges Gold fich hin und her bewegten.

„Wie fchön das alles' ift.“ fagte Alerander voll Andacht. ..Und  
wie feltfam. daß das Korn jedes Iahr um die gleiche Zeit reift und Menfch  
und Tier ernährt.“

Sie hörte ein wenig zerfireut zu.

Es fiel ihr im Augenblick gerade ein. ob wohl die Therefe inzwischen  
ihre Flucht bemerkt und dem Papa verraten hätte. Ihr Herz fchlug in  
dem Gedanken.

Nun zogen fie eine große Streäe weiter und fprachen kein Wort  
miteinander. Sie fpürte in ihrem zarten Körper eine tiefe Müdigkeit.  
Aber eher biß fie fich die Zunge ab. als daß fie es ihm eingestanden hätte.  
Als er jedoch aus eigenem Antrieb vorfchlug. ein wenig zu rafien. war fie  
fofort dabei. Und nun feßten fie fich an den Rand eines dunkelen Wäffer-  
chens. das von Erlen und .Hollhnderfräuchen eingezäunt war. und fogen  
den Duft der Blüten ein.

„Jetzt wollen wir mahlzeiten.“ fagte Alexander. öffnete ein Bündel  
und holte einen Laib Brot heraus. von dem er fachkundig abfwnitt.

„Und Wurft und Käfe habe ich auch bei mir.“ meinte er fröhlich.

Sie aßen mit Behagen. Und Elifabeth kam in eine ausgelaffene  
Stimmung.

Felix Hollaender: Die reines Herzens find  
..Du darfft es mir glauben." beteuerte fie. ..fo gut hat es mir noch  
nie gefchmeckt. Wenn man nur etwas zu trinken hätte!"  
..Ift's weiter nichts." erwiderte Alexander. ..dafür foll bald ge-  
forgt fein." x  
Er nahm einen Becher aus dem Ranzen und füllte ihn mit klarem  
Waffer. Das mundete ihnen wie edler Wein.  
..Reim was für ein gefcheiter Junge bift du!" fagte Elifabeth. ..An  
alles haft du gedacht!"  
Zärtlichkeit und Bewunderung lagen in ihrem Ton.  
Alexander fühlte fich gefchmeichelt. Er kam fich wie ihr Befchüßer  
vor. Und ein großartiges Gefühl von Liebe und Verantwortlichkeit er-  
füllte fein Herz,  
..Willft du nicht ein wenig fchlafen?" fragte er beforgt. ..Wir  
haben noch einen weiten Weg vor uns."  
Sie fchüttelte fröhlich die Locken.  
..Ich brauche nicht zu fchlafen."  
..Gut - fo gehen wir."  
Und munter fehten fie ihre Wanderung fort,  
Auf dem Wege trafen fie eine wohl hundertköpfige Schafherde. Der  
Hirt trug einen langen. blauen Kittel. der ihm bis zu den Füßen reichte.  
Und ein großer. zottiger Schäferhund mit böfen fäfwarzen Augen kläffte  
ihnen entgegen. Der Hirt brachte ihn zur Ruhe. Und die Kinder freuten  
 fich des Anblicks.  
..Weißt du. Alexander. was ich finde?" fragte fie. ..Ich finde. daß  
ein Rudel von Tieren immer fchön ausfieht. während ein Haufe von  
Menfäzen einem wehe tun kann. Woher kommt das nur?"  
..Ganz recht haft du! - Die Tiere find eben befier als die Menfchen.  
deren Bosheit man fofort fpiirt."  
Was war das?  
Seltsame Klänge trafen plößlich ihr Ohr. Und weiche Melodieen  
ftrömten leife in den Frieden und in die Schönheit diefes Sommertages.  
Sie ftanden fiill und laufchten.  
Jetzt verftummte die Mufik, Und nur wenige Schritte entfernt von  
ihnen ftand ein großer Mann in einem verchliffenen Soldatenmantel  
eine blaue Mütze auf dem Kopf. Unter dem rechten Arm hatte er eine  
Krücke. Und über der Bruft - an einem Ledergurt befestigt - trug er  
eine Ziehharmonika, Er hatte einen grauen Schnauzbart. kurz gefchnit-

## Die reines Herzens find Felix Hollaender

tenes weißes .Haar und lifige. verfchmißte. helle Augen. Troh der Krücke trug er fich ziemlich ftraff und gerade - wie er denn überhaupt von fchlanker. elaf'tifcher Statur war,  
..Poß Blitz - was für merkwürdige Zaungäfte feid ihrl" rief er den Kindern zu.

Die fianden eine Sekunde wie vom Schlag getroffen da. Das dauerte jedoch nicht lange.

Alexander fand feine Faffung bald wieder. Er fah das fchlaue Geficht des Alten und antwortete dreift und vergnügt:

..Wir find auf der Landpartie. Kamerad."

..Kamerad? Wer ifi denn Sein Kamerad?!" fchnauzte der Invalide.

..Hat Er vielleicht Anno 70 vor Sedan gefanden - oder gar im Feldzug von 66 die Kanonen donnern hören!? Weiß Er Grünfchnabel. was eine Granate ift? Hat Er einen Streiffchuß im rechten Bein. daß Er durchs Leben humpeln und auf der Ziehharmonika fpielen muß. um Sein bißchen dreckiges Dafein zu frifien!?" polterte er unaufhörlich.

..Alexander hat es ja gar nicht fo böfe gemeint." mifchte fich Elifabeth in das Gefpräch. die inzwischen auch ihre Courage wiedergefunden hatte.

..So - Alexander heißt er." fagte der Alte und blinzelte nun ein wenig nach der Kleinen hin. während er den Jungen wieder fcharf aufs Korn nahm.

f ..Schöner Name. mein Bürfchchen! Und wo foll die Reife hingehen?"

Alexander ließ fich nicht aus dem Text bringen.

..Ich titulier' Jhn: Herr Kamerad - und bitte Ihn. nicht zu fchnauzen. Spiel Er uns lieber eins auf der Harmonika! Wir hören Ihm gar zu gern zu."

..So - Waldkonzert befiehlt das Herrchen. Und was zahlt Er für das Entree?"

..Will Er Gefchäfte mit uns machen. dann laß Er's bleiben." antwortete Alexander trocken. ..Ich habe es mir freilich anders vorgeftellt."

..J der Taufend - ifi kaum aus dem Ei gekrochen und will einem alten Krieger die Leviten lefen! - Schockfchwerenot - daß dich die Motten freffen! Soll ich dir eins mit der Krücke auswifchen?"

Elifabeth zog Alexander am Arm.

„Laß uns fortlaufen." flüfierte fie.

Er fchüttelte fie leife ab.

Felix Hollaender: Die keines Herzens find  
 ..Wirf't dich doch nicht ins Bockshorn jagen laffen!" entgegnete er  
 refolut.  
 ..Bravo. mein Lunge! Reißausnehmen vor einem krumm ge-  
 fchoffenen Inbaliden! Profit die Mahlzeit - das wäre ja noch fchöner."  
 Er lachte bärbeißig auf. und feine kleinen Äuglein funkelten.  
 ..Und nun fpiel' ich Ihm eins auf. Wie Er sich dann revanchiert. i|  
 Seine Sache."  
 Er fkelte sich in Pofitur und fpielte: ..Säfer dreißig Jahre bift du  
 alt . . . \_ .  
 Die Kinder lauchten andächtig. I \*-  
 Als er geendet. fragte Alexander: ..Er kann fchnauzen aber Er kann  
 auch spielen \_ und offen gefanden - Sein Spiel gefällt mir beffer.  
 als Sein Schnäuzen!"  
 Der Alte fchmunzelte.  
 ..Haft das Maul auf dem rechten Fleck. Lunge! Du gefällt mir.  
 Parbleu. die Kameradfchaft wird angenommen! Und was Seine Papiere  
 und den Paß anbelangt. fo wollen wir das linke Auge zudrücken und drei  
 eine gerade Zahl fein laffen. - .Cilmi-5, enfants (le ma patrick!" fchrie  
 er mit Kommandofiimme und begleitete dazu auf der Ziehharmonika.  
 ..Ganzes Bataillon vorwärts mar-feh!"  
 Die Kinder (achten laut auf. So hatten fie plötzlich einen Reife-  
 begleiter gefunden und fchritten vergnüglich fürbaß.  
 ..Alfo - Er heißt Alexander! Und wie nennt sich die Demoifelle?"  
 ..Elifabeth von \_ -"  
 Der Junge gab ihr einen kleinen Puff. fo daß fie in ihrer Aus-  
 kunft inne hielt.  
 ..Von hohem Adel also!" ergänzte der Invalide. ..Elifabeth von  
 Jßenpliß vielleicht? Mir folks recht fein."  
 Elifabeth zwinkerte Alexander zu.  
 ..Niäft gerade von Ißenpliß - aber doch fo ähnlich." fragte fie  
 fchalkhaft.  
 „Ia. das ift nun eine böfe Sache." nahm der Alte das Wort wieder  
 auf. ..Wir Mannsleute werden ja schon einen Unterchlupf finden.  
 Aber was fangen wir mit einer kleinen Prinzeffin an? Ein Bündel Stroh  
 ift ein übeles Ruhekitzen. Und dabei muß man dem Herrgott danken.  
 wenn man noch eins findet."  
 ..Bin nicht verwöhnt - habe nie anders als auf Stroh gefchlafen."  
 log Elifabeth kräftig.

Die reines Herzens find Felix Hollaender

Alexander blickte sie verdußt an: Die schneiden nach unten auf.

Auch gut.

„Wenn ich die Prinzessin auf der Erbse wäre.“ fügte Elisabeth übermütig hinzu. „gingen wir nicht auf ein und denselben StraÙe.“

Der Abend begann heraufzudunkeln und füllte Felder und Wälder in leichten Nebel ein. Der Erdgeruch stieg aus der dunklen Scholle empor.

Alexander nahm das große Tuch heraus und hüllte sich und Elisabeth darin ein. Sie tat ihren Arm in den seinen und schmiegte sich eng an ihn.

Wie unter einem schützenden Dach schritten die Kinder einher.

Der Alte dachte: das ist ein sonderbares Paar und kommt direkt aus dem Märchenwald,

Die drei sprachen eine Weile nicht miteinander. Das Dunkel des Abends tat ihnen wohl und barg sie in sein Schweigen. - Nun aber fahen sie in der Ferne freundliche Lichter auftauchen.

„Wir kommen in das Dorf.“ unterbrach der Invalide die Stille.

„und müßten jetzt Kriegsrat halten. Da kenne ich eine Schenke, in der man für feinen Zehrpennig eine warme Suppe bekommt und ein halbwegs anständiges Nachtlager. Eine prächtige Scheune. Kinderchen. und frisches Stroh -- daß einem das Herz im Leibe lacht. Seid ihr mit von der Partie. so lade ich euch ein.“

Die beiden nahmen den Vorschlag dankbar an. Und der Gedanke an einen Teller warme Suppe erzeugte in ihnen eine wohlige Stimmung.

„Ja.“ sagte der Alte. „wer wie ich viele Nächte auf dem Felde kampiert und von St. Petrus\* guter Laune abhängt. weiß. was so ein Unterfchlupf wert ist. Halt: „Reales Wirtshaus zum Goldenen Adler\* - hier kehren wir ein.“

Und mit fettem Griff klinkte er die Tür auf.

Sie traten in einen niedrigen, verräucherten Raum. dessen Decke auf braunen Holzbalken ruhte. Eine große Hängelampe erleuchtete die Schenkstube. in der schmale Tische und Bänke standen.

Außer den Wirtsleuten hinter dem Auschank war in der Stube nur eine alte Frau. die ihren großen braunen Tragkorb neben sich auf die Erde gesetzt hatte und langsam und bedächtig aus ihrem Teller löffelte.

Sie blickte beim Eintritt der Ankömmlinge empor.

Alexander und Elisabeth waren noch immer in ihrem Tuche eingemummt. das wie eine Tarnkappe ihre Gesichter verbarg.

Felix Hollaender; Die reines Herzens find  
 „I der Taufend.“ rief fie. „fehen meine alten Augen recht? Ift das nicht der Herr Major?“  
 „Leibhaftig.“ entgegnete der Alte. „Und halten Ihre morfchen Knochen noch zufammen. Frau Bafe? 'S ift etliche Wochen her. feit wir uns zuletzt begegnet find. dünkt mich.“  
 „Was fchwadroniert Er da? Meine alten Knochen? Will fich wohl gar über mich luftig machen -- der Herr Major!“  
 Elifabeth fchrak bei dem Ton diefer Stimme zufammen: Um Gottes willen - das war ja die Alte mit den irdenen Töpfen. die fie nach ihrem erfien Krankenbefurh mit der Therefe auf der Landfiraße getroffen hatte! „Iefus Maria.“ flüfterte fie Alexander zu. „machen wir uns fchien-nigfi davon! Ich kenne die Frau!“  
 Zu fpät. Die Handelsfrau hatte fich fchwerfällig von der Bank er-hoben.  
 „Was bringt Ihr denn da für eine Reifebegleitung mit. Herr Major?“  
 Der Invalidc hatte die Ziehharmonika auf einen der Tifche gelegt und war zu Alexander und Elifabeth herangetreten.  
 „Nehmt nur euer Tuch ab. Kinderchen. und macht's euch bequem! - Und Sie fchere fich nicht um fremder Leute Angelegenheiten - ver-fiande-vous?! - Geht ja vor Neugierde faft aus den Nähten!“ fügte er hinzu. während fein ärgerlicher Blick von ihr zu den Wirtsleuten hin-überglitt.  
 Die Händlerin lachte auf.  
 „So ein großfpuriger-Hanswurf!“ rief fie. ,  
 Er tat. als überhörte er ihre Worte. und nahm den Kindern. fo fehr Elifabeth. der der Säfre> in die Glieder gefahren war. fich fträubte. das Tuch ab.  
 „Ift's denn die Menfchenmögliäufigkeit! Das kleine Fräulein von Sydow?“  
 Die Alte fchlug die Hände über dem Kopf zufammen und eilte auf das Kind zu. das fie in ihre Arme fchloß.  
 „Baroneßchen. wie kommft du denn in diefe Gefellfchaft?“  
 „Pft.“ machte Elifabeth und legte ihr die Hand auf den Mund. Sie fah in des Kindes angftvolle Augen und blickte zu Alexander hinüber.  
 „Hm.“ maäfte fie und fixierte noch einmal den Jungen. Stillt

Die reines Herzens find Felix Hollaender  
 euren Hunger - dachte sie bei sich - und werdet mir nicht scheu. Danach  
 komme ich schon hinter das Geheimnis. Geduld muß man haben.  
 „Nun fürs erste Platz genommen.“ sagte sie gutmütig.  
 Die Kinder felzten sich.  
 „Und ein Süppchen werden wir wohl auch nicht verfhmähen!“  
 Sie ftreichelte liebevoll Elifabeths Wangen. während aus ihren  
 Augen forgende Zärtlichkeit leuchtete.  
 Alexander. dem bei diefem Abenteuer zuerfi nicht ganz geheuer zu-  
 mute war. beruhigte sich allmählich. Die Alte flößte ihm Vertrauen ein.  
 und der Jnvalide forgte für Unterhaltung.  
 „Hätte mir's auch nicht träumen laffen.“ meinte er zur Händlerin.  
 „daß ich heute abend noch im Adler auf fo eine flotte Tifchdame ftoßen  
 würde. Was meint Sie - Frau Bafe? Wollen wir nicht heute noch  
 das Tanzbein fchwingen?“  
 „Er kann Sein lofes Maul niäzt halten.“ gab sie zurück - mit ganz  
 anderen Gedanken offenbar befchäftigt.  
 „Und Ihr ift nicht wohl. wenn Sie einem nicht den Tert liefk. Einen  
 Korn. Herr Wirt!“  
 Die Alte lachte tüchtig.  
 „So ein Süffel - fpielt sich auf den großen Herrn auf I Wo ifi  
 Er denn wieder herumgefrolcht. Herr Major?“  
 „In die Kreuz und in die Quer. Die Knndfchaft liegt weit aus-  
 einander.“  
 „Kundfchaft?“ Sie fah ihn mit überlegenem Spotte an.\* „So  
 ein Flanfenmacher - redet von Kundfchaft!“  
 Die Wirtin fiellte vor die Kinder zwei kleine Schüffeln mit dampfen-  
 der Suppe.  
 „Laßt's euch fchmecken.“ sagte die Händlersfrau. „Aber hübfch  
 pufien. Baroneßchen. damit Sie sich nicht die Zunge verbrennt!“  
 Der Jnvalide nippte von feinem Branntwein und fchnalzte vor  
 Behagen. -  
 „Was verfteht Sie von meiner Knnft!“ sagte er. „Über Töpfe  
 mag Sie mitreden. Hat Sie für einen Dreier Mufik im Leibe?“  
 „Reim“ antwortete die Alte lachend. „Rede Er nicht von Leib-  
 mufik! Ein anftändiger Menfch fpricht von fo etwas nicht! Er ift und  
 bleibt ein Farenmacher.“  
 Der Kriegsmann fchlug mit der Fanft auf den Tifch.  
 „Das böfefte Maul fünfzig Meilen in der Runde! So wahr mir  
 222



Felix Hollaender: Die reines Herzens find  
 Gott helfe! Wenn Sie einmal ftirbt. muß man Ihr die Zunge besonders  
 totfchlagen! Ich beftehe darauf. bevor man Sie in die Grube tut!“  
 ..Er ftirbt vor mir.“ antwortete fie kaltblütig. ..Verlaß Er fich dar-  
 auf. Bei Seinem Suff macht Er's nicht mehr lange!“  
 ..Nun wird's zu bunt. Müde und abgearbeitet kehrt man ein -  
 und Sie bringt einen um den Abendfrieden!“  
 ..Abgearbeitet? . . . Wenn Er nur nicht fo auffchneiden würde! --  
 Den Leuten die Almofen aus der Tafche ziehen! - Quarkfpießen. Herr  
 Major! Bei mir nicht! Da muß Er fich andere Gäfie ausfuchen.“  
 Der Invalide erhob fich gravitätifch.  
 ..Jft Sie von der Tarantel geftochen! Wer hat Sie gefucht! Nächfiens  
 wird Sie noch erzählen - ich hätt' Ihr einen Antrag gemacht.“  
 Die Alte hielt fiäj die Hüften.  
 ..So ein Krüppel redet von Hochzeit!  
 finde ich noch einen anderen!“  
 ..Von Rechts 'wegen müßt' ich Ihr die Krücke über den Buckel fchlagen.  
 damit Sie endlich einmal Ihr ungewafchenes Maul hält! -- Hat Sie vor  
 Gravelotte gefanden? Sind Jhr die Granatenfplitter in die Knochen  
 gefahren?“  
 Er zeigte auf fein rechtes Bein.  
 ..Wo find Ihre Kriegstaten? Heraus mit der Sprache!“  
 Sie klopfte ihm gutmütig auf die Schulter.  
 ..Mir will Er doch nicht einreden. Er habe fich das in der Schlaäjt  
 geholt! - Seine Frau. die Gott felig haben möge. wird Jhm um Seiner  
 Großmäuligkeit willen eine Ladung Schrot verabfolgt haben. Recht hat  
 fie gehabt! Und Er fchlägt nun Kapital daraus und erzählt Kriegs-  
 gefchiäjten. - Mir nicht. Herr Major! Mir nicht! Da muß Er früh  
 auffiehn.“ -  
 Elifabeth und Alexander lachten wie aus einem Halfe. und der  
 Invalide fiimmte mit ein.  
 „Wenn ich mich mit Jhr einlaffe. hat Sie recht.“ fagte er. ..Profit.  
 Frau Bafe!“  
 Er holte die Harmonika und begann zu fpielen.  
 Und nun horchte auch die Alte. Denn die Töne. die feine krummen  
 Finger dem Infirumente entlockten. gingen ans Herz.  
 ..Ich hatt' einen Kameraden. einen beffern find'ft du nicht!“ fpielte  
 er. Und fein verwittertes Geficht nahm einen verträumten Ausdruck an.

Die reines Herzens find Felix Hollaender

Als er geendet, rief die Alte: „Herr Wirt, einen heißen Grog für den Major! Er hat doch Mufik im Leibe.“

Elifabeth winkte Alexander.

Sie fchlichen vor die Wirtsftube. Und da erzählte fie ihm von ihrer erften Begegnung mit der Handelsfrau.

„Wenn fie uns nur nicht verrät.“ fchloß fie furchtfam.

„Ich glaube es nicht, denn fie hat gute Augen.“ entgegnete Alexander.

„Aber trotzdem wollen wir vorfichtig fein. Laß dich nicht von ihr ausfragen.“

„O nein, fo dumm bin i>f nicht.“

Sie traten wieder in die Schenkftube.

Der Major hatte feinen Kopf auf den Arm gelegt und war felig eingefchlafen.

„Hört mal, Kinder.“ fagte die Händlerin. „nun wollen wir ein ernfthaftes Wort miteinander reden. Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu, daß ihr von Haufe fortgelaufen feid. Und dir, Baroneßchen, hätte ich fo etwas gar nicht zugetraut! - Was wird die alte Therefe dazu fagen? Und gar der Herr Baron - wie wird er die Augen aufreißen!“

Die Kinder fchwiegen hartnäckig.

„Baroneßchen, machft du dir denn gar keine Gedanken dariiber? -

Das ganze Unwetter bricht über den Kopf der Therefe herein. Die muß es ausbaden! Haft du daran fchon gedacht?“

Elifabeth verzog das Mündchen.

„Und Er ift doch fchon ein großer Junge.“ wandte fie fich an

Alexander. „Weiß Er denn, was für ein Unrecht Er auf fich lädt? -

Es kann Ihm paffieren, daß fie Ihn hinter Schloß und Riegel ftecken,

wo er Zeit hat, iiber feine Dummheiten nachzudenken. - Kinder, feid nicht fo ftarrköpfig!“

„Das find wir nicht.“ entgegnete Alexander. „Aber bitte, laffen

Sie ab, uns zu quälen. Ich kann nichts weiter fagen, als daß wir fort mußten.“

Die Alte hob drohend den Finger. ,

„So leicht ifi es nicht abgetan, junges Herrchen. Das ift eine fchöne Gefchichte, die ihr euch da eingejährt habt.“

Elifabeth blickte flehenden Auges zu ihr hin.

„Ach, mein Engelsköpfchen, fieh mich nicht fo an. Denkft du, ich habe deine Guttat vergehen? O, da bifik du im Irrtum! Was foll denn nun aber werden? Nehmt doch Vernunft an! Wollt durch die Welt

ziehn wie zwei kleine Vagabunden . . . Kennt ihr denn die Welt? Ihr kennt fie nicht. Laßt euch von einer alten Frau fagen. daß es da draußen jammervoll zugeht . . . Und wenn du großer Lunge nur für fechs Dreier Grips im Kopf hättest - du würdest dich schwer hüten. das Kindchen aus dem Haufe wegzulocken!"

„Das hat er gar nicht getan!“ rief Elifabeth unwillig. „So etwas dürfen Sie nicht fagen. sonst bin ich böse mit Ihnen. - Und nach Haufe gehe ich nie mehr. Papa wird der Therefe den Kopf wafchen. und am andern Tage werden fie sich wieder vertragen . . . Ich bleibe bei Alexander. Ich gehe nie mehr von ihm. Ich schwöre es!"

„O du liebe Unschuld du! Wie soll das enden? - Kinder. laßt euch raten und kommt zu Verfiande. Mein Wort darauf - der Herr Baron wird dich in die Arme nehmen und gut mit dir fein!"

„Vor dem Papa habe ich keine Angst."

„Seh" nur einer den Eigenfinn an! - Und wie wollt ihr euch denn durchschlagen?" fuhr fie mitleidig lächelnd fort. „Glaubt ihr. die gebratenen Tauben werden euch in den Mund fliegen? Oder die sieben Zwerge werden euch den Tisch decken. wenn Hunger und Durst euch plagen?"

„Ich werde für uns beide forgen." entgegnete Alexander.

„Pohtaufend. was für ein Held er ist. Nimmt den Mund voll. als könnte er Butter und Brot vom Himmel holen. Büfchlein. wie fiellst du dir das vor? Willst du Holz hacken? Willst du das Vieh hüten oder den Acker bestellen und dich als Knecht verdingen?"

„Auf so viel Fragen kann ich nicht antworten." entgegnete er übellaunig. „Etwas wird sich schon finden."

„Meint er? Und wenn sich nun nichts findet? . . . Und was soll aus der Baroneß werden? Hat er sich im stillen gedacht. daß die Baronnie inzwischen das Federvieh rupft? Seh' er sich einmal die Finger von dem kleinen Fräulein etwas genauer an - dann geht ihm vielleicht doch am Ende ein Licht auf."

„Fürs erste." sagte Alexander. „find wir Gott bei Dank verforgt - und damit Sie sich nicht weiter den Kopf zerbricht. so will ich es ihr verraten: Hier drinnen" - er klopfte auf sein Ränzel - „find zwei große Strümpfe mit Talern vollgeftopft. Die reichen eine Weile."

„So? Er führt eine Barfschaft mit sich! Und wie ist er denn zu dem Gelde gekommen? - wenn man fragen darf."

„Auf eine redliche und ehrliche Art.“ erwiderte der Junge ftolz.

„Das Geld habe ich von meiner toten Mutter.“

„Man follte Ihn überlegen.“ fagte die Alte. „Und Seine felige Mutter würde fich gewiß im Grabe umdrehen. wenn fie wüßte. was für faubere Gefchichten ihr Früchtchen ausgeheckt! . . . Und wenn die Taler klein gemacht find - und Er wird fie fchon klein machen. davor ift mir nicht bange - was gefchieht dann?“

„Dann find wir in Amerika!“ antwortete Alexander hochgemut.

„Und da drüben gibt's Arbeit in Hülle und Fülle.“

„Sieh einer an.“ fagte fie. „über den großen Teich will Er mit der Baroneffe. Fein ausgedacht. Allen Refpekt. junger Herr! Er ift ein Teufelskerl! Ift ihm bei uns zu enge geworden. Will mit dem Fräulein von Sydow nach Amerika. Vielleicht als Schiffsjunge. he? Und die Baroneß fchabt in der Schiffsküche die Rüben!“

„Warum denn nicht?“ warf Elifabeth ein. „Ift denn Rübenfchaben ein Verbrechen?“

Die Alte lachte grimmig auf.

„Das Vögelchen ift ihm ins Garn gegangen. Ein Verbrechen ift es nicht. mein Engelsköpfchen. Aber für eine Baroneß fchickt es fich nicht . . .

Junge.“ wandte fie fich von neuem an Alexander. „nimm deinen Vet-ftand zusammen und mache kehrt. ehe es zu fpät ift . . . Willfi es am Ende riskieren. daß der Gendarm dich am Wickel kriegt? . . . Nein. mein Junge. auf diefe Weife geht es nicht! Willft du durchbrennen - in Gottes Namen! Aber das Kind laß aus dem Spiele.“

„Ich werde nicht dulden. daß man ihr ein Haar krümmt.“

„O - auf der Landftraße kann ihr Schlimmeres zuftoßen . . . Alfo kurz und gut - du haft ein Einfehen - oder ich mache mich auf die Socken und gehe zu dem Herrn Baron.“

„Wenn du das tuft.“ fagte Elifabeth wütend. „fo ift es mit nnferer Freundschaft aus.“

Die Alte wifchte fich mit der Hand über das Geficht.

„Ein Närrchen bifi du! Wirft es mir fchon eines Tages Dank wiffen. daß ich mich dir in den Weg gefiehl habe - daß ich -“

„Niemals!“ unterbrach fie Elifabeth.

„Nun gut. Ich tue es auch nicht um des Dankes willen. Ich tue es. weil es nötig ift. Bafia! Man muß immer tun. was das Gewiffen von einem verlangt!“

„Da haft du's!“ fagte Alexander leife. „Man foll fich mit alten

Felix Hollaender: Die reines Herzens find  
 Weibern nicht einlafien. Das kommt davon. Nun fißen wir gut in der  
 Tinte."

Elifabeth maäjte eine jämmerläje Miene. Das Weinen war ihr  
 nahe. -

„Laß gut fein." flüfterte er ihr zu. als er ihr betrübtes Geficht fah.  
 „Ich forge fchon dafiir. daß wir aus der Patfche wieder herauskommen."  
 Und mit lauter Stimme rief er - als verftünde er fich wer weiß  
 wie gut aufs Reifen - die Wirtin: „Frau Wirtin. wir find müde. Jch  
 möchte die Zeche und das Nachtlager bezahlen."

„Nun. gar fo viel gezecht habt ihr ja nicht." meinte die Wirtin.  
 „Das Süppchen wird euch nicht in Raufch verfeizt haben. Wir wollen's  
 billig machen: Zehn gute Grofchen für Abendefien und Nathtquartier."  
 „Zehn gute Grofchen." wiederholte Alexander. Es kam ihm gewaltig  
 viel vor.

„Dafür kriegt Er und das Jüngferchen auch ein reines Bett. wo  
 fich's gut ruhen läßt."

„Schön. So will ich nicht handeln." gab er zurück. „Komm.  
 Elifabeth. wir wollen fchlafen gehen."

Die Wirtin leuchtete mit einer kleinen Laterne voran.  
 „Seid ihr böfe mit mir?" rief die Händlersfrau. „Und wollt mir  
 nicht einmal Gute Nacht wünfchen?"

„Ich bin nicht böfe." erwiderte Elifabeth. „Traurig bin ich. daß  
 Jhr uns verraten wollt. Das hätte ich von Euch nie erwartet!"

Alexander drehte fich um.

„Jch kann mich nicht verftellen. Ich habe eine ehrliche Wut auf  
 Euch! Tut was Jhr wollt; nur verlangt nicht. daß wir noch obendrein  
 mit Euch Freundschaft halten follen!"

„Ein couragiertes Bürfchlein ift Er \_ das muß man fagen. Und  
 ehrliche Feindschaft ii't mir lieber als halbe Freundschaft. Was nützt's.  
 Ich kann Jhm nicht helfen. Überfchlaf' Eris. Morgen in der Frühe wollen  
 wir weiterreden."

„Abgemacht. Sela!" ergänzte Alexander.

Die Händler-in drückte Elifabeth ein Weilchen an fich und verfuchte.  
 ihre hellen Augen in des Kindes Innere zu bohren. Aber die Kleine  
 wich ihr aus und machte fich fanft los.

„Nun kommt. Kinder!" rief die Wirtin. „Es ift an der Zeit!"

Sie folgten ihr.

Der Jnvalide hatte noch immer den Kopf auf dem Tifch und fchnarchte.

## Die reines .Herzens find Felix Hollaender

Die große Hängelampe fchwelte bereits. Und der Wirt hinter dem Schenktifch hatte fich ebenfalls die Pudelmütze über die Ohren gezogen und war eingenickt,

Der Mondfchein fiel ins Zimmer.

„Wach' Er auf!“ fagte die Handelsfrau mürrifch. als fich die Tür hinter den Kindern gefchloffen hatte. „Er hat lange genug gedöft.“

Dabei rüttelte fie den Juvaliden tüchtig am Kragen.

„Die Fahne nicht locker gelaffen. Kamerad - Immer weiter - immer weiter!“ phantafierte der Alte im Schlafe.

„Haft recht. mein Guter! Die Fahne nicht locker gelaffen!“ wiederholte die Händlerin. „Aber jetzt ift es Nacht. und die Kanonen haben längft zu donnern aufgehört.

Und von neuem packte fie ihn an den Schultern.

„Heda. was ift denn los? Wird zum Appell geblafen?“

Der Invalide rieb fich fchlaftrunken die Augen . .

„Ihr feid's! - Vermaledeit - nicht einmal den Schlaf gönnt Ihr einem! - Und was glotzt Ihr mich denn an. als ob Ihr des Teufels Großmutter wäret?“

„Mir ift gottesjämmerlich zumute. Major. Spielt mir eins auf !“

gab fie zur Antwort,

Er erwachte allmählich.

„Seit wann haben die Nachteulen Kahenjammer?“ fragte er.

„Herr Major. verbrenn' Er fich das Maul nicht. Das Leben ift eine fchwere Angelegenheit. Kommt einem manchmal in die Quere. daß man mit den alten Armen um fich fchlagen möchte.“

„Hat Sie einen Moralifäjen?“ fragte der Invalide und zwinkerte mit feinen klein-en Auglein. „Mach' Sie fich keine Sorgen!“ fügte er hinzu.

„Sie ift hart gefotten. Bei Ihr hält er nicht lange an.“

„Herr Major. ich bin zu Scherzen nicht aufgelegt. Behalt' Er feine Weisheit für fich.“

Und ohne Übergang fuhr fie fort: „Was foll man denn nur mit den Kinderchen anfangen? - Wie übel muß man ihnen mitgefpielt haben. wenn es ihnen graut. nach Haufe zurückzukehren!“

„Eine fchlimme Gefchichte!“ bekräftigte der Invalide. „Der Junge ift übrigens ein Mordskerl.“

„Um das Bürfchchen ift mir nicht bange. Aber wenn dem Engelsköpfchen ein Leids gefchieht. hab' ich keine ruhige Stunde mehr. Ich muß mit dem früheften zum Herrn Baron - fo fauer mir der Gang

Felix Hollaender: Die reines Herzens find  
wird. - Hat Er vom Baron von Sydow gehört. dem die Frau davon-  
gelaufen ist. und der sich seitdem in seine Schweinsledernen Folianten  
vergräbt und darüber das Leben verflucht? - Kann mir's vorfallen. daß  
so ein junges Blut da zu frieren beginnt."

„Sydow - Sydow -" wiederholte der Invalide.

„Mein Hauptmann hieß Sydow. Dem haben sie vor Gravelotte die  
Brust zerhauen. - Vorwärts marsch. Kinder. die Schanzen gestürmt  
und die Fahne nicht locker gelassen . . . Hauptmann von Sydow . . .  
Ich erinnere mich ganz deutlich."

„Hör" Er mit seinen Kriegsgeheimnissen auf. Mir steht heute nicht  
der Sinn danach."

„So wollen wir das Hochzeitslager auffuchen. Frau Gevatterin.  
Hier wird's ohnehin ungemütlich."

Und er schielte nach der Hängelampe. die in den letzten Zügen unruhig  
hin- und herflackerte.

„Spar" Er sich Seine Witte! Und morgen week' Er mich mit dem  
frühesten. Ich habe es schwer in den Knochen und fürchte am Ende noch  
zu verchlaffen." . . ., f 7 Z

„Sie kann sich auf mich verlassen." -;

Die Alte bückte sich nach ihrem Stock. den sie drohend in die Höhe hob.

„Er ist ein unfähiger Kantonier Und wenn Er mich im Stiche läßt.  
ist's mit unserer Freundschaft aus - daß er's weiß. - Ich laffe mir den  
Schädel spalten. wenn dem Baroneschen auch nur ein Haar gekrümmt  
wird! - Und nun lege Er sich aufs Ohr. und schlaf Er den Schlaf des  
Gerechten. wenn das bei ihm möglich ist."

Sie nahm ihren Tragkorb. fiellte ihn hinter den Säfenktisch und  
humpelte schwerfällig hinaus.

Der Invalide kroch langsam hinter ihr her.

r- \* -i-

In der Kammer der Kinder brannte ein dürftiges Talglicht.

„Wenn du Angst hast." sagte Alexander. „so bringe ich dich heim."

Sie hob betuernd die Hände: „Nicht vor dem Teufel habe ich  
Angst-" antwortete sie fest. „wenn du bei mir bist."

„Gut, Das habe ich mir gedacht. Und durch das Geschwätz der  
Alten darf man nicht irre werden."

Sie nickte still.

„Ich denke es mir so." fuhr er fort: „Wir schlafen nur ein paar  
Stunden. und dann rücken wir aus. Wenn die erwacht. hat sie das Nach-

Die reines .Herzens find Felix Hollaender  
fehen und mag getrofi hinter uns herhumpeln. Wir find dann über alle  
Berge."

„Es wird fchon am beiten fo fein." entgegnete fie. „Ubrigens." be-  
gann er von neuem. „darf man fich duräj folches Gerede nicht einfchüchtern  
lafien. Wie viel Iungen find in die weite Welt gezogen und haben  
drüben ihr Glück gemacht. Ich kann es dir fchwarz auf weiß zeigen.  
Freilich darf man kein Hafenfuß fein! . . . So - und nun lege dia)  
hin und f>jlafe. Du muß müde fein. Denn wahrhaftig. wir find eine  
gute Strecke gelaufen."

Er hüllte fie forgfam in die De>e ein.

Als fie ihn aber bat. nun ebenfalls das Lager aufzufuajen. fchüttelte  
er ruhig und befiimmt den Kopf. „Laß mia) noch ein wenig bei dir  
fihen und mach' dir keine Sorgen um mich."

Nun hielt er ihre Hand in der feinen. bis fie regelmäßig atmete und  
eingefchlummert war. --

Und wie fie fo da lag - ernft und blaß - das zarte Gefichtchen wie  
eine feine Gemme gefchnitten - klopfte ihm das Herz.

Durch die winzigen Fenfterfcheiben fiel das grüne Licht des Mondes  
und warf auf Elifabeths Antlitz feinen Schein. In der Kammer war es  
fo fiill. daß man eine Stecknadel hätte fallen hören.

Auf den Fußfpihen trat er an das Fenfter und blickte in die Nacht  
hinaus.

Die Bäume ftanden groß und unbeweglich da. Die Sterne funkelten  
über ihren Kronen. Der Mond goß über die Landftraße fein Licht aus.  
Er laufchte mit verhaltenem Atem. Und geheimnisvolle Schauer  
durchdrangen ihn.

Als aber das erfte Fröhrot am Horizonte auftauchte. weckte er fie  
fanft.

Sie erhob fich haftig . . .

Auf Strümpfen. die Schuhe in den Händen. tafieten fie fich durch  
die Tür und wagten erft aufzuatmen. als draußen die feuchte Morgenluft  
ihnen entgegenfchlug. Nun beflügelten fie ihre Schritte. bis das reale  
Wirtshaus zum Goldenen Adler hinter ihnen lag.

„Diesmal wären wir mit dem Schreck davon gekommen." fagte  
Alexander\_ und küßte fie auf die Stirn.

Da lachte fie befeligt.

„Ein Abenteuer war es doch." meinte fie fröhlich.

„Vor ähnlichen behjite uns Gott!" entgegnete Alexander. „Mit alten



Weibern - du darffst es mir schon glauben - ich nicht gut Kirchen  
effen."

Am Himmel verzehrte sich mählich der Mond und ließ nur noch  
einen blauen Schimmer übrig. Von den Blättern tropfte der Morgen-  
tau auf die Kinder.

Elisabeth fröstelte es. Er hüllte sie in das Tuch wie in einen dichten  
Mantel. trotzdem sie sich heftig wehrte.

„Und du. mein Alexander. frierst.“ klagte sie.

„Laß dich nicht anelachen. Elisabeth. mir ist warm und wohl zumute.“

Und mit Knabenausgelassenheit festete er hinzu: „Ich trinke die Morgen-  
luft.“

Sie blickte ihn bewundernd an.

„Ist es noch weit nach Hamburg, Alexander?“ fragte sie.

„Kannst nicht sagen.“

„Wie sieht denn so ein Schiff aus?“

„Ich“ meinte er. „wenn ich das wüßte. Aber mächtig groß ist es  
gewiß. An die tausend Menschen gehen wohl hinein.“

„Wenn der Sturm kommt- muß es schrecklich fein/ feuchte sie kaum  
vernehmlich. „Ich denke es mir wenigstens grauelig- wenn es nach allen  
Seiten hin- und hergeschaukelt wird.“

„Mache dir keine Gedanken darüber.“ sagte er tröstend. „Die meisten  
Fahrten - habe ich gelesen - gehen glatt von statten. Ich möchte  
übrigens mal einen Sturm erleben! Ich denke es mir prächtig.“

„O. lieber nicht!“ brachte sie zitternd hervor. „Es ist schon schrecklich  
genug auf dem Lande. Wie muß es erst draußen auf dem Meere sein . . .

Ich sage dir- Alexander.“ fuhr sie eifrig fort, „im wache jedesmal in der  
Nacht auf- wenn ein Gewitter ist. und eine gräßliche Angst habe ich.

Ich denke immer: Was machen nur die armen Tiere - die Bäume -  
die Sträucher -- die Gräser - die Blumen!“

„Närrisches Zeug redest du- Elisabeth. Die Tiere finden im Walde  
ihre Zuflucht - und was hat das Unwetter mit den Bäumen und  
Sträuchern zu tun?“

„O. Alexander. daß du das nicht fühlst! Hast du nie gehört. wie  
die Bäume weizen. wenn der Sturm sie schüttelt? Ich glaube bestimmt.“  
sagte sie ernsthaft. „daß die Bäume und die Sträucher und die Blumen  
es fühlen wie wir - ja vielleicht noch mehr. Und die Theresine meint  
es ebenfalls. -- Wie leicht kann sie der Blitz treffen! Und wie oft reißt  
sie der Sturm aus der Erde. Ich habe laut aufgeschrien. wie ich nach

Die reines Herzens find Felix Hollaender

einem furchtbaren Gewitter am anderen Morgen einen Baum mit allen feinen Wurzeln am Wege liegen fah . . . Wenn der Wind zu pfeifen beginnt. kriege ich schon eine Gänfehaut. Du nicht?"

„Nein. Elifabeth. an so etwas habe ich noch nicht gedacht, Und Furcht vor Gewitter kenne ich nicht . . . Es kann ja sein. daß du recht hast.“ meinte er nachdenklich. „Ich habe mir darüber noch nie den Kopf zerbrochen. Ja. mich dünkt es. als ob ich auf die Bäume immer neidisch gewesen wäre. Die können sich den ganzen Winter ausruhen - und wenn der Frühling kommt. werden sie grün und schön. Die Menfchen haben es nicht so gut. Ein Baum wird mit dem Alter immer schöner - der Mensch immer häßlicher . . . So. und da gehe ich eine Wirtschaft. wo wir frühstücken können. Ein Schluck warmer Kaffee - denke ich -- wird uns gut tun.“

Mit wenigen Schritten war das Ziel erreicht.

Sie festen sich unter einen mächtigen Lindenbaum. der mitten im Garten stand. und harrten. daß eine hilfreiche Seele sich ihnen nahen sollte.

Es verging jedoch eine Ewigkeit - und mochte er noch so laut „Holla - Heda - Wirtschaft!“ rufen -- es meldete sich niemand. denn es war noch früher Morgen.

Das kleine Fräulein hielt sich mit übermenschlicher Kraft aufrecht.

„Weißt du was.“ fragte er. „du fest dich auf meinen Schoß und schläffst noch ein bißchen.“

Und ohne ihre Antwort abzuwarten. zog er sie an sich. Und wieder mußte die Reifedecke herhalten. in die er sie wie ein Wickelkind einpaßte. Sie ließ alles mit sich geschehen. Und bald war sie in seinen Armen fest eingeschlummert. Sie atmete tief und ruhig. und auf ihren lieblichen Zügen lag ein leises Lächeln. das ihn rührte.

„Baroneßchen.“ fragte er zu sich selber. „ich will dich schon behüten und beschützen. Die alte Urfrau braucht sich keine Sorgen zu machen.“

Aus dem Wirtshaus kam die Schleißerin und sah verwundert auf das zarte Liebespaar unter der alten Linde. „PW“ machte er. „wir wollen sie nicht wecken. Wir sind nämlich früh aufgebrochen.“ felzte er erklärend hinzu. „und haben einen weiten Weg hinter uns.“

Die Schleißerin nickte. Sie war eine große. hagere Person. die nicht viel Worte machte.

„Wir möchten einen heißen Kaffee und frisches Brot dazu.“ fragte er.

Er zog ein Beutelchen aus der Tasche. damit sie kein Mißtrauen und

Felix Hollaender: \_ Die reines Herzens find  
keine Sorge um die Zehe hätte. Bei feiner Bewegung wahte Elifabeth  
auf und rieb fih die Augen.  
„Ausgefhlafen?“ fragte er fröhlih.  
Und fie antwortete: „Gottlob ja - und frifh bin ih wie ein Fifh  
im Waffer.“  
Der dampfende Kaffee ftand vor ihnen und große Shnitten Schwarz-  
brot mit frifher Butter dazu.  
Sie ließen es fih wohl fein. und alle Sorgen waren wie fort-  
geblafen.  
„Ja.“ meinte er. „fo ein Fröhfiick im Freien mündet doh anders.  
als im dumpfen Zimmerloh. Und bei der nähften Bahnfiation feßen  
wir uns in den Zug. und das Laufen hat ein Ende . . . Heda. Shleußerin.  
wie weit ifi es noh bis zur Station?“  
Elifabeth betrachtete ihn mit Entzücken.  
„Wie du kommandieren kannft.“ meinte fie fiolz. „Wer hätte dir  
das zugetraut?“  
„Ah. Elifabethhen.“ entgegnete er. „mit dem Kommandieren hat  
es bald ein Ende. Habe ih erfi die Teerjacke an. dann heißt's parieren.  
Was tut's! Auh das will gelernt fein. Aber auf den Mafibaum  
klettern und über das weite Meer blicken - das denk' ih mir wunder-  
fcbön.“-  
„Still - da kommt die Shleußerin.“  
Er wiederholte feine Frage.  
„Zwei gute Stunden werdet ihr zu laufen haben.“  
Er blickte nah der Sonne. die hoh am Himmel fiand.  
„Shönen Dank.“ fagte er und legte ein Geldftück hin. um die  
Rechnung zu begleihen.  
„Ihr habt wohl einen reihen Juden totgefhlagen?“ fragte die  
Shleußerin lächelnd.  
„Es wird fhon fo fein.“ erwiderte er pfiffig,  
„So nehmt euh vor dem Gendarmen in aht!“ warnte fie. „Der  
maht die Landfiraße unfiher.“  
Er lahte herzhaft auf.  
„Wir haben leihtes Gepäck und rafhe Beine. Uns erwifcht er  
niht.“  
„Man foll den Tag niht vor dem Abend loben!“ antwortete  
fie kurz.  
„Shönen Dank für den guten Rat. - Der Kaffee hat uns gefhmectt.“

Die reines Herzens find Felix Hollaender

- Und diefe Linde hat es in fich . . . Wer weiß. ob wir fie noch einmal wiederfehen.“

Und nachdenklich betrachtete er ihren mächtigen Stamm.

„An die hundert Jahre kann fie zählen.“ fagte er.

„Dreihundert Jahre ift fie alt!“

„Dreihundert Jahre.“ rief Elifabeth bewundernd. „Was mag die alles erlebt haben.“

Die Schleußerin blickte fie prüfend an. Und das Kind errötete.

„\*s ift gut. daß fo ein Baum nicht reden kann.“

Elifabeth mied ihren Blick.

„Wir müffen gehen.“ drängte Alexander. „Es ift die höchfte Zeit.“

Hand in Hand verließen fie den Garten. ohne fich noch einmal urn-zuwenden.

Die Schleußerin dachte: Die Linde wird euch nicht verraten. Aber fo ein merkwürdiges Paar wie euch hat fie gewiß noch nicht befchattet. fo alt fie geworden ift.

Auf der Landftraße furrten Schmetterlinge und Libellen an ihnen vorbei. und die Sonne brannte. Zuweilen begegnete ihnen ein Ochfengefpann. das langfam und träge des Weges zog.

Die Kinder fangen mit lauter Stimme; „Das Wandern ift des Müllers Luft - Das muß ein fchlechter Müller fein - Dem niemals fiel das Wandern ein.“

Aber ihre Kehlen wurden durch die Glut des Mittags trocken. Und Elifabeth fühlte. wie ihr das Laufen fauer wurde. und wie der Schweiß auf ihre weiße Stirne trat.

„Ausgelitten!“ rief er. „Da ift der Bahnhof!“

„Gott fei Dank!“ murmelte fie. „Ein bißchen müde bin ich doch geworden.“

„Hier kannft du ansruhen und Limonade trinken.“ munterte er fie auf.

Sie traten in den Wartefaal ein. in dem fich keine Menfchenfee be fand.

Alexander befiellte Limonade und zwei Gläfer und ging dann an den Bahnfchalter. Sie mußte ein paar Minuten anf feine Rückkehr warten. In diefer Zeit des Alleinfeins wurde fie ängftlich. Und plößlich fehraf fie jäh zufammen.

„Was war denn das?“ flüfterte fie bebend. Hatte die Therefe fie nicht eben beim Namen gerufen? . . .

Felix Hollaender: Die reines Herzens find

„Therefe. bifi du es?“

Sie horchte angepannt . . . Nichts regte sich . . . Und doch - ganz deutlich hatte fie die Stimme der Therefe gehört . . .

„Alerander. mir ift fo angft!“

Sie fiel ihm fchluchzend um den Hals.

„Und eben war miris. als ob die Therefe dicht hinter mir fiände , . .

Lache nicht. Alexander - ich habe ganz deutlich ihren Ruf gehört.“

Er fireichelte fie wie ein kleines Kind. Und bei feiner fanften Berührung wurde fie wieder ruhig.

„Aufgepaßt. Elifabeth. Alle Not und Furcht hat ein Ende. In einer Stunde geht der Zug nach Magdeburg. Magdeburg liegt an der Elbe - und von da kann Hamburg nicht weit fein. Denn Hamburg liegt -\* fo viel ich weiß - ebenfalls an der Elbe.“

„Ifi das ficher?“ fragte fie.

„Ich will nicht darauf fchwören.“ erwiderte er. durch ihre Frage fchwankend geworden. „Aber ich glaube mich befimmt daran zu erinnern. daß Hamburg an der Elbe liegt . . . Es liegt ficher an der Elbe.“ fuhr er wie erleuchtet fort. „denn von da gehen ja die großen Dampfer nach Amerika. Jeßt gibt es keinen Zweifel mehr.

Er fchenkte die Limonade in die Gläfer.

„Stoß an mit mir. Elifabethchen.“

Die fchweren Gläfer gaben keinen guten Klang.

Sie nippte ein wenig. und auch er feste kaum das Glas an den Mund.

Und auf einmal fprang fie - von einer böfen Ahnung ergriffen - auf und eilte ans Fenfier.

Ihr feines Ohr hatte das Rollen eines Wagens vernommen.

Der Junge folgte ihr langfam.

Und jest fchrie fie gellend auf und klammerte sich feft an ihn - als fürchtete fie - der Boden täte \*sich unter ihr auf . . .

Auch aus Alexanders Zügen wich jeder Blutstropfen .

Nur noch wenige Schritte entfernt war die alte Kalefche. und darinnen faß - troh der glühenden Hiße in eine graue Deäe gehüllt - der Herr Baron von Sydow. Oben auf dem Kutfcherbock thronte mit fchwer bekümmerter Miene der alte Wilhelm.

Und jest hielt der Wagen vor dem Bahnhof. Und in einer Sekunde mußte der Baron im Warteraum fein.

„Ich laffe dich nicht!“ wimmerte fie fchmerzhaft.

Die reines Herzens find Felix Hollaender

K

Und er antwortete: „Ich habe keine Furcht - so wahr mir Gott helfe.“

Der Baron öffnete die Tür - und sein erster Blick fiel auf die Kinder, die fest umschlungen vor ihm standen.

Ohne Alexander eines Blickes zu würdigen - als ob er über ihn hinweg in die Luft fähe - nahm er Elifabeth an die Hand und sagte: „Wir wollen nach Hause fahren.“

„Papa!“ schrie sie krampfhaft auf. „Ich sterbe, wenn Alexander nicht bei mir ist . . . Lieber Papa, habe Mitleid!“

Es zuckte um die Mundwinkel des Barons.

„Nicht so lärmen!“ sagte er, und aus seiner Stimme klang mühsam unterdrückter Zorn.

„Papa, ich gehe ins Wasser!“ jammerte sie.

„Herr Baron, darf ich etwas sagen?“ brachte Alexander erschüttert hervor.

„Kein Wort!“ entgegnete Herr von Sydow kurz und hart. „Mit einem schlechten Menschen habe ich nichts zu tun.“

„Ich bin nicht schlecht!“ schrie Alexander gequält.

„Ein Vagabund und Taugelnichts bist du! Ein ungeratener Junge . .

„Das ist er nicht!“ unterbrach ihn Elifabeth verzweifelt.

Und gleichsam schüßend stellte sie sich vor Alexander.

Aus ihren Augen blühten Trotz und Kühnheit.

„Wilhelm!“ rief der Baron.

Der Alte, der an der Tür gestanden, trat gefenken Hauptes ein, Er brummte beim Anblick Elifabeths unverfändliche Worte. Sein Auge war umflort.

Der Baron richtete sich auf und sah Elifabeth kalt und scharf an.

„Wenn du nicht auf der Stelle gehorchst.“ ließ er in gedämpftem

Ton hervor. „so werde ich dich zu zwingen wissen. - Aber außerdem.“

fuhr er langsam und schneidend fort. „wird Wilhelm unverzüglich den Gendarmen holen, der dieses Büfchlein hinter Schloß und Riegel bringt, wo er Zeit hat, über seine Streiche nachzudenken. Nur wenn du folgfam bist, laffe ich Gnade für Recht ergehen.“

Sie sah entsetzt zu Wilhelm hinüber, als hielte sie es für ausgeschlossen, daß der alte Mann solche Sünde auf sich laden könnte.

Aber Wilhelm fand wie ein begoffener Pudel da und wagte nicht zu widerprechen.

Felix Hollaender: Die reines Herzens find  
 Schnürte dem Komteßchen jemand den Hals zu? . . .  
 Es konnte keinen Laut hervorbringen. Seine verängstigten Augen  
 jarrten fuchend in die Luft. als müßte irgendwoher noch in leßter Mi-  
 nute Hilfe nahen.  
 ..Elifabeth - um des Himmels willen - Elifabeth. komm zu dir!“  
 flehte Alexander - ihre Hand ergreifend.  
 Da fah sie ihn in unfagbarer Liebe an.  
 Ihr Widerftand war gebrochen.  
 „Alerander. vergiß mich nicht. wie ich dich nie vergeffen werde.“  
 hauchte sie. während ein wundes Lächeln ihre Züge beherrfchte . . .  
 „Nie vergeffe ich dich!“  
 Es klang wie ein Gelöbnis.  
 Das Kind bli>te ihn groß und ernft an. fo daß er erfajauerte. Es  
 nahm feine Worte wie einen unverbrüchlichen Schwur in fich auf.  
 ..Genug. genug.“ fagte der Baron und drängte die Kleine zur Tür.  
 Sie wankte hinaus.  
 Alexander fah noch. wie der alte Wilhelm sie führen mußte. damit  
 sie nicht umfiel.  
 Und gleich darauf rollten die Räder. und der Wagen fuhr mit der  
 kleinen Elifabeth davon.  
 Er riß die Augen weit auf und ftarrte ihr betäubt nach. Und als  
 das Geräffel der Kalefche längft verhallt war. ftand er noch immer un-  
 beweglich am Fenfter.  
 ..Einfieigen nach Magdeburg!“ rief eine Stimme.  
 Er hörte es nicht.  
 Ein gellender Pfiff fuhr durch die Luft. Er vernahm ihn nicht.  
 Der Zug feste sich in Bewegung. Er fah es nicht . . .  
 In feinem Hirn war nur der eine Gedanke: Mitten während der  
 Fahrt fpringt sie aus dem Wagen und kommt zurück.  
 Er brach auf einem Stuhl zufammen und ftierte vor sich nieder.  
 So verharnte er fiundenlang.  
 Aber plötzlich fuhr er in die Höhe. und ein Stöhnen entrang sich  
 ihm. Jemand hatte ihn leife berührt. Und wie er jäh aufblickte. ftand  
 vor ihm der Harmonikafpieler. der, mit fanfter Hand durch fein Haar  
 fuhr.  
 „Junge. Junge!“ fagte er weich und weiter gar nichts. Da er-  
 wachte Alexander aus feiner Starrheit - und auffchluchzend lehnte er  
 sich an den alten Mann.

„Weine dich aus- mein Junge. Weine dich ruhig aus. is ifi nicht  
der erfte Jammer- der dich trifft -- 's wird nicht der leßte fein. Das  
Unglück> il da. damit es über den Menfchen kommt und ihn mürbe macht.“  
Er fchwieg und hockte fich neben Alexander hin. Und nun fprach er  
kein Wort mehr- fondern überließ den Jungen feinem Schmerze. Nur  
zuweilen fah er ihn behutfam an und nippte an feinem Branntwein.  
Und dann verfiummte Alexander.  
Die Lieder fielen ihm fchwer zu. Der Kopf fank ihm auf die Bruf.  
Nur noch ein unruhiges Jucken. ein fchreckhaftes Zufammenfahren  
fchüttelte feinen Körper. g  
„Schlaf dich gefundf mein Junge!“  
Er legte ihm den Plaid unter den Kopf und breitete feinen alten  
Soldatenmantel über ihm aus.  
„Sol nun fpiele ich dich in einen fröhlichen Schlaf.“  
Und mit vorfichtigen Händen entlockte er der Harmonika halbe und  
gedämpfte Töne.  
Und wirklich fchien es- als ob die fanften Klänge dem armen Jungen  
Frieden fchufen.  
Fort eßun in der Juni - Nummer.  
g



Die kulturellen Werte des Theaters.

XX:

Julius Bad:

Die Umfrage ist an „Fach-Autoritäten“ gerichtet, also an Leute, die ein Stück ihrer Lebensarbeit an das Institut „Theater“ gehängt haben. Nun, zu deren Ehren wollen wir das annehmen, daß sie ihr Leben und jene Kunst nicht durch eine liebeleere Zwangsehe geschändet haben, daß sie sich aus „Beruf“ dem Theater zuwandten, und daß also das Theater auf ihre ästhetische und ethische Bildung einen sehr tiefgehenden, wo nicht entscheidenden Einfluß gehabt hat. Damit aber ist noch nicht der mindeste Beweis erbracht für den allgemein kulturellen Wert des Theaters. Denn nicht die Einwirkung auf eine Anzahl besonders Disponierter der kulturellen Oberschicht, nur die Erfütterung großer künstlerisch normal indifferenter Massen aus jeder Schicht des Volkes könnte dem Theater eine kulturelle Bedeutung verleihen.

Um also diese beiden völlig getrennten Fragen abzuhandeln, will ich zunächst die Frage nach dem „Einfluß des Theaters auf meine ethische und ästhetische Bildung“ beantworten. Mein Leben ist nun von dem Augenblick an, da es eine selbständige, von meinen inneren Bedürfnissen einigermaßen souverän geleitete Entwicklung nahm, in so unaufhörlicher mannigfaltiger Berührung mit dem Institut des Theaters gewesen, hat so unausgelezt Erfütterungen und Bereicherungen erfahren, die in irgend einer Art, in irgend einem Grade mit der Schaubühne zusammenhängen, daß ich keinen Zeitabschnitt und keine Schicht zu nennen wüßte, in der das Theater meine menschliche „Bildung“ nicht beeinflußt hätte. Da es nun unmöglich Absicht dieser Umfrage sein kann, Leser mit den einstweilen doch recht wenig allgemein interessanten Tatsachen meiner Biographie zu befassen, so will ich die Fülle der Einwirkungen, die das Theater auf mich geübt hat, nur einigen allgemeinen Gesichtspunkten einordnen, unter denen meine Erfahrungen für einen gewissen Kreis zeit-

239

## Die kulturellen Werte des Theaters

genöfflicher Kulturjugend vielleicht ty p i f ch find. Nur was am eigenen Erleben etwa doch außerperfönliches. allgemeines Säjickfal ift. kann rechtfertigen. wenn ich hier mit irgendwelcher Bedeutung von meiner privaten Erfahrung fpreche: 7

Das Theater hat zunächfi für mich die Bedeutung gehabt. die es wohl für die meiften empfänglichen Großfiadtjungen hat: es war die erfie und deshalb illufionsfiärkfie Berührung mit der Kunft -- war meine Traumwelt. die fich mit beglü>ender Stärke und Klarheit vom Alltag abhob und fchon dadurch der erlöfende Tummelplaf aller gären-den. wirklichkeitüberfliegenden Kräfte wurde. So hat. glaube ich. das Theater noch heute wie zu Wilhelm Meifiers Zeiten für fenfible Charaktere der bürgerlichen Kultur etwas myfiifch Lockendes. Feierliches - fafi Heiliges. Ein Theaterbefuch ift in diefem Stadium ein richtiger „Feiertag“. Nur äußern fich die hundert Jahre Entwicklung von Wilhelm Meifier bis heute wohl darin. daß dies Stadium der Theater-Religiofita't heute in noch jüngerem Alter abfolviert wird. Mit 20-22 Jahren find Großfiadtkinder meift fertig damit. Befonders Veranlagte natürlich ausgenommen. - Perfönlich will ich übrigens noch bemerken. daß bei mir der für diefe Periode beinah normale Wunfch. felbfi „Schaufpieler“ zu werden. fich nie gemeldet hat. Zu aller Zeit fchreckte mich ein letzter bürgerlicher Infiinkt vor der entwurzelnden Verfchmelzung mit diefer innerfien Form des Theaters zurück - des Theaters. dem ich mich von einer Fülle innerer Verwandtfchaftsgefühle geleitet doch immer wieder aufs allerfiärkfie anzunähern fuchte. Stets trieb es mich. dies rätfelreiche Phänomen fo nah wie möglich zu fehen. - aber als Publikum, als Kritiker. als Dramaturg. als Dramatiker. felbft als Regiffeur bleibt man noch in gewiffem Grade „Zufäjauer“. Nur der Sch aufpieler tritt ganz ins Innere der Theaterkunft. an ihm nur vollzieht fich jene Umwandlung. die wir andern genießend. urteilend. ratend. leitend miterleben. nur er übertritt die Schwelle. hinter der die Auflöfung des bürgerlichen Individuums. feine Umfchmelzung in neue Gefaltten. dies eigentliche Myfierium des Theaters liegt. Stets befiebt. mich diefer Schwelle aufs äußerfte zu nähern. hinderte mich doch fiets unüberwindliche Scheu. auch nur einen Fuß über diefe Schwelle zu fehen. Auf jene Zeit. in der mich das Theater als Gefamterfcheinung. als finnlich faßbarfte Form der außerwirklihen Kunft ergriff. folgte eine Epoche. in der es vor allen die P erf ö nlichkeit einzelner großer Schaufpieler war.

...>- \_ .  
-...

F U'. "Ze

l!\* "\*7 el' "t x "Fl-t \*1'. .."1'L" ..'F'.. .Lo  
...er-..1. ,  
. e "x .

i.i[ k 'l i tik-iii..

i 'ii-ib-- .ii  
l'- "Fr-i.  
..b  
F\*  
Petit .  
th  
e  
l'lll  
0  
E  
evis  
UK

(Mit Teck von Julius  
q]  
\*\_x  
..lil

\_EMPTY\_

Julius Bab

deren theatralifrer Ausdruck mir zum Erlebnis wurde. Iofef Kainz z. B. hat mir jene Gruppe feelifcher Kräfte. deren künflerifäfe Offenbarung man etwas dürttig Neuromantik nennt. viel eher geweckt. gefläkt. befiätigt als irgend ein gleichgearteter Künfler des Worts oder der Farbe. Und fpäter ift mir das Erfaffen fchaufpielerifrh geformter Menfchlichkeiten in Baffermann. Oskar Sauer. Matkowsky vor allem und in einigen anderen von großer Bedeutung gewefen. (über diefen Teil meiner Theatererfahrung habe ich in einigen Schriften „Was ift uns Kainz?“ – „Matkowsky“ et., Reäfinfchaft zu geben verfucht.)

In den letzten Jahren ift mir. ohne daß die Wirkungsart jener friiheren Stadien jemals ganz aufgehört hat. das Theater. vor allem als pfyäfologifches Phänomen eine Lebensfrage geworden.

Während mir die Betrachtung des theatralifchen W i r k u n g s prozesses in feiner finnfälligen Helle der reäfte Weg zum Erfaffen gewiffer künftlerif>7er und fozialpfychologif>7er Probleme überhaupt wurde. wuchs mir darüber hinaus das Wefen des fchaufpielerifäfen W i r k e n s zu einer Metapher. in der fich die als höehft nötig gefühlte Kritik des P e r f ö n l i c h k e i t s b e g r i f f e s auspreehen ließ. Es ift dies letztere Erleben der Theaterkunft. das mich glauben läßt. die in allen Formen modernen Lebens drängende Perfönliehkeitsfrage werde über kurz oder lang einen määftigen Impuls erhalten miiffen durch eine „Philofophie der Schaufpielkunf“ - wobei es fehr offen gelaffen fein foll. ob ich oder ein anderer. Berufenerer. dieses ficher notwendige Buch fchreiben wird. Negativ möchte ich fchließlich noch bemerken. daß mir das Theater. vielfach wie gezeigt wichtig durch fein Eigenleben. \*als literarifche Mittlerin. als Trägerin des Dramas w enig bedeutet hat. Die Lebenskräfte meiner eigenen dramatifchen Produktion haben theatralifche Erfahrungen wohl genährt. aber niemals erzeugt. und zu Genuß und Verfiändnis der großen Dramatiker bin ich in der Regel mehr durch das Buch als durch die Bühne gelangt. Nur etwa bei Shakefpeare. diefem Theatraliker W77 REMO. und bei einigen modernen Bühnenpfychologen. deren allzu feine Linienführung erft die fiarke nachzeichnende Hand eines geifireichen Menfchendarftellers deutlich machte. war der Theatereindruck dem der Lektüre überlegen. Was aber die uns blutnächfien Dramatiker großen Stils. was Hebbel. Kleifi. Grillparzer. Anzengruber. Ibfen angeht. fo habe ich viel herrliche Einzelleiftungen. aber fehr felten eine „gute“ Voriellung gefehen - d. h. eine Voriellung. die mir reicher und richtiger als meine Lefephantafie fchien und die mir

Die kulturellen Werte des Theaters

deshalb auch im literarischen Sinne bedeutend gewesen wäre. - So ist mir, der ich doch dem Theater so viel verdanke, gerade diejenige Leistung der Schaubühne, die oft als die erste und wesentlichste genannt wird: die Vermittlung und Erhellung dramatischer Poesie die letzte und entbehrlichste gewesen. In diesem Punkte sind meine Erfahrungen allerdings vielleicht nicht typisch - vielleicht lese ich jedes Drama schon zu sehr als Theatraliker, als „Regisseur“ (im weitesten Sinne dieses Wortes), um der Inszenierungsarbeit eines anderen Regisseurs rein genießend, unkritisch gegenüberzutreten zu können. Aber obwohl untypisch, schien mir doch dies Verhalten zu den Darbietungen der Schaubühne erwähnenswert, weil hiermit gebührend betont wird, wie viel die Theaterkunst, jenseits jedes literarischen Mittlerdienstes, zu bieten hat durch die einzig ihrer Form eigenen Kräfte.

In der Darstellung definiert, was dieses den eigenen Formen der Bühnenkunst entquellende Leben für mich geleistet hat, glaube ich dagegen etwas Typisches dargelegt zu haben - typisch nämlich für eine recht große Zahl junger Leute, die unter gleichen sozialen, kulturellen und ähnlichen individuellen Bedingungen wie ich aufwachsen, also für junge Leute der bürgerlichen Schicht, von großstädtischer Geburt, von ästhetischen Neigungen und einem zur Stärke dramatischer Akzentuierung neigenden Temperament.

Obwohl es nun eine an Zahl, vielleicht auch an kulturellem Einfluß nicht ganz geringe Schar von Menschen ist, deren theatralisches Erlebnis in dieser Art verläuft, so scheint mir damit noch lange nicht der Beweis erbracht für eine kulturell erzieherische Wirkung des Theaters. Von der wird man, wie gesagt, erst sprechen dürfen, wenn nicht nur eine zweifellos besonders theatralisch disponierte Schicht, sondern das Volk ganz vom Theater kulturelle Einflüsse erfährt -- oder doch erfahren könnte.

An diese Kulturmission des Theaters glaube ich allerdings auch; und ich glaube nicht, daß sie erst wirksam werden wird, wenn unser Theater im Sinne der Wagnerianer und Bühnenreformalisten (d- 18. Fuchs) zu einer religiös-mythischen Festarena hinauf oder richtiger zurück-gefrachtet wird. (Zurück - denn die selten ganz unfinnige Entwicklung der Geschichte führt aus dem öffentlichen Mythen-Festspiel in den differenzierungsfähigen geschlossenen Raum für das psychologische Drama!) Nein, ganz ohne diese - eine utopische Umwandlung der ganzen heutigen Gesellschaft voraussetzende! - Revolutionierung ihres Wesens

kann die „Schaubühne“ fruchtbar sein für die menschliche Kultur. Und zwar denke ich dabei nicht an die „moralische Anfielt“ oder überhaupt an die Inhalte, die etwa von der Szene herab verkündigt werden können. Religiöse, moralische, sozialpolitische Inhalte können ja in tausenderlei Formen propagiert werden, und selbst wenn das Theater die wirksamste Form dieser Propaganda wäre (was ich sehr bedingt zugeben kann), so wäre der daraus resultierende Effekt doch keine kulturelle Leistung der Theaterkunst. Wie sie hier zur Diskussion steht, so nennen darf man, wie mir scheint, nur die Kräfte, die unmittelbar auf der Schaubühne gebotenen Kunstformen entströmen. Die Theaterkunst wirkt kulturell heilsam, weil sie eine Kunst ist, weil sie ästhetische Erlebnisse auslöst, und sie spielt kulturell eine hervorragende Rolle unter den Künsten, weil sie nach ihrer Organisation die sinnlich größte, eindringlichste Wirkungsart hat und dadurch imstande scheint, die populärste, d. h. die die weitesten Schichten ergreifende Kunst zu werden. Was die Theaterkunst als Kulturmacht im Volke wirken kann, ist also annähernd daselbe wie jener Eindruck, den ich in der vorher geschilderten Entwicklung als erstes Stadium schilderte: eine Traumwelt, die sich mit beglückender Schärfe und Klarheit vom Alltag abhebt. Dies scheint mir ja die ungeheure kulturelle Leistung aller Kunst: den Menschen aus seinem von tausend praktischen Notwendigkeiten gebundenen Wirklichkeitsleben auf eine Spanne Zeit hinaus verweisen in eine Welt, die von andern Gefühlen, von Prinzipien der fichtbaren Schönheit, der weissen Kraft geformt ist. Denn so hält die Kunst das geistige Wesen, die „philosophische“ vom nächsten drängenden abkrahierende Spannkraft des Menschen wach, so hält sie dieser Arbeitsmaschine der modernen Gesellschaft einen Blick offen in das aus tieferen Quellen strömende Leben der Natur, so forgt sie, daß der Mensch nicht ganz „politisches Tier“, sondern mit einem Restchen feines Gefühls Naturwesen bleibe -- daß jene auf Kraft und Schönheit gerichteten Elementartriebe nicht ganz verkümmern, aus denen sich doch schließlich alles -- auch die gesellschaftliche Organisation! -- erhalten, neu schaffen muß. So ist die Kunst das heilige Gefäß, in dem sich das Lebenselixier für jede menschliche Gesellschaft erhält. Jede Kunst - aber keine dient mit so brutaler Deutlichkeit ihrem Zweck wie das Theater. Denn die Theaterkunst bietet die vollkommenste und die schwächste Illusion zugleich. Das ist nur scheinbar paradox. Die Bühne stellt wirkliche Menschen von Fleiß und Bein hin, läßt sie sprechen und handeln

16\* 643

Die kulturellen Werte des Theaters

- das gibt eine Illusionsstärke, die die bemalte Leinwand, die gedruckte Sprachkunst nie hat, die auch noch das dumpfte Gemüt in feinen Bann zieht. Aber andererseits ist in keiner Kunst das Außerirdische, das einer ganz andern außerpraktischen Kategorie angehörende Leben des Kunstwerks so unverwundbar betont. Jene naturalistische Unterchiebung, mit der sich der Philister so gern um die Erfütterung durch die Eigengefeße der Kunst herumdrückt, jene Unterchiebung, mit der er sich das einzigartige Raumwerk des Malers zur „Abbildung“ einer vertrauten Realität, das Sprachkunstwerk zum „Bericht“ seiner Wirklichkeit ftempelt - diese gefährlich gefällige, die Kunst um ihre beste freimachende Kraft betrügende Täuschung ist hier nicht möglich. Zu grell betont der Bühnenraum und die in ihm unumgänglichen hundert grellen Stilifizierungen: hier ist „nur“ Spiel, „nur“ Illusion, hier lebt ein anderes, unwirkliches Gefüge streng folgendes Leben, hier ist eine zweckfreie Welt des Scheins, Tummelplatz der Träume, der Phantasie - der Seelen. Noch von den „Gebildeten“ haben viele im Kern den Unterschied zwischen einem Bildnis und einer Photographie nicht begriffen - aber den Theatervorgang für die bloße Nachahmung eines irgendwo anders Wirklichen zu halten, das gelingt auch dem Naivsten nicht. So verfaßt hier die Kunst, mit der der Infinkt des Bürgers die vogelfreie Kunst wieder in seine Zweckwelt einzufangen sucht. Und zugleich ist die Körperkunst des Schauspielers so stark, daß der Naive viel leichter den Theatervorgang, wie etwa ein Bild, als neue Welt annimmt. (Dies kommt daher, daß die Schauspielkunst keine abgelösten Werke, sondern nur den Schaffenden beim Werke kennt - als die urzeitlichste, undifferenzierteste der Künste. So sieht hinter dem Werk des Menschendarstellers („Fauft“) ein spürbares Leben (Fauftdarsteller), das gleichsam durch Betrug dem Zuschauer die Realität der Gestalt mitgeteilt.) Auf der einen Seite also von unentzinnbarer Illusionskraft, auf der andern mit unausweichlicher Klarheit als unpraktisches Spiel charakterisiert, hat das Theater eine einzigartige Qualität, einfachen ästhetisch ungeübten Naturen das Wesen der Kunst zu vermitteln, ihnen Erlöserin vom Alltag, Befreierin aller phantastischen, lebenspendenden, naturnahen Seelenkräfte zu werden. Dies halte ich für die große Kulturmiffion des Theaters und dies wird - und damit - komme ich zu Ihrer dritten Frage -- das Theater um so besser leisten, je mehr es sich von den lehren Endes kunsttötenden Prinzipien des Naturalismus befreit; je mehr es betont Kunst fñ ä t t e.



nicht Alltagskopie zu fein. Literarisch exemplifiziert halte ich eine schönstilisierte Aufführung vom „Sommernachtstraum“ und selbst vom „Verfchwender“ für kulturell erzieherischer als die „echteste“ „Weber“-Aufführung. Denn zu einem aufwühlenden Miterleben zwingt der rechte Dichter auf der rechten Bühne in bestimmten Fällen - die „Weber“ aber bergen für ein ungeübtes Publikum gerade die Gefahr, daß sie rein praktisch, nur in ihren Konsequenzen für die reale Welt ergriffen werden könnten - und daß so das künstlerisch-befreiende, das vom Praktischen befreiende ausbleibt. Daß sie dafür ethische Werte haben, zählt gar nicht -- denn politisches Wissen, soziales Empfinden, moralisches Bewußtsein, religiöse Andacht, das alles kann auf viele Art vermittelt werden. Aber nur auf eine Art, nur durch die Kunst wird die beglückende Spielkraft der Seele entbunden, ihr bestes göttlich freies, schöpferisches Teil. Und das Theater ist für viele die einzig zugängliche oder einzig verständliche Form der Kunst. Deshalb hüte sich gerade die Volksbühne vor moderner, realistischer Produktion, die in ihrem künstlerischen Wesen erst dem untercheidungsfähigen Auge des Vielgebildeten faßbar ist, dem einfachen Geist aber oft zu einer rein praktischen Tendenzkündigung, also zu einer durchaus außerkünstlerischen Angelegenheit wird. Hier hat der einfache Mann oft sehr gefunden. In Frankfurt für das, was ihm not tut. Bei der Begründung der Berliner „Freien Volksbühne“ erklärten die Arbeiter bekanntlich, ihr Verlangen richte nicht nach Hauptmann und Ibsen, sondern nach Schiller und Goethe. Sie hatten recht - nicht die Diskussion feiner praktischen, die Entfesselung, Erweckung feiner außerpraktischen Lebenskräfte verlangt das Volk von der Theaterkunst - und dies gewährt Goethe sich selber, deutlich mehr als Ibsen. Womit ich natürlich nicht gefagt habe, daß Ibsen keine Kunst zu bieten hat! Aber erst nach langer Vorbildung sollte es die Leitung einer Volksbühne wagen, ihrem Publikum „realistische“ Kunstwerke vorzuführen. Werke, die ihren Stoff aus der Lebenssphäre der Zuschauer wählen. So viel zum Repertoire - aber auch Schauspielkunst und Inszenierung werden an kultureller Fruchtbarkeit gewinnen, wenn das heute noch vielfach herrschende kleinliche Bemühen um „Echtheit“ durch großzügige, finnlich und finnbildlich starke Stilisierung ersetzt wird. Was nun schließlich rein praktisch die Ausbreitung der Bühnenkunst anlangt, so bin ich nicht dafür, die Geburt der uns vielfach empfohlenen „Festspielhäuser“ und „Zukunft-Schaubühnen“ abzuwarten -

## Die kulturellen Werte des Theaters

einfach weil diesen Instituten die Geburt eines neuen Dramas, einer neuen Theaterkunst einer neuen Wirtschaftsordnung kurz einer neuen Kultur vorangehen müßte. - Statt dessen schlage ich vor. am Bestehenden zu bauen und sich fogar des bestehenden Wertes unserer „Schillertheater“ und unserer Volksbühnen einweilen zu freuen. Bestehen ist ihr Wert. weil sie für wenig Geld noch nicht viel. d. h. erftklaffiges bieten können. Gedeihlicher schien mir. wenn unsere a l l e r e r f t e n B ü h n e n von öffentlichen Behörden oder privaten Korporationen Subventionen erhielten gegen die Verpflichtung. wöchentlich mit ihren erften Kräften 1 bis 2 Gratisvorstellungen abzuhalten. die zweckgemäße Befüllung des Zuschauerraumes für diese Vorstellungen scheint mir (bei Heranziehung der Gewerkschaften z. B.) durchaus möglich. Auf diese ganz und gar nicht utopische Weise wäre diese Theaterkunst sehr weiten Kreisen zuzuführen, und das große Freiheitsland der Phantasie würde sich Tausenden neu erschließen.

xxl: '

Fritz Engel:

Wer Ihre erste Frage beantworten will, wird mehr über sich selbst als über das Theater nachdenken müssen und wird Ihnen dankbar sein. daß Sie ihn zu der Frage an das eigene Ich zwingen: Was war es denn eigentlich. was dich von Kindesbeinen an jeden Theaterbesuch als ein besonders holdes Ereignis begrüßen ließ? Nun denn ich prüfe mich und glaube zu merken, daß das Theater nach und nach folgende Empfindungen bei mir berührte- und zum Teil befriedigte. zum Teil erst recht lebendig machte: die Neugierde: „Theater“ - was ist das überhaupt? Die Wißbegierde: Wird Tell das Schweizervolk befreien oder nicht? Das unschuldige finnliche Interesse: Ist dieses Gretchen nicht wirklich zum Verlieben? Dann die Phantasie: Wer doch auch König mit Krone und Purpurmantel sein könnte!

Zuletzt reifer geworden. reagierte ich nur noch auf die ästhetische Wirkung des Theaters. Der Organismus eines Schauspiels- der Zusammenhalt einer guten Aufführung die zweckmäßige und bedeutende

Gebärde des Darftellers und die Art feines Vortrages weckten in mir ein Formgefühl, das ich nunmehr nicht miffen möchte. Nach dem Gang meiner perfönlichen Entwicklung habe ich erft aus dem Mikrokosmos des Theaters fchließen gelernt auf die Gefefsmäßigkeit, die allen irdifchen Dingen, jedem Bauwerk, jedem Gemälde, ja der ganzen Natur' zugrunde liegt, und ich lernte begreifen, daß Schönheit ohne Ordnung nicht denkbar ift. So muß ich den Einfluß des Theaters auf meine äfthetifche Bildung fehr hoch einfchätzen.

Dagegen kann ich mich nicht erinnern, daß die Bühne ethifch auf mich gewirkt hätte. Oder doch nur in einer verfchwommenen Weife, indem ich mir wünfchte, fo edel wie Egmont, fo ftolz wie Tellheim, fo opferfreudig wie Pofa zu werden. Indeffen fürchte ich, daß ich fo ftolz, fo edel, fo opferfreudig nicht geworden bin, und daß ich fchon eine Stunde nach folchen guten Vorfähen derfelbe war wie vordem. Erft das Leben felbft war es, das mir einen nicht immer leichten Unterricht im Ethifchen geben mußte.

Und damit habe ich die Brücke zur Beantwortung Ihrer zw e i t e n F r a g e. Ich glaube, daß das Theater eine fehr hoffnungsvolle Kulturmiffion hat für die äfthetifche Erziehung eines Volkes, und zwar faft aller Schichten. Aber e t h i f c h e Einflüffe wird es nur üben können auf die wahrhaft Einfältigen, auf die voll Naiven, auf die ganz Gläubigen, die in jedem Priefter das Mundftück des Himmels, in jedem Dichter den fchlackenlofen Verkünder des Guten, und in jedem Bühnenhelden ein anfeuerndes oder warnendes Beifpiel fehen. Diefen Menfchen, die ich ehrlich beneide, ift die äfthetifch heute nicht vollgültige Kunft darum auch die liebste, nämlich jene Kunft, die ganze Tugend und ganzes Lafter zeigt, die jede Tugend in den Himmel hebt und das Lafter in die Hölle ftößt. So macht es der Herr Pfarrer auf der Kanzel auch.

Auch für Frage drei möchte ich den von Ihnen aufgestellten Begriff, „kulturell erzieherifche Werte“, in einen ethifchen und einen äfthetifchen Teil zerlegen. Dann meine ich, daß unfer heutiges Theater fich um die fittliche Hebung der Nation nicht viel bekümmert, ja im allgemeinen es fogar ablehnt ihr zu dienen. Nur von zwei Männern weiß im, daß fie in der Bühne ein Erziehungsmittel fehen. Der eine ein nationales, der andere ein foziales. Diefen Männer heißen Wilhelm II. mit Hülfen im Gefolge und Rafael Löwenfeld, mit der Suite der „Freien Volksbühnen“.

Dagegen ift gewiß, daß für die Pflege des lediglich Schönen auf

## Die kulturellen Werte des Theaters

unferer neuesten Bühne. und zwar seit dem Auftreten Max Reinhardts. sehr viel und Hoffnungsvolles getan wird. Das Extrem der Nüchternheit. das der Naturalismus uns aufgezwungen hat. ist abgelöst. vorläufig noch durch ein anderes Extrem. durch den ungezügelteren Naufch der Farbe und der Bewegung. Aber immerhin. wir haben eine Saat. die Früchte verspricht.

7W- & 7M

MU: \_

Thomas Achelis:

Die aufgeworfene Frage gehört zu den faszinierendsten und bedeutendsten der ganzen Kulturgeschichte. soweit man darunter die geistige Entwicklung der Menschheit versteht. Sie läßt sich nicht einfach beantworten. sondern nur auf Grund allgemeiner. kulturpsychologischer Erwägungen. Wenden wir uns (unter Ausschluß der Inder und Chinesen) den Griechen zu. so ist ein unmittelbarer Einfluß des Theaters auf die Geistesbildung. auf die künstlerische Durchbildung. z. B. bei den Athenern zu Perikles' Zeit. ganz unverkennbar. Das Theatergeld. das dieser große Staatsmann allen athenischen Bürgern zahlen ließ. war nicht nur eine sozialpolitische. demokratische Maßregel. sondern sie verfolgte auch einen höheren Zweck. eben den. den Durchschnittsmenschen zur Kunst zu erziehen. Denn hier kann nur. was klar zutage liegt. unmittelbare Anschauung. langjährige Erfahrung ein einigermaßen sicheres Urteil ermöglichen. nicht bloßes Vernünfteln aus leeren Begriffen. um mit Lessing zu sprechen. Es ist deshalb keine Frage. daß uns in dieser Beziehung die besser geschulten Römer. insbesondere die Franzosen. sehr überlegen sind. Fast daselbe gilt für die sittliche Weltanschauung; es ist kein Zufall. daß zwei. sonst so verschiedenartige Denker wie Plato und Rousseau die Kunst und speziell das Drama. als die lebendigste Dichtung. aus ihrem Zukunftsstaat verbannt wissen wollten. Wer denkt bei diesem Problem nicht an die denkwürdige Schiller'sche Abhandlung: Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet? Gewiß ist Schiller vor dem Verdacht gerechtfertigt. mit der faden Aufklärungsphilosophie. die selbst bei einem Lessing „das Unterrichtende“ noch so in den Vordergrund treten läßt. das Moralische zum Rückgrat des ästhetischen Genusses

zu machen. Man darf bei ihm vielmehr sich des Vifcherfchen Wortes erinnern: das Moraliſche verfteht ſich immer von ſelbſt. Und doch hat Schiller bei aller Betonung der Freiheit für die Kunſt ihre verfittlichende Wirkung und Erziehung nicht ſtark genug betonen zu können geglaubt. Darin liegt es, wie es der feinſinnige Denker des genaueren in der Abhandlung: über den Grund des Vergnügens an tragifchen Gegenſtänden, auseinanderſetzt, daß wir die Abſicht, die Tendenz forgfältig vom Erfolg, von der Wirkung trennen. Jede echte Kunſt veredelt uns dadurch, daß ſie uns vom Niedrigen, Gemeinen, Zufälligen, Einzelnen in das Reich des Erhabenen, Großen, Notwendigen, Typiſchen erhebt, und nur wer innerlich verroht und verkommen iſt, kann ſich dieſer tiefen ethiſchen Wirkung, die in beſonderen Fällen fogar zu einer Wiedergeburt des ganzen Menſchen zu führen vermag, entziehen. Mit den letzten Ausführungen iſt die zweite Frage ſchon beantwortet; wie friiher, ſo kann und wird auch jeß't die Pflege echter Kunſt, die von zufälligen Tagesmeinungen und vorübergehenden Moden frei iſt, ein Born für die fittliche Stärkung und Förderung des Menſchen ſein. Aber freilich - es gehört dazu eines immerhin empfänglichen Gemütes, um für den Durchſchnittsmenſchen eine tiefere Wirkung, einen Wandel in der Überzeugung und in der Lebensführung zu erzeugen. Wo die Abtumpfung des Habituss eingetreten, das Theater lediglich Unterhaltungsmittel geworden iſt, da kann von dieſer ethiſchen Erneuerung nicht die Rede ſein, ebenſo wenig wie bei dem lediglich berufsmäßigen Kritiker (bei Schiller: Kenner genannt), dem es allein um gewiſſe formale äſthetiſche Beziehungen zu tun iſt. Noch ſchwieriger endlich iſt die (3.) Frage zu beantworten, ob derartiges von unſerem jetzigen Theater zu gewärtigen iſt; hierzu bedarf es einer umfaſſenden Kenntnis des Materials und einer dementſprechenden Prophezeiung für die Zukunft. Ganz allgemein läßt ſich nur feſtſtellen, daß es, wie anderen Zeiten, ſo auch der Gegenwart an und für ſich möglich ſein muß, bezüglich des Theaters dieſen hohen kulturgeſchichtlichen Beruf zu erfüllen. Eine andere Frage iſt es, ob Wildenbruch, Hauptmann, Dreyer oder gar Lauff dazu imſtande ſind, aber man braucht nur den einzigen Namen: Jbſen anzuführen, um eben an dieſe Möglichkeit im vollen Umfange zu glauben.

/

## Die kulturellen Werte des Theaters

Wil):

Max Nordau:

Über den Punkt Ihrer Umfrage, der eine autobiographische Antwort erfordert, bitte ich rasch hinweggehen zu dürfen, denn mit dem französischen Dichter halte ich dafür, daß „das Ich heilenswert ist.“

(„de moi est précieux.“)

Das lebendige Theater hat auf mich nie den geringsten bildenden oder umbildenden Einfluß geübt. In der Jugend hatte ich nicht oft Gelegenheit, es zu besuchen und mich an künstlerisch hochstehenden Vorstellungen zu erfreuen, und seit meinem Alter der Reife lebe ich im fremdsprachigen Auslande, wo ich eigentümlicherweise zur Bühne keine innere Beziehung gewinnen kann. Ich empfinde die Gefallen, die hinter der Rampe sprechen und handeln, nicht als zu mir gehörig. Sie gehen mich nichts an. Sie regen mich höchstens zur Verstandes-, nie zur Gefühlsanteilnahme an. Es geht mir mit ihnen wie dem Kirchenbesucher, der bei einer ergreifenden Predigt allein nicht weinte, weil er nicht zur Gemeinde gehörte.

Dagegen haben dramatische Dichtungen beim Lesen immer den tiefsten Eindruck auf mich gemacht. Das Literarisch-Schöne trat mir zuerst in der Gestalt der Tragödien von Sophokles, Goethe, Shakespeare und teilweise von Schiller, Grillparzer und Hebbel entgegen. Nach einigen schmerzlichen Enttäuschungen vermied ich es grundsätzlich, meine Lieblingswerke aufführen zu sehen. Die Darstellung fiel immer bis zum Parodistischen gegen das Bild ab, das ich von der Dichtung in der Phantasie hatte.

Meine Ethik ist vom Theater unberührt geblieben, hat aber von ihm insofern Entwicklungsdränge empfangen, als es auf sie als Reiz zur entrüsteten Abwehr und zum schroffen Widerstand wirkte. Mein Sittengesetz sieht nämlich zu den moralischen Anschauungen fast aller mir bekannten, ernst zu nehmenden dramatischen Helden im äußersten Gegensatz und vertieft sich in dem Maße, wie dieser mir heller zum Bewußtsein kommt.

Und nun wollen wir von den „erzieherischen Werten und Kräften“ des Theaters sprechen. „Die Schaubühne als moralische Anstalt be-

traihet“ - nicht wahr? Ach, unfer Schiller! Was hat der edle Schwärmer mit diefer begeisterungsvollen Abhandlung für Verwirrung in verqualmten Köpfen angerichtet! Wir haben ja, wenn anders die Zeitungsberichte Glauben verdienen, erſt neulich aus erlauchtem Munde das Apophthegma vernommen: „Nach dem Gymnaſium die Hochſchule, nach der Hochſchule das Theater.“ Alſo das Theater die letzte Haltſtelle auf dem mühevollen Werdegang vom Pennäler zum Mufterkulturmännchen; der Heilsabſchluß der Metamorphoſe, die den Frosch in den Mulus, dann in den Fuchs und ganz zuletzt in den glorreichen Premierentiger verwandelt. Einen kräftigen Blatz in dieſen alten ſchimmerigen Phraſennebel. Großartige Redensarten von den erzieheriſchen Werten des Theaters kann man, ohne in Gelächter loszuplahen, überhaupt nur im stillen Kämmerlein, am Schreibtisch, umgeben von tieffinnigen, rhythmisch oder regellos ſchaumſchlagenden Büchern, machen. Ich möchte den ſehen, der ſie noch im wirklichen Theater, auf einem Sperrſiß, zwifchen zwei Weltkindern mit Zettel, Praliſſ und Operngucker, ernſtlich Angeſichts wiederholen könnte!

Man erhebe doch den Blick vom Gedruckten und ſchau' ins Leben! Wer geht ins Theater, zu welchem Zwecke geht man dahin und was nimmt man daraus mit? Von lyriſch geſtimmten Jünglingen, die zu klaffenden oder doch poetiſchen Stücken gehen, um ſich an ſchöner Sprache zu berauschen und beim Anblick der Schaufpieler, und noch mehr der Schaufpielerinnen, in den Illuſionen ihres Alters üppiger zu ſchweigen, ſie abgeſehen. Sie bilden einen ſo kleinen Bruchteil des Theaterpublikums, daß man ſie vernachläſſigen kann. Sie tragen zu den Erhaltungskosten des Schaufpielunternehmens ſo unerheblich bei, daß nur die Leiter unterſchiedlicher Anſtalten dem Bildungskomment zuliebe an ſie manchmal ein wenig Rückſicht nehmen. Sonſt aber geht in das Theater ein jedes Schwunges bares, unheilbar blaſiertes Publikum, das im Modetrom mitplätſchern, ſeine Abendtunden elegant totſchlagen, ſeine ſozialen Appetite fättigen, ſich unterhalten, ſich pervers kißeln laſſen, lachen will. Ganz beſonders lachen. Zu welchen Stücken läuft die Menge, die der Logen und Parkettſiße ebenſo hartig und gedrängt wie die der Galerien? Zu Schwänken, zu Poffen, am liebſten zu jenen, die ſich Luftſpiele nennen; denn zu den naiv eingeſchändigten Hanswurſteleien, zu den offenſichtlichen Eluſionen zu gehen, ſchämt ſich der Gefellſchaftsmännchen doch, auch wenn er an Geiſt und Gefchmack ungemilderter Ianhagel iſt. Nächſt den Lachſpielen üben die ſtärkſte Anziehung Werke, die ſich an die Gafferei und

## Die kulturellen Werte des Theaters

Mauläfferei und an die minderwertige Näherinnenfentimentalität im Großtadtmenfchen wenden: alfo dieAusfiattungsleiftungen. reicheDamen-toiletten. bunte Männerkoftüme. Gefangvereins- und Kommerslieder und billige Scheiden-Meiden-Leidenpoeſie bieten. und folche. die mit ſchwüler. ungefunder Sinnlichkeit noch weniger empfehlenswerte Triebe erregen. Was hat das alles mit Kultur und Erziehung zu tun?

Es iſt ein Glück. daß das Theater kein Kulturverbreiter und Erzieher iſt. Denn die Kultur. die es verbreiten würde. wäre eine folche. in der der öde Spaß der oberſte Wert wäre. und die Erziehung. die der andächtige und lerngierige Zufchauer darin empfangen würde. wäre die zu allen Formen des Irreredens und der Serualpſychopathie.

Man wendet vielleicht ein: „Nun ja. das iſt das Bild des Theaters. wie es iſt. nicht des Theaters. wie es fein follte. Und warum follte es nicht fein können. wie es fein follte?“

Warum? Weil die Sittengeſchichte keinen Rücklauf. keine Umkehr zu den Anfängen kennt. In feinen Urprüngen hängt das Theater mit der Religion zuſammen. Bei den alten Athenern war eine Aufführung eine Glaubenszeremonie. der Befuch einer Vorſtellung Gottesdienſt. Das hörte aber ſchon etwa im 3. Jahrhundert vor Ehrſti Geburt auf und bei den Römern war das Schauſpiel nie etwas anderes als Kurzweil. Im Mittelalter diente das Theater wieder der Theologie. Das chriſtliche Myſterium knüpfte an die antiken Feſtſpiele mythiſchen Inhalts an. Die Bühne war in oder vor der Kirche aufgeſchlagen. Die Vorſtellungen fanden an den großen Feſten ſtatt. Der Inhalt der Spiele war bibliſch. Sie waren eine anſchauſiahe Ergänzung des Katechismus. Sie bildeten gewiſſermaßen eine geſprochene Armenbibel. Damals konnte vom erzieheriſchen Werte des Theaters die Rede ſein. Es erzog wirklich das unwiſſende Laienvolk zum Glauben oder hatte doch dieſe Abſicht. Aber ſeit das Myſterium ſich zur weltlichen Dichtung entwiäelt hat. iſt die pädagogiſche Tendenz und Wirkung aus dem dramatiſchen Gedicht verſchwunden und das Publikum weint ihr keine Träne nach.

Und daß das heutige Drama ſich wieder zum Myſterium zurü>bilden wird. das glaube ich trotz der Ober-Ammergaufchwärmerei hyfteriſcher Angelfächfinnen. deutſcher Myſtiker und überall dabei ſein wollender Böffennobs nicht.

Unſer modernes Theater dient darſtellenden Künſtlern als Stätte eines ſelbſtvergötternden Virtuofentums. Schriftſtellern als Kampfplatz



Eugen Kilian

von Eitelkeit. Ehrgeiz. Erfolgskreberei und gewöhnlicher Geldgier. Unternehmern als Goldmine. Für höhere Kulturaufgaben und erzieherisches Wirken ist da kein Plan.

M:

Eugen Kilian:

Meine ästhetische Bildung ist von frühester Jugend an so eng mit dem Theater verknüpft, daß es mir unmöglich ist, beides zu trennen und mir meine Entwicklung ohne den Einfluß des Theaters vorzustellen.

Ich würde mich, wenn ich meine Lebensarbeit dem Theater widme, ohne zu glauben, daß das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt, für einen Hanswurst halten - selbst mit jenem Glauben komme ich mir von Zeit zu Zeit wie ein Folscher vor. Unser modernes Theater erfüllt seine kulturelle Aufgabe so gut und so schlecht, wie diese zu allen Zeiten von dem Theater erfüllt wurde. Ich glaube nicht an die Sage von der guten alten Theaterzeit. Die kulturellen Elemente fanden zu allen Zeiten, wo Theater gespielt wurde, in verschwindender Minderheit zurück gegenüber den Elementen der Bühnenkunst, in denen nur das oberflächliche Unterhaltungsbedürfnis, die rohe Schaulust und der Hang nach Sensation ihre Befriedigung finden,

Fortsetzung in der Juni - Nummer,

253

Ricarda Huch:  
Merkwürdige Menschen und Schicksale  
aus dem Zeitalter des Risorgimento.

I,  
Silvio Pellico.

Schluß.

Etwa um diese Zeit, in der Mitte des Jahres 1819, trat in den übermütig bewegten Kreis das Schicksal, unfichtbar den Schritten eines hübschen, fröhlichen jungen Musikers angeheftet, des Romagnolen Piero Maroncelli. Er kam mit der doppelten Absicht nach Mailand, sein Brot zu verdienen und eine Gruppe der Carbonari zu begründen, der in der Romagna sehr verbreiteten geheimen politischen Gesellschaft, der er angehörte, und die in die Lombardei noch nicht eingedrungen war. Im Hause der Schauspielerin Carlotta Marchionni lernte Silvio ihn kennen, und ein Gespräch über Musik und Literatur erregte sofort in beiden gegenseitiges Interesse, das durch den gleichen Gefühlszustand, in dem beide sich befanden, noch vermehrt wurde. Maroncelli nämlich war ebenso verliebt in Carlotta Marchionni, wie Pellico in seine Eoufine Teresa, die bei ihr und ihrer Mutter lebte, so daß beide demselben Verkehr zuftreben, ohne sich doch im Wege zu stehen, und zum Austausch ihrer Empfindungen und Erlebnisse natürlicherweise veranlaßt wurden.

Teresa Bartolozzi, die Eoufine der Carlotta Marchionni, genannt Gegia oder Gegina, war, wie Angelo Brofferio in seinen Denkwürdigkeiten sagt „das schönste, liebste, wißigste Teufelchen, das jemals vom Himmel gefallen sei“. Sie habe germanische Schönheit und Florentinische Lebhaftigkeit in sich vereinigt; blaue Augen, lachender Mund, blondes Haar und weiße Hautfarbe hätten ihr Äußeres reizend gemacht, eine ungefucht poetische Art sich auszudrücken, liebenswürdige Offenheit und feltene Warmherzigkeit ihre Anziehungskraft vollendet. Auch andere fagen, daß sie zwar der Carlotta an Schönheit nicht gleich gewesen sei.

aber durch den Zauber ihrer Perfönlichkeit ebenfo feffelnd gewirkt habe. Sie hatte dichterifche Begabung und konnte durch ihren Gefang entzücken doch trat fie für gewöhnlich nicht auf. fondern befchäftigte fich mit dem Haushalt.

Es gibt Zeiträume im Leben der Menfchen. wo alles fich zufammenzudrängen. zuzufpißen. zu gipfeln fcheintz wo die äußerfte Gefpanntheit aller Gefühle und Strebungen irgend ein Ereignis verlangt und weisfagt. das entladend oder ablenkend wirke. um. wie es auch fei. dem Zustande. der fiä) nicht mehr fteigern kann. ein Ende zu machen. In einer folchen Verfafung befand fich Silvio in dem Jahre 1820. das ihn dem Kerker überlieferte. Sein freundfehaftlicher Verkehr mit den beiden Eoufinen und feine Liebe zur Gegia befand feit Jahren; erft in diefem Sommer aber. als die Gefellfchaft Marchionni fich in Mailand aufhielt. fprach er ihr fein Gefühl aus. wodurch das bisher zurückgehaltene mächtig und meifterlos wurde und ihn überwältigte. Der Umftand. daß er fie im Haufe der Tante von Verehrern umgeben fah. daß die frühere Zurückhaltung durch den Umgang mit Maroneelli bereits durchbrochen war. mag. abgesehen von der natürlichen Entwicklung. zu dem nunmehrigen Siäwffbaren und Anwachen der Liebe beigetragen haben. Obwohl Gegina Silvios Leidenschaft nur mit Freundschaft erwiderte. faßte er den Gedanken. fie zu heiraten. fei es nun. daß er felbft fich. oder daß fie ihm Hoffnung machte. ihre Neigung würde fich noch gewinnen laffen. „Ach.“ fchreibt er ihr. „warum hat mir der Himmel ein ganz in Liebe entbranntes Herz gegeben und mich nicht mit allen den äußeren Vorzügen gefchmückt. die Liebe gewinnen. die eine wahre Leidenschaft einflößen. Warum habe ich nicht den taufendften Teil deiner Anmut. deines Reizes. des Zaubers. der über deine ganze himmlifche Perfon ausgebreitet ift! Lache nur. und die gute Eoufine Carlotta mag mit dir lachen. ich erlaube es euch. aber es ift fo: niemals hat mir etwas daran gelegen. ob ich häßlich oder fchön feiz jeßt zürne ich der Natur. daß fie mich nicht zum fchönften. liebenswürdigften. verführerifcheften der Menfchen gemacht hat.“

Man kann Silvio Pellico nicht gerade häßlich nennen; feine Bilder zeigen eine hohe Stirn. fehr fäimale Lippen. feine Züge. die leicht etwas Scharfes. Spißes haben könnten. Sein Mitgefangener Alexandre Andryane fpricht mit Wärme von feinem fanften. fchweremütigen Geficht. das himmlifche Güte aus-drücke. von den edlen Verhältniffen feiner bleiäien Stirn. von feinen Augen voll Zärtlichkeit und Poefie. von dem feinen

Lächeln feines Mundes. was alles zufammen außerordentlich gewirkt habe. Wie gut man fich diefe Art von feelifcher Schönheit Pellicos vorftellen kann. fo begreift man doch. daß es nicht gerade die war. die ein Mädchen verliebt machte. befonders da feine fehr kleine Gefialt das wefentlich Unmännliche der ganzen Erfcheinung vollendete. Wäre Silvio aber auch der Geliebten ficher gewefen. fo fah er doch keine Möglichkeit vor fich. fie zu heiraten. Seinen Eltern. kleinbürgerlich und fromm wie fie waren. flößte der Verkehr ihres Sohnes mit der Schaufpielerin Schrecken ein. auch Graf Porto fah ihn ungern. Seine Mittellofigkeit und Abhängigkeit fchienen der Verwirklichung feines Sehnsens jede Ausficht zu rauben. So marterte ihn zugleich der Zweifel an der Liebe feiner Geliebten. und die Furcht. die faft Gewißheit war. daß er fie. felbft wenn fie ihn liebte. nie würde beißen können. Zur Arbeit hatte er keine Sammlung mehr; ohnehin war der Eonciliatore aufgehoben; aber es fcheint. daß er auch feinen Pflichten als Hauslehrer nicht wie fonfi naäjkam. Er fah fich im Widerfireit mit den geliebten Eltern. mit dem Grafen Porto. mit fich felbft. ohne Hoffnung und Troft von irgend einer Seite. als zuweilen in der Nähe der Geliebten fein zu dürfen und mit Maroucelli. was beide bewegte. befprechen zu können. Aus den kurzen Briefen. die er dem Freunde im Laufe des Sommers fchrieb. fpricht ein verzweifelted Gemüt. das weder mehr leiden. noch auch handeln kann. Im Juni fchrieb er an feinen Bruder Luigi nach einem Befuche in Turin bei den Eltern: „Trotz meiner großen Liebe für diefe Teuren machte es mir die fehlende Gewohnheit mit ihnen zu leben fchwer. ihre gotifchen Anfichten über Religion und Politik zu ertragenz fie gehören dem vergangenen Jahrhundert an und wir nicht dem gegenwärtigen. fondern dem künftigen; es ift beinahe unmöglich. daß wir uns verliehen, Glaube mir. aus diefem Grunde ift es eine Vorfegung. daß wir nicht zufammen leben; wir würden weniger geliebt werden und würden weniger lieben: traurige Wahrheit!“ So fcharf war bei diefem zärtlichen Sohne das Gefühl der Entfremdung gegen die Eltern geworden. die ihn weder in feinem Denken. noch in feiner Liebe verliehen wollten. Er war entfchloffen. ihres Kummers und ihrer Vorfiellungen ungeachtet. von Gegia nicht zu laffen. Ende Augufi verließ die Gefellfchaft Maräjjionni Mailand: Silvio mußte die Geliebte fcheiden fehen. ohne fich mit beftimmten Hoffnungen auf die Zukunft tröften zu können. Maronrelli. der fich in der gleichen Lage befand. war nicht weniger niedergefchlagen. und es war in diefer

"...!...q!..nur

 $\cdot^* e^-$

\_EMPTY\_

Stimmung, daß die beiden Freunde die eine Zeitlang vernachlässigte Politik wieder aufnahmen.

Im April 1819 hatte Silvio seinem Bruder geschrieben: „Es ist gefagt worden, daß alles, was in Italien liberal sei, Earbonaro sei; aber sei ruhig, es gibt auch nicht die entfernteste Beziehung zwischen einer dunklen Sekte, die sich verbirgt, und einer freimütigen Gefellfchaft, die die Meinungen öffentlich bekennt und druckt (wenn sie kann).“ Inzwischen hatte er einen Earbonaro, nämlich Maroncelli, persönlich kennen gelernt und sich mit ihm befreundet. Wenn er sich jetzt leicht überreden ließ, der ein| geringgefajälzten Verbindung beizutreten, war es, weil der Freund sich ihm in einem besseren Lichte hatte zeigen können? oder weil er ihm blind vertraute? oder weil sein Gemüt so bewegt und voll war, daß er es gleichsam nur nebenher tat, ohne sein ganzes Bewußtsein hineinzufußen? Man kann sich auch denken, daß er nun einmal in der Verfassung war, gewagte Entschlüsse zu fassen, daß er sich am wohlsten fühlte, wenn Gefchehen und Erregung um ihn her war. Eine fonderbare Unbedenklichkeit kennzeichnet die Handlungsweise der beiden Freunde in diesen Women, die Maroncelli zwar natürlich, an Pellico aber etwas Außergewöhnliches war. Gerade am 31. August, einige Tage nachdem die geliebten Eoufinen Mailand verlassen hatten, erschien das kaiserliche Edikt, das den Earbonaro mit Todesstrafe, den der einen Earbonaro kannte und nißt anzeigte, mit schwerem Kerker bedrohte. Was für einen verhängnisvollen Schritt er demnach tat, indem er Earbonaro wurde, deffen scheint Silvio sich kaum bewußt gewesen zu sein. Er daßte daran, weitere Anhänger zu gewinnen, gab Maroncelli, der nach Genua reifen wollte, zu diesem Zwecke eine Empfehlung an seinen Bruder Luigi und forderte den Grafen Potro zum Beitritt auf, der ohne weiteres »einwilligte.

Porto, immer unternehmend und betriebfam, dachte die Angelegenheit im großen zu betreiben und einen Maffenbeitritt im Volke zu veranlassen; Silvio hatte vor, die patriotischcn Freunde dafür zu intereffieren, wozu sich gerade jetzt eine Gelegenheit bot. Es fand nämlich die erste Fahrt eines Dampfchiffes auf dem Po statt, wobei die Unternehmer, die Grafen Porto und Eonfalonieri anwesend sein wollten; Potro nahm seine Söhne und ihren Erzieher mit. Man reifte zuerst nach Venedig, das Silvio wegen der Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit des dort herrschenden Lebens sehr mißfiel; das Volk fehlte ihm weder seiner großen Vergangenheit eingedenk, noch der schmählichen Gegenwart sich bewußt

zu sein. Auf der Rückreise besuchte man in Mantova den befreundeten Grafen Arrivabene- dem Silvio in Gegenwart\* seiner Zöglinge beiläufig von den Carbonari sprach. Als dieser begriff- daß es sich um eine ernstlich gemeinte Aufforderung handelte gab er einen abschlägigen Bescheid. Inmitten der fröhlichen Gefellchaft guter Freunde fühlte Silvio sich elend. „Was für eine Qual ist das Herdenleben (Che 811)“ schrieb er seinem Bruder aus Mantova. Als er am 9. Oktober wieder in Mailand eingetroffen war, erfuhr er in der Wohnung Maroncellis den er sofort aufsuchte- daß dieser zwei Tage vorher verhaftet sei. Um einen Freund zu warnen, von dem er fürchtete, daß er durch gewisse bei Maroncelli gefundene Papiere kompromittiert werden könnte reifte er an den Comersee- wo dieser zu Hause war. Der schweizerischen Grenze so nahe hätte er sich leicht in Sicherheit bringen können; aber weder ihm noch dem Grafen Porto kam es in den Sinn- daß ihnen Gefahr drohen könne. Silvio war in Schmerz verfallen- weil seine Hoffnung die Geliebte unterwegs zu sehen durch den Grafen Porro vereitelt war der aus geschäftlichen Gründen die Reise hatte abkürzen und von Mantova geradewegs nach Mailand reisen müssen. Dazu bekam er Briefe von seinen Eltern- die sich wohl auf seine Heiratspläne bezogen und ihn niederstießen. Bevor er den Comersee verließ- schrieb er an Gugia: „Beklage mich, beklage nicht meine gute Freundin- ich werde niemals glücklich sein! Jede Hoffnung auf eine schöne Zukunft verschwindet und je mehr ich mich in der Unmöglichkeit sehe die grauenhaften Befehle zu überwinden die mich von dir trennen desto mehr fühle ich“ daß ich dich liebe und daß ohne dich mein Leben nur Bitterkeit hat.“ Unterdessen hatte die Polizei ihn gefasst den die ersten Aussagen des Maroncelli belästigt hatten und beobachtete das Haus des Grafen Porto. Sowie er am Nachmittag des dreizehnten Oktober dort anlangte, wurde er verhaftet und in das Gefängnis Santa Margherita gebracht. In seinen ersten Verhören nahm Silvio den Standpunkt ein der einem Rebellen seinem politischen Feinde gegenüber angemessen ist: er leugnete und verschwieg- sich bewußt- daß es seine erste Pflicht war, die Sache der er sich ergeben hatte und die Genossen die ihre Vertreter waren nicht zu verraten. Zu seinem Unglück deckten sich seine Aussagen nicht mit denen Maroncellis, der gewisse nachgewiesene Tatsachen nicht hatte leugnen können- und der in seiner Notlage auf eine Art der Verteidigung verfallen war, von der er Silvio nicht vorher in Kenntnis hatte sein können. Dennoch ließ dieser sich nicht entmutigen und verwirren



er verfiel fogar auf die Lift, einen fcheinbar heimlichen Brief in die Hände der Richter fallen zu laffen- und führte fie zweckentfprechend aus. Eine Zeitlang hatte es den Anfchein als würde er aus Mangel an Be- weifen entlassen werden.

Erft in Venedig, wohin Pellico im Februar des folgenden Jahres (1821) gebracht wurde- trat eine Wendung ein. Dort war fein In- quirent jener Antonius Salvotti- den die gefchichtfäreibenden italienifchen Patrioten ihren Märtyrern wie einen Geift der Hölle gegenüberzufstellen pflegten- von dem fich die Angeklagten ihre gefährlichen Geheimniffe- fie wußten felbft nicht wier ablocten und entreißen ließen. Auch ihm in- deffen widerftand Pellico anfänglich; fein würdiges Benehmen, feine Tapferkeit, die Reinheit feiner Gefinnung erwarben ihm die Achtung und Sympathie des Richters- der doch alles anwenden mußte- ihn zu Gefänd- niffen zu veranlaßen. Was ihn bewog das Leugnen aufzugeben war hauptfächlich der Umftandx daß er es nicht hätte fortfeßen können7 ohne Maroncelli und einen andern Freund,, der verhaftet worden warF geradezu Lügen zu ftrafen. Es beftand natürläuf für einen jeden die Möglichkeit, das Syftem des Leugnens durch Dick und Dünn zu treibenx und dem Richten ja fogar dem mitangeklagten Freunde dreifc ins Gefecht er- wiefene Tatfachen abzutreten; aber wenn den meiften- und gerade den feiner geartetenr fchon das Lügen an fich fauer wurde, fo fehlte ihnen vollends die Kraft- die offenkundige Lüge aufrecht zu erhaltene womit etwas Humor oder fchaufpielerifches Temperament allenfalls leichter fertig geworden wäre. Überhaupt begingen in den erfien Prozeßen faft alle den Fehler- da fie nom keine Erfahrung und keine Kenntnis der Gefefze hatten- daß fie im Anfang alles zugaben- was ihnen belanglos fihiem wodurch fie fich denn in Widerfprüche verwickelten- vieles zugeben mußten und fchließlich keinen anderen Ausweg mehr fahen- als alles zu gefiehen.

Pellico- ein innerlicher und ethifch veranlagter Menfcl» war feit feiner Gefangennahme von dem Zwiefpalt der Pflichten- in den er fich verfeßt fahr zerriffen. Es hätte feinem Gefühl entfprochen- fich offen zu feiner Handlung zu bekennen und die an ihn gerichteten Fragen der Wahr- heit gemäß zu beantworten; allein ebenfo lebhaft war fein Wunfä» die Freunde- insbefondere den Grafen Porro- den er lieb hatte und zugleich als Wohltäter verehrte- der Kinder hattete feine Zöglingm nicht ins Ver- derben zu fürzen. Es ifi behauptet worden- Silvio habe nicht eher zu- gefianden- daß Potro Earbonaro fei- als bis Salvotti ihm auf Ehren-

Jus dem Zeitalter des Rifoxgimento Ricarda Huch  
wort verichert habe. der Graf fei entflohenz feftzufstellen ift das jedoch  
nicht. Immerhin. wenn er es nicht mit Beftimmtheit wußte. konnte er  
annehmen. der fo deutlich Gewarnte werde fich inzwifchen geflüchtet  
haben.

Was Silvios Widerftandskraft lähmte. war auch feine fchon erwähnte  
Art. fern von den Dingen und über ihnen zu bleiben. Er war kein  
Parteimann. konnte fich vielmehr gut auf den Standpunkt derer verfehen.  
\*die ihm vorwerfen konnten. er habe das Glü> vieler einzelner aufs Spiel  
gefeht. ohne eine beftimmte Ausficht für das Ganze. etwas Gutes oder  
Großes zu erreichen; ganz befonders auf den Standpunkt der öfter-  
reichifchen Regierung. die' in ihm einen Aufwiegler. einen höchft ftraf-  
würdigen Verbrecher fehen mußte. Um fo mehr rührte ihn die Menfchen-  
freundlichkeit. mit der ihn der durchaus öfterreichifch gefinnte Tiroler  
Salvotti behandelte. Diefer. ein Menfchenkenner und Silvio fehr zu-  
getan. fuchte durch das Gewiffen und durch das religiöfe Gefühl auf ihn  
einzuwirken.

Im Laufe der Unterfuchungshaft. namentlich feit er gefanden hatte  
und fich auf den Tod vorbereiten zu müffen glaubte. veränderte fich  
Silvios Gemütszufund. Er war nun allein. vom Leben abgelöst. Gott  
oder denn dem Unbekannten gegenüber. Das verhältnismäßige Sicher-  
heitsgefühl. das ihn befeelt hatte. folange er Glied eines ihn hebenden  
und tragenden Kreifes gewesen war. fchwandz der Einfluß der patrio-  
tifchen Freunde wurde erfeßt dura) den Salvottis. eines Mannes von  
unbeugfamem Charakter und unerfchütterlichen Grundfäßen. daher wohl  
geeignet. feine Gefinnungen dem empfänglichen Dichter einzuprägen.  
Inneren Frieden hatte keine Philofophie Silvio jemals gegeben;  
ja er hatte fich oft nach der einfachen Gefühls- und Denkweife feiner Kind-  
heit. die noch die feiner Eltern und Säjeweiern war. zurückgefehnt. ohne  
doch ernftlich zu denken. daß fie ihm wieder zugänglich werden könnte.  
Das Unglück führte ihn den verlaffenen Weg zurück. Wie fein eigenes  
Körpergewicht. fo muß der Menfch auch das Gewicht feiner Seele tragen.  
und es gibt viele. die. fchwach. krank oder träge. ihr Leben lang bemüht  
find die Lafi fo viel wie möglich auf andere abzuwälzen. Solche find  
geborene Konvertitenz fie pflegen nach kürzerer oder längerer Gegenwehr  
im Schoße einer religiöfen Gemeinfchaft zu enden. die fie mit einem Male  
von ihrer Bürde erlöfi. Vielleicht hätte Pellico diefe Richtung in jedem  
Falle eingefchlagen; gewiß befehleunigte es der ungeheure Schickfalschlag.  
der ihn unvorbereitet und nicht einmal durch fefte politifche Überzeugungen

260

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Riforgimento oder Leidenchaften gerüfiet traf. Das Gewicht feiner tödlich getroffenen Seele wurde ihm zu fchwer: er brauchte Gottf um es mit ihm zu teilen. Indeffen vollzog fich der Umfchwung durchaus nicht ohne innere Kämpfef indem das Selbfbewußtfein des gebildeten Mannes fich dagegen em- pörtef auf das eigene Denken und die dadurch gewonnenen Ergebniffe zu verzichten. Es ift bezeichnendf daß er Salvotti bat- ihm einen gebil- deten Priefter zu fchicken- der imftande feif feine Einwürfe und Bedenken zu widerlegen. Erft allmählich lernte er esx auch in einem geiftesrohent nnwiftenden Priefter den von Gott Geweihten zu verehrenf und im gleichen Maße nimmt man an ihm jene Gereiztheit gegen die Wiffen- fchaft und ihre Anhänger wahr) die fafi allen denen eigentümlich ift- die ihr Urteilsvermögen dem Glauben zum Opfer gebracht haben. In feiner Erzählung von der Gefangenfchaft kann man verfolgt wie fein Stolz- fein Ehrgeiz und feine Empfindlichkeit fich immer wieder gegen die Vor- fchriften der chriftlichen Demut auflehnen; fie ganz zu ertöten gelang ihm nie, obwohl die neuen Ausdrucksformen fie bis zu einem hohen Grade tänfchend verhüllten.

Als Silvio im Jahre 1830 den Spielberg verließ machte er diefelbe Erfahrung wie alle feine Leidensgenoffenf daß er zwar die Freiheit wieder- erhalten hattete aber nicht zugleich die Kraft fie zu genießen. Selbft der Taumel des Wiederfehens mit den geliebten Eltern und Gefchwifern hatte viel vom Säfmerzz er konnte in diefer Zeit nie unterfcheidenf ob fein Empfinden mehr freudig oder peinvoll war. Sein erfter Befuch in Turin foll den beiden Coufinen Carlotta und Gegia gegolten haben. der Freundin und der Geliebten; wie fehr voll Wehmut und Bitterkeit muß diefe Begegnung für ihn gewesen fein- dert obwohl erft 41 Jahre 'alt- wie ein Greis und ein Mönch von allen Lebenshoffnungen ausge- fchloffen war. Sein Äußeres war niemals geeignet gewesenf bei Frauen Liebe zu erregenf jetzt wirkte die kleine magere Gefalt- das bleiche Geficht mit den unficher blickenden Augenf das langfame, müh- iame Gehen enttäufchend und abfchreckend fogar auf Männer, Von jeher leidendf war er jetzt fafi immer bettlägerig- unerträglichen Kopffchmerzen und Atemnot unterworfenf unmöglich ift es übrigens nichtf daß nur die notgedrungene Ruhe und Mäßigkeit des Kerkerlebens ihn fo lange er- halten hatte. Trotz fo unüberwindlicher Erfchwerungen waren die erfien Jahre nach der Rückkehr vergleichsweife g l ü r k l i c h f wo das Zusammen- fein mit der Familie nach langer Trennung eine befändige Quelle der Freude war und überhaupt das Freifein an fich durch den noch frifeh

261

bewußten Gegenfaß als ein Gut empfunden wurde. In diesen Jahren entfiel das Werk das feinen Namen weitberühmt machte- die Geschichte seiner Leidenx die er „Meine Gefängnisse“ betitelte. Wie der in feinen Farben zusammenklingende Bogen sich durch die Wolken spannt- wenn das Wetter verdraußet ist- so breitet sich oft die Anmut des Kunstwerks über Qualen aus denen es entsprungen ist und macht sie zum Bild- das wir ergreifen anschauen. Wer könnte jemals- ohne immer von neuem bezaubert zu werden- den Schilderungen des klaren Buches folgen. dem ebenmäßigen Reigen melodischer Worte die immer Grauen- Ekel und Demütigung mit schlichter Unschuld und Klarheit an uns vorüber- führen? So malten ehemals fromme Maler, etwa ein Fra Angelico, die Mutter des Herrn und der Heiligen; das Gräßliche treu darstellend. doch durch den Schimmer der Farbe und die Anmut der Linie zu einer schönen Erhebung umwandelnd.

Verschiedene Umstände bewogen Silvio Pellico seinen Stoff stark einzufrieren vor allen Dingen Rücksicht auf die zurückbleibenden Gefangenen und gewisse Angestellte des Spielberg- deren Gutmütigkeit hier und da eine Art von Verkehr zwischen den der Vorschrift nach voneinander Abgeschlossenen ermöglicht hatte. Seine Beteiligung an den politischen Angelegenheiten zog er vor überhaupt nicht zu berühren- teils aus- berechtigter Vorsicht vielleicht auch aus künstlerischem Instinkt. Denn gerade weil vieles was der Zeit gehört und seine Bedeutung mit der Zeit verliert in den Gefängnissen wegfällt- gewinnt dies Buch den Charakter des Unvergänglichen- während andere Denkwürdigkeiten mit allzuviel Zufälligem und Nichtwesentlichem belastet untergehen. Jede Zutat so erwünscht sie dem Historiker sein möchte würde das Gleichgewicht und die Rundung der Geschichte nur stören. Es ist wahr- daß man zunächst- getäuscht durch die Leichtigkeit- die die Kunst dem Werke verliehen hat sowohl das zugefügte Leiden als weniger grausam empfindet, wie den Kampf und Sieg des menschlichen Geistes als weniger erhaben. In den Denkwürdigkeiten des Andriane zum Beispiel tritt uns das großartige Ringen des Geistes- der- da ihm alle Quellen verstopft werden, sich aus sich selber ernähren muß der sich unterfängt den Tod der Verdampfung und Erstarrung- des Austrocknens und Erstickens- der über ihn verhängt ist- ganz wehrlos und ohne Hilfsmittel vermöge seiner höheren Natur zu überwinden unmittelbarer und packender entgegen. Aber was auf den ersten Blick milde und abgeflacht erscheint ist stark genug um sich dauernd einzuprägen: wir fühlen am innigsten mit dem DulderX dessen

befcheidene Gebärden und Klagen kaum verraten. was er erlitt. und wiffen es ihm Dank. daß er uns mit dem Martyrium zugleich die Verklärung teilhaft werden läßt.

Wir können nur fchwer verftehen. daß dies Buch. das Erzeugnis derwunderbaren. feltenen Augenblicke. wo unerhörte Leiden von einem Herzen weggewälzt wurden und es in einem unnennbaren. aus Schmerz und Seligkeit gemifchten Gefühl ganz und gar erzitterte. von einem großen Teil der Zeitgenoffen wie ein irgendwelchen Tendenzen dienender Zeitungsartikel angefehen wurde. Allerdings rührte es an die leidenschaftlich gefpannten Intereffen der Zeit. fo daß die meiffen Lefer fich gewiffermaßen als mitbeteiligt an den dargeftellten Ereigniffen fühlen mochten. Das neue Gefchlecht von Revolutionären. das inzwischen auf den Kampfplaz getreten war. nahm Anftoß an der dogmatifch katholifchen Gefinnung. zu der Silvio fich bekannte.-ja an der Milde. mit der das Opfer feinen Quälern zu verzeihen fchien. Während er mit feinem Schickfal auf die Art fertig geworden war. daß er die Region des Haffens und Gegenhaffens. der Rache. des Glücks und Unglücks entfagend verließ. um eine zu fuchen. wo die Gegenfäße in der Erkenntnis verfchwinden. hätten die Patrioten gewünscht. daß er das alte Kampfgefchrei wiederholte und die Waffen mit doppelter Erbitterung führte. Andererseits konnten die Klerikalen der äußerften Richtung es Silvio nicht vergeffen. daß er fich überhaupt einmal mit dem Earbonarismus eingelaffen hatte und Freigeift gewesen war. und daß die Öfterreicher und öfterreichifch Gefinnten ein Intereffe daran hatten. das Buch zu verunglimpfen. ift felbfterftändlich. Sie fuchten dem Stoß. den feine Enthüllungen gegen fie führten. dadurch zuvorkommen. daß fie feine Glaubhaftigkeit beftritten; fo tat Metternich den Auspruch. daß kein wahres Wort darin wäre. was Ehateaubriand an Einzelheiten nachzuweisen fuchte. wobei er aber nichts als feine eigene Unkenntnis der Tatfachen und Dreifigkeit im Aufftellen von Behauptungen an den Tag brachte. Sogar Salvotti. der eine hohe Meinung von Pellicos Eharakter hatte. war der Meinung. er fei noch kein vollendeter Ehrift gewesen. als er das Buch gefäjrieben habe.

Bei dem außeritalienifchen Publikum war der Erfolg durchfchlagender und reiner. Der Anteil. den die Kreife der Frommen und Reaktionären in :Piemont an dem Buche nahmen. war. wenn auch echt. doch nicht ganz frei von dem Wunfche. ihre Partei durch den Namen des Verfaßers zu verherrlichen; mehr und mehr zogen fie ihn in ihre Sphäre und trennten

ihn los von dem eigentlich lebendigen Blutwege Italiens. das den großen Kämpfen und Siegen von 1848 zudrängte. Die Jugend war bereit. dem Dichter der Francesca. dem Märtyrer vom Spielberg zu huldigen; das aber verzieh sie ihm nicht. daß er sich zu denen hielt. die seine Vergangenheit als eine durch schwere Leiden geführte Verirrung betrachteten. und die ihn nicht wegen. sondern trotz dessen liebten. was dem Patrioten seine Ruhmestitel waren. Wie im Grunde jeder findet. was er zumeist sucht. so wurde Silvio Pellico die Verborgenheit zuteil. die er ängstlich ersehnte; man wundert sich. wenn man sich erinnert. daß er im Jahre 1848 noch am Leben war. Starb er auch erst im Jahre 1853. seine Geschichte hört mit seiner Rückkehr vom Spielberg auf. Etwa bildet der Tod seiner Eltern. der in den Jahren 1837 und 38 erfolgte. noch einen Abschnitt. nach welchem er noch müder und verzichtender erscheint als vorher; 1841 starb sein Bruder Luigi. einst sein Liebling. dessen unruhiges Streben ebenfalls im Schoße der Jesuiten völlige. totenähnliche Ruhe gefunden hatte. Der Vereinfachte wurde unter dem Titel eines Bibliothekars Mitglied des Hauses Barolo. so daß er sich nun äußerlich ungefähr in derselben Lage befand wie in der Glanzzeit seiner Jugend. Die Gräfin Barolo war eine streng klerikale und konservative. wie es scheint gelit- und temperamentvolle Dame. die auch auf Andersdenkende anziehend wirken konnte; sie verbrachte ihre Zeit mit Ausübung einer durch die Geilichkeit geregelten Wohltätigkeit. wobei sie sich des Beistandes von Pellico gern bediente.

So groß der Abstand zu ihm scheint zwischen dem jungen verliebten Dichter. der erlebte Gefellchaften (dura) seinen Geist unterhielt und oft durch seine kecken Angriffe auf das Legitime verblüffte. und dem alt-jüngferlichen. mönchisch trüben Einsiedler. dieselben Grundzüge seines Wesens lassen sich doch nachweisen; dieselbe zärtliche Hingebung gegen seine Familie und seine Freunde. verbunden mit derselben Neigung sich abzufordern. Auch damals hatte er von der allgemeinen Meinung abseits gefunden. nur war diese inzwischen eine andere geworden. Wie früher erstrebte er Liebe und Duldung der Menschen. wenn es auch früher nicht vom christlichen Standpunkte aus geschah; aber ebenfowenig wie früher vermochte er seiner Abneigungen Herr zu werden. In dem nachsichtigen Tone. mit dem er von seinen Gegnern spricht. spürt man die Feindseligkeit. die nicht ausdrücklich zu äußern das einzige Ergebnis seiner Anstrengungen ist. Nach wie vor reizte ihn alle Menschen. deren Meinungen von den seinen abwichen und deren Liebe und Wohl.-

264

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Riforgimento

wollen er nicht ganz ficher war; er verwünfchte insgeheim die jungen Leute, die ihn auffuchten, um ihm ihre dichterifchen Verfuche zu unterbreiten oder fonfi in Lebensfragen feinen Rat einzuholen. Den Umgang mit Frauen zog er auch jetzt im allgemeinen dem mit Männern vor. feine innigften Gefühle galten aber wie in feiner Jugend Freunden, die ihn durch die Kraft ihrer Natur gefeffelt hatten.

Auf dem Spielberg hatte Silvio Gelegenheit gehabt, mit dem Grafen Eonfalonieri vertraut zu werden, den er aus den Zeiten des Eonciliatore kannte, ohne ihm doch näher gekommen zu fein. Der Zauber diefes räthelhaften Mannes nahm ihn ganz gefangen. „Ich hatte andere Freunde.“ fchrieb er von ihm. „aber keinen lieberenz“ und wirklich ftehen feine an ihn gerichteten Briefe an herzlicher, ja leidenschaftlicher Wärme und Ergebenheit denen nicht nach, die er als Jüngling an Ugo Foscolo fätrieb. Als er die Freiheit erhielt, war es ihm eine große, fchmerzlich empfundene Beeinträchtigung, daß er Eonfalonieri zurücklaffen mußte: „Gott iü mir deffen Zeuge.“ fchreibt er ihm. „daß ich wirklich, o ja wirklich, wenn ich Dein Unglück auf Koften meines Lebens könnte enden laffen, es von Herzen gern tun würde. Der Himmel gab mir zu verfchiedenen Zeiten verfchiedene gute Freunde, und ich habe fie noch lieb und ihr Andenken; aber Du bift der, gegen den meine Seele fich am fchrankelofefien fo viele Male ergoffen hat. Du bift der, mit dem mein Herz aus den größten Urfachen am völligften fymphathifiert.“ Die Ausdrücke feiner Zärtlichkeit haben oft das Feuer der Verliebten: „Es ift mir.“ fchreibt er. „als würden Deine Gegenwart und Deine Stimme mich auferwecken, wenn ich tot wäre.“

Dem Grafen Porto und feinen Söhnen bewährte er treue Anhänglichkeit, ebenfo den anderen Ingendfreunden, deren Anfchauungen doch mannigfach von den feinigen abwichen; in folchen Fällen glich feine Pietät das Trennende aus.

Den Vorwurf der Bigotterie fuchte er Freunden gegeniiber, an deren Meinung ihm gelegen war, von fich abzulehnen; doch ift er wohl nicht ganzdavon freizufprechen. Wenn er immer nur die Katholiken gelten läßt, fie als Auserwählte, alle anderen mit Unwillen und Gereiztheit betrachtet, fo verföhren freilich die Angehörigen anderer Parteien auf ihre Art nicht anders, und es bleibt als ein zuungunften der Frommen iprechender Reft höchftens, daß die auf dem Grundfalze der Menfchenliebe aufgebaute Religion fich am fchlechteften mit hochmütiger Aus-

Aus dem Zeitalter des Riforgimento Ricarda Huch  
schließlich und Mißachtung anderer verträgt. Übrigens war sich  
Silvio dieses Widerspruchs bewußt und bemühte sich, zwar vergeblich  
ihm auszuweichen. Der frömmelnde Tour die übertriebene, füllliche.  
Sprache des Konvertiten, die feinen Briefen häufig eigen ist berührt  
jedem der nicht zur Gemeinde gehört unangenehm. Wir finden da die  
zu Redensarten herabgewürdigten Äußerungen der Ergebung in Gottes  
Willen und der Bewunderung feiner Güte die unglückliche Neigung das  
Heilige mit dem Alltäglichen zu verquicken und das Streben nach Griff-  
licher Heiterkeit das leicht ins Alberne fällt das aber an dem traurigen  
Pellico mit dem alten, verkümmerten Gesicht etwas Rührendes hat,  
Hervorheben muß man auch die Tapferkeit mit der er sich zu feine-'n  
Anfichten bekannte die jest nicht minder anstößig waren als feine frei-  
geifterischen in feiner Jugend; auch in dieser hohen Furchtlosigkeit die  
das schwache- ängstliche Männchen wenn es galt entfalten konnte war  
er derselbe geblieben, "

Im Grunde waren die Bigotterie und der Jesuitismus das unficht\_-'  
bare Kloster das den Erfchöpften gegen Licht und Lärm und jede Be-  
rührung über-empfindlichen schüßend vom Leben abschloß. Mit feiner'  
Sehnfucht nach Ruhe und Einfamkeit feinem Bedürfnis nach Anlehnung"  
und brüderlichem Umgang feiner Reizbarkeit und Gebrechlichkeit schied  
die Natur ihn zu einer Art von klösterlichem Leben bestimmt zu haben.  
Es ist unmöglich ihm zu zürnen daß er dem öffentlichen Leben nicht ge-  
wachsen war daß er mit verständnisloser Ungerechtigkeit von der großen"  
Bewegung die er miterlebte und die er mit eingeleitet hatte, sich ab-'  
wendete wenn man die tiefe Melancholie empfinden aus der seine Seele  
wie aus einem Grabe heraus zu seinen Freunden spricht.

„Diese meine schwache Gefundheit“ schreibt er an Eonfalonieri,  
„zwingt mich oft mich der Bücher und jedes Studiums zu enthalten. Ich  
muß vegetieren. Zuweilen zwingt mich fleißig zu sein und finde Ver-  
gnügen daran aber ich kann es nicht fortsetzen. Gottes Wille geschehe.  
übrigens liebe ich die Literatur noch aber nicht mit der Leidenschaft  
meiner jungen Jahre und ich sehe ein daß meine Begabung weder  
fruchtbar noch ersten Ranges ist . . . Ich beschäftige mich ein wenig mit  
den Wohltätigkeitsanstalten die die Marchese Barolo hier gegründet hat,  
und mit anderen Dingen die mir zufallen; das unterbrochen durch ein,  
Stündchen Einfamkeit dem Gebet gewidmet durch ein bißchen Geplauder  
in der Familie oder mit Freunden genügt um mich einen Tag nach dem  
anderen hinbringen „zu lassen nicht mit Fröhlichkeit - Fröhlichkeit



Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Riforgimento  
kenne ich nicht mehr! - aber mit Ergebung. - in Frieden und fanfte  
Traurigkeit.“

Und an denfelben: „Du und andere gute Menfthen ratet mir zu  
fchreiben. Einfluß auf die Geifier auszuüben zu fuchen. um fie zum Guten  
zu führen. und im Übermaß Eurer Freundschaft übertreibt Ihr mein  
geiftiges Vermögen. Eure Abficht ift gut. und ich würde Euren Rat be-  
folgen. wenn ich könnte. Mir fehlt Gefundheit. mir fehlt jener Stachel  
des Ehrgeizes und der Hoffnung. der anpornt. mir fehlt das Vertrauen  
in meine Kräfte. von denenich weiß. daß fie in Wahrheit fchwach find.  
Ich bin ein Menfch. der wenig Atem hat. ein Menfch. der unweit feines  
Grabes filzt und lächelt. wenn er die Stimmen hört. die ihm zurufen:  
fiehe auf!“ In einem Brief an den Grafen Porro nennt er fich „fehr  
alt geworden. fehr heimgefucht von phyfifchen und moralifchen Schmerzen.  
vielleicht fehr nahe daran kindifch zu werden. aber nichtsdefiowenige'r  
noch lebendig genug. um Euch warm zu lieben und immer mit Innigkeit  
der fchönen Jahre zu gedenken. die wir zufammen gelebt haben.“

Auf die Nachricht. daß Confalonieri nicht in die Heimat zurück-  
kehren könnte. wie er gehofft hatte. fchreibt er ihm: „Wahr ift es. daß Du  
in jedem Lande Menfchen findeft. die Dich achten und lieben. fei es aus  
alter Freundschaft oder wegen des gerechten Anteils. den Dein Unglück  
und Dein Charakter einflößt; ich begreife. daß das nicht genügt. um Deine  
betrübte und troftbedürftige Seele zu befriedigen. aber doch muß diefe-all-  
gemeine Sympathie Deine traurigen Stunden ein wenig lindern.“ Aber  
dann unterbricht er fich mit dem klagenden Ausruf: „Was fage ich? \_Ach  
nein. mein geliebter Freund! Du und ich und taufend andere. die un-  
glücklich wie wir find. wir find fo enttäufht. daß die flüchtigen Tröftungen  
uns nicht mehr genügen. uns keine Illufion mehr verfchaffen.“ „Unheil-  
baren Leiden unterworfen und alt. wie wenn er 100 Jahre alt wäre.“  
nennt er fich mehrere Jahre fpäter. Als er einmal in der Kirche der  
Vifitandinen. des Ordens. dem feine verftorbene Schwefter Marietta  
angehört hatte. den Gefang der Nonnen hörte. dachte er daran. daß einfk  
ihre Stimme dort erklungen war. daß feine Eltern wohl oft dort gewefen  
waren und ihr gelaufcht hatten. und daß wohl unter ihren Gebeten ein  
fchmerzvolles für den unglücklichen Gefangenen auf dem Spielberg ge-  
wefen war. „n (Le teilen lösen je 1116 trouve un moment, el; je  
nenn qu'il F 3. (kann 111011 coeur- quelquea kleinen 181-11198.“ Indem  
er dem Freunde Confalonieri den Tod feines Vaters. dem der der Mutter  
vorangegangen war. mitteilte. fchreibt er: „Oh. wie diefe Todesfälle. die  
267

ich mit angefehen habef mich die Nichtigkeit der Erde fühlen laffen!  
Was find die Jahrej was ift die Zeit? Wie die Lebensalter fliegen und  
alles verrauet! Auch ick» der gefiern jung war und den Tag vor gefiern  
ein Kind, bin heute altj und ziehe den Atem mit Mühef und wenn ich noch  
ein paar Jahre weiter kommej wird mir das alles wie der flüchtigfte  
Traum erfcheinen." Es klingt wie ein Reim auf die Seufzer feiner  
Jugend über die Vergänglichkeit des Lebens. „Dann werden die Meu-  
fchen nicht wiffenj" fehrieb er feinem Bruder in den Jahren 1818 und 20x  
„daß unfer Staub jemals geformt war und der Sprache mächtig und  
Siß erhabener Gedanken und fihmerzlicher Leidenfchaften. - Warum  
werden wir geboren? Warum haben wir einen Zeitraum ganz voll  
Hoffnung durchlebt? Zu welchem Ende fo viel Irrtümerj fo viel gött-  
licher Auffchwung der Phantafiej ein folcher Abfiand unferer Seelen von  
denen des Pöbels?“ Aber was damals eine bange Ahnung gewefen  
warf ein kühler Hauck» ein winterliches Fröfieln im Frühlingj das war  
jetzt vom gramvollen Ernfi der Erfahrung belafietj ein nicht abzuwälzender  
Stein geworden. \*

Wenn kaum ein Schickfal unter den vielenF die bejammernswert find  
aus der Zeit des italienifchen Riforgimentoj mehr Tränen erregt hat  
als das des Silvio Pellicoj fo ift das nicht nur eine zufällige Folge des  
Umftandesj daß es durch fein Gedenkbuch in ergreifender Form dargefiellt  
bekannt wurdej fondern die Urfaehe liegt auch in dem Talent zu leiden,,  
das ihm angeboren war. Von einer fiat-ken, liebenden Mutter dem Tode  
abgerungenf fcheint dem Kinde ein Mal geblieben zu fein von der Hand  
des Gottes, die ihn fchon ergriffen hattet ein immerf mitten im glühendfien  
Leben fpürbarer Schmerz der auch denen fühlbar wird- die fich ihm  
näher-nt und ihr Auge mit Tränen füllt.

Georg Hirchfeld:

Auf der Schaukel . . . . . Novelle

Peter Kranz, der Maler, war an einem dunstigen Julimorgen nach Kopenhagen gekommen. Zum ersten Male natürlich, denn es gab nur wenige Dinge, die Peter Kranz nicht zum ersten Male erblickte. Peter, der Entdecker, hatte ihn Onkel Bifchoffs scharfer Apothekerwitz getauft. Er war zwanzig Jahre alt. Nein, zwanzig Jahre, drei Monate, acht Tage. Tante Linda wußte es genau. Er stammte aus Schnattersheim, einem bairischen Marktflecken. Schnattersheim mit feinen alten Apfelbäumen an den Ufern der Schnatter. Schnattersheim mit feinen Hühnern und Gärten und Meisters Ortweins Sonnenuhr, die jeder Fremde mindestens dreimal anfehen mußte. Peter war noch nie aus seiner Heimat herausgekommen, bis zu der großen Reife, auf der er sich eben befand. Sie bildete ein wichtiges Gesprächsthema der Schnattersheimer. Er hatte zum Studium der Malerei zwei Jahre in Karlsruhe verbracht - nun, das war schon vorgekommen. Aber dann war er nach Berlin gereist - nach Berlin, klang es dumpf - und von dort aus zog er, so meldete ein Hörensagen aus Tante Lindas geheimnisvoller Korrespondenz, nach Dänemark. Das begriff man nicht mehr. Herr Scheible, der Schullektor, war der einzige, der dafür Verständnis zeigte. Er war ein Shakespearekenner und ließ Peter Kranz mit pathetischer Rührung seinen Hamlet grüßen. Die anderen aber, am meisten die, welche es nichts anging, waren gegen Peters Wanderfahrt und machten Tante Lindas alten Kopf müde, indem sie behaupteten, ein junger Künstler ginge nach Karlsruhe, nach Stuttgart oder nach München, vielleicht auch nach Italien, wo Goethe gewesen sei, aber nach Dänemark, nein, das gebe es nicht, das sei natürlich wieder ein Hirngepinnt von Onkel Bifchoff, aus dem gelben Apothekerfchrank entsprungen. In Wahrheit verhielt es sich so, aber es verhielt sich auch anders, und die Schnattersheimer wußten mal wieder nicht das Richtige.

Peter war ein Waisenkind mit leichter Seele. Der große, unverfälschte Verlust, der andere Gemüter früh beschatten kann, hatte ihn zu seinem Glück losgelöst wie ein Fähnchen im Winde. Er hielt sich

treu an feiner Fahnenftange, an Heimat und entfchwundener Eltern-  
liebef aber ein langes Abfchiednehmen gab es für ihn niehtj als er hinaus-  
ging,, und er fühlte fich mit dem erfien Schritt fchon als Abenteuer-  
auf buntem Märchenboden. Freilich dauerte es ziemlich langej bis \_er  
zum Entfchluß kamj Schnattersheim zu verlaffen. Bei Peter mußte alles  
feine Weile haben. Er hing an Tante Lindas altem Efeuhäuschen und  
mehr noch an ihr felbftj der mütterlichen Freundin - freilich in einer  
eigentümliäjen- echt Peter-fehen Weife. Er fah fie nämliä j nur als  
wunderbares Modell an. Sie war nun freilich ein ganz kleinesj ver-  
trocknetes,, fiebzijähriges Fräulein und ähnelte mehr einem alten Gerät  
in ihrem Giebelhaufe, als der Herrin felbft. Peter aber konnte fich nicht  
an ihr fatt fehen. Er hatte fie fchon an zwanzigmal gemaltj und Tante  
Linda ließ die Folter über fich ergehenj da fie fo Gelegenheit hattej ihn  
wiederumj aber nicht mit Maleraugenj anzufchwärmen. Peter hatte  
feine Vorliebe für allesj was fchief gerückt und feltfam wart für jede  
geheime Winkelwelt vom Vater geerbt. Kranz fenior war ein Holz-  
fchneider vom alten Schlage gewefenj ein Rethelfchüleher der in Schnatters-  
heims gotifchen Gäßchen hundertfach Motive fand. Peters blaue Augen  
waren nun freilich von vornherein von ftaubigen Winkeln fort in die  
weiten Obftgärten vor der Stadt gerichtet gewefenj er liebte die Sonne  
jugendheiß und hatte einen Wandertrieb j der ihn ftundenlang den Fluß  
hinauf bis zur letzten Mühle führen konnte. Er ehrte das freief holde  
Leben. Aber es darzuftellen verbot ihm eine eigentümlichej tiefe Scheu.  
Auf Altersgenoffen, die anders als er empfanden und jedes hübfche  
Mädelj das des Weges kam,, jeden blühenden Baum als rechtmäßiges  
Modell betrachtetenf wurde er ganz böfe "amd fchalt ihre flüchtigen  
Skizzen „Kitfch". Aber um einen uraltenj verwitterten Armenhäusler  
konnte er immer wieder mit prüfenden Augen herumgehenj und die ab-  
normfie Häßlichkeit ward feinem Stift willkommene Beute. Befonders  
liebte er einen erblindeten Stadtfchreiber und eine gelähmte Botenfrau.  
Die feste er wohl auch einmal unter einen Frühlingsbaum auf feinen  
Bildern aber die Bäume waren Nebenfache. Man wunderte fich allent-  
halben über den Gegenfaß von Peters Perfönlichkeit und Peters Kunft.  
Diefer blondbärtige Germanenjünglingj der aus dem Vorftellungskreife  
eines Heldenbuehes fiir die reifere Jugend zu ftammen fchienen und fo gräm-  
[ich ernftej unfeheinbare Probleme wählte. Liebte er denn das „Schöne“  
nicht? Die Schnattersheimer hörten nicht auf- fich dariiber zu wundern.  
Sie fingen fchon anj Peter Kranz zu bedauern. Nur eine traurige

.Georg Hirchfeld: Auf der Schaukel

Seele konnte so traurige Werke schaffen. Aber fehlgehofen - sie  
'irrten sich wieder einmal gründlich. Diese Kunstkenner waren für Peters  
Überzeugung dürftige Banausen, die keine Ahnung hatten, worauf es an-  
kam. Sie redeten wie der Efel vom Gefangunterricht. Heiter schimpfte  
Peter sich die Seele frei, wenn Tante Linda ihm schüchtern, um seine Zu-  
kunft befragt, hinterbrachte, wie dieser und jener beim Nachmittagskaffee  
geurteilt habe. „O, diese Kamele!“ rief er dann lachend und stampfte  
so grimmig im Stübchen umher, daß die weißen Blumentöpfe aneinander  
klirrten. „So was erlaubt sich zu urteilen! Solche Schnattersheimer  
:Gackelhühner und Gänse!“

„Peter, der Bürgermeister war dabei!“

„Dieses Nilpferd!“

„Peter, der Amtsrichter!“

„Dieser Pavian!“

„Ja, nun kommst du wieder mit deinem ganzen zoologischen Garten!“

„Tantchen, sie verliehen das nicht! Glaubst du denn, daß ein Künstler

„die Welt mit Bäcker- und Schneidersaugen anfehen muß?“

„Gewiß nicht! Aber er fäffelt nicht für sich, sondern für das  
Publikum!“

„Tantchen!“

„Peter, ich bitte dich dringend, laß meine Stühle in Ruhe! Die  
vertragen es nicht mehr, daß du mit ihnen herumturnst!“

„Tantchen, die Hand soll mir verdorren, wenn ich einen Strich  
'mache, der diesen Banausen entgegenkommt! Ich weiß so gut, wie jeder  
andere, wie schön ein Sommerabend draußen ist! Ich gehe auch gern

„frazieren wenn's nicht regnet, und gucke mir die Mädels an! Aber  
dafür male ich das noch nicht, es interessiert mich nicht, es ist mir künst-  
lerisch wurst, zu glatt, zu klar, zu feicht, es interessiert mich nicht,  
Kreuzmillionendonnerwetter!“

„Gott verzeih' dir die Sünde! Man flucht nicht, Peter, Ich weiß

\* auch nicht, warum das Schöne immer gleich glatt und klar und feicht  
fein soll.“

„Das Schöne, Tante! Was ist denn das Schöne!? Ich seh' es  
so - ein anderer sieht es so! Ich seh' es jedenfalls künstlerisch!“

\* „Nun gut, ich mag das nicht verstehen, aber ist es denn eines

Künstlers nicht würdiger, etwa das fätsliche Fräulein Brigitte zu malen.

\*die Tochter unseres Bürgermeisters, als immer und ewig mich, eine arme  
Siebzighährige ?!“

27x

„Weil sie dreißig ist? Weil sie blaue Augen hat und einen Madonnafcheitel? Reini Tante, du bist schön, das wag' ich zu behaupten, und Bürgermeisterin Brigitte ist häßlich!“

„Petey um Gottes willen!“

„Brigitte ist 'ne Nachteule!“

„Ich bin 'ne Nachteule, wenn es schon bei dem Vergleich bleiben soll!“

„Nein Tante!“

„Ich zweifle manchmal wirklich an deinem Verstande Peter!“

„Immer noch besser als wenn ein Künstler an meiner Ehrlichkeit zweifelt!“

So endeten die Debatten zwischen Peter Kranz und Tante Linda - eine wie die andere. Aber sie kamen nicht häufig vor. Denn im Grunde vergötterte das alte Fräulein ihren großen, blonden Jungen und gab ihm schließlich immer recht - selbst vor dem Bürgermeister. Sie sah es ja auch eint feine traurige Kunst bedrückte Peters Gemüt keineswegs. Er war so lebensfroh wie irgend einer am Ort bei jedem tollen Streich war er dabei und die Mädchen, die er nicht malen mochte, küßte er oft genug, wenn sie ihm abends am Flußufer in den Weg kamen. Er küßte sie liebte, lebte überhaupt in einer eigentümlichen Unschuld. Ganz fiegfriedhaft heiter und stark - ohne Leidenschaft. Er kannte noch kein Erlebnis er verlangte noch nichts - von keiner. Er spielte einfach weiter wie er als Knabe gespielt hatte. Er merkte kaum, wie groß die Mädchen um ihn herum geworden waren. Und von den Gefährtinnen fort träufelte ein wunderlicher Einsamkeitstrieb mit gutmütiger Verachtung ins stille Atelier zurück - zu jener ernsten Göttin, die mehr war als alle irdischen Götter.

Onkel Bischoff beobachtete seinen Neffen. Peter nahm sich vor ihm in acht wie dieser vor jenem - es war ein lustiges Verfehlspiel, das die beiden miteinander trieben. Peter traute dem kleinen Apotheker, der immer so fchleichend daher kam und plötzlich neben einem stand in keinem Augenblick. Doch hatte Onkel Bischoff gerade deswegen eine besondere Anziehungskraft für ihn. Kein Tag verging ohne daß Peter dem Alten in seinem scharf duftenden Laboratorium gegenüber gefesselt und ihm lächelnd in die gelben Gnomenzüge geblickt hätte. Er fanderte ihn, das wußte der Onkel. Dieser Künstler beläufte ihn in seiner Winkelwelt, die einem mittelalterlichen Alchimisten zu gehören schien.

..-„-.- - - - "l q.  
i\_  
u e  
7.-..  
  
.\_- W.- --  
  
k  
l .  
l 1.  
l ,  
l  
t "l.  
\*\* \*x  
i i  
y n  
1  
l  
  
.  
l  
' -\* 2.. - - -  
! :WW-ZX\* Y \*--  
. ,9 x \*l.  
1 if"; 1 \* ,  
l  
i  
l .  
L  
\*' \ a" \\ ' \*7 \*  
.3. f: 'l.- a. z :- \*\*-  
S ß.. \*7:\* (3', L'. .,-  
'F "" 3 y\* \*"" :3 t  
'ZU-:ZZ: ?32.3.- »l  
.C.“ ... s\_ [- \* .  
H :1 pi 1̄: p  
r: "" (:1 :3 Z  
O Z.. ~  
Ö" c. \*Y .-1 \*  
. " '\*- 1\*" Z.. Ü '21 7"-- :.-  
\_4 .g. M, M  
̄\*: - l; \_ \*\*  
:"- h \*CO 'B' .R- .  
' 5" ...- l z l  
' C) ..Q H h—O ... " \_ -  
\*L'L\* '1 73 s x:  
:- -\* :- .: .312:: g;  
\*.- (l: a 'l.4 .- f- .J

7\* 'Q' t; Ü l: F}! x\*

KIM-kWXL-exÂ»  
02- li-ir;  
:i unix/RZ."  
01-'  
:Meinen-\*WS  
Q: -



ergründete das weäffselvolle Spiel feines Wefens. das von beißendem Wih zu trüber Schweigfamkeit fchwankte und immer wieder den reinen Hintergrund hilfreicher Güte hervorleuchten ließ. Ein Spötter und ein Menfchenverächter war Onkel Bifchoff. aber im Innerften war er gut - Peter. der Elternlofe. hatte Beweis dafür. Onkel Bifchoff fpielte nur den garftig galligen Kinderfchrecken. Die Schnattersheimer waren zu dumm. um einen folchen Menfchen zu durchfchauen - fie fürchteten ihn. Man ging nicht gern in die Apotheke zum goldenen Hafen. aber entbehren konnte man fie nicht. Krank fein. fich kurieren laffen war faßt ein Vergnügen in dem ereignisarmen Nefi. und Konfkantin Bifchoff blieb ein notwendiges Übel. Er wurde reich dabei - im übrigen brauchte er keine Mitbürger nicht. Er ho>te immer einfam bei allerlei chemifchen Grübeleien und Erfindungen. ein Sonderling. ein eingefleifchter Junggefelle. Nur Doktor Vogel. der Kreisarzt. kam zu ihm und Peter Kranz. der Neffe. Diefer breite. hochgewachfene Kindskopf mit den blauen Träumeraugen faß dann dem zwerghaften Griesgram gegenüber und lächelte ihn an. Je freundlicher Peter wurde. defto giftiger blickte der Apotheker. Und doch - er tat ihm nichts. im Gegenteil. er meinte es ernfthafte gut. Es war nur äußerliche Abwehr. die ihm nottat vor den Kindern der Sonne. Was aber Onkel Bifchoff ängftlich überwachte. war die Gefahr. daß er dem Maler zu intereffant werden könnte. Er wollte um keinen Preis fein Modell werden. wie Tante Linda. er empfand folchen Dienfi als Eingriff in feine Junggefellensfreiheit. Peters Bitten. ihm zu fißen. hatte er mit fchneidender Schärfe immer wieder abgefchlagen. Kunft war eine geheimnisvolle. unangenehme Macht für Onkel Bifchoffs klare Wirklichkeitsaugen. Macht aber follte kein Menfch über ihn gewinnen. am wenigften Peter. der Kiekindiewelt. der „Maler“ . . . So faßen fie einander gegenüber und ergründeten fiäf. Wie Fauft und Mephiftopheles. doäf in einem Stadium gegenfeitiger Überwindung. Sie machten fich übereinander luftig und hatten fiäf doä) fehr lieb. ..Jeßt. in diefem Augenbli> führt mich der Halunke hinters Licht." fühlte Peter mit objektivem Behagen. ..Er verehrt miäf. der Schafskopf. und denkt fich altes Scheufal." monologte der Onkel. Auf einem Gebiete aber fanden fie fich ernft zufammen - wenn nämlich die Rede auf Peters Reifepläne kam. Überhaupt. in der Überwindung von Schnattersheims Philifierium. im Erkenntnis- und Freiheitsdrange verfianden fie fich am befien. Onkel Bifchoff fchimpfte mit Peter um die Wette auf die bürgerliche Tugendtyrannei ringsum. Wenn Peter dann losfuhr: ..Ich

muß fort. ich muß fort!". dann zuckte der Onkel mit ironischem Mitleid die schiefen Achseln. als ob das etwas Selbstverständliches wäre. Er selbst war viel herumgekommen. Er erzählte zwar nichts davon. aber Zeugen seiner Weltfahrten befanden sich auf allen Schränken. sogar an der Decke baumelnd. Hier fand ein ausgefloppter Pelikan mit unwahrscheinlichem Schnabel und rotenrotem Gefieder. der aus Afrika stammte. Dort hing ein gedörrter Haifisch. der sicher nicht in der Schnatter geangelt worden war. Ein Bündel orientalischer Geräte und Waffen schmückten die Wand über dem Perferdiwan. und im Eckschrank war eine Reihe griechischer Ausgrabungen. Vasen und staubige Trümmerchen. zu bewundern. Reizvoller aber für Peters Maleraugen war eine alte Mahagonifervante im Wohnzimmer des Onkels. Sie enthielt die dänische Porzellanfammlng. Moderne Dinge. aber höchst erlesene. Hier duckte sich der zierliche Blaufuchs vor dem grotesken Nilpferd. hier funkelte der Fischzug in der Meerestiefe. die ein nachtblauer Teller war. Der Riefenkrebs. der Eisbär. und der sandfarbene Daäel waren vorhanden. Kurz. die feinen Phantafiegeschöpfe alle aus Kopenhagens Porzellanwelt.

Immer wieder fand Peter Kranz davor und dachte mit stillem Groll. Er schenkt mir nichts davon. der Geizkragen. Eines Tages aber schließlich sich Onkel Bischoff heran. öffnete den Schrank mit einem winzigen Schlüssel und überreichte ihm stattdessen grinsend den Dachshund.

„Aber Onkel - -!“

„Darf ich mir erlauben?“

„Das schönste Stück?“

„Ich habe dich beobachtet. Bei dem ästhetischen Geographieunterricht. den ich dir seit einigen Jahren erteile. Griechenland interessiert dich nicht. Italien und der Orient find dir Wurf - du bleibst immer wieder vor Dänemark stehen.“

„Aber Onkel - das schönste Stück --!?“

„Du wirst dich bald entscheiden müssen. wohin du dich wendest.“

Peter. Reife mußst du. du verschimmelt in Schnattersheim.“

„Nein. herrlich! Diese Farben!“ Er hielt das Kleinod ins Licht.

„Also Dänemark . .“

„Ich möchte schon - ein Land. wo's noch ein Kunstgewerbe gibt!“

„Warum kannst du denn nicht?“

„Tante Linda ist dagegen. Überhaupt - daß ich fort will.“

„Sie war mit Karlsruhe einverstanden - wie Karlsruhe ist die

ganze Welt. D u erlebft es. Peter - für uns andere bift du fort. Ob du in Karlsruhe oder in Yokohama bift."

„Ich muß es mir noch überlegen. Onkel."

Er ging mit feinem Dackel heim und war für einige Tage glücklich.

Dann aber überfiel ihn in verftärktem Maße die alte Unruhe. er fuchte

Onkel Bifchoff auf und fand ihn nicht zu Haufe. Wißel. der Provifor.

berichtete mit fpißem Munde. daß fein Herr in wenigen Minuten zurüa-

kehren müffe. Peter ftand im Wohnzimmer allein. Eine Photographie.

die auf dem fonft fpartanifch leeren Tifche lag. feffelte feine Aufmerkfam-

keit. Er befah fie. Wo hatte denn der Onkel fo etwas her? Einen

lieblichen. blonden Mädchenkopf mit klugen. großen Kinderaugen?!

Diefer Onkel! Ertappte er ihn alfo doch bei einer anderen Schwärmerei

noch. als Retorten. ausgefiopften Haififchen und Kopenhagener Porzellan.

(Zum lehteren hatte die unbekannte Dame allerdings eine feltfame Be-

ziehung. die Peter fofort herausfühlte.) Aber das war ja ganz un-

möglich! Onkel Bifchoff und folch ein Wefen! „Sigrid" ftand auf dem

Bilde in großer. freier Schrift. Natürlich eine Dänin. Er hatte es

fiäj gleich gedacht. Sigrid! . . . Schön war fie. Peter hatte noch nie

einen Kopf gefehen. der fo ganz dem Ideal weiblicher Reize entfprach.

wie er es in fich trug . . . Sigrid! . . . Dann wurde er plötzlich

wütend. warf das fummme. dumme Bild auf den Tifch zurück und ging.

die Hände in den Tafchen. im Zimmer umher. Aber der Orient mit

feinen interefianten Doläjen und Pfeifen über dem Perferdiwan kam ihm

heute etwas muffig vor. Die griechifchen Vafentriimmer im Eckfchrank

achtete er nicht höher als einen Kehrthaußen. Er blieb wieder leife

pfeifend vor dem Kopenhagener Porzellan fiehen. Eigentlich war es ja

wahr - man konnte die fchiefen. alten Weiber. die krummen Gäßchen

und fchmußigen Gänfeherden fatt bekommen - junges Blut. das man

war - was hatte man fchließlich von Schnattersheim. wenn Kopenhagen

winkte? Vollendeter Gefchmack. graziöfe Schönheit! Nordifche Herb-

heit und Größe! Er fehnte fich danach. weit mehr als nach der weichen

Schläfrigkeit des Südens. Der funkelnde Fifchzug auf tiefblauem Grunde

lockte fein träumendes Auge an. Er fah ein blondes Weib am Meere

ftehen. das folches Kunfigerät mit ihren Händen zur Sonne hob.

„Alfo Dänemark." kicherte es plötzlich hinter ihm. Onkel Bifchoff

war wieder einmal auf Kaßenpfoten herangefchlichen.

Peter bezwang feinen Zorn. machte Kehrt. trat an den Tifch heran

und hielt dem Onkel triumphierend die Photographie vor die Augen.

Auf der Schaukel Georg Hirfchfeld

„Alfo Dänemark.“ wiederholte er. Diefes Sarkasmus erfchien ihm außerordentlich.

Der Onkel fchob feine fpitze Zunge im Munde herum. fo daß fie erft die eine, dann die andere Wange blähte. Dann fragte er unfchuldig:

„Habe ich dir das Bild noch nie gezeigt?“

„Noch nie!“ rief Peter mit komifchem Pathos.

„Das wundert miß. Das Bild ift fünfzehn Jahre alt. Es fielt eine berühmte Kopenhagener Schaufpielerin dar. Fräulein Sigrid Pummernickel. nicht Pumpernickel. von der du jedenfalls gehört haft.“

„Nicht das mindefte! Pummernickel? Jft das wirklich ein dä-nifcher Name?“

„Sigrid Pummernickel! Das weiß doch jedes Kind!“

„Ich nicht!“

„Was kann ich dafür? Deine Bildung hat Lücken. Peter. Jedenfalls \_ das Bild ift hübfch.“

„Sehr hübfch! . .

„Aber die Dame wird jest leider nicht mehr fo aussehen. Fünfzehn Jahre find ins Land gegangen . .

„Schadel . . . Die Photographie kam mir ganz neu vor?“

„Nein. Peter. Sie ift alt. Es ift eine alte Schwärmerei von mir.“

„Onkel! Jch berft' ja vor Vergnügen!“

„Bir|. mein Junge. Du fiehft hier jedenfalls einen nordifchen Frauentyp. Einen der fchönften. Die Kopenhagenerin.“

„Mein Dackel ift mir lieber.“

„Der gehört dir ja auch. Haft du dich inzwischen entfchloffen. wohin die Reife geht?“

„Die Reife! . . . Noch immer nißt. Onkel!“

„Tante Linda ift einverftanden. Jch habe eben alles mit ihr be-fprochen.“

Peter wurde feuerrot und wandte fich wie von einem höflichen Ver-fucher ab. Er lief mit kurzem Gruß davon. Nun kam er mehrere Tage nicht zu Onkel Bifchoff. Stundenlang verbrachte er die grauen Nachmittage am Ufer der Schnatter. weit draußen. wo der Weg zur leßten Mühle ging. Er angelte dort. er angelte mit Leidenfchaft. als wollte er aus kalter Tiefe die Löfung feines Rätfels fifchen. Wozu follte er fiäf entfchließen! Die Welt war ihm eigentlich Wurft. und doch - er mußte fort. Schnattersheim war ihm gräßlich - aber er hatte es doch lieber als Berlin und Kopenhagen und Peking . . . Eines Abends

jedochF als ihn ein plötzlicher Ingrimm packte. weil er fchon den Pfund-  
hecht an der Angel gehabt und in feiner Verträumtheit losgelaufen  
hatte - \_ - an diefem Abend war fein Entfchluß gefaßt. Er lief mit großen  
Schritten auf den Markt zurück. wo fchwarze Giebel in den Mondfäfein  
ragten. und läutete an der Apotheke zum goldenen Hafen. Wißels  
Stimmez die immer ganz erfchöpft klangf wenn fie auf die Naäftglocke  
reagierte. rief ihm durch den Türfpalt zu: „Einen Moment, Frau Kraufe!  
Sie wollen gewiß das Abführmittel holen? Es ift in zwei Minuten  
fertig!"

Peter fiampfte mit dem Fuße auf. „Sind Sie blödfinnig. Wigel?!  
Ich bin doch nicht Frau Kraufe! Machen Sie auf! Ich möchte meinen  
Onkel fpprechen!"

„So fpät noch?"

Da kam der Onkel fchon felbfif nahm Peters Arm. als ob er fich  
über den ungewöhnlichen Befuch gar nicht wunderte. und führte ihn ge-  
mächlich in das Wohnzimmer hinauf,

„Hör' mich ernfthaft an. Onkel!"

„Wie immer. mein Junge."

„Nal - Alfo ich will jest reifen - fo fchnell als möglich -!"

„Bravol Wohin denn?"

„Du kennft meine Vorliebe für Dänemark -"

„Ich die kenn' ich. Was blickft du denn fo unruhig umher? Das  
Bild von Sigrid Pummernickel ift wieder eingefchloffen. Soll ich's  
holen?"

„Onkeh was kümmert mich das Bild! Fräulein Pummernickel  
ift mir vollfiändig gleichgültig! Ich will Kopenhagen fehen! Ich habe  
das Buch von Iacobfen gelesen. das Tante Linda im Schrank hat!  
Das trifft mich! Das bin ich!"

„Niels Lyhne? Hoffentlich nicht."

„Nein. untergehen werde ich nicht. Im Gegenteil. Ich will da  
oben erft fehen lernen."

„Auf dem Wege kommft du über Berlin. Da kannft du auch fchon  
fehen lernen."

„Ich glaube nicht. Onkel. Für meineKunft wird Berlin nichts  
fein. Aber nun bitte ich dich »- gib mir jetzt ernfihaft, fo gut du es  
mit mir meinflz Ratfchläge für Kopenhagen."

Das tat der Onkel. Er fchenkte Peter einen alten Kognak ein. er  
holte eine Landkarte herbei und demonfirierte Station für Station die

Auf der Schaukel Georg Hirfchfeld

ganze Reife. Peter tat mit stiller Bewunderung einen Einblick in die Weiterfabrik dieses Kleinfädders. Ihm fehrrte der Kopf; er nickte immer zuflimmend, aber es prägte fl) ihm nichts ein. Bei Kopenhagen verweilten fl) am längften. Hier befand Onkel Bifchoff darauf- daß Peter fl) einige Adreffen notierte.

„Muß ich die Leute befuchen- Onkel?“

„Du mußt nicht- obwohl man die() überall gut aufnehmen würde, Es find lauter gute Bekannte von mir. Aber ich kenne ja deine Zurückhaltung- und es wird auch manchmal gar zu fehr mit der Sprache hapern. Nur meinen alten Freund Söderberg - den m u ßt du befuchen. Der kann auch am besten deutä).“

Peter traute sich nicht zu widerfprechen. Der Onkel wünfälte diesen Befuch mit folchem Nachdruck - es wäre kränkend gewesen, fl) zu weigern. Also gut. Er konnte ihm den Gefallen ja tun. Eine Höflichkeitsvifite. Willig ließ er fl) erzählen- wer Herr Söderberg war. Er erfuhr» zerftreut und immer wieder den Blick auf das Kopenhagener Porzellan geräytet- daß Jakob Söderberg einer der reichsten Brauereibefißer Dänemarks fei- der mit feiner Familie eine prachtholle Befißenung in Marienlyft bei Kopenhagen bewohnte.

„Ein Bierbrauer also?“ fagte Peter mit leichter Ironie doch ohne Überhebung.

„Ja -\* aber er braut fehr gut- Peter. Das ift die Hauptfache, nicht wahr. Und nebenbei ift er noch einer der bedeutendsten Kunftfammler Skandinaviens. Auf diesem Gebiet bin ich ihm näher getreten. Daß ich fo befonders gutes Porzellan habß verdanke ich ihm.“

Peter machte große Augen. „Ein prachtholles Volk! Wenn fogar die Bierbrauer folche Eigenfämften Haben!“

„Du gehft also hin?“

„Ja- ich gebe hin. Ich möchte mir ja fo wie fo die Neffen am Sund anfehen. Marienlyft und Helfingör und Klampenborg und wie fl) alle heißen.“

„Du wirft eine fehr liebenswürdige- echt dänifche Familie kennen lernen, Das wird doch gewiß dein Wunsch fein.“

„O ja! aber ob der Wunsch) gegenfeitig fein wird- das ift der Haken-Onkel. Rat ich gehe jedenfalls hin. Haben die Leute Kinder?“

„Herr Söderberg ift Witwer und hat zwei erwachfene Töchter.“

„Schade Richtige Kinder wären mir lieber.“

„Es find ja feine richtigen Kinder.“

Wrg Hirchfeld: Auf der Schaut?

„Onkelz du fängfi fchon wieder an zu ulken! Es ift Zeitz daß ich gehe! Aber ich freu' mich, daß ich wegkomme! Herrgott im Himmel, ich freu' mich! Das wird ein Leben! Hoch- Tante Linda! Hoch, Onkel Bij-wii!“

„Hoch Peter!“

„Entweder kc-mme ich als anerkannter Künftler zurück oder gar nicht.“

„Dann bitte lieber als anerkannter Künftler.“

Schon am nächften Morgen war Peter reifefertig. und der Abfchieds-  
fehmerz gefaltete fich kurz. Tante Linda tat das kleine Herz zum Zer-  
fpringen weht doch »Onkel Bifchoff wußte die ganze Situation fo unfenti-  
mental zu gefalteth daß fie zuguterleßt in Peters und der übrigen Heiter-  
keit einfimmte. Sie winkte mit ihrem geblünten Tafchentuch, bis der  
Zug im Tunnelloch verfchwunden war. Peter aber reifie durch ?deutfch-  
land wie ein Eroberer. Das Gefühlz bei jeder neuen Telegraphen-  
flange in ein neues- unbekanntes Gebiet zu kommen, überwältigte ihn  
fafi. Es tobte in ihmz er fang feine pfälzifchen Lieder mit einer Tenor-  
jimmez die er fehr fchön fand, durchs offene Fenfier in den Sommer  
hinaus. Er konnte fich das leiftenz denn er blieb bis Thüringen allein  
im Coupe. Hier erfi gefellte fich ein gefprächiger Saihfe zu ihm, ein  
Chemnißer Fabrikant von Hundekurhem der ihm zwifchen Weimar und  
Leipzig feine ganze Lebensgefchichte erzählte.

Peterz der alles noch aus erfierHand empfang- nahm diefeMitteilungen.  
die ihm eigentlich gleichgültig fein konnten, mit unmittelbarem Intereffe  
auf. Der Sachfez der erft dankbar überrafcht warx einen folchen Zuhörer  
zu finden, geriet allmählich in gelinde Verzweiflung da Peter keinen  
Einfpruch für fich behieltz fondern alles. was ihm ni>)t fofort klar wurde,  
beftrittz fo wie er es den Sämattersheimer Kameraden gegenüber getan  
hatte. Er blieb etwas verblüfft fißent als Herr Kuhnnow (man hatte  
fich vorgeftellt) ihn in Leipzig fichtlieh verftimmt verließ. Außerdem  
wurde ihm jeßt bewußtz daß er durch das unnüße Gefäzwäß die ganze  
Strecke zwifihen Weimar und Leipzig außer acht gelafien hatte. Er war  
wütendf aß drei Paar Würftrhen hintereinander und lehnte fiel» als  
der Zug den Leipziger Bahnhof verließ, in die Ecke zurü>z indem ert die  
Arme verfchränkendz den menfchenfeindlichen Entfehluf faßte. kein Wort  
mehr mit einem Reifebegleiter zu wechfeln.

In Berlin, das er zwifchen zwei Bahnhöfen kennen lernte, verbrachte  
er nur einem qualvollen Tag. Hier mißfiel ihm zunächft alles. Er lief

27()

in den lärmenden Straßen umher und wurde ganz kraftlos, weil ihm jedes Hausj jeder Menfch eine neue Erregung kofiete. Peter war noch fähigf jede Einzelheit nach ihrer äfihetifchen Bedeutung zu empfinden. Der Fund einer edlen Stileinheitf und wenn fie auch nur ein Gebäude umfaßtef beglückte und befänftigte fein Gemüt vollfiändig -- rohe Wirrnis aber und Gefchmacklofigkeit konnten ihn in Wut verkeßen. In den Berliner Straßen irrte fein Auge ratlos umher. Sein Geficht bezog fich mit Zornesrötej als ob an jedem Fenfier ein ungezogener Junge fiände, der ihm eine lange Nafe machte. Die Menfchenj die Häuferj der Lärmf der Verkehr! Alles erfchien ihm fo unfagbar gewöhnlich. Was war doch Onkel Bifchoff für ein Mephifto! Hier follte er fe h en lernen? Jm negativem ablehnenden Sinne vielleicht - da hatte der Apotheker reäft, Aber um fich durch diefen Jahrmarkt nicht verwirren zu laffenj dazu bedurfte es keines großen „Sehen lernens“. Jmmerfort ftolperte er - immerfort befand er fich in Lebensgefahr. Hier ein tutendes Automobil - dort ein elektrifcher Wagen. Jene Greifin am Krückfiock war ficherer als er - mit abgefiumpften Nerven humpelte fie an den Benzinfauchern vorbei als ob es bellende Hündchen wären. Großftadtgefchöpfe! Er - der Kleinfädterj blieb ratlos mitten auf dem Damm fiehen und mußte zum Gaudium einiger Schuljungen fchließlic von einem Schußmann über den Potsdamerplaf geführt werden. Wie unfein und ironifäf die Menfchen ihn anftarrten. Hätte er Zeit gehabtj und wäre er nicht froh gewesen, mit heilen Knochen auf den Bürgerfieig zu kommenj fo hätte er fich wohl manchen Frechling in der Nähe befehen. Kümmerte es jemandj daß er feinen grünen Strohhut trug und den fchokoladefarbenen überziehen den Tante Linda ihm vom erften Schneider in Schnattersheim hatte anfertigen laffen? Gewiß nicht.. Er fand übrigens die Kleidung der Berliner durchaus nicht fchöner. Die Farben- die er trugj waren etwas ungewöhnlich, aber fie ließen fich doch malerifch vertreten, namentlich in der Schnattersheimer Landfchaft. Hier natürlich wirkte alles kalt und roh. Das heißt - kalt! Er wünfchte fich etwas Kälte. Die Julifonne tat das ihrige,, er war in Schweiß gebadet und zog den überrock aus, wodurch fich zum Grün und Schokoladebraun noch das Silbergrau feines Anzuges gefellte. „Der is in 'n Farbentopp je-fallen! Det is der fremde Herr aus Kottbus!“ hörte er zwei Bierkutfcher einander zurufen. Er wollte keine Beleidigung darin fehen und fchrittj fich aufrichtendj durch das Brandenburger Tor. Hier wurde ihm etwas wohler zumute. „Das ifi feinf das ift fein“) murmelte er erfreut,



indem er das anmutige Palais der franzöfifchen Botfchaft betrachtete. Dann zog er fein Skizzenbuch aus der Tafche und zeichnete die Front. Die lächelnden Blicke vorübergehender Neugieriger beachtete er nicht. Ihn entzückte das friedericianifche Preußentum ringsum. Aber der Umfchwung feiner Stimmung hielt nicht lange vor. Mechanifch ließ er fich. während es dunkel wurde. unter den Linden weiterfchieben. intereffelos und müde. Schließlich gelangte er in die Friedrichfiraße und in einen Bierpalaft. wo er fich bei einem Maßkrug. der ihn wieder mit manchem verföhnte. feinen traurigen Betrachtungen hingab. Heimweh überfiel ihn. Und er fand doch Heimweh fo lääjerlich! Nun. Däemark! Wenn er erft nach Dänemark kam! Ans blaue Meer. zu Sigrid! . . . Halt! Der Name follte ihm ja nicht einfallen! Diefen Schabernaä follte Onkel Bifchoff ihm nicht gefpielt haben. daß er ihn mit einer Photographie verrückt machte. Noch dazu von einer Dame. die inzwifchen 15 Jahre älter geworden war! Aber es leuchtete doch fanft in den rauchigen Dämmer der Berliner Kneipe hinein: Sigrid . . . Ein kleiner Hoffnungsftern im grauen Irgendwo des Dafeins. Und wohligh erwärmt von feiner gefialtlofen Sehnfucht hockte Peter Kranz vier Stunden lang im Tucherbräu. In diefen vier Stunden trank er fechs Maß Bier aus. Der Kellner machte immer größere. beforgtere Augen. Aber der pfälzer Jüngling wankte nicht auf feinem Stuhl. So zart befaitet er im übrigen war. fein Magen war aus Eifen. Als es acht Uhr geworden. ergriff ihn eine fentimentale Unruhe. Er gedachte Tante Lindas und Onkel Bifchoffs. er wollte den beiden einzigen Menfchen. die es gut mit ihm meinten. etwas Liebes erweisen. Etwas kaufen mußte er ihnen in Berlin und nach Schnattersheim als Zeichen feiner Treue fchicken. Armer Kerl. der er eigentlich war - ließ fich fchieben und betreuen von fo alten Leuten. Lebte von Verfprechungen. hatte noch nichts geleiftet - mit zwanzig Jahren! Beinahe ein Schuft! - - Doch nein! Der Ausdruck war zu ftark! Ein Künftler war doch was - er wollte ja ein Künftler werden. Vergrößerung des väterlichen Namens - Fortdauer! . . . Doch lieber die Zeche bezahlen als große Worte verfchwenden. Er erhob fich und ging etwas unficher auf die regennafie Straße hinaus. Mitleidigh fah er einer geputzten Dirne nach. die einen ganz anderen Blick von dem hübfchen. jungen Herrn erwartet hatte. Dann fiel ihm ein. daß in einer Stunde fein Zug abging. Nun rafch noch. rafch den Einkauf machen! . . . Aber wo? Und was? Es mußte etwas Erquifites fein. etwas. was bleibenden Wert hatte. Ob

28:

feine Reifekaffee ihm gestattete. „bleibenden Wert“ zu kaufen - daran dachte er nicht.

Er bummelte die Linden entlang und bemerkte erst allmählich, daß die meisten Läden schon geschlossen waren. Halb ärgerte, halb erleichterte ihn das, denn er ging sehr ungern in Geschäfte, und zu Hause hatte er es sich so eingerichtet, nur bei August Schölermann am Markt zu kaufen, der einfach alles hatte. Aber es mußte fein, er durfte sich keine Pietät nicht zu bequem machen. Schließlich blieb er vor einem großen Schaufenster stehen, das japanische Kunstgegenstände enthielt. Er dankte Gott für diese Eingebung - hier mußte er kaufen oder nirgends. Eine unfichtbare Gewalt schob ihn in den Laden hinein, wo die Verkäuferinnen schon damit beschäftigt waren, alles wegzuräumen und Schluß zu machen. Der späte Besuch in Gestalt eines hübschen Jünglings hielt aber ihren Eifer auf. Sie sah Peter Kranz mit schlafrigem Lächeln in die Augen. Der ergrimmte innerlich ob solcher Unfachlichkeit und fragte ziemlich barsch, was ein Leuchter, der einen hochaufgerichteten, phantastischen Drachen darstellte, kostete. „Hundert Mark, mein Herr.“ war die zierliche Antwort. Mein Gott - das war teuer. Aber schön war das Ding, und wie würde es in Onkel Bichhofs wunderlichen Kram passen! „Wir haben auch kleinere, mein Herr - zu siebenzig Mark“, sagte das Fräulein, da es sein ängstliches Zögern bemerkte. Siebzig Mark. Er hatte noch nie etwas für siebenzig Mark gekauft. Der kleine Leuchter aber war fast eben so schön, wie der große. „Ich nehme ihn.“ sagte Peter mit trotziger Stimme. „Den großen oder den kleinen?“ „Den kleinen.“ klang es gleichsam um Entschuldigung bittend. „Schön, mein Herr.“ flötete die Verkäuferin. Wieder sah sie Peter zärtlich an und wickelte ihm den Drachen ein. Nun noch etwas für Tante Linda - etwas Kleineres, Apartes! Die Schlange? Nein, das war nichts, davor fürchtete sie sich. Aber halt - da lag eine höchst interessante Kleiderbügel. Mit einer außerordentlich feinen Schnitzerei im Rücken. Tante Linda bügelt viel und gern. Das war etwas. „Dreißig Mark, mein Herr. Ja, diese feinen Schnitzereien . . . wir können sie beim besten Willen nicht billiger geben. Der Zoll, mein Herr, der Zoll!“ Peter nickte zustimmend, mit dunkelrotem Gesicht - er wollte nur hinauskommen. Als er nach heftigem Stolpern glücklich an der Tür stand, fiel ihm die Hauptfackel ein, und er stotterte, indem er die Pakete dem erstaunten Fräulein wieder zurückgab: „Würden Sie wohl die Güte haben - wäre es wohl möglich, daß Sie die Sachen mit der Post schicken?“ „Aber gewiß, mein Herr!“

„Befien Dank!“ Im Hintergrunde kicherte ein Hilfsmädchen und verließ das Lokal. Peter diktierte die Schnattersheimer Adreffen und hatte endlich alles glänzend erledigt. Er lief auf die Straße hinaus. Er warf sich, da es gewiß schon höllisch spät war, in eine Droschke. Nun ging es zum Stettiner Bahnhof. Himmeldonnerwetter! Er mußte ja noch seinen Koffer von der Aufbewahrung holen! . . . Das Bier wirkte nach. Das Bier. Er fühlte sich sehr glücklich. Was würden die daheim für Augen machen! An die nicht vorgefehene Mehrausgabe von hundert Mark dachte er nicht. „Ich möchte in die Wähl hinaus!“ fang er, daß die Fenster Scheiben der Droschke klirrten. Als er endlich am Sjalter stand, um das Billett nach Kopenhagen zu lösen, verflüchtigte sich seine Aufmerksamkeit sofort wieder und wurde, von den nächsten, dringendsten Entschlüssen fort, durch eine Beobachtung abforbiert. Er sah einen alten Herrn im Winkel der Vorhalle stehen, den seine Angehörigen dort früher gestellt hatten, bis die Gepäckaufgabe beforgt war. Der alte Herr war blind. Er fiarrte teilnahmslos in das bunte Getriebe des Reiseverkehrs. Ein feltfames Symbol. Die Seinen mit ihren hellen Augen mühten sich eben, ihm die Fahrt in die Ferne, zum weiten Meer vielleicht, zu ermöglichen - und er? . . . Was er für wunderbare Augen hatte. Und die ganze, vorgeneigte Gestalt. Und diese Stimmung überhaupt im stillen Winkel der lärmenden Bahnhofshalle! Es zuckte Peter in den Händen, sein Skizzenbuch aus der Tasche zu ziehen und den Eindruck festzuhalten. „Aber mein Herr, nehmen Sie doch Ihr Billett und halten Sie den Verkehr nicht auf!“ mahnte der Kaffierer. „Inzwifäen geht der Zug ab!“ zifchte eine dicke Dame als Wortführerin einer entrüsteten, langen Menschenreihe. Peter bezahlte und riß sich los. Nach der Uhr sah er nicht. Er näherte sich vielmehr diskret, als ob es sich um einen Hellfichtigen handelte, dem Blinden. Eine Weile stand er neben ihm und zeichnete ihn im Geift. Welch' ein melancholisches Symbol . . . Plötzlich niesie der Blinde, und Peter war aus der Stimmung geriffen. Auch näherte sich ihm in diesem Augenblick ein Mann, der neben ihm an der Kasse gestanden. „Se wolle doch nach Kopenhage, nit wahr, Herr Landsmann? In zwei Minute fährt der Zug!“ Wie von einem Skorpion gefiechen, fuhr Peter auf. Erft wollte er noch widerprechen, daß d r ei Minuten Zeit wären. Dann aber ließ er es, dankte dem Landsmann, auf dessen Namen er sich vergebens befand, und fürzte zum Bahnsteig. Er konnte eben noch hineingefchoben werden. Dann pfiff es schon und dampfte los.

Peter war im Coupe allein. Er befann sich. pufkete. lachte und föhnte vor sich hin. Er war ganz erschöpft. Als der Schaffner kam und fein Billett prüfte, fiel ihm erft ein, daß er vergeffen hatte feinen Koffer abzuholen. Er dachte zunächft daran, wie an das Verfehen eines unpraktifchen Bekannten. Erft allmählich wurde ihm klar, wie nahe ihn felbft die Sache anging. Nun, er konnte ja den Koffer nach Kopenhagen kommen laffen. Das wäre was für Tante Linda, die Ängftliche. Und Onkel Bifchoff - der würde sich fcheckig lachen! Von der Erkenntnis feiner horrenden Unachtsamkeit aber doch beunruhigt, taf'tete Peter plötzlich an den Tafchen feines Anzuges entlang. Eine feurige Tafel „Vor Tafchendieben wird gewarnt!“ fchwebte feinen Provinzleraugen entgegen. Doch nein! . . . , Das Portemonnaie war noch da. Gott sei Dank, und das Skizzenbuch, das Peter als feinen höchften Wertgegenstand anfaß. Erft wollte er das Buch herausziehen, entfchloß fiä dann aber doch lieber, den Inhalt des Portemonnaies zu prüfen. Er kam sich jüst zum erften Male fo kindifch verlaffen vor. Teufel, Teufel - nur noch dreißig Mark . . . Ia, ja, die Gefchenke! Die waren ein Strich durch die Rechnung. Hm . . . Er hatte Tante Linda verfprochen, früheftens in vierzehn Tagen um Geld zu fmreiben. Was er jeßt noch hatte, reichte kaum für acht. Tante Linda hatte fogar etwas von einem Monat gemurmelt, und in diefen Samen verftand fie nicht den mindeften Spaß. Das Gefchenk konnte, da es von ihrem Gelde gekauft war, ihre Entrüftung auch nicht befchwichtigen. Onkel Bifchoff anzupumpen, war eine heikle Sache. Der gab nur von felber was. Nun, die Sache würde fchon „wie“ werden. Die fchöne Hoffnung feiner erften Wanderzeit ließ Peter sich durch den Mammon jedenfalls nicht verekeln. Er fireckte sich auf der Bank aus, er lächelte und fchließ bald ein. Aber fein Schlaf war unruhig. Er fchnarchte fchmerzlich, er glaubte Onkel Bifchoffs Porzellanfchrank durch eine ungefchi>te Bewegung zertrümmert zu haben, er war von tödlicher Angft erfüllt, daß der Apotheker naäf Haufe kommen und die Befcherung fehen könnte. Stöhnend und gleichfam Schuß fuchend, hielt er Sigrids Bild in beiden Händen, er preßte es fiebernd an fein Herz. Dann ftieß der Wagen heftig, und Peter erwachte. Man war in Warnemünde. Er fteckte den glühenden Kopf zum Fenfier hinaus und empfand zum erften Male den frifchen Salzhauch der Seeluft. Während der Zug auf der Fähre ftand und nach Gedfer, an Dänemarks Küfte, gefchleppt wurde, wollte er keinesfalls in dem dumpfigen Kaiken bleiben. Das hatte er sich fchon in Schnattersheim vorgenommen,

Georg Hirfchfeld: Auf der Schaukel

Er kletterte- völlig ermuntert. aus dem Coupe? heraus und fand nun im Märchenfchimmer der Mondnacht. Glibernde Wafferweite lag ringsum. und über ihm wölbte sich des ausgefirnten Himmels dunkler Frieden. Leben! Leben! Nicht malen. Das war die eine jubelnde Empfindung die jeßt fein einfames Gemüt beherrfchte. Was galt es denn eigentlich, etwas werden? Sein. da fein auf diefer Gotteswelt, das war die Hauptfache. Den Becher des Lebens in die Silberflut folcher Nacht zu tauchen und ihn auszutrinken unter dem freien Firmament! Er fchritt an fchlafenden Schiffsleuten vorüber zum Bug der Fähre. Leife lachend bemerkte er, daß die Männer über einer kreifenden Schnapsflafehe eingenickt waren. Diefe Nealiften beraufchten fich nicht am falzigen Meerwafferf wie er es wollte. An das Tuäferbräu dachte er jetzt nicht mehr. Er fand in dem fcharfen Vorfprung. der die Flut zerteilte, allein. Seine träumenden Augen fuchten die dänifche Käfte. Aber in der Dunkelheit vermochte er nur weit drüben eine fchattenhafte- fchwan-kende Linie zu erkennen. die auch die fernfte Front der rollenden Wogen fein konnte. In feiner Unerfahrenheit beugte Peter fich iiber Bord und Jarre lange in das fihaukelnde Spiel des Waffers. Plößlich gefellte fich zu feiner fchweren Träumerei ein eigentiimliäzes Unbehagen. Die See ging hoch- der fchwere Bahnzug auf der Fähre fchwankte wie eine dicke Dame im Ruderboot. Peter aber7 der noch dazu am exponiertesten Punkt fand. merkte es zu fpät und fühlte fich recht krank. Angftfchweiß bedeckte feinen Körper. und ehe er proteftieren konnte. hatte fein fchwä-cheres Ich die Silberflut der See ganz anders berührt, als er geträumt hatte. Befchämt und das Tucherbräu mit feinem wohligen Gift verwüfchend- fihlich Peter in das Coups zurück und fchnarchte dort bis zum hellen Morgen. Der Schaffner rüttelte ihn auf. Er befand fich -- wo?

. . . In Kopenhagen! Ia. im Bahnhof von Kopenhagen! Er war

der lehre. der fich durch das fremdartige Gewühl einem höflichen. aber unverftändlichen Hotelportier nach. hinaus drängen mußte.

„Wo ift das Gepäck des Herrn?“

„Mein Koffer kommt nach“ flotterte Peter verlegen.

Er fah zerftreut zur Seite. da eben eine Dame vorüberfchritt. die ihn lebhaft an Sigrids Bild erinnerte. Dann bekam er einen heftigen Stoß von einem vorüberlaufenden Gepäckträger und wandte fich mit einem finnlofen „Verzeihung!“ wieder dem Portier zu. Der aber war nicht mehr zu fehen. Hatte er fich davongemacht? Peter fchwoll die Zornader auf der Stirn. Mißtraute man ihmX weil er kein Gepäck hatte?

Das schien ja ein schönes Hotel zu sein das Onkel Bifchoff ihm empfohlen!  
Nuri- eigentlich war er ganz froh, Bei der Ankunft in einer fremden.  
großen Stadt. von tausend Eindrücken befüllt. war es ihm ein Greuel.  
die Hotelformalitäten zu erledigen/ sich von trinkgeldfüchtigen Frackträgern  
bekomplimentieren und schließlich in ein Zimmer sperren zu lassen- das er  
nie gewählt hätte. So aber war er ein freier Mann, konnte „fingern“ und  
tun was er wollte. Ganz so. wie er es sich immer gewünscht hatte. Un-  
bekannt - losgelöst von jeder Nüchternheit. Er fummelte vergnügt vor sich  
hin. Es dämmerte ihm wohl. daß es jetzt richtiger wäre zunächst den  
Koffer nachkommen zu lassenF denn sein Befehl in Dänemarks Haupt-  
stadt befand aus dem, was er am Körper trug. aber er verschob es. er  
lachte über die philiströse Pedanterie - es hatte bis zum Abend Zeit. wo  
er ja doch ein Gasthaus auffuchen mußte. Mit Ingrid nahm er sie  
schon vor. in ein recht obkühles zu gehen- in eine Art Art für Obdachlose  
wo man mehr auf ein ehrliches Gesicht als auf elegante Koffer sah.  
Er hatte ja Geld bei sich - dreißig Mark - geben konnte ihm nichts.  
Er wollte den Plunder übrigens sofort einwechseln. In dänischer  
Währung nahm sich sein Kapital nun freilich weniger majestätisch aus.  
Aber dafür gefiel ihm die Zeichnung der Kaffeeflechte - das verführte  
ihn wieder.  
Schluß in der Juni -Nummer.

Zofeph Aug. Lux:

Die moderne Architektur in Deutchland.

Schluß.

Die Gartenfiadtfragen. die zahlreichen neuen Städtebaufragen, die bekannten Fehler und Sünden während des Architektur-niederganges in der zweiten Hälfte des Al!, Jahrhunderts haben den Gefichtskreis erweitert und vertieft und erkennen laffenj daß die ftürmifche Bewegung der letzten zehn Jahre nur den Vorgang auf einer kleinen Vorbühne bildete. während dahinter die großen Umriffe gewaltiger Architekturprobleme und ihrer machtvollen Perfönlichkeiten fiehen. Diefen Erfcheinungen gegenüber verfagt der kleinliche Maßfiab vollendsj der die Entwicklung nach fünf oder zehn Jahren bemißt. Hier erfcheinen Bau-künfilerj die zum Teil der älteren Generation angehören, und die in einigen Einzelheiten an der überlieferung einer beftimmten Schule frfi-halten. Mit Recht fogarj die aber auch das gewaltige Können der alten Schule haben und als fchöpferifche Naturen Schritt mit der Zeit halten. Das find keine Stilarchitektenj wenn fie auch aus der älteren Schule hervorgegangen find. Ueberhaupt ift vor dem leichtfertigen Gebrauch folcher Schlagworte fehr zu warnen. Diefelbe Schlagworte haben die fälfchliche Meinung verbreiten als ob es nur Maler-Architekten und der verächtliche Gegenfaß die Stil-Architekten gebe. Es ift endlich Zeit. zu erklärenf daß diefe Art von Unterfcheidung irreführend und der baukünf-lerifchen Auffaffung zuwider ift. Jn der Architektur kommt es auf ganz andere Dinge anj als auf diefe äußerliche und meiftens ziemlich willkürlich behandelte Unterfäfeidung. Die Erfcheinungenj von denen hier die Rede ift. fiehen ganz außer dem Bereich diefer Doktrinen. Jn dem kleinen Ge-fichtswinkel der kunfigewerblichen Intereffen und der Kleinarchitektur ragt Meffels mächtiger Wertheimbau hinein. der auf einer anderen Grund-lage gewachsen ift und Bewunderung erzwingt, trotzdem fein Ausgangs-punkt die hiftorifche Architektur ift. Und doch ift er abfolut modern. wenn fich auch die Gotik zum Vergleich aufdrängt. Es ift ein Beweisj daß es darauf gar nicht ankommt. Die grandiofe Pfeilerf'tellungX die enggereiht den häßlichen Fehler der übertriebenen Fenfierhöhlungen vermeidet und

ungeteilt bis unter das barockartig gebrochene Dach reicht, gibt dem Warenhaus, das mit feiner horizontal bedehnten Front tiefen Vertikalismus benötigt, wunderfchöne Kontrastverhältnisse, gefühlte Proportionen, die hier eine schlicht vornehme Würde ausdrücken und auf die es nebst einem ausgezeichneten, organisch gestalteten Grundriß in der Architektur hauptsächlich ankommt. Das ist der entscheidende Architekturteil, der Stil, ein im Wechsel der Erscheinungsformen beharrendes Gefäß, wogegen die äußerlichen Schmuckformen kein entscheidendes Kriterium bilden, ganz abgesehen davon, daß Meffel auch darin eine außerordentliche Feinheit und Freiheit betätigt. Meffels Bau ist für die Berliner Bauentwicklung von vorbildlicher Bedeutung. Berlin ist im Begriff, ein künstlerisches Architekturkleid anzuziehen. Außerordentlich tüchtige Baukünstler sind am Werk. Ernst Hoffmann, der alle Vorzüge der großen Bautradition hat; Albert Geßner, der namentlich dem Miethausbau die proportionierte Form gibt; Bruno Schmitz, der Erbauer des künftigen Völkerfriedhofdenkmals bei Leipzig, des Mannheimer Hofgartens (wo kürzlich auch Hermann Billing eine wichtige Architektur in der Nachbarschaft des Hofgartens hinstellte), und von anderen Arbeiten abgesehen des äußerlich schlicht betonten „Rheingold“ - Hauses, der nur innerlich an einer Ideenhypertrophie leidet und bunt ist, wie eine Architekturkissenfammlung Hermann Muthesius, der mit viel Glück den Landhausbau pflegt und dem heimischen Hausbaucharakter die kultivierte, puritanische Enthaltsamkeit des englischen Landhausbaues affiniert, d. h. sie organisch auf feine deutsche Art verarbeitet, wie es etwa der überlegene Wiener Architekt Josef Hoffmann tut, der sich mit dem Feinsten der Kultur in Übereinstimmung setzte, mit dem Schaffen der englischen Künstler um Morris und der schottischen Gruppe Mackintosh so gut, wie mit der japanischen Kunst, oder der wundervollen farben- und ornamentfrohen ethnographischen Kunst der slavischen Völker des Ostreiches, und wie kein anderer Architekt alle Gestaltungsformen der modernen Lebenskultur vom Hausbau herunter bis zur letzten Streichholzbüchse feinem auf organische Einheit gerichteten Architekturwillen unterwirft, wie die bekannten, formal und qualitativ gleich hervorragenden Erzeugnisse der Wiener Werkstätte beweisen. Berlin will nicht nur durch die Bauten feiner hervorragenden Architekten, unter denen Meffel, (der, wie bekannt, die Museumsbauten neu gestalten wird), durch die Betonung schlichter Größe befremdend hervortritt, sondern auch durch das ungeheure Projekt eines neuen Ge-

288



é . J. 41  
,KM-»TN :KK-..IWW 350?  
Ff :52'Eawegwaémfik ,`  
C.  
W in.» ...4\_.\_...\$w .M .M a2... .EZHWMET

Nom" .'„u  
.. ..  
G r  
..- 0. . \_ , .  
.. ..r... w h , .81.7 '  
. X,x ..d ..c iv 10 .. . |. ,... .WN- . . .- l . , ,SLR .. r  
. g .. 7. , , '  
.Kp-.SM Sngeténn L31.  
..”

"cite 'Titanic-Uri;  
-mland J of. Aug. Liu\*

ungen-.lt bis unter das barc..- ;.. .a \*rochene Dach reicht. gibt dem  
W-..:enhaus. das mit feiner h.. -- -\* c :ehnten Front tiefen Vertilalis-  
mus benötigt. wutfderfchöne Kol-tt. r .r..1itniffe. gefühlte Proportionen.  
die hier eine fcizlicht 'oorneln-e .':-'3::\*- ausdrücken und auf die es nedft  
einem ausgezeichneten. organ-u: 5.3 » :tn-n Grundriß in der ?icätitektue  
hauptföajlich ankommt. Das i-'t d-- ent-'meidende Architekturfi), der  
Stil. ein im Wechsel der Saar-ri .toi-.mn beharrend-.s Grieß. wo-  
gegen die äußerlichcn Sic-muclofoimen Z-in entf-heidendes .Krit-erlitt'.  
bilden. ganz abgefehen dat-on. dati 4.7.". '-:l .\*.ncb darin eine arte-words:-  
liche Feinheit nnd Freiheit betätigt .XF-fiel? Bau "ft fur die Berti-.3.-  
Bauentwiälng von vorbildlich-\*r Z\*.'c.eut:-\_1,. Berlin ii'i im Britt.;  
ein kiinf'tlerifc-'ns Aräjitekturkleid „rznzi-t-n Auß-:rordcniiiäh man-g.  
Bank-Zinnler find am Werk. Ernfi Hofi\*--. nn. der alle Ro :rie der groß-1  
Bautraditcm hatz Albert Gcßner. der namentlich dcn. Minhausbau lie.  
prob-\*rtionierte Form gibt; Bruno Schmitz. der E1"-.-t.-.r des fiinf. c e-  
cl-'nlkerfchla-.hcdent--ale bei Leipzig. der \*.ofengarte-:ic  
?ic-lich auch .O n Billing eine weis-tige "-,-  
,'.ur in der ä' :tl: -,,

jaa-f! des \*ll\* 7-27.- 7- 7s hinfiellie). und r - "their-:n 4.-\* ..7 c1  
ces '-:-- :.\*'-rt betonten „Nic - ' .Bauern l..

inn-rin'- .; .1.- c Jelenheptroph-,e . \* -\* und hun\* ---, wie  
Niqnnl'-....- ' fill'

eine 'e' -.\*.eiruifl.zzeiii-immlung; Here... :!..-tl)-efins. tx- -'-\* viel  
Eli?- r,n Landiauoban \*.flegt nik\* "n1 l-eimifxtn-n \*\*.-.txin  
cl."i.\*llt1, die kultivierte. puritauifche Ente., --qmleit des ert-gli??i - Land-  
l-a \*sbaues affimiliert. d. h. fie org-intim .nf feine deuti-.ir Lil' i".  
.-...\*-.-itet. wie es etwa der überlegene Wii-ier Architekt F: 7e.xl- .Hoffnun-  
\* t. der fich mit dem Feinfien der Kim" :t -,-.-l\*r. fell", . -\*  
7 cd Shtffen de'. cnglifchen Künfil-:r l\*r-. Z": - 1"-. der feet-:- :-  
lbe"" Zr?

(lx-Ne Me\*7i"7ll\*." fo gut. wie ini\* ei - hen Kurki. :cr n: 1nd "er, farlen- und ernalrtafle-\*i \* n-  
\*graphifäne r-r ' 7 '- t\*-fchaf,\*en Öfierreläy-s. „-l-

l-:cn anderer ll.-.. \* \*,-

ali.- "x-L .ng-formen der modernen \*cel-e. - ,'-ur vom .ix-„nie  
hen-.n .- -,.. zur \_letzten Streichholzbiicbie .c-r. ,uf otganiftbe :\*-

C

hc"- - -itetcn Armitektltrtvillen untermalt, 2 .\* . bekannten. 7\* t  
und -2-.ilitativ gleich hervorragenden Erz \*1.- . ,-. Wiener -!- .te  
bc'--cif\*ell. Berlin will nicht nur durch die T\*: :en »cr-er re:.\*---.\*..1.--. den  
Architekten. unter den-\*n Meffcl. (der. uit \*1.- -1-2- "e D'. ti-i.\*'-- , \*enter  
neu gcfialten wird). durch die Vetrnimg 17.-- „e  
lie-1 \*rtr-.ta fondern auch durch das ung-tet..

(\*“ri--x b- "li :im ,ne

",\*roi \* - --s ...nen ("s.-

“ \*n\*

--

.FZS nbtcm ZOO.: 2mg w a m H  
?NWZ £5325 „PULS £8 ?ZZ-m  
25 .W .m ZZ EEK :ZV  
..Z-ZW ZQESESQ YU  
„UIQ-U 532mm .fZa  
.x rid}. H, . . 7,  
F" .l l, ..x . Q ..7.40 .W7 -'  
.f l n-  
ur „Fa  
.e  
KPD-7....()  
.  
.  
.  
.  
<Qfiwrl...1.\_:h\.. \_  
...zZ-N.KW .f  
7:?, . . 1 r , ; z. : V , .  
\_.. \_Vr..(\_...;\_ . . . V ., V . f . . . \_ . 7 V Y h . . . „FAR-F. J . , .  
...„ ,4?, . . . , . . . V . . . : V . . . „ „Ä  
,jk  
. a

\_EMPTY\_

Zof. Aug. Lux: Moderne Architektur in Deutschland  
neralregulierungsplanes das Bild einer künstlerischen Städtebaugeschichte  
bieten. wie es in dieser großzügig gefaßten Art seit der  
von dem künstlerischen Nuhmesinn zeugenden Baukunst des ab-  
solutistischen 18. Jahrhunderts und seit Säkularisation nicht mehr  
der Fall war. Berlin hat viel Verfallenes nachzuholen und  
zu verbessern. Es braucht drei Generationen. um das Ver-  
fallnis der vorangegangenen Generation wieder gut zu machen. Ohne  
Zweifel ist die in feiner Art vorzügliche Stadtanlage Wiens zum Bei-  
spiel genommen- wo seit der Niederlegung der inneren Wälle und Gräben  
die gegebene Situation zur Bildung einer Ringlinie mit Radialstraßen  
die nach allen Richtungen ausstrahlen, genutzt worden ist und  
später durch die Schaffung eines äußeren Vorort-Gürtels an Stelle  
der Linienwälle konzentrisch ein zweites Ringgebilde und schließ-  
lich durch das Projekt des Wald- und Wiesenringes mit einer Höhen-  
straße eine dritte in der Landschaft liegende Ringanlage vorgesehen  
wurde. Dieser großzügig durchdachte Plan hat auch andere Städte auf-  
gemuntert. namentlich Berlin. Im übrigen aber macht sich auch in  
Wien durch das Überhandnehmen der Baupespekulation in den letzten  
fünfzig Jahren und leider heute noch eine sehr kleinliche Baugeschichte  
geltend die namentlich dem Projekt des Oberbaurat Otto Wagner die  
künstlerische Gestaltung des Karlsplatzes und den dort in der Umgebung  
der Karlskirche gedachten Neubau des städtischen Museums betreffend.  
sehr übel mitspielt. Trotzdem das Inkongruenzprinzip Otto Wagners  
im Norden- der dem unbekleideten Steinbau huldigt wenig Anklang  
findet. wird ein künstlerisch berufenes Urteil woher es immer kommen mag.  
rühmlos zugeben müssen daß Wagner als der geborene Monumental-  
architekt seine Aufgabe mit unübertrefflichem künstlerischen Scharfsinn an-  
faßt und in bezug auf die Bedürfnisse des modernen Lebens auf die Ge-  
brauchsfähigkeit und Zweckmäßigkeit und schließlich auf die grandiose Wir-  
kung eine unvergleichliche Feinheit besitzt. Sein neuer Postamentbau  
ist ein ingenios durchdachter Geld- und Verkehrsapparat. seine Kirche  
für die nieder-österreichische Heil- und Pflegeanstalt ist der mit allen mo-  
dernen Mitteln einschließlich der modernsten Glasfenster glücklich durch-  
geführte Versuch eines konstruktiv und praktisch auf der Höhe der Zeit  
stehenden Kirchenbaues. der äußerlich durch die ganz prachtvoll gelungene.  
mit vergoldeten Kupferchuppen bedeckte Eisenkuppel gekennzeichnet ist.  
wenngleich die Detailverzierungen an der Außenseite weniger glücklich  
sind. Diese Bauwerke, wie die Stadtbahnanlage und das Nadelwehr in  
:[9 289

Nußdorf find als neue künftlerifche Bauregungen für Wien charakteriftifch. Selbfi wenn man noch ein paar moderne Zinshäufer. etwa von Wagner. Plecnik. Fabiani. Oerley u. a., fowie Ohmanns Wientalabfchluß in Betracht zieht. muß feftgeftellt werden. daß die öffentliäje Baueffinnung diefer Stadt weit hinter der künftlerifahen Entfchiedenheit anderer Städte. wie Mün>jen und Dresden. zurückbleibt. Einmütig find in Miinchen die Künfler und die Behörde bedacht. der Stadtentwicklung eine künftlerifche Charakterifiik zu geben. die forgfältig in bezug auf die lokale Tradition und auf die fchöpferifche Selbfttändigkeit bedacht ift. Der füddeutfche Pußbarockbau hat dort eine volkstümliche Architekturgrundlage gefchaffen. aus der ein rühmliches Architektengefchlecht feine durchaus felbftändige Eigenart entwickelte. In diefem Zusammenhang find befonders die Brüder von Seidl hervorzuheben. Emanuel und Gabriel. durchaus felbftändige und fchöpferifche Weiterbildner auf der gegebenen heimatlichen Grundlage. Sie ftehen mit der großen Tradition in einer Richtungslinie. obfchon fie durchaus mit den Forderungen der Zeit im Einklang find. Das neue Nationalmufem von Gabriel von Seidl mit feiner bewegten Silhouette. ein wohlproportionierter und wohlabgeftufter und zugleich ftark zusammengefaßter Gebäudekomplex. ifi feiner Anlage nach als organifcher Mufemsbau vorbildlich. In geiftiger Beziehung verwandt mit diefem ift der Darmftädter Mufemsbau von Meffel. Was München betrifft. ift ferner hervorzuheben. daß der Geift Graeffels. Hocheders. Fifchers u. v. A. hütend und fördernd auf die künftlerifche Bauentwicklung wirkt und Hervorragendes gefchaffen hat. davon. um nur einiges zu nennen. die ausgezeichneten Schulbauten. einige Brücken erwähnt werden follen. von den großen Projekten. die Friedhofsanlage. ferner die Bauprobleme auf der Kohleninfel ganz zu fchweigen. Die Privatarchitektur ift von einer ganz ähnlichen Gefinnung getragen und eine zahlreiäje jüngere Architektenfchaft. die insbefondere die volkstümlichen Baugedanken der Heimat betont. geht auf einem Weg. der nur Erfreuliches verfpriht. Wie auf der Charlottenburger technifchen Hochschule ift auch in München der Städtebau als eine Kunftangelegenheit erften Ranges erkannt und die Einrichtung einer Lehrkanzel an der Hochschule vorgefehen worden. die vorwiegend den ä|hetifchen Gedanken der Städtebaukunft pflegen wird. Man kann fagen. daß München diejenige Stadt ifi. wo fchwere Bauverfehlungen prinzipiell ausgefchloffen find. Soll das nur in München der Fall fein können? In keiner anderen Stadt ifi das Künftlertum mit dem öffentlichen Leben. mit dem Volk.

Prof. Aug. Lurt Moderne Architektur in Deutschland  
der Gesellschaft und den Behörden so verwachsen, wie in München. Der  
Segen, der für die Stadt daraus entspringt, ist nach der wirtschaftlichen,  
wie nach der ästhetischen Seite hin unberechenbar, namentlich, wenn man  
das höchste menschliche Gut, das sich daraus ergibt, in Betracht zieht: die  
Lebensfreude. Man wird begreifen, daß man von dieser Stadt nur in  
dem Ton der Verliebtheit reden kann. Auch Stuttgart will sich vollenden.  
Dort wirkt seit einigen Jahren Theodor Fischer zum außerordentlichen  
Segen der Stadt. Fischer ist derjenige, der unter den Architekten unserer  
Zeit vielleicht den tiefsten Blick in den Baugeschmack der deutschen Städte-  
überlieferung getan hat. Seine Brücken, Schulanlagen, Kirchen, Straßen  
haben die schlichte Größe der alten Städtebaumeister, die durch nichts  
Äußerliches wirkten. Diese einfache monumentale Wirkung ist gemildert  
und von leichter Faßlichkeit durch menschlich dimensionierte Proportionen,  
die einen begreiflichen Maßstab geben und die angenehme Rhythmik der  
Baugliederung unmittelbar mitteilen. Es kommt wohl auch daher, weil  
an dem Schaffen dieses Künstlers nichts kalt Geklügeltes ist, sondern die  
Innigkeit des Empfindens und Anschauens, die er in Raumverhältnissen,  
in Architektur auszudrücken vermag und die ihn zu dem deutschen der  
deutschen Architekten macht. Nächste München tritt Dresden durch die  
Entschlossenheit der künstlerischen Initiative hervor. Dresden war ja  
auch mit „die Kämpferin der ersten Stunde“. Sie hat nach außen hin  
diese auszeichnende Haltung durch ihre eindrucksvollen Ausstellungs-  
unternehmungen dauernd behalten. Hier hat sich unter der Hand  
eines organisatorisch begabten Künstlers, wie des von München  
hierher berufenen Hans Erlwein, auch im öffentlichen Bauwesen  
der Stadt eine anerkennenswerte Entwicklung vollzogen. Eine  
außerordentlich disziplinierte künstlerische Gruppe hat sich hier  
konzentriert, die auf eine gute Zucht der städtischen Bauent-  
wicklung bedacht ist. Wenn es auch leider zur Regel gehört, daß  
der künstlerische Privatarchitekt am wenigsten für die eigene Stadt zu  
tun hat, so ist der geistige Einfluß, der von ihm ausgeht, wieder nicht  
zu verkennen. Hier wirken Martin Dülfer, der einige Jahre vorher in  
München eine hervorragende künstlerische Tätigkeit entwickelt hatte und  
durch seine Theaterbauten in Dortmund und Lübeck, Geschäftshäuser,  
Hotels, um nur die wichtigsten seiner auf edel einfache, an das Empire  
anklingende, aber konstruktiv bedingte Gliederung gerichteten Bauwerke  
zu nennen, einen ausgezeichneten Ruf erworben hat; Fritz Schumacher,  
William Löffow, der Erbauer der rhythmisch bewältigten Baugruppe  
19\* 29(

der Kunstgewerbeschule und in Verbindung mit Max Hans Kühne präsumptiver Schöpfer des künftigen Leipziger Hauptbahnhofes Schilling und Gräbner. Erbauer der Erlöferkirche Wilhelm Kreis. der Retter der Augustusbrücke. Retter insofern. als befürchtet werden mußte. daß der Neubau der unerfesslichen alten Augustusbrücke rein ingenios technisch vollzogen würde. nun aber glücklicherweise unter die baukünstlerische Leitung dieses ausgezeichneten Architekten gestellt wurde; ferner Oswin Hempel. Ernst Kühn. Cornelius Gurlitt u. a. Der Neubau des Landgerichtes von Landesbauinspektor Kramer lieferte auch hier den übrigens sehr seltenen Beweis. daß eine künstlerisch empfindende zähe Natur auch in der Abhängigkeit der Staatsanstellung ein künstlerisches Projekt durchführen kann. wofern die Baubehörde mit künstlerischen Initiativen durchsetzt ist. was zweifellos in Dresden so gut wie in München der Fall ist. Die moderne Baugeschichte hätte sicherlich noch sehr viel mehr Namen und Werke zu verzeichnen. Eine Vollständigkeit nach dieser Seite gehört nicht in den Rahmen dieser Schrift. für deren Zweck der Hinweis auf einige der bedeutendsten Architekturleistungen. die von dem Geiste der Zeit erfüllt sind. genügt. Im Zusammenhang mit der Architektur ist nicht der Plastiker zu vergessen. der in Verbindung mit den architektonischen Abfällen eine verlässliche raumkünstlerische Bestimmung empfängt. Außer Hildebrand. der im Schatten der großen Renaissanceüberlieferung steht und von ihrem Geiste und von ihrer edlen Handwerklichkeit erfüllt ist. und dem genialen Problematiker Max Klinger. der von einem faustischen Sehnsuchtsdrang befeuert apollinische Klarheit und italienische Lebens Elemente zu verschmelzen und diese Verbindung von modernem Empfinden und klassischer Haltung in der plastischen Schönheit und Ruhe des Steins zu verewigen sucht außer diesen also haben sich einige jüngere Plastiker zur Bedeutung durchgerungen. von denen der kürzlich nach Dresden berufene Wrba. der auf monumentale Architekturwirkung gefachte Meißner. der früher in Darmstadt tätig gewesene L. Habich. der in Dresden wirkende Münchner Karl Groß. dann Lederer. der bekannte Schöpfer des Bismarck-Denkmals in Hamburg. ferner Ignatius Tafchner. der zu früh verstorbene Hudler in Dresden. erwähnt werden können. ohne die Reihe der Tüchtigen zu erschöpfen. In diesem Zusammenhange scheint die Feststellung. daß sich im Laufe der modernen Bewegung in der angewandten Kunst die anfangs auseinanderlaufenden Strömungen immer entschloffener in dem Architekturgedanken geeinigt haben. was der natürliche Lauf der

202



## Zof. Aug. Lux: Moderne Architektur in Deutfihlagd

Dinge ift. Als Endergebnis greift die richtige Auffaffung Platz. daß alle kunftgewerblichen Disziplinen und fchließlich auch die Malerei und die Plaftik in dem Aräfitekturgedanken ihren natürlichen Schwerpunkt finden müffen. und in dem weitesten Begriff als Architektur zu verftehen find. Ia felbfi die Werke der Technik müffen fich diefem Begriff einordnen. fobald fie wieder beginnen. die Merkmale der menfchlich bedingten Schönheit. unbefchadet der Sachlichkeit. zu äußern. Die Architektur auf ihren führenden Plah zu fehen und die edelften Kräfte in ihren Dienft zu fiellen. war die geheime. erft nach und nach erkannte und fafi unwillkürliche Tendenz diefer Bewegung. Die Architektur mußte ihren beftimmenden Plah im Leben haben. wenn die mit neuer Künflerkraft aus der lebendigen Arbeit des Volkes hervorwachfenden kunftgewerblichen Betriebe Befiand und Feftigung finden follten. Dann aber fordert das Leben felbfi mit zwingender Macht die Betätigung des Schönen im Bauen und Bilden. weil fchließlich die Erfahrung gemacht werden mußte. daß die Gefundheit. die praktifihe und hygienifche Vollkommenheit im Leben der Städte und deren Anlagen. fowie im Umkreife des Haufes. vom Stadthaus bis zum kleinfien Arbeiterhaus herunter. wurzeleins ift mit der äfihetifchen Erfüllung und nicht befieht. wenn nicht der alles umfaffende lebendige künftlerifche Sinn tätig ift. Die weitere Entwicklung. die fo. dringend die Forderung des fchönen Bauens aufstellen muß. wenn die Kultur fortfchreiten foll. wirft zugleich eine Menge fozialer und wirtschaftlicher Kunftfragen auf. die gerade im Baufach entfchieden werden müffen. Die Frage ift nun. wie der Staat und die Stadt als Bauherren diefe künftlerifchen Kräfte und ihren Nachwuchs benützen werden; Staat und Stadt als Faktoren. die eine Menge Bauaufgaben in Händen haben und durch den von ihnen gepflegten Bureaukratismus in künftlerifcher Beziehung ein trauriges Fiasko machten; was die Städte durch den Verluft an Schönheit und infolgedeffen an materiellen und immateriellen Gütern eingebüßt haben. ift unberechenbar und erfordert gebieterifch die Heranziehung des freien fchöpferifchen Baukünstlers gerade zu den wichtigften Bauaufgaben. die der Staat und die Städte zu erteilen haben. Wie aber ift die Stellung des Baukünstlers zu den großen Spekulationsunternehmungen. zu der ganzen privaten Bautätigkeit. die jene des Staates um Ungeheures überfteigt und der traurigen. jüngft vergangenen Architekturperiode den Stempel der vollftändigen Ideenlofigkeit und der nach jeder Richtung hin unzulänglichen Schablonenhaftigkeit aufgeprägt hat? Hier ift vor allem der Hebel ein-

Moderne Architektur in Deutschland Zof. Aug. Lux  
zuweilen die Brandmarkung des Minderwertigen einerseits, die Forderung  
der Erkenntnis des baulich Schönen andererseits sind derzeit die wich-  
tigsten geistigen Mächte um die innere Verfassung der Allgemeinheit zu  
ändern. Das Verständnis für Architektur im umfassenden Sinn ist  
eine Angelegenheit der neuen allgemeinen Bildung. Wer nicht imstande  
ist- das fachlich Schöne und das künstlerisch Eigenartige aller Künste im  
Umkreife der Architektur zu würdigen- ist nicht gebildet. Keinesfalls  
kann die Aufgabe der Allgemeinheit dahin gehen dem Künstler Vorschriften  
zu machen oder sich seinen Intentionen die nicht immer sofort von der  
vom Gewohnheitsurteil abhängigen Menge verstanden werden können-  
entgegenzusetzen- wie es leider in dem traurig denkwürdigen Fall in  
Wien Otto Wagners Karlsplatz- und Museumsprojekt gegenüber ge-  
schieht. Die Autorität des Künstlers steht über der Menge. Die Menge  
besitzt keine Autorität- sie besitzt höchstens blinde Gewalttätigkeit. Hier  
muß die Literatur und die vornehm geführte Presse helfen- die den gei-  
stigen Entwicklungsgang bestimmt und in Bezug auf die Kunst die Auf-  
gabe hat die Religion des Schönen zu verbreiten. Nicht was der Menge  
sofort gefällt, besteht auf die Dauer; auf die Dauer besteht nur die  
schöpferische Kraft des Persönlichen. Nur die Persönlichkeit ist schöp-  
ferisch, im Schaffen wie im Genießen.

Otto Helmut Hopfen:  
Die Vafe des Vergeffens.  
Säjluß.

57. Emailleglänzend. weiß wie Marbelfein  
Ließ ich zwei Tafeln aus der Bafe fchwellen;  
Zwei Briefe grub ich groß undjsolden ein.  
ie wir auf Gräbern tun mit ibelfiellen. -  
Und wie wir Grabesverfen Andacht weihn.  
Als könnten fie das Rätfel uns erhellen.  
Daß heute nicht mehr iii. was gefiern noch gewefen.  
So muß ich immer wieder diefe Briefe lefen.  
Die erfte Tafel.  
Aus den kühlen Höhen des Engadin.  
Geliebter. komm! Ach. könnteft du fehn.  
Wie fehr man mich feiert im Bade.  
Verweil' ich am Ufer der düfieren Seen.  
Erklimm' ich zackige Grade. -  
Stets werd' ich fiaunenden Blickes erkannt  
Als Braut von dir. der den Phöbus erfand.  
Welch Glück. Welche Wonne. Dein Ruhm ift mein.  
Erfchein' ich in feftlichem Kreife.  
Eilt jeder und bittet mein Tänzer zu fein  
Und fagt mir auf zierliche Weife:  
Die S önfte von allen aus nah und fern  
Sei br utlich verbunden berühmtefiern Herrn.  
Du großer Künfler. Bräutigam traut.  
Dir dank' ich jegliche Stunde;  
Und gilt dir nichts. vergönne der Braut  
Dein Lob aus aller Munde.  
Mag raunen ein Neider von diefem und dem.  
Mag immer zur Mutter fchleichen; \*-  
Kch kenn' deiner Seele Demantdiadem.  
tr kann ihr Glanz nicht erbleichen. „  
295

Die Vafe des Vergefiens  
Otto Helmut Hopfen

Doch gefiern fchlich fich auch zu mir.  
- Wir tanzten juft und [achten -  
Dein Freund. dem du dereinf die Tür  
Gewiefen voll Verachten.  
Entrüfiet hab' iä) mich abgewandt.  
Ich fühlte fein Auge fiechen;  
Schnell bot ich einem Bekannten die Hand;  
Da hört' ich hinter mir fpreden:  
Du haft den .Künfler der Klinik entführt.  
Gib frei; muß fonfi verderben.  
?Ich kenne dich: Von ihm berührt  
irft du verweilen und fierben.  
ch tanzte fort. ich kam zurück.  
hn fireiften meine Kleider;  
Za. rief ich. garfiig Vubenftück  
urchfchaut man wie den Neider.  
Er fiarrt' mich an wie mein Gefchick.  
Ich floh in lufi'ge Runde. \*ie-\* -  
Umfonfi; - es traf mich ins Genie!  
Der Hauch aus feinem Munde:  
Grab ein ins Hirn; haft ihn entführt;  
Gib frei. muß fonft verderben.  
Fühlft du es nicht?: Von ihm berührt.  
\_ Mußt welken du. muß fierben,  
7 Zäh hielt ich an und fah mich um; --  
r war nicht mehr im Reigen.  
\* Dom horch. fein Wort ward nimmer fumm. -  
Mir fiedelten es die Geigen;;-!  
Grab ein ins Hirn; haft ihn entführt;  
Gib frei; muß fonft verderben. \*"-  
Fühlfi du es nicht?: Von ihm berührt  
Mußt weiten du. muß fterben. ..3,  
296

Otto Helmut Hopfen: Die Vafe des Vergehens

W

O'Qual. nun wühlt in Ohr und .Hirn

Das Gift; ich darf's nicht hören.

Zfi's Wahrheit? - Web; - mich will's verwirrn.

s will das Glück zerfioren.

Was fieht mir fcbrecklich wohl bevor?

Warum fo jung fchon fierben'? \_

Die Mutter flüfiert mir ins Ohr: \_

Reich Bräutlein läßt fich erben.

,i Nimm alles. alles nimm. was mein.

Die Lebende will fchenken.

Will dich. will fich von Gedanken befreien.

Unwürdig je zu denken.

Und hab' ich dich Liebfien zum Gatten gewollt.

Des mag die Kunft fich freuen.

Denn frei follft du das rote Gold

Für fie \*- o nimm's - verfireuen.

Nun bifik du reich; nun bau dir aus.

So kühn es die Pläne bedürfen.

Zur herrlichfien Werkftatt der Väter Haus.

un bilde nach größten Entwürfen.

Unnahbar fkeht dein Künfilertum.

O fichre vor Neid fo Glück als Ruhm.

Doch fcheuft du zu nehmen. was gern ich gab.

Gebrauch' es den Spuk mir u ben.

lInd denke. du lbfef't den Aufztrag ab.

Den ein Maren dir gegeben.

Dann fchilßt uns die Kunft gleich Rofengerank

Durch Wunderwerke. - Das fei dein Dank.;

Die zweite Tafel,

Aus der Hohe und Sonne überm Ematal.

Goldgeflügelte Göttin.

Schütte dein Füllhorn aus!

Ptangen follf't du von Erze

Hoch auf meinem Haus.

2'97

## Die Vafe\_des Vergefiens\_ Otto Helmut Hopfen

Will dich mit Silberfittich  
Malen am düfieren See.  
arrend ein gütiger Engel.  
chuß. was auch gefcheh'.  
Bi mir mit buntem Fittich.  
M dchen. auf Firnengrat  
Schön wie Sonnenfirahlen  
Tanzend auf fchwindligem Pfad.  
Seele. dich tragen weiße  
Schwingen ins Morgenrot;  
Unter dir kreifen im Abgrund  
Wolken. Lafier. Not.  
Doch ungeflügelt. Geliebte.  
Betrittfi du blond und hell  
Die blumenreichfie Wiefe.  
Du qehfi zum Lebensquell.  
Schon nahfi du heiligen Waffern.  
Bückfi nieder dich zur Flut.  
Wirft bald die Schale füllen.  
Die dir in Händen ruht.  
Wirft rafften mit zitternden Fingern \_z  
Dein Kleid. marienblau.  
Die Waffer werden umkofen  
Dich. meine junge Fran.  
Ich weiß in meinem Bufen.  
Zeh weiß im Waldrevier  
olch heimlich tiefe Quelle.  
Die faß' ich kunfireich dir,  
Zehn Säulen will ich türmen  
us Lapislazuli.  
Krifallene czllempeldecke  
Leg' rund ich über fie.

## Otto Helmut Hopfen: Die Vase des Vergehens

Die Säulen fiehn im Waffer.  
Und um fie. weit gefpannt.  
Sei reich aus Fruchtgirlanden  
Ein niedrer Beckenrand.  
Und wo der Quell im Becken  
Entperlt dem hohen Berg.  
Soll weiß sich widerpiegeln  
Ein Marmorwunderwerk.  
Es sei Symbol Toskanas.  
„Die große Fruchtbarkeit.“  
Und trage Deine Züge  
Zu weiter Folgezeit.  
Aus heiligen Brühen färbt  
Des Waffers reines Naß  
Vom Berg. zu Tal. zur Ebene -  
Mein Werk - ohn' Unterlaß.  
Viel Blumen. viele Tiere  
Siehe darum gefacht.  
Und dankerfüllte Menschen  
Segenreich gepaart.  
Geringe Nützlichkeit laß' ich  
am vordern Sockelrand  
... Ihr nützliche Afchenurne.  
Wenn wir derer nicht verbrannt.  
Ein Stückchen rotes Marmor  
Halt' ich dafür bereit. '  
Auf Japans heiligem Berge  
Fand ich's in Jugendzeit.  
Solch Grabmal schafft nur Liebe.  
Nicht Maß an Entgelt.  
Doch vorher heißt es - leben.  
Heißt: Glück im Dienst der Kunst.  
299

Die Vafe des Vergeffens  
Otto Helmut Hopfen

58.  
59.  
60.  
61.  
63.

Wenn nachts der Sturm erfchiittert das Gelände.  
Erdröhnen oft in fchauerlicher Klage.  
O Vafe des Vergeffens. deine Wände  
Wie Glockenfummen aus Binetas Sage.  
Dann horch' ich angfivoll; ift mir doch. als fchlage  
Des fernen Japans rofa Marmorfpende  
Noch einmal in dir auf und berf'te dann. - zerfprungen . .  
So tönen im Vergeffen nach: - Erinnerungen.  
Erinnerung. öNeheirnes inneres Zittern.  
Gefan der erven. jedem Willen Hohn.  
Du läfeft den. der einmal in Gewittern  
Vom Bliß geftreift ward. von des Donners Ton  
Noch jahrelang fo jämmerlich erfchictern.  
Daß er fich winfelnd fortfchleicht. felbfi vom Thron;  
Mn [abt. erlöfk es feine Qual hinaus zu fchrein. - -- -  
ein Schrei bifi. Vafeh du. - Wann wirft du mich befrein \*t  
Nochkzwei Reliefs. - ch fieh' davor. doch nimmer  
Erkenn' ich Qual und [uch. daraus fie fiarnmen.  
-Ijhr follt erfcht'ittern. Bilder. -- Bräutlich Zimmer.  
Weshalb naturgetreu in Goldgeflimmer?  
Und dann der Werkftatt. des Kamines Flammen  
So fiill. fo fchdn. fiatt klagend zu verdammen?  
Wozu die reine Form? - Armfelige Kauft. ich neide  
Dem Dichter Gottes Trofi. zu fagen. was er leide.f ,  
1-."  
MeinZBrautgemach. - - In beiden Rahmenecken  
wei fchöngefchniße lachende Gefialten.  
icht tragende pompöfe Negerrecken.  
Wie hofft' ich einfii mit tiefen bunt bemalten.  
Verfchwiegenen Wächtern meine Frau zu necken.  
Ich konnt' mich ftundenlang mit ihnen unterhalten  
Und dachte mir im voraus von den fchwarzen Seelen  
Biel Märchen aus. um fie der Liebfiien nächstens zu erzählen.  
Verborgenes Werben zärtlicher Ideen.  
Wie Perlen ftarbt ihr in der Liebe Wein.  
Beiß. Mufchel. zu. fonft muß auch du vergehn.;  
ur Erde rinnt. wie Tränen über Elfenbein.  
er kurze Traum. - Die Neger fiampft' ich ein;  
Doch ließ ich ihren Typ im Bild befiehn.  
Weshalb kein Lachen da. wo mich das Schickfal fchlug? -  
Noch jauehzt das w-inde Meer. das Xerres' Flotte true.  
Mußt' ich doch felbfi zuerft mit Lächeln fchaun.  
Wie Gudrun-fchön. mein angetrautes Lieb.  
Sich nicht in meine Nähe wollte traun.  
Wie Froft. wie Glut ihr übers Antli trieb  
Und fie mit itternd unbefiimmtem raun  
Gekreuzten » rmes an der Schwelle blieb.  
Ich fprach auf fie mit Heiterkeit und Klugheit ein;  
och fie begehrte nur: Laß. Sandro. mich allein.  
300



Otto Helmut Hopfen:  
Die Bafe des Vergeffens

64,  
65.  
66.  
67.  
68.  
69.  
Sie batf bechwor mich, wehrte fich zum Schluß  
Und wollte zur-tend fich zur Türe wenden;  
Da griff ich zart nach ihren beiden Händen,  
Die Lippen drückt' ich drauf im leichten .Kuß  
Und fprach: Sei lieb; wie foll das Leben enden,  
Des erfie Stunde zeitigt den Verdruß? -  
Komm her. \_Aus freien Stücken komm. \_In meinen Armen  
Wird - wörft du felbfi aus Eis - dein zaghaft .Herz  
erwarmen.  
Sie weicht zur Wand zurück; ich überlege  
Und fchau ringsum: Nichts fehlt im trauten Nefi,  
Was Luölt dich? - fag' ich. - daß ich's von dir fege.  
Was ngfiigt dich? - Heut iii doch o zeitfafi. - --\*  
Sie fieht zur Tür; ich tret' ihr in den eg.  
Sie fieht zum Fenfier; das ifi winterfeft, -  
Sie lauert fich in fich, da jede Flucht verfperrt; -  
Ich fiarr'xin ihr Gefichtf das fahl wird und verzerrt.  
d.  
Sie fiarrt auf mich; welch Blick. fo wire." fo heiß.  
Zfi'ö Wahnfinn? Furcht? Jfi's halb ierfiicktes Werben? \_-  
udrun . . 7! - - Sie fGweigt; und dennoch klingt es leis  
Durchs Brautgemach, als weine fie: - Ich weiß:  
ch muß dich laffen oder muß verderben.  
ie wild du blickf't. - Du willfiF - ich foll - bald fterhen.  
Da ward es fiill; zum Atemholen felbfi zu fiill.  
Mir fiand mein PulsxZjmein Leben plötzlich fiill.  
Dann aber brüllt' ich auf: Betrachtet-7S. uk.  
Nur Fichblut nicht dich aus zum Selbfibetrug.  
Soll ich den Baum in meinem Wappen höhnen,  
Der taufend Jahr geerbt von Sohn zu Söhnen?  
Gudrun. Du zogfi mich lange hin, Genug.  
Des Lebens Preis heißt: Eine dich dem Schönen . . .  
- - Wie 'ej an Bolognas Held, der die Sabinerin raubte.  
Trug hoch. voll Jugendkraft, die Frau ich überm Haupte.  
Ein Schrei. - - Ich hab' ihn iheute noch im Ohr; --  
Bald hat die Nacht uns'freundlich ein efponnen;  
Mir fang von Glück und Ruhm ein Sngelchor.  
Von Liebesglücl, das mutig ich gewonnen; - \*-  
Nichts träumte mir von den-if was ichperlor. - - - \_  
n diefer Nacht war Glück und Ruhm zerronnenf  
erronnen wie der Glanz des Schnees auf hohen Türmen,  
I efxhmolzen unterm Flugfand von Schirokkofiürmen.  
Woher fie plötzlich wehenf Luft und Leiden-i\*:  
Warum fich Schnee und Staub dem Turme nahn."  
Weshalb fie diefen treffen. jenen meidenf \*-7  
Wer kündet glaubhaft mir die Löfung an?  
War's meine Schuldj war's ihre? - Schuld von beiden?  
Zeh fehe nur. wie Meltau, fchweren Wahn  
en Menfchen hingeweht aus fluchentrüäten Gauen;  
Nur Opfer brauchtf nicht Schuld des Schickfals [Zhmend  
rauen.  
30:



70.  
73,  
74,  
75.  
76.  
Sehiclfal. \*- Aus Ohnmacht fluch' ich deinem Walten.  
Du maßlos Dingt von Toren nur befungenz  
Wie foll der Geiftj wie foll die Fauß dich haltenj  
Chamäleonz von Willkürluft durchdrungenz  
Wo faß ich dich? - Du bift nicht zu gefaltenj  
Vifi nichtsj bift alles. - Einzig du entbunden  
Von jeder Regel; tänzelnd in des Zufalls Spur,  
Ein Feind der Kunft und Hohn der ordnenden Natur:  
Wasj Zufall? Schiclung? - Umgefüßte Worte.  
Nur Masken feid ihrf lugnerifch erdacht. \*-  
Bevor ihr lamtj war Ordnung hier am Orte-  
Und fiiller Frieden hielt der Werkfiatt Wamt,  
Gefallen ifi der Glanz durch meine Pforte-  
Gefchiät ward Ruhm und Argwohn angefaht.  
Welch Meifterfüß. - Verräter der Gerechtigkeit,  
Womit verdient' ich- Zufall, folches Herzeleid?  
Womit verdient' ich- Sthiäfaß daß mein Lieb  
Verfiört fich von mir fchlich in erfier Stundez  
Womit verdient' ichj daß ich einfam blieb-  
Als ich erwathend umfehau' in die Runde?  
Und was verbrach dies Kind, dem fich aus fremdem Munde  
Ein einzig Wort ins Hirn zerfidrend trieb?  
Und weshalb ahnt' ich, klagt' ich nicht vor ihrer Türe -,  
In Arbeit hoffendj daß die Lieb' fie zu mir führe? -  
af bei der Arbeit wehrt' ich jedem Grollj  
a durft' ich fühlend ihre Form umkreifenj  
Mit jedem Pinfelfirichj mit jedem Zoll  
Des Wachfes zarte Ehrfurcht ihr erweiften-  
Durft' ungeftraft ihr fchmeicheln und fie preifeu.  
rhaben und erhebendj wundervoll  
Sthuf heilig ich der Gottheit Antliß Zug um Zug  
So fchöm wie liebend ich ihr Bild im Herzen trug.  
So faß ich auch des Morgens am Kaminj  
Slizzierte emfiglich auf meinen Knienj  
Ch' ich von neuem trat zum Wachsmodele,  
Da Inifiert' Seide über meine Schwelle. -  
Bekannter Schritt; - ich fchwiege; - Gudrun erfcien. \_ -  
Sie fiand; - ich rührte mich nicht von der Stelle. \*-  
Ganz leife nun ein Murmeln hinter meinem Rücken,  
Da wandt' ich mich und bat: Komm, fo wird's beffer glurien.  
Sie fiand am Eingangj aber fprach kein Wort,  
Herzlopfend fah ich auf von meinen Skizzen-  
Da hob fie fich auf ihre Zeheufpi en  
Und wiegte fo fich leife fort und fort,  
Komm näherj fagt' ichj komm, um mir zu fißen. - -  
Du willft es nicht? - Noch nicht? - So bleibe dort.  
Nur fliehe nicht aus Furcht, ich lbnn' dir Leides tun. \_  
Kein Hauch gab Antwort; aber lächelnd blieb Gudrun.  
Natürlich wellend riefelten die Locken  
Von Stirn zum Ohr und Nacken goldig nieder-



Otto Helmut Hopfen:  
Die Vafe des Vxgefiem!

7d'.

79.

80.

Ein Strähnlein fiel auf ihre blonden Liber.  
Ein anderes guckte rückwärts. - faft erfchrocken -  
Und tanzte doch alsbald zum Bußen wieder.  
Ich fah dies Spiel mit jubelndem Frohlocken.  
Nun fchien die Müh der letzten Stunden leerer Tand.  
Der wertlos vor des Lebens reicher Form verfchwand.  
Nie war ich meines Könnens mehr bewußt.  
Viel Bilder fprangen auf. die in mir ruhten; -  
Zu fchwach der Stift. Der Glanz von Hals und Vrufi.  
Des Auges und der Haare Lichterfluten  
Schrien nach des Pinfels königlicher Luft.  
Nach Shmphonien verwandter Farbengluten. -  
Zu matt auch das. Weshalb die tote Fläche brauchen?  
Viel edler war's. dem Wachfe Leben einzuhauchen.  
Gudrun. ftohlockt' ich laut in Schaffenswonnen.  
Sokfolft du meiner Quelle Segen fpenden.  
Jeßt bift du fchön. wie heiße Sommerfonnen;  
Hätt' ich noch hundert Jahre zu verfchwenden.  
Nie könnt' ich alles. was ich fchon erfonnen.  
Zu deinem Preis. zu deinem Ruhm vollenden,  
Da flüfterte Gudrun und fah mich firahlend an:  
Hab Dank. mein Freund; die Schenkung ift fo recht getan.  
Ich hört' fie kaum und ftürzt' ihr fchon zu Füßen:  
Hab Dank. du. du. - Du haft zurück gefunden;  
Vergangenes fei verfchwiegen und verwunden.  
Die Zukunft lacht mit hunderttaufend Küffen;  
An meinen Lippen wolle ganz gefunden;  
Die Liebe lohnt mit heiligfien Genüffen;  
O du. komm her und laß dich an mein Hetze preffen - - -  
Welch Leid! - - Ich ftand an einem Abgrund unermeffen.  
Sie fang und tanzte' umher und fah mich nicht.  
Verlorener Liebe rührende Gefialt.  
Sie fang mit plötzlich fremdem Angeficht.  
Mit einem Stimmchen kernlos und uralt.  
Und was fie fang. - mein eigenes Gedicht.  
Ein Sonnenlied und doch fo todeskalt:  
Goldgeflügelte Göttin.  
Schütte dein Füllhorn aus.  
Prangen follft du von Erze  
Hoch auf meinem Haus.  
Will dich mit Silberfittich  
Malen am düfieren See.  
arrend ein gütiger Engel.  
chuh. was auch gefcheh'.  
Vif't mir mit bunten Schwingen.  
Mädchen. auf Firnengrat  
chön wie Sonnenfirahlen.  
Tanzend auf fchwindligem Pfad - -  
303

; \* M  
7  
F

1e c"aze des Vergehen-.z Otto Helmut Horn-.3

Sie fiand und zittern\* denn fchrie lie: "Schau nicht ie.  
Kerleurnder. Nein. "fiinf "reiben, - -- Ach: . . iind ci.-  
entnoh.

81. Und dann? Ja dann. -- ?Ci-F lang iind iieben Jahr-

'Ön fie-lin ein Licht in Netz tern zii-it der Schein;

E3 finit. es löfcht. a- ls dati'. ee. darc nicht fein;

O (Lott. \_aid niir, dafi ici' ek . \*cn gewoixre.

Das .Foit'nngj-ZGt\* (den-\*fu 1.4 ihr. die mein. --\*! ' -- --

„Mc-in.“ -- -- -> W e r innen. -\* an; '? Wer. hindert an \*er \*Dabu

Des armen Weibeö einen fijlien Libfeiiiedknfe'?

Wer find die Menfchen ringe- und weigern meinen Grim\* --7

82. Die Mutter nnd die Freunde --- Welche Welt

Der' Kanes; (Rott. icli konnt\* fie nicht \*Zerfbhnm

Wolli' win'clnd nicht ein Schuldbeienntms fiöhnen,

Wo fie. nur lie die Felfen aufm-fiel".

An denen Guter-uns leichtes Schiff zericiellt.

Laut muß' icli fie verachten und vertretenen.

Wie baldxward. was icli-fur die ,Minn verbric-ft geglaubt,

Ward Rn\* und Ehre mi; durch ihre 'Macht exe-raubt. i

|

83. Nun Much-\*rer um mein Befitxtum fchleichen

ind lichen Kreife. die fiel» fchon verenaen, '- j

"ich -eh's. - (sierung. -- ("ielerpt ward jedes Innen.

Uran wie Harz vergangene Leiden traum-n.

Erinnerung. fiirbi -- Ich will die 'Jahre firejciicn,

(Will 'vi-'der frei zu neuen\* Leben drängen.

Alb' Sara nennt' ici» Berg-.\*\*iensvafe. died errichten'

Ich fchl'efee dich ulsf\_ (\*lrud mit (fiimwtenf.Humnsiciiciiten

84. iind wieder fiel-en Jahre "ind v-\*rronnen. \*-

Ein 'Oampier ic". \*rt \*or-u Broolinrie were-ern Strand;

Der .iii'infiler kehrt zutun' ins Vaterland;

"ihn friert vor Sehniuciit nach Italiens Sonnen.

Die neue Welt hätt' gern ihn aan'. gewonnen.

Doch endete die \*Oil-Lim, der er fich band.

Lebt wohl. habt Dank. ihr jungen firebfa-.nen Nationen.

:ihr gabt dem Freixieen Kraft. im Heimatgan zu wohnen.

8"). Die Fahrt geht gut durch helle Frithlinnsnaelit.

(Sie See liegt iiii; nur felten Möwe-n fil-rein;

Die Pain-miete icilafen; aan). allein

?er Kim-'ifm noth aut dem Ver-decke wacht.

Di \*vi-.rein - als innig er nach Hans gedacht. --

\*Jim 'nun-\*nd ou\*2 tem Meer im Rebell-bein

Ö e -' \*ie lee. \*Z'.e.1.ii--ns glänzend emailliert.

'7,7-7- .7 if e". 1|'.i.- heiter? aus alter ?eit verziert,

Q'-. 1:7.d - \*- 0.(- »t-r Träumen er iie fcläant.

\*Lear\* \* - -a'Zek \*Nuit und alter Groll.

Lie'. " \* \* \* n.. " \*'r dem er Zoll um Zoll

Die 1 icnmerzlich aufgebaut.

ä. 7- - 'qk- zer.: \*ane-ben kninniervoll

.sich 1\* .\*. 7 \*. »let'- in die Rufe fine-t.

Me-a\* \*.k-e \*. - \*"'.'k .Lage Web und Freuden hingen.

.7 | 1'

("er \_ . - (eine. :ie Haus und Liedlingsbank umfinqrn.

"272.1  
e.

. \*  
Jahrgang  
1 9 o 8  
i i \*7,\* i \* '7- i .  
. i \_.'-1 \_-  
,LIQ-j'k\* s ,x :k-  
u \*"- \*- . >  
,FFW kk. tax-.7.; . -  
. U .F1 \_ k. .  
-  
... '. -'-  
' Fe..  
w":  
\*K .  
. - g - ,4W  
WMP..  
.Ã,,t-  
zt?  
- \_ t.;  
i  
3-.  
I  
\*

Prof, Peter Behrens:  
Gefellenhaus zu NeuÃŸ,  
(Zum Artikel v. I. A. Lux.)  
Mit gÃ¼tiger Erlaubnis  
des Verlages:  
â€žHohe Warte". Leipzig.



\_EMPTY\_

Otto Helmut Hopfen:  
Die Vafe des Vergefiens

87.  
88.  
89.  
90.  
92.  
93.

m Mondenfchimmer eilends fort getrieben  
as Schiff die Meeresfläche fcharf durchfchnitt;  
Die Rochen in der Kielfpur rückwärts blieben.  
So fchnell die Fahrt. die Möwe kaum hielt Schritt.  
Doch mühelos in gleichem Abfiand drüben:  
Die Bafe und er felber zogen mit.  
Es klang: Du magft noch fchneller. nochmals fernhin ziehn.  
Nie wirft im Ingrim du vergangenes Leben fliehn.  
Vergangenes fliehn? - So feige war ich nie.  
ch hab s in Erz gebannt und überwunden.  
ab' durch des trohigen Willens Energie  
in neues Leben. neuen Ruhm efunden.  
Narrt heute nochmals mich die \* hantafie  
Und zeigt die leßte Spur. die nicht verfchwunden.  
So will ich diefer Nebelfrahen Mahnung hören.  
Im Feuer. das fie fchuf. die Bafe bald zerflören.  
Der Eilzug lief mit nächtlichem Beef citen  
Ein in Florenz. Die düfire Bahnho shalle.  
Durch die noch immer eifige Winde wehren.  
Empfing den Reifenden. und aus dem Schwall  
Der Wartenden wei Bauern um fich fpcihten  
Und laufchten. ob des Herren Ruf erfchalle.  
Schnell fah er die Livreen. die kaum getragen waren.  
Gewohnter Schnitt feit feinen frühfien Kinderfahren.  
hm war. als wär' er gefiern fortgezogen:  
m Gitter fand er feine Wagen halten.  
Rings fchmale Köpfe. Nafen lang gebogen.  
Berbrannte Haut mit tiefen Sonnenfalten. -  
Ein Kindervolk. vertändelt und verlogen.  
Braunblondes Haar auf hageren Gefialten.  
Mit Augen dunkelbraun und Augen hellfier Bläue.  
Voll Liebenswürdigkeit in Trug und halber Treue.  
Wie jung gewohnt. des Ponnys Zügel faßt er  
Und fährt im Trab wie viele taufend Male  
Schnell übers weltberühmte breite Pflafier.  
Das Baptifterium liegt im Mondenftrahle.  
Und hinter ihm in buntem Alabafier  
Erglänzen herrlich Turm und Kathedrale;  
Am Plah der Signoria fchlafen fchon im Lenze  
Bermummte Bettler wie feit jeher in Firenze.  
Nun Ponte vecäjo. nun der Vorfiadt Profa.  
Dann fchnell durchs Tor hin zu Toskanas Kerne  
Die Sienefer Straße nach Eertofa  
Und übern Emafluß, - Noch fiehn die Sterne  
n voller Pracht. doch fchon beginnt mattrofa  
m orizont in Eafentinos Ferne  
Die ümmerung. - - Das Ponny hält. - Schnell  
fchließt ein Bauer  
Die kleine Pforte auf in der Podere-Mauer.  
Der Herr tritt ein. Die Tür fchlägt zu. Die Wagen

Auf feiler Straße knarrend bald entfchwinden.

20

305

Die Vafe des Vergeilens  
Otto Helmut Hopfen

9-1.  
95.  
96.  
97.  
98.  
99.

Er fchautjein Gut'in niauerfeften Lagen  
Von Tal zu Berg in fiundenweiten Gründen;  
Für folch Befißtum ließ [ich manches tragen,  
Selbft fieben Jahre fremder Welt verwinden;  
Frei hat er's von den ftolzen Ahnen übernommen7  
Dutch feine Schuld follt's nicht in Wucherhünde kommen.  
Das war erreicht durch Wachen nnd Verzichten.  
Ein Opfer nochf dann war der Trank geleert7  
Die Bafe galt's noch fehmelend zu vernichtenj  
Dann war vollbrachh was Frieden ihm befchertj  
Vertilgt das letzte Zeugnis der Gefchichten.  
Die nun fchon zweimal fieben ?ahr verjährt,  
Gelöfi der eigene Fluch auf un ruchtbaren Mühn.  
Bald follte neu der Pflug der Vafe Platz durchziehn.  
Entfchloffen ifi er drauf bergan gefchritten. - - -  
Ölbaume fiehn auf hohen Steingeländern,  
Seit vielen hundert Jahren gut befchnitten,  
?in gleicher Art gefiußt an Stamm und Rändernj  
ach unten treibendj offen in der Mitten-  
Das ifi ererbt und will fich nicht verändern;  
Nur unter neuen Herrn und rauberifchen Pächtern  
Kann's wuchernd fich in wildem Trieb verfehlechern,  
Ölbaume heben ihren Blütenfegen  
Und ihre\*fchn1alen filbergrauen Blatter  
Des Tages erfiem Sonnenfirahl entgegen,  
So zartf fo jung. - Zum Schuß vor Wind und Wetter  
Möcht' fireichelnd man die Hand darüber legen.  
Der Künfler tut's und lange finnend fieht er:  
Fafi mitleidvoll muß er die junge Rinde fireichem  
Muß dem Olivenbaum fein ganzes Sein vergleichen.  
Doch nur dem alten Sram-ne gleicht er heut'j  
Von Menfchenaxt und Schickfalfiurm getroffen.  
Der doch, fobald der Frühling fich erneutj  
Den jüngfien gleich in ewig frifehem Hoffen  
Die Blütenpracht in alle Lüfte fireut;  
Zerfpalten Holz, dafür dem Himmel offen;  
Gefchloffenes Krdnlein einft7 - jeßt weit in hundert  
Zweigen. - --  
Er fchaut und träumt; - daf \_ horch \_j aus feinem Garten  
fieigen  
ur Morgenfonne Triller. - Vögel fingen. -  
ar's möglich hier zu Land, wo fie mit Fallen  
Millionen Vögel ins Verderben bringenf  
Millionen andre ruchlos niederlnallenj  
Da gab's auchheute noch vor Tod und Schlingen  
Gz'e fi ch e rt Lied für füße Nachtigallen?  
Mein Haus. ohn' Dornen-Schuß- den fchdnfien Melodien  
Ein heiliges Afhl der Welt Melancholien'? -  
Der Künftler eilt hinauf voll Seligkeiten;  
Schon fieht er feines Turmes troß'ge Maffe.  
Schon fich das Dach in blauen Äther breiten;



Otto Helmut Hopfen:  
Die Vafe des Vergeill'ens

100.  
101.  
102.  
103.  
104.  
105.

Und die Eypreffen dem Portal zu leiten. -  
Ein Griff ein Schwung - er fpringt auf die Terraffe; --  
Er horcht und - flußt. Jufi bei der Vögel ficherrn ort  
Dort muß die Bafe-fiehn. - Er fchaut. - Nun ifi fie ort,  
Die Vafe fort, - - Wer wagte fie zu rücken?  
Wer konnt' es? - Oder fchlugen Räuberhände  
Des Meifiers mühe-volles Werk in Stücken?  
Unmöglich. Denn kein Beil durchbaut di e Wände.  
So wagte jemand hinter feinem Rücken  
hm vorzugreifen, ganze Waldbefiände  
um Scheiterhaufen aufzufchichten. daß die Gluten  
Hin leuchten mußten bis zu beiden Meeresfluten? -  
Doch nein. Der Wald f'tand unverfehrt dort droben.  
Des Herren Phantafie nur, ohne Zügel,  
Erftflug die Bäume. - Lauter ward's. dann' fioben  
Von dortf wo fonfi die Vafe fich erhoben.  
Biel muntere Sänger auf mit flinkem Flügel.  
Verlaffen "tand ihr Neftf - ein runder Hügel.  
Ein kleiner Berg von Rufenf zum Gefiräpp verwachfen-  
Unzählige Blüten an viel hundert dornigen Achfen.  
Die fchienen [ich mit Wollufi zu durchdringenf  
Den Boden übermäßig zu durchbohrem  
Mit Laubengängen in die Luft zu fpringen  
Und rückwärts wieder durch die eig'nen Poren  
Viel Wurzelwerk und \*Lifte durchzufchlingen:  
Ein Wundertetnpeh wahrlich auserkoren  
Zum Sitz der Fruchtbarkeitf drin Nachtigallentäne  
Sich wandelten zu Rofen ewiger Fri'ihlingfchöne.  
Da fchlägt mit Macht die Sonne ins Geranke.  
Erzwingt fich Bahn wie lichter Wahrheit-Wille:  
„Im Innern blinkt . , . O jauchzender Gedanke,  
Der Rofentempel ifi nur Märchenhr'ille! . . .  
m Innern - - fei begrüßt!! - - emailleblanke.  
u! Vafe des Vergeffens!“ - - Heilige Stille  
Umwogte diefes Glück von Glut und Widerfcheinen. -  
Datein klang leife nur des Heimgekehrten Weinen,  
Und Tränen fchmolzeu mächtiger als Feuer  
Den letzten Groll und Grimm vergangenen Lebens;  
Gerettet fieht er und fo ward ihm teuerf  
Was er im Wahn zerfiören wollt'. - vergebens.  
Entfchwindend Leid ward feltfam Abenteuer.  
Verklärt erfchien das Werk des reinen Strebens:  
Symbol Toskanas. Tempel großer Fruchtbarkeit.  
In Liebesgliick erträurnt/ erbliht aus tiefem \_Leid.  
Verfähtnt/ erläfi fchaut von der Ahnenfefie  
Der Känfler talwärts auf die Stadtquartiere.  
Blicke auf Firenzes Kuppel und Paläfie,  
Verweilen ihm im Garten weiße Stiere  
Mit rotem Kopfpuß an Olivenäfie  
Beim Pflügen ftreifen. wundervolle Tiere.  
Wie fchwerer bunter Segen quillt's aus Frühlingsgauen.  
Und Singen jauchzt zum Himmel auf7 zum dunkelblauen.



Briefe von Karoline von Humboldt an  
Bunfen.

Karoline von Humboldt, geb. von Dacheröden, gehört zu den ausgezeichneten Frauen, die in der klaffischen Epoche unserer Literatur den Größten unserer Dichter, Schiller und Goethe, nahestanden und mit reifem Verständnis und inniger Teilnahme ihr Schaffen und Wirken begleiteten. Schon in der Mädchenzeit mit den Schwestern Lengefeld befreundet, lebte sie nach ihrer am 29. Juni 1791 vollzogenen Vermählung mit Wilhelm von Humboldt auf ihren Gütern in der Nähe von Halle und Erfurt, in Erfurt selbst und Jena, machte mit ihrem Gatten und ihren inzwischen geborenen Kindern Karoline, Wilhelm, Theodor eine mehrjährige Reise nach Frankreich und Spanien und fiedelte 1802 nach Rom über, wo ihr Gatte diplomatischer Vertreter Preußens geworden war. Hier beginnt ihr Briefwechsel mit der Fürstin Karoline Luise von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. Prinzessin von Heffen-Homburg<sup>1)</sup> Sie war am 26. August 1771 geboren, verlebte unter zahlreichen Gefährtinnen ihre Jugend, heiratete am 21. Juli 1791 den damaligen Erbprinzen von Rudolstadt und führte nach dem frühen Tode ihres Gemahls die Regentschaft ihres Landes. Von ihrem reichen inneren Leben geben zahlreiche Briefe und Tagebuchaufzeichnungen Beweis, und mit Recht schildert Wilhelm von Humboldt sie in einem Briefe an Charlotte Dinde vom 2. Januar 1827: „Sie besitzt sehr viel Kenntnisse, vorzüglich aber das, was man nicht ohne eigenen tiefen und umfassenden Geist erwirbt. Ihre Briefe sind gleich geist- und gefühlevoll, und im Gespräch äußert sich daselbe noch lebendiger und immer mit der größten Einfachheit und Bescheidenheit. Sie ist daher eigentlich auch kaum gekannt, nur bei den wenigen, die der Zufall ihr näher gebracht hat, Sie ist sehr religiös, verbindet das aber so schön mit dem tiefen und freiesten philosophischen Nachdenken, daß die Religiosität ihr dadurch noch mehr eigen wird.“ Für das Verhältnis zwischen Frau von Humboldt und der Fürstin, wie es auch in den Briefen hervortritt, ist die Äußerung der ersten an Lotte Schiller (Charlotte von Schiller 2. 190) bezeichnend: „Die Erscheinung der Fürstlich Rudolstädtischen Familie hat mir die größte Freude gemacht. Die Fürstin ist mir innig lieb geworden; sie gewinnt und wächst einem recht ins Herz, je mehr man sie sieht. An der Schwefier mag auch etwas fein, aber sie ist schwer aufzufchließen.“

1) Eine wenig gefchiate Biographie der Fürstin hat B. Anemüller (Rudolstadt 1869) geschrieben.



Briefe von Karoline von Humboldt

Auch Humboldt hat einen langjährigen Briefwerhfel mit der Fürfiin geführt. der in der Briefabteilung der neuen akademifchen Ausgabe feiner Werke erfäfeinen wird. Die Briefe Karolinens reichen bis nahe an ihren Tod und werden in Rudolftadt im Nachlaß der Fürftin aufbewahrt.

Die Korrefpondenten Bunfen und Stein bedürfen keiner näheren Charakteriftik. -

Wir geben vorläufig die Briefe an Bunfen und Stein. getreu nach Orthographie und Interpunftion. wieder; auf die Briefe an die Fürfiin Karoline Luife von Rndolftadt werden wir demnäächft zurückkommen.

A n B u n f e n.

Berlin. den 11. März [1823.]

Ew. Hochwohlgeb.

fage ich den verbindlichften Dank für Ihre gütigen Zeilen vom 15. Februar und unter fo vielem erfreulichen und tröftlichen was fie für mich und Humboldt enthalten. wohin ich vorzüglich die fortgefehte Aufmerkfamkeit zähle die Sie dem Teftaccio fchenken. muß ich Sie innig um die Beforgniß bedauern die Sie wegen der Gefundheit Ihrer lieben Frau Gemahlin hegen. Carlsbad ift ein hartes Mittel. wenn man fo einen Haus Stand in Nom hat. zumal die Art Eur. die auf beginnende Leberverhärtung geht. wiederholt werden muß. Sollte unter den unzähligen Quellen die Caftelamare u. Jfchia darbietet nicht eine fein die Carlsbad in feinen auflöfenden Qualitäten nahe käme? ich wenigftens habe eine außerordentlich auflöfende Wirkung in der Eur beobachtet die im Jahr 17 mit meiner Tochter Caroline vorgenommen wurde. u. mein herzlicher Antheil an Ihrer Lage maächt es mir doch fehr wünfchenswerth daß Sie mit Hr'n Doctor Schönberg in Neapel deshalb confultirten, Ich habe einen forgfamen Arzt in ihm gefunden. Der fel: Namdohr<sup>1)</sup> war nicht zufrieden mit ihm. allein dem war wirkli: fchon damals nicht zu helfen. Sollte aber Ihre Gemahlin nach Earlsbad kommen fo bitte ich Sie doch inftändig. daß fie nicht verfäumen mit einem deutſchen (Carlsbader kennenden Arzt) vorher zu reden. Weigel in Dresden. Ruß in Berlin find zu empfehlen. Die Carlsbader Ärzte (was man freyliäſ wegen der jungen Frau Parthey jeßt in Rom nicht recht laut fagen darf find fehr unwiffend).

1) Friedrich Wilhelm Bafilius von Ramdohr (1757-1822). juriftifcher und Kunftfchriftfieller. 1815 juriftifcher Nefident in Rom. 1816 Gefandter in Neapel.

Eggers)) ist seit 8. oder 10. Tagen hier und soll hier ein paar  
fürkl, Portraits machen. Möge er damit nur nicht zu lange aufgehalten  
werden. Er bringt schöne Befellungen mit nach Rom u. ich wünsche  
nur daß er mit den Zahlungen dann gehörig unterfüllt werde. Aller-  
dings ist die Lage der Künstler beunruhigend. Hier sind mit Schadow,  
Begauffe und Wach wohl so viele wie irgend im hiesigen Fach können  
beschäftigt werden. bisher haben viel königliche Bestellungen Statt ge-  
funden. Indessen höre ich außer einer großen Portrait Befellung die  
Wach hat u. auf das köstliche lößt jetzt von keiner neuen. Das Museum  
wird erst in 4 Jahren bis zur inneren Aus schmückung kommen - man  
spricht in einer offenen Halle von Fresco Bildern - sollten diese unfrem-  
dlich wirkend angemessen sein? ich bezweifle es. - Streiß ist ein  
zu kleiner Ort nur das ein Maler sich dauernd da erhalte. auch muß  
ein Künstler untergehn als solcher. der nie etwas sieht und nur aus  
seinem Innern fassen soll. Eggers sieht das alles glaube ich sehr ein.  
fliehet jetzt nach Rom zurück u. will den Gang den die Dinge im Vater-  
land nehmen von dort aus betrachten. Die Kinder aber nach Denkfeh-  
land zu fenden. da es Knaben sind darauf denkt er ernstlich.  
Bartholdis Defappointment kann ich mir denken. ich selbst war sehr  
frappirt zu hören daß er unter denen sei die auf Pension gesetzt seien.  
Ueber Ihre Stellung kann Er sich ganz beruhigen.  
Wenn selbst Graf Fleming den Titel als Gefandter in Rom empfängt.  
so würden Sie immer dort als Geschäftsträger bleiben, Dieß weiß ich  
von sehr guter Hand.  
Ich sage 1,000 Dank für das Diario und das Edict. Beides sind  
merkwürdige Stücke.  
Die Meinigen empfehlen sich sehr. Empfehlen Sie mich Ihrer  
Gemahlin. der guten Eggersi) und lassen sich die Einlage freundlich  
empfohlen sein.  
Ergebenst  
K. Humboldt  
geb. v. Dacheroeden.

1) Karl Eggers. vor allem als Freskomaler bekannt.

2) Die Gattin Eggers. mit der er seit 1818 verheiratet war. stammte  
aus Wien und war eine Tochter des k. k. Landfällmeisters Seizer.

3L()

## Briefe von Karoline von Humboldt

Tegel. den 24. Juny 1824.

Ew. Hochwohlgebohren

geehrtes Schreiben vom 12. v. M. empfang ich den 31. deßelben Monats. und hätte es augenblicklich beantworten sollen um Ihnen meinen innigen Dank für Ihre Sorgfalt in einer Angelegenheit auszudrücken die mir und meinem Manne so sehr am Herzen liegt wie die der Sicherung unserer theuren Grabstätten am Tefiaccio. Nicht weniger herzlich bitte ich Ew. Hochwohlgeb.. ihn heut anzunehmen und empfehle diesen theuren Platz fortwährend Ihrer theilnehmenden Güte und Sorgfalt. solange Sie in Rom verbleiben. Mit schmerzlichem Antheil habe ich vernommen wie nah auch Sie und Ihre Gemahlin das Schicksal mit diesem Ort der tiefsten Trauer verflochten hat.

Der Wegnahme des nun wohl schon sehr verfallenen Zaunes von Dornen wollen wir nun nicht länger widerstreben da für die Befriedigung u. Sicherung des ganzen Platzes gefordert ist. Wie viel Dank find wir Ihren Bemühungen desfalls schuldig! Die Zypressen u. die Pinie die auf dem Grabhügel meines Wilhelm steht wünschten wir durchaus erhalten und gepflegt und sollte ein oder der andere Baum ausgehen so erfuchen Sie ja den Guten Valentin!) ihn nachpflanzen zu lassen. auch jährl. den Platz doch ein oder 2 mal reinigen zu lassen. denn das Unkraut wuchert sonst dort gar zu sehr. Mit Freude u. Dank werde ich die Auslagen ersehen. Grüßen Sie gütigst Ihren Valentin u. sag. ihm daß ich ehefiens seinen Brief beantworten werde. Mein Aufenthalt auf dem Lande u. eine Brunnenkur die ich gebrauche hat es mir in diesen Tagen unmöglich gemacht.

Empfehlen Sie mich auch Ihrer Frau Gemahlin und Frau Eggers") die ja wohl noch in demselben Hause mit Ihnen wohnt. Ich habe das Vergnügen gehabt Herrn GehSt. R. Niebuhr mehremale zu sehen und mich seines recht erfreulich guten Aussehens zu überzeugen. Leider traf ihn in den letzten Tagen seines Aufenthaltes in Berlin die schmerzliche Kunde des Todes seines jüngsten in Bonn gebohrnen Kindes. nachdem er Stunden der bittersten Angst um Lucian verlebt hatte.

Indem ich noch einmal in Ihren Brief blicke fällt mir das übereinkommen mit dem Maurermeister auf das Sie fagen getroffen zu haben unsern Grabplatz zu planiren. Die Hügel unter denen die beiden

1) Der preußische Consul.

2) Sie wohnte mit Bunsens im Palazzo Caffarelli auf dem Capitol.

3) I L

ruhen find doch wohl davon ausgenommen? Den einen bezeichnet die Pinie und den andern die kurze Säule. :diefе wünfche ich erhalten. Leben Sie wohl u. glücklich in dem Lande der Schönheit u. meiner ewigen Sehnsucht u. gedenken freundlich auch zuweilen Ihrer dankbar ergebenen

Karoline v. Humboldt

geb. v. Dachroeden.

Mein Mann u. Töchter empfehlen sich Ihnen angelegentlich,

Berlin den 15. Januar 1825.

Mit dem innigsten Dankgefühl habe ich Ew. Wohlgebohren Brief und jedes Detail über die Stätte am Tefaccio empfangen. und empfehle die Gräber meiner Lieben mit den Bäumen die sie beschatten fort-dauernd Ihrer Fürsorge. Ich habe die Zeit her d. h. seit beinahe 3 Monaten sehr an einem Auge gelitten. sonst hätte ich schon früher geschrieben und gedankt. Niebuhr ist nun seit einigen Wochen hier. Wir sehen uns nicht oft. dazu ist er zu befaßigt. aber doch zuweilen und dann sprechen wir viel von Rom das seinen Zauber über jeden ausübt und sollte es auch erst in der Erinnerung seyn. Ich habe einmal mit ihm über die Angelegenheit der guten<sup>7</sup> braven Frau Buti in der Erbschaftsangelegenheit des verstorbenen Rudolf Schadow<sup>1</sup>) gesprochen. Mir scheint sie ungemein unklar u. der Frau ihre Sache verworren. Die beiden hiesigen Erben des Rudolf haben aber die Miterbschaft der Buti genehmigt und anerkannt. und man muß daher doch aufrichtig wünschen daß sie ihr denn doch auch werde. Niebuhr gab mir den Rath Sie zu erforschen sich doch in Kenntniß der Sache zu setzen. u. ich habe der Buti geschrieben sie möge Sie doch mit der ganzen Lage der Sache bekannt machen u. um Ihren gütigen Rath bitten. Gewähren Sie ihr doch

1) Rudolf Schadow. der älteste Sohn von Johann Gottfried- war 1822 in Rom im Alter von 36 Jahren verstorben. Julius Sehnen v. Carlsfeld schildert in einem seiner „Briefe aus Italien“ vom 2. Februar 1822 den Tod und das Begräbniß von Schadow und fährt dann fort: „Das Testament. welches Schadow (obwohl. weil ohne hinlängliche Zeugen. nicht in ganz gültiger rechtmäßiger Form) gemacht hat. lautet so. daß sein Vermögen in 3 Teile geteilt werdenf ein Teil dem Vater. der andere Teil dem Bruder. der dritte Teil seiner Hauswirthin, der Signora Buti, zukommen soll“ (S. 392). Die Briefe sind für Frau v. Humboldts Anteil am römischen Künstlerleben belehrend.

312

## Briefe von Karoline von Humboldt

diefen. auch ich bitte Sie innig darum. Der guten Eggers bitte ich Sie meinen freundlichen Gruß zu befiellen. Noch ift Eggers nicht von Strelh hier zurück. und die Engherzigkeit feiner Großeltern hat fich durch fein perfönliches Wiederfehen. fürchte ich. nicht gegeben. Sein Bild hat hier einen allgemein günftigen Eindruck gemacht. Hirt erklärt es für das erfte Bild auf der Ausftellung hinfichtl. der Farben. In der Richtigkeit der Zeichnung. der Verhältniffe der Figuren gegeneinander wäre indeffen manches zu verbeffern - doch muß man die großen Fortfchritte die er gemaßt anerkennen. Leider ift aber keine große Beftellung von hier aus erfolgt wie wir es hofften und ob fein Fürfi ihm jezt eine machen kann in dem defolaten Zuftande in dem das Land und die Finanzen find bezweifle ich. Ein jeder leidet überhaupt durch die unerhört gefunkenen Preise. Wer fein Gut felbft bewirtfchaftet und auch nur mäßige Schulden hat kann kaum die Zinfen derfelben in dem Einkommen des Gutes finden. Wer wie wir verpachtet hat bekommt kein Geld oder mit den unglaublichen Stundungen und nicht ohne Verlufte und Erlaß. Dieß alles reist denn natürlich nicht zu Befiellungen im Faihe der Kunft. Kein Menfch hat eigentl. Geld im Ueberfluß als die Bankiers.

Leben Sie wohl mit den theueren Ihrigen. Empfehlen Sie mich Ihrer Gemahlin. Madame Herz!) empfiehlt fich auch desgl. meine Töchter. Die jüngere hat 2 niedliche kleine Mädchen und fieht felber aus wie ein Kind.

Mit wahrer Ergebenheit u.\*mit Bitte einer gütigen Beforgung  
Ihre ergebenfte Diener-in

K. v. Humboldt

geb. v. Dacheröden.

Tegel bei Berlin. den 28. Juli 1825.

Ew. Hochwohlgebohren

Güte für mich erdreifet mich Sie zu bitten dem Eonful Herrn Valentini für mich 28 Scudi 30 Baj: zu zahlen. die wir ihm für die Umzäunung u. Erhaltung des Zaunes um unfern Begräbnißplah am Teftaccio u. Trinkgelder an den dortigen Eufiode in dem Lauf mehrerer Jahre fchuldig

1) Sie war mit Frau v. Humboldt zugleich in Rom und von dort abgereift.

geworden find. Ich habe mit dem Geh: Rath Philippsborn hier deshalb gesprochen. und er hat mich autorisiert Ew. Hochwohlg. zu schreiben daß Sie nur die Güte haben möchten diefe 28 Sc. 30 Baj. in die Rechnung der Legations Caffee zu fehen da ich den Betrag hier erfeßen werde. Nehmen Ew. Hochwohlg. im Voraus meinen und meines Mannes Dank für diefe Gefälligkeit.

Wir haben das Vergnügen feit dem 19. Olimpie Lengerichi) bei uns zu haben. Wir gehen aber in wenigen Tagen auf unfre Befißungen bei Halle u. müffen uns daher von ihr trennen. Wir haben uns mit ihr wieder recht verrömet n. 1000 Erinnerungen find in uns wieder lebendig geworden.

Ö1'. Eggers u. Mlle, Aug. Kleini) werden Sie bis 1. Oct. wohl wieder in Rom fehen. Geflern nahmen fie hier von uns Abfchied. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und Frau Eggers u. genehmigen Sie den Ausdruck meiner hochachtungsvollen Ergebenheit

K. v, Humboldt

gb. v, Dacheröden.

Berlin. den 15. Nov. 25.

Ew. Hochwohlgeb,

fehr gütige Zeilen vom 9. October aus dem fchönen Frascati empfing ich hier in den letzten Tagen des Octobers. wo ich eben nach 7 monatl. Abwesenheit vom Lande zurückkam. Der Zufall wollte. daß gerade die junge Frau Lengerich bei uns war. fo daß ich ihr erfreuliche Nachrichten über die Zukunft ihres Bruders mittheilen konnte. Mein Mann u. ich wir danken Ihnen recht herzlich für Ihre Güte fein Gefuch bei Mfgr. Nicolai unterfüßt zu haben. laffen Sie ferner diefe Angelegenheit Ihrem Herzen empfohlen fein. da wie natürlich. alle Wünfche der Wittwe Buti darauf hinausgehen müffen den Sohn vor ihrem Tode in eine Lage zu bringen. die ihm ein kleines Einkommen gewähre. Die Buti ift 60 Jahre alt. und die Kräfte mit denen fie auf eine wirklich Achtung erregende Art die Familie bis jetzt erhalten hat möchten doch nun nachgerade nachlaffen.

1) Die Gattin des Hiftorienmalers Heinrich Lengerich. eine Tochter der friiher genannten Frau Buti in Nom.

2) Augufte Klein war Malerin; Schnorr fchreibt am 4. Oktober 1825. fie und Eggers feien vorige Woche angekommen.

Lengerichs!) Arbeiten haben hier von Kennern und Nichtkennern viel Beifall gewonnen. Vor wenig Tagen erft hat der König die Bilder gefehen. diefe eine Woche find fie dem Publikum ausgestellt. und künftige gehen fie ab. Er felbft mit feiner kleinen Frau geht dann nach Stettin. Olimpie ift im fünften Monat ihrer Schwangerfchaft und er muß eilen. ihr Etabliffement dert. wie klein es auch feyn mag. zu vervollständigen. Hier hat die Familie Langiona'i) die rührendfte Güte und Aufmerkfamkeit für die guten jungen Eheleute gehabt. deren Befcheidenheit u. Geniigfamkeit allen wohlndenken Menfchen gefällt. Olimpia hat zum Verwundern Deutfch gelernt. Shadows auch. befonders die Frau des Direktors. find außerordentlich gütig gegen Olimpia. Für die Erfattung unfreer Auslagen an Hrn Valentini bin ich Ew. Hothwohlg. fehr dankbar.

Mein Mann empfiehlt fich Ihnen , ergebenft und fieht der verprochenen Notiz über die cgyptifchen Monumente mit Erläuterungen von Ehampollion mit Verlangen entgegen. Er ift fortwährend mit feinen Studien beithäftigt u. wenn ich eine Gelegenheit finde werde ich fuchen Ihnen eine feiner letzten Arbeiten zu fchikken. die aber erft gedruckt werden foll. eine Abhandlung u. zum Theil Ueberfesung eines indifchen Gedichts das mir fehr merkwürdig fcheint. Sie werden wahrfcheinlih Frau v. Ramdohr auf ihrer fo muthvoll unternommenen Reife nach Neapel in Rom gefehen haben? Ob fie dem Gr. Fl. eine recht erwünfchte Erfeheining wird gewefen fein? Empfehlen Sie mich. ich bitte Ihrer Gemahlin an deren und dem Wohlergehen \*Ihrer Brüder ich den herzlihften Antheil nehme. Der Oberft v. Lepel wird als General-Major in kurzem nach Rom zurückkommen. Die Wiedereinfteellung des Gen. Mai. v. Grollmann in die Armee hat eine tiefe allgemeine Theilnahme erregt. fo auch die Ernennung des Ob. Pr. , Merkel in Breslau. ' Grüßen Sie die Eggerfche Familie. Mad. Eggers wird ja nun wohl zufrieden fein ihren Mann wiederzubefißen.

- 1) Lengerich. 1790 in Stettin geboren. lebte 1817-21 in Italien. wurde fpäter Profeffor an der Berliner Kunftakademie und farb 1865.  
2) Die Träger diefes Namens find mir unbekannt; das Berliner Adreßbuch von 1825 enthält den Namen nicht.
- 315

## Briefe von Karoline von Humboldt

Leben Sie wohl u. erhalten mir und den Meinigen Ihre freund-  
thafthl. Gefinnungen. Hochachtungsvoll

Ihre ergebene

K. v. Humboldt.

Berlin. den 18. November 1826.

An wen follt' ich mich wenden als an Sie. Verehrter Freund. um  
dem Wunfch eines lieben alten Bekannten hier zu begegnen der die  
hier näher befchriebenen Mofaiken von Rom aus. wo fie doch am fchönften  
zu haben find. fpäteftens bis zum 1. Februar zu haben wünfcht. F e r t i g  
und in der feinften Arbeit. fürcht ich finden fich die befchrie-  
benen Stücke nicht. ich müßte alfo bitten fie bei den jetzt befien Mofaikfien  
zu beftellen. Zu meiner Zeit war es Agneti auf dem fp. Platz. Aber  
das ändert fich. Ob Grau in Grau fich gut machen wird? überlaße ich  
der Beurtheilung des Künftlers wie auch die fchicklichfte Farbe zur In-  
caffatura. Die Auslagen bäte ich Sie. verehrter Freund zu machen und  
dürfte ja wohl fie hier bei der Legations Kaße erfetzen? Fände fich ein  
ficherer Reifender der direct hier herginge fo wäre das das wünfchens-  
werthefte. fonft blieb nur die Pofi. Ich war Ihnen in Rom diefen  
Sommer um beinahe die Hälfte des Weges näher gerückt. Den Ganzen  
Auguft und bis Mitte Sept: verlebte ich in dem hohen Salzburger  
Gebirg in dem Bad Gaftein. was mir recht eigentlich wieder einige  
Lebenskraft gegeben hat. denn meine lange Krankheit im vorigen Winter  
hatte mich in einen beinahe hoffnungslofen Zuftand von Schwäche ver-  
feßt. Mit großer Schonung hoffe ich den Winter leidlich zuzubringen.  
und foll dann Gaftein noch einmal brauchen. Empfehlen Sie mich  
Ihrer Gemahlin und den Freunden die freundlich noch meiner gedenken,  
worunter ich vorzügl, die gute Buti rechne und Ihnen recht dankbar für  
die Güte bin die Sie ihr erwiefen.

Mit der ausgezeichnetften Hochachtung bin ich

Ihre ganz ergebene

K. v. Humboldt

geb. v. Dacheröden,

Berlin. den 2. April 1827.

Ew. Hochwohlg.

fage ich den verbindlichften Dank für die gütige und forgfame Beforgung  
der Mofaiken. um die ich angegangen worden. Sie haben fehr gefallen.



Briefe von Karoline von Humboldt

und auch ich habe sie sehr schön ausgeführt gefunden. besonders die beiden [unleferlich]. Weniger gelungen empfanden mir die Lilie. Die distinctive Form der Blume schien mir nicht genau genug nachgeahmt. Ueber die Bezahlung erwarte ich Ew. Hochwohlg. Verfügungen. und wiederhole meinen besten Dank.

Auf Ihre mir so bekannten gütigen Gefinnungen rechnend. lege ich ein Briefchen für die gute Buti bei. Ich fähigwankender mir ihre Gefundheit scheint je mehr wünschte ich allerdings daß die Gute den Trost hätte den Sohn in einem kleinen Amt zu sehen. Aber ich weiß auch wie schwer überall dergleichen ist. und bitte nur Ew. Hochwohlg. das mögliche für die Familie zu thun. Immer werde ich es aufs dankbarste erkennen.

Das Wohlbefinden Ihrer Frau Gemahlin und Kinder freut mich ungemein u. bitte mich erfterer beifens zu empfehlen. Auch mit meiner Gefundheit ist es den Winter über. nach den langen Leiden des vorigen Jahres. sehr leidlich gegangen. Gaftein hat wirkl. an mir Wunder gethan. denn ich kam fierbend hin.

Ew. Hochwohlg. werden beim Empfang dieser Zeilen schon wissen daß mein Schwiegerohn Bülow als dieffertiger Gef. nach Engl. gegangen ist. Obgl. ich nicht das ehrenvolle dieser Ernennung miskenne. ach! so werden Sie mir doch beipflichten oder wenigstens mia) entschuldigen wenn ich bekenne daß mir nichts schmerzvolleres in des Lebens Epoche in der ich ftehe hätte begegnen können als diese Trennung von meiner so lieben Tochter u. ihren holden Kindern. Das Leben lehrt einem recht schwere Refignation. Meine Tochter wird erst in einigen Monaten nachreifen. Sie haben jezt die Savignyfche Familie in Rom. Möchten wir doch bald günftigere Nachrichten von der Gefundheit dieses treflichen Mannes hören! Ich bitte Sie mich ihm. seiner Frau u. Tochter angelegentlich zu empfehlen.

Wir haben seit vorgestern das Glük Herrn Min. v. Stein mit der lebenswürdigen Therefe bei uns in Berlin zu beifien. Er ist so kräftig daß man gar nicht an seine Jahre denkt. Der Ob. Pr. v. Heidebrandt ist 2. mal vom Schlage getroffen worden. lebt noch. aber kaum hoft man sein Aufkommen. Auch Prof. Buttmann hat einen neuen Schlagartigen Unfall gehabt. der ihm das Schreiben unmöglich macht. und wird sehr bedauert. Prof. Bekker hat geheiratet. das werden Sie längst wissen. Aber welche allerliebste Frau er sich auf Rügen geholt hat wissen Sie vielleicht nicht.

Z17

Meine Töchter empfehlen sich mit mir Ihnen. Ihrer Gemahlin und der guten Frau Eggers. O könnte ich Sie alle doch noch einmal in „der Stadt der Städte“ nach der meine Sehnsucht immerfort gerichtet ist. wiedersehen!

Leben Sie wohl und gedenken zuweilen

Ihrer

ergebenen

K. v. Humboldt

geb. v. Dacheröden.

An St ein.

den 16. Februar [1825].

Die Nachricht der bevorstehenden Verheiratung Ihrer lieben ältesten Fräulein Tochter.<sup>1)</sup> die mir Frau von Elaufewiß mitgeteilt. hat mich. mein theurer und verehrter Freund. zu innig erfreut um mir die Freude verfassen zu können Ihnen meinen allerherzlichsten Glückwunsch selbst zu überreichen. Ich weiß aus eigener Erfahrung welche ein heiliger Genuß es dem Herzen gewährt ein theures Kind eine eigne Laufbahn des Glückes und des Segens anfangen zu sehen. welche eine Ruhe es einem für die Zukunft giebt. eine liebe Tochter einem braven Mann angehörend zu wissen. um mich nicht ganz. geliebter. theurer Freund. in Ihre Empfindungen hinein zu denken und mit Ihnen zu fühlen. Von Ihrem zukünftigen Herrn Schwiegerohn habe ich von dem meinigen. von Bülow. so viel Gutes gehört. daß ich wohl aus vollem Herzen Ihnen u. Fräulein Henrietten meine Glückwünsche darbringe. Alles was Ihr Leben verschönert gewinnt für mich das tiefste Interesse. ist mir gleichsam heilig. Meine Liebe und Verehrung für Sie findet in dem besten was der Mensch in sich hat. begründet. Unser Leben hat sich diesen Winter über ziemlich still und einförmig abgeponnen. Ich habe viel an Kopfschmerz und einem sich daraus entwickelnden schmerzhaften Leiden am rechten Auge gelitten. was mich Monate lang in allen Beschäftigungen sehr gekümmert hat. Humboldt war auch einige Wochen im Spätherbst gar nicht wohl. Jetzt aber geht es ihm und mir besser. Meine Kinder sind wohl. Caroline auf eine tief rührende Weise meine sorgsame Pflegerin. Herrmann ist fleißig und entwickelt sich auf eine hoffnungsvolle Weise. Die Bülow

1) Henriette. mit Graf Giech.

## Briefe von Karoline von Humboldt

hat 2 liebe kleine Mädchen und ist glücklich. Bülow wird geschätzt und anerkannt. Den Kindern in Schleien geht es auch gut. und mein kleiner Enkel ist ein schönes u. gefundes Kind.

Möchten wir doch so glücklich feyn. Sie. Verehrtester Freund. in dem Laufe dieses Jahres wiederzusehen. Welch eine Freude wäre das! Genehmigen Sie mein und meiner Kinder angelegentlichste Empfehlungen und sagen Sie Fräulein Henrietten und Theresen wie sehr wir Ihrer gedenken.

Ihre

K. v. Humboldt,

3L()

Robert Bauer:

Über einige Wechselbeziehungen zwischen

Rechtswissenschaft und Sozialwissenschaft.

Unter der Herrschaft zweier Richtungen hat die juristische Forschung ihre durchgreifendste Ausgestaltung erfahren; der historisch-dogmatischen einerseits, der naturrechtlich-philosophischen andererseits. Diese stellen die beiden Gegenpole dar, von denen bisher aller bestimmende Einfluß auf die Entwicklung der Rechtswissenschaft ausgegangen ist. Diese hat uns eine tiefere Durchdringung des römischen und germanischen Rechtes, jene das Völkerrecht und die allgemeine Staats- und Rechtslehre gebracht.

Ungefähr seit dem Jahr 1896, in dem Stammlers „Wirtschaft und Recht“ erschien, machte sich eine Reaktion gegen die durch den Einfluß der historischen Schule hervorgerufene Überhöhung des positiven Rechtes geltend. So kam es zu einer sich zwar langsam vollziehenden, aber überaus fruchtbar wirkenden Wiedergeburt des Naturrechtes; man suchte die Ergebnisse der neueren Philosophie für die Grundlegung juristischer Methode zu verwerten.

Unter ihrem Einfluß trat eine dritte Richtung in die Erscheinung, die heute noch nicht abgeschlossen ist. Ihr liegt die Auffassung des Rechtes als eines „sozialen Phänomens“) zugrunde.

Gilt es, soziale Wertungen im Recht nachzuweisen, so ist zunächst auf dessen Kompromissnatur hinzuweisen. Alles Recht entspringt einem Kampf von Stärkeren und Schwächeren, von Befehlenden und Dienenden um Macht und Herrschaft. Es steckt eine große soziale Erfahrung darin, wenn uns die römische Sage von der großen Gefäßgebung erzählt, die eine Folge der *Secesio plebis* in montem *Numa* war. Alles Recht ist ein Ausgleich zwischen divergierenden Standes- und Klasseninteressen. Das hat keiner wirklicher als Laffale in den beiden Vorträgen: „über Verfassungswesen“ und „Was nun?“ gezeigt?)

1) So Wurzel. Das juristische Denken. Wien 1904.

2) Vgl. ferner Merkel. Recht und Macht. in Schmollers Jahrbuch Bd. 1, 1881. S. 1439f.

Robert Bauer: Rechts- und Sozialwissenschaft

Dieselbe Tendenz, die für die \*Föhrung des positiven Rechtes beeinflußt, die des Ausgleichs von widerstrebenden Herrschaftskomplexen, hat den Richter auch bei Auslegung des Gesetzes zu leiten. - Diese Forderung der „Interessenwägung“ ist gerade in unseren Tagen von den Vertretern der „freien Rechtswissenschaft“ verfochten worden.) Sie liegt auch dem Entwurf eines schweizerischen Zivilgesetzbuches (190-1) zugrunde, dessen Art. 1 den Richter anweist, sein Urteil nach der Regel zu fällen, „die er als Gesetzgeber aufstellen müßte“.

Vor allem hat aber das soziale Leben unserer Tage eine hohe rechtsbildende Kraft gezeigt. Nur eine Geschichtesepöche wie die moderne konnte Gebilde wie die Trusts und Kartelle, Vertragstypen wie den Tarifvertrag hervorbringen. Schon im November 1905 und im März 1906 waren dem Reichstag die beiden Teile einer „Denkschrift über das Kartellwesen“ zugegangen. - Auf der Tagesordnung des nächsten deutschen Juristentages steht bereits die Frage: Empfiehlt sich die gesetzliche Regelung des gewerblichen Arbeitsvertrages (insbesondere des Tarifvertrages)?“)

Insfern die Jurisprudenz die Kunst der Subsumption des vom praktischen Leben gegebenen Tatbestandes unter die regelnde Norm ist, stellt sie sich als eine „Technik“\*) dar. Hierbei handelt es sich „nicht um rein logische Operationen, sondern um Zweckmäßigkeitserwägungen oder sonstige Werturteile, bei denen häufig zweifelhafte und sichere Entscheidungen nicht möglich sind. Die definitive Feststellung des anzuwendenden Rechtes kann nur durch Willensentscheidungen erfolgen, welche den Willensakten nahe stehen, durch welche der Gesetzgeber neues Recht erläßt.““)

Derartige „Zweckmäßigkeitserwägungen“ und „Willensentscheidungen“ wird auch die idealste Gesetzgebung nicht ausschalten können.

1) So von Müller-Erzbach in der deutschen Juristenzeitung 1906. Ehrlich, Freie Rechtsfindung und freie Rechtswissenschaft, Leipzig 1903, Seite 25.

2) Deutsche Juristenzeitung, 1907, Seite 1013.

3) Vergl. Der Tarifvertrag im Deutschen Reich, Bearbeitet im kaiserl. statistischen Amt, 3 Bd. Berlin 1906.

4) Ihering, Geist des römischen Rechtes III (1875), 2. Teil, S. 309 ff. s. 37f.

c') Rümelin, Werturteile und Willensentscheidungen im Zivilrecht, Freiburger Prorektoratsrede 1891, S. 29.

21 321

Rechts- und Sozialwissenschaft Robert Bauer

da sie eine notwendige Begleiterscheinung aller positiven Regelung find.  
Stets wird es auch außerhalb des Gefäßrechtes noch ein Etwas geben,  
das wir als „gerecht“ und „Recht“ empfinden werden. - „Das durch  
die Gerichte geschützte Recht ist nicht das einzige, welches man zu be-  
rücksichtigen hat. Rechtsverletzungen im juristischen Sinn beziehen sich  
nur auf gewisse Formen des Unrechts. Der Schuß des Eigentums und  
der Integrität der Person sind die beiden Angelpunkte, um welche sich  
die juristische Rechtspflege bewegt. Nun gibt es aber außer dem direkten  
Unrecht auch noch ein indirektes und keineswegs bloß moralisches, welches  
vorzüglich in der wirtschaftlichen Auspreßung geübt wird.“\*)  
Dies ist das eigentliche Gebiet, in dem die „Rechtsschöpfung“ ein-  
setzt. „Hier ist der richterlichen Rechtsprechung eine Aufgabe zugewiesen,  
wie sie einst Herbart) von der positiven Gesetzgebung forderte: „Die  
Gesetzgebung soll sich ununterbrochen, wie ein Organismus durch seinen  
Stoffwechsel, erweitern aber auch reinigen. Sie hat immer zu tun,  
damit die Prinzipien des Fortgangs sich nicht in Prinzipien des Rück-  
gangs verwandeln, sich nicht flößen, sondern reinigen.“

1) E. Dühring, Kritische Grundlegung der Volkswirtschaftslehre.  
Berlin 1866. S. 303.

2) Herbarts Schriften zur praktischen Philosophie. Teil II. Leipzig  
1851. S. 446.

Philipp Stein:  
Dramatistischer Monatsbericht.  
B e r l i n. im April.  
Die anhaltend starke Anziehungskraft. die Ludwig Fuldas  
Lustspiel „D e r D u m m k o p f“  
im Neuen Schauspielhaus ausübt.  
bedeutet einen großen Erfolg für  
diese Bühne. aber einen verftimmenden  
Mißerfolg der Bestrebungen.  
die 1889 zur Hebung des Theater-  
geschmacks eingeseht haben - es  
zeigt sich hier aufs eindringlichste.  
daß das Publikum sich am wohllichsten  
befindet. wo ihm eine Mischung  
von Amusement und leichter Rüh-  
rung geboten wird. Ein alter. kluger  
Sonderling hat zum Universalerben  
eines großen Vermögens von all  
seinen Verwandten den im landläu-  
figen Sinne Dummsten auser-  
sehen. den Dummkopf der Familie.  
der bis dahin mit feinem bißchen  
bescheidenen Einkommen stillver-  
gnügt hingelebt hat und zufrieden  
war. wenn er in seiner kleinen  
Klause bei der Lektüre guter Bücher  
große Reisen durch die Welt zu  
machen glauben konnte \*- es ist  
zweifellos ein Stück Dichter in ihm.  
eine Phantasie und der Glaube  
an die Güte der Menschen läßt  
ihm alles möglich erscheinen. Daß er  
Universalerbe wird. kränkt ihn tief.  
es ist ihm peinlich. das große Ver-  
mögen seiner Dummheit zu ver-  
danken. auch ist in weiteren Kreisen  
seine Dummkopfwürde nun bekannt  
geworden. Deshalb (?) geht er  
bereitwillig auf den Vorschlag der  
leer ausgegangenen drei Erben ein.  
zu ihren Gunsten der Erbschaft zu  
entfagen - als ob dadurch das  
Odium der Dummheit von ihm ge-  
nommen und als ob er sich durch  
diesen maßlos dummen Verzicht  
nicht nun wirklich als unzurech-  
nungsfähiger Dummkopf quali-  
fizieren würde. Dies ist die erste  
der Unwahrscheinlichkeiten. von  
denen das Stück throßt. das abge-  
hen von den guten Ansätzen in der  
Charakteristik des Dummkopfes sich  
in den ausgetretenen Geleisen des  
bloßen Amusementlustspiels bewegt.  
Auf der einen Seite die lichte Ge-  
stalt des Dummkopfes. auf der an-  
deren die kohlschwarzen  
Gestalten jener bis zur Schurkerei  
egoistischen Vettern. Der eine hat

fich mit Hilfe der dreimalhundert-  
taufend Mark. die er vom Dumm-  
kopf erhalten. zum Direktor der  
Bank aufgefchwungen. in der der  
Dummkopf eine befeheidene Stel-  
lung bekleidet - der neue Direktor  
fürchtet. genau wie der Bankdirek-  
tor in „Nora“. die Vertrauliäykeit  
des jungen Mannes und entläßt

21\*

323



## Dramatfcher Monatsbericht\_ Philipp Stein

ihn. Der einfthige Univerfalerbe wird fiellungslos. brotlos und erfcheint halbverhungert bei feinen Verwandten - fein einziger BefiB ifi ein Kanarienvogel. mit dem er fich - ein Poffeneffekt - immer herumfchleppt - auch vor der Trivialität ..er hat einen Vogel" fchreckt der Dialog nicht zurüä. Die drei böfen Vettern fiecken den Dummkopf fehlieBlich. um fich feiner zu entledigen. in eine Heilanftalt. aber die furchtbar reiche und furchtbar fchöne und noch mehr kluge Amerikanerin. die in glänzenden Toiletten durch das Stück geht und allen anderen Freiern widerfianden hat. erkennt die pin Unimet des Dummkopfes und fragt ihn. ob er fich von ihr heiraten laffen würde. Der Heilanftaltsdirektor hat nämlich das Tagebuch des Dummkopfes gelesen und der Amerikanerin ver-raten. daß darin allerlei Liebesbeweife für fie fiehen. Der Dummkopf ifi geheilt von feinem Glauben an die Güte der lieben Verwandten und von dem Irrtum. daß fich mit der praktifchen Lebensklugheit der Amerikanerin der Kultus des Idealen nicht verträgt. So fchließt das in der Grundidee hübfch erdachte Lufifpiel ziemlich banal. Es finden fich mancherlei Züge lebenswürdigen Humors; fehr gelungen ift der erfte Akt mit der in guter Kleinmalerei behandelten Szene der Teftamentseröffnung. Aber das meifte ift in zu ftarken Farben aufgetragen. immer nur Theater in fchlechtem Sinne. modifch aufgepußter Benedir. Um den Erfolg machte fich in einer vollendet künftlerifchen Leiftung befonders Harry Walden verdient.

Arges Mißgefchick hatte das Kgl. Schaufpielhaus mit einem Einakter. auf deffen vermeintliche dichterifche Qualitäten es große Hoffnungen gefeßt hatte - dem dramatifchen Gedicht ..M e i f t e r Mathias" von Manfred

Kyb er. einem Pfeudonym. das ebenfo gefucht ift wie Inhalt und Form der kleinen. ach fo langen Dichtung. Es ift eine verfiimmend fchwächliche Nachempfindung von

Goethes Faußt. eine schlechte Paraphrase über gute Motive und fieht. von ein bißchen formeller Gefchicklichkeit abgefehen. ganz im Zeichen des Dilettantismus. Mitunter aber gibt's erfreuliche Faußtremisfzenzen. fo wenn der Held klagt: von allem Leben. allem Lieben ift nur ein fchaler Reft geblieben. Meifter Mathias. ein Gelehrter und Grübler wie Faußt. ifi mit fich und der Welt unzufrieden und will die große Uhr zerfchlagen. die ihm fo oft der Stunden Lauf gezeigt - feine längeren Anfrachen an die alte Standuhr befagen nicht mehr. als was Goethes Faußt kürzer benennt: Fluch vor allem der Geduld! Aus dem Uhrgehäufte tritt nun verummmt und verhärmt. als wär's Faufts Frau Sorge. die Zeit heraus und belehrt ihn in längerer Rede. unterfüßt durch melodramatifches Beiwerk und fehr hübfche lebende Bilder. daß er nicht umfonft gelebt habe. daß auch feines Lebens Ernte der Tod fei. Sie wandelt fich dann in die ewig junge Zeit. und in ihren Armen entfchläft Meifter Mathias. Dem fau'tiichen Beftreben des jungen pfudonnnen Dilettanten und feinem leeren Versklingklang ift die Intendanz durch eine glänzende

Philipp Stein:  
Dramatistischer Monatsbericht  
Ausföcattung zu Hilfe gekommen.  
die lebenden Bilder waren fehr  
geföhmackvoll gefieilt. Aber all das  
vermochte nichts zu nützen. es er-  
innert nur noch an ein weiteres  
Wort aus dem Fauft: ein großer  
Aufwand nutzlos ward vertan.  
Eine gute Talentprobe ward in  
einer Nachmittagsaufföhrung einer  
Komödie ..Hinterm Zaun"  
von Karl R ö ß l e r gegeben. Das  
Stück ifi wohl ein halb Dutzend  
Iahre alt und der Autor hat in-  
zwischen mit anderen Arbeiten. fo  
befonders jünger mit dem ..Wolken-  
kraßer“. Erfolg gehabt. aber feine  
Erfilingsarbeit. in der er fich er-  
lebtes Leiden von der Seele weg-  
geföchrieben hat. fieht viel höher.  
Rößler ift längere Zeit als Karl  
Reßner Schaufpieler gewefen -  
feine Komödie behandelt in dem  
befonders guten-erften Akt ein Stück  
aus dem Schmierleben der Ko-  
mödianten mit Galgenhumor. mit  
fehr gelungener Eharakteristik und  
auch nicht ohne einen kleinen Ein-  
föchlag von Poefie. Mit den fol-  
genden hängt diefer Akt nur da-  
durch zufammen. daß der am  
Schmierleben verzweifelnöng-  
ling dann in der Gattin eines Hof-  
föhaufpielers feine uneheliche Mutter  
wiederfindet. Diefer- Hofföchau-  
pieler ift ein eitler Patron. ein  
Ordenjäger. der die Liaifons von  
Madame nicht zu fehen fcheint und  
fich an dem Ertrag diefer Liaifons.  
einer Villa und einem funkelnagel-  
neuen Orden. am Bande um den  
Hals zu tragen. fkrupellos erfreut.  
Es kommen einige bitterböfe Dinge  
vor - in Summa wird doch nur  
gezeigt. daß es wie bei der Schmiere  
auch an den Hoftheatern nicht ganz  
einwandsfreie Leute geben kann.  
Darob ift man entrüftet gewefen  
- ein Schaufpieler dürfe der-  
artiges nicht auf die Bühne bringen.  
Selbf't der kluge 1)!: Mar Pohl.  
Präfident der Deutfchen Bühnen-  
genoffenfchaft. hat dagegen geeifert  
- als wenn fchon jemals ein Jour-  
nalift fich darüber befäfwert hätte.  
daß in einem von einem Journa-  
listen verfaßten Stücke Journaliften  
- Schmock und Genoffen - fchlecht  
behandelt worden. Die Komödie

hat das Recht und die Pflicht, alle  
Gefellchaftsfchichten fatirifch zu be-  
handeln \_ wenn aber Daudet das  
Recht hat, einen Delobelle zu zeich-  
nen, warum dann nicht Rößler  
einen Hoffchaufpieler? Delobelle  
und diefer Hoffchaufpieler find  
jeder ein gut beobachteter Typus.  
trotzdem wird niemand behaupten,  
daß fie typifch find. Im übrigen  
ifi das Stück Rößlers wohl eine  
gute Talentprobe, voll guter Be-  
obachtungen und oft wie von ei-  
genem Leid durchzittert, aber darum  
noch durchaus kein gutes Stück.  
Aber die forglofe unbekümmerte  
Szenenführung und die oft glänzen-  
den Einzelheiten und Genrebildchen  
verföhnen immer wieder.  
Ein für Berlin neuer Mann ift  
im Lefingtheater erfchienen - der  
Ungar Franz Molnar mit  
feiner Komödie „D e r T e u f e l".  
Der erfie Akt der eigenartigen  
Arbeit ifi das Frifcheste, Packendfte,  
Geifivollfte, was uns die Spielzeit  
gebracht hat. Erft in den folgenden  
Akten wird der Pferdefuß der  
Molnarf chen Teufelsfchöpfung ficht-  
bar. Der erfte Akt überfchüttet uns  
mit einer intereffanten Fülle geift-  
reicher Apereus, witziger Schlagfer-

## Dramatfcher Monatsbericht

Philipp SY

tigkeiten und überrafchender Szenen.  
mit Kundgebungen überlegenen  
Humors. mit feffelnden Paradozen.  
Schade nur. daß in den folgenden  
Akten dieses fprühende Beiwerk der  
Handlung nicht genugfam unter-  
geordnet wird. daß die Logik. die  
Konfequenz der Entwicklung der  
Gefchehniffe nicht immer zwingend  
genug erfcheint. daß mit den Men-  
fchen und Situationen allzu will-  
kürlich umgefprungen wird. daß der  
von mehreren Seiten erhobene Vor-  
wurf. Molnar fei eine Mifchung  
von Shaw. Wilde und Henri Bern-  
ftein. für die fpäteren Akte oft zu-  
trifft mit Ausfchluß des teuflifch  
pointierten Finales. wo Molnar  
wieder ein Eigner ift. Er firömt  
faft über von immer neuen Einfällen  
und Wendungen. er ift ein geifiger  
Verfchwender. von feinem Über-  
reichtumhätten unfereDurchfchnitts-  
Luftfpelfabrikanten ein reich-  
liches Dußend ihrer Einzel- oder  
Kompagniearbeiten vollauf beftreiten  
können. Aber er ift fich feines  
Reichtums wohl allzu bewußt. ihm  
fehlt noch die Befchränkung des  
Meifters. wie fehr er auch bereits die  
Szene beherrfcht. gute Typen  
fchaffen kann. fo den fait neuen  
Typus der gefühlvoll leichtfertigen.  
fich naiv hingebenden Seidenmizzi.  
eines ganz aparten Malermodells.  
Er hat durchweg Theaterblut und  
feine große Gewandtheit und Sicher-  
heit verführt ihn leicht vom Litera-  
rifchen zum bloßen Theater. Der  
Maler Hans liebt die fchöne Io-  
lantha. Vor feihs Jahren haben fie  
fich einmal gekiißt - dann hat fie  
einen lebenswürdigen. harmlofen  
Millionär geheiratet. mit defien  
Unterfiißung Hans dann ftudiert  
hat. Nun foll Hans Frau Iolantha  
porträtieren. fie ift in feinem  
Atelier. Beide find nicht ganz un-  
befangen. die Liebe zueinander. die  
vor fechs Jahren in ihnen geknofpet  
hatte. ift nur beherrfcht. nicht völlig  
unterdrückt worden - fie glimmt  
fchen unter der Afche. Aber fie  
haben refigniert. Da ift plößlich  
der Teufel bei ihnen. Ganz plößlich  
- man fieht nicht. woher er kommt.  
aber er ifr da. Wenn man fymbo-  
lifieren wollte. könnte man fagen.

das Böfe ift plötzlich in ihnen erwacht. das Verlangen und Begehren. Aber auf folches Symbolisieren kommt es Molnar erftchtlich gar nicht an - der Teufel ift alfo da. ein fehr eleganter. fehr weltmännifcher Teufel: man weiß. die Kultur. die alle Welt beleckt. hat auch auf den Teufel fich erftreckt. Er ift ein glänzender Menfchen-. befonders Frauenkenner. er weiß den beiden keufch Liebenden. die er zufammen bringen will („Hab' ich doch meine Freude dran“. fagt Mephifto). nicht nur die Gelegenheit zu fchaffen. fondern auch den Zwang der Gelegenheit. und nach allerlei ergölzlichem Hin- und Herfchieben der Figuren hat er glücklich die fo lange Widerftrebenden fo unwiderftiehlich zueinander getrieben. daß er mit einem teuflifch triumphierenden „Mila“ unbeforgt den Schauplatz feiner Taten räumen kann. Das Teuflifche hat gefiegt. Trotz feiner Neigungen zu wirkfamer Theatralik hat Molnar in diefem Luftfpiel doäi fo viel beweglichen Geift. fo viel Gedankenreichtum. und befonders in feinen drei Frauengefialten fo viel eindringliche Gefialtungskraft bewiefen. dabei eine folche Frifche des

Philipp Stein:

Dramatistischer Monatsbericht

Temperaments, daß er die Gewähr gibt, mehr als der Durchschnitt der Bloßbühnenchriftsteller werden zu können.

In den Kammerspielen des

Deutschen Theaters ist auf .Q u g o

v. Hofmannsthal's Jugend-

arbeit - er schrieb sie mit neunzehn

Jahren - ..Der Tor und der

T o d" zurückgegriffen worden. Der

Dichter, in dessen dramatischen

Früharbeiten immer eine eigene

Mischung von Lyrik und Artifizi-

entum steckt, ist als Dramatiker zuerst

von der ..Freien Bühne" mit seiner

..Frau am Fenster" erfolgreich ein-

geführt worden. In der kleinen

Tragödie des Toren, der auf dem

des Todes zur Erkenntnis eines un-

genutzten Lebens kommt, also zur

Erkenntnis wohl der größten Tra-

gödie, ist ungemein viel Stimmungs-

gehalt. Die Regie ließ diese

Stimmung wohl erkennen, aber

nicht das Gedankliche. Der

Ton war viel zu leise, allzu

klanglos genommen, außerhalb we-

niger erster Parkettreihen verstand

man nur Wortbrocken - es war

wie ein Gemälde, dessen Farben-

phonie man wohl empfindet, dessen

Gefaltungen und Linienführung

man aber nicht zu erkennen ver-

mag. Die kleine Dichtung ist vor

Jahren auf der Seuffertsbühne

mit bescheidenen Mitteln, aber

auch mit bescheideneren Allüren viel

eindrucksvoller zum Vortrag ge-

bracht worden. Es kommt doch

hier, wo die Gefühlsniveaus fast keine

Rolle spielen, gerade auf den Vor-

trag an, auf das Verständnis der

feinen Bekenntniswerte und des ro-

mantischen Grundgedankens, der in

dem Ausdruck gipfelt:

Ich hab' mich so in Künstliches ver-

loren.

Daß ich die Sonne sah aus toten

Augen.

Und nicht mehr hörte als aus

toten Ohren -

und die Klage, unter dem Fluch

zu stehen:

Das Leben zu erleben wie ein Buch.

Das man zur Hälfte kennt und

halb noch nicht begreift.

Und hinter dem der Sinn erft nach

Lebend'gem schweift.

In grellem Gegenfatz zu diefer  
von Regie und Darftellung um  
ihren Gedankengehalt beraubten  
feinen Poetenarbeit fiand die darauf  
folgende „Alltagstragödie in acht  
Bildern“. „Riu“. Der Autoren-  
name Offip Dymow weifc.  
wenn er nicht pfeudonym ij. auf  
ruffifchen Urprung. worauf in dem  
fonderbaren Stücke felbfi freilich  
auch nicht die geringfte Nuance  
fchließen läßt. Wäre die Arbeit  
beffer. könnte fie in Wien oder Paris  
entf'tanden fein für Kabaretzwecke.  
Die Gefalt des jungen Lebemanns  
und Dichters. der der Liebhaber der  
Frau Nju wird. läßt in dem allein  
guten erften Bilde einige feine Züge  
Schnitzlerfcher Fraktur erkennen.  
im übrigen aber ift\*s füräfterlieh.  
Erf'tes Bild: Nju. die hier wie  
eine allzu bewußte Kokette erfcheint.  
macht die Bekanntfchaft des Lebe-  
mann-Dichters. Ein anderes Bild:  
aus der koketten Riu ift ein rückhalt-  
losliebendes Weib geworden. Wieder  
ein ander Bild: Zusammenftoß von  
Njus Gatten mit ihrem Liebhaber  
- die Lampe fällt um. mehrere  
Pifiolenfchüffe gehen los und be-



## Dramatfcher Monatsbericht Philipp Stein

läufigen die Zufihauer ohne fonft weiteren Schaden anzurichten. In einem andern Bilde verfagt fich Nju ihrem Geliebten - man weiß nicht warum. Sie fihreibt einen Brief. man weiß nicht an wen. Im Bilde darauf ift Nju tot - die Totenklage des Gatten und des Geliebten fiehen in pfychologifch gut gezeichnetem Gegenfalz. Dann das Schlußbild: Njus Eltern filzen bei der Lampe und lefen gemeinfam ihrer Tochter letzten Brief - fie und die Zufchauer erfahren daraus. daß fich Nju getötet hat. weil fie über die Herkunft ihres zu erwartenden Kindes nicht im klaren ift. Ein zweifellos neues tragifches Motiv. Das Stück erfcheint wie eine Aneinanderkoppelung von acht Romanfetzen. zu denen die vermittelnden Kapitel unterfchlagen find. Mitunter taucht eine gute Beobachtung auf. Das Stück. das in Sprache und Situation vielfach abftoßend wirkt und nicht auf eine literarifche Bühne gehört. wurde. vom erfien Bilde abgefehen. beifallslos erlitten.

Mit einer frifchen. fröhlichen Groteske hat Paul Apel im Hebbeltheater belüftet, Seine drei Akte nennt er ironifch „L i e b e“ - es find ergölzliche Epifoden aus dem Liebeleileben der reizvollen und liebebegehrlichen jungen Witwe Marion. die mit drei ganz jungen Jünglingen gleichzeitig und durcheinander nicht allzu platonifch herumliebelt. Die blöde Iugendefelei der drei Iünglinge. von denen zwei es züchtig und fehr ernft meinen und deshalb wenig erreichen. ift fehr hübfch gefchildert. der Komödienton ift gut durchgeführt. die Schlußmomente find von graziöfer Keckheit. „Liebe“ hat in Tendenz und auch vielfach in der Konfiruktion viel Verwandtes mit „Sinner-ks „Verkehrter Welt“. das literarifch höher fteht und den im Mittelpunkt der Handlung fiehenden Frauencharakter tiefer und intereffanter. verfchlagener und in farbigeren Nuancen fchildert. Aber immerhin ift Apels „Liebe“ trotz mancherlei dramatifcher Unzulänglichkeiten das-Unter-

haltfamfte. was das Hebbeltheater  
bisher geboten hat.  
Auch ein japanifches Schaufpiel  
hatten wir - die kleine H a n a k o.  
die jetzt in vielen Theaterfiädten  
auftaucht. gaftierte mit ihren  
Leuten im Paffage-Theater. Ihr  
Repertoire befteht in dem Einakter  
„Drake“ von Loi-Fu. der von kaum  
glaublicher Einfachheit ift. Eine  
fchöne Geifha ift ausgegangen; ihre  
Dienerin Otake zieht nun ihren  
Mantel an. pußt fich und fchmückt  
fich. Kommt der Liebhaber der  
Geifha und hält Otake für feine  
Geliebte. Diefes weift ihn zurück.  
er wütend ab. Kommt der Diener.  
erkennt Drake. Umarmung. Kuß.  
allerlei naturaliftifäjes Liebesge-  
tändel. Kommt der Liebhaber  
wieder. Otake weift ihn wiederum  
ab. darauf erficht er fie. Kommt  
die Geifha. und Otake legt fierbend  
die Hände der beiden Liebenden  
ineinander. Das Ganze ift erficht-  
lich für Hanako. die Otake-Dar-  
fiellerin. -- gedichtet. Diefes Künft-  
lerin leiiftet Bedeutendes. Man  
rühmt die Art. wie fie zu fterben ver-  
fieht. wie ihr Gefieht allmählich er-  
fiarrt. Das ift ftaunenswert. aber  
das ift doch mehr ein mimifches  
Kunftstück. Aber wirklich künft-

Philipp Stein:  
Dramatistischer Monatsbericht  
lerisch ist die zierliche, graziöse  
Hanako als Soubrette, als Humo-  
ristin, als Charakteristikerin. Wie  
sie mühsam die Sachen für die  
Geisha herbeischleppt, wie sie sich  
putzt, alle diese intimen Künfte der  
japanischen Gesichtstoilette treibt,  
das ist ergötlich. Noch erquickender  
aber die Freude, die aus ihren  
Augen, ihren Mienen leuchtet, wenn  
sie sich nun im Spiegel betrachtet.  
Redaktionelle Notizen.

Von dem Wiener Zweigverein  
der deutschen Säkularstiftung mit  
der Herausgabe der Werke Fer-  
dinand von Saars beauf-  
tragt, wenden sich die Unterzeich-  
neten an die Befürher von Hand-  
schriften und Briefen des Dichters  
mit der Bitte, ihnen den Einblick  
und die Benutzung zu gestatten.  
Auch für den Nahezuweis erster  
Dru>e an verfehlten Stellen find  
wir dankbar.

Die Zufassung erbitten wir  
unter der Adresse von Hofrat Pro-  
fessor Dru>eob Minor, Wien [7/2,  
Johann Straußgasse 36. Die Zu-  
rückstellung erfolgt auf Wunsch um-  
gehend nach der Benutzung.

A. Bettelheim, I. Minor,  
die Freudigkeit, wenn sie die Tänze  
der Geisha naheztanzte. Und ein hin-  
reißendes Temperament verrät sie  
in der Liebeszene mit dem Diener,  
die sie so graziös naturalistisch zu  
gestalten weiß. Hanako ist nicht,  
wie\*s in den Ankündigungen heißt.  
Japans größte Tragödin - das  
bleibt Sada Yacco. Aber Hanako  
ist Japans große Humoristin.

Ein „Schriftsteller-  
Verein Nord und Süd“  
in München, der unter Leitung eines  
Herrn Hinsmann steht, machte in  
(einer Zeit von sich reden. Ohne  
auf die Qualitäten dieses von dem  
Schriftsteller-Organ „Die Feder“  
angegriffenen Unternehmens einzu-  
gehen, möchten wir betonen, daß,  
obwohl dieser Verein unter dem  
Namen „Verlag Nord und Süd“  
inferiert hat, weder unsere im  
32. Jahrgang stehende Zeitschrift  
„Nord und Süd“, noch unsere han-  
delsgerichtlich eingetragene Firma  
„Verlag Nord und Süd“ irgend  
etwas Gemeinfaßes mit dem oben

erwähnten Unternehmen hat.  
Redaktion und Verlag  
von ..Nord und Süd".

Bildende

Zu den Kunftbeilagen.

Peter Hille.\*)

Das Kiräfenbuch des Dorfes

Erwißen in Wefifalen behauptet

allerdings urkundlich und mit dem

Munde einer Behörde. daß Peter

Hille alldort am 11. September

1854 geboren wurde. Aber das

glaube iäf nicht. Seine Natur und

fein Schickfal war es gerade. nicht

in unferer Zeit zu leben. und von

unferem neunzehnten Jahrhundert

nichts zu wiffen. Eine Seele wohnte

in ihm. - ja. wie foll ich fie greifen.

zergliedern? Ein Mönch von

Heifierbach ift unfer Peter gewefen.

Vor vierhundert Jahren ging er

wohl einmal. in frommen Medita-

tionen verfunken. eines Morgens in

den Wald. Und da es Abend wurde.

die Sonne blutete. und Peter heim-

kehrte. - da fah die Welt wunder-

lich verändert aus. eine Fabrik

fiand an der Stelle feiner Eremiten-

hütte. Eifenbahnen fuhren und Te-

legraphendrähte fangen. wo die

Raubritterburg gedroht hatte.

Peter in der Fremde. Als Geift

und Kind vergangener Zeiten. bar-

füßig. in zerfeßtem Bettelmönchs-

gewand. oder im zerlöcherten Talar

des fahrenden Schülers. ging er

durch die andersgewordene Welt

hin. In feinen Augen träumte ein

Lied von vorvorgeftern. wachte der

Menfch aus den Anfängen und

\*) Peter Hilles Ausgewählte

Werke in vier Bänden. - Peter

Hille. Erinnerungen von .Heinrich

Hart. (Berlin. Schufter u. Löffler.)

Kunfi.

Kindheitstagen unferer neuen Kul-

tur. fpielte eine Seele aus den Zeiten

des Überganges von Mittelalter und

Renaiffance.

Die letzte und tieffie .Heimats-

welt unferes Peters. die feiner Emp-

findungen und Gefühle. feiner Ge-

danken. feiner Vifionen war eigent-

lich die der Frühhumaniften. Als

Fleifch wandelte ein Stück Kultur-

gefäächte. Seele undGeifi vomEnde

des 15. und Anfang des 16. Jahr-

hunderts unter uns. Das Gymna-

fium ift immer bis zuletzt in Peter

Hille gewefen und mit ihm ge-

gangen. Jn feinem reiffen und

noch immer zusammenhangvollsten  
Drama: „Des Platonikers Sohn“  
weist er auf diesen Urgrund seiner  
Natur am nachdrücklichsten hin.  
Und aus dem Leid und Luft seines  
Giovannis, des armen Bafiards  
des poeta laut-entire Verrat-er-  
weint und lacht uns sein eigenes  
Leben entgegen. Aus Kloster- und  
Mönchszellen bricht eine Schar  
schwärmerischer trunkener Bakchanten  
hervor, eben von Ketten befreiter  
Gefangenen, aber die dionysischen  
Geister werden auch immer wieder  
von einer tiefen Sehnsucht nach  
stillen Altären und Muttergottes-  
bildern zurückgezogen, und wenn in  
ihre beidseitigen Venusgefänge ein  
Ave-Maria-Geläute hineintönt, er-  
schauern sie in Andacht und ziehen  
ihre Mähen. Mittelalterliche  
Mönchsmythik und jungfräulicher Helle-  
nismus gehen noch ganz innig  
ineinander, und Meisters Ekkehard  
330

und Eatull fangen in der Seele  
unferes Peters gemeinfam eine  
Gotteskind- und Weltkindweife.  
in die dann noch eine Merlin-  
Jimme. die Stimme einer echten  
Naturmyftik. hineinfließt.  
Diefes urplatonifch - gymnaftale  
Seele fah im Worte noch immer den  
Gott und Urfprung aller Dinge. das  
geheimnisvolle Logosfeuer und die  
Effenz aller Naturerfcheinungen.  
und das ganze geiftige Schaffen  
Peter Hilles kann zuletzt richtig nur  
aus den Ideen einer Wortmyftik.  
eines Wortkultus und einer Wort-  
-kultur verftanden werden. Jede  
Entwicklung. jeder Entwicklungs-  
finn war feinem Geift verfagt. Als  
ich ihm zum letzten Male im An-  
geficht des Todes die Hand drückte.  
war er noch immer genau derfelbe.  
wie damals. da wir uns zuerft in  
den Knabentagen innige Freund-  
fchaft fchwuren. Der völlige Mangel  
aller Ordnungsfinne. die Unfähig-  
keit. zu bauen und zu komponieren.  
größere Zusammenhänge. Ent-  
wickelungen und Steigerungen zu  
erfaffen. lagen als Fluch auf feinem  
Leben und feiner Dichtung. Das  
war wie eine Geiftesföhrung und  
Verwirrung bei ihm. Aber das  
einzelne Wort nahm Fleiß- Ge-  
ftalt und Leben unter feinen Händen  
an. Von Anfang an gab er fich  
ihm hin mit aller Inbrunft und  
allen Verfenkungen. Es follte das  
fein. was es bezeichnet. duften und  
klingen. fich bewegen und verändern.  
wie die Sache. für die es fieht.  
und in deren tiefftes Leben hinein-  
leuchten. Seine Bücher find voll  
von köftlichen Wortwundern. Bild-  
worten. Vergleichen. Metaphern. die  
bald blihartig ihm kamen. bald als  
Ergebniffe tage- und wochenlanger  
Grübeleien. Im Tieffinn Io-  
hannefcher Logoslehre wurzelte zu-  
leßt diefes ganze Dichten und  
Trachten. und aus dem geheimnis-  
vollen Raunen und den wirren  
dunklen Tönen Peter Hillefcher  
Kunft läuten wie aus verfunkenen  
Gräbern uralte Glocken: ..Im An-  
fang war das Wort und das Wort  
war Gott. Alles ward durch das-  
felbe. und ohne dasfelbe ward

nichts. was geworden ist . .  
Wie ein Mensch. der vor vier-  
hundert Jahren ent schlief und nach  
jahrhundertlangem Schlafe plötzlich  
sein Auge wieder aufschlägt. faß  
er unter uns. Und darum hatte er  
immer etwas Fernentrücktes. Geister-  
haft-Gefpenftisches. Magisch-Ahas-  
verisches an sich. Eine Doppelt-  
Seele. einmal ganz und gar Kinder-  
feele und Naivetät. und einmal ganz  
und gar Greifenfeele und Weisheit.  
Und wenn er sprach. so schienen ein  
Greis und ein Kind miteinander zu  
reden. und es war wie ein Lallen  
und ein Geflüster. ein Verwehen  
und Vergehen. ein Weg- und Ver-  
funkenfein darin. und immer konnte  
man nur halb folgen und verstehen.  
-- aber eine Wunder- und Mär-  
chenwelt leuchtete aus Tiefen empor.  
felige Augen lächelten herauf.  
Peter Hille. Giovanni. Poverino  
- verstoßenes Kind Petrarca's!  
Als poetisch-kunst-entire wirft du nicht  
durch die Zukunft gehen . . . Aber  
du selbst bist uns ein Lied und ein  
Vagantenfang geworden . . . Wenn  
die Werke zerfallen. der Mensch wird  
bleiben. und wie von einer Legende  
werden sie noch lange. lange von  
dir erzählen. Mir aber bist du ein  
Trunk gewesen aus den tiefsten und  
ZZ]



geheimnisvollen Quellen des Lebens  
- ein Becher der Rätzel und  
Seelenzauber. Ein Raufuf diony-  
fischer Nächte und Bakchantenjubels  
- ein Untergang im Allerheiligsten  
und eine Auflösung in Licht. Wald  
und Waffer. - und ein ewiges  
Lächeln frohen Humor-s und unend-  
licher Weltkomik. Das alte Lied  
von der Seligkeit derer, die da nichts  
befilzen, und vom Bettler als dem  
wahren König der Erden haft du  
uns wieder zur Wahrheit gemacht.  
Auch du befaßest eigentlich nie einen  
Ort, wo du dein Haupt ruhig hin-  
legen konntest, und wie oft hatteft  
du nichts als die Erde zum Bett  
und den Himmel zur Decke. Und  
wenn sie dich auch in einen Palast  
gefaßt hätten, das kostbarste Zimmer  
hätte doch bald wie eine Höhle und  
Spelunke ausgeföhnt. Aber diese  
deine Höhlen und Spelunken leuch-  
teten dennoch wie Aladdinische  
Wundergrotten. In Weinfuben  
faßest du und trankeft die köstlichsten  
und besten Weine, aber den langen  
Philosophenmantel durfteft du dabei  
nicht ablegen, denn darunter gabs  
nicht Rock noch Wefte. Wie ein  
ewiger Kranich zogft auch du umher,  
eine fleisch- - nein, leider nicht  
fleischgewordene Mahnung an die  
Eitelkeit alles Irdischen. „Wir  
wissen unser Schickfal, unser Wefen  
durchfchauen wir.“ fo haft auch du  
von dir selbst gefagt. „und fo haben  
wir uns selbst verdammt zu raft-  
lofem Schweifen . . . Unsere Hei-  
mat ist zurückgeföhnt ins Vergan-  
genheitsreich wie das Paradies, und  
darum gewinnt das Heimweh über  
uns eine klagende Stimme, wie kaum  
bei einem anderen Stande auf  
dieser fehnfühtigen Erde . . . Ein  
schönes Wort von den Lilien auf  
dem Felde. Wohl mögen wir's  
auf uns beziehen und folz uns be-  
rühmen: Unser Wams, wie's auch  
verchliffen, läge Salomons Thron-  
kleid zum Taufch daneben und zur  
Freite ein Prinzeßlein, dennoch  
nahmen wir unser Röcklein und  
zögert fürbaß.“ Julius Hart,  
Fischerboot von Dieppe.  
Mit breiten Schwingen schiebt  
der Wind die feuchten Wolken vor

fich her. Die weite Fläche des  
Waffers färbt fich tieffchwarz.  
bevor fie fich mit den weißen. leuch-  
tenden Schaumkämmen fchmückt.  
Die Segel der Fifcherboote neigen  
fich. faßt ängftlich. als wollen fie fich  
vor dem Angriff ducken. Aber unter  
dem Zwang kundiger Fäufte richten  
fie fich halb wieder auf und liegen  
nun breit ausladend vor dem Winde  
und fliegen mit ihm dahin. Es  
war übrigens kein ängstliches  
Ducken gewefen. nur ein wenig  
Überraſchung. ein unwillkürliches  
den Kopf Wegf'trecken. als könnten  
fie fo unten durch kommen.  
Eine ftramme Brife. Man  
könnte von einem kleinen Sturm  
reden. Man hat fchon größeren  
Stürmen getrotzt. Mit Gefahr ge-  
trotzt. Was foll man maäfen. wenn  
es keinen Ausweg gibt. Man hält  
Stand und kämpft. Mit Mut. Mit  
Lift. Sie wiffen alle davon zu er-  
zählen. die Fifcher von Dieppe.  
Unten hockt der naffe. grüne Tod  
und grinft herauf: „Mein Schoß ift  
bereiteteuch zu betten. Einige von  
\*euch werden immer hier unten fchla-  
fen. zwifchen Frankreich und Eng-  
land. wo Platz für euch alle wäre.“

## Gufiav Falke

Aber man will noch nicht. man ift noch nicht fo müde. und obwohl man weiß. daß er recht hat. denkt man doch auch an ein trockenes Sterben daheim in weichen Kiffen und in hohem Alter und möchte es vorziehen. Alfo Mut. und vor allem Lift. Gewandtheit. Damit ift man ihm fchon oft entwifcht. durchnäßt von dem falzigen Geifer feiner Wut. die den Fang fich entgehen fieht. Diesmal hat es nicht viel auf fich. Eine ftramme Brife. mehr erwünfcht. als gefürchtet. Man fliegt mit den Möwen über die drohende. lungernde Tiefe dahin. das Steuer feft in der Hand. mit ruhigem klaren Blick Tauwerk. Segelzeug und den Weg vor fich umfaffend, Ganz Aufmerksamkeit. die aber Gewohnheit ift. Kann man doäb dabei nach Haufe denken. an Weib und Kind und Herd. oder an einen fröhlichen Abend in der Hafenfchenke - die luftige Jeannette mit dem blonden Kraushaar - oder an Jean. den Prahlhans. der fchon fo und fo viel Geld im Kalten haben will, Ja wohl. mit dem Mund fegelt er einem immer vorbei. Aber laß ihn. Wir haben auch guten Wind in den Segeln. Mag er feine Fifche mit dem Maulwerk fangen und fie als Francs wieder ausfpucken. Mag er! Und jetzt fällt es wie ein Silberregen auf das Waffer. Weg mit den fchwarzen Wolken! Die Sonne will durch! Das Schwarzwölck verzieht fich und dem leichteren. weißlichen Flattervolk da oben fcheint die Sonne durch die Rippen. Und das weite Waffer glitzert und funkelt. und ein paar weiße Segel leuchten blendend auf. und ein paar dunkle. geteerte gliihen faft rofig. Der kleine Raddampfer. der unter dem diifteren Schatten der drohenden fchwarzen Wolken. pruftend und fchnaubend. einen tragifäfen Verzweiflungskampf zu kämpfen fchien. ähnelt jeht mehr einer luftig paddelnden Ente. Ein Fifchdampfer? Mit reichem Fang an Bord?

Was da unten lebt. muß hier oben fterben. Ein gegenfeitiges Füttern. Die vielverfchlingende Tiefe muß auch viel hergeben. Der Menfch greift mit ftarkem Arm

hinein in den Rachen des Todes  
und entreißt ihm Lebensgewinn.  
Mit Mut. mit Lift und Gewandt-  
heit, Auäf mit Sorglofigkeit.  
Jmmer dicht über dem gierigeu  
Schlund lacht man ihm in die blan-  
ken Zähne, Und das leichte Boot  
tanzt auf und ab. auf und ab. Bis  
feine Stunde kommt.  
Wer hält länger aus? Boot  
oder Bootsmann? Und beider  
Rippen. in welchem Sand finden  
fie ihr leßtes Bett? Sind es Eng-  
lands Kreidefelfen oder Frankreichs  
Klippen. woran fie zerfchellen? Wer  
aber lange auf dem Waffer war  
und läßt es. ihm bleibt doch immer  
die Sehnfucht dahin. Und das  
Meer. das an feinen Altershafen  
fpült. wohin er fich aus allen Stür-  
men gerettet. triumphiert:  
Sieger blieb ich doch.  
Und in deinen Traum  
Roll ich Wogen noch.  
Werf ich meinen Schaum.  
Schwarze Erde wird  
Bergen dein Gebein.  
Deine Seele irrt.  
Wo die Möwen fchrei\*n.  
Guftav Falke.  
333

Nee-r Nichte.- :rege-engere(  
ZowwertnulZ-amg  
MuxxaÃœe' /u'r- mktlery .Firm-ne. (gu-L." 7W..  
Orginal.)  
"or menu-contato or barjtone. [eignet. 'or-l3 dx'lvi'n 'er-ina". "an Schilling.. o9. 19. l9 c.  
[Zen-\*ext uncl leur-ig,  
(ion luo eo e moÃŸco,

SeÃŸang.

Viano.  
- -xe, (lie ich on- -ne  
N773'. lot-e. .rz-en! wre/.-auf WF  
>  
S1 - 1  
d 1 1 1 1 .e k l  
7 .i F ' 4( l e.  
.- z- 17 M4 \_  
na  
sich rer-bracht, - ren 'l'a - ge nicht, 812 'ea .JB-i  
.pw- .ee-nee &nix/ik. 1 wer-e- not Wigan kn me. our Wye-.7  
n:: lie-:ile incl. alli-Kenngucei-t kabel-ellen. i  
copxrixt.: too. bz- lLob. Vokdek-x. 8731 beiprrg. Radl-'ort r!  
un gÃ¼tiger Kriednlc\_oe3\_\_7erleger8 LobFkordergJhetpxig.

n-ar- .te ich  
xlnÃœ Z ?tale

573k  
335

7' Urea-e'.  
. den  
(Fi-â€œ3  
ibm ent .  
ein-runI - "mx  
U731  
- ge .  
eat-Mt

. kel liebt,  
- rie-.ee MaK-z,  
.gen debt,  
a - mat-ea.  
\*Led  
F

klings, rone bot-g . nen . . . . . 531' . ten,  
max. - - 1e sanW./ium /n'ul . cke-n . . . .well . ÅœF;

?MM

clutch a1 - le Welt uncl ll'ei .  
(7/ .zi/,7 eine( x/aw. .name ke/f -  
Fokus-em!  
/-x  
LQ "7.,- eon Der(  
5731  
22 337



Lin urn sich 'er - träum - - W8  
Herr! .n Wer-"a 9/ Wye. o ltFe. Zone. ...ü N7-  
lru'oüt\* ellen . -  
(non .rer-F.)

-  
ĪK  
-2

fä77f.

,/7

x.7."  
'x n l . . 1 t  
li t [x ī k! 4. 1 l \*"4  
.run - cler - tei . ti . xsn Eugen-"art  
max . "e Nieuw-ee Fe - ZM W-UG'  
\_ K4\*: /R kl>  
̄7"-:--- , -DD. \_Y-----][1[-----\*---D+F\_.> l x !k- ----l>\*\*')  
7"-:--- -S >>>„i>„-7„ 7 l\* i i Z" W  
..\*- 1 ,l  
ks  
'7|'

xr-nrÃœe  
- den -  
â€œœftir

'7"

2\*  
339

[peut-ig,

(kon luoeo. \_C

klamm ,  
Gerne.

'71l

340

[-'a'crimÃ¼e einer unrerÃ¶fieni'iehien Ã¼ompoeition ron  
lohann "epomulc [-[umme',

Zu den Mufilbeigaben.  
Der Zufall hat es gefügt. daß  
diesmal zwei niaft bloß geiftig.  
fondern auch zeitlich weit vonein-  
ander entfernte Komponifien in der  
Beilage vereinigt erfcheinen. Johann  
Nepomuk H u m m e l. deffen kleines  
bisher noch unveröffentlichtes Kla-  
vierstück dem modernen Geifte kaum  
eine Anregung .bietet und nur als  
eine Kuriofität erfcheint. hat bei  
feinen Zeitgenoffen als ein fehr tüch-  
tiger Mufiker. fpeziell als hervor-  
ragender Pianifi gegolten. Im  
Jahre 1778 zu Preßburg geboren.  
hat er als achtjähriger Knabe  
Mozarts Unterricht genoffen. früh-  
zeitig große Konzertreifen gemacht.  
bis er Haydns Stellvertreter beim  
Fürften Efterhazy wurde und mit  
einem Umweg über Stuttgart 1819  
in Weimar als Hofkapellmeifier  
fefken Fuß faßte. wofelbfi er 1837  
aus dem Leben fchied. Von feinen  
mehr als 100 größeren Kompofi-  
tionen find nicht bloß die Opern  
völlig verfchollen. haben fich nur  
wenige noch in die heutigen Konzert-  
fäle. z. B. fein Septett für Klavier.  
Streich- und Blasinfirumente. ge-  
rettet; felbft feine fchönen Klavier-  
konzerte in Amoll und Hmoll wagt  
man heute kaum noch der Offent-  
lichkeit zu bieten; fie werden aber  
ebenso wie die Fantafie Op. 18 und  
die Polonaife .bei della capriccjoua\*  
von angehenden Klaviervirtuofen  
noch gründlich |udiert; diefe wiffen  
auch Hummels ..Anweifung zum  
Pianofortefpiel" (1828) namentlich  
wegen der Behandlung des Finger-  
falzes noch zu fchälzen.  
Mar Schillings. der  
kürzlich fein vierzigstes Lebensjahr  
vollendet hat und zum Herbft feinen  
langjährigen Wohnort München mit  
Stuttgart vertaufcht. um hier die  
Leitung der Oper zu übernehmen.  
erfreut fich als Menfch wie als  
Künfler feit Jahren der höchften  
Achtung. Seine Bühnenwerke ..Ing-  
welde". ..Der Pfeifertag" und ..Der I  
Moloch" find wohl die bedeutendften  
Erzeugniffe der fogen. Wagnerfchen  
Schule. In das große Publikum  
werden fie freilich kaum dringen  
können. weil Schillings' oft fehr  
eigenartige Tonfprache von einer

großen Herbheit ift; eine befondere Vorliebe hat er z. B. für Wechselnoten in feiner Harmonik und gar keine Neigung, dem Hörer, bei dem fich das Bedürfnis nach Auflöfung eines Akkords eingestelt hat, dies zu erfüllen. Auch fein Gebrauch der alten Kiräfentonarten wirkt oft befremdlich. Jedenfalls merkt man es feiner mitunter auch von grüb-

Zu den Musikbeigaben  
 lerischer Schwermut durchfeßten  
 Tonsprache nicht an. daß er ein  
 Kind des sonnigfrohen Rhein-  
 landes ist. Recht erfolgreich  
 ist Schillings auf dem Gebiet des  
 Melodramas gewesen; besonders  
 seine auf die feinste instrumentierte  
 Musik zu Wildenbruchs „Herenlied“  
 muß auf jedermann eine nachhaltige  
 tiefe Wirkung ausüben. Eine große  
 melodische Linie ist feinen durchweg  
 eigenartigen und sehr fesselnden  
 Liedern nachzurühmen; freilich macht  
 es es weder dem Sänger noch dem  
 Begleiter leicht. was man aus dem  
 „Sonnenaufgang“ erfahren kann.  
 Aber wie lohnend ist es. dieses Lied  
 gründlich zu studieren: da ist echte  
 Inspiration. ein hoher Geistesflug!  
 Wie herrlich werden die prächtigen  
 Verse Gufiav Falkes musikalisch  
 wiedergegeben! Das ganze Lieder-  
 opus. dem „Sonnenaufgang“ ent-  
 stammt. ist hochbedeutend; des wei-  
 teren seien besonders noch die  
 „Erntelieder“ (Dichtung von Heinz  
 Evers) als hervorragende Beispiele  
 der Schillingschen Lyrik bestens der  
 Beachtung empfohlen.  
 Prof. Dr. Wilh. Altmann.



Literarische

Die Zeitschrift für

Balneologie. Klimato-

logie und Kurort-Hy-

giene, die unter der Redaktion

von Sanitätsrat Dr. Graeff-

ner und Dr. Kaminer im

Verlage der allgemeinen medizi-

nischen Verlagsanstalt vom 1. April

1908 ab als Monatschrift erscheint.

hat in der gesamten medizinischen

Welt bedeutendes Aufsehen erregt.

Das Kultusministerium, das Land-

wirtschaftsministerium und das

Reichs-Gesundheitsamt sind durch

eines oder mehrere ihrer Mitglie-

der im Herausgeberkollegium ver-

treten. Das Herausgeberkollegium

setzt sich zusammen aus Männern wie :

Kraus, von Noorden, Senator, Ren-

vers, F. Parkes Weber, Ministerial-

direktor Föhrer, Obermedizinalrat

Dr. Dietrich, Geh. Ob.-Med.-Rat

Prof. Dr. Schmidtman, Geh. Ob.-

Reg.-Rat Prätorius, Privatdozent

Dr. Rofe und zahlreiche andere.

Groß ist auch die Beteiligung

der Balneologen, deren Namen in

der wissenschaftlichen Welt einen

guten Klang haben.

Die erste Nummer enthält

außer dem Geleitwort von Geh.

Ober-Medizinalrat Dr. Dietrich,

vortrag. Rat im Kultusministerium,

eine Arbeit von Kraus über Klinik

und Balneologie, von Noorden über

„Die Diätetik in Kurorten“, von

Freund, von Eulenburg, von Bickel,

Bericht

von Parkes Weber, und von Richter.

Hochinteressant ist die Arbeit von

Dr. Martin, Privatdozent in Zürich,

über „Deutsches Badewesen in ver-

gangenen Tagen“. Neben der

Pflege der wissenschaftlichen For-

derung wird in der Zeitschrift auch

ein besonderer Wert auf die Be-

schreibung von Kurorten unter ärzt-

lichen Gesichtspunkten gelegt. Die

erste Nummer enthält Beschreibungen

von Baden-Baden, Meran, und

Mitteilungen aus Homburg, Alt-

Heide, Soden u. a.

Die Zeitschrift, die einem großen

Bedürfnis entspricht, wird sich nicht

nur in der wissenschaftlichen Welt

einen hervorragenden Platz erringen,

sondern sie wird auch für den ge-

bildeten Laien. besonders durch ihren klimatologifchen Teil nnd die Kurortbefchreibungen. Interefiantes und vermöge der aus der Lektüre erfließenden Anregung Nüßliches darbieten. Id.

Erinnerungen von Alec.

.ß e r z e n. 2 Bände. Aus dem Ruffifchen übertragen. herausgegeben und eingeleitet von 1)r.

Otto Buck. Mit drei Porträts. Berlin. Wiegand und Grieben.

Die ruffifche Revolutionsgemeinschaft hat beinahe den Charakter einer Kirche in ihrem fanatischen Glauben. ihrer Opferbereit-

fchaft. ihrer Missionskraft. Alexander Herzen gehört zur Urgemeinde. in der er etwa als der russisch-nationale Petrus dem kosmopolitischen Paulus Bakunin gegenübersteht; und an seinem Nachgeben gegen dessen Interesse an der polnischen Revolution ist auch seine berühmte Zeitschrift „Glocke“ zugrunde gegangen.

Das ist nun aber ja nicht so zu verstehen. als wäre Herzen ein enger Slavophil und Chauvinist gewesen; die kamen in der Literatur erst mit Dostojewski herauf. Es ist ein feingebildeter, kluger Mann. der für Schiller schwärmt und die fremden Nationen leidlich objektiv beurteilt. wobei denn für seine Generation charakteristisch ist. wie hoch er die Engländer über die Franzosen stellt. Die bleiben ihm. wie die Griechen dem ägyptischen Priester. immer Kinder. Und die Putzche und Komplotte Mazzinis mißbilligt er bei aller Sympathie für den Mann. den er aber gewiß zutreffend für einen Stubenpolitiker hält neben dem Freiluftpolitiker Garibaldi. Earl Vogt. den er eingehend schildert. tat's ihm mit seiner behaglich-humoristischen Ruhe und Arbeitskraft an; Herwegh gibt er auf. (Ein Personalverzeichnis fehlt leider den beiden sehr deutlich gedruckten Bänden.) Aber für einen Verschwörer von italienischem Renaissancetypus wie Orfini hat er auch was übrig.

Die Erinnerungen. die leider bald nach der ausgezeichneten Schilderung des Staatsstreichs von 1852 abbrechen. sind vorzüglich geschrieben; anschaulich. packend. dabei ohne vordringliche Subjektivität. Wir kennen Herzen ja alle schon aus den „Memoiren einer Idealistin“; aber er trägt nähere Bekanntschaft. Es ist ein Russe. bei dem man bei noch so vielem „Maßen“ keinen Tataren findet - aber doch auch kein „Europäer“. wie er oft scheinen mochte; schon dieser eigentümlich melancholische Ausdruck der Augen ist national.

Wann wird man diese merkwürdigsten Revolutionäre der Welt-

geschichte, die in London das junge Europa bildeten, einmal historisch und psychologisch in ihrer ganzen Bedeutung und Eigenart darstellen und würdigen?

Richard M. Meyer.

Geheime Miterzieher.

Von Dr. J. Löwenberg. Hamburg. Gutenberg-Verlag.

Der als Lyriker bekannte Verfasser schenkt uns in feinem „Geheimen Miterzieher“ ein ganz prachtvolles Büchlein. „Einblicke. Ausblicke in das weite, bunte Gefild der Kinderseele“ will uns der Autor gewähren, und er erfüllt sein Versprechen in gehäuftem Maße. Nicht nur das, auch der Schatz unserer Kindheit, die Märchenwelt, wird uns von neuem erschlossen. „Unsere Volksmärchen“ ist ein Kapitel voll eigenartigen Reizes. Ebenso die beiden Abschnitte „Komm mit, wir willt in die Gröne gan“ und „Was unseren Großstadtkindern fehlt“. Gerade diese beiden Kapitel sollten die Eltern unserer Großstadtkinder lesen und sie würden sehen, wie viele nützliche Anregung ihnen das Büchlein bietet, das unter den zahllosen Erscheinun-

345

## Literarische Berichte

gen auf dem Büchermarkt ficher eine der erfreulichsten ist.

von H. S. Stiebel.

Immanuel Kants Werke

in acht Büchern. Ausgewählt

und mit Einleitung versehen von

H. S. Stiebel. Mit Kant-

bildnis und Kantplakette. Zwei

Bände. Berlin. o. J., Druck und

Verlag von A. Weichert.

Diese neue Kantausgabe führt ihren Zweck allem Anschein nach in der Erfüllung der verdienstlichen Aufgabe, die Grundlegung der kritischen Philosophie einem weiteren Publikum in bequemer und geschmackvoller Weise zugänglich zu machen. Die von fachkundiger Hand geleitete Veröffentlichung ist bei der heute neu erwachten Sehnsucht nach ideeller Lebensvertiefung und dem daraus entspringenden und immer lebendiger werdenden Interesse für wirkliche Philosophie vom Standpunkt dieser Philosophie aus freudig zu begrüßen. In jeder Linie werden von Renner selbstverständlich diejenigen Werke gegeben, deren Gesamtheit die eigentliche Darstellung des Systems des Kritizismus bedeutet, also die drei großen Kritiken, die Prolegomena und die Grundlegung der Metaphysik der Sitten. Ihnen sind die Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, die Träume eines Geistesfehlers, die Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels und die Schrift „Der Streit der Fakultäten“ hinzugefügt. Irgend etwas Wesentliches wird sich gegen diese Auswahl kaum einwenden lassen, die „Beobachtungen“ hätten vielleicht auch fortbleiben können. Eine als Anhang gegebene Erklärung der wichtigen Grundbegriffe und Fachausdrücke dient dazu, dem Leser das Studium zu erleichtern, nachdem er durch eine längere, klar und flott geschriebene Einleitung in das Lebenswerk des großen Mannes eingeführt worden ist. In dieser Einleitung hat sich Renner bei der Darstellung von Kants Entwicklung in einem Gegenpaar zu deren sonst oft beliebter Einteilung in streng gegeneinander unter-

chiedene „Perioden“ verständigerweise bemüht, die durchgängige Einheitlichkeit ihrer Tendenz gebührend zur Geltung zu bringen.

1) v. Karl Hoffmann.

Der deutsch-französische

Krieg 1870/71. Nach den

neuesten Quellen dargestellt von

Friedrich Regensberg. Band I.

Stuttgart. Franckh.

Der Verfasser hat durch die Einzelchilderungen der Hauptkämpfe von 1866 bereits allgemeine Anerkennung gefunden. In dem vorliegenden Werke, von dem der erste Band erschienen ist, entwirft er eine, auch für weitere Kreise verständliche Darstellung des Krieges 1870/71.

Unter Zugrundelegung der besten und neuesten Quellen führt er in zusammenhängender Form die kriegs- und politischen Ereignisse in höchst anregender und anziehender Weise dem Leser vor. Seine Gründlichkeit, sowie strenge, aber durchaus gerechte Beurteilung treten hierbei angenehm hervor. Er weist auf die begangenen Fehler hin, klagt aber auch nicht mit der Anerkennung hervorragender Lei-

fiungen und bewiesener Tapferkeit.

- Der vorliegende erste Band enthält drei Abteilungen: Die Vorgeschichte des Krieges (Rache für Sadowa, die spanische Bombe, die Emfer Depefche), die Vorbereitung zum Kriege (Kriegserklärung Frankreichs, Alles mobil, Kriegspläne und Aufmarsch beider Heere), die Einmarschkämpfe der deutschen Heere (Saarbrücken, Weißenburg, Wörth, Spichern). Dem umfangreichen Bande (336 S.) sind zur Erläuterung des Textes 15 Karten und 3 Beilagen angehängt. Man lieft das Buch, das eine schätzbare Bereicherung der über den Krieg 1870/71 bereits erzählten umfangreichen Literatur bildet, mit großer Befriedigung. Drei Menschen, Psychologische Novelle von Frances Külpe. Berlin und Breslau.

S. Schottlaenders Schleierische Verlagsanfalt.

Das Werk der hochbegabten Verfasserin ist älter als der in dem letzten Jahresbericht von „Nord und Süd“ gerühmte Roman. Man kann also in diesem später erschienenen Werke feines früheren Ursprunges wegen keinen Fortschritt erkennen, aber es ist erfreulich zu konstatieren, daß diese Novelle gegen den Roman nicht übermäßig abfällt. Es handelt sich um eine psychologische Erzählung, man könnte fast sagen um ein psychologisches Kunststück. Ein tüchtiger Frauenarzt Rehder ist mit der ausgezeichneten Schauspielerin Nora Seiden verheiratet, die er ihrer Kunst überläßt, ohne deswegen aufzuhören, ihr glühende Liebe zu widmen und von ihr herzliche Zuneigung zu empfangen. In sein Haus kommt eine Nichte, eine verwitwete Gräfin Rahel, die Tochter seiner von ihm innig verehrten Schwester, ein schönes, leidenschaftliches, kunstbegabtes Weib. Sie verliebt sich in ihren Onkel, und dieser läßt sich diese Liebe nicht nur gefallen, sondern erwidert sie auch einen Moment, um freilich bald wieder seiner Pflichten inne zu werden. Als Nora erblindet und ihrer Kunst entfagen muß, wetten Rahel und der Doktor mit Unter-

drückung ihrer augenblicklichen Auf-  
wallung. um der Unglücklichen. die  
übrigens von der momentanen Ver-  
irrung der beiden unterrichtet ifi \_-  
denn zu einem wirklichen Fehltritt  
ift es nicht gekommen. - ihr Leben  
erträglich zu gef'talten. Ein paar  
Nebenfiguren und Epifoden: eine  
franzöfifche Gouvernante Felicie  
Lebrun. die mit Rahels verforbenem  
Mann einen Liebeshandel unter-  
halten; ein halb verrückter Myftiker.  
der als Faktotum im Haufe lebt und  
bei einem Rettungswerke zugrunde  
geht; zwei alte kunfibegeiferte Fräu-  
lein. die plößlich reich werden. durch-  
ziehen die Handlung. Sie find im  
Zufammenhang nicht eigentlich not-  
wendig. tragen aber zur Belebung der  
Gefchichte bei und dienen hauptfäch-  
liäb dazu. um die unendliche Gutheit  
der ..drei Menfchen" zu beweifen.  
die fiäb der Unglücklichen annehmen.  
Gefallene erheben. Schwache und  
Lächerliche mitleidig und tatkräftig  
fördern. Man könnte einwenden.  
fo viel Trefflichkeit gibt's unter den  
Menfäfen gar nicht. worüber jeder  
nach feiner Weltanfchauung und  
feinen Erfahrungen urteilen mag.



## Literarische Berichte

Ein psychologischer Fehler scheint mir darin zu liegen, daß der Doktor und Rahel hauptsächlich nach der Erblindung Noras ihre Pfläjt erkennen, daß also nicht ausschließlich Selbstüberwindung, sondern Mitleid der Grund des Bezwingens ihrer Leidenschaft ist. Aber die Geschichte ist trefflich erzählt, fein beobachtet; speziell livländische Sitten - die Geschichte spielt in Riga - werden charakteristisch dargelegt. Das Schauspielervölkchen, ebenso die schon erwähnten alten Schwestern werden mit feinen humoristischen Zügen ausgestattet. Echte Sittlichkeit und tiefe Frömmigkeit - die letztere ohne irgendwie aufdringlich zu sein und ohne die Verfasserin je in den Predigtton geraten zu lassen, durchziehen das ganze Buch und machen es zu einer genußreichen Lektüre.

Ludwig Geiger.

Die letzten Menschen. Von

Friedrich Jacobson. Leipzig.

Verlag Georg Wigand.

Unwillkürlich denkt man an den großen Dänen, der das unvergeßliche Buch „Niels Lyhne“ geschrieben hat. In anderer Art aber ist dieser Jacobson ein Phantast. „Die letzten Menschen“ sind packend geschrieben und voll poetischen Reizes. .1. Kl.

Die Gefellchaft. Samm-

lung sozialpsychologischer Mo-

nographien'. Herausgegeben von

Martin Buber. 2. Band: Die

Religion. von Georg Simmel.

Frankfurt a. M.. Lit. Anstalt

Rütten u. Loening. 79 Seiten.

Preis kart. Mk. 1.50. geb. 2.-.

Wieder eine von den zahl-

reichen, vielleicht hier und da wohl

auch bereits viel zu zahlreichen po-

pulären Editionen zur Verbreitung

allgemeiner Bildung. In der glei-

chen splendiden äußeren Aus-

stattung, die den meisten dieser Ver-

öffentlichungen eignen. Einband-

und Vorfaßzeichnung von Peter

Behrens. Initialen von Hermann

Kirchmayr. - Professor Simmel,

der Verfasser dieses Bändchens, ist

einer von jenen modernen geist-

reichen Universitätsprofessoren, die

sich zu solchen Veröffentlichungen

so trefflich zu eignen scheinen. Ein  
Axiom und Philosoph von Namen.  
Leider, so gewandt, geistreich und  
belesen, dieses Werkchen auch ge-  
schrieben fein, und so viel Gutes,  
Richtiges und Belehrendes es  
im einzelnen auszuweisen mag,  
ist es dennoch als Ganzes als  
verfehlt zu bezeichnen, und für den  
vorliegenden Zweck eher schädlich  
als nützlich. Denn es wird lediglich  
dazu dienen, der Halbbildung noch  
mehr Vorschub zu leisten; und gar  
der allergefährlichsten: der auf re-  
ligiösem Gebiet! - Es läßt sich  
heute kaum eine größere und zu-  
gleich bedenklichere Ironie denken,  
als den Begriff des Monismus,  
den die heutige Wissenschaft auf-  
stellt, und zugleich, neben ihm, die  
so gänzlich analytisch disparate  
Behandlung der einzelnen Lebens-  
gebiete, das völlige Unvermögen,  
diese Gebiete in ein organisches  
Abhängigkeitsverhältnis zueinander  
und von einem umfassendsten Ge-  
biet und Begriff zu bringen!  
Gewiß ein unwillkürlicher Reiz  
wissenschaftlich - scholastischer Sche-  
matik und Methodik, die als  
solche wohl nützlich und in ge-

Literarische Berichte  
wiffem Betracht unumgänglich  
fein mag. im übrigen aber zu-  
gleich eine wahre. wirklich or-  
ganische Wissenschaft und einer fol-  
chen leiste. endgültige Weltan-  
schauungsergebnisse noch immer auf  
das peinlichste hemmt. Am wenig-  
sten natürlich gelingt es den Uni-  
versitätsprofessoren. um diese  
Klippe herumzukommen. die ihr  
wissenschaftliches Denken noch  
immer knickt. und die leider zu-  
gleich auch ihr nur zu unverwüft-  
licher Dünkel ist. - Nun. Professor  
Simmel ist gewiß kein dünkelfafter  
Professor. vielmehr zählt er zu der  
Kategorie des „liebenswürdigen“.  
urbanen. liberalen. populären Pro-  
fessors aber ich weiß freilich nicht.  
welche Art von den beiden die ge-  
fährlichere ist. - Der Grund-  
fehler des Büchleins ist also. daß es  
völlig an der Oberfläche des Be-  
griffes Religion bleibt; ja noch  
nicht einmal das allernötigste für  
nötig hält. an dieser Stelle zu  
untersuchen. was denn Religion ei-  
gentlich sei. Für Simmel ist Re-  
ligion nach wie vor ohne weiteres  
ein Refert neben anderen Re-  
ferats; es kommt ihm. obgleich doch  
Schleiermacher nun eigentlich schon  
lange genug vorhanden ist. nicht im  
mindesten bei. daß Religion nicht  
von dem Begriff einer dogmatischen  
Konfession aus definiert werden  
kann; am allerwenigsten heute! Es  
ist der bedenklichste aller Zöpfe.  
die uns gegenwärtig etwa noch auf  
dem Rücken baumeln sollten.  
Also: die verschiedensten Referts:  
Wissenschaft. Kunst. wirkliches All-  
tagsleben. soziales Leben. Politik  
und was weiß ich. und also denn  
auch Refert Religion stehen in  
vergnügter unorganischer Dispa-  
ratheit nebeneinander. Kaum ein  
leiser Versuch ist zu einer organi-  
schen Gruppierung dieser Re-  
ferats vorhanden. - Worauf aber  
wäre es angekommen? Auf nichts  
anderes als darauf : zu erkennen.  
daß nichts anderes Religion im  
höchsten Sinne ist als das bedin-  
gende. unlösbare. heilige. orga-  
nische Gefüge organischer Rasse und  
Individualität; und ferner: zu er-  
kennen. daß dies alles in allem ist  
und Einheit aller kosmischen Fernen

und Nähen. Und ferner: zu erkennen. daß aus ihm alle anderen sozialen kulturellen und sonstigen Funktionen organisch hervortreiben und mit ihm blühen. und verfallen. um von neuem aus feinen neuen Kräftigungen emporzublühen. Von einer gegenseitigen Beeinflussung dieser Funktionen aber kann nur in einem ganz bestimmten Sinn die Rede sein; was aus jeder derselben zur anderen hinfließt und womit eine jede derselben zur andern sich erweitern kann. Ist nichts und kann nichts anderes sein. als ein und dasselbe heilige Wesen von Religion. Zeigt eine von diesen Funktionen sich von ihm entleert oder nicht mehr ganz von ihm bestimmt und geleitet. so sterilisiert sie sich sofort. verkümmert oder zerbricht. In folchem Sinn also und einzig in ihm haben wir Religion zu verstehen, ohne sie ist nichts denkbar. und alles andere ist nichts als die unverbrüchliche Charakterenreihe ihrer Entfaltung. Simmel aber fest dogmatische Form religiösen Lebens für Religion selbst; er fest die Nebenfache für die Hauptfache und macht diese zu einem

34()

ihrer „Refforts“ zu so ziemlich das  
unfinnigste und unnatürlichste.  
wozu man sich verleiten lassen kann.  
- Kein Wunder, wenn also der  
Inhalt einer Monographie sich  
von vornherein verfälscht, und  
wenn feine Ausführungen sich ver-  
zwickeln und trotz allem geistreichen,  
populären, liberalen Professoren-  
stil den einfichtigen Leser anmuten  
wie Ehrentafel - Das Büch-  
lein ist also kaum zu empfehlen. Es  
ist unfruchtbar und überflüssig. Es  
schadet eher, als daß es Nutzen  
stiften könnte.

Weimar. Johannes Schlaf.  
Die Bücher des deutschen  
Hauses. Herausgegeben von  
Rudolf Presber. Buchverlag  
fürs deutsche Haus. Jeder Band  
in Ganzleinen 75 Pf.

Man weiß nicht recht, worüber  
man mehr staunen soll: über die  
vornehme Ausstattung des Äußeren  
oder den feinen Geschmack der  
inneren Gliederung und Zusammen-  
stellung. Die ersten 4 Bände  
bringen 4 deutsche Dichter. Goethe  
an der Spitze: „Die Leiden des  
jungen Werther“, dann Otto Lud-  
wig „Zwischen Himmel und Erde“,  
E. T. A. Hoffmann „Die Elixiere  
des Teufels“, Friedrich Spielhagen  
„Deutsche Pioniere“. Es ist ohne  
Zweifel, daß diese Bücher sich bald  
in jedem deutschen Hause einbür-  
gern werden. Die Illustrationen  
von Ernst Stern, Finetti und  
Scheurich heben diese Bücher weit  
über das Niveau des bisher Gebo-  
tenen hinaus. Nur einen Rat  
möchte ich dem Herausgeber ertei-  
len: er möge allzu umfangreiche  
Bücher lieber stärker ansetzen,  
als sie so zusammendrängen, wie  
Hoffmanns Elixiere des Teufels.  
Aber das ist nur ein Rat, der die  
Freude an diesem Unternehmen  
nicht im geringsten beeinträchtigt.  
A. Halbert.

Weltgeschichte. Die Ent-  
wicklung der Mensch-  
heit in Staat und Ge-  
sellschaft, in Kultur  
und Geistesleben. Heraus-  
gegeben von Prof. Dr. J.  
von Pflugk-Hartung.

in Verbindung mit hervorragenden Fachgelehrten. Geschichte der Neuzeit, Das religiöse Zeitalter 1500-1650. Berlin Verlag von Ullstein und Co. Die letztvergangenen Jahre brachten den Beginn einer ganzen Anzahl von großangelegten, prächtigen Lieferungswerken. Ihnen gefiel sich nun die von I. v. Plücker-Hartung herausgegebene „Weltgeschichte“ zu, vor allen hervorragend durch die glänzende Reihe ihrer Mitarbeiter. Das eben ist das unterscheidende Merkmal dieser modernen Werke, daß sie auf dem Zusammenwirken vieler Kräfte beruhen und nicht, wie unsere älteren Weltgeschichten, aus der Arbeit eines einzelnen Gelehrten hervorgegangen sind, der naturgemäß nicht alle Gebiete des weitverzweigten Stoffes mit der gleichen speziellen Kompetenz beherrschen konnte. Ein ungeheurer Vorzug des modernen Betriebes, dem aber andererseits als nicht zu unterschätzender Nachteil gegenüber steht, daß darunter die ansehnliche Gleichmäßigkeit in der Behandlung des Stoffes durch

## 'Literarische Berichte

das ganze Werk hin bisweilen zu Schaden kommt. Trotz des beiten Willens zur Unterordnung unter das gemeinfame Prinzip vermag der einzelne Mitarbeiter -- und um so weniger, je selbständiger und maßgebender er ist - seine Eigenart nicht immer völlig zu verleugnen. weder in der Grundauffassung, noch in der Schreib- und Darstellungweise. Auch der zur Befprechung stehende, veröffentlichte Band der neuen „Weltgeschichte“ ist dem nicht ganz entgangen. Als ein wissenschaftliches „Volksbuch“ ist sie geplant. ..durch leichte Verständlichkeit für alle Volksklassen und Berufsstände“ berechnet. Und diese Grundtendenz gelangt in dem ersten Abschnitt, der vom Herausgeber selbst verfaßt ist, „Entdeckung und Kolonialgeschichte“.

vollständig zu klarem Ausdruck; in der Art, wie über die Entdeckung, über die wirtschaftliche und wissenschaftliche Erschließung der neuen Landgebiete alles Wissenswerte geboten wird, unter steter treffender Beleuchtung von allgemeinen wirtschaftlichen und politischen Gesichtspunkten aus, unter häufigen Beziehungen auf die Verhältnisse der Gegenwart. Ganz anders charakterisiert ist der zweite Abschnitt - die „Renaissance“ von

K. Brandt: eine geistvolle Monographie, die in tiefdurchdachter und großzügiger Weise das Wesen der Renaissance und ihre Bedeutung für die Folgezeit zeichnet. Vorausgesetzt ist aber, daß der Leser mit dem nackten Gerippe der Geschehnisse des Zeitraumes gut vertraut ist, daß er in seinen Kenntnissen und in seinem ganzen Bildungsstande die feste, konkrete Grundlage findet, von der aus er den oft recht abstrakten und in hohen Geistesregionen sich bewegenden Betrachtungen zu folgen vermag. Für das Verständnis in weiteren Volkskreisen findet sie nicht faßlich, ich möchte sagen, nicht plattlich genug. Von diesem Gesichtspunkte aus möchte ich dem, was Th. Brieger (S, 206ff.)

nur nebenher über die Renaissance ausführt, den Vorzug erteilen, wie denn überhaupt ein Abschnitt „R e-

formation" sich durch wunderbare Klarheit und durch Trefflichkeit des Urteils auszeichnet. Der Beginn und die erste Entwicklung der Reformation ist trotz der allenthalben hineinspielenden politischen Momente im Grunde genommen doch eine rein religiöse Bewegung; da konnte denn keine glücklichere Wahl getroffen werden, als diese Partie des Bußes nicht einem direkten Fachhistoriker, sondern einem, gerade hier bereits aufs Beste bewährten, protestantischen Kirchenhistoriker zu übertragen. Die Schilderung der religiösen Zustände vor der Reformation, insbesondere des Charakters der damaligen katholischen Kirche, wie auch ihrer späterhin - nach dem Tridentinischen Konzil - erfolgten Umgestaltung durch das Eindringen und Überwiegen des „protestantischen Geistes“, kann nicht vortrefflicher gedacht werden. Anerkennenswert ist die Objektivität, deren sich der Verfasser nach Kräften befleißigt und wenn es ihm nicht immer gelungen ist, den Gegnern der Reformation volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn ihm hin und wieder ein allzu scharfes Urteil über die katholische

35(



## Literarische Berichte

W

Kirche und das Papsttum mit untergelaufen ist. oder er das ausschließlich Religiöse allzu sehr in den Vordergrund rückt. wer wollte es ihm zum großen Vorwurf anrechnen? Nur auf einen Punkt möchten wir aufmerksam machen: die detaillierte Behandlung der einzelnen Schriften Luthers (im 4. Kap.). die vielen und langen wörtlichen Zitate aus ihnen. die genaue Inhaltsangabe der Schrift: „An den christlichen Adel deutscher Nation“ stehen in keinem rechten Verhältnis zum Umfange des Gesamtwerkes und wären schon im Hinblick auf dessen katholische Leserkreise besser eingeschränkt worden. - Mit der wenig dankbaren Aufgabe. die Wirren und Kreuz- und Querzüge namentlich während der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges in knappem Umriß zu erzählen. hat sich H. von Zwiedine>-

S ü d e n h o r f t in zufriedenstellender Weise abgefunden. Das Schlußstück aber. die „Gegenreformation in Sild- und Westeuropa“. ist durch Prof. M. Philippson. wie nicht anders zu erwarten. zu einer wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht gleich vollendeten Geschichtsdarstellung gefaltet worden. aus der die Persönlichkeiten eines Philippl.. einer Elisabeth. eines Richelieu als bedeutende Merkmale gebührend hervorragen. und in der andererseits ebenso interessant und lehrreich die allgemein kulturgeschichtlichen Elemente der Zeit zur Geltung kommen. - Der „Kulturgeschichte“ kommt auch die überaus reichhaltige Illustration des Werkes zugute. die. mit dem Texte in mehr oder minder engem Zusammenhange. mit Sorgfalt und wissenschaftlichem Ernst ausgewählt ist. zumeist aus zeitgenössischen Gemälden und Zeichnungen. Stichen und Holzschnitten. und somit zugleich einen beträchtlichen kunstgeschichtlichen Wert befiht. Die ganze äußere und innere Ausstattung des Bandes ist gediegen und vornehm und dem modernen Geschmack entsprechend. so daß wir in der illustrierten Weltgeschichte wirklich ein „Monumentalwerk

deutlicher Gefchichtsfchreibung“ zu  
begrüßen haben. deffen weiterem  
Fortgang wir mit Intereffe und  
lebhaftem Erwarten entgegenfehen  
können.  
8. LZ.

Redaktion: I)r, SylviisBru>.A.Halbert. KurtFliegel. AlerJadasfohn.  
Verantwortlich für den Inhalt: A. H a l b e r t - F; a l. Berlin W.. Schöneberger Ufer 32.  
Verantwortlich für den Juferatenteil: Paul Nowotny in Berlin-Friedman.  
Zufcbriften und Einfendungen. ohne Angabe eines Perfonenuamens. zu adreffieren  
..An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35. Schöneberger Ufer 32."  
oder ..Breslau [Il. Siebenhufenerfkraße 11/15".  
Verlag ..Nord und Süd" Berlin W. 35. Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders  
Schlefifthe Verlags-Anfialt G. m. b, H.. Berlin. Breslau. Leipzig). er?  
Auslieferung für  
Öfierreich bei E. W. Stern. Wien I. Franzensring 16. \*\*  
Druck: Schlefifche Buchdruckerei v. S. S ch o ttla e n d e r. A.: G.. Breslau (Il.

Überfeßungsrecht vorbehalten . . . . .  
. . . . .Unberechtigter Naäjdruk unterfagt,

EmeomtfmeMouatsfgznfi

.DerwgNol'ö unö Güü'Gm.bH.cYi-r[ln  
WWW öen Yuchhanöel:  
SSMüWuöerYcbnfYerlmmnfmu

32. Jahrgang Band 125 Zuni1908 .Heft 375

\_EMPTY\_

Eduard König:

Monismus.

„Monismus! Monistische Weltanschauung!“ Daß diese Ausdrücke für weite Kreise in unserer Gegenwart die Parole bilden das braucht nicht erst weitläufig bewiesen zu werden. Hat sich in unseren Tagen doch schon ein Bund gebildet der jene Wörter auf seine Fahne geschrieben hat und eine rege Agitation entfaltet. Tritt uns der Monismus jetzt doch schon in mehr als einer Hauptgestalt entgegen. Denn in dem einen Lager kämpft man für den Psychomonismus. So tut es der Göttinger Naturforscher Verworn in seiner Rede über „Naturwissenschaft und Weltanschauung“ (1904). Sein Hauptsatz ist: „Der Gegensatz zwischen Körper-welt und Psyche existiert in der Wirklichkeit gar nicht denn die gesamte Körper-welt ist nur Inhalt der Seele.“ Für diesen Monismus- der also in den seelischen Funktionen sein einziges einheitliches Reich findet ist Verworn auch in seiner späteren Schrift „Prinzipienfragen in der Naturwissenschaft“ (1905) eingetreten. In einem anderen Lager der Monisten dem Monistenbunde kämpft man für den materialistischen Monismus. Man weiß daß in diesem Lager der Ikonologe Zoologe Haeckel der Führer ist. Denn er hat das bekannte aufsehenerregende Buch „Die Welträtsel“ 1899 veröffentlicht und diesem auch noch das Werk „Die Lebenswunder“ 1904 folgen lassen. In beiden Schriften hat er mit anerkennenswerter Offenheit seine Anschauung ausdrücklich als Naturphilosophie und zwar als Erneuerung des philosophischen Systems von Spinoza (1677) bezeichnet (Die Lebenswunder- S. 92). Nur hat er dies bei seinen Ausführungen oftmals vergessen- indem er sich so auszudrücken pflegt- als wenn er rein naturwissenschaftlich verführe und lauter Ergebnisse der exakten Naturforschung vorträgt und hat so auch selbst mit verschuldet daß die meisten seiner Leser und Anhänger seine Behauptungen so auffassen- als wenn diese die reine Naturwissenschaft enthielten. In diesen beiden Schriften nun erhebt Haeckel den An-

Anspruch, im Anschluß an jenen Philosophen den Substanz-Monismus begründet zu haben. In einem dritten Lager kämpft man für eine einheitliche Weltauffassung, welche **E n e r g i e - M o n i s m u s** zu nennen ift, allerdings von einem ihrer Vertreter auch als „Spiritualismus“ bezeichnet wird. So geschieht es bei P<sup>1</sup>. Paul E. Franze (Arzt in Nauheim) in seinem Schriftchen „Monismus des Geistes“ (1907 erschienen bei Marhold in Halle). Dieser schreibt gegenüber Haeckel, der viel zur Verbreitung des materialistischen Monismus beigetragen habe, es erscheine ihm „als eine Pflicht, darauf hinzuweisen, daß die Anwendung **w i r k l i c h** logischen Denkens auf die neuesten und besten Errungenschaften der Physik das direkte metaphysische Gegenteil einer materialistischen Weltanschauung zutage fördert, nämlich die Deutung alles Seins und Geschehens aus ihrem geistigen Inhalt allein. Das ift der Monismus des Geistes.“ (S. 1.) „Monismus!“ schallt es also in unseren Tagen von vielen Seiten her. Aber besitzt diese Parole auch nur den Wert der Neuheit? Ja, äußerlich wohl, insofern das Wort „Monismus“ ein neugeprägtes sein dürfte. Aber es ift damit, wie mit vielen Ausdrücken in unserer Gegenwart: neue Worte, aber keine neuen Begriffe. Die Sache, die man mit „Monismus“ meint, ift eine alte Erscheinung. Namentlich über diese geschichtliche Seite der monistischen Bewegung orientiert in ausführlicher Weise das Buch von<sup>1</sup>: Otto Flügel, das friiher „die spekulative Theologie der Gegenwart“ hieß, dessen dritte Neubearbeitung jetzt aber als „Monismus und Theologie“ betitelt ift (1908). Da find alle philosophischen und theologischen Systeme hauptsächlich der Vergangenheit, die einen monistischen Zug befaßen, ausführlich dargelegt und kritisiert. Z. B. ift das „Buch „Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage“ von Otto Pfeiderer (1878) in gründlicher Weise analysiert und als ein Werk von monistischer Grundtendenz erwiesen. Denn er schrieb ja (S. 193): „Solange es Metaphysik gibt, ift eben dies ihre Aufgabe, die Gesamtheit des Wirklichen, wie sie Dingliches und Geistiges zumal umfaßt, **e i n h e i t l i c h** und aus **e i n e m** Begriff zu begreifen.“ Aus Flügel's Buch erfieht man, daß die Auffassung des Universums, die jetzt die „monistische“ genannt wird, friiher gern als „einheitliche oder organische Weltanschauung“ bezeichnet wurde (S. 299). Es gibt ja auch, was Flügel nicht erwähnt, schon lange eine eigene Zeitschrift für den Monismus: „The Monist“, redigiert von <sup>1</sup>. Paul Carus zu Chicago. Wenn aber darnach das Schlagwort „Monismus“ nur äußerlich und nur für die ununterrichteten Massen den Reiz der Neuheit beifügen kann, könnte es trotzdem eine richtige Sache be-

zeichnen. So erhebt sich denn die Frage, ob der Monismus, wie er von denselben gegenwärtigen Hauptvertretern gemeint wird, nicht eine wohlmotivierte und in der Wirklichkeit begründete Auffassung des Universums ist. Diese Frage gehört zu den allerwichtigsten, die den Menschen unserer Gegenwart beschäftigen müssen, und so sei es auch mir gestattet, einen Beitrag zu ihrer Beantwortung darzubieten.

Ist also der Kampf für den Monismus nicht wohl motiviert? Gewiß, dem Ringen nach einer einheitlichen Weltanschauung liegen ganz natürliche Motive zugrunde. Oder spürt nicht jeder denkende Mensch den Trieb in sich, bis zu einer in sich harmonischen Auffassung des All vorzudringen? Das natürliche Bedürfnis unseres Schlußvermögens treibt den Menschen, daß er von den einzelnen Dingen und Ereignissen auf ihren Zusammenhang zurückgeht und schließlich nach dem Mittelpunkt und Urquell des ganzen breiten Stroms der Erscheinungen fragt. Es ist sogar ein Zeichen ungefundener Erschlaffung des menschlichen Intellektes, wenn er nicht bis zu dieser Frage vordringt. Ja, das ist der Sinn eines alten sehr bekannten Ausspruchs, der von „Toren“ redet. Er meint diejenigen Menschen, welche mit stumpfen Sinnen und schlaffem Denken durch Natur und Geschichte hindurchgehen, ohne die Einzelheiten zu einem Gesamtbilde zu vereinigen und ohne von den wechselnden Erscheinungen auf einen bleibenden Träger derselben, von den Wirkungen auf einen Kraftquell zurückzuf schließen. Also Antriebe zur Erftrebung einer einheitlichen Weltanschauung sind vorhanden und sind ganz natürlich. Die große Frage ist nur die, ob sie in den Systemen zu einem richtigen Ziele gelangt sind, die in unserer Gegenwart als Monismus empfohlen werden.

Schon der Umstand nun, daß das Schibboleth „Monismus!“ uns jezt in so verschiedenen Tonarten entgegenhallt, ist kein gutes Anzeichen dafür, daß die Bemühungen um denselben schon zu einem festen Endziele gelangt wären. Doch prüfen wir jene drei erwähnten Hauptarten des Monismus, die um den Beifall unserer Zeitgenossen miteinander rivalisieren, nunmehr der Reihe nach!

1. Bei dem *P s y c h o m o n i s m u s*, den Verworn vertritt, haben wir das gewiß interessante Schauspiel vor uns, daß ein Naturwissenschaftler der neukantischen Erkenntnistheorie in dem Grade huldigt, daß er die Zustände der Seele als die einzige Welt der Wirklichkeit hinstellt. Es ist ja in den vergangenen Dezennien ein bemerkenswertes Objekt der Beobachtung gewesen, daß die Kantische Erkenntnistheorie, wonach der Mensch nur von feinen Wahrnehmungen weiß, mehr bei den Philosophen

und Theologen, als bei den Naturforschern Eroberungen machte. Z. B. erklärte ja ein so feiner Kopf, wie der Physiker von Helmholtz war: „Ich war im Beginne meiner Laufbahn ein gläubiger Kantianer, als ich jeßt bin“ (in der Vorrede zu seinen „Vorträgen und Reden“, 1884). Ein entschiedener Bekämpfer der Kantischen Erkenntnistheorie ist der Botaniker L. Reinke (in Kiel) in seinem hochverdientlichen Werke „Die Welt als Tat“, das zuerst 1899 erschien. Er schreibt da mit vollständigem Rechte z. B.: „Sehe ich eine rote Kugel neben einer grünen liegen, so schließe ich aus der Verschiedenheit der Farbe auf eine Verschiedenheit der beiden Dinge. Hierbei ist es ganz gleichgültig, daß die Physiologie mich lehrt, daß die Farben erst in der Empfindung zustande kommen. Denn die Physik beweist, daß bei normalem Auge aus grüner Farbe auf Strahlen geschlossen werden darf, die ein Körper ansendet und die eine gewisse Schwingungszahl beßien. Aus dem Wechsel in den Erscheinungen muß deshalb auf die Verschiedenheit der Dinge gefolgert werden. Die Unterschiede in den Erscheinungen müssen den Unterschieden der Dinge parallel gehen.“

Doch will ich nicht fortfahren. Reinkes Darlegung, so packend sie auch ist, zu wiederholen. Auch soll hier nicht die Untersuchung wieder vorgeführt werden, die ich selbst über die Tragweite der Kantischen Erkenntnistheorie in meinem Schriftchen „Die Religion unserer Klaffiker, oder die Klaffiker unserer Religion?“ (1905) bei der Besprechung von Schillers Weltanschauung angestellt habe. Vielmehr meine ich, daß zur Beurteilung von Verworns *Psychomonus* schon folgende Sätze genügen. Die Kantische Erkenntnistheorie, wonach der Mensch ganz in den Kreis seiner Seelenoperationen gebannt wäre, beßie ja eine Achillesferse. Das Wesen von Kants Erkenntnistheorie soll nämlich doch darin liegen, daß alle unsere Erkenntnis auf die bloßen Empfindungen (oder Erscheinungen) eingeschränkt sei und jede Erkenntnis des „Dinges an sich“ uns abgeprochen wird. Trotzdem mußte Kant doch von dem „Ding an sich“ etwas ausagen, nämlich daß es auf unsere Empfindungsnerven wirkt. Sonst fiänden ja unsere Empfindungen urfachlos da! Er mußte also dem Menschen auch die Fähigkeit zuschreiben, das „Ding an sich“ doch wenigstens als Ursache zu erkennen. Dieser Einwand gegen Kants Erkenntnistheorie ist auch sehr bald - zuerst von Aenesidemus (Schulze) 1792 - erhoben worden, und dieser Einwand wird, so oft er auch vergeffen werden mag, doch schließlich den ganzen Aufbau zu Falle bringen.



Eduard König: Monismus

Oder hat etwa V e r w o r n felbft feinen Pfychomonismus konfequent durchführen können? Er fagt allerdings: der Stein ift fchwer. Das ift eine Empfindung. Er ift kalt. Das ift wieder eine Empfindung ufw. Aber es wäre richtiger, wenn er gefagt hätte: Die Schwere des Steines ift eine Empfindung für u n s. Denn daraus, daß wir von der Schwere des Steines nur eine Empfindung haben, folgt nicht, daß der Stein nur in unferer Empfindung eriftiert. Verworn gibt ferner auch zu, daß wir Empfindungs k o m p l e r e haben. Dann fragen wir: Worauf beruhen diefe? Auf der Arbeit unferer Pfyche allein? Dann müßten fie mit fich felbft identifch fein, weil die Seele wefentlich diefelbe Größe bleibt. wiihrend ich jetzt mich in meinem Zimmer umblicke und im nächften Moment zum Fenfter hinausfehe. Aber die Empfindungskomplere find oft in einer Minute hundertfältig verfchieden. Folglich ift diefe Verfchiedenheit durch etwas außerhalb der Seele bedingt, was unfere Empfindungen veranlaßt. Sodann bemerkt Verworn z. B. in der Schrift von 1904, S. 31: „Die Empfindung .blau“ befteht bei einem Menfchen, wenn ein Lichtftrahl von beftimmter Wellenlänge durch Vermittelung eines Auges in beftimmten Zellen der Großhirnrinde beftimmte Stoffwechfelvorgänge hervorruft.“ Aber wie kann Verworn v o n L i c h t f t r a h l und von Wellenlänge ufw. reden? Wie kann er dies alles als B e d i n g u n g e n der Empfindung zufammenfaffen? Naäff feiner Theorie foll ja alles nur Empfindung der Pfyche fein! Liegen die „Bedingungen“ etwa auch alle fchon als Inhalt in der Seele? Nein, er hat felbft feinen erkenntnistheoretifchen Standpunkt n i c h t f e f t h a l t e n können. Demnach ift es Verworn keineswegs gelungen, feinen P f y c h o - m o n i s m u s zu begründen. Auch er hat nicht die Möglichkeit befeitigt, über unfere Wahrnehmungen hinaus auf den Welthintergrund zu fchließen.

2. Wie fteht es fodann mit Haeckels S u b f t a n z - M o n i s m u s ?

Auch zu deffen Beleuchtung will ich nicht wiederholen, was in meinem angeführten Schriftchen (S. 24-30) bei der Befprechung Goethes ausgeführt werden mußte, weil ja Öaekkel fich gern auf feine Zufammenftimmung mit diefem beruft, Es dürfte aber auch genügen, wenn betreffs der Welterklärung Haeckels folgendes erwähnt wird.

Ein Blick auf die Welt der Organismen lehrt, daß jeder derfelben von einem inneren Gefeße in bezug auf Form, Größe, Nahrungsauswahl, Lebensdauer ufw. beherrfcht wird. Solche immanente Gefeße der Natur treten uns ferner auch darin entgegen, daß die Kohlenfäure den Pflanzen

Monismus Eduard König

zum Wachstum dient. die dem tierischen und menschlichen Organismus schädlich ist. und daß umgedreht die Pflanzen den Sauerstoff ausatmen. der für Tier und Mensch ein Lebenselixier ist. Und welche geheimnisvolle Organisation liegt darin. daß es nicht nur eine Differenzierung der Geschlechter mit ihren überaus merkwürdigen Fortpflanzungsorganen gibt. sondern daß auch eine konstante Verhältniszahl bei den Vertretern der beiden Geschlechter (z. B. beim Menschen) hervortritt! Wer ferner z. B. den Bau des Auges betrachtet. wird nicht über das Urteil hinwegkommen. daß die Natur Einrichtungen aufweist. die den Werken - z. B. einer Brücke mit ihren Bogen oder einer Uhr - gleichen. welche von menschlicher Intelligenz hergeleitet werden. Was nun tut Haeckel diesem Tatbestand gegenüber? Er will sich auf die Formel zurückziehen. daß diese Natureinrichtungen auf „funktioneller Selbstgestaltung“ beruhen. Indes dies ist eine ganz unhaltbare Position. Denn z. B. die Fortpflanzungsorgane mancher Pflanzen konnten noch nicht funktionieren. als sie noch nicht so und so lang waren. Folglich konnten sie auch nicht durch ihre „Funktion“ sich selbst gestalten. und wie will er aus „funktioneller Selbstgestaltung“ die Stoßzähne der männlichen Elefanten und die Mähne der männlichen Löwen und den prachtvollen Schweif der männlichen Pfauen ableiten? Die letztgenannte Erscheinung kann aber auch nicht aus dem Streben danach erklärt werden. denn solches Streben hätten gewiß auch die weiblichen Pfauen befehen. Außerdem tritt es an manchen Aussagen Haeckels auch handgreiflich zutage. daß er mit feinem Monistenbunde sich vergeblich rühmt. eine „monistische“ Weltanschauung aufgebaut zu haben. Denn er bringt eine Einheitlichkeit in den Weltbestandteilen nur dadurch zustande. daß er die Befehltheit in Gebiete hineinträgt. in denen davon nicht die Rede sein kann. Er will nämlich schon von einer Zellseele sprechen und operiert deshalb mit dem eindrucksvollen Worte „Zellular-Psychologie“. Er läßt ferner den Korallenstock. demnach ein unorganisches Gebilde aus „Personen“ befehen. wie er in seinem Buche „Die Lebenswunder“. S. 168 mit Sperrdruck verkündet. Er läßt also einen Teil des Mineralreiches aus Wesen befehen. die Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung befehen. Aber demgegenüber wird wohl Kant recht behalten. wenn er sagte: Ich würde sofort von dem Rücken meines Rosses herabsteigen und mit ihm als einem vernünftigen Wesen verkehren. wenn ich die Überzeugung gewinnen könnte. daß es den Begriff „Ich“ befehe. Folglich ist es auch Haeckel keineswegs gelungen. die Grenzen. die im Weltall zwischen den Reichen des Unorga-

Eduard König: Monismus

nifchen und des Organifchen und da wieder zwifchen den Tieren und Menfchen beftehen. zu zerftören. Sein Reden von einer „moniftifchen“ Weltanfchauung beruht nur auf einer Verdunklung und Verwirrung des in der Wirklichkeit vorliegenden Tatbefandes. Wie aber konnte es ihm auf Spinozas Bahnen auch anders ergehen? Auch diefer mußte ja, nachdem er kaum eine einheitliche Subftanz vorausgefetzt hatte, fofort anerkennen, daß fie fich teils als Ausgedehntes und teils als Denkendes darfkelle!

3. Aber vielleicht ift das berechtigte Streben nach einer einheitlichen Weltanfchauung in der dritten und neueren Art des Monismus, in dem E n e r g i e - M o n i s m u s zu feinem richtigen Ziele gelangt, der von Franze in der oben erwähnten, von Flügel noch nicht gekannten Schrift vertreten wird. '

Er bemerkt zu defen Begründung: „In der Phpfik gelangt neuerdings ein d y n a m i f c h e r M o n i s m u s immer mehr zur Herrfchaft, der alle phyfikalifchen Vorgänge als rein e n e r g e t i f c h e erklären will. Seine Stütze findet er in der dynamiftifchen Elektronentheorie, einer erakt ausgearbeiteten Hypothefe, der die Zukunft in der Phyfik zu gehören fcheint. Wenn wir diefe Hypothefe in den Mittelpunkt der Beweisführung rücken, fo läßt fich dar-tun, daß der Monismus des G e i f t e s die Weltanfchauung ift, die am meiften als richtig bezeichnet werden muß.“ In der dann folgenden Beweisführung bemerkt er, Dubois-Reymond habe in feiner berühmten Rede „Über die Grenzen des Naturerkennens“ mit Recht behauptet, daß es unmöglich ift, geiftige Prozeffe aus materiellen Bedingungen abzuleiten. Dies dürfe heute als Tatfache fchlechthin angefehen werden. Denn aus der Kontroverfe, die fich an jene Rede von Dubois-Reymond angefchloffen habe, fei diefer als Sieger hervorgegangen. Nun fei aber neuerdings erkannt worden, daß die früher angenommenen Atome doch wieder fich in noch kleinere Teile auflösen. Denn fie teilen fich bei der Selbstbeftrahlung der radioaktiven Subftanzen, des Uranioms, Thoriums, Radiums. Diefe jetzt gefundenen kleinften Atomteilchen, die Elektronen genannt werden, feien nun nicht allerkleinfte wirklich materielle Teilchen. Vielmehr würden die Elektronen wenigftens von der Mehrzahl der Phyfiker mit Recht als „n u r räumlich begrenzte E n e r g i e, bezw. das Elementarquantum der Elektrizität“ angefehen. Nach diefer dynamiftifchen Anfchauung gebe es überhaupt keine Materie im bisherigen Sinne, fondern „die auf einen unendlich kleinen Raum begrenzte Energie fchaffe das, was uns als Maffe erfcheine“ (S. 3).

Für diese Behauptung, die mir wie wohl manchem Leser nicht einleuchtend erscheint, gibt es allerdings nach Franze, der sich auf neueste Arbeiten von Physikern beruft, manche Beweise. Z. B. habe man durch Berechnung aus den Ablenkungsbahnen der Elektronen gefunden, daß ihre Masse auch gleich Null sein könne. Deshalb urteilt er, die Zurückführbarkeit der Materie auf Energie beruhe auf einer exakt ausgearbeiteten und sehr wahrscheinlichen naturwissenschaftlichen Hypothese (S. 4), und infolgedessen will er geltend machen, daß man jetzt einen neuen Weg gefunden habe, um das zu beweisen, was der bekannte Leipziger Chemiker W. Ostwald in seiner vor der Naturforscherversammlung zu Lübeck 1895 gehaltenen Rede über „Die Überwindung des wissenschaftlichen Materialismus“ ausgeprochen habe: „Die Materie ist nichts, als eine räumlich zusammengeordnete Gruppe verschiedener Energien, und alles, was wir von ihr ausfragen wollen, fragen wir von dieser Energie aus.“ Ich muß mir aber doch erlauben, gegen die Gleichsetzung von Masse und Energie zu opponieren. Denn wenn wir auch das, was wir von den Energien einer Masse ausfragen, zugleich von dieser selbst ausfragen, so ergibt sich daraus nicht die Gleichheit von Energie und Masse. Neben der Energie bleibt immer noch das bestehen, woran sie haftet und wovon sie ausgeht. Die Kraft muß doch einen Träger haben. Auch ist die Art unserer Wahrnehmung in bezug auf die Kraft und in bezug auf die Masse verschieden. Denn man spürt zwar die Wärme, die z. B. vom Ofen ausstrahlt, aber wenn man gegen die Wärme reagiert, so stößt man sich nicht an ihr, wie wenn man gegen den Ofen schlägt. Ich kann also nur urteilen, daß die Kräfte von materiellen Trägern oder Körpern ausgehen, mögen diese, wie z. B. bei der Elektrizität, auch noch so verschwindend klein sein.

Die Hauptfache aber ist folgende letzte Behauptung von Franze, daß „das Psychische im analogen Verhältnis zur Materie stehen müsse, wie die Energie es tut“ (S. 5). Nun habe sich die Möglichkeit gezeigt, die Materie auf Energie überhaupt zu reduzieren. In Analogie dazu müsse alle Materie, auch die anorganische Materie, bestehen, ebenso wie sie mit Energie behaftet ist. Der Beweis dafür soll in folgenden Worten liegen: „Da - wie ja z. B. Dubois-Reymond bewiesen hat - die psychischen Qualitäten nicht aus mechanischen Bedingungen ableitbar sind, so muß für die rechte Erklärung der organischen Natur unter allen Umständen ein weiteres Prinzip als die bloße Mechanik eingeführt werden. Das wir ferner den Monismus als gegeben

gefeßt haben. Es folgt daraus, daß das gleiche Prinzip, das in der organischen Materie zur Erklärung des Psychologischen erforderlich ist, auch in der anorganischen Materie schon vorhanden sein muß; denn wäre dieses nicht der Fall, so hätten wir einen Dualismus, den wir aprioristisch (I) verworfen haben" (S. 5 f.). - „Mit der aprioristischen Voraussetzung des Monismus also und dem Nachweis, daß gewisse Erscheinungen an der belebten Materie die Annahme eines psychologischen Faktors außer dem Mechanismus erfordern, ist die Allbefehltheit der

Materie gegeben: das Psychische ist dann der Materie überhaupt immanent, ebenso wie die Energie es ist. - Nun haben wir hierin (I) eine volle Analogie in dem Verhältnis von Geist und Energie zur Materie.

Da aber bei der Energie dieses Verhältnis sich in einer Reduktion der Materie überhaupt auf Energie auflöst, so ist nun analog beim Geiste das Entsprechende anzunehmen. Das heißt, indem wir eben für Materie Energie sagen: Energie läßt sich auf eine psychische Qualität zurückführen und ist durch eine solche vollkommen bestimmt, gerade so, wie die Materie durch energetische Qualitäten ausreichend bestimmt ist. - Hiermit ist der Monismus des Geistes als Weltanschauung aus dem Dynamismus der Physik abgeleitet."

Diese letzten Sätze von Franke mußten ganz gegeben werden, damit der Leser selbst urteilen und über die Begründetheit der nun folgenden Kritik entscheiden könne.

Die Beurteilung kann aber meines Ermeßens sehr kurz ausfallen.

Denn was ist der letzte Grund, auf den dieser Monist sich zurückzieht?

Dies, daß er „den Monismus als gegeben“, demnach als bereits bewiesen vorausgesetzt habe. Deshalb mußten nach ihm sogar die nicht-organischen Naturbestandteile befeelt sein. Deshalb behauptet er die „Allbefehltheit der Materie“. Deshalb sagt er, Energie lasse sich auf eine psychische Qualität zurückführen (S. 6). Seine angebliche Beweisführung ist zugleich das stärkste Stück von Gleichmacherei oder Nivellierung - was neuerdings vorgekommen ist, und zugleich eine anschauliche Probe von dem Verfahren, welches von selbstgemachten Voraussetzungen ausgeht. Das Beste an der Sache ist, daß Franke diesen Charakter seines Verfahrens freimütig und ausdrücklich mehrmals selbst hervorhebt. In dieser Hinsicht kann er als Muster gelten. Aber im übrigen stürzt sein Aufbau in sich selbst zusammen.

Da stehen nun die drei Gefalten, in denen der Monismus sich uns neuerdings als die wahre einheitliche Weltanschauung anbietet. vor un-

365

Monismus Eduard König

ferem Geifesaug! Bei jeder hat sich das Fundament als ruinenhaft  
und das Baumaterial als unfest erwiesen.

Aber müssen wir nun deshalb auf eine einheitliche Welt-

anforderung verzichten? Keineswegs! Denn Einheitlichkeit ist

nicht Einerleiheit, und Harmonie ist nicht Identität. Die wahrhaft

harmonische Welt- und Geschichtsbetrachtung ist längst gefunden: das

Univerfum, in welchem die Spuren des Intellekts nicht geleugnet werden

können, ist von einem Urgeist geplant und wird von seinem ersten Beweger

auch im Zeitverlauf zu einem erhabenen Ziele geleitet.

Felix Hollaender:

Die reines Herzens find. . . . . Roman.

Fortfeßung.

Alexander erwachte und fah fchlaftrunken um fich.

Wo war er? . .

Ein kahler, leerer, freudlofer Raum, und er lag auf einer Holzbank,

zugedeckt mit einem zerfchliffenen Soldatenmantel.

Er rieb fich die Augen und mählich dämmerte die Erinnerung an das Vergangene in ihm auf und verkeßte ihn in einen Zuftand dumpfer Trauer. Zerblafen waren die Träume der Zukunft, in denen er fich noch wenige Stunden zuvor gewiegt hatte. Elifabeth hatten fie glücklich in das Schloß zurückgebracht, und er war wieder der einfame, verlaffene Junge, der nicht wußte, wohin.

An fich felbft wollte er nicht denken. Was lag an ihm - er konnte fterben und verderben; aber das Gefchick der Freundin machte ihm tiefe Sorgen.

Niemals würde er vergeffen, mit wie kalten, graufamen Augen der Baron fie angefehen, wie er mit dem Gendarm gedroht, um ihr Seelchen mürbe zu machen - wie das Elifabethchen vor ihm gefanden - zerbrochen und voll Lammers - und nur um ihn vor Schaden zu bewahren fthließlic nachgegeben hatte!

Was würde das arme Kind jeßt auszuftehen haben! . . .

Er fah fie in ihrem Kummer \*- wie fie fchluchzte, fobald fie fich unbeobachtet glaubte - wie fie in tapferem Troß die Zähne aufeinander biß, wenn der Baron von ihr Unterwerfung und Gehorfam forderte. Und alle ihre Gedanken und alle ihre Sehnfucht waren bei ihm - und ihr feines Gefichtchen wurde verhärmt und elender von Tag zu Tag . . .

„Holla, ausgefchlafen!“ tönte es von der Thür her und hereingehumpelt kam der Invalide und blickte ihn gutmütig und forgenvoll an. Alexander fprang von der Holzbank auf. Er fror trop des heißen Sommertages.

Die reines Herzens find Felix Hollaender

„Junge. du mußt was in den Leib kriegen - das nußt alles nichts  
-» mit leerem Magen herumlaufen. das will der Herrgott nicht.“  
Und ohne viel Umfiände zu machen. nahm er Alexander unter den  
Arm und führte ihn in den kleinen Vorgarten des Bahnhofes.  
„So. nun trink' und laß dir's fchmecken. Eine Taffe Kaffee und  
ein frifches Butterbrot find nicht zu verachtende Gottesgaben! - Junge.  
fei kein Frofch! Der Menfch muß effen - und das Vieh muß freffen;  
fonfi krepieren beide.“ i

Alexander gehorchte wortlos und mit trüben Augen.

Der Harmonikafpieler ließ ihm jedoch keine Zeit zum Nachdenken.

„Wenn du gefättigt bift. halten wir Kriegsrat ab. Ein Kerl wie  
du wirft nicht die Flinte ins Korn. Kopf hoch - fage ich -- und der  
Welt zeigen. was in ihm fteckt. Siehfi mir nicht danach aus. daß fie aus  
dir Hackebraten machen - verfiande-vous?“

„Zerha>en laffe ich mich gewiß nicht.“ erwiderte Alexander. „Aber  
aus ift aus.“

„Schäme dich! Was ift dir denn Großes paffiert! Haft dich in  
ein kleines Lärchen vergafft. bift mit ihm ausgekniffen - und der  
Herr Papa hat das Täubchen wieder eingefangen. - Dank dem Herr-  
gott. daß es fo gekommen ift!“

„Was wiffen Sie.“ rief Alexander zornig. „wie es mit mir und der  
Elifabeth fieht. Vergafft hätt' ich mich - fagen Sie!“

Er lachte grell auf.

„Arme Kinder find wir. die zu Haufe gefroren haben. die elend ver-  
kommen wären. wenn fie fich nicht getroffen hätten. Was konnte uns  
denn Böfes paffieren? Wir hätten uns durch die Welt gefäflagen und  
wären fröhlich gewefen mit einem Biffen trockenen Brotes. Vergafft  
-- fagen Sie - ach. du lieber Gott! Wir haben uns gegenfeitig gewärmt  
und gefühlt. wie eines dem anderen gut tat - wie wir frei aufatmeten.  
weil wir vor böfen. kalten Blicken ficher waren.“

„Kapiere ich. mein Junge. kapiere ich. Und dennoch ift es beffer  
fo. Werde was Gefcheites und bewege dich frei wie der Vogel - lerne  
fliegen. Das kleine Baroneßchen hätte dich auf Schritt und Tritt ge-  
hemmt und nach ein paar Tagen hättet ihr nicht mehr aus noch ein  
gewußt!“

„Meint Er?“

Der Invalide lachte.

„Kennfi die Landfiraße verdammt fchlecht. mein Junge. wenn du



Jahrgang  
1 I 0 8  
â€œ.7  
\*ist\* o  
Â»  
. "DMM  
WFBâ€œ. \*  
' \_

\*hi "f-F \_-  
i  
Will\*  
'Warn  
.kl Olli r'  
'b' \*  
LO!" lwl

-0

O  
O  
K'oner  
Eugen Bracht  
ar  
M  
g  
u  
q  
q,  
r  
b  
a  
I  
  
I  
Q

\_EMPTY\_

:Ze-(ir Hollaender: Die reines Herzens find

dir einbildeft. fie fei eine Freiftatt für das arme Volk. Hätt' eu>f der Baron nicht erwifcht. fo wäret ihr dem Gendarmen in das Netz gegangen. Und weißt du. was er dir zuerft entgegengefchmettert? Am Kragen hätte er dich gepackt - naeh deinen Papieren gefragt - und das kleine Fräulein wäre per 01'111'6 (LE muff zu feinem Papa expediert worden - und Ihn hätten fie ebenfalls feiner Heimatsbehörde zugeftellt. Freiheit \*- die gibt's auf dem Papier. mein Iunge. In der Welt ift fie längft ausgeforben."

„Ach." entgegnete Alexander. „fo gefcheit find wir auch. Glaubt Er denn. wir hätten uns ewig auf der Landftraße herumgetrieben? Wir hatten fchon unfern Plan."

„Laß hören. mein Iunge."

„Ießt kann ich's ja getroft verraten - nun. da alles doch zu Ende ift. Wäre uns Seine noble Bekanntfchaft nicht dazwifchen gekommen. fo wären wir jeßt in Magdeburg. Von Magdeburg wär"s nach Hamburg und von da nach Amerika gegangen."

„Ganz hübfch ausgedacht. Aber zugegeben. daß Er als Schiffsjunge einen Unterfchlupf gefunden - Seine kleine Freundin hätten fie nie und nimmer auf 'De> gelaffen. und Er hätte fich fchließlich doch von ihr trennen müffen. Und wenn ich Ihm jetzt einen guten Rat geben foll. fo ift es der: Verfuche Er getroft fein Glück. und trete Er allein die große Reife an. Er hat etwas in feiner Vifage. das Ihn empfiehlt. Er hat unbedingt etwas; auf den erften Blick habe ich es Ihm angefehen. Es kann Ihm nicht fehlen. fängt Er es nur einigermaßen klug an. Mit einem hellen Kopf und folch einem Exterieur muß Er feinen Weg machen. wenn es mit rechten Dingen zugeht."

„Aus ift aus - und nach Amerika gehe ich fchon gar nicht mehr.

Der Zug nach Magdeburg ift verpaßt, Gott wollte es alfo nicht."

„Laß Er Gott aus dem Spiel. Was hat Gott damit zu tun. wenn Er verfläht! Ein Firlefanz ift Er. wenn Er beim erften Schuß den Schwanz einzieht. Glaubt Er. daß aus foläem Holz die Generäle der großen Armeen gefchnitten werden?! So ein junger Burfch - und hängt fich fchon an einen Unter-rock! Werde was Gefcheites - beweife. daß du einer bift - laß dich nicht vom erften Windftoß umfchmeißen - packe das Leben an - trage den Kopf hoch - dücke dich nicht - laß Sturm und Wetter um dich faufen -- und ftehe aufrecht da. mit lachenden Augen und geradem Nacken. Siehft du. als ich dich geftern auf der Landftraße traf. da dachte ich bei mir: Oho. das ift einer. der läßt fich

Die reines Herzens find Felix Hollaender  
nicht ins Bo>shorn jagen! Der geht durch - rennt fiäj wohl mal den  
Kopf ein - aber durch geht er. - Und heute bläfi Er Trübfal wie ein  
lahmes Weib."

Alexander lächelte matt.

..Er redet wie ein Buch. Alterz und wenn's die fchönen Worte  
täten. machte ich mich jetzt auf den Weg nach .Hamburg und wär' kuriert.  
Aber Worte machenfs eben nicht, Und darum bleibe ich hier. Und mit  
der Amerikafahrt ift es ein für allemal zu Ende. Nach Haufe gehe ich  
gewiß nicht mehr. Aber ich denke mich auch fo durchzufchlagenz Er  
braucht fich keine Sorgen über mich zu machen."

..Es muß ja nicht durchaus Amerika fein." lenkte der Invalide ein.  
..obwohl ich mir habe fagen laffen. daß es drüben firer geht. Nur zur  
Vernunft muß Er kommen und einfehen. daß es mit der Baroneß ein  
übles Ende genommen hätte. auch wenn die Bekanntfchaft mit mir und  
der Frau Bafe nicht wie der Bliß dazwifchen gefahren wäre. Übrigens  
laffe ich auf das Weibsbild nichts kommen - -"

..Mit dem Knüppel gehe ich auf fie los. wenn fie mir noch einmal  
in den Weg tritt - befiell' Er ihr das!" unterbrach ihn Alexander heftig.

..Sie ift eine verflirte Perfon." erwiderte gelaffen der Alte. ..Und  
wer mit ihr anbindet. zieht immer den Kürzeren. Iedes Wort eine Ra-  
kete - wenn fie bei Laune ift. Aber das Maulwerk ij es nicht. wes-  
halb ich den Hut vor ihr ziehe. Laß Er fich's gefagt fein - fie hat das  
Herz auf dem rechten Fleck und kennt das Leben."

..Unfer Leben hat fie nicht gekannt; fonfi wäre fie nicht zu dem  
Baron gelaufen. Ach. was wißt ihr dummen Menfchen überhaupt!"

Der Invalide trat auf ihn zu und fah ihn eine Weile ernft an.

..Man wird geboren. um zu laajen und zu weinen - man wird  
geboren. um das Tanzbein zu fchwingen - und zum Krüppel gefchoffen  
zu werden - man wird geboren. um ein Weib zu nehmen und Kinder  
zu kriegen - und um das Weib und die Kinder einzufcharren

Und fchließlich humpelt man mit der Harmonika durch  
die Welt und dankt feinem Herrgott. wenn man weiß. wo  
man abends fein müdes Haupt hinlegen kann. Und wenn die Sonne  
untergeht. wird man ernft und denkt an feine Stunde. - Junge. man  
kommt in diefe Welt. um bis auf die Haut gefchunden zu werden und  
Schmerzen auszufiehen! Was tut's! Wer ein Kerl ifi. fchlu>t es tapfer  
herunter und fchlägt fich durch. Das Lamentieren und Jammern über-  
läßt man den Schwächlingen."

Felix Hollaender: Die reines Herzens find

„Alter Mann- ich jammere nicht und danke Ihm. Aber wäre Er an meiner Steller Er würde es auch nicht leicht nehmen. Bafia, Und nun wollen wir weiter ziehen; denn hier leidet-s mich nicht länger, Und wenn's Ihm recht ift. fo wollen wir noch eine Strecke Weges zu- fammen wandern.“

,-Einverfianden.“

Der Junge und der Alte packten ihre Ränge( - und wieder ging es auf die Wanderfchaft.

Beide überlicßen fich ihren Gedanken.

Alexander war in tiefen Ernfi eingefponnen- fo daß er feinen Be- gleitet darüber fchier vergaß. Wie mochte es Elifabeth jeßt zumute fein? Wer ftand ihr zur Seite!?

Da fiel ihm zum Trofi die alte Therefe ein - und fein Herz wurde ein wenig leichter. Die Alte würde niäft von ihrem Kinde weichem mit der fchwielligen Hand über das vergränte Gefichtchen fahren und gute, fanfte Worte dazu murmeln. Und fchließlich würde das Elifabethchen - von fchwerer Müdigkeit überwältigt - die Augen fchließen und einfchlummern. Die Alte würde fich niäft von der Stelle rühren und mit gefalteten Händen leife Gebete flüfiern. Und wenn die Elifabeth im Schlafe augfivoll auffchrie- würde die Therefe fie beruhigen und wie ein treuer Hund die Wache halten. bis diefe erfte fehlimme Nacht vorüber war.

Was aber gefchah. wenn fie mit dem erfien Morgengrauen er- wachte, und der Baron von neuem fein Folterverhör anfieltel . . , Wenn er ihr wenigftens eine Nachricht fenden und fie tröften könnte. Er zei-brach fich den Kopf und fand keinen Ausweg.

Er felbft durfte fiä) vor dem Schloß nicht fehen laffen. Das fiand einmal fefi. Der Baron würde die Hunde auf ihn heißen. Und Elifabeth würde noch größere Qualen ausfehen als zuvor.

Da kam ihm ein rettender Gedanke.

Er fah halb zweifelndx halb hoffend den Harmonikafpieler von der Seite an: Wenn er ihm den Liebesdienfi erwiefe und eine Botfchaft nach dem Schlofie brachte?

„Will Er etwas?“ fragte der Invalider der es bald heraus hattef daß Alex-ander ihn prüfend fixierte.

„Ich habe etwas auf dem Herzenr“ fagte der Junge.

„Schieß' Er los! Bei mir braucht Er kein Blatt vor den Mund zu nehmen.“

24\* 371

Die reines Herzens find Felix Hollaender

„Ich hab' Ihn um etwas Großes zu bitten - leicht wird mir's nicht - aber ich weiß mir nicht anders zu helfen! Er muß auf das Schloß des Barons und der Elifabeth eine Botfchaft von mir bringen. Sonft bricht ihr das Herz!“

„Hm.“ machte der Alte. „Leichter gefagt. als getan. Nämlich - die Sache hat nicht einen. fondern mehrere Haken! Paß auf: Erftens, die Kundfchaft um Magdeburg herum erwartet mich. Die Gegend hier ift bis auf den lehten Flecken abgegraft . . . Junge. unterbrech\* Er mich nicht und hör' Er bis zu Ende zu. Meint Er. das Gefchäft. das ich betreibe. ift fo einfach? Man muß fich rar machen; man muß zur rechten Zeit kommen und im rechten Augenblick gehen. Dann ift man willkommen. und der Weizen blüht. Wer dagegen aufdringlich ift. hat bald ausgepielt. Die Fenfter und die Türen fcheinen plötzlich wie zugemauert. Kein freundlicher Blick - nirgends eine offene Hand. - Man muß die Kunft verftehen - und Stümper gibt's in jeder Branche. Treff' ich jetzt unzeitig ein. fo find zehn andere an meiner Stelle. die mir das Brot wegftehlen. - Und haft du nicht gefehen - haben fie's auf allen Höfen verbreitet: Der Alte hat zum letzten Male den Hahn krähen hören und ift mit Tode abgegangen. - Es kommt eben alles auf die Pünktlichkeit an - zumal wenn man zur Klaffe der Zugvögel gehört - die arrivieren mit der Minute und machen fich mit dem Glockenfchlag davon. - Es ift alfo nicht bloß. daß einem irgendwo der Verdienft entwifcht - darüber käme man hinweg - fondern daß die ganze Ordnung und das Reglement von Grund aus umgefchmiffen ift. Und das Säjlimmfie: Es gibt einen miferablen Kampf mit der Konkurrenz. die fich inzwischen allerorten eingenifket hat. Wie angenehm. wenn einem überall entgegengefchrien wird: Potztaufend. Sie leben noch? Wir dachten. Sie hätten inzwischen längft die Höllenfahrt angetreten. Das wird für die Dauer verdammt langweilig. Aber felbft wenn ich fünf eine gerade Zahl fein ließe. ftänden die Chancen fchlecht für dich. mein Junge! Denn mir ift der Baron auch nicht grün. Hättest einmal fehen follten. mit was für Blicken er mich gemeffen. als er in feiner Kalefche angefahren kam! Und was für fchmeichelhafte Titulaturen er mir an den Kopf gefchmiffen! Hatte nämlich bereits Wind bekommen. daß ich euch auf der Landftraße getroffen. und war erboft. weil ich nicht fofort beim Gendarm Meldung gemacht hatte. Sieht er mich nun. fo wittert er Unrat. läßt mich fofort davonjagen - und das ganze Patrouillieren war umfonft . . . So. und nun dank' iäj dir. mein Bürfchlein. daß du

372



Felix Hollaender: Die reines .Herzens find mich haft ausreden laffen. Die Kunft zuzuhören ift rar genug - der Herr-gott weiß es."

„Dann ift mir nicht zu helfen." antwortete Alexander trübfinnig.

„Ihr habt in allem recht. und fchämen würde ich mich. wenn ich noch ein Wort darüber verlieren wollte."

„Lunge. mir fällt was ein. Spitz' Er die Ohren: Ich hab's: Er fchreibt an fein kleines Fräulein einen langen Brief. verfigelt ihn fäuberliä - und gibt an. wo Ihn die Antwort trifft. Dann feßt Er einen Zettel an die Therefe auf und bittet fie. dem Kinde feinen letfl'e (L'acnour -- zu deutfeh: Liebesbrief - zuzuftellen. Beides wird in ein großes Kuvert getan. und ich fchreibe darauf: An die Therefe beim Herrn Baron von Sydow. Auf diefe Weife kann das Schreiben nicht aufgefangen werden - und der Zweck ift erreicht. Denn dazu ift der Herr Baron zu fein. als daß er einen Brief an die Therefe erbricht. - Wie denkt Er über meinen Vorfchlag?

Alexanders Züge hatten fich bei diefen Worten immer mehr aufgehellt. Der Rat des Alten lehrte ihm ein.

„Er ift ein findiger Kopf." rief er aufatmend. „So wird es gemacht und nicht anders. Und im nächften Wirtshaufe werden die Briefe gefchrieben. damit nicht unnötige Zeit verpaßt und die Elifabeth von ihrem Kummer befreit wird."

„Was für eine Jugend ift das." fragte der Alte nachdenklich. „Ift kaum aus dem Ei gekrochen und fängt fchon Liebesgefäjichten an."

„Halt!" unterbrach ihn Alexander. „Kein Wort verfieh' ich von dem. was Er da redet. Müffen die Menfchen alt und grau werden. um fich gern zu haben? Und wo liegt die Sünde. wenn die Elifabeth und ich zufammenhalten? Und damit Er endlich Frieden gibt und weiß. wie alles gekommen ift. fo höre Er: Gott hat uns zufammengeführt. damit eins am andern Halt fände. Denn ihr ift die Mutter davongelaufen und mir der Vater. Und meine Mutter. die fich die Hände wund gearbeitet hat. um mich durch die Welt zu bringen und einen Notgrofchen für ihr Kind fich abzuhungern. ift -" - er dämpfte feine Stimme -

„vor nicht zu langer Zeit - -- ach. laß Er mich - davon mag ich nicht reden, - Genug. ich habe weder Vater noch Mutter. Und der Elifabeth\* geht es im Grunde gerade fo wie mir, Denn der Baron kümmert fich kaum um fie. und fie friert. wenn er in ihrer Nähe ift . . . Nun weiß Er. wie alles gekommen ift. Und jekt begreift Er vielleicht. warum wir

Die reines Herzens find Felix Hollaeuder

in die weite Welt hinaus wollten. Shlimmer als zu Haufe konnten wir es nirgends treffen."

..Verftehe - verfiehe." knurrte der Alte. ..Immer das gleiche Lied.

Die Not und das Elend haben euch zusammengeführt. Ach, mein Lunge.

es ift auf\* der Welt niht anders. Wir leiden alle an der großen Not

- niemandem bleibt fie erfpert. Und ihr armen Kinder denkt dann

in eurem Unverftand: Ihr feid es allein, denen übel mitgefpielt wird.

-- Wie töriht du bift, mein Lunge! Deine Mutter hat die große

Lebensnot am eigenen Fleifh erfahren - und dein Vater, der weg-

gelaufen ij, vielleicht niht minder! Was weißt du, Knirps, wo ihn der

Schuh drückt. Und der Mutter der Elifabeth ift es gewiß auch nicht

leicht gefallen, fih von dem einzigen Kinde zu trennen. - Selbft der

Herr Baron, auf den wir beide doh nicht gut zu fprehen find, macht

fein Teil durch. Ich wenigftens möchte niht in feiner Haut flecken. -

Lunge, bild' Er fich niht gar zu viel auf feine Not ein! Sei Er nicht

zu ftolz darauf. Hohmut kommt vor dem Fall. Prahl' er niht mit

feinem Elend. Einen Dukaten für jeden, dem es dreckiger geht als Ihm

- und ich bin Rothfchild. Solange er gefuude Knochen im Leibe hat,

kann er den Kampf aufnehmen . . . Und hier ift ein Wirtshaus. Hier

wird Halt gemacht. Hier kann Er Seine Briefe fhreiben, damit die

alte Rechnung ins Gleiche gebracht wird und Er ein frifches, neues

Leben anfangen kann . . . Alfo hereinfpaziert!"

Der Harmouikafpieler beftellte fich einen Shoppen Bier, holte aus

dem Ruckfack einen Laib Brot und ein Stück Mettwurfi hervor und be-

gann zu tafeln, während Alexander - ohne vom Papier aufzufeheu -

an feiner Epifiel fchrieb.

Als er fertig war, überflog er noch einmal den Brief, der folgenden

Inhalt hatte:

Meine liebe kleine Elifabeth!

Wenn Du diefe Zeilen liefi -- und Gott möge geben, daß Du fie

lieft! - haben wir beide die erften fchrecklichen Stunden überfianden.

Liebes Elifabethhen, Du darfft um des Himmels willen nicht verzweifeln

und mußt tapfer und mutig bleiben - auch wenn wir uns lange nicht

fehen. Wenn man immer aneinander denkt, fo ift es beinahe, als ob man

zusammen wäre. Dein Papa, der Herr Baron, konnte uns wohl ausein-

anderreißen; aber unfere Gedanken fieht er niht - und hört er niht.

- Ich bin auf der Wanderhaft, und neben mir fißt der Harmonika-

fpieler, den ih am Bahnhof getroffen habe. Er ift ein guter Mann,

dem man trauen darf. Dagegen hüte Dich vor der Handelsfrau, die an

374

Felix .Hollaendem Die reines .Herzens find  
dem ganzen Unglück die Schuld hat. - Ach. ich darf gar nicht daran  
denken. wie der Herr Baron plötzlich angefahren kam und mit fo böfen  
Augen uns anfah. Manchmal glaube ich. es war nur ein fchlimmer  
Traum. und Du bift noch bei mir. - Der Invalide behauptet fieif und  
fefe. wir wären nicht bis zu dem Schiff gelangt; der Gendarm hätte uns  
vorher fefigenommen. Ich kann es aber nicht glauben. Wir beide haben  
flinke Beine und wären fchon rechtzeitig davongelaufen - und Gräben  
oder Scheunen gibt es ja auch. um fich zu verfiecken. Nein. es bleibt dabei:  
ohne die alte Here wären wir nach Hamburg gekommen und morgen  
vielleicht fäfon auf dem großen Schiff. Dem Kapitän hätte iäf der  
Wahrheit gemäß alles gefanden - und ich wette tauſend für eins -  
er hätte uns mitfahren laffen. Das ift nun alles aus. Punktum.  
Streufand darauf. Und ich werde mich hüten. ohne Dich über das Meer  
zu gehen. Adjüs Amerika! Ich bleibe hier. um in Deiner Nähe zu fein.  
liebes Elifabethchen. Und fchreiben muß Du mir. wie es Dir gegangen  
ift - ob die Therefe zu Dir hält. und ob Du nicht gar zu viel ausſehen  
mußt. Der Harmonikafpieler. der die Welt kennt. fagt: Du muß auf  
das Kuvert fchreiben ‚Magdeburg an der Pof’t lagernd - für Alexander  
Oblomoff( Dann bekomme ich den Brief dort. oder man fchickt ihn mir.  
wo ich gerade bin. Ich denke aber bald in Magdeburg zu fein. Was  
dann wird. weiß der liebe Gott. So. das ifi für heute alles. Liebes  
Elifabethchen. behalte mich lieb und vergiß mich nicht. Ich werde immer  
an Dich denken bis an mein Lebensende. .  
Dich grüßt und küßt  
Dein Alexander.

Und nun kam ein Zettel an die Therefe. der kurz und bündig den  
Auftrag enthielt. den Brief Elifabeth ausznhängen.  
Der Alte fchrieb mit großen Buchftaben die Adrefſe.  
Dann wurde der Brief gefchloffen und mit einer Freimarke verfehen.  
Inzwifchen hatte der Invalide eine große Brotſchnitte für Alexander  
zurechtgemacht. die diefer fkill und nachdenklich nun verzehrte.  
..Und jeßt. Lunge. wollen wir weiterziehen. Wenn wir kräftig aus-  
holen. kommen wir heute noch bis Burg. das dicht bei Magdeburg liegt.  
Dort können wir übernachten.“  
Alerander nickte und folgte ftumm feinem Begleiter.  
Lange fchritten fie wortlos nebeneinander.  
Die Sonne ftand fchon tief - und das Ziel ihres Marfches fchien  
noch in weiter Ferne.  
..Sage mal. Alter. haft du Kinder gehabt - und was ift aus ihnen  
geworden?“ unterbrach Alexander das Schweigen.  
Der Invalide blickte ihn verfonnen an.

Die reines Herzens find Felix Hollaender

..Junge. fieh in das Abendrot und laß meine Vergangenheit ruhen.

- Ich habe Kinder gehabt -- find verdorben und geftorben -- was weiß ich."

..Haft du fie verlauffeu. Alter? Bift fchlecht gegen fie gewefen

- wie?"

..Iunge. halt' Er das Maul und frag' Er nicht weiter. Was hab'

ich mit Weib und Kindern zu fchaffen. Die Welt ift groß - und die

Landftraße gehört mir - und der Wald. die Wiefen und die A>er

ringsum. Und die Quellen kommen auf mich zu. damit ich meinen Durft

löfchen kann - und die Sonne fcheint für mich allein - und fowett

mein Auge reicht. gehört alles - alles mir. 'st-esrous admin-is,

Monsieur? Kapiert. mein Junge?"

Er fchöpfte tief Atem. und feine Bruft weitete fich.

Und plötzlich flog ein verfchmißtes Lächeln über fein bartftoppeliges

Geficht.

..Wir von der Landftraße." fagte er. ..find Könige. und unfere Pa-

läfte dehnen fich bis in die Unendlichkeit - find gepflastert mit dem Gold

der Sonne. Und wenn wir Kurzweil wollen. fo fchallen hoch in den Lüften

für uns Lieder. 's ift ein koftbares Leben. - Hat Er Luft. fo kann Er

als mein Begleiter mit mir durch die Welt ziehen - folange es Jhm

behagt - und ich gebe Jhm mein Vagabundenwort - Er kehrt nicht

wieder um. Er findet Gefallen daran."

..Nein. ich will nicht." antwortete Alexander fchroff. ..Und heute

mittag pfiff Er aus einem anderen Loch und gab mir befiere Lehren."

..Heute mittag ift längft vorbei."

Er lächelte dabei befremdlich.

..Ju der Mittagsfonne wird man trunken und phantasiert dummes

Zeug. Aber wenn der Abend heraufzieht. erwacht man und befinnt fich.

Ach. was für dumme Dinge rede ich. Gerade umgekehrt ift es: am

Mittag ift man nüchtern. und mit dem Dunkel kommt der Raufch. J in

Raufch liegt das Leben. Junge. was gafft Er. Hör' Er nicht auf mich.

Alte Leute werden närrifch - und Er hat junges. lebendiges Blut . . .

Jch glaube. es ift an der Zeit. daß wir uns trennen; fonft wird Er noch

fuchswild auf mich. und die Freundschaft geht in die Brüche. Es wäre

fchade drum. Aber ein Sprüche( geb\* ich Jhm noch mit auf den Weg:

Hilf' Er fich vor den Weibern! Geh' Er um fie herum. wie die Katze

um heißen Brei! Rühr' Er fie nicht an; fon| verbrennt Er fich. und d i e

Wunden tun höllifch weh. wenn man nicht gar daran verblutet. - -

376

Felix Hollaender: Die reines Herzens find

Und hier ift ein Kreuzweg. Das ift ein Gotteszeichen. Er geht nach links und ich nach rechts. Gute Nacht. mein Bürfchlein!"

Und ehe Alexander noch Antwort geben konnte. war der Alte im Dunkel verfchwunden.

Noch eine flüchtige Sekunde fah er ihn des Weges humpeln. Dann war er wie ein gefpenfiger Schatten dem Auge entglitten. und Alexander fiarte ihm wie einer fpukhaften Erfcheinung nach.

Lichter winkten aus der Nähe - und Alexander atmete erleichtert auf.

Das mußte das Städtchen Burg fein. von dem der Invalide gefprochen hatte.

.Hier wollte er übernachten. Er befheleunigte feine Schritte. denn er fpürte. wie der Hunger deutlich fich meldete.

Wo mochte der Alte geblieben fein? - War ein merkwürdiger Kauz gewefen. aus dem er nicht recht klug zu werden vermochte. Vielleicht hatte der Teufel feinen Weg gekreuzt und fein Spiel mit ihm getrieben. Wie ein Aal war er ihm entwifcht. juft als er ihn feft zu haben wähnte.

Es dünkte ihn jetzt. als ob auch feine Züge beftändig wie feine Worte gewechfelt hätten. Am Ende war er der Mann im Monde? . . . Denn zuweilen hatte fein Geficht abgenommen und war klein und verkümmert geworden. um bald darauf. wenn er zu lachen begann. breit und behäbig zu werden.

Und weshalb hatte er ihm fo hinterrücks plötzlich den Laufpaß gegeben?! . . .

Nun. er würde ihm nicht nachrennen. ebenfowenig wie er fich an ihn gehängt hatte . . .

Eines wußte er: Tückfch war er geworden. weil er das Gefpräch auf Frau und Kinder gebracht - hatte ein fchlechtes Gewiffen und fchämte fich . . .

Gafthof zum Weißen Hirfchen -- las er.

Gelobt fei Gott. Die Füße trugen ihn kaum noch.

Er reckte fich in die Höhe und trat ftolz in das Wirtszimmer. aus dem ihm Tabaksqualm und Stimmengewirr entgegendrangen.

Er fuchte fich ein Pläßchen und feste fich ftill hin. Als man aber von den Nachbartifchen auf ihn fchielte. ward er dunkelrot.

Eine blißfaubere. junge Frau. die hinter dem Schank geflanden. kam auf ihn zu.

377

r

Die reines Herzens find Felix Hollaender

„Nun. Bürfchel. was möchtest du? Siehst gut müde und erschöpft aus.“

Dabei betrachtete sie ihn mit einem mütterlichen Blick. der Alexander Vertrauen einflößte.

„Ich möchte etwas Warmes zu mir nehmen und fragen. ob ich für die Nacht hier unterkommen kann - eine große Zeche will ich freilich nicht machen.“

Die Frau nickte verständnisvoll.

Der könnte aus vornehmer Haufe fein - da hätte sie - so eine Art hat er - und ist doch nur ein armer Teufel.

Sie ging in die Küche. kehrte jedoch bald mit einem mächtigen Teller. auf dem Speise und Bohnen gehäuft waren. zurück.

„Laß dir's gut schmecken.“ sagte sie und setzte sich neben ihn.

„So jung und schon auf der Wanderschaft! Die Mutter hätte dich auch noch ein Jährchen bei sich behalten können. folle ich meinen.“ Alexander ließ den Löffel fallen.

„Meine Mutter ist tot.“ sagte er. „Sonst fäße ich nicht hier.“

„ßm.“ machte die Frau. „das ist freilich etwas anderes - nichts für ungut. lieber Junge. wenn ich da an eine wund Stelle gerührt habe. Und nun willst du hinaus in die weite Welt. mütterfeelenallein?“

Er nickte.

„Nimm dich nur zusammen. mein lieber Junge. und denke immer an dein armes Mütterchen. wenn sie dir Schlingen legen. Frag' dich im stillen jedesmal: Was würde die Mutter dazu sagen? Dann kann dir's nicht übel gehen. Die Menschen sind gut und schlimm. Wer ein frommes Herz hat. gerät an die Guten. Nun iß. trink und sei fröhlich.“

Alexander tat wie ihm geheißen. Als er sich aber gefättigt. fragte er: „Liebe Frau. ist das hier Burg?“

„O nein.“ erwiderte sie lachend. „bis Burg ist es noch eine gute Stunde zu Fuß.“

Und wieder fuhr sie sinnend in seine feinen Züge und auf seine schlanken. weißen Hände.

„Frau Wirtin.“ tönte es vom Nebentisch. „vergaff' Sie sich nur nicht! Der Springinsfeld gehört wohl auch zu den Komödianten?“

Alexander wurde rot bis zu den Haarwurzeln.

Die Wirtin aber erhob sich.

„Meister.“ sagte sie. „wenn Ihr das lockere Maul nicht haltet. so

Felix Hollaender: Die reines Herzens find  
fucht Euch eine andere. die Euch das Maß füllt. Der Iunge ift anfän-  
diger Leute Kind. daß Ihr's wißt!"

„Amen! Werdet nur nicht gleich fuchswild. Ich will nichts gefagt  
haben.“

„Ill auch befier fo.“

„Und hier ift mein Glas! . . . Wirt. deine Frau foll leben - hat  
Haare auf den Zähnen.“

„Stimmt \_ aber fie beißt nur. wenn man über fie herfällt.“ er-  
widerte der Angeredete. und feine hellen Augen leuchteten.  
Die Frau nickte ihm fröhlich zu.

„Nun. bift du auch fatt geworden. Iunge?“ wandte fie fich wieder  
an Alerander.

„Ia. Frau. fatt bin ich geworden.“ und leifer fügte er hinzu:  
„Was wollte der Mann von mir?“

„Dummes Gerede - nichts weiter.“

„Ich habe einen gekannt. der auch einen fo breiten Rücken und fo  
trunkene Augen hatte. war ein böfer Mann. der meine arme Mutter bis  
aufs Blut gequält und mich am liebften erfchlagen hätte.“ feßte er  
fröfelnd hinzu.

„Der da ifi nicht fo fchlimm.“ beruhigte ihn die Wirtin. „nimmt  
den Mund voll. aber wenn man ihm eins drauf haut. kneift er den  
Schwanz ein. Weißt doch - die Hunde. die bellen. beißen in der Regel  
nicht.“

„Was meinte er eigentlich \_- und was find das für Leute? Wie  
nannte er fie rafch? . . . Komödianten?“

„Richtig, So hieß es. Das ift fahrendes Volk - Vagabunden.  
die von Ort zu Ort ziehen. nennen fich Schaufpieler und führen aller-  
hand Poffen auf - meift grufelige Ritterftüeke. machen die Landfiraße  
unficher. leben ein Zigeunerleben und ziehen den Leuten das Geld aus  
der Tafche.“

„Diebsgefindel alf o ! ?“

„'s ift nicht gerade wörtlich gemeint -- find halt Komödianten. die  
nichts Rechtes gelernt haben. Fat-en machen und dem Herrgott die Zeit  
j'tehlen.“

„Komödianten.“ wiederholte er nachdenklich.

„Wie feltfam das Wort klingt - nie in meinem Leben habe ich  
von folchen Leuten gehört.“

„Haft nichts verloren dran. mein Iunge!“

Die reines Herzens'find Felix Hollaender

„Kann jedermann sie anfehen?“

„Für zwei gute Grofchen - das Geld ist futsch und Gewinn hat man nicht davon -- darfft es mir glauben.“

„Ich möchte sie gern fehen.“ beharrte Alexander. „Sind sie schon lange hier?“

„Seit einer halben Stunde. Morgen spielen sie zum ersten Male.

Ist es dir um deine beiden Grofchen nicht leid. so kannst du ja hingehen. Ein Verbrechen ist es schließlich nicht. - laßt aber ist es Schlafenszeit für dich. sollte ich meinen; kannst dich ja kaum noch anrecht halten. Komm. ich zeige dir deine Kammer.“

Er erhob sich. Bleifäywer waren ihm die Glieder.

Die Wirtin öffnete ein blühblankes Stübchen. aus dem ihm das mit buntem Linnen frisch überzogene Bett freundlich entgegenlachte.

„Und jeht. mein Junge. träume etwas Schönes. Haft gewiß schon gehört. daß der erste Traum in einem fremden Hause sich erfüllt. Sei also auf der Hut. Gute Nacht! Hier steht übrigens ein Krug mit frischem Waffer.“ fehte sie mütterlich hinzu. „wenn du Luft haben solltest. dich vor dem Schlafengehen zu waschen.“

Sie fand bereits in der Tür.

Alexander trat dicht auf sie zu.

„Frau Wirtin. ich dank' Euch recht schön. So gut wie Ihr ist lange kein Mensch zu mir gewesen.“ Natürlich die Elifabeth angenommen -- dachte er im stillen.

Die Frau trat noch einmal in das Zimmer.

„Du armer Junge.“ sagte sie. „mit dir müffen die Menschen böse umgesprungen sein.“

Sie schwieg -- und auch Alexander war still geworden.

Von unten tönten die Stimmen der Männer herauf. Es klang. als ob sie im wilden Streite wären.

Die Wirtin nahm plötzlich ein Geficht zwischen ihre großen. kühlen Hände und küßte ihn.

Er wurde blutrot.

Sie aber verließ eilig das Zimmer. den Jungen in einem feltfamen Zwiefpalt zurücklassend.

Die Mutter war zeitlebens mit ihren Zärtlichkeiten karg gewesen.

Nur wenn er krank dagelegen. oder am heiligen Abend und an seinem Geburtstage hatte sie ihn - dessen erinnerte er sich jetzt - zärtlich in ihre Arme geschlossen. Mit Elifabeth war es ja etwas ganz anderes.

38c)



Felix Hollaender: Die reines Herzens find  
 obwohl auch die Freundin nur selten seine Lippen berührt hatte. Ihrem  
 feinen Instinkt war es nicht entgangen, daß Alexander sie leise zurück-  
 drängte, wenn sie gar zu stürmisch werden wollte . .  
 Und nun hatte eine wildfremde Frau ihn geküßt und an sich gedrückt,  
 ohne daß er sich geträubt.  
 Eine seine Sham erfüllte ihn. Er fürchtete sich, der Wirtin morgen  
 gegenüberzutreten. Was mochte sie von ihm denken.  
 In seiner Knabenunföhllichkeit dünkete ihn, er hätte etwas Schlimmes  
 begangen. .  
 Langsam und schwerfällig entkleidete er sich.  
 Warum klopfte sein Herz? Und warum glühten auf einmal seine  
 Wangen?  
 Er öffnete das schmale Fensterhebel und ließ die warme Sommerluft  
 in das Zimmer.  
 Tief atmen. Alexander! - So, nun wird dir leichter und besser.  
 Bis auf das letzte Stück zog er sich aus und ließ das frische, kalte  
 Wasser über den fehnigen, schlauen Körper gleiten, aus dem die straffen  
 Muskeln kraftvoll hervortraten.  
 Das tat ihm gut und vertrieb alle bösen Gedanken. Und ohne  
 sich abzutrocknen, zog er das Hemd über und sprang in das frische Bett.  
 Ein Wohlbehagen, wie er es lange nicht geföhrt, ging durch sein  
 Blut.  
 Aber dann umwölkten sich seine Züge. Die Elisabeth kam ihm in  
 den Sinn.  
 Er ruhte von des Tages Last und Sorgen aus, hatte gegeben und  
 getrunken und lag geborgen in einem richtigen Federbett, während sie  
 vielleicht gerade jetzt kläglich in sich hinein wimmerte, sein Bild befüchtig  
 vor den Augen. Was für ein ehrvergeföhner Patron war er! .  
 Mit einem Mal sprang er aus den Kissen. Er wollte es nicht gut  
 haben, während sie - Heraus mit dem Federbett und den Kopfkissen.  
 Die harte Matratze war gerade recht für ihn . .  
 Die wollene Decke über die Ohren gezogen und nun eingeföhlaten.  
 Und ehe er sich verfuhr, hatte er die Lider fest geföhloffen. Wohl  
 föhnte er anfangs aus dem Schlafe, aber nicht lange währte es -  
 und seine gesunde Natur hatte über ihn geföhgt.  
 Klein Elisabeth erhieu ihm im Traume, und neben ihr stand die  
 alte Therese. \_ - Und nun kam der Harmonikspieler auf ihn zu, und  
 38!

Die reines Herzens find Felix Hollaender  
 im .Hintergrunde faß geduckt - als fürchtete sie sich vor ihm »- die  
 Handelsfrau. den großen Tragkorb auf dem krummen Rücken.  
 Aber auf einmal waren die vertrauten Gefiafter verfäfwunden -  
 und vor ihm tanzten feltfame Schatten in wunderlichem Spiel --  
 bunte Lappen um den Leib gefchlungen - rote. blaue. grüne. gelbe. graue  
 - maäfteu Elownfprünge und verzerrten auf eine fonderbare Art ihre  
 Mienen.  
 Aha. blißte es durch fein Hirn: das find die Komödianten. Und  
 atemlos verfolgte er ihre Tänze - und voll innerer Spannung fuchte  
 er ihre Züge feftzuhalten.  
 Vergebens. Wie die Irrlichter fchwanden sie feinem Auge. fobald er  
 sie zu greifen währnte . . . und fingen immer wieder von neuem das  
 gleiche Spiel an. wirbelten wild durcheinander. warfen die Fetzen um  
 sich und ftießen ein heimliches Gelächter aus.  
 Komödianten - Komödianten tönte es leife und vernehmlich an  
 fein Ohr.  
 Und plötzlich - Herrgott wie gefchah ihm - hatten sie ihn in ihrer  
 Mitte und warfen ihn wie einen Federball von einem zum andern. fchloffen  
 ihn im Kreife ein und hüpfen um ihn herum.  
 ..Ich will nicht." fchrie er aus Leibeskräften.  
 Aber ihm war. als ob die Worte - wie fehr er sich auch anfirengte  
 - geflüfert und kaum hörbar aus feiner Kehle kamen.  
 Hilf. himmlifäfer Vater! . . . Was war denn das . . . Die Schatten  
 fchwanden - und liebliche Mufik. hell und filbern - tönte an fein Ohr.  
 Spielte der Alte auf der Harmonika eins feiner fchönften Lieder? Nein.  
 es kam von weit her und klang wie eine füße Himmelsmelodie . . .  
 Schlafe. Alexander. fchlafe - die Engel wachen über dir und  
 wiegen dich in linde. leichte Träume. - - - - -  
 ..Nun." fragte die Wirtin am andern Morgen und feßte sich gemüt-  
 lich neben ihn an den Frühfückstifäh „was hat der junge Herr geträumt?"  
 Und wohlgefällig ließ sie wieder ihre Blicke auf ihm haften. als  
 weideten sie sich an feiner knabenhaften. unberührten Schönheit.  
 ..Es war ein Schattenfpiel." antwortete Alexander. „mehr weiß ich  
 nicht. Als mir vor Angft der Schweiß aus der Stirn brach. hörte es  
 auf. und ftatt feiner vernahm ich eine wunderfchöne Melodie."  
 ..Wer will fagen. was für ein Sinn dahinter |eckt." meinte die  
 junge Wirtin. ..Ich glaube nämlich an Träume." fügte sie treuherzig  
 hinzu. ..Die Inden im alten Teftament haben ihren guten Grund

Felix .Hollaenderx Die reines Herzens find  
 gehabt. weshalb fie sich die Träume deuten ließen. Hinter jedem Traum  
 fteckt ein tiefes Geheimnis - Gott allein weiß. was er damit will -"  
 So plauderte fie unaufhörlich. und Alexander horchte fiill ihren  
 Worten. während er bedächtig den heißen Kaffee fchlürfte und das frifche  
 Butterbrot dazu verzehrte.  
 Da ging die Tür auf - und herein trat ein junges Ding. an  
 die fechzehn Jahre alt. mit rotblonden Locken. einem gefülpten Näschen  
 und meergrünen. fchillernden Augen - hatte einen .Hut mit langen. roten  
 Bändern auf dem Kopf und war angetan mit einem verblichenen Wafch-  
 kleid. aus dem die blauen Blümchen ganz matt. fo daß man fie kaum  
 noch zu fehen vermochte. hervortraten. Unter dem rechten Arm aber  
 hatte fie einen mächtigen Stoß bedruckter Zettel.  
 Sie blieb einen Augenblick zaghaft in der Tür ftehen und blickte  
 unverwandt auf Alexander.  
 ..Du kommst wohl von den Schaufpielern?" fragte die Wirtin.  
 Das Mädchen nickte und kam langfam näher. immer Alexander be-  
 trachtend. dem fiedend heiß unter ihren Blicken wurde.  
 Sie breitete ftumm ihre Zettel auf dem Tifche aus. Da ftand mit  
 großen Buchftaben deutlich zu lefen: Heute abend die fchauerliche Mär  
 der Genoveva. ein gar trauriges Stück in 19 Bildern. Elftes Bild: Die  
 unglückliche Genoveva im Burgverließ. Morgen: Der gefchundene Raub-  
 ritter. ein Ritterftück in fechs Akten und 19 Bildern.  
 ..Spielt du die Genoveva?" fragte die Wirtin.  
 ..Jch fpiele die Genoveva."  
 Sie reckte sich ein wenig. als wollte fie dartun. daß fie auch das  
 körperliche Maß für ihre Rolle hätte.  
 Alexander war in tiefes Staunen verfunken.  
 Da ftand alfo leibhaftig vor ihm eine von den Komödianten. die  
 noch dazu im Stücke die Hauptrolle fpielte. Genoveva - wie wunderbar  
 der Name feinem Ohr klang. Jhm war's. als ob die Mutter ihm einmal  
 ein Märchen erzählt hätte. das ebenfo geheißen.  
 ..Um fünf Uhr beginnt das Spiel. Darf ich die Zettel hier laffen?"  
 Was für ein feines Stimmchen fie hatte - und beftäudig blinzelte  
 fie zu ihm herüber.  
 ..Ju Gottes Namen." antwortete die Wirtin. ..und wenn die  
 Mamfell einen Schluck Kaffee trinken will -"  
 Das Mädchen fchüttelte die roten Locken.  
 ..Schönen Dank - wir haben fchon gefrühftückt."  
 383

Die reines Herzens find Felix Hollaedr

„Wie heißt Sie denn?“

„Angelika Dadelfen.“

„Hm. bift wohl die Altesie vom Direktor?“

„O nein. ich gehöre nicht zu ihnen.“ antwortete sie hochmütig.

„Zu wem gehörft du denn?“

„Zu niemandem.“

„Oho. das klingt ja mordsmäßig fiolz.“

Das Mädchen fenkte einen Moment die langen Wimpern. „Arme Menfchen haben nichts als ihren Stolz.“ erwiderte sie dann fchlagfertig.

Diese Antwort gefiel Alexander außerordentlich. Er fah sie mit großen Augen. in denen unverkennbarer Refpekt lag. an.

Sie lächelte - wie es ihm fchien -- kalt und hochmütig.

Wenn du nicht willft. auch gut - dachte er. Ich drängt mich dir gewiß nicht auf. Und gelaffen nahm er eine Tafel ein wenig in die Höhe und nahm langfam einen Schluck.

„Ich muß jest gehen.“ fagte Angelika. „und die übrigen Zettel austragen. Guten Morgen. Frau Wirtin!“

Und ohne Scheu vor Alexander bemerkte sie beim Herausgehen -- halb von oben herab; „Wirft du dir die Genoveva auch anfeheu?“

Er zögerte eine Sekunde. ehe er - ohne daß er es wagte. die Wirtin dabei anzublicken - erwiderte: „Ich glaube schon.“

Im Nu war sie aus der Tür.

Die Wirtin ließ die Hand fchwer auf den Tifch fallen.

„Der traue ich nicht über den Weg.“ fagte sie in fchneidendem Ton.

„die hat's hinter den Ohren - fo jung sie noch ift; das wird man auf den erfien Blick gewahr.“

Alexander fchwieg.

Die Rede der Frau tat ihm weh.

„Und wenn ich an deiner Stelle wäre.“ begann sie nach einer kleinen Weile von neuem. „ich ginge nicht hin. Die legen's gar darauf an. daß du in ihre Netze läufft.“

Alexander fah erfchreckt auf.

„Ja. ja. mein Junge. du kennft die Welt nicht. und ehe du dich verfiehft. haben sie diä an der Angel und all dein Zappeln ift umfonft -- los kommft du nicht mehr. Es täte inir leid um dich. Bift mir zu fchade für das Komödiantenpack. Hör' auf mich und fieh dir die Gefäjichte erft gar nicht an - wird schon was Rechtes fein. was die da vorgaukeln.“

„Nehmen Sie's nicht krumm. Frau Wirtin. wenn ich trotzdem

Ludwig Thoma:  
Morgen an der Donau  
Text v. Herman Bang.

\_EMPTY\_

Felix Hollaender: Die reines Herzens find  
gehe. Ich habe gewiffermaßen zugefagt und möchte mein Wort halten.  
- Nein. Frau Wirtin. ich will nicht lügen. Es ift noch ein anderer  
Grund."

Er atmete tief auf.

„Es treibt mich zu den Leuten. Ich muß das einmal fehen; fon|  
habe ich keine Ruhe mehr.“

„So geh getroft. Es gefällt mir. daß du ehrlich bift. Aber warnen  
wollte ich dich. Sei auf deiner Hut. Junge. Ich bin dir gut und wüncfte.  
daß dir kein Haar gekrümmt wird.“

Solche Ware wie du kommt nicht alle Tage auf den Markt. dachte  
fie im fiillen.

Laut aber feßte fie hinzu: „Du muß ein ordentlicher Menfch werden  
- kein Vagabund. Lerne ein ehrliches Handwerk und laß dir die Lehr-  
jahre fauer werden. Und vor allem halte dich rein. Nämlich.“ fagte  
fie langfam und eindringlich. „es gibt gute und fchlimme Weiber -  
gerätfi du an ein fchlimmes. fo bift du von Grund aus verpfufcht und  
verdorben.“

Alexander hatte nur mit halbem Ohr zugehört. Seine Seele fland  
in hellem Brande.

Gaukler - Vagabunden - Komödianten - hinter jedem Wort ein  
lockender Sinn. ein abgründiges Geheimnis.

Ihm war es. als ob er aus weiter Ferne das Leben braufen hörte,  
Wie hieß das rote Fräulein? Nannte fich Angelika und fpielte am  
heutigen Nachmittag die Genoveva.

Spielen - Theater fpielen - was bedeutete denn das? Er  
konnte es fich nicht vorftellen. War irgend ein unheimlicher Zauber  
damit verknüpft - und warum fprach die Wirtin in fo verächtlichem  
Tone von den Komödianten?

Er blickte fchüchtern auf. Die Wirtin hatte fich leife davongemacht.  
ohne daß er es in feiner Verträumtheit wahrgenommen.

Gott fei Dank. Ihr Anblick hätte ihn gefchmerzt . . .

Komödianten -- ein Wort von ungeahnter Süße. hinter dem das  
Lüheünnis und der EZinn des Lebens verborgen lagen.

Er trank haftig den Kaffee \*aus und eilte in feine Kammer - rafch  
die Mühe aufgefeßt - und nun ins Dorf. den Komödianten nach. Wo  
mochten fie ihr Lager haben - und ob er ihre Spur bald finden  
würde? . . .

Tick-tack. ti>-ta> fühlte er es in den Fingerfpießen pochen.

25\* 387

Die reines Herzens find Felix Hollaender

„Pft - du da. wo läufft du denn fo eilig hin? . . .“ hörte er plöhhlich diht hinter fih rufen.

Er blieb wie angewurzelt fteheu und ftarrte Angelika wertlos an.

„Was erfhrickft du denn fo? Bildft dir wohl ein. ich wär' der Teufel?“

Er lachte gezwungen auf.

„Deu Teufel ftell' ih mir fhou etwas anders vor.“

„Wie denn?“

„Ih weiß es jēht felber niht.“ antwortete er ehrlih.

„Ah. du dummer Iunge!“ rief fie luftig.

„Es muß auh Dumme geben.“ erwiderte er verletzt.

„Gewiß - damit man die Klugen erkennt. Da haft du vöhhlig reht.“ gab fie gefhwind zurück.

„Du bift wohl höhhlih klug?“

„Na. es läßt fih halten.“

Sie fah ihn mit halb zugekniffenen Augen blinzelnd an. als wollte fie fich vergewiffern. ober fich gar über fie luftig mahte.

Er blieb auf einmal ftehen.

„Und du pielft wirklih die Genoveva?“

„Ei freilich fpiel“ ih fie. Kanuft dih ja mit deinen Augen davon überzeugen l“

„Ift es fehr fchwer?“

Sein Herz klopfte.

Sie fah ihn befremdet an.

„Wie man es nimmt.“ entgegnete fie zurückhaltend.

„Kommfi du hin?“

Er zögerte.

„Deine Bafe erlaubt es wohl niht?“ Es klang beinahe höhhnihf.

„Wer ift denn meine Bafe?“

„Die Wirtin. follt' ih meinen.“

„Die kenn' ih ein paar Stunden länger als du!“

„So - hm - brauhft darum niht grob zu werden -- ih hielt fie halt für deine Bafe.“

„Erftens bin ich niht grob geworden, Und zweitens wäre es keine Shande.“

„Weißt du. ich finde. du bift ein wenig pahig.“

„Es fchallt heraus. wie es hiueiufchallt.“

„Danke!“



Felix .Hollaenderc Die reines Herzens find  
 Sie machte plöhlä) einen gravitätifchen Knir vor ihm.  
 ..übrigens - wenn du kein Geld haft. will ich dir ein Billett  
 fchenken."  
 ..Ich nehme keine Gefchenke." erwiderte er kühl. ..und fo viel Geld  
 habe ich noch."  
 ..Defto befier. Dann kommt du alfo?"  
 ..Ia. ich komme."  
 ..Der befte Platz koftet dreißig Pfennige -- der zweite fünfund-  
 zwanzig. Wir geben hier nur zwei Vorftellungen - es lohnt nicht länger  
 hier zu verweilen - kein Publikum für uns." fügte fie fpieß und ein  
 wenig geziert hinzu.  
 Alexander verftand von alledem kein Wort. Aber er hütete fich.  
 Fragen zu [teilen. gab fich vielmehr den Anfchein völliger Sachkenntnis  
 und murmelte: ..So . . . fo!"  
 ..Nimm lieber den erfien Platz. Da fiehft du mich beffer."  
 Er nickte zum Einverftändnis.  
 ..Siehft du. da ftehen unfere Wagen."  
 Er riß die Augen weit auf.  
 Richtig. da fianden zwei große grüne Wagen mit kleinen Fenfterchen.  
 die wohl nicht allzu viel Licht hineinließen.  
 Selftam fahen die Wagen aus. Unförmig erfchienen fie dem  
 Jungen und geheimnisvoll. Und davor bewegten fich wunderliche Ge-  
 ftalten - Männer und Frauen.  
 Und -\* kaum wollte er feinen Augen trauen - fie glichen zum Ver-  
 wechfeln feinen Nachterfcheinungen.  
 Ein leichtes Grauen kam über ihn.  
 „Was haft du denn?"  
 ..Nichts - nichts." erwiderte er fröfelnd.  
 ..Möchteft du mit uns ziehen?"  
 Sie fah ihn groß und lockend an.  
 „Nein. nein - ich will nicht!"  
 ..Es kann fehr luftig fein. Und ein Stück Welt bekommt man  
 auch dabei zu fehen. Und ift man dreift und gottesfürchtig. läßt fich's  
 mit dem Alten leben . . . Soll ich dich zu ihm führen? Ein gemütlicher  
 Mann - fage ich dir."  
 ..Reim um Gottes willen nicht." |ieß Alexander heftig hervor.  
 ..Bift du aber ein Angfipeter! Dabei leg\* ich meine Hand ins Feuer.  
 daß es dir Spaß machen würde - du paßt nämlich dazu."  
 389

Die reines Herzens find Felix Hollaender

Sie maß ihn mit einem prüfenden Kennerbliß. unter dem er erschauerte.

„Wo spielt ihr denn?“ fragte er in leiser Neugier.

„Da auf dem Platz vor dem Wagen. Siehst du, wo die Pforten eingefallen - da ziehen sie ein mächtiges Zelt. Unter dem werden Bänke für die Zuschauer hingestellt und ganz hinten wird die Bühne hergerichtet.“

„Bühne - was ist eine Bühne?“

„Ach, du dummer Junge - nicht einmal das weiß er.“

„Adieu.“ sagte Alexander. „So redet man nicht mit mir.“

Er machte schnurstracks kehrt.

„So lauf doch nicht gleich fort! Bist ja empfindlich wie weiße Seide.“

„Entschuldige.“ antwortete er. „Ein Elefantenfell habe ich nicht.“

„Wenn du erst bei uns bist, wirst du dir das abgewöhnen.“

„Ich werde nicht bei euch fein - verlaß dich darauf.“

„Doch . . . doch . . . glaube es mir.“

Sie sah ihn bei diesen Worten festsicher an.

Und er war bis in das Innerste erschüttert über ihre Gewißheit und Festigkeit.

Von den grünen Wagen rief eine durchdringende Stimme:

„Angelika!“

„Ich muß jetzt fort . . . Komm doch mit zu dem Alten.“

Zum ersten Male dünkte es ihn, als ob ihre Stimme einen bittenden Ton hätte.

„Nein.“ entgegnete er entschlossen, und ein finsterner, harter Ausdruck grub sich in seine Züge.

Er kehrte ihr den Rücken und ging langsam - ohne sich noch einmal umzudrehen -- in der Richtung zum Weißen Hirsch.

Wie angewurzelt schaute ihm Angelika nach. Ihre Züge verzerrten sich.

„Und du wirst doch zu uns kommen.“ flüsterte sie vor sich hin.

während eine feine, scharfe Falte gerade über der Nasenwurzel in ihre Stirn sich zeichnete . . .

Die Wirtin empfing ihn ein wenig ungeduldig. „Bist lange ausgeblieben, mein Junge. Nun setz dich einmal zu mir und laß uns ein vernünftiges Wort miteinander reden. Zunächst -- glaubst du, daß ich es gut mit dir meine? . . . Schön. Der Punkt wäre also in Ordnung.“

Felix Hollaender: Die reines Herzens find

Und nun fage mir, was du vorhaftz denn irgend welche Gedanken über dein Fortkommen mußst du dir doch gemacht haben."

Alexander fenkte den Kopf.

„Frau Wirtin." begann er ftockend. „die letzte Zeit habe ich nicht mehr darüber nachgedacht. Vor nicht gar zu langem wollte ich aufs Schiff und nach Amerika. Den Plan habe ich nicht mehr. Das Schiff ifi mir verleidet."

„Im Lande bleiben und fich redlich nähren hat auch fein Gutes."

entgegnete die Wirtin. „Nun paß einmal auf t ich will dir einen Vor-schlag machen. Wenn du Luft hafst. Schreiner zu werden. fo gibt es hier im Dorfe einen tüchtigen Mann, der fein Handwerk von Grund auf verfieht und dich in die Lehre nehmen würde. Behagt dir das nicht. fo wüßte ich noch etwas anderes für dich. In Burg ift ein Bruder meines Mannes Uhrmacher - ein Wort von uns \*- und du bift dort wie das Kind im Haufe. Ich denke mir, mit feinen Räderchen und Spi-ralen umgehen lernen und ein richtiges Uhrwerk mit Minuten- und Se-kundenzeiger zufcande zu bringen könnte einen fchon reizen. An Sonn- und Feiertagen aber machft du dich auf die Strümpfe und bift unfer Gaft." Sie hatte zu Ende gefprochen und fah ihn nun gefpannt an - be-gierig, wie er ihre Ratfchläge aufnehmen würde.

Alexander hatte mit zwiefpältigen Gefühlen ihr zugehört.

Er empfand es deutlich, daß von der Entfcheidung feine ganze Zukunft abhing. Und die Laft der Verantwortung wuchtete fchwer auf ihm. -

Warum zögerte er? Reichte ihm das Schickfal nicht gütig die Hand, um ihn dem fichereren Hafen zuzuführen? Gab es eine beffere Möglichkeit, fich aus dem Strudel des Lebens zu bergen und ein braver Kerl zu werden?

Greif zu - fchlag ein - mahnte eine leife Stimme.

Aber eine andere rannte ihm zu: Tu's nicht! Bifi zu jung, um dich an den warmen Ofen zu fehen! Zieh hinaus in die weite Welt und in das braufende Leben!

„Frau Wirtin - ich will es mir überlegen." antwortete er mit fchwerer Zunge, während es doch innerliä) fchon bei ihm fekfktand, nein zu fagen.

Sie blickte ihn traurig an, als ahnte fie, was in feiner Seele vor-ging.

Z9(

## Die reines Herzens find Felix Hollaender

„Ich rede dir mit keinem Worte zu.“ meinte sie beklommen. „Niemand soll das Schickfal eines anderen befiimmen wollen.“

Schwerfällig erhob sie sich - und wieder fuhr sie mit der Hand über fein dunkles, glänzendes Haar.

Sie stand hinter ihm, so daß er den schmerzhaften Zug um ihren Mund nicht zu fehen vermochte. Aber er ahnte, daß in ihrem Herzen etwas Seltfames vorging, und rührte sich nicht. Im Gegenteil - er fpürte deutlich, wie eine harte Krufie sein Inneres verfchloß, und wie eine graufame Härte von ihm Befiß nahm.

Und in diefem Bewußtfein wurde er plöhlich feuerrot.

Er fuhr zufammen, als die Wirtin hinter sich die Tür zufchlug . . .

Was für ein fchlechter Menfch bin ich - dachte er, und ein Gefühl der Scham durchdrang ihn. Er grub sich die Nägel in die Haut und hätte sich fchlagen mögen. Am liebften wäre er jezt mit verbundenen Augen fortgelaufen - foweit ihn die Füße tragen konnten - niemanden fehen - niemanden hören -» bis ans Ende der Welt, wo keine Seele mit ihm in Berührung trat.

Ein jammervoller Ausdruck grub sich in sein Geficht. Was habe ich denn getan? fragte er sich leife. Bin ich wirklich ein Verbrecher, der niemandem mehr frei und offen ins Auge blicken darf? . . .

Und plöhlich fiel ihm ein, daß er oben in der Kammer seine ganze Barfchaft hatte liegen laffen.

Er fürzte hinauf. Gottlob - da lag das Geld der Mutter unberührt.

Er fuhr glättend mit der Hand über den Scheitel und firich fiäf das Haar zurück, das troßig über die Stirn gefallen war.

Er fah auf einmal Agnes Feuftel. Und die Wafchküche mit ihren Seifendämpfen fieg vor ihm auf. Und die Schufterwerkftatt mit dem zornroten Meifler, der den Riemen über seinen Rücken faufen ließ. Und Agnes Feuftel blickte ihn mit ihren durchfichtigen, traurigen Augen an und feufzte kaum hörbar.

Mutter. Mutter. hilf mir, betete er fiumm.

Nur seine trockenen Lippen bewegten sich.

Und nun trat zur Mutter Elifabeth und fah ebenfalls mit angft-erfüllten Zügen zu ihm empor.

„Was wollt ihr denn?“ fchrie er gequält. „Ich bin reines Herzens - niemand -- niemand - -“

Er hielt mitten in feinem Selbstgespräch inne.

„Bin ich reines Herzens?“ flammelte er verwirrt. „Bin ich es wirklich?“ Ießt war ihm klar, was er zuerft tun mußte: Nach Magdeburg gehen und auf dem Poftamt nachforfchen, ob ein Brief der Elifabeth für ihn angelangt fei - von diefem Brief würde alles abhängen . . . er fühlte es.

Und nun wurde ihm freier zumute - der Alp fchien von ihm genommen.

Er trat an das Fenfter. Eine Lerche flog gerade langfam in die Höhe und gab fäjwermütige Töne von fich. \*

Und auf einmal vernahm er ganz deutliäj, wie die Angelika mit hell klingender Stimme fagte: Es kann fehr luftig fein. - Und dann hörte er noch die Worte: Nämlich du paßt dazu!

Er drehte fich entfeht um.

Aber niemand außer ihm war im Zimmer.

Das kann fchön mit mir werden - dachte er. Ich phantafiere fchon bei hellem Tageslicht.

Langfam nahm er aus dem einen Strumpf einen harten Taler, den er zu fich fteckte. Dann fchnürte er ihn vorfichtig zu und tat ihn wieder unter die Matratze. Er wußte jetzt, daß er heute nachmittag zu den Komödianten gehen würde, um fich die Genoveva anzufehen.

Fortfeßung in der Juli-Nummer.

Ernst Schur:

Die moderne Lyrik der Belgier.

über das dekorative Element in der Sprache als

Mittel zur Form.

Wenn man die mannigfachen Äußerungen der Lyrik bei den verschiedenen Völkern, um sich die formale Vergleichung zu erleichtern und sich das Typische gegenwärtig zu halten, etwa als eine internationale Ausstellung von Gemälden vorstellt, nehmen die modernen Belgier jene Säle ein, in denen das Wirkliche, das Gefundene im Bilde zu einer eigenen Schönheit umgefaltet ist. Die Säle der Symbolisten, der Primitiven, denen eine dekorative Note eigen ist. Blasse, gebrochene Farben, Schlanke, sprechende Linien. Mit der Devise: Fernab vom Leben. Und doch - um des zur eigenen Form gewordenen Inhalts willen - Ausdruck tieftinneren Lebens.

Die kokett-clownhafte Physiognomie des Albert Giraud

(Vier-ot: wurde) taucht auf. Momentbilder von starrer Monotonie.

Willkürliche Form; aber doch Form. Nicht Rhythmus (der innerliche

Form ist. Symmetrie in der Aufeinanderfolge). Sondern etwa ver-

gleichbar mit den Formprägungen gewisser moderner Zeichner, deren Werke

innerlich asymmetrisch sind, die sich aber zu einer äußeren Form zwingen.

Diese Freude an dem Formalen, mit der Hindeutung nach dem

Erzentrifchen, ergibt die Wesenseigenschaft Girauds. Das Gefühl, die

tiefe Quelle der Lyrik, darf sich nur in einer Art Überfüllung nähern

und die Gestalten, die alle nur Teile des Einen darstellen, fügen wir in

einer gewissen Ferne, „unter besonderem Licht, das Scheinwerferartig-

scheuhaft das Begeben beleuchtet. Wie Leute, die man an Fenstern

vorbeigehen sieht, so daß die Stummheit, die Ferne ihre Gebärden felt-

fam und unmotiviert erscheinen läßt. Es fehlt uns ein Klang darin.

Und dieser Mangel ergibt die Wesenheit, denn er macht, daß wir nach

dem Herzen, nach der Seele suchen; Pierrot hat aber ein wundres Herz

und eine zerriffene Seele . . .

Reflexe huschen gefpenstlich über feinerne Züge. Nicht umsonst

ist der Mond der fiete Begleiter. Pierrot lebt in einer Landschaft, die

dem Monde gleich ist. Bleiäres Licht, tote Einfamkeiten; Stille . . .

## Ernst Shut: Die moderne Lyrik der Belgier

Es ist, als sei das Tageslicht entflohen, als sei das Leben erstarrt  
und nur Schatten wandeln in leeren, klangberaubten Gefilden.  
So ist es nur künstlerisch selbstverständliche Folgerung, daß die  
feinsten Regungen, die unter dieser starren Decke vor sich gehen, die  
gewalttätig ausbrechen oder schüchtern sich äußern, in der Form einer  
starrten Ornamentik annehmen. Die dekorativen Werte fesseln. Die  
Linien reden in ausdrucksvoller, erdzentrierter Energie, und wie mit breiter  
Kontur eingefasst erscheinen die Flächen.

Rot und Weiß.

Kalte, feste, starrende Brüste.

Scharf umrahmt von schimmerndem Purpur!

Lüftern zittert Pierrot, der Feigling.

Vor seiner Herrin dräuender Nacktheit.

Sieh und lechzend wirft er zu Boden sich.

Kniert und phant empor zu den schneeigen

Kalten, festen, starrenden Brüsten.

Scharf umrahmt von schimmerndem Purpur.

Ernst und schweigend fireckt die Gebieterin

Nach Pierrot die geschmeidigen Hände aus.

Langsam wühlt sie die Finger ins lockige

Haar und preßt fein fieberndes Haupt an

Kalte, feste, starrende Brüste.

(O. E. Hartlebeu.)

In der modernen Lyrik der Belgier mischt sich frauösischer und  
deutscher Einfluß. Die französische Note ist das Hinfstreben zum For-  
malen, das Ausprägen des Gefühlten zur Klarheit, so daß nichts Ver-  
schwimmendes, Undeutlich-Flackerndes übrig bleibt. (dies um so be-  
wunderungswürdiger, als das Dämmernde oft gerade das Ziel, das Ge-  
wollte des Eindrucks ist; die Klarheit der Form scheidet dann über dem  
Dämmernden des Inhalts.) Die deutsche Note ist erkennbar in dem  
Inhaltlichen, in der Gefühlsvertiefung, dem Verklingen im Unendlichen,  
dem Ganz-Personlichen und dem Verknüpfen mit dem All-Einen. So  
daß die Vereinigung, die Eingliederung des einen in das andere, die  
Kongruenz zwischen Inhalt und Form, die bis an die Grenzlinie mit  
Gelingen herangeführt wird, wo Entlehnung und Einfluß zusammen-  
gehen zu dem ganz Eigen-Erakteristischen, in sich eine Vollendung dar-  
stellt, die kulturellen Wert hat.

Klingt es nicht ganz deutsch, wenn v a u L e r b e r g h e das Glück  
mit folgenden Worten empfängt:

## Die moderne Lyrik der Belgier Ernfi Schur

Da ift das Glück. Es kommt ganz facht.  
Wenn man feiner gar nicht gedacht.  
Doch fiir das Glück ifi jederzeit  
Abendlampe und Tifch bereit.  
O. was bringt das Glück für Segen.  
Wie ein reifender Gott auf feinen Wegen.  
Schmückt mit Rofen das ganze Haus.  
Dann ruht es bei uns ein wenig aus.  
Da fchaut es fchon her. Es merkt. was man will.  
Es fpricht kein Wort, Es lächelt nur fiill.  
Dürfen wir Wein und Brot aufwarten  
Oder Früchte vielleicht aus unferem Garten?  
Komm ganz leife und fachte herein  
Zu recht langem Beifammenfein.  
Diefe Nacht fei unfer Gaft du. ja?  
Gehe nicht fort. Bleib da! Bleib da!  
(K. L. Ammer.)

In feiner Naivität ift diefes Bild das gerade Gegenteil Giraudfchet  
Keckheit. Es ift nichts Dekoratives darin. Es ift die Einfachheit eines  
Kinderliedes. Und doch hat es in feiner anpruchslofen Primitivität  
großflächige Erfcheinung. die fich unwillkürlich einprägt. da fie aus dem  
Intimen ein Allgemeines freundlich und eindringlich herausholt. Eine  
mehr malerifche Manier. die das Leben felbft gibt. die verzichtet auf  
fiarre Komposition. auf linear-dekorative Haltung. Es ift Licht und  
Luft in diefen Zeilen. die eine ganze Szenerie kurzerhand aufbauen. frei  
und leicht und zwanglos.

Weich und faft mit läfziger Grazie entfieht unter den Händen diefes  
Dichters die Einheit von Form und Empfindung. Empfindung und Ge-  
ftalt fließen in weichen Linien ineinander. Wenn er z. B. von der  
„Goldenen Backe“ erzählt. die aus Morgenland kommt.» drei junge  
Mädchen trägt fie. und von der dritten heißt es: -

Die dritte war blond und fchlief  
Vorne auf dem Schiff.  
Ihr Haar ifi ins Waffer gefallen.  
Das leuchtet wie Morgenfonnenfirahlen.  
Aus ihren gefchloffenen Augen aber bricht  
Das Licht . . . (K. L. Ammer.)

Auch das ifi malerifch gefehen. malerifch als Empfindungsausdruck.  
Es ift ein geheimer Fluß. eine Bewegung darin. die von einem zum  
andern weiterfließend das Bild. das Ganze abrundet. wie etwa Ludwig  
von Hofmann feine dekorativ-malerifchen Bilder mit einem Rahmen uni-  
396



Ernst Schur: Die moderne Lyrik der Belgier  
gibt. einer farbigen. fließenden Linie. in der das Bild vertieft erscheint.  
fern wie glückselige Gefilde.

Nicht nur die Barke gleitet. die Verfe gleiten. in langsam feierlicher  
Bewegung. Nichts Gewalttätiges stört den Fluß. den gehaltenen  
Rhythmus. Das Dekorative. das an deutsche Märchen (in feiner zarten  
Symbolik. feiner Naivität) erinnert. ergibt sich zwanglos aus der Ein-  
fachheit des Ganzen. Bilder von fanfter Schönheit. die von den Dingen  
nur den Duft mitnimmt.

In dieser Art berührt sich mit Lerberghe M a e t e r l i n c k. der das  
Volksliedmäßige. das Märchenhafte noch fester beibehält und mit diesem  
Allgemeinen das Individuelle zu eigener Form verschmilzt. Lerberghe  
ist allgemeiner; Maeterlinck persönlicher. Infolgedessen nutzt Maeterlinck  
unerschrockener das Alte für sich aus. Die tiefste Schönheit der alten  
Märchen und Sagen schöpft er mit leichter. festerer Hand und freut sich  
an dem Glanz des Alters. Die deutsche Note ist bei Maeterlinck noch  
stärker ausgeprägt; infolgedessen ist Maeterlinck leichter in der Form. die  
er oft unbedenklich auflöst. um eine weichere. hingebendere Kontur zu  
gewinnen. Die Quellen. die die deutsche Romantik speisten. fließen hier  
noch einmal. Die deutsche Romantik war sachlicher. objektiver. Maeter-  
linck ist ganz subjektiv. Die deutschen Romantiker bleiben damit oft  
am Außerlichen haften. Maeterlinck. der in noch umfassenderem Sinne  
ausnußt. legt einen. feinen ganz modernen Sinn hinein und rettet dadurch  
für die moderne Seele Gebiete. die sonst brach liegen. Man spürt hier  
den Unterschied von Kulturen. Denn daß Maeterlinck den Mut und  
die Fähigkeit zu diesem Vorgehen fand. ist ein Zeichen verfeinerter. per-  
sönlicher Kultur. Daß Deutschland diesen Schritt nicht tat. daß die  
deutschen Dichter nicht wagten. der alten Romantik eine neue. moderne  
Entwicklung zu geben. um damit den Sinn für das Formale zu retten.  
(wie sie in Novalis angebahnt war). das lag daran: sie blieben  
in jener Undifferenziertheit befangen. die im Sachlichen verharret. Die  
Gemeinsamkeit des Sagenbegriffes führt aber nicht nur nach Deutschland.  
sondern auch nach Frankreich.

In das Einfache preßt Maeterlinck das Tiefste. Wenn er etwa,  
am Schluß des Gedichts „Der Ungetreue“ sagt:  
Und wenn er nun heischt noch weitere Kunde  
Und fragt mich nach Eurer letzten Stunde?  
- So sag ihm. daß ich gelächelt hab'.  
Er soll nicht weinen an meinem Grab.  
(Paul Remer.)

Die moderne Lyrik der Belgier Ernft Schur  
 Oder das Gedicht: „Sie hatte drei Kronen . . .“. in dem Maeter-  
 linck das Wefen des Weiblichen ahnend umfchreibt:  
 Sie hatte drei Kronen von lauterem Gold.  
 Wem gab fie die Kronen. fprich?  
 Die eine reicht fie den Eltern dar.  
 Die kauften drei Nehe dafür von Gold.  
 Und hielten fie drin. bis es Frühling war.  
 Die andere tät fie den Buhlen weihn.  
 Die kauften drei filberne Garne fein  
 Und hielten fie bis zum Herbft darin.  
 Die dritte gibt fie den Kindern hin.  
 Die kauften drei eiferner Feffeln Zwang.  
 Drin blieb fie gekettet den Winter lang . . .  
 (Fr. von Oppeln-Bronikowski.)  
 Der franzöfifche Einfchlag gibt diefen Lyrikern gerade fo viel vom  
 Rhetorifchen. das ausreicht. den Worten und den Beziehungen formale  
 Klarheit zu geben. Der deutfche Einfchlag gibt ihnen fo viel. daß in  
 diefe Form leichtfliißig der Inhalt ftrömt.  
 Alte Sagen erhalten neue Deutung; das Menfchliche wird in  
 ihnen offenbar. Tatfächliches erhält feelifche Beziehung. Dadurch über-  
 wiegt fchließlich das Moderne. Individuelle; es ift das Entfcheidend-  
 Stärkere gegenüber dem Archaiftifchen. Der franzöfifche Einfchlag läßt  
 fie die Tradition fchähen. als Halt. als Leitung. Das parvenuhafte  
 Selbft-Sein-Wollen fehlt ihnen. Dadurch gelingt es ihnen. dem Alten  
 neuen Inhalt zu geben. Das Archaiftifche der „Sieben Mädchen von  
 Orlamünde“ erhält moderne Prägung. Denn was anders ift es. als  
 das ganz moderne Gefühl weher' Sehnfucht. wenn der Schluß lautet:  
 Steigen in hallende Grotten nieder.  
 Wagen fich noch tiefer hinab.  
 Finden eine Tür verchloffen.  
 Goldner Schlüffel fchließt fie ab.  
 Sehn im Spalt des Meeres Fließen.  
 Fürchten alle den Tod.  
 Wagen fie nicht aufzufchließen.  
 Poäzen dran in ihrer Not . . .  
 (Fr. von Oppeln-Bronikowski.)  
 Auch Maeterlinck ift ein Künftler der Linie. Er gibt nicht blendende  
 Farben. Sacht verchlingen fich bei feinen Worten Linien miteinander.  
 So bewältigen diefe Dichter die unmittelbare Gegenwart (ihrem  
 feelifchen Gehalt nach). ohne ins Triviale äußerer Nachahmung zu ver-  
 398

Ernst Schur: Die moderne Lyrik der Belgier  
fallen. Ihre Suggestivkraft ist faunenerregend. Indem sie das Dasein  
aus dem Gefühl (und nicht aus den Objekten) auftauchen lassen, wird  
die Wirklichkeit vor ihnen zum Bild, und die Dinge dienen dem Künstler.  
Wie wenn etwa G e o r g e s R e n c y in dem Gedicht „Regen“ das  
Bild der Stadt also benutzt:

Im Licht der Gaslaternen, so gepeinigend matt.

In der Bogenlampen grellweißem Schein

Durchzieh' ich die abendliche Stadt

Mit meiner Schwermut ganz allein.

Und sie weint so trüb und still

In den Regen, der nimmer enden will.

(Otto Hauser.)

Hier ist das Objekt fast ganz aufgelöst und erscheint nur als Mittel,  
als gefühlvoller Faktor, der sich nachgiebig in die Harmonie des Ganzen  
dienend fügt. Es ist wie ein Bild von Munch, dessen dekorativer  
Schwung, der auf gefühlvollem Erleben beruht, den Dingen ebenfalls Ge-  
walt antut, sie mit der Gewalt des intuitiven Erfassens zu lebenden  
Wesen macht: „Die Stadt weint so trüb und still . . . Das Objekt  
schwindet; das Subjekt gibt sich in den Dingen, sie verstehen mit ihm neu.  
In dieser Hereinbeziehung der toten Dinge, zur Widerspiegelung des  
Ich und der gefühlvollen Beziehungen dienend, ist G e o r g e s R o d e n-  
bach Meister. In oft ganz künstlicher Manier geht er hier vor; dennoch  
haftet ihr nichts Ungefundenes an. Es ist das Recht des Dichters, sich  
der Dinge zu bedienen, und wenn es ihm gelingt, das Tote lebendig zu  
machen und sich seiner zur Darstellung eines Gemütszustandes zu be-  
dienen in einer so persönlichen Art, daß daraus das Lebendige, Kraft-  
volle sofort herauspringt, so fühlen wir nur das Können, die Kunst.  
Und Kunst, sei sie auch inhaltlich noch so pervers, ist immer etwas ganz  
Positives. Und hier haben wir das Gefühl: die toten Dinge leben  
noch, wie sie im Märchen leben. Etwas Jugendliches spüren wir, trotz  
der müden Allüren. Und immer wieder gelingt es den Dichtern, das  
Sachliche zu einem Seelichen zu formen, das Sein ins Werden wieder  
hinübergleiten zu lassen, wo die festen, starren Dinge von neuem in Glut  
getaucht werden und sich zu neuer Erscheinung schmelzen lassen. Durch-  
glüht von der Gewalt schöpferischen Willens stehen sie lebendig vor uns.  
Besonders bei Rodenbach, der sich mehr an die Gegenwart hält,  
dem gerade das Hineinragen des Vergangenen in das gegenwärtige  
Leben Stimmungen von typischer Prägnanz gibt, wird diese Fähigkeit  
offenbar. Zum Beispiel in den folgenden „Spiegeln“:

Die moderne Lyrik der Belgier Ernfi Schur  
An jenen kurzen Spätdezembertagen fchimmern  
Stehenden Waffern gleich die Spiegel in den Zimmern.  
Und willft du ihrer Schwermut fernen Grund erkunden.  
Die Angefichte find\*s. die einft in fchönen Stunden  
In ihren Quellen fich gefpiegelt lächelmilde.  
(Otto Haufer.)

Oder wenn Rodenbach fich in „Brügge“ felbft gibt; die Stadt  
dient ihm dazu. fein Wefen zu entfchleiern. feine Melancholie. feine  
Trauer. die doch alles treu widerfpiegeln. da fie unbewegt ftehen. wie  
ftille Waffer. die das Spiegelbild ohne Falfch zeigen:  
Und ift es fchöner nicht. wenn die gefüllten Wäffer  
Statt jener Schiffe. die einfi ihre Woge trug.  
Die großen Wolken fpiegeln im Vorüberflug.  
Wenn fie. was ewig ift. im Spiegel wiederfagen  
Und vom Azur ihr Farbenpiel verengelt fcheint.  
Vom Tage. deffen Tod das Abendrot beweint?!  
Und alfo find wir. wie der Himmel will. der ferne.  
Spiegeln getreu ihn fonnenhell und regenmatt.  
All feine Wundergärten. all die Tränenferne.  
Ich fo wie du. \_ o meine Schwefter. tote Stadt!  
(Otto Haufer.)

Matte. gebrochene Farben. Dekorativ lineare Haltung. Man  
denkt an Toorop. Das Kulturelle überwiegt das Natürliche. fofern man  
diefe Gegenfaßformulierung nur als Hindeutung nehmen will. nicht als  
Behauptung. Diefes Kultur zeigt eine feine Menfchlichkeit. die genährt  
ift von dem Wiffen um alle Dinge. Darum das Verftehen tiefer Re-  
gungen. die kaum die Oberfläche kräufeln machen. Dies wirkt um  
fo feiner. als die Worte. der Ausdruck zur Einfachheit. zur Klarheit  
fireben.

Ruhe ift in diefen Reichen. Und diefe Ruhe gibt die Vorfiellung  
eines Größeren. Allgemeinen. Reife treibt hier nicht zur Trennung.  
zur Proberei mit Überlegenheitspöfen. Das Ungefüme des Individuellen  
reicht nur fo weit. das künflerifche Wollen zu nähren. und es behauptet  
in diefem Können allein feinen Wert. Diefes fanfte Leben fchimmert  
unter dem Allgemeinen hindurch. wie wir in einem Körper die Adern  
auffchimmern fehen.

Man denkt bei diefen matten Farben. bei diefen feinen und doch  
fo ausdrucksvollen Linien an die Schönheit der japanifchen Holzfnitte.  
an die ornamentalen Linien. an die weiche Sanftheit ihrer Farben.  
Diefes Melancholie erinnert den tiefer Horchenden daran. daß hier  
keine eigenfiarke Kultur wuchs. fondern Zucht und Intelligenz die Mittel  
400

-.TAD 3.?— .LU  
“33.5 „JN-W . . u Q o a \_  
é.  
.,.: .K \*

P  
Pr; 7  
b-  
. .11; „2c,



## Ernst Schur: Die moderne Lyrik der Belgier

aus anderen Kulturen übernehmen. Doch ist diese Künstlichkeit, wenn man  
so will, so edel, die Menschlichkeit so reif, die Seele so differenziert, daß  
wir eher die Schönheit bewundern, als daß wir an der plumpen Erden-  
haftigkeit jener Bemerkung haften bleiben, die befagt, daß diese Wurzeln  
nicht in eigenes Erdreich tief sich hineinranken. Die Blüten erscheinen  
um so schöner. Sie haben den Bodengeruch überwunden. Und in  
schleierhafter Schönheit wiegen sie sich leicht im Winde.

Dennoch ragt plötzlich eine Erscheinung auf, die imponierend über das  
Leben gebietet, kraftvoll und markig: E m i l e V e r h a e r e n. Er tut  
eine \*neue Note hinzu. Zwar hat auch er den melancholischen Grundton  
aber er ist vertiefter, mächtiger. Seine Gefänge haben den Klang rau-  
schender Orgeltöne. Er liebt das Düstere, Dunkle als Hintergrund.  
Farben heben sich davon tief ab; er ist nicht Linienkünstler. Er liebt  
das Dunkel und die Dämmerung. Er zieht Gefalten darin leben, die  
nach Dafein rufen. Er gibt seinen Dichtungen Perspektive und Tiefe,  
er überwindet das Flächig-Dekorative, in dem die anderen verharren.  
So baut er aus dem Zufällig-Seienden Bilder von großartiger  
Stimmungswucht. Er schildert nicht, er reiht nicht Tatsächlichkeiten an-  
einander. Er tränkt die Dinge mit feinem Blut, und da dieses glühend  
und schwer wallt, erfährt ein hinreißendes Leben. Aus dem Einzelnen  
schafft er ein Ganzes.

Ein solches Lied beginnt etwa:

Die alten, traurig-füßen Lieder von der Straße  
Mit ihrem schalen Reim und abgebrauchten Leid.  
Mit ihrem Holpern falsch gefeßter Silbenmaße.  
Sind noch viel düstrier Sonntags und zur Abendzeit.  
Wenn Licht und Laute sanft verflochten in der Stille.  
(Stefan Zweig.)

Das sind volle, sonore Klänge, Bilder, die ein Letztes ausschöpfen  
und es rückwärts fagen.

Oder die Zeilen aus der „Müdigkeit“:

Aus fernen Abendtiefen klagen arme Melodien.  
Manch mattes Liederwort von einem müden Mund;  
Landstreicher wandern fingend durch die Tale und  
Zieh weiter ihren Weg - wer weiß, wer weiß, wohin?  
(Stefan Zweig.)

Mit wuchtiger Hand sind große Eindrücke zusammengebaut, die sich  
zu einem Ganzen fügen, Es lebt ein elementares All-Empfinden darin.  
Das einzelne hat volle Existenz für sich - sonst gibt meist nur die Be-  
ziehung die Farbe - und strebt doch zu einem großgefügt Ganzen.

## Die moderne Lyrik der Belgier Ernfi Schur

Und fo gelingt es Verhaeren. die düftere Kraft der alten Balladen mit modernen Mitteln zu erreichen. ohne in jenen bänkelfängerhaften. archaisiifchen Ton zu verfallen. der bei unferen patentierten Balladen-dichtern beliebt ift. Er hat fich ganz davon befreit und fteht den Elementen als ein Großer gegenüber.

Wie prachtvoll löft er die Natur-einheit auf. um. fie zu feinen Zwecken benußend. fie. fchließlich doch zur Schöpfung erhöht. auferftehen zu laffen. in dem Gedicht „Ein Abend“:

Der Sonnenuntergang legt wie ein Bößerhemd  
Aufs Land den Frieden und die Ruh der Abendfiunde.  
Scharf heben fich auf byzantinifch-goldnem Grunde  
Die Dinge alle ab. doch rätfelhaft und fremd.  
Der Hagel ließ ein Schloßenheer die Luft durchzifchen.  
Nun glänzt der Himmel wie der Plaf vor einem Dom;  
Im Weften allgemach erlifcht der Feuerftrom.  
Wo Tagesgeld und Silberlicht der Nacht fich mifchen.  
Leer ift der Horizont und öd es zieht fiäf bloß  
Durch Brachgefilde. hier und da be|o>t mit Ginfter.  
Eine Allee mit Eichen. riefig ftarr und finfter.  
Weithin bis zu den nächften Farmen. endelos.  
Die Bäume gehn. fie gehn - wie Mönche wohl als Tröfter  
Im Leichenzuge gehen. von Abendgram erfüllt.  
Wie einfi die Bößer zogen. ganz in Schwarz gehüllt.  
Bis ihnen fern der Friede winkte alter Klöfter.  
Und wie die nackten Bäume fo im Dämmerflor  
In langer Doppelreihe auf zum Weften fchreiten.  
Wo blutrot ein Päonienfeld fich fcheint zu breiten.  
Ifi es. als zögen fie zu ihrem Gott empor.  
Die fchwarzen Mönche mit den abendtrüben Herzen;  
Doch im Azur weit über ihrem ganzen Pfad  
Erblickt fäzon hell von goldnen Sternen eine Saat,  
Gleich Flammen ihrer hohen. unfichtbaren Kerzen.  
(Otto Hauser.)

Das find Bilder von dekorativer Schönheit. die fich mit zwingender Gewalt loslöfen von dem düftern Grunde. Kein Schildern. ein Schaffen. Das Formale wie das Inhaltliche gleich mächtig zur Wefenheit gefieigert und fich unauflöslich bis zum Eins-Sein durchdringend. Eine neue Volkskraft feßt fich damit durch und gewinnt mit elementarer Macht. von allem Kleinen. Primitivem gereinigt. künftlerifche Form!



Die kulturellen Werte des Theaters.

XXX/Ü

Karl Joel:

Ihre Anfragen beantworte ich in der Voraussetzung, daß Sie mich nicht als „Fachautorität für das Theater“ nehmen: ich bin nur, wie die alten Philosophen von sich sagten, Zuschauer bei den Wettkämpfen. Meine Antwort auf die erste Frage nach dem Einfluß des Theaters auf meine ethische und ästhetische Bildung wird wohl typisch ausfallen für so manche, die in den achtziger Jahren ihre Entwicklung erlebten. Wer damals in der Hochflut des Wagnertums sich an Aufführungen auf ersten Bühnen (nur auf ihnen!) das junge Herz labte und vollzog, der hat Weihen fürs Leben mitbekommen, vielleicht einen gar zu heißen Überfihrang, daß ihn die heutige Jugend oft so alt und kalt und kurzatmig anmutet, aber zugleich einen Leidens- und Siegermut, der ihm die Seele noch fingen machte, wenn ihm die Füße wund wurden auf harten, dornigen Lebenswegen. Was uns blieb von Wagner, das war die Überzeugung nicht nur von der möglichen Einheit oder vielmehr vom Ineinanderleben der Künfte, nein, auch vom Ineinanderleben von Kunst und Leben, von der Kunst als Lebensstimmung, von der Kunst, die den ganzen Menschen angeht, nicht nur sein Auge und Ohr und seine Mußestunden, die ihn einhüllt wie eine Toga gegen das unreine, kalte Leben, und schüßt wie eine Mutter, die Überzeugung vor allem vom heiligen Ernst der Kunst selbst in unklarer Zeit und endlich die Überzeugung vom Ineinanderleben von Kunst, und gerade dramatischer Kunst, und Philosophie. Man wundere sich nicht: die Fabel von der Einheit des größten Denkers und des größten Dichters Englands ruht darauf, daß Bacon und Shakespeare durch die Notwendigkeit eines Zeit- und Volksgeistes geboren wurden. Die italienische Renaissance, überreich fons an allen Künften, hat statt des klassischen Dramas die Dialoge Giordano Brunos, Sokrates, der die klassische Philosophie der Antike heraufführte, läßt sich an keine philosophischen Vorläufer anknüpfen, wohl aber an die klassischen Dramatiker, als deren Erben und Fortsetzer die Sokratiker ihre Dialoge dichten. Platon voran, der, wie es heißt, als Tragödiendichter begann, der die

26\* 403

## Die kulturellen Werte des Theaters

Mimen des Sophron nach Athen brachte. fierbend noch feinen Ariftophanes unter dem Kopfkiffen hatte. und den felbft aufzuführen (trotz Taffos Widerfpruch) fich unter beftimmten Bedingungen wohl verlohnte.

Die römifche Kaiferzeit hat es getan; die Dufe hat es geplant. Und wie fo Drama und Philofophie öfter gefchiehtlich ineinanderlebten. fo fieht Wagner als notwendiger Vermittler in der philofophifchen Pauze zwifchen Schopenhauer und Rießfche. fein Triftan (noch unbewußt) die höchfte Ausgestaltung Sehopenhauers. fein Siegfried die Vorgefaltung des übermenfchen.

Neben Wagner. doch in weitem Intenfitätsabftand hinter ihm wirkte auf der modernen Bühne damals wohl nur noch einer bildend. neben dem Bacchanten der oft wohlthätige Ernüchterer: Ibfen. und er erzog durch die männliche Zucht. durch die aus myfifcher Säfwüle fich herausringende Plafiik. duräj den fchneidenden Wahrheitsfinn feiner Dramatik. und auch er ein unbewußter Vermittler zwifchen philofophifchen Zeittendenzen. zwifchen Peffimismus und Realismus! Daß aber zwifchen Realismus und Romantik die Sehnfucht blieb nach dem klaffifchen Ausgleich und das ungefättigte Epigonengefühl. dafür forgte das klaffifche Drama. damals wiederbelebt durch neue Bühnenmöglichkeiten (Meininger. Münchener Shakefpearebühne. Devrients Fauftinfzenierung u. dergl.).

Mit alledem habe ich fchon Ihre zweite Frage nach der Fähigkeit des Theaters zu kultureller Erziehung mehr oder minder bejaht. Aber eben nur die Fähigkeit ift bejaht. Denn das Theater ift zu allem fähig. wie eben der Spiegel alles wiedergibt. Aber es ift mehr als des Lebens Spiegelung. es ift feine Sichtbarmachung. feine Steigerung. feine Monumentalifierung. Es hat feine Nahrung. feine Höhe und Grenze nur im Leben felbft; es ift die Verlebendigung als folche. fiir die unfer Leben nur Schattenriß ift. Es faugt das Leben aus allen Poren mit allen Kräften ein. es ift der Durchgang aller Lebensideale. aller Weltanfchauungen und Berufe von der Religion bis zur Kuppelei. von der Myfterienbühne bis zum Tingeltangel. der Durchgang aller Künfte von der Architektur bis zum Ballet. die Kunft der Künfte. die allein von allen zugleich in Raum und Zeit und auf mehrere Sinne wirkt. und es ift das Kaleidofkop aller Leidenfchaften. es hat aus Lachen und Weinen des Menfchenherzens zwei eigene Künfte gefchaffen und kann zugleich unter der tragifchen Maske lachen und unter der komifchen weinen und taufend Masken aufßeßen und taufend wegwerfen. Das Theater ift mit einem Wort das größte. gefaltungsfähigfte. allfeitige Organ der Menfchen.

Karl Iööl

feeleez der Proteus. Und darum ift es die Kunft in ihrer höchften Maäzt-  
fülle und größten Gefährlichkeit die Kunft als Staatf als Organismus  
und als Ungeheuer. Es ifi die Konzentration und der Kampf aller  
Künfte. die auf dem Theater in ihrer Wirkung konkurrieren7 fich be-  
drohen. ja fich widerfprechen. Es bindet die fchwerfie der Künfiez in  
der nur die männliihften Mannesgeifter fiegtten. mit der weiblichften  
Kunft, in der allein die Frauen die Männer faft übertrafen. es bindet  
in Drama und Schaufpielkunft die höchfie Schöpferkraft mit der emp-  
fänglichften Nachbildung. Es fucht durch die größte Lüge. indem es eine  
Welt von Leben in drei Stunden auf zwanzig Quadratmeter banntz die  
Wahrheit ins grellfte Licht zu fehen. Es ift die Zauberei als Wirklich-  
keit. die fiärkfte Realifierung des Idealen. der Sieg der Illufion. die  
Hineinfteellung eines ganzen zweiten Lebens in das wirkliche.

Aber das alles fagt nicht genug; denn das Theater ift nicht nur das All-  
inftrument. das Maffenorgan. fofern es die Gebenden. die aktiven Kräfte  
konzentriert vom Dichter bis zum Lampenpußerz neinf es konzentriert ja  
auch die Empfangenden zum Publikum und fieigert noch dadurch nach  
dem Gefeeß der Mengez das die geballte Muffe fich entzündten läßt die  
Wirkung ins Unberechenbare. Der einzelne Zufchauer ift flumm und  
leer. in der Maffe wird er zum ficheren Richter. zum Fanatiker. Es ift  
die fozialfte der Künfte. die Kunft der Öffentlichkeit, Und fo kann das  
Theater als Maffenwirkung zu allem werden7 zur Kirche. zum Parlament.  
zum Bacchanal. Man kann mit dem Theater zu allem hindrängen. von  
allem abziehen. Die Kriegsdemonftrationen gegen den erlen Napoleon  
begannen bei einer Schilleraufführung im Berliner Theater; die belgifche  
Revolution brach los mit einer Aufführung der „Stummen von Portici“.  
Zugleich aber fuchte Metternich durch die Wiener Theaterblüte von der  
Politik abzulenken, und die Regierung foll 1848 den Berliner Studenten  
Theaterbilletten nach Frankfurt a. O. gefchenkt haben. Das Theater kann  
alles. Und darum fordert der größte Idealift unter den Philofophenf  
der bis ins Herz hinein ethifch-äfhethifche Platon, daß man dem, der  
„fich künfilicherweife vielgefialtig zeigen und alle Dinge nachahmen kann“,  
also dem Dramatiker „Verehrung bezeuge als einem heiligen und wunder-  
baren und anmutigen Manne und ihnz das Haupt mit vieler Salbe be-  
goffen und mitWolle bekränntz geleite-aus derStadt hinaus aufNimmer-  
wiederfehen.“ Denn er ift ein gefährlicher Mann. Ni>7t die ruhige.  
harmonifche- fondern die gereiztc und wechfelreiche Gemütsfteimmungz  
fagt Platon- führt der Dramatiker uns vor, „und jenes Tränenreiche und  
405

Die kulturellen Werte des Theaters

Spaßlufte und Erotische und Begehrliche und Heftige in uns- kurz alles Säflechte das beherrscht werden soll und ausgehungert und ausgetrocknet das eben nährt er und begießt er zu unfarm und des Staates Verderben.“ Und darum weist Platon den Dramatiker aus feinem Idealstaat hinaus- wahrlich nicht aus Unterfchätzung f sondern aus Überfchätzung der dramatischen Wirkung.

Man begriff etwas von dieser maffiven, berückenden Wirkung griechischer Tragödien bei ihren Neuaufführungen in Wilamowitz' Überfetzung unter Reinhardts Regie- namentlich beim fcheinbar Lächerlichen bei den uojs0u0 gesprochenen Chören in denen die Klage (dura) so viel Zungen- Mienen und (Heften gebroäfen und vervielfältigt zum Himmel ftieg, Und ich daäzte dabei- daß heute in Deutschland der Humanismus in Lebensgefahr fchwebt und daß doch ein Goethebund gegründet wardz der unter dem Zeichen des großen Hellenen um Ziele verlegen war7 und daß unter den tausend Idealisten den zehntausend Mäcenen den hunderttausend Theaterpraktikern in deutschen Landen sich keiner findet- der uns ein Bayreuth für die antike Bühne gründete! Wahrlich reinere tragische Wirkung wird man kaum erleben, fester gebaute Mufter wird unfere irrlichternde Dramatik nicht finden eindringlicher wird die Antike ihre unvergängliche Macht nicht beglaubigen. Ich fehe im Theater einen lebendigen Quell hiftorischer Bildung- aus dem noch zu wenig gefchöpft wordenF einen lebendigen Seelenvermittler der Zeiten und Völker. Was ift uns das England vor drei und mehr Jahrhunderten? Und wie lebt Shakespeare und seine Königsdramen! Wie viel mehr als Dante und Milton- wie viel mehr als alle Hiftoriker! Und die Befiegten von Sedan haben den Siegern zu verzeihen begonnen nicht in Berlin- sondern in Bayreuth! Zwei lehrreiche Notizen brachten mir\*jüngft die Zeitungen. Eine englische Lehrerin bemühte sich vergebens- den Kindern die Gefächte des Landes deutlich zu machen- bis sie darauf verfiel- einzelne Szenen daraus mit einfachen Mitteln durch die Schüler felbst aufführen zu lassen, und der Erfolg war erstaunlich. Sollte unfere P ä d a g o g i k nichts daraus für das Theater lernen und unfere Theater nichts für die Pädagogik? Die andere Notiz erinnert daß Goethe ein| zur Verbreitung der deutschen Sprache in den neuen polnischen Landesteilen Preußens vorschlug durch Wandertruppen Szenen aus dem Leben felbst in Dörfern vorführen zu lassen. Ob unfere Polenpolitik gar nichts daraus lernen könnte? Das Theater als lockendeBerliß-School und als fpielende Veranfgaulichung der

Kulturüberlegenheit ohne allen Zwang! Haben nicht italienische und französische Theater im galanten Zeitalter die deutschen Höfe romanisieren helfen ? Aber nicht nur Sprachverbreiter in der Fremde Sprach-erzieher in der Heimat brauchen wir. In unsern Ländern wo Rhetor und Rezitator wenig Bedeutung lehrte das Theater die Sprache reinigen, veredeln und erfrischen. Wichtiger noch ist die Erziehung zum Stil- zur edlen- freien Gestalt zur großen Linie oder leichten Grazie. Ich spreche hier wider meine Natur die schauspielerisch ganz unfähig ist. Ich glaube an die Zukunft des deutschen Lebens- gerade weil es keine Form noch nicht gefunden- weil es noch nicht ausgereift ist zur Selbstdarstellung. Die Deutschen dürfen sich rühmen. das Volk ohne Pöbel zu fein. Aber die Pöbel ist eben doch nur die leere Form und Aristoteles hat recht daß alles Werden zur Form strebt die nun einmal die Vollendung die Krönung des Seins ist. Es ist bei uns nur ein Menschentypus ein Stil herausgeprägt der wahrlich stark und voll ist der bleiben soll. der aber nie Gesamtkunstwerk werden kann weil er mehr Berufskunst ist der militärische. Der deutsche Leutnant ist eine festgeprägte Figur - aber wäre er möglich geworden ohne die Schaustellung der Parade? An den europäischen Fremdenorten erkennt man sofort die Deutschen auf hundert Schritt an jener Ungeprägtheit der Form- jener Unstilhaftigkeit. die versöhnungsvoll ist die aber überwunden werden muß. wenn ein Volk zur Weltpolitik berufen ist. Franzosen und Engländer verstanden ganze Völker zu Profelyten zu machen. Eine erfolgreichste Germanisierung (ob in Polen oder in den Kolonien) wird es erst geben wenn es einen imponierenden deutschen Lebensstil "gibt, Das Volk der tiefsten Innerlichkeit darf nichts einbüßen von seinem Lebensgut aber ein Weltgut ein ewiger Kultureinschlag kann diese Innerlichkeit erst werden. wenn sie ohne sich preiszugeben sich mitteilt sich entfaltet in der Äußerlichkeit. Die Deutschen sind das untheatralischste Volk - darum brauchen sie gerade das Theater. Sie sind die Antipoden der Italiener, denen das Theater mehr Natur als Kunst ist, die ein großes Drama nicht erzeugen konnten weil sie es zu sehr lebten. In Shakespeare und Calderon erhielt sich die Renaissance objektiver monumental abgefaßt. Und im tiefsten Engländer und Spanier spürt man in letzter Erstarrung noch etwas von der großen Linie Shakespeares und Calderons. Gewiß. ein Volk kann durch das Theater nur zu sehr erzogen werden wie vielleicht die Franzosen deren jetziger Premierminister aber durch seine Theaterfreudigkeit nichts an Energie verloren. Napoleon- Talmas Freund. der

feinen höchsten Triumph feiert, indem er das fäulliche fkausajs vor einem Parterre von Königen spielen läßt, und der von Goethe ein Cäsar-drama fordert. Doch jener Pariser Dichter mit seiner Apologie des Dynamitarden: denn „ach, die Pöbe des Anarchisten ist doch schön!“ - er zeigt, daß die Pöbe zum Verbrechen locken kann. Aber gilt nicht vielleicht auch das Umgekehrte? Das führt auf ein moralisches Kapitel. Vom Räuberhauptmann Mufolino las ich, daß er im Zuchthaus mit Begeisterung dichtet. Ob nicht im Verbrechen viel Romantik steckt, die sich nicht entladen konnte? Lombroso weiß davon nichts, aber die Alten waren bessere Pöbologen, da sie im Theater die Entladung, Mäßigung, Veredlung, die „Reinigung der Affekte“ fanden. Wir Großstädter in freien oder höheren Berufen sind ja blind gegen all die mühsam verhaltene und oft nur gewaltfam hervorbrechende Sehnfucht des Volkes nach stärkerem, besonderem Erlebnis in Schau oder Tat, nach persönlicher Entfaltung mitten im Maffen Schritt der Tagesarbeit, nach irgend einer Darstellung von Heldentum, irgend einem Über sich hinausleben, irgend einer blutfauenden und rafcher treibenden Durchbrechung des Lebensrhythmus. Und all jenen zehnmal mehr geistig als leiblich Armen, die nichts hören als das Ticktack von des Subalterndiensts ewig gleiäßgeftellter Uhr und das sich im Einerlei der Tage drehende Mühlrad der Arbeit, was bleibt ihnen an Besonderem und Fefklichem? Die Langeweile, der Sonntagsraufch, die Wirtshausprügelei, der Streik, das Tingeltangel, der Kolportageroman und das Verbrechen. Ja, das Verbrechen bleibt als stärkste individuelle Entfaltung, als einziges Heldentum, einzige Romantik in jenem dumpfen Gleichmaß in Dorf und Kleinstadt, von denen die Zeitungen nichts zu melden haben als Unglücksfälle und Untaten. Wenn die Ideale nicht ihren eingeborenen Weg nach oben hinaus können, so kehren sie sich in ihr Gegenteil; der Teufel ist ein gefallener Engel. Gewiß, die Menschen der Masse sind selten zur individuellen Tat, zum wahren Heldentum berufen. Aber das Befondere, das auch sie erleben wollen, können sie erleben im Schauen oder im Darstellen, und sie können die ungezügelter Affekte, Eitelkeiten und Sehnfüchte unfehädlich erlöfen und zügeln, befreien und adeln im dramatischen Spiel. Nur nicht im naturalistischen! Denn das Volk will in der Kunst die Erlöfung von sich selbst, wie wir alle es wollen; der Naturalismus ist eben nur eine Romantik. Das wahre Volksfestspiel ist nie naturalistisch. Man glaube nur nicht, daß Volkschaufpiele verweltlichen, veräußerlichen, verführen müßten. Das antike Theater erfand in Volks-

chören aus dem Gottesdienft. als Gottesdienft. Die Gläubigkeit des Mittelalters schuf die Myfterienbühne. die noch im Fauf und Parfifal in unfere höchfte Kunft ragt. Oberammergeau kann Ungläubige erbauen. Und ich kenne ein Volk. vielleicht das nüchternfte. ruhigfte, befonnenfte der Erde. das fait einen Kultus der Fefifpiele treibt. das keine Schau- pieler hervorbringt. weil es fein eigener Schaufpieler ift. Ich fragte mich oft. was das weit mehr als andere Völker in feinen Kantonen aus- einanderlebende Schweizervolk noch eint. Auch diefe reinften Republi- kaner haben ihren König: er heißt der Tell. und ein Dramatiker hat ihm feinen Palaft gebaut. Man fehe aus der Tellaufführung in Kellers Grünem Heinrich. welche patriotifchen und fonftigen idealen und leben- digen Kräfte das Volksfeftfpiel auslöfen kann. Und war's im alten Hellas anders? Als der greife Ernft Eurtius. der Auferwecker Olympias. eins der Basler Feftfiele fah. bei dem zweitaufend Koftümierte auf- traten vor einer mit mehr als zehntaufend Zufchauern befeßten Berg- halde. da gedachte er Olympias. Und find nicht die Weimarer oder Meininger Bühne allein fchon genügende Rechtfertigungen der deutſchen Kleinftaaterei - und genügende Überwindungen? Denn man fpielte nicht herzoglich. fondern deutſch. und die deutſche Einheit ward zuerft geiftig wiedererobert in Weimar.

Das Drama gehört in den gefeigerten Lebensprozeß eines Volkes. bringt ihn zum Ausdruck und kehrt wieder in ihn zurü>. Gefchichte wird Phantafie. und Phantafie wird Gefchichte. Die Gefchichte ift felber dramatifch. aber. fagt Arifioteles. die Poefie ift wahrer als die Gefchichte. Urtriebe und Urkräfte der Volksfeele fteigen auf in Ödipus und Fauf. in Tell und Siegfried. Grundgeftalten des Menfchenlebens enthüllen fich. Die grauen Schemen Eiferfucht. Heuchelei. Liebesuntreue - wie leben fie in Othello. Tartüffe. Don Iuan! Aber das Theater als m o r a- li f ch e A n f t a l t? Äußerlich ifi's eher das Gegenteil. Man nehme des größten Dramatikers Lear. Macbeth. Falftaff. Jago. Shylock. Richard III.: wenn fie unferes Lebens Vorbilder würden. fo könnte man nur fchwanken. ob man die Menfchheit mehr in ein Zuchthaus oder in ein Narrenhaus fperren müßte. Eine Frau erfchlägt ihren Mann und wird von ihrem eigenen Sohn erfchlagen. Welch gemeine Bande aus einem Kolportage- roman! Ein Mann erfchlägt feinen Vater. heiratet feine Mutter und fticht fich die Augen aus. Wie ekelhaft alles! Aber auf der klaffifchen Bühne heißen diefe Gefchichten Orefie und Ödipus! Gegen Don Iuan find ja doch unfere tollften Lebemänner indifche Büber. und man hat

## Die kulturellen Werte des Theaters

berechnet. daß Wagner für alle Verbrechen in feinen Nibelungen mehrere tausend Jahre Zuchthaus abüßen müßte. was ihm manche vielleicht gönnen. Aber die moralische Anstalt? Die Bühne gibt das Leben in der Projektion. sie muß auch die moralischen Dimensionen vergrößern. und gerade in der Vergrößerung liegt eine Reinigung. Eine kleine Kokotte auf der Bühne kann sehr unmoralisch. Meffalina aber kann moralisch wirken. Jene Shakespearegefallen sind so große Schurken. daß sie schon nicht mehr als Schurken. sondern nur noch groß wirken wie Naturkräfte. Es gibt nur ein Unmoralisches auf der Bühne: das realistisch Kleinliche. Die unmoralische Wirkung ist einfach ein Kunstfehler. und so ist die wahrhaft moralische Zensur die künstlerische. Die großen Bühnengefallen sind dreifach geschützt vor unmoralischer Wirkung. Größe schafft Distanz. sie verbietet die billige Vergleichung. Nachahmung. Anwendung. Ehrt die Rampe. nicht nur weil sie leuchtet. sondern weil sie trennt! Drüben ist eine andere. höhere Welt. Nur der Ungläubige findet die Bibel unmoralisch. Gewiß führen Brücken hinüber zur andern Welt. Seelenbrücken; denn jene Bühnengefallen sind nur Ausgealtungen eures eigenen Lebens. Fortsetzungen. Steigerungen eurer eigenen Triebe. Aber eben als Steigerungen wiederum wirken auch jene Sünder moralisch. Nicht bloß im gewöhnlichen Sinne. weil sie als Karikaturen. als Teufel abschrecken. nein. auch gerade weil sie ihr Gift auspräßen. weil sie eure Triebe feigern bis zur Entladung. bis zur Erlösung. weil sie eure Seelendämonen in der äußersten Konsequenz sich austoben. sich ausleben lassen. weil sie nach Goethes Rezept euch des Quälenden entledigen durch erschöpfende Darstellung. durch Objektivierung. durch Konfession. Und endlich wirken sie moralisch. weil sie nicht allein bleiben und fortleben. sondern im Drama auch sich selbst erschöpfen und ausatmen. sich selbst richten. weil sie als Dissonanzen eingehen. sich auflösen in die Harmonie des Kunstwerks. wie die dunklen Gefallen des Bösen als Folie zum Lichten und Stachel zum Guten umschlagen in Jakob Böhm's Weltmysterium. Und ist nicht alles Moralische als Kampf des Guten und Bösen schon selber dramatisch? Wie sollte das Drama nicht moralisch bedeutungsvoll sein! Drama heißt Handlung. und die Moral redet zum handelnden Willen. dessen Poesie die Dramatik ist. Und sie gibt die höchst plastische Plastik der Charaktere und bildet und schärft so unser Richterurteil. Und das Theatendrama und die Gesellschaftsatire peitschen unser Gewissen. Wir haben nicht mehr Pranger und Ferne. aber wir haben die Bühne!



Endlich die Frage über die kulturellen Fähigkeiten des modernen Theaters! Ich glaube, daß wir wie kaum eine Epoche Antriebe und Mittel haben für eine Hochblüte der Dramatik. Wir haben ein gefteigertes und konzentriertes Leben, wie es das Theater braucht. Mit dem Zug vom Land in die Stadt, mit dem rapiden Wachstum der Großstädte mit der Hegemonie Berlins wuchs und wächst der Theatergeist. Das Drama ist im Wesen städtisch, wie das Epos in der Wurzel höfisch und die Lyrik ländlich. Salon und Markt gehen sich in der Polyphonie des Dramas ab; aus einsamer Ferne monologisieren Fremde und Spitteler. Wir sind ferner nicht nur sozialer, sondern zugleich egoistischer, persönlicher, differenzierter geworden - reichere dramatische Konflikte liegen dadurch in der Luft. Der „Individualismus“ ist in den letzten Jahren nicht nur ein Schlagwort, eine oft entrollte Fahne, sondern eine freigiebig drängende Macht geworden. Das Drama erfindet, als sich aus dem griechischen Maffenchor die ersten Individuen in eigenen Rollen ablösen. Und weiter sind wir kühler, reifer, fetter, männlicher geworden. Die Lyrik blieb dem heißen Jüngling, das „Epos“ erzählte der Greis dem Kinde. Roman und Novelle sind jetzt von Jahr zu Jahr mehr in begabte Frauenhände übergegangen. Den Mann drängt der Schöpfertrieb zum Drama. Und wir sind reflektierter, bewußter geworden auch für Ideale; die Philosophie beginnt wieder das tiefgefunkene, eingefchlummerte Haupt zu heben, die Philosophie, die Schwester der Dramatik, der bewußtesten, geklärtesten, gefchärftesten Poesie, die eine Dialektik der Leidenschaften ist, eine schneidende Debatte der Charaktere, eine Selbstkritik des Lebens und sich in der Konsequenz der Akte aufbauen, wie ein Syllogismus. Aber wir sind darum nicht abstrakter geworden, sondern im Gegenteil schauluftiger, bildfreudiger. Und darum drängen wir zum Theater, das ist dem Ort der Schau. Die Kultur des Auges, die bildende Kunst scheint die Künste des Ohres in der Herrschaft des Geschmacks abgelöst zu haben. Unsere Musik wird Tonmalerei, unsere Poesie Stimmungsmalerei, sie drängt in die Sichtbarkeit, zur Bühne, und hier in der Verbindung der Künste scheint heute das Zepter von der Musik zur Malerei übergegangen zu sein, von Wagner zu Maeterlinck, dessen Gestalten oft wie Stücke einer Vision, Produkte der Szene, abgelöste Schatten aus dem Hintergrund wirken. Doch nein, das wahre Zepter liegt bei der Regie, dieser neuen Großmacht der Künste, die den Dichter überdichtet und Carmens Töne übertönt mit Volksfetzen. Das Theater hat über das Drama gesiegt. Aber man befürchtet nicht dadurch

411

das moderne Drama. daß man das Theater kleiner wünscht. Wir wollen schauen. wir wollen darstellen bis zur grellen. sinnfälligsten Wahrheit. wir haben vom Naturalismus den Mut der Entblößung gelernt. aber wir lernen jetzt auch von der Neuromantik die Kunst der Verhüllung; denn die Bühne fordert grelle Plastik. aber auch Kostüm und Maske. und so finden wir in der Schwebe zwischen den Geschmackrichtungen gerade am besten für die dramatische Kunst gerüstet. Und wir haben ja alles: wir haben in Hauptmann den größten Volks- und Milieuschilderer. in Strauß den größten musikalischen Illustrator. in Maeterlinck den größten Stimmungspropheten. wir nehmen von Wilde und Shaw das Salz dialogischer Paradoxie und Ironie. wir haben unter unsern Dramatikern blühend scharfe Gesellschaftskritiker. wunderfeine historischstilistische. spannungskräftige ernste und heitere Unterhalter und namentlich in den Österreichern glänzende Spieler auf der weichstimmigen Flöte und auf allen Harfenaiten launiger Phantasie. wir haben die besten Schauspieleresembles. unendlich empfänglich für jede moderne Regung. die großzügigste. feinfühligste Regie. eine wahre Zaubertechnik und - nicht zu vergessen! - die klügsten Kritiker. wir haben alles zum großen Bühnendrama. alles. nur eins nicht: den Helden! Wir haben Wallensteins Lager. aber nicht Wallenstein; wir haben Othello und Auerbachs Keller. das Studierzimmer und die herrliche Walpurgisnacht. aber wir haben keinen Faust! Wir stehen wieder an der Wende der Zeiten. nur eher der entgegengesetzten. wie sie Faust in seiner Wandlung durchlebt. Und es bedrückt der Verdacht. daß wir den großen Moment verfälscht und um den Dichter der Zeit betrogen worden. Denn ich bekenne. daß ich heute noch keinen ganz großen Dichter gefunden. weil ich noch keinen gefunden. der den tiefsten. mächtigsten Kampf des Zeitalters zum Ausdruck gebracht. den Kampf des Individuums mit der Gesellschaft. Aber dazu gehörte. daß er das Ringen der individuellen und sozialen Kräfte in die eigene Brust nahm. in sich zum Austrag brachte; blinde Parteimänner sind keine Dramatiker. Nießche sprach wahr. als er die Tragödie aus dem Geiste der Musik und der Lyrik geboren sein ließ. Aber er belog sich selber zum Widerspruch und zum Verderben. als er in derselben Schrift die Tragödie in ihren lyrisch-musikalischen Ursprung zurückwies. Es war sein Fluch. daß er ein Lyriker blieb; er. der ringendste Mensch dieser Zeit mußte erstickten. weil er sich nicht befreien konnte in der Poesie des Ringens. im Drama. Fast scheint es. als wären wir vom heroischen Zeitalter der Bismarck und Wagner. Böcklin und Nietzsche.

412

Karl Joöl - Paul Ernfi

vom harten Ernft der Zola und Ibfen zu rafch übergegangen zum feligen Tanz und heiligen Lachen; und es fieht aus. als ginge das Streben und Können diefer Tage auf eine große Komödie. Aber da klingt Platons Sympofion in ein böfes Mahnwort aus: daß Tragödie und Komödie die Sache eines Mannes fei, Nicht eines Mannes immer. eines Shakefpeare. aber vielleicht eines Zeitgeifis. wie Euripides und Ariftophanes. Racine und Moliere. Wagner und die Operette nebeneinander gingen. Wir aber wollen mit dem Satyrfpiegel beginnen vor der Tragödie? Ia. der Satyr triumphiert auf unferer Bühne. Vielleicht ift's ein Symbol der Verheißung. Das Drama erfand aus dem dionyfifihen Bockstanz - aber dazu mußten die Böcke Menfchen. die Menfchen Helden werden. Um groß darzuftellen. muß man groß leben. groß denken. fühlen. fchaffen. Das Theater ift der mächtigfte Kunftausdruck des Lebens. aber eben doch nur ein Ausdruck. und von den Brettern tönt nur als vielfaches. jubelndes. klagendes Echo. was da gerufen. Das Theater ift groß. wenn es am wenigften Theater ift - und am meiften Ausdruck der großen Seele. Wir müffen uns felbft erziehen. dann wird unfer Theater erziehen.

Sehr geehrter Herr Redakteur. die Epifoden ift länger geworden. als ich dachte. Das geht fo. wenn unfereiner fein Herz ausfchüttet. ein „Fachphilofoph“ oder doch „Philofophieprofefor“. der immer die ganze Welt als Theater nehmen und fein ethifch-äthetifches Gewiffen 811b speak? uetekuj oder wenigftens hiftorifch abklären möchte. foweit feine fchwachen Augen reichen. und der nun bekennen muß: fieh. das Gute liegt fo nah. doch das Befie liegt fo fern!

We( Rex/GHZ

xxx/l:

Paul Ernfi:

Ich möchte zunächft gewiffe Prinzipien feftftellen.

E r f e n s. Es find in der Dichtkunft. wie in jeder andern Kunft.

von Anfang an zwei Tendenzen vorhanden: die Menfchen zu erfreuen und die Menfchen zu erheben. Beide Tendenzen können gleichzeitig und mit gleicher Kraft in demfelben Kunftwerk erftrbt werden. oder es kann

4:3

Die kulturellen Werte des Theaters

die eine oder die andere Tendenz in einem Kunstwerk überwiegen oder sich allein mit Ausschluß der andern durchsetzen.

Zweitens. Freude und Erhebung durch das Kunstwerk wird

bedingt durch die Menschen, für welche es bestimmt ist, reflektiert erzeugt

fiel durch die Wechselwirkung besonderer Begabungen und besonderen

Publikums. Je höher die Bildung des für die Kunst in Frage stehenden

Publikums ist -- dabei kommt es nicht so sehr auf intellektuelle

Schulung und Befähigung von Wissen an, sondern auf Entwicklung von Geist

und Gemüt, auf Richtung des Willens zum Höheren oder Gemeinen --

desto höhere Ansprüche werden an die Qualitäten der Kunstwerke gestellt.

desto bedeutendere Wirkungen werden ermöglicht, und umgekehrt.

Drittens. Die heutige Zeit hat einerseits die Bedeutung

derjenigen Klassen und Stände geschwächt, welche früher die kultur-

tragenden waren, teils durch die politischen Umwälzungen, teils durch

ökonomische Veränderungen, nämlich relative und absolute Verarmung

der betreffenden Volksschichten; sie hat andererseits nicht nur neue große

Vermögen bei Personen entstehen lassen, die kaum für sich selbst, jeden-

falls aber nicht durch ihre Vorfahren Befähigung an der Kultur haben; sondern

auch niedrigere Bevölkerungsschichten in derartig bessere Verhältnisse

gebracht, daß der Wunsch, am geistigen Leben teilzunehmen, bei ihnen

auftauchen konnte; und endlich durch das, was wir heute allgemeine

Volksbildung nennen, durch die Kenntnis von Lesen und Schreiben und

die Verbreitung der Zeitungslektüre auch die allerlehten Klassen derart

aufgeregt, daß sie zur Kultur drängen. Letzteres wird, wenigstens in den

protestantischen Ländern, noch verstärkt durch den Rückgang des reli-

giösen Lebens, durch welchen große Gebiete in der Seele des Volkes frei

werden.

Vier t e n s. Die heutige Zeit hat ihr Hauptinteresse auf die ma-

terielle Kultur gewendet und dadurch die Elemente nicht ausgebildet, aus

denen die Künstler schaffen, welche auf Erhebung ihres Publikums zielen;

gleichzeitig hat sie auch, um ihre Ziele zu erreichen, eine derartige Kom-

plikation des Lebens geschaffen, daß für alle Kreise die bloße Erhaltung

der Existenz unter den zeitlich-gesellschaftlichen Bedingungen so viel

Kraft in Anspruch nimmt, daß nicht mehr ein Wunsch auf Erhebung,

das ist auf Anspannung des Geistes, vorhanden ist, sondern auf Erfrischen

das ist Abspannung und Ausruhen.

F ü n f t e n s. Wenn man aus diesen Vorbedingungen den Schluß

zieht, so wird man finden: eine im Vergleich zu früheren Gesellschaften

414

Paul Ernf

rohe und ungebildete Gefellchaft. welche über große materielle Mittel verfügt und den Wunfch hat. fich in der Kunft von einem aufreibenden Erwerbsleben zu erholen - wird wahrſcheinlich nur eine fehr niedrige Kunft ſchäßen und verlangen.

S e c h t e n s. Das Theater ift durch feine wirtſchaftliche Eigenart in ganz außerordentlich hohem Maße abhängig von der Gefellchaft.

Die Begründung und Erhaltung eines Schaufpielhaufes macht die gleichzeitige Beteiligung eines großen Kreifes von Menſchen notwendig.

Etwa ein gutes Buch. das in einer Auflage von tauſend Exemplaren gedruckt wird. kann im Verlauf von einigen Jahrzehnten verkauft werden. ſo daß in einem Jahre vielleicht nur fünfzig Menſchen im ganzen deutſchen Sprachgebiet Jntereffe an ihm nehmen; wenn aber in einer Großftadt an einem guten Theater ein Stück gegeben werden foll. ſo muß man auf mindeſtens zehn Aufführungen im Lauf der Saifon rechnen können, die durchſchnittlich von mindeſtens 700 Menſchen beſucht find: alfo \*7000 Menſchen in einer einzigen Großftadt in einem halben Jahr follten Jntereffe für das Werk haben. Daß es heute felbft in Berlin ni>)t zehn Prozent dieſer Zahl wirklich Gebildete gibt. ift wohl klar.

S i e b e n t e n s. Der unter Nummer ſechs erklärte Umftan-d macht es begreiflich. daß auch in den Zeiten. wo wir in Deutſchland eine gebildete Gefellchaft und eine Art von Kultur hatten. das Theater durchaus nicht das war. was Jdealiften von ihm erwarteten; von Schiller ſowohl wie von Goethe liegen Ausſprüche vor. welche die tieffte Verachtung für das damalige Theaterweſen ausdrücken. Heute ift es aus dem unter Nummer drei angeführten Grund fehr viel ſchlimmer wie damals. Aber

Achtens. Wenn eine Nation ein wirklich lebendiges Theater hat. mag es auch noch ſo elend fein. ſo ift damit doch die Form vorhanden. in welcher der wirkliche Dichter ſich äußern kann: der. welcher in edler Weiſe erfreuen und in angemeffener Weiſe erheben will. Daß er wirklich aufgeführt wird. ift nicht nötig: wenn nur die Möglichkeit der Aufführung vorhanden ift. Dadurch wird der Dichter gezwungen. feine Dramen in der durch das Theater bedingten Form zu ſchreiben - alfo in dieſem Fall. daß fie eine Theaterwirkung haben müßten. wenn es urteilsfähige Theaterdirektoren. mittlere Schaufpieler und ein gebildetes Publikum gäbe. Dieſe Form des in dem geſchilderten Sinn theatraliſch Wirkſamen ift die eigentlich dramatiſche Form. Die dramatiſche Form aber hat die allerhöchſte kulturelle Bedeutung. und ein

## Die kulturellen Werte des Theaters

Dichter, welcher sie beherrscht, wird einen erzieherischen Einfluß auf sein Volk haben, den man nicht hoch genug einschätzen kann: auch wenn er nur selten und in dummer Weise aufgeführt wird. Worin diese geheimnisvolle Wirkung der dramatischen Form beruht, läßt sich innerhalb des durch die Umstände hier beschränkten Raumes nicht erklären; es möge die Andeutung genügen: daß notwendig durch sie das Wesentliche (Ethische) der Menschen vom Dichter dargestellt und vom Zuschauer bewertet wird.

Die Beantwortung Ihrer drei Fragen ergibt sich aus dem Gefagten

sehr leicht:

1. Das Theater hat auf meine ethische und ästhetische Bildung gar keinen Einfluß ausgeübt. Ich kam das erste Mal ins Theater, als ich etwa zwanzig Jahre alt war, und sah Schiller, Shakespeare und Hebbel. Der Eindruck, den ich von den Aufführungen an den damals ersten Bühnen Deutschlands hatte, fand tief unter dem, was mir die Lektüre bot. Noch heute gehe ich nur höchst ungern ins Theater.

Dagegen habe ich vom Drama die größten Einflüsse auf meine Bildung erfahren und erfahre sie noch; hauptsächlich sind es die Werke von Schiller und den französischen Dramatikern, welche auf mich wirkten.

2. Ich glaube, daß das Theater kulturell erzieherische Werte des allerhöchsten Ranges in sich birgt, wenn der Teil des Volkes, welcher ins Theater geht, der entsprechenden Bildung fähig ist. Ob speziell das deutsche Volk überhaupt und ob diejenigen Volksteile, auf welche sich das gegenwärtige Theater stützen muß, diese Bildungsfähigkeit haben - das wage ich nicht zu beurteilen. Immerhin möchte ich doch besonders hervorheben, daß die volkstümlichen Vorführungen und die freien Volksbühnen einen höheren Stand der ästhetischen Gefittung bei den Arbeitern wie beim mittleren Bürgertum voraussetzen lassen; aber vielleicht ist das auch eine Täuschung, und es liegt bei den Arbeitern nur Einfluß ihrer Presse und ein größeres äußeres Bildungsniveau vor.

3. Unser modernes Theater, soweit es auf die Einnahmen der Zuschauer allein angewiesen ist, kann diese Aufgaben nicht erfüllen. Etwas anderes wäre es, wenn die deutschen Fürsten ihrer Verpflichtungen gegenüber dem geistigen Leben der Nation eingedenk wären und ihre subventionierten Hoftheater in die Hände gebildeter und energischer Personen gäben; sowie wenn die Verwaltungen der größeren Städte einige Einsichten in diese Dinge gewännen.

Z7.. MW

4:6

K  
x  
.  
4, . - x  
7-â€œ "i '  
j... e  
" \_  
.  
\_7

Eugen Bracht:  
Der Holzweg.

.â€ŽÃ¸ YZ:  
."1"  
.1.. -



xxl/11:

Richard Schaulal:

Auf Ihre fchähbare Rundfrage könnte ich punktweife bequem-lakonifch antworten:

aä 1. Außer der Vermittlung der Opernliteratur. wofür ich namentlich dem Stadttheater meiner Vaterftadt Brünn mich dankfchuldig fühle. keinen wefentlichen.

ac] 2, Eigentlich nicht.

8.(1 3. „Diefe Aufgaben“? Kulturelle Erziehung? Mit nimten.

Aber ich bin kein Freund der bloßen Negation und anderfeits der Anficht. daß. fo belanglos im Grunde folche „Äußerungen“ bleiben.

jeder. der etwas Pofitives zu einem Gegenftand glaubt vorbringen zu können. es auch tun foll. So will im denn. da das Thema überdies wirklich „aktuell“ ift. als grundfäßlicher Gegner alles „Kuliffen-aller“ fagen. was ich beiläufig zu fagen hätte.

ml 1. .Hier möchte ich mir erlauben. auf das Kapitel „Vom Theater“ in meinem Dezember 1905 erfchienenen Werk G r o ß m u t t e r. E i n B u c h v o n T o d u n d L e b e n (Deutfche Verlagsanfalt. Stuttgart. 2. Auflage 1906) hinzuweisen. das - nämlich das Kapitel - (im Stiliftif>)en nicht nur „zwischen den Zeilen“) an ein älteres Dokument zur Pfyhologie der jungen Generation. meine „I n t S r i e u r s a u s dem Leben der Zwanzigjährigen“ (Leipzig o. I. - 1901 \_ E. F. Tiefenbach). anknüpft.

Soll ich den tatfächlichen Eindruck des Theaters. die komplexe Maffe des Gefühlsmäßigen. wie es fich dem fälfchenden Refientiment des Erd. h. Hinaus-. Hinweggewachfenen darfiellt. fchildern. foweit die Kindheit in Betracht kommt. muß ich bekennen und das Wort hinfchreiben: beraufchendes Entzücken. Alles Geheimnisvolle bot das Theater. Da waren Ungewohntes. Realität des Unwahrfscheinliäfen. Nähe des Entfernten. Schauer der Erwartung. Ungeduld im verdunkelten Haufe. Gerüche von ganz eigentümlicher Stärke und Anmut. feltfame Beziehungen zur Nachbarfihaft und dem ganzen belebten Raume. da waren Abenteuer des Geiftes. des Herzens. Träume vom Leben und Leben des Traumes. da war entfchlich-angenehme (fo ungefähr. nur ungefähr mag's in Worten lauten) mufikalifche Ergriffenheit und dann all das reife Schulbubenhafte. Intellektuale: das Gedächtnisbezwingende. das Thea-

Die kulturellen Werte des Theaters

tralistische (Darftellerische), das Literarische, das Technische. Es ist ein unendliches Gewebe, gemischt aus allen Sinnesempfindungen und moralisch-rationalen Erinnerungen, viel zu ausdrucksfahig - für Worte.

Ich möchte dieses schimmernde Mosaik im Schaß meiner Erinnerungen nicht mischen. Als das Schönste in allem Erleben erachte ich das Geheimnis, jenes Element 'schleiernder' Unklarheit, das die Konturen der Ereignisse lockend und schmeichelnd hüllt. Kaum kann es für ein einigermaßen phantastisch-romantisch angelegtes Kindergemüt etwas Berauschenderes geben als diese aus Grauen und Liebe feltfam gewobene Theaterpassion, die nicht so sehr dem einzelnen Dargebotenen, noch weniger dem Biographischen eines verehrten Darftellers, sondern dem merkwürdigen Bühnenleben selbst, diesem Menschlich-Unmenschlichen der halb mechanischen, halb improvisierten Bewegungen und Worte, dem Faszinierenden gesteigerter Gefühlkulation, durch die Schminke erhöhten, zugleich genäherter und entfernter sinnlicher Reize, dem unheimlichen Grenzempfinden: Bühne -- Zuschauerraum gilt. Da neigt sich eine in dieser und jener Rollenverkörperung zum Ideal ihrer eigenen taftenden Veruche gekrönte, nicht mehr sehr junge Sängerin aus dem Dämmer der Mittelbühne ins Grelle der Rampenbeleuchtung: sie singt, und ihre Stimme schmiegt sich wie ein Körperliches an dein laufendes, und so sich selbst vergefendes Existenzbewußtsein es verfinkt lautlos in dir selbst, und du bist nur mehr mythische Verbindung mit dieser Stimme, hinter der maskenhaft die Körperlichkeit der Sängerin erstarrt, bis diese das Beifallsklatfchen wieder ins Reale zurückwirft, nur um desto heftiger durch ein Unwahrscheinliches - dieses fremde, dir so nah gedrungene Singen, dieses nahe, dir so fremd werdende Klatfchen - dich aufzuregen. Und das fabelhafte Wirklichwerden der Figuren, der Kostüme. Dieser fürchterliche Murzuk („Giroflé-Giroflit“), wie bangt man vor den Ausbrüchen seiner Wut, da man ja eingeweiht ist in den gefährlichen Betrug, dem sein Vertrauen nun ausgefaßt werden soll! Und Carmen, wenn sie vor Don Jofas Dolch flieht! Don Juan, wenn Schüttern den feineren Gafc verkündet! Es ist nicht das Menschliche, nicht das Sittliche (oder Unsittliche: later Operettenterte), es ist das rein Faktische des vom ganzen Phantasiemenschen miterlebten Darftellerischen: Ton, Gebärde, Technik, nicht vereinzelt durch „Kritik“, sondern zu einem wunderbaren Ganzen künstlerisch erschaffen durch das genießende, das naive Ingenium, mit einem Worte: die völlige Illusion des Moments, der das

Wissen um die Unwirklichkeit des Erfahrenen nichts anhaben kann. die es nur fonderbar differenziert in der grufelnden Erinnerung.

Und leicht führt dieses einmal Positive ins Negative. dem Ihre zweite Frage sich ausseht: Ob das Theater „kulturell-erzieherische Kräfte birgt“, Sofern es sich mit notwendigerweise unzulänglichen Verkörperungen dichterischer Ideale an eine verworrene Menge wendet. sicherlich nicht. Wenn es Werke vermittelt. die so einzig als ein Ganzes genossen werden können (die Oper. das Musikdrama. die Pantomime). bietet es ja manches Genußreiche. Aber „kulturell-erzieherisch“. nein. diese Note kann ich feinen geschäftsmäßigen Bestrebungen nicht zubilligen. Kinder gehören überhaupt nicht ins moderne Theater. Daß dem begabten Kinde kein Besuch wie die Lektüre der „Drei Musketiere“ Dumas' nicht „schadet“. ist kein Einwand gegen die „kulturelle“ Maxime.

Junge Leute bringen ihren Schüleridealismus mit und jubeln der gezeigten Schullektüre zu. „Erzieherisch“? Eine kahle\* 00117811118. Das meiste ist Tradition. Die Lehrer bereiten vor. sie rekapitulieren. immer werden sie bestrebt sein. das eigentlich „Theatralische“ durch den Gehalt der verkörperten Dichtung zu verdrängen. Aus richtiger Empfindung. Denn das Theatralische verwirrt die reine Anschauung. das Künstliche. In diesem Stadium der durch den Intellekt bereits unterwühlten Illusionsfähigkeit ist der scheinbar die literar-historischen Bestrebungen der Mittelschule fördernde Theaterbesuch der heranwachsenden Jugend durch allerlei unkontrollierbare Nebenströmungen im Sexuellen. im Sozialen. im Hedonistischen schädlich. , Erwachsene. Sie besuchen das Theater zumeist aus Gewohnheit. öfters aus Neugierde. selten aus Kunstinteresse. Und dieses zerstückelt sich nach allerlei zentrifugalen Richtungen: Wissen. Technik. Personenkultus.

Das Theater ist ein Atavismus. Es war einmal eine Institution des Kultus. später als nationales ein Element der Entwicklung der Literaturen. Heute ist es ein Mechanikum und ein Stückwerk.

Und so bin ich beim dritten Punkt: Das „moderne“ Theater und „Aufgaben“? Welche andere als die Kasse einer-. die Vergnügungsucht andererseits zu befriedigen. Virtuofentum. Ausstattungsfererei, Sensationshumbug. glatte Unterhalterei. das sind die Faktoren der großen Bühnen. Die kleinen sind Werkel. Der Abonnentenstamm läßt den „Propheten“. „Die Iudin“. „Tell“ so und so oft mal in der Saison duldfam passieren (Gouvernanten und arme Verwandten sitzen die rote

## Die kulturellen Werte des Theaters

Vorstellung ab); man kauft Logen zu „Premieren“ und „Novitäten“ aus Osterfonntagsbörfezuckungen. wie man teure Bonbonnieren zeitweils da und dorthin fenden läßt oder Bilderausstellungen abtut. Künftlerifch Empfindende laffen fich hie und da verleiten. ihre ftillen Kämmerleinträume auf der Bühne realifiert fehen zu wollen. Sie betreten eine fremdartige Lokalität. wo die Damen ..fich und ihren Puß zum beften geben“. die Männer flirten oder gähnen. Der Theaterzettel ift dem Gros diefes Publikums die Hauptfache. Singt die ..X.“. fpielt der ..Y.“? Rollenfragen vom Niveau der Lurusfhäßer aus betrachtet.

Anderfeits: der Krämer Z.. die Modiftin A. Das Bedürfnis nach Abwechflung im öden Werktagsallerlei fragt: Was gibt man heute? Manche „Tochter“ zieht ..Lohengrin“ vor. manäjer Sohn ..Cyprienne“. Das find die Bedürfniffe. Und wiederum: der Direktor braucht die Attraktion; eine Börfenfrage. nichts anders.

\* Unfer heutiges Theater ift wert. daß es zugrunde geht.

Es ift kein ..Ausdruck“. fondern eine Anfialt. zugegeben eine Bedürfnisanfialt. aber ernfthaft wird man doch diefe Bedürfniffe nicht werten wollen? Noch immer gibt es dramatifche Individualitäten: Dramatiker fowohl als Darfteller. Sie gelten wie alles Gültige. Innerhalb der Jnftitution find die großen Darfteller vereinfamt. Aber gezwungen. fich einzufügen (denn die auf der andern Seite gepflegte Starbühne ift ein Unfug. Beurteilt man Kunftwerke etwa nach dem wiederholten hohen (7?) Man freut fich ihrer. Aber im Grunde fragt man doch kopffchüttelnd: wozu? Daß ihnen Fabrikanten Stücke ..auf den Leib“ fchreiben? Daß fie mit Paraderollen ..reifen“? (Telegramm in der Kleinfadt: „Er kommt!“ ..Wer kommt??“) Eines hat heute noch. heute nur Erienzberechtigung: die Groteskbühne (die Bühne als Atavismus verhöhnt fich felbft). Und daneben: ein Muzeum fozufagen: das Stil-Theater der Tradition (Amnesie hear-calm!: Bayreuth).\*) Aber diefes ift ficherlich ein Lurusartikel und alfo immerhin ..Kultur“-Zeichen.

Wera/BMW

\*) Ich verweife auf meine Auffäße ..Das Schattentheater der Traditionen“. ..Reinhardt und fein Werk“ (beide ..Gegenwart\*'). ..Publikum. Auch eine Kritik“.

Rudolf v. Delius

xxx/111:

Rudolf v. Delius:

Auf Ihre Fragen möchte ich etwa folgendes antworten:

1. Für meine ethische Bildung habe ich in unserm Theater nur wenig entscheidende Eindrücke bekommen. Eigentlich nur Ibsen hat da unmittelbar gewirkt: am meisten die „Wildente“ und „Hedda Gabler“, als Möglichkeiten einer neuen Tragikomödie, die dann in Shaws „Candida“ für mich eine gewisse abschließende Höhe erreichte. Was sonst an Dramen meine fittliche Weltanfäzauung am tiefsten ergriff: des Euripides Alkestis und Bacchantinnen, Shakespeares Kleopatra und der Troilus, Hebbels Golo, Kleists Penthefilea: das habe ich nie muftergültig auf der Bühne gesehen, Doch tiefer und gewaltiger für die Umbildung des ethischen Weltbildes waren doch wohl einmal die großen Denker (für mich vor allem Spinoza und Hegel) und dann jene umfassende Menschenfchilderung in Romanen: wie Rabelais' Gargantua, Sternes Triftram, Goethes Wilhelm Meister und Tolstois Anna Karenina. Besonders das moderne deutsche Drama scheint mir die Fühlung mit dem Großgeiftigen bedenklich verloren zu haben. Daher verdanke ich meine ästhetische Bildung auch vielmehr der Lektüre und der Phantafievorstellung als der Theateraufführung, die bei großen und tiefen Werken für mich meist eine Marter bedeutet. Das berückend Schöne der dramatischen Architektur wird meiner Meinung nach fast f'tets durch einen barbarischen Rotf'tift zerftört.

' 2. Dem „kulturell erzieherischen Werte“ des Theaters stehe ich sehr skeptisch gegenüber. Die Hauptfchlachten um neue Weltanfchauung und Moral werden überhaupt wohl nicht vor dem Rampenlichte gefchlagen, Nimmt doch dort gleich alles etwas formelhaft-tendenziös Effektvolles an. Zudem waren Sensation und Mode von jeher die eigentlichen Theatergößen. Und eine allgemeingültige Kultur gibt es ja heute nicht mehr und kann es auch nie wieder geben, da der Einzelmenfch sich von nun an wohl immer das Recht bewahren wird, aus feinem Blute und feiner Seele heraus sich feine eigene Welt mit eigenen Farben und Tönen zu erfchaffen. Je eigenpersönlicher aber die Kunst wird, um fo weniger kann sie mit Trompetenftößen weithin über ganze Länder zum Sammeln blafen. Der Möglichkeiten des Reif-Seins find heute gar viele und die zudringlichen Erlöfer für alle find recht überflüssig geworden. Pathe-42:

Die kulturellen Werte des Theaters

tische selbstüberzeugte Verkündigung ist aber ein Unnerv der Theaterkunst.

Die moderne Seele ist zu tief bei sich eingekehrt. um ihre letzten Schönheiten noch dem Schaugepränge der Bühne anvertrauen zu können.

Daher müffen unsere „erfolgreichen Dramatiker“, wenn sie wirken wollen, vor den innersten, füllsten aber gewaltigsten Problemen unserer Zeit die Augen schließen. Dieser Seelenverkauf rächt sich aber durch immer wieder hinter den Masken hervorbrechende Öde und Ohnmacht.

3. Darum glaube ich nicht an die Zukunft des Theaters. Und gerade die eigenartigsten Dramatiker unserer Generation, etwa Wedekind und Shaw, scheinen mir durch und durch Nihilismus und Auflösung.

Sie wüten ja geradezu selbstmörderisch mit Dolch und Gift im eigenen Haufe. Es ist die (beste Brut des unfrohen, eifrig-vergrübten Ibsen.

Und wo sich wirklich neue Menschenwege bilden, da scheinen sie grade vom Theater weit abzuliegen. Die Morgenröten-Energie eines Walt Whitman, die schneidende Feinheit Nietzsches oder etwa die schwere tiefe Reife Robert Brownings. Sie alle haßten Kulisse und Rampenlicht.

Natürlich wird das Theater in alle Ewigkeit die Massen unterhalten und wohl auch anregen, indes meine ich, daß es nicht imstande sein wird, den herausziehenden neuen Weltanschauungen ihren tiefsten und

xxix:

Rudolf Lothar:

Sie fragen mich, ob meiner Meinung nach das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt.

Ich bin der Meinung, daß das Theater überhaupt der größte erzieherische Faktor unseres Kulturlebens ist. Jede Theaterwirkung besteht in der Erregung der Gemüter. Diese Erregung kommt dadurch zustande, daß der Zuschauer durch Einfühlung in den Kreis des Dramas gezogen wird. Das Miterleben eines Konflikts ist für den Zuschauer das Seelenereignis, das er im Theater sucht. Der Zuschauer kämpft die Kämpfe des Helden geistig mit, ist mit ihm groß und flegelreich, mit ihm verzweifelt, teilt seine Furcht und seine Freude, wird eins mit ihm in seinen Wonnen

und feinen Schmerzen. Der große Genuß im Theater besteht darin. Gefühle von besonderer Intensität und von einer Art. die uns das Leben nicht schenkt. durchzuleben. Darin liegt die Wonne des Leides. mit dem uns ein Trauerspiel erhebt. Und in der Komödie wiederum fühlen wir uns dem Opfer des Luftspiels - ein Exempel wird ja meistens an einem Opfer demonstriert -- überlegen. wir empfinden unsere eigene Kraft mit flegelter Freude gegenüber der Schwäche. dem Ungeheuer. der Dummheit. der Verblendung. dem Hochmut. oder wie sonst die menschliche Art oder Unart heißt. die auf der Bühne zu Falle kommt. Das Kraftgefühl der komischen Luft entwickelt der Dichter dadurch. daß er sich einen Standpunkt erobert. von dem aus er das Leben beherrscht. Und was wir im Leben und in der Kunst am meisten suchen. ist ja stets eine Steigerung unseres Kraftgefühls.

Sie sehen aus diesen meinen Grundanschauungen über Theaterwirkung. welche erzieherische Kulturaufgabe ich der Bühne zuweise. Die Bühne vermittelt der Menge eine Reihe von Gefühlen. die das Leben uns verfaßt. Wir machen im Theater gleichsam eine Gymnastik der Empfindungen durch. und je reicher wir an Empfindungen werden. je tiefer wir in unserer Seele nach Schätzen suchen. je feiner wir Schattierungen und Abstufungen der Empfindungen wahrnehmen. desto höher liegt unsere Kultur. Sie würde sofort verarmen. wenn das Theater wegfiel. Das Theater ist die Stätte. wo wir des Lebens bunte Mannigfaltigkeiten in kostbarer Fülle vor uns ausgebreitet sehen. Und diese Mannigfaltigkeiten kaufen wir wirklich für unser Eintrittsgeld und machen sie uns zu eigen. Jede Erziehung. beim einzelnen Individuum. wie beim Volke. beruht auf der Verfeinerung des Gefühlslebens. Und das Theater hat im höchsten Sinne keine andere Aufgabe. Aber Sie fragen auch. ob das moderne Theater seine Aufgabe erfüllt. Die Antwort muß ich jedem überlassen. der selbst ins Theater geht. Ein gutes Theaterstück ist ein guter Erzieher. ein schlechtes Theaterstück ein schlechter Erzieher. Wenn aber der Dichter nicht die Kraft hat uns zum Miterleben. zum Mitfühlen zu zwingen. wenn wir Zuschauer bleiben und nicht Mitspieler werden. wenn Bühne und Publikum getrennte Welten sind. dann freilich erfüllt das Stück seine Mission nicht.

## Die kulturellen Werte des Theaters

xxx:

Johannes Schlaf:

1. Einfluß auf meine Bildung erfuhr ich vom

Theater schon sehr früh. In meinem zehnten Lebensjahre sah ich in meiner

Heimatstadt die ersten Theatervorstellungen von einer jeden Winter bei

uns eintreffenden Wandertruppe; zuweilen auch von einem Marionetten-

theater. All diese Vorstellungen haben mich sehr stark und anhaltend

mit weitausgreifenden Empfindungen und Gedankengängen beschäftigt.

Sie begeisterten mich auch zur Reproduktion. Ich fabrizierte mir ein

primitives Puppentheater, kaufte mir Bilderbogen mit bunten Puppen,

die ich ausschneide und auf Pappe klebe, und zeichnete mir auch selber

Puppen und kolorierte sie mir, da mein Zeichentalent schon in meinem

dritten Jahre erwacht war und sich schnell entwickelt hatte.

Später bekam ich von meinen Angehörigen ein Puppentheater geschenkt.

- Aber ich schrieb mir auch schon selbst Stücke, die ich auf diesem auf-

führte. Kleine, mehraktige Schauspiele, deren Themen ich mir

selbst erfand, nach Anekdoten, die ich hörte, oder Stadtgesprächen u. dergl.

Auch dramatisierte ich gern größere Schillerstücke, Uhlandsstücke und Simrock-

stücke Balladen, auch wohl geschichtliche Auffätze, die ich in meinen Schul-

lefebüchern oder anderswo fand. - Dieser sehr starke Eindruck des

Theaters hielt an bis in meine Studentenzeit hinein. Später hat er ab-

genommen, und heute besuche ich das Theater, besonders das Schauspiel,

nur sehr selten. Es ist mir nicht entfernt mehr, was es mir in meiner

Jugend und in meinen Jungemannsjahren gewesen ist.

2. Ich glaube weniger, daß das Theater kulturell

erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt, als

daß es ein Ausdruck unter anderen von Kultur ist. Eine Kultur

kann vom Theater weder geschaffen, noch auch so besonders beeinflusst

werden; wohl aber ist das Theater ein organisches Erzeugnis,

ein Anzeichen und Gradmesser der Kultur einer Nation oder

einer Rasse. Eine Nation und eine Rasse vermag es nicht, sich viel

mehr ihrer Kultur durch das Theater - auch durch dieses! -

als daß sie von ihm Kultur empfangen könnte. - Eine Kultur hängt

einzig und ganz und gar von den religiösen, d. h. organischen-

Kräften, Trieben und Werten einer Rasse ab und ist deren Ausdruck;

das Anzeichen, aus dem sie und ihr Wert und Stand von den Individuen

hervorgeht, und in dem sie sich ausdrückt, und das sie nicht ohne

ihnen existieren kann. - Und das Theater ist ein Produkt dieser

Kräfte, Trieben und Werten, ein Produkt der Kultur, ein Produkt

des Geistes, ein Produkt der Seele, ein Produkt der Seele, ein

Produkt der Seele, ein Produkt der Seele, ein Produkt der Seele,

ein Produkt der Seele, ein Produkt der Seele, ein Produkt der

Seele, ein Produkt der Seele, ein Produkt der Seele, ein Produkt

der Seele, ein Produkt der Seele, ein Produkt der Seele, ein

Produkt der Seele, ein Produkt der Seele, ein Produkt der Seele,

ein Produkt der Seele, ein Produkt der Seele, ein Produkt der

Seele, ein Produkt der Seele, ein Produkt der Seele, ein Produkt

der Seele, ein Produkt der Seele, ein Produkt der Seele, ein

Produkt der Seele, ein Produkt der Seele, ein Produkt der Seele,

ein Produkt der Seele, ein Produkt der Seele, ein Produkt der

Seele, ein Produkt der Seele, ein Produkt der Seele, ein Produkt

der Seele, ein Produkt der Seele, ein Produkt der Seele, ein

Produkt der Seele, ein Produkt der Seele, ein Produkt der Seele,

ein Produkt der Seele, ein Produkt der Seele, ein Produkt der

Seele, ein Produkt der Seele, ein Produkt der Seele, ein Produkt

der Seele, ein Produkt der Seele, ein Produkt der Seele, ein



einer Nation oder Rasse erkannt werden können. - So verhielt es sich mit den altgriechischen, den spanischen und englischen Nationaltheatern. Die „Schaubühne als moralische Anstalt“ oder als eine Stätte der Volks-erziehung ist eine unfruchtbare, nutzlose Illusion, die das wahre Wesen des Theaters verkennet, mag es immerhin bis zu einem gewissen Grade auch seinerseits eine Rückwirkung auf die Seele und religiös-organischen Kulturkräfte einer Nation oder Rasse üben. Diese Kräfte aber können angeregt, gekräftigt, geformt werden vor allem und nur durch das religiöse Leben einer Rasse. Ich finde, daß die kulturelle Bedeutung des Theaters, wie der Kunst überhaupt, heute sehr groß übertrieben wird, wenn man meint, beide könnten „die Religion ersetzen“! Das ist ein schlimmes und bedenkliches Zeichen nicht allein für die Religion der Nationen, sondern auch für Theater und Kunst selbst. Bei dem Niedergang steht im engsten, unzertrennlichsten Zusammenhang!

3. Wenn das Theater keine wesentlich erzieherischen Werte und Kräfte besitzt, sondern solche nur im engsten Zusammenhange mit einem starken religiösen Trieb von Nation und Rasse zu einem gewissen Teile vermag, so ist natürlich auch von unserm modernen Theater hier so gut wie gar nichts zu erwarten. Ich bin von diesem unaufhaltsamen Verfall überzeugt. Ich glaube aber, daß sich ein neues Theater bilden kann. - Der religiöse Schwerpunkt der europäischen Nationen hat sich in die Wissenschaften verlegt - wenn immerhin schon dies sich bei dem noch immer groß mechanistischen Charakter derselben schwer erkennen läßt -, und der innerste Geist der Wissenschaft wird den Nationen über kurz oder lang eine außerordentliche religiöse Kräftigung mitteilen. Aus einem solchen Zustande kann sich wohl sehr gut auch ein neues, modern europäisches Theater entwickeln. Sicherlich aber nur aus einer naturalistischen Form heraus! Ich halte es bereits für solche einen religiösen Dramatiker. Fortsetzung in der Juli-Nummer

Georg Hirfchfeld:

Auf der Schaukel . . . Novelle

Fortfegung.

Seinem Vorfaß, an jedem Straßenfchilde Dänifch zu lernen, blieb er nur im erften Anfang treu. Er las Banegaard. Nun ja - Bane-gaard! Bahnhofstraße! Das war doch einfach! Vefierbros-Paffage. Paffage - hm. Aber Vefierbros - das war nicht ganz deutlich. Von feinem Sprachftudium wurde er bald durch das fchöne, fremdartige Bild des Verkehrs abgelenkt. Da fand er nun inmitten der erträumten, fandinavifchen Menfchen. Er fand fie eigentlich robufter und heiterer, als er erwartet hatte. Es waren nicht alles Gefalteten aus „Niels Lyhne“, die ihm da entgegenkamen. Fennimore wohl und Erik - aber die dicken und vergnügten Bürger des Allerwelts-Materialismus auch, Sie zerriffen den Schleier entrüater Befeeeltheit, den Peter den Dänen aus ihrer Kunft beigelegt hatte. Das enttäufchte ihn weniger, als es ihn heiter ftimmte. Er hatte genug geträumt, er fühlte wieder festen Boden unter fich. Forfchend fah er den Menfchen des Tages in ihre fremdartigen, aber gewinnenden Augen. Ihr Wefen und ihre Stadt, das empfand er jetzt fchon deutlich, befiätigten ihm die fchöne Hoffnung: Sie ruhten in einem angeborenen Gefchmack. Ein künftlerifcher Menfch war hier fofort kein Fremdling mehr. Die Linie diefes breiten Boulevard, den er entlangfchritt, die Häufer, die Gefährte, die Kleider der Damen -- alles fiammte aus einer alten, vornehmen Kultur, kein Parvenütum drängte fich dazwifchen. Langfam fchlendernd, eingelullt von feinem etwas felbftgefälligen Kritikerbewußtfein, befand Peter fich plötzlich einem breiten Portal gegenüber, das in ein ausgedehntes Vergnügungsetabliffement zu führen fchien. Das tat es auch wirklich. „Tivoli“ fand über dem Portal, und Peter reagierte ganz anders auf diefe Entdeckung, als die Mehrzahl der deutichen Fremden. Er mißbilligte die Popularität diefes weltberühmten Lokals. Er nahm fich fofort vor, überhaupt nicht hineinzugehen. Da gab es in Kopenhagen wohl doch noch andere Sehenswürdigkeiten, als Tingeltangel mit Illumination. Der Durchfchnittsreifende natürlich, der fich „amüfieren“ wollte, der wurde fofort magnetifch davon

angezogen. Ein lächerlicher Kitfch wahrſcheinlich. das Ganze. Peter fäſimpfte. Er kam allmählich in das innerliche wortloſe Räfonnieren hinein, das ihm immer wohlthat wenn er durch große Eindrücke erregt wurde. Er ging entrüſtet weiter und würdigte Tivoli keines Blickes mehr. Vor dem Rathaus aber blieb er ſtehen. Er nickte. Er nickte wie Gottvater und fandt daß es gut war.

Nie hatte er in ſeinem Leben ein ſo edles Gebäude geſehen. Er betrachtete es auf den Spitzen gehend von allen Seiten. Als er die entzückten Augen zum Turm hinaufgerichtet wieder zur Hauptfront kam prallte er mit einem Herrn zuſammen. der ihm ſchon von Tivoli aus gefolgt war. Selbſt eine fonderbare Erfcheinung ſchien er an Peters Fremdartigkeit großes Intereſſe zu nehmen und benutzte jeßt die Gelegenheit des Zuſammenstoßes, um ihn anzufprechen.

„Das iſt herrlich - nicht wahr- mein Herr? Das Rathaus! Ja!

Das Rathaus!“

Er ſprach ein feltſam klingendes Deutſch -- ganz geläufig aber viel weicher viel mehr Klang darin. als Peter je gehört hatte. Auch begleiteten ſeine außerordentlich feinen Hände jedes Wort mit einer malenden, nervöſen leiſen zitternden Bewegung. Es war ein kleiner Mann von unbefimmtem Alter. Sein bronzefarbenes Antlitz hatte ſo ſchöne ſchwarze Augen und ſo tief gegrabene Züge. daß man durch die plötzliche Gelenkigkeit des gebückten Körpers und den breiten faſt tieriſchen Mund ganz irritiert wurde. Ein Edelmann und ein tragikomifcher Affe - dieſen Eindruck hatte Peter. Zugleich fiel ihm die beiſpielloſe Eleganz ſeiner erſten dänifchen Bekanntſchaft auf. Dieſer Mann konnte ein Fürſt. ein Hochtapler oder ein großer Künftler ſein. Peter wurde rot- indem er erwiderte: „Ich bin ganz außer mir über die Schönheit des Rathauses.“

„O, ich liebe jeden. der wegen ſolcher Sache außer ſich ſein kann!“ ſagte der Fremde und malte mit den Händen dazu. Dann nahm er den Zylinder ab und ſchüttelte den angegrauten Kopf. „Siez ſind Fremder . . . Darf ich Sie begleiten? Ein wenig Eicerone ſpielen?“

Peter nahm auch den Hut ab und ſchüttelte aus Verlegenheit ebenfalls den Kopf. „Mein Name iſt Kranzj“ ſagte er förmlich.

„Siez ſind Deutſcher?“ war die Antwort. während Peter jeßt eigentlich den Namen des Fremden erwartet hatte und ſofort verſchnupft war. „Ich liebe die Deutſchen. Sie ſehen die fremden Dinge wie ein Kind an] . . . Wollen Sie in das Rathaus hineingehen?“

„Lieber nicht.“ antwortete Peter kühl. „Sie find fehr liebenswürdig, aber ich möchte vorläufig im Freien bleiben.“

„O.“ klagte der dänifche Sänger und grüßte zwei junge Damen, die ihm halb belüfigt, halb bewundernd (fo kam es Peter vor) dankten. „Aber Szie verfprechen mir, daß Szie Kopenhagen nicht verlaffen werden, ohne im Rathaufe gewefen zu fein? Gut, gut! Szie find heute erft angekommen? Szo, fo! Nun, dann werden wir die Oefiergade entlang gehen, und fpäter werden wir frühfrücken.“

Peter wußte nicht, ob er lachen oder fich ärgern follte. Er war doch noch zu fehr Peter Kranz aus Schnattersheim, um fich durch die mangelnde oder jedenfalls fremdartige Form nicht ftören zu laffen. Schließlich aber freute er fich doch, einen Begleiter gefunden zu haben undiefen, der außerordentlich bewandert war, ihn immerfort auf etwas aufmerkfm machte, was er fonft wohl nie gefehen hätte. Während fie die bunt belebte, luftige und doch ehrwürdige Oeftergade hinunterfchritten, deutete der fchnelle Affenarm des Dänen bald auf dief es, bald auf jenes Schaufenfier. Plötzlich ftand Peter zu feinem Entzücken auch vor der Auslage der königlichen Porzellanmanufaktur.

„Szind Szie auch außer Ihnen vor dem?“ fragte der Eicerone mit gutmütiger Ironie.

„Na felbftverftändlich!“ polterte Peter gereizt. „Sie etwa nicht?! Na, ihr natürlich, ihr Kopenhagener, ihr habt das täglich! Für euch find das einfach Suppenteller!“

Der Däne lachte herzlich. „Ausgezeichnet!“

„Ich befiße übrigens den Dackel! Den großen da! Dasfelbe Exemplar!“

„Szo, fo, den Dackel!“ Der Andere fagte es mit fpöttifcher Güte, wie man zu einem Kinde fpricht. Sie gingen langfam weiter. Peter betrachtete verblüfft die auffallendfie Erfcheinung des Kopenhagener Straßenlebens - die Unzahl junger, oft fehr hübfcher, künftlerifch eigenartig oder eigenfinnig gekleideter Mädchen. Sie beherrfchten das Bild. Sie gingen allein oder zu zweien oder zu dreien - die Mehrheit aber radelte und wand fich mit kecker Sicherheit, klingelnd und die zierlichen Füße an das blanke Rad gepreßt, durch das Gewühl. Wunderliche Hüte trugen diefe Damen - jeder fah wie eine perfönliche Erfindung aus. Diefe vielen fchlanken, frohen, etwas blaffen, graziöfen Kinder . . . . Blond die meifien, Mattblond, wie das fonnegedörrte Gras der Dünen. In den blauen Augen ernfie Klarheit. Spiegel der See. Peter lächelte.

## Auf der Schaukel Georg Hirfchfeld

Ihm wurde wohlig heiß ums Herz. Er sagte nichts, aber fein gelenkiger Begleiter, der faßt jede der zahlreichen Damen grüßte, schien feine Gedanken zu erraten.

„Wie gefällt Ihnen unsere Jugend? Sagen Sie es! Wir haben ein so kleines Land! Unser Land ist eigentlich nur eine Stadt! Kopenhagen! Wir verlieren hier leicht den objektiven Blick!“

„Wissen Sie.“ erwiderte Peter gedehnt und errötete mit etwas plumpem Lächeln. „Hübschen Frauenzimmern gegenüber ist es verdammt schwer, objektiv zu sein.“

Der Däne schwieg. Sein dunkler Blick wurde ernst und überrascht - Peters Antwort schien ihm nicht sehr zu gefallen. Er sah ihn von der Seite an, dann sagte er lebhaft: „O, glauben Sie nicht, daß es hier nur auf das Urteil des männlichen Blickes ankommt. Das wäre wohl ein großes Mißverständnis. Nein! Diese Damen sind sehr zu respektieren, als Individuen, als Geister! Ja, mein Herr! Die Mehrheit findet! Es sind auch vorzügliche Künstlerinnen darunter! Diese zum Beispiel, die Schwarze, ist eine unserer ersten Porträtmalerinnen! Und jene Blonde auf dem Rade -“

„Die mit der langen, roten Fahne am Panamahut? Du mein Gott, was kann denn die sein?“

„Sie steht an der Spitze der dänischen Frauenbewegung. Ich liebe Sie nicht, aber Sie ist nicht unbedeutend.“

„Warum pudern sich denn diese bedeutenden Damen alle?“

„Spricht so etwas in Deutschland gegen ihren Geist?“

Peter zuckte die Achseln und schwieg. Es wurde ihm schwer, der Art des Fremden, hinter der eine lebenswürdige, aber scharfe Ironie lauerte, zu dienen. Er ärgerte sich und blieb unchlüffig stehen.

„Sie haben jedenfalls Hunger.“ rief ein Eiferer eifrig. „Wir wollen frühstücken! Sagen Sie mir, woran Sie gewöhnt sind!“

„Zu Hause trinke ich Milch.“ erwiderte Peter knabenhaft mürrisch, als gälte es eine persönliche Überzeugung zu verteidigen.

„Milch? Wir stehen am rechten Ort! Kommen Sie!“

Der Lebenswürdige wandte sich zur Seite und kletterte zu Peters Überraschung plötzlich in ein Kellerlokal hinab, das an der Straße lag. Peter folgte ihm kopfschüttelnd. Er fand in einem höchst appetitlichen und reichhaltigen Obfgeschäft. Sein unbekannter Freund deutete auf zwei mächtige Körbe mit Himbeeren und Erdbeeren. Peter sah, daß es Früchte von märchenhafter Schönheit waren, Er bekam einen Riefen-

appetit darauf. wagte aber doch noch mürrig) zu protestieren. „Ich wollte Milch, –

Der Däne antwortete nicht. sondern sprach eifrig und unverfänglich auf das Ladenfräulein ein. Dieses schien ihn gut zu kennen. und wieder sah Peter das halb ehrfürchtige., halb belustigte Lächeln. mit dem die Kopenhagenerinnen feinem Begleiter begegneten. Seine Neugier. sein Mißtrauen wuchs. Er beschloß die Vorfielung zu erzwingen. aber willenslos mußte er dem Eicerone folgen. der ihn unter vielen Komplimenten. etwa wie ein Prinzerzieher feinen Zögling. ins Nebenzimmer führte. Halb geschmeichelt. halb verletzt faß er ihm hier an einem breiten Eichen-tisch gegenüber.

„Sie sind wohl Rentier?“ fragte er plötzlich.

Der Däne lachte. „Weil ich nichts zu tun habe. als Fremde herum-zuführen und gute Sachen zu essen. meinen Sie?“ Dann brach er ab. denn Fräulein Signe kam mit dem Frühstück. Er bediente Peter. als ob es gälte. eine heilige Pflicht zu erfüllen. Peter hatte sich schon darauf gefreut. dem eleganten Bummel durch die Mitteilung zu imponieren. daß er ein deutscher Künstler sei. aber der Teller mit der prachtvollen. gelblichen Milch und der Berg erlesener Früchte. der in einer blaugrünen Schüssel gehäuft war. lenkten ihn ab. Er machte sich eufzend an die Arbeit und erlebte - anders ließ es sich nicht ausdrücken - daß ihm noch nie in feinem ganzen. zwanzigjährigen Dasein etwas so geschmeckt hatte. Er pamfte felig in sich hinein. Mit dieser dänischen Sitte war er vollkommen einverstanden. Seine gute Laune wuchs. er ärgerte sich jezt nur noch darüber. daß er seine Dankbarkeit so gar nicht dokumentieren konnte. Denn der freundliche Eicerone zahlte für sich selbst und ließ auch den Deutschen für sich zahlen. Er schien die Schranke der Fremdheit damit betonen zu wollen. Peter empfand das als sehr angenehm.

„Nun möchte ich aber auch 'n gutes Glas Bier trinken und was Reelles in den Magen kriegen.“ sagte er. als sie wieder auf der Straße standen. Er sagte es weicher. fast demütig.

„O ja! Gewiß! Sie scheinen Appetit zu haben! Das freut mich!“

Der Däne nahm feinen Arm (noch immer nicht vorgefellt! dachte Peter) und führte ihn durch das luftige Gewühl zum Rathausplatz zurück. Sie traten in das Restaurant Bristol ein. Am Büfett wählte Peter. Er wählte. wählte. verwirrt und entzückt. Sein erfahrener Begleiter fand ihm mit ernsthaftem Rat zur Seite. Ein halber Hummer und eine Wild-ente waren schließlich Peters Entschluß. Das gelbe Dänenbier schäumte

dazu im Glafe. fehr alkoholifch. fehr beraufchend. Er ftieß mit dem Cicerone an. „Wie heißen Sie eigentlich. Menfchenskind?“ fragte er jeht in plößlichem Überfchwange. bittend.

„Fragen Szie mich bitte nicht nach meinem Namen.“ erwiderte der Fremde langfam und mit niedergefchlagenen Augen. indem er zierlich Krabben aus der dünnen rofa Befchalung löfte. „Es ift noch nicht die Zeit. Ich werde bald einen Namen tragen dürfen. welcher mein wahrer ift. Wenn wir uns nicht mißfallen in diefer flüchtigen Stunde - das genügt doch. Wie?“

Peter flieg das Blut zu Kopf. Er hatte zu rafch getrunken. „Mir nicht.“ flüfterte er. indem er fich den Schnurrbart wifchte. '

Der Fremde fchien diefe Antwort zu überhören. Er begrüßte wieder mehrere Damen. die fich am Nebentifche niederließen. und übernahm es fofort. der „fwarzen“ Porträtmalerin. die dabei war. ein Frühftück zu holen. Peter verfchluckte feinen Zorn und lachte den Dänen. als er eifrig wie ein Kellner zurückkehrte. luftig. aber herausfordernd an. „Sie können ja alles!“ rief er.

„Verachten Szie mich deswegen?“ fragte jener mit leichtem Lächeln und fehte fich wieder zu ihm, Die Damen. die Deutfch zu verfiehen fchienen. fahen fich nach Peter um. aber ohne Intereffe für feine germanifche Schönheit. nur mißbilligend und ein wenig erfchreckt. Befonders in den Zügen der Porträtmalerin zeigte fich diefes Gefühl. denn fie war vor Stolz errötet. als Peters Begleiter fie fo ausgezeichnet hatte. \*

„Von Verachten ift keine Rede.“ erwiderte Peter gereizt. „Man ift hier eben fehr galant. nicht wahr. Aber ich verftehe diefe .Damen\* nicht. Wer fich fo kleidet. wer fo in ein öffentliches Lokal kommt - ich kann mir nach deutfchen Sitten nicht denken. daß das wirklich refpektable. junge Mädchen find.“

Er hatte es nicht laut gefagt. nur für feinen Tifchgenoffen verfiändlich. Der aber ftand jest. wie einem Federdrucke folgend. auf und fagte nervös. mit leichtem. gleichfam entfchuldigendem Lächeln: „Ich bitte mir doch zu glauben . . . Aber nun verlaffe ich Szie . . . Szie find ein deutfcher Künftler. nicht wahr? . . . Ich denke es mir . . . Beim Bier find deutfche Künftler nicht fo lebenswürdig. wie im Freien. wenn Sie bewundern können . . . das weiß ich - ich war lange in Deutfchland . . . Ich hoffe Ihnen draußen wieder zu begegnen . . . Jedenfalls rate ich Ihnen. heute noäf das Rathaus und die Glyptothek zu befuchen . . Das Bier ift übrigens ßehr fchwer . . . Ich bitte Szie um Verzeihung.

daß ich Szie darauf nicht aufmerkfam gemacht habe . . . Leben Szie wohl.“

Er gab ihm die Hand. verneigte sich vor den Damen und ging. Peter faß da und kannte sich in feinem eigenen Gemütszufande nicht aus. Eigentlich war er wütend. aber er war auch befchämt. Eigentlich haßte er den Fremden. aber es tat ihm auch brennend leid. ihn verfcheucht zu haben. Unruhig. in verbiffenem Troß blieb der Krakehler fißen. Seinen Nachbarinnen. die dänifch fchwaßten und leife kicherten. ohne daß man ihrer Diskretion anmerken konnte. ob der Deutfche der Gegenftand ihrer Heiterkeit war. wandte er oftentativ den Rücken. Echt pfälzifch faß Peter da. breit und rot. und knabberte am lebten Knochen feiner Wildente. Als er zahlte. eine ziemlich hohe Zeche zahlte. fragte er den Kellner halblaut. wer denn der Herr gewefen fei. mit dem er eben gegeben habe.

Der Kellner fah ihn erfiaunt. mit runden Augen an und fchwieg.

„Ia. ja. ich kenne ihn nicht!“ flüfierte Peter ungeduldig. „Wie heißt er denn?“

„Das ift doch Herr Waldgren. der berühmte Dichter.“ Nach diefen Worten zog fich der Kellner mit einer gewiffen Verachtung zurück. Waldgren? . . . Robert Waldgren? Peter hatte in Tante Lindas Bibliothek zwei Bücher von ihm gefunden. Sogar in Schnattersheim war diefer Mann bekannt. Der Titel des einen Buches war ihm erinnerlich: „Sigrid und Karin“. Er hatte ihn behalten. weil Sigrid darin vorkam. Zum Lefen war er nicht mehr gekommen. Und nun? Nun kannte er den Dichter( Kannte ihn? - Er trat ins Freie hinaus. Unwillkürlich fiel ihm ein. daß er Waldgren im Freien beffer gefallen hatte. als beim Bier. Er lächelte und freute fich faft darüber. Dann ging er. wie einem Befehle folgend. in das Rathaus. Als er in dem prachtvollen Hofe ftand. dankte er nochmals feinem Begleiter innerlichft und wünfchte ihn herbei. Dann fchritt er. dem Diener nach. durch viele Säle und Zimmer. überall Eigenart und Schönheit. Und er war noch gar nicht müde. Trotz Berlin. trop der anfirengenden Nachtfahrt. troß der erregten. erften Kopenhagener Stunden! Im Gegenteil -- er fühlte fich frifcher. als je. Es war ihm. als ob er fich in der Heimat verborgene Kräfte referviert hätte. die hier erfi. im gefieigerten Leben. zur Entfaltung kamen. Er dachte nicht an Ruhe. nicht an Obdach. 'nicht an Hab und Gut - ja. es gab für ihn kaum ein Morgen. Er lebte und fchwebte im Augenblick. Und als er wieder. mit, übernächtiger Bläffe.



Jahrgang Eugen Bracht: Waldwiese nach dem Regen  
'9' 9 (Zum Eĩ-ay von Hans Rofenhagen).

\_EMPTY\_

aber heiter und aufrecht auf dem Rathausplatze stand. war es sein erster Gedanke. Waldgrens anderem Rat zu folgen und in die Glyptothek zu gehen. Vor diesem Griechentraum nun, den dänische Sehnacht mit kühlerem Geschmack in den harten Alltag hineingezaubert, gingen Peter Kranz, wie Onkel Birschoff zu sagen pflegte, mehrere Knöpfe zugleich auf. Sein pfälzisches Selbstbewußtsein hatte heute schon so manchen Stoß bekommen - hier aber knickte ihn der Sturm vollständig. Er ging mit kurzen, schüchternen Schritten aus einem Saal in den anderen und in den ersten wieder zurück - er flaunte und fühlte sich elend-glücklich. Als er aber einen Aufseher gefragt, wer denn die wunderbare Sammlung geöffnet habe, ob etwa der Name Jacobsons der golden in den Hauptsaal hinunterleuchtete, dem großen Dichter Jacobson gehöre - in diesem idealen Reich erschien ihm alles möglich, und er wußte nicht, wie arm der Dichter des Niels Lyhne gestorben war - als ihm die lächelnde Antwort wurde: „O nein mein Herr - Herr Jacobson, der Stifter der neuen Glyptothek, ist kein Dichter, sondern der erste Brauereibesitzer Dänemarks" - in diesem Augenblick erschrak er vor sich selbst. Denn er mußte, mußte mit seiner pfälzischen Kehle donnernd in die stille Marmor Schönheit hineinlachen. Sonderbarerweise blieb der Aufseher ganz ruhig. Er entrüstete sich gar nicht. Allmählich merkte Peter, daß er nicht laut gelauscht, sondern daß ihm seine Aufregung diese Emotion nur vorgepiegelt hatte. Er senkte den Kopf und ging. Nachdenklich irrte er durch die Straßen. Am Rathause hoffte er Waldgren wieder zu treffen. Aber es war jetzt nichts von ihm zu sehen. Etwas ermattet, nicht müde, eher überwacht, festete Peter sich schließlich an einen Tisch, der vor dem Café Brisiol stand. Er tarrte in das Getriebe. Als er plötzlich auf die Uhr sah, erfuhr er das Unbegreifliche, daß es schon später Nachmittag war. Halb sechs vorüber. Wie lautlos, glücklich flog hier die Zeit. Er stützte den Kopf in beide Hände und betrachtete eine Dame, die am Nebentische saß und ihn ansah. Seltsam, es lag in der Stimmung dieser Stunde -- er nahm das Mädchen ganz unbefangen, wie einen hübschen Gegenstand, in Augenschein. Sie aber, die Gepuderte, bunt und extravagant Gekleidete, ließ es sich lächelnd gefallen. Peter hielt sie für eine Kollegin der Damen, die Waldgren so ritterlich verteidigt hatte. Auch sie gehörte wahrscheinlich zu „unserer Jugend", auch sie war vielleicht eine „bedeutende Porträtmalerin", Unwillkürlich beschloß er mit kindlicher Neuheit, an ihr wieder gut zu machen, was er an Waldgrens Bekannten geübt hatte. Daß sie wirklich etwas ramponiert aussehend und gar zu offenkundig gefärbtes.

28 \_ 433

goldblondes Haar trug, irritierte ihn nicht. Sie gefiel ihm. Er freute sich an ihrer eleganten Gestalt, die nachlässig im Korbfessel ruhte. Er lächelte über die halb naiv, halb spöttisch gekippten Lippen, mit denen sie aus einem Strohalm fügen Eisprung zog. Die schwarzen Straußfedern an ihrem breiten Hut flatterten im lauen Wind, und der ausgebreitete, feine Fuß im Lackschuh erregte ihn mit seiner pochenden Unruhe. Plötzlich fand die Dame auf, warf eine Krone auf den Tisch und ging. Sie würdigte Peter keines Blickes. Starr, verliebt und fast beleidigt, sah er ihrer königlichen Gestalt nach. Gleich darauf war sein Entschluß gefaßt. Er zahlte ebenfalls und eilte der Entschwundenen nach. Bald sah er die nistenden, schwarzen Federn. Wohin eilten sie? Sie eilten energisch, zielbewußt auf ein hohes Portal zu, das ins Abenddunkel mit farbigen Lampen leuchtete. „Tivoli“ leuchtete es Peter entgegen. Er hatte den Namen heute schon einmal gelesen. Indigniert und wegwerfend damals. Jetzt aber folgte er eifrig den „Durchschnittsfremden“, die zahllos hineinströmten. Er wußte kaum, daß er es tat. Er wollte nur die schwarzen Federn nicht aus den Augen verlieren.

Schwer aber war es, in diesem bunten, zerfireuenden Wirrwarr das Wild in Sicht zu behalten. Auf einem großen Platz geriet Peter vollends in einen förmlichen Strudel hinein. Farbige Lampen umblühten ihn, ringsum schmettete lustige Musik. Plötzlich aber fühlte er sich am Arm ergriffen. Er sah sich zornig um. Waldgren stand vor ihm. Nun war es aus mit den schwarzen Federn. Peter wußte wieder nicht, ob er sich ärgern oder freuen sollte. „Störe ich Sie?“ fragte noch dazu der Däne. Wieder mit jenem lebenswürdigen Lächeln, hinter dem eine große Bosheit lauerte.

„Gar nicht!“ rief Peter unverschämt und drückte ihm die Hand.

„Im Gegenteil, ich freu' mich sehr! Waren Sie heute vormittag beleidigt, als Sie so plötzlich davonliefen. Herr Waldgren?“

Wie freute er sich, diese kleine Rache an ihm nehmen zu können.

Der Demaskierte errötete leicht, dann sagte er vollständig gefaßt: „O nein, Herr Peter Kranz. Ich wünschte nur, daß Sie bald in das Rathaus und in die Glyptothek gingen -- darum entfernte ich mich.“

„Sie sind doch der leibhaftige Satan! Woher wissen Sie meinen Vornamen?“

„Nicht vom Kellner im Hotel Bristol. Ich dachte ihn mir. Sie müssen Peter heißen.“

Er faßte ihn unter und führte den tröselnden durch das Gedränge.

„Heute vormittag wollten Szie niht nah Tivoli - niht wahr?  
Das gefiel mir. Aber abends ift es vollkommen zu entfchuldigen. daß  
Szie hineingingen.“  
Peter war auf feiner Hut. Er fhwieg. Er wollte fih von diefem  
Allwiffenden niht ausholen laffen.  
„Ich darf Ihnen auh wohl hier dasBefte zeigen.“ fuhr derDäne fort.  
„Sonft geraten Szie leiht an das Shlehtefte. Wollen wir zuerfi fpeifen?“  
„Neini Sie denken wohl. ih effe überall. wo ih hinkomme?  
Nein! Jh will jeht dahin. wo's am luftigften ift!“  
„Wo es am luftigften ift . . Waldgren fagte es ernfhaft und  
dachte nah. „Kommen Szie.“  
Er zog ihn in ein wunderlihes Gewirr von künftlihen Felsblöcken.  
die fih fhließlih zu einem niederen Gang verengten. der in ein unter-  
irdifhes Gewölbe zu führen fhien. Verfhwunden waren Lärm. Lichter  
und Mufik. Doh plößlih traten die Männer in eine um fo lautere.  
fonderbare Halle ein. die rot erleuchtet und von einer diabolifhen Mufik  
erfüllt war. Gar niht diabolifh aber bewegten fih die guten Kopen-  
hagener darin. tanzten. lahten und waren befier Dinge. Kreifhend lief  
man befändig vor einem grotesken alten Weibe davon. das einen Befen  
fhwang und des Teufels Großmutter vorfielte.  
„Wir find in der Hölle.“ fagte Waldgren lächelnd. aber mit müden  
Augen. „Jfi es hier niht luftig?“  
Peter fah eine Weile in das tolle Getriebe und ließ die tanzenden  
Mädhen vorbei paffieren. Den Hut mit den fhwarzen Federn entdeckte  
er nirgends. „Ach. wiffen Sie.“ fagte er fhließlih. „ih finde das höhfi  
abgefhmackt.“  
„Jh auh.“ erwiderte Waldgren. „Kommen Szie - wir gehen in  
den Himmel.“  
Bald traten fie in ein gut irdifhes Etabliffement ein. das von außen  
wie ein Variststheater ausfah. Ein hoher. hell erleuchteter Saal aber be-  
grüßte fie eigenartiger. wenn auh mit naiver Blehmufik. Alles war  
hier auf Liht und farbige Wolken gefimmt. Auf die Wände über den  
Balkons. die eine diht gedrängte Menge befelzt hielt. waren Karikaturen  
berühmter Kopenhagener gemalt. Lahend erkannte Peter. daß die größte  
und frehfi Karikatur feinem populären Begleiter galt. Mit Jubel  
wurde Robert Waldgren allerorts von den „Himmelsgefialten“ emp-  
fangen. Am luftigften und liebenswürdigfien von der Dame mit den  
fhwarzen Federn. Sie konnte doh keine bedeutende Porträtmalerin fein.  
28\* 435

Ahnungslos (oder etwa nicht? dachte Peter) holte Waldgren den verblüfften Deutfchen heran und machte ihn mit dem fchönen Mädchen bekannt. „Rita. die Szängerin!“ rief er. mit feinen etwas fchief gefiellten Augen himmelnd. Rita lachte. Sie hatte Peter fofort erkannt und fchien zu wiffen. daß fie ihn intereffierte. Er ging mit ihr umher. und fchließlich tanzten fie. Durch Peters Ungefchicklichkeit immer in der Mitte des Saales. immer unter dem luftigen Symbol. das an der Decke des „Himmels“ hing und ein niedlicher Luftballon war. In der Gondel faß ein hübfcher Knabe. der befändig Konfetti auf die Menge fchleuderte. Rita hielt inne. denn fie war fchwindlig geworden. Er hielt fie mit feinen fiarken Armen. „Danke.“ fagte fie. Sie fagte es oft. denn es war eines der wenigen deutfchen Worte. die fie kannte. „Wollen wir gehen?“ fragte Peter. Er fah fich unwillkürlich nach dem Dolmetfch Waldgren um. Der Dichter aber war nirgends mehr zu fehen. Rita nickte. Sie traten Arm in Arm hinaus. Draußen äußerte fie ihm eifrig einen Wunfch. aber auf dänifch - Peter hatte keine Ahnung. was fie von ihm wollte. Er riet verzweifelt auf ein gutes Abendeffen und wollte fie in das nächfte Refiaurant führen. Sie aber lachte hell auf und flüfterte. fich an ihn drängend: „Spät!“ Spät? . . . Was meinte fie damit? Wahrfcheinlich fpäter. Sie konnte keinen deutfchen Komparativ bilden. aber fich zur Not doch verftändlich machen. Wohin moäfte fie nur je ß t wollen? Er zuckte lachend die Achfeln und ließ fich von ihr ziehen. Emfig ftrebte fie mit ihm auf eine Varistclbühne zu. die im Freien errichtet und ftrahlend mit ihrem hüpfenden Ballett von einer dunklen Menfchenmenge umlagert war. Peter erfchrak. Er dachte plötzlich daran. daß Waldgren Rita als Sängerin vorgeftellt hatte. Sollte fie ihm jeßt wieder entfchlüpfen wollen. weil ihr Beruf fie auf die Bühne zwang? Er mußte Klarheit haben. Naiv verfuäfte er es mit der Zeiäfenfprache. deutete erfi auf Rita. dann auf die Bühne und machte ein iingftlich fragendes Gefiäjt dazu. Sie verftand ihn fofort und rief lachend: „Ol Nein! Heute frei!“ Dann zog fie ihn in die vorderfte Parkettreihe. Die bunten Darbietungen der Bühne. für die Rita. zum „Bau“ gehörig. das größte Intereffe hatte. ließen Peter kalt. Er hatte nur Augen für feine Begleiterin. Endlich war die Vorftellung zu Ende. und Peter überließ dem fchönen. heiter erregten Mädchen die Wahl des Reftaurants. Sie ftarrte ihn an. dann fchien ein kecker Einfall über fie zu kommen. Tänzelnd zog fie den verblüfften Deutfchen mit. der von nun an einem gewiffen. fiarken Haustier. das blind zu Markt getrieben wird. immer ähnlicher wurde. Das vor-

nehmfie Reftaurant von Tivoli war Ritas Ziel. Hier war nicht ihr Platz. das wußte fie wohl. aber gerade deshalb wollte fie fich hier einmal ganz nnbefangen niederlaffen. Sie hatte ja einen fo ahnungslofen Kavalier. der fie fchüßte. Lächelnd. felbftbewußt in ihrer Berühmtheit und reichen Toilette ftieg fie in die hell erleuchtete. offene Veranda hinauf. und Peter folgte ihr errötend. nachdem er feine Haltung durch ein unzeitiges Stolpern verloren hatte. Das Paar erregte bei der Kopenhagener Hautevolse. die an kleinen Tifchen delikate Dinge fchmauf'te. Senfation. Man f'teckte die Köpfe zufammen. man lachte. tufchelte und war ebenfo indigniert. wie interefiiert. Befonders die Damen prüften eifrig Ritas Toilette. Sie machten der „Unfeinen“ das Feinfte immer nach. Hätte Onkel Bifchoff jetzt fehen können. wie Peter Kranz feiner Angebeteten gegenüberfaß! Er hätte am Ende feine ganze Raritätenfammlng dafür hergegeben. Peter bef'tellte. Sein Portemonnaie. ein immer dunklerer Begriff. war ihm Nebenfache. Wenn er der Schönf'ten nur gefiel. Er ftieß den Ehampagner mit ihr an. er war verliebt. ganz richtig verliebt in dieses hohe Kulturprodukt des Landes. An Beobachter dachte er im Schatten ihres großen Federhutes. der fo reizend das unbeholfene Geplauder fchüßte. nicht. Plötzlich aber. als er auffah. um noch eine Flaſche zu beftellen. fah er ftatt des Kellners Herrn Robert Waldgren vor fiäſ. Erft ärgerte er fich über die Störung. zumal Rita beim Anblick des Dichters ihre gute Laune verlor und befangen wurde. Dann aber wollte er ihn doch anfpochen. Doch Waldgren kam ihm zuvor. ließ feinen ernf'ten. etwas vorwurfsvollen Blick auf Rita ruhen. fchien Peter irgendwie warnen zu wollen und entfernte fich dann. nachdem er mehrere Bekannte begrüßt hatte. Peter war fich von Ehampagners wegen über Waldgrens Verhalten nicht klar. Doch in feltfamer Zusammenhanglofigkeit fiel ihm jetzt plötzlich ein. daß er kaum fo viel Geld hatte. um die Zeche zu bezahlen. Ich bin ein Oihfe. dachte er niedergefchmettert. Warum habe ich daran nicht früher gedacht? Dann brachte die Not ihn auf die Idee. Waldgren anzupumpen. Doch der Dichter war fchon fort. Ihm nachlaufen? Unmöglich! Es blieb nichts anderes übrig. als die Beftellung der zweiten Flaſche zu umgehen. indem er zahlte. Rita erleichterte ihm diesen fcheinbar harmlofen Entfchluß. da fie müde und verärgert ausfah. „Blut fchwißen“ mußte Peter bei der Verrechnung mit dem Kellner. Schließlich aber fiellte die Sache fich doch etwas billiger heraus. als er gefürchtet hatte - er behielt noch anderthalb Kronen übrig. Rita raufchte voraus -- er trabte hinterdrein. etwas befchwipft

437

und nur von dem dunklen Drange befeelt. nicht auf ihre Schleppe zu geraten. Das Mädchen war verstimmt. Sie ging schweigend neben ihm her. und er überlegte ratlos. wie er sie wieder aufheitern könnte. Doch eine schreckliche. zornig bittere Stimmung bemächtigte sich seiner selbst. Er hatte ja kein Geld mehr. Aber sie hergeben. Verzicht leisten - nein. das wollte er keinesfalls. Nur ihrer sicher sein - er war es ja nicht gewöhnt. sein Glück vom Mammon abhängig zu machen. Es sollte jetzt keine Zukunft für ihn geben. Er hielt sich an die Gegenwart. an den Augenblick. Mit Gewalt zwang er sich dazu. sich selbst für einen außerordentlich leichtfinnigen Lebemann zu halten. dem alles zur Verfügung stand. Ein armer Schlucker war er nicht! O. nein! Blindlings folgte er Rita in ein Eafs. das neben dem Portal von Tivoli lag. in das sie eigentümlich hafig. mit forschenden Blicken einkehrte. Sie feßten sich. doch Rita schwiege beharrlich. war zerftreut und schien sich für den Deutschen kaum noch zu interessieren. Plötzlich geschah etwas. was Peter. der zornig vor sich hinfiarrte. entging. Ein bleicher. vornehm gekleideter. junger Däne war in das Cafe? getreten. blieb an der Tür stehen und musterte Rita halb spöttisch. halb drohend. Rita erblickte ihn. erhob sich sofort. wie auf\*ein Signal. und entschuldigte sich bei Peter. indem sie ihn in liebevoller Eingebung fireichelte. Dann ging sie hinaus. Peter. der natürlich dachte. daß sie bald wiederkommen würde. blieb trübfinnig sitzen. Aber es dauerte lange - sehr lange - und schließlich wußte er sich betrogen. Die Entdeckung schmerzte ihn mehr. als sie ihn aufbrachte. Sie befreite ihn auch. Denn indem er Ritas Bild verlor. fand ihm um so deutlicher als erste. schwere Lebenserfahrung vor Augen. wie arm jede Kraft auf der Welt ohne Befiß war. Viele hätten ihn jetzt ausgelacht. das wußte er - er aber verharrte nachdenklich und traurig. Gegen Mitternachts trat er auf die Straße hinaus. Widerwärtig war ihm jetzt der Gedanke. eine armfelige Spelunke auffuchen zu müssen. Wie ein fechtender Handwerksbursche. Brrr! Er hatte heute in großem Stil gelebt - er mußte dabei bleiben. Nur in keine dumpfe Armeuteatmosphäre geraten - jetzt. wo die Flügel seiner Phantasie sich regten. wie noch nie. Wer mochte auch in dieser wunderbaren Sommernacht. von Sternbildern überwölbt. die tröstend in die dunkle Seele leuchteten. an Schlaf denken? Es war warm. wie am Tage. und filbern feierlich [till. Peter schritt langsam die menschenleeren Straßen entlang. immer tiefer ins Neuland hinein. Eine feltfame Wonne war das - als Fremder unter Fremden - für sich entdecken. was hundert Generationen ein-

438



gewurzelte Gewohnheit war. Er kam durch die Oeftergade auf den Kongens Nytorv, einen großen Platz, der von prächtigen Gebäuden umgeben war. Peter erkannte ihn, als er sich aus Onkel Bifchoffs Schilderung erinnerte, daß das Königliche Theater am Kongens Nytorv lag. Das Theater war es, denn an feinen Stufen faßen ja die beiden Riefengefalten aus dunkler Bronze: Holberg und Oehlenfchläger. Seltfam irritierend lächelten die gemächlichen Dichter in ihrer ungechlachten Größe. Sie machten beide ein Geficht, als wollten sie dem Betrachter fagen: fofahren wir nicht aus. Peter fchritt weiter. Auf's Geratewohl durch die Bredgade, denn ein richtiger Infinkt fagte ihm, daß in diefer Richtung die „lange Linie“ läge und der Öafen. Er fehnte sich nach der See. Die ruffifche Kirche glitt wie ein Traumbild an ihm vorüber. Sie war eine Seltfamkeit mehr mit ihren goldenen Zwiebeltürmchen. Nichts anderes. Amalienborg aber, das königliche Schloß, mit feinen ftolzen vier Fronten und dem uralten Reiterdenkmal, ließ ihn ftehen bleiben. \*Er fahdura) das Gittertor in den Hof hinein. Wunderfam, wie grünliches Silber, leuchtete das über und über patinierte Standbild im Mondfchein. Welchen König es darstellte, wußte Peter nicht. Das war ihm auch gleichgültig - er hatte nie viel hiftorifchen Sinn befeffen. Dann kam er bald an das' Ende der Straße und in hübfche Anlagen hinaus, wo er sich abfolut nicht mehr auskannte. Der linke Weg lockte ebenfo wie der rechte. Peter folgte einem kleinen See, der \*ihm unter hängenden Weiden ftill entgegenfchimmerte. Als er am Ufer eine Bank entdeckte, freute er sich. Es war eine wunderliche, felbftironifche Freude. Er ertappte sich dabei, daß feine Müdigkeit, die bisher nur als kleine Wolke am Horizont gedroht hatte, fachte über ihn hergekommen war. Seine Augen fchmerzten plötzlich vor Schläfrigkeit. Es war eine Wohltat, sich auf die harte Bank niederlaffen zu können. Nur nicht gleich einniäen, wie in Mutters Schoß -- erft nachdenken, männlich klar werden über alles. Er hatte genau gezählt: Eine Krone fünfundvierzig Oere - das war fein Vermögen. Und kein Gepäck. Er lachte etwas heifer in fiäi hinein und fchlug sich auf den Schenkel. Stilvoll war es eigentlich, einen folchen Tag hinter sich zu haben, den erfien in Kopenhagen! Aber morgen? - Und weiter? - Ganz frech fein und mit Baronallüren in ein vornehmes Hotel gehen? Das ging wegen des verfluchten Koffers nicht! Die Haltung hätte er sich fchon zugetraut! O, warum mußte ihm der blinde Herr auf dem Bahnhof in Berlin begegnen! Er hatte nicht einmaleine Skizze von ihm machen können! - Schickfal. ..Am

439

Georg Hirfchfeld: Auf der Schaukel

Ende hat alles doch fein Gutes.“ pflegte Tante Linda zu fagen. Kein großes Hotel und keine deprimierende Spelunke - bei Mutter Grün übernachten. das war das Billigfie. Reinlichfte und Anftändigfte. Hier faß er nun mit feinen müden Knochen - hier blieb er. Aber er wollte noch nicht einschlafen. Nein. wirklich nicht. Ein bißchen Zukunftspläne mußte er noch machen. Das wäre ja der Tante gegenüber unverantwortlich gewefen - diefer treuen Seele. Wenn er nur nicht immer gähnen müßte. Überanfirengung, Der Kiefer brach ihm fafi ab. Er riß den Hut vom Kopf. um fich ein wenig frifch umwehen zu laffen. Alfo morgen früh - zunächfi nach dem Koffer telegraphieren. Nein . . . Blödfinn! Was blieb ihm dann zum Leben übrig? Von anderthalb Kronen? Er mußte fich doch etwas zu effen kaufen. Nicht für einen Tag. für mehrere. Das war übrigens luftig und fozial gerecht »- ein fo dicker. wohlgenährter Kerl. wie er. follte auch mal kennen lernen. wie's tut . . . Ganz luftig war es. Und in der Glyptothek vergaß man dann die phyfifchen Nöte alle vor ppsychifchen . . . Er wollte morgen den ganzen Tag in der Glyptothek bleiben . . . An Tante Linda telegraphieren? Um G e l d dazu? Unmöglich . . . Jetzt durfte er es noch nicht. fie hätte was Scheußliäfes von ihm gedacht. und belügen konnte er fie nicht. Ganz abgefehen davon. daß ein Telegramm die Tante ohnmächtig machen konnte. bevor fie deu Inhalt erfuhr. Er erinnerte fich. daß fie nur einmal ein Telegramm erhalten -- als ihr Bruder geftorben war. Seitdem gab es kein größeres Schreckbild für fie. als einen Depefchenboten. An Onkel Bifchoff telegraphieren? Den ließ er aus dem Spiel. Den Giftpilz! Ießt war ihm doch zu ernfthaft. f'tolz und frei zumute für die Stichelreden des Herrn Apothekers. Nein. nein . . . Das Befte war. fich durchzufchlagen - morgen an Tante Linda einen Brief zu fchreiben und abzuwarten. bis die Antwort kam. Das konnte vier Tage dauern. fagte ihm eine düfiere Ahnung . . . Na ja! . . . Aber es gab ja Leute. denen es viel fchlechter ging! Und Kopenhagen war fchön! Kopenhagen . . . Kopenhagen . . . Sein blonder Kopf fiel fchwer auf die Bruft herab. Erft wackelte er noch ein bißchen. in infiinktivem Widerftand gegen Morpheus. Dann aber war alles vergebens. Die dänifche Sommernacht hielt den Atem an \_ fie hörte kichernd ein überzeugtes. unbeirrbares. deutches Säfnarchen. Traumlofe Stunden zogen dahin. Und im Frühlicht. hell befchienen in feiner rührenden Verfunkenheit. faß Peter Kranz noch auf derfelben Stelle. ..Mir ift alles Wurfk.“ das drückte fein leife atmender Körper aus. der blonde Kopf in die Hände gef'tüßt. die f'tarken Beine mit den

Abfäßen in den Boden gegraben. Lächelnd ftanden einige Frühauffteher - Soldaten. Bäckerjungen und Dienfimädchen - um den fremdartigen Schläfer herum. Er war ja gut gekleidet - gewiß hatte ihn der Raufch übermannt und ihm den Heimweg unfreiwillig abgekürzt - ein gewöhnlicher Stromer. der kein anderes Bett als eine ftädtifche Bank bei Mutter Grün hatte. war das nicht. Doch ernft und gefireng nahte fchon der Herr Parkauffeher und fcheuchte den fchwaßenden Kreis. der fich um Peter gebildet hatte. auseinander. Man blieb nun in gemeffener Entfernung fiehen. denn den Schlußeffekt des Erwachens wollte man um keinen Preis verfäumen. Peter. von dem Beamten mit weltmännifcher Schonung aufgerüttelt. riß die Augen auf und ftierte höchfk verblüfft in die fremdartige Welt hinein. Die Beobachter (achten nicht laut - echt dänifch kicherten fie nur und wandten fich faft verfchämt ab. Man genierte fich. weil es fich um keinen Strolch. fondern um einen Herrn handelte. Ießt fprach der Beamte ernft und eifrig auf Peter ein. Der Fremde verftand kein Wort. das fah man - er hatte genug damit zu tun. fich die Ereigniffe des vergangenen Tages. die diefem Erwachen vorausgegangen und feine Urfache gewefen. ins Gedächtnis zu rufen. Endlich hatte er den Faden in der Hand und klärte den Beamten in deutfcher Sprache auf. Er wiffe wohl. daß es verboten fei. auf einer Bank zu übernachten. doch es gebe im menfchlichen Leben ftärkere Mächte als das Pflichtbewußtfein. und wenn man umhergeworfen fei. wie er. zwifchen Haben und Nichthaben. Sein und Nichtfein -- - er fafelte. fein Kopf tat ihm weh. er fühlte fih wie zerfchlagen und wußte nicht mehr. was er redete. Jmmerhin hatte er die Genugtuung. daß der Auffeher jeßt ihn nicht verftand. aber um den Zuhörern zu imponierem fo tat. als wäre er des Deutfchen mächtig. Er nickte gnädig und erklärte Peter mit einer entlaßenden Handbewegung deutlicher. als mit einem falomonifchen Urteil frei. Der Deutfche erhob fich. gähnte und fuchte feinen Hut. Zu feinem Entfeßen fand er ihn nicht mehr. Da fireckte ihm der Beamte den bisher verborgen Gehaltenen lächelnd entgegen. Aber wie fah der fchöne. grüne Deckel aus! Er war ganz eingebeult. und die Krämpe war auf der einen Seite abgerifien. Offenbar hatte der Nachtwind ihn dem Schläfer entführt und heimtückifch unter einen vorüberrollenden Wagen geworfen. Jeßt erft. als Peter fich die Schnattersheimer Ruine befah. plaßten die Beobachter los und zerftoben wie Schulkinder in alle Richtungen. Er aber riß wütend eine grüne Strähne von der Krämpe ab und fiülpfte troßig den übrig gebliebenen „Hut“ auf den

Georg Hirfchfeld: Auf der Schaukel

Kopf. Dann dankte er dem Aufheber und ging feiner Wege. -

Wohin? Die Sehnfucht nach dem Waffer hatte er verloren. Ihn

fröfielte. Nachttau bedeckte feinen Anzug. deffen fchönes Silbergrau be-

denkliche dunkle Flecken zeigte und überdies von dem harten Bette böfe

zerknittert war. Nein. nein. die „lange Linie“ konnte ihm gewogen

bleiben. Er mußte vor allen Dingen erfk etwas Warmes in den Leib

bekommen. So wandte er fichwieder der Stadt zu und fuchte ein Kaffee-

haus auf. Endlich geriet er in ein ziemlich fäjäbiges Parterrelokal.

das in all der Unverftändlichkeit ringsum wenigftens das Wort „Kaffee“

an der Tür zeigte. Peter hatte einen Bärenhunger und verfchlang mehrere

belegte Brötchen. die auf dem Büfett lagen. Von dem Getränk. das

nach Etlichem fchmeckte. nur nicht nach Kaffee. brachte er nur wenige

heiße Schlucke hinunter. Dann zahlte er - faft eine Krone! Doch das

erfchütterte ihn jetzt nicht. Er hatte etwas im Magen und war fich klar

darüber. daß der Reft feines Vermögens. etwa 50 Oere. wenig Bedeu-

tung hatte. Wer gef'tern abend noch mit der fchönften Frau im feinften

Refiaurant von Tivoli foupirt. der konnte fich ohnehin nicht tagelang

wie ein Bettler durchfchlagen. Es mußte irgend etwas eintreten. heute

fchon oder morgen. irgend ein märchenhafter Wechsel des Glücks. ein

Auffchnellen feiner Lebensfchaukel zur Sonne hin - er war Phantaft

genug. um an fo etwas zu glauben.

Die Bredgade ging er entlang. Mit gewaltfamer Fröhlichkeit. denn

er war noch immer fehr müde. Auch genierte den Sohn aus guter Familie

die ironifche Aufmerkfamkeit. die das Kopenhagener Publikum ihm

fchenkte. Nichts konnte feine Willenskraft fo hemmen. wie das Bewußt-

fein äußerer Säjäbigkeit. Entweihtes Silbergrau. zerftörter grüner Hut!

Und ungewafchen war er. gänzlich ungekämmt - o Gott. ihn ekelte.

Sollte er fich von dergleichen abhängig machen? Nein! Er raffte fich

zufammen. Ießt m u ß t e er die Augen offen behalten für alles. was ihm

neu entgegentrat. Nicht an phyfifche Kalamitäten denken. Der Fremde.

der Wanderer. der freie Kerl fein. wie gef'tern! Und als Künftler vor-

wärts kommen. mit gefchärftem Blick.

Der Kuppelbau der Hofkirche. die Amalienborg gegenüberlag. lockte

ihn an. Doch als er fich dem Portal näherte. grinfte ihm fchon von weitem

„Eintritt 25 Oere“ entgegen. und wütend zog er fiäj zurück. Die Hälfte

feines Vermögens für den Anblick einer Kirche hinzuwerfen. hätte er

nicht gezögert -- ihn erbofte nur die ftaatliche Willkür mittellofen Kunft-

jüngern gegenüber. Jeder Zoll ein Protefi wandte Peter Kranz fich mit

langen Schritten dem Kongens Nytorv zu. Da lag wieder das Königliche Theater mit feinen langweiligen Riefendichtern. Er wäre heute abend gern hineingegangen. Jeder Ladenfchwengel konnte sich das leisten - ein deutcher Künftler nicht. Jetzt verwünfchte er Rita. 25 Kronen hatte sie ihm gekoftet. Fort war sie wie ein Spuk - er hatte nicht das mindeste von ihr. Ein Abenteuer - ja - darauf war er ein wenig stolz. Er vergaß sie mit zorniger Anftrengung und eilte zur Glyptothek. Hier koftete es nichts - natürlich. In diefem edlen Tempel verlangte man keinen Obolus. O Wonne. hier zu bleiben. hier zu vergeffen. Aber was war das? Hatte er denn heute keine Augen im Kopfe? War fein Herz erftarrt? So mußte es fein. denn sie waren ihm plötzlich nur Steine. leblose Steine. die Wunderwerke. die er sah. Er irrte aus einem Saal in den anderen. und gefiern hatte ihn keiner losgelassen. Ihn fror. Er dachte an Effen und Trinken. an ein weiäfes. behagliches Bett. Faft wie als kleiner Junge fühlte er sich. als der Vater ihn zum ersten Male in das Karlsruher Mufem mitgenommen. und seine noch ungeweckten Augen gelangweilt umher geirrt waren. als einzige Freude die Bonbontüte vor sich gefehen hatten. zu Haufe in Mutters Säfrank. Was war doch das ganze. große Künftlertum für ein Wahn. wenn der Menfch. der darunter fiekte. in Unordnung geriet? Pfui Teufel! Heute erlebte er hier gar nichts. Geftern hatte er noch stolzgefchwellt dageftanden und am liebften mit Eorreggio ausgerufen; 2111011\* jo 80110 pittore (obwohl diefer Ruf in einer Glyptothek nicht am Plaße gewesen wäre). Und heute? - Heute fäjliä er sich mißmutig wie ein Nörgler davon. Eine Depreffion befiel ihn. wie in feinem ganzen Leben nicht. Er dachte an nichts intenfiver. als an die Flecke in feiner Hofe. an die Beule feines Hutes. und wo er wohl heute abend fein müdes Haupt niederlegen könnte. Ein lehrer Stolz aber warnte ihn davor. der Einfamkeit feiner Erniedrigung zu entraten. Es fiel ihm jetzt nicht ein. sich an Waldgren zu wenden. den Fremden. den er hätte befuchen müffen. um einen Pump zu riskieren. Er befchränkte sich darauf. vornehm in ein Cafe zu gehen. dort einen unfrankierten Brief an Tante Linda zu fchreiben. worin er ihr alles beweglich. aber heiter und felbftbewußt auseinanderfelzte. und im übrigen bei einer Flaſche Bier folange hocken zu bleiben. wie man ihn dulden würde. Die dänifche Geduld war groß. aber es war ein rettender Gedanke für Peter. daß er fein Skizzenbuch aus der Tafche zog und fiäf als Zeichner etablierte. Den neugierigen und mißtraufichen Kellner brachte er damit auf seine Seite. Er porträtierte ihn in mehreren

443 -

\* - "j

Stellungen. und die Erkenntnis seines Talents ließ den Kellner alle Bedenken gegen den fonderbaren Gal vergeffen. Bei törichtem Geplauder und planlos- träumerischer Arbeit verging der zweite Kopenhagener Tag. Als es dunkel war, zahlte Peter mit stolzer Nachlässigkeit - dann fand er sich wieder ausgestoßen auf der unwirtlichen Straße.

Jetzt galt es, ernsthaft Kriegsrat zu halten. Zu einem armfeligen Obdach entschloß er sich, indem er sein Skizzenbuch mit dem Gefühl eines reichen Mannes einsteckte, auch diesmal nicht. Aber wohin? Ihn interessierte jetzt nichts mehr, nur eine friedliche Nachtruhe. Er lechzte danach, sich durch andere Kleider und ein Bad zivilisieren zu können. Unwillkürlich schritt er dem Ausgangspunkte seiner Irrfahrt, dem Bahnhof, zu. Plötzlich blieb er stehen. Eine riesige Reklame, deren Lettern die Brandmauer eines ganzen Hauses bedeckten, fesselte ihn. Er las; I. B. Söderberg's Bryggeri - Aktiefelkab. Söderberg!... Jawohl.

Das war der Freund seines Onkels. Das war der Mann, dem Schnattersheim eine wunderbare Porzellanammlung dankte, der ungeheure Mengen Bier braute, nicht nur, um sein Land mit Alkohol zu vergiften, sondern um es auch durch Kunsthäuser zu bereichern. Ein echt dänischer Widerspruch, den Peter jetzt erst richtig verstand. Warum war er nicht schon früher auf I. B. Söderberg verfallen? Hier lag ja der einzige Hafen für sein Leibes Fahrzeug. Hatte ihm nicht der Onkel bei der Abreise nochmals das Versprechen abgenommen, daß er nach Marienlyst hinausführe und dem alten Freunde Grüße brächte? Jetzt galt es freilich, eine tüchtige Portion Scheu zu überwinden. Aber eine Blamage konnte es unmöglich werden - in solchen Dingen war Onkel Bifchoff zuverlässig, wie kein anderer. Ihm war gewiß darum zu tun, dem Neffen in der Fremde für alle Fälle eine Zuflucht zu sichern. Außerdem konnte es sich bei dem ihm völlig Fernstehenden ja nur um eine Höflichkeitsvisite handeln. Selbstverständlich fuchte er nur den Herrn des Hauses auf. Am liebsten in seinem Kontor. Die beiden Töchter (Peter erinnerte sich, daß I. B. Söderberg Töchter hatte) wollte er verschonen. Sein gepanternes Silbergrau und das Scheufal von Hut, das er trug, machten ihn für Damen nicht präsentabel. Aber den reichen Brauer pumpete er in Gottes Namen an. Dem ließ er Onkel Bifchoffs Grüße als Bürgschaft und verließ dann gerettet.

Als er sich aber dem Bahnhof näherte, hohnlächelte ein neues Hindernis seines männlichen Entschlusses. Er hatte ja kein Reifegeld mehr, um nach Marienlyst zu fahren! - Leer gebrannt war die Stätte . . .

Wenn eins gekneipt hat

Eine Nacht oder zwei

Und hat dann kein Geld mehr.

Verfeßt er was - ei!

Zum Glück fiel ihm das wenig poetische, aber praktische Burfchen-

lied aus der Heimat ein. Aber das war leichter gefungen, als getan.

Erft etwas haben zum Verfeßen - ei! Er tafelte an dem ganzen, langen

Peter Kranz herum, um einen Wertgegenstand zu entdecken. Der einzige,

den er fand, war ein alter Siegelring feiner Mutter, dünnes Gold und

ein wenig kostbarer Achat. Seine Uhr war aus Stahl und die Kette

daran aus Horn. Er trug diese wertlosen Dinge lieber, als die goldenen

Konfirmationsgeschenke, die zu Haufe im Schranke lagen. Sie hatten

eine feinere Farbenfimmung. Aber Mutters Ring verfeßen? Scheuß-

lich . . . Freilich, wenn er fiäj vergegenwärtigte, wie die Gute felbft ge-

urteilt hätte! . . . „Nimm\*s, mein Junge. Verfilbere es fchnell, wenn

du in Not bifi, mein Junge!“ So hörte er fie fpreden. Aber wo fand

er einen Pfandleiher? Ein Schußmann gab ihm Auskunft - der präch-

tige Mann fpach deutfeh. Bald fand Peter bei Abraham Levy in einem

trüben Kellerloch und ließ den dürftigen Patriarchen, den er am liebsten

porträtiert hätte, feinen Ring prüfen. „Zwa Kronen“ war das Ergebnis.

Peter befand auf drei, um ein Abendeffen herauszufchlagen, aber der

Alte war unbittlich. Er fchrieb ihm einen Pfandfchein aus, und Peter

rannte zum Bahnhof. Hier erfuhr er, daß kein Zug mehr nach Helfingör

ging. Der nächfte fuhr erft um 7 Uhr in der Früh! Das hieß also,

noch eine zweite Nacht kampieren. Am beiten im Wartefaal des Bahn-

hofs. Da gab es wenigstens ledergepolfterte Bänke, auf denen auszu-

ruhen ftaatlich konzeffioniert war. Da konnte man ohne Nachttau und

Hüte entführende Stürme fanft fchlummern, in angenehmer Wärme, zu-

weilen auch umherwandern und an eine befriere Zukunft denken. Wie

fchön war doch ein Wartefaal! Das hatte Peter noch gar nicht gewußt!

Er ließ fich neben einem alten Frauchen nieder, das aus einer großen

Düte Kirfchen aß. Als fie ihn fehnfüchtig zufchauen sah, bot fie ihm

lächelnd an. Er dankte errötend und beteiligte fich am Souper. Dann fchlief

er, faß an feine Gaftgeberin gelehnt, ein. Die Nacht gefaltete fich weniger

abwechfelungsvoll, als Peter gedacht hatte. Sein Schlaf war bleiern, und

um halb fieben erft rüttelte ihn derBahnhofsportier, der feinReifeziel kannte,

von der Bank auf. Bald fuhr er neu getärkt in den ftrahlenden Morgen.

Schluß in der Juli-Numm er.

Hanns .Heinz Ewers:  
Weftindifche Sonette.

I.

Abend auf St. Thomas.

Nun fallen Worte wie Akazientrauben

Mit fernem Abendläuten in mein Ohr;

Ein Klang, der sich in ftiler Bucht verlor.

Sucht heim zum Schlag wie fturmverflogene Tauben.

Ihn jagt vom Strand ein fchriller Seemannspiff -

Da flieht er haftend zwifchen Mangobäumen

Und birgt sich angftvoll in das leife Träumen

Der Kokospalmen am Korallenriff.

Und durch die Gärten geht ein Frauenfchritt.

Wie weiäje Windenglocken tönt fein Gleiten

Und nimmt die Sehnfucht meiner Sinne mit.

So wie Mimofen fcheu nach allen Seiten

Klingt zitternd ihr Gewand bei jedem Tritt

Und will mich weit in füßen Traum geleiten,

II.

La Guaira.

Und diefe wahnfinnfiarke Sonne glüht.

Zwei fchreiten wortlos zwifchen Häufermaffen

Und trinken heißen Tod aus leeren Gaffen.

Wo keines Lebens leifer Atem blüht.

Da wacht der Tod, daß man ihm keines raube.

-- Glutkrämpfe fchütteln einen Hungerhund.

446



Die Rippen fliegen. Schaum entquillt dem Mund -  
Den trinkt die Sonne gierig aus dem Staube.  
Zwei schreiten wertlos auf verkohltem Grafe.  
Die Würmer pochen tief im Ahornbaum.  
Und schläfrig hockt der Geier auf dem Aafe.  
- Das alles. weiß ich. ist ein schwerer Traum.  
Den andere von uns träumen. Eine Phrafe.  
So leer. wie dieses Hundes Geiferfchaum.  
III.

Auf dem Friedhof zu San Juan de  
Puerto Rico.  
Sacht ftieg vom Graben auf der ftillen Hang.  
Die Marmorbänke küßten rote Rofen.  
Aus Lorbeer scholl ein Locken und ein Kofen.  
Steinengel laufchten füßer Vögel Sang.  
Gewundene Wege. Efeuranken krochen.  
Ein dichter Teppich. überall hervor -  
Doch ganz am End'. wo sich der Pfad verlor.  
Wuchs hoch ein Berg von ausgebleichten Knochen.  
Kein Geld. kein Grab! - Hier liegen die Verbannten.  
Für die kein Kreuz und keine Säule prahlt.  
Zigeuner. Bettler. fahriges Musikanten.  
O wie die Sonne auf den Schädeln strahlt!  
Ich zieh' den Hut und grüße die Verwandten.  
Die ihre letzte Miete nicht bezahlt.  
II?,

Sto. Domingo.  
So wie Kuliffen wachsen diese Mauern  
Verfallner Klöfter. und darüber thront  
- Ein Bühnenbogenlicht -- der runde Mond  
Und macht die falsche Stille feltfam fäufauern.  
447



... ..

Jahrgang E u g e n B r a c h t: Das Bruch  
[908  
(Zum Effay v. Hans Rofenhagen).

\_EMPTY\_

Ernst Otto Nodding:

Die Entwicklung des deutschen Liedes von  
Richard Wagner bis Hugo Wolf.

Über das deutsche Lied von Richard Wagner bis Hugo Wolf gedenke  
ich mich auszusprechen. also über einen Abschnitt in der Entwicklung des  
deutschen Liedes. der im wesentlichen ungefähr 20 Jahren angehört. Im  
Rahmen des verfügbaren Raumes ist es freilich hier unmöglich. über eine  
geschichtliche Entwicklung. die etwa vier Jahrzehnte eines beständigen  
Fließens. nein. eines unablässigen Aufstieges umfaßt. gründlich sich aus-  
zulassen. Trotz der zeitlichen Umgrenzung unseres Themas kann ich daher  
nicht mehr geben. als die flüchtige Skizze einer Periode. deren Beginn  
von der größten und bedeutendsten Umwälzung der gesamten Musik-  
geschichte datiert. von der großen mit dem Namen R i c h a r d W a g n e r  
verknüpften Kunstrevolution oder. besser gesagt. -Evolution. Die Schöp-  
fungen dieses überragenden Genius sind Gemeingut der deutschen Nation  
geworden. sind es in kürzerer Zeit geworden. als man Jahrzehnte hin-  
durch hoffen durfte. Und nicht allein Gemeingut der deutschen Nation.  
sondern bereits Kulturbesitz aller zivilisierten Nationen. denn durch die  
ganze Kulturwelt haben die Tondramen des deutschen Bühnenkünstlers  
ihren überwältigend großartigen Siegeslauf genommen.

Und dennoch wäre es verfrüht. zu triumphieren. zu wähnen. des  
großen Meisters Reformwerk sei bereits erfüllt. das Geschenk. das  
er unserer deutschen nationalen Kultur vermachte. sei bereits von uns  
verdient. unser rechtmäßiges Erb'e. Nein! Wir stehen  
erst vor der neuen Pflicht. - und sie ist eine unserer ernstesten Kultur-  
aufgaben: Wir müssen sein Vermächtnis erst noch erwerben. um  
es\* zu besitzen. Geiftig müssen wir es uns zu eigen machen. denn  
noch stehen wir kaum in seinem Geiste. noch haben  
wir es nicht erreicht. daß seine Wunderwerke unter uns in seinem  
Geiste verlebendigt werden. Noch liegt der Michel in seinem Fäulnischlaf  
und beißt - beißt stumpfsinnig die köstlichsten Kulturgüter und - ver-  
wahrloßt sie schändlich.

29 449

Was war der Grundgedanke von Wagners Lebenswerk, das Evangelium, für das er ein grauenhaftes Martyrium zu ertragen hatte? -: Er wollte den Kultus der Kunst wieder herstellen, er wollte unsere Bühne, die ganz und gar eine unmoralische Anstalt geworden war, befreien von dem Fluche des Materialismus und er wollte sein Volk, das er liebte, erlösen aus der Verlotterung seiner Kunstzustände und aus den Banden der brutalen Sinnlichkeit, wollte es wieder erziehen zu durchgeistigtem Kunstgenießen, wollte wieder erwecken und neu beleben seine Empfänglichkeit für ideale Güter. Ist nun dies sein Werk, an dem Hand anzulegen wir alle berufen und verpflichtet sind, ist es, frage ich, vollbracht?

Weit entfernt. Unsere Theater - gewiß, sie haben ihre Orchester vergrößert, haben bessere Dirigenten, bessere Regisseure, als vordem. Aber herrscht nicht noch derselbe Geist in den meisten von ihnen, den zu bekriegen bis aufs Messer Richard Wagner alles Behagen seines Lebens geopfert hat? Steht nicht die Mehrzahl unserer Operntheater noch heute im Zeichen Meyer-Beers? Ich wünsche nicht mißverstanden zu werden und weiß recht wohl, daß Wagners Werke allenthalben die Spielpläne beherrschen, und daß die Zahl der Meyer-Beer-Aufführungen im Vergleich zu früheren Jahren ganz bedeutend zurückgegangen ist. Aber Wagners Werke als „Repertoire“-Opern, als Zug- und Kassenstücke: Ist das nicht schon ein innerer Widerspruch? Eine Sünde wider den heiligen Geist seiner Kunst? - Und wie führt man sie auf, diese Werke? Selbst an guten Bühnen hab' ich's oft schaudernd miterlebt, daß man Wagner'schen Geist aus den Darstellungen seiner Tondramen gänzlich gebannt hatte, daß man Wagner aufführte im Geiste Meyer-Beers. Wo sind aber die Künstler, die im Geiste Wagners ihres Priesteramtes walten, die in seinem Geiste das Publikum beeinflussen und es gehobener an ernste Kunst und an ernstes Genießen? Und wo sind die Kunstführer, die Wagner'schen Geistes einen Hauch verpflügen haben und den Künstler zu fittlichem Ernste in seiner Kunst zuwingen? Die jede Frivolität unserer künstlerischen Zustände mit fittlichem und künstlerischem Ernste rügen? Im deutschen Reiche sind sie alle felten. Gott sei's geklagt, und es ist noch weit hin zu dem Ziele, daß der Lebensgedanke Richard Wagners, daß der Bayreuther Gedanke wirklich Leben gewonnen, Wurzel geschlagen hätte im deutschen Volke. Mußten wir doch unlängst erst die frivole Larheit erleben, mit der weite Kreise der Nation unbedenklich den Raub und die Entweihung eines Nationalgutes

wie des „Parfifal“ gefchehen ließen. Kreife. deren Patriotismus. deren deutsche Gefinnung außer Frage steht. deren Blut in Wallung gerät. wenn irgendwo im wilden Westen. an der Schwanzspitze der Zivilisation. einmal ein beraufäzter Nigger die deutsche Flagge beschimpft. Und die ist doch schließlich nur ein Symbol. während der „Parfifal“ eine ideale Realität. ein köstliches Reichskleinod ist.

Aber wohin verliere ich mich! Nicht über Politik wollte ich ja. nicht einmal über Kunftpolitik mich aussprechen. sondern über Kunst. So ist denn der Blick abzuwenden von dem betrübenden Torso. als der das Kulturwerk Richard Wagners vor uns steht. In seiner Ganzheit ist das Riesenwerk noch nicht vollbracht und der gewaltige Genius. der es unternommen. hat uns nur erst die Grundsteine hinterlassen. das Fundament. auf dem wir eine Kultur in feinem Geiste erst aufbauen sollen und müssen.

Es ist lohnender. dahin zu blicken. wo eine Saat feiner überreichen. vielfeitigen und alles umfassenden Lebensarbeit aufgeproffen ist. Wenn wir die üppige Blütenperiode unserer zeitgenössischen Tonkunst betrachten. so kann sich unsere Hoffnung wahrlich neu beleben. daß Wagners Schaffen. sein Kämpfen und Dulden für die Zukunft nicht verloren sein möge. daß unseren Enkeln dereinst auch die Kulturfahrt. die er ausgeführt. noch in die Scheunen wachsen möge.

Und unsere Tonkunst steht in üppiger Blütenpracht. Freilich fehlt es nicht an Stimmen. die da fagen. es sei Treibhauswuchs. ja es ist schon geradezu eine kahle (Jolly-Inne, unsere Zeit sei musikalisch steril. Das Gegenteil ist richtig: Unsere Zeit ist nicht allein reich an wertvoller musikalischer Produktion. sie ist daran sogar relativ reicher. als die klaffende Zeit. Diese Tatsache kann nur der grundsätzliche Umstand (Lauterbach) in Abrede zu stellen fuchen sie ist unbefreitbar - und ist natürlich. Denn bei der Hebung des allgemeinen Niveaus unserer kulturellen und sozialen Verhältnisse seit hundert Jahren ist naturgemäß einem höheren Prozentsatz der entstehenden musikalischen Begabungen der geistige Nährboden. die Möglichkeit einer ungehinderten Entfaltung gegeben. Zu diesem geistigen Nährboden gehört auch der Musikerstand selbst. und daß somit auch dessen soziale Hebung beiträgt zur reicheren Befruchtung der vorhandenen Schaffenskraft. das leuchtet ohne weiteres ein.

Die Leugner unserer gegenwärtigen musikalischen Blüte. die doch fast eine Wucherblume ist - lieben es. unsere Tondichter als Epigonen  
29\* 451



hinzufügen. die von Wagners Riefengröße erdrückt werden. Nachahmer nennt man sie geradezu. und bei jedem „Neutönen“ - wie Liliencron sagt - bei jedem Talent. das sich an die Öffentlichkeit wagt. suchen die zahllosen Beckmeffer nicht etwa nach Neuem. sondern vielmehr nach Altem. Vom psychologischen Standpunkt aus ist das ja verständlich: die Begriffsflüchtigen suchen nach Apperzeptionsstützen. um überhaupt zur geistigen Aufnahme des Neuen fähig zu werden. Der stumpfe Blick vermag nur Ähnlichkeiten zu sehen. wo das scharfe Auge Unterschiede wahrnimmt. Darum bieten auch die Beckmeffer stets von neuem das Schauspiel jämmerlichen Unverständnisses. denn verstehen heißt differenzieren.

Wenn man genau zusieht. sind die Ähnlichkeiten unserer Modernen mit Wagner nicht größer. als - man gestatte mir eine Parallele. die ich ohne jede Wertabfälligkeit. Wertvergleichung verstanden wissen möchte - also keine größeren Ähnlichkeiten. als die der Beethoven. Weber. Schubert. Mendelssohn mit Mozart oder mit Haydn.

Ist nicht eines der höchsten Verdienste. die sich Wagner um die Geschichte der Tonkunst erworben hat. die Emanzipation des künstlerischen Individuums? Und ist diese Befreiung. freie Entfaltung der persönlichen Eigenart nicht gerade das Bedeutende. Neue. Kennzeichnende der Epoche. in der wir jetzt stehen?

Die umfassenderen neuen Kunstgesetze schnüren den Künstler nicht mehr. wie vordem. in die spanischen Stiefel enger Schulregeln. sondern gewähren ihm ungeahnt reiche Möglichkeit individueller Gestaltung. An Stelle gewisser sich immer wiederholender formaler Grundtypen ist eine Mannigfaltigkeit individuell bedingter. durchgeistigter neuer Formgebilde getreten. Gleich Sternennebeln färbt diese Fülle dem kurzichtigen Auge ein buntes anarchisches Gewirr zu bilden. Indes der Blick. der scharf genug ist. auch Gegenwart und Zukunft historisch zu betrachten. erkennt in der Menge der Verschiedenheiten deutlich und klar die ordnenden Prinzipien. die Gesetze: Es sind die stilistischen Grundgesetze. die Richard Wagner aufgestellt hat. Aber keiner der jungen Künstler ahmt ihm sklavisch nach. kaum einer wendet diese Stilgesetze auch nur mit bewußter Absicht an. Allein in jeder der verschiedenen Individualitäten erfahren die Grundgesetze andere und neue Strahlenbreitungen und gerade die Anwendung gleicher Stilgrundgesetze durch verschieden geartete Persönlichkeiten ergibt jedesmal einen neuen durchaus persönlichen Stil. dessen Wesen und Eigenes gerade das Individuelle. das Unnachahmliche ist.

E. O. Nodnagel: Deutsches Lied v. Wagner bis Lise-(f  
Das alte Wort: „Zi (1110 facjnt iclem, 11011 ent iclem!“ gewinnt in  
diesem Zusammenhang eine neue Beleuchtung.  
Wie heterogene Erscheinungen sehen wir selbst f>)on beim ober-  
flächlichsten Blick in unsere musikalische Gegenwart! ich nenne nur als  
Tondramatiker: Strauß. Schillings. Pfißner. Hugo Wolf. Arnold  
Mendelssohn Leo Blech. Humperdinck. Thuille. oder auf reinem  
Gebiet Mahler. Strauß. Nicols. Böhner. auf dem der Eposkomposition  
Konstantin Berneker. Schwerlich ist einer unter ihnen, der nicht schon  
als Wagner nachahmer zu den Epigonen gerechnet wurde. Und  
kaum einer unter diesen Heterogenen hat mehr Ähnlichkeit mit Wagner.  
als mit irgend einem der anderen Genannten.  
In Wirklichkeit ist natürlich keiner von ihnen allen künstlerisch in  
Erfinden oder Gefallen abhängig von Wagner. aber historisch be-  
dingt sind sie ebenso natürlich alle durch ihn. wie er durch Beethoven.  
dieser durch Haydn; und ohne Wagners historische Voraussetzung wäre  
diese ganze neue. so reichdifferenzierte Entwicklung undenkbar. So be-  
fruchtete Wagner die künstlerische Individualität und das Schaffen auf  
allen Gebieten der Tonkunst.  
Kein anderer Zweig unserer Kunst hat indes dem Einfluß des  
Wagnerischen Schaffens so reichen Segen zu verdanken. wie die lyrische  
Musik. die heute nicht nur quantitativ üppig wuchernd ins Kraut  
schießt. sondern auch qualitativ auf so bedeutender Durchschnittshöhe  
steht. daß wir berechtigt sind. von Wagner eine zweite  
Blütenperiode -des deutschen Liedes zu datieren.  
Dieser Einfluß Wagners auf die Entwicklung des Liedes ist um  
so bemerkenswerter. als er nicht auf des Meisters eigene Lyrik zurück-  
zuführen ist. Wagners Betätigung auf lyrischem Gebiet ist weder von  
besonderem Umfang. noch sind ihre Ergebnisse an künstlerischem  
Wert seinem sonstigen Schaffen ebenbürtig. Außer den wenigen  
Liedern. die der Pariser Zeit entstammen. sind die fünf  
Gedichte von Mathilde Wesendonck die ganze „lyrische“ Aus-  
beute dieses Künstlerlebens. Kein Wunder! Denn bei Wagner  
wirkte auch das Lyrische zur Bühne und drängte zum Drama.  
Aus lyrischem Drang schuf er seine beiden herrlichsten Dramen: Sowohl  
der „Tristan“ wie die „Meistersinger“ sind Taten der künstlerischen  
Selbstbefreiung. die wir unter Lyrik im weiteren Wortsinne verstehen.  
Seine eigene Lyrik im engeren Sinne. also seine Liedkomposition.  
läßt eigentlich den Einfluß seines sonstigen künstlerischen Schaffens noch

nicht klar erkennen. Namentlich zeigt sie noch nicht das ästhetische Verhältnis von Vers und Melos in der reinen Ausbildung, die für den eigentlichen Stil Wagners kennzeichnend ist. Aber gerade dieses Spezifische des neuen Bühnenlieds gerade die technische Reform der musikalischen Deklamation ist erst aus dem Wagners Einfluß auf das neue deutsche Lied herzu führen. Gerade sie bedeutete etwas, das sein eigenes Vorbild in der Lyrik noch nicht ahnen ließ. Es war die befreiende Tat durch die der Lyrik die Zunge gelöst ward- es entfehlte das Wort aus den Banden des musikalisch-rhythmischen Schemas. Erst dieser bedeutende Entwicklungsschritt ermöglichte die feine rhythmische Differenzierung und Gefühlsregung der Melodie- wie sie für die höchsten Zwecke des geistigen Ausdrucks notwendig ist sei es nun im Ton-drama oder auch nur im engen Rahmen lyrischer Gebilde. Wagner schuf also erst die Ausdrucksmittel, die wir im weiteren Verlauf meiner Darlegungen an dem nachwagnerischen Lied beobachten können. Naturgemäß war die Wirkung seiner technischen Reform keine momentane. Gut Ding will bekanntlich Weile haben. Um Wagner selbst gruppierte sich noch eine ganze Reihe von Künstlern- die geschichtlich mit einem Fuß in der Vergangenheit mit dem andern in der Zukunft standen. Sie gingen noch nicht vom Gedicht aus- sondern vom musikalischen Thema- dem sich dann das Gedicht unterzuordnen hatte- wohl oder übel. Ihre Kunst war dem Liede Schumanns im Grunde näher verwandt- denn dem Schaffen Wagners. Der Einfluß des großen Reformators spiegelt sich bei ihnen mehr in der spezifisch musikalischen Technik, als in dem Ästhetischen. Die freiere reichere Harmonik- die größere Beweglichkeit der Modulation wie sie aus der Chromatik- Enharmonik und den alterierten Akkorden, sowie der Ausnützung der Terzenverwandtschaft hervorgeht: alles das sind doch mehr technische Äußerlichkeiten. Dagegen die Ausbildung eines scharf umrissenen individuell-deklamatorischen Stils hatte noch kaum Frucht angefaßt. Zu dieser Gruppe von Lyrikern die die Vorläufer des neuen deutschen Liedes waren- gehört vor allem der größte Künstler des wagnerischen Kreises- Franz Liszt. Viele sehen ja diesen edlen Meister als den Vater des neuen lyrischen Stils an; jedoch mit Unrecht! Denn im Wesen ihrer stilistischen Erscheinungsform ist seine Lyrik von der Schumanns kaum verschieden so bestimmt auch der musikalischen Erfindung und der harmonischen Ausgestaltung die individuellen Züge Liszts aufgeprägt sind.

Ganz vornehmlich in profodischer Hinsicht steht das Lied noch feinen Vorgängern näher, als der Lyrik unserer Tage. Seine Melodie wächst selbst dann, wenn sie einmal korrekte Deklamation zeigt, nicht aus dem Wort hervor, ist im Grunde wohl gar nicht deutsch empfunden. Ich glaube sagen zu dürfen: der nationale Zug in Wagners Lebenswerk war es, aus dem allein das neue deutsche Lied sich entfalten konnte, und das neue deutsche Lied ist nationaler Kunst. Die konnte sicher nicht von dem Kosmopoliten Liszt geschaffen werden. So bietet seine Lyrik, neu und reizvoll in Erfindung und Technik, stilistisch keine wesentlich neuen Züge. Durch diese Beobachtung werden selbstverständlich die Verdienste Liszts als Bahnbrecher für die Instrumentalmusik nicht im mindesten geschmälert. Der Melodik Liszts haftet häufig eine gewisse Süßlichkeit an, die auch viele seiner Lieder etwas, weichlich wirken läßt. Die Ursache dieser weichlichen und oft scheinbar trivialen Wirkung ist wohl in der reichen Verwendung alterierter Akkorde zu suchen, durch die der harmonischen Fortschreitung die Marschroute gebunden wird. Der Hörer weiß dann oft schon voraus, was notwendig kommen muß, und glaubt dann Bekanntes gehört zu haben. Eine der kraftvoller gearteten Ausnahmen bilden die „Drei Zigeuner“, deren Vorzüge und Schönheiten vielleicht gerade den Lyriker Liszt weniger kennzeichnen, dafür aber den genialen Tonchilderer ungarischen Milieus von seiner glänzendsten Seite zeigen. Der zartfehlende, lebenswerte Peter Cornelius ist nächst Liszt der bedeutendste schaffende Vertreter des Wagnerkreises; seine duftigen lyrischen Blüten sind ja jetzt längst bei uns heimisch - als liebe Freunde und als Kleinodien unserer deutschen Hausmusik. Für seine Art ungemein kennzeichnend ist ein kleines tief und stark empfundenes Lied, das es, wie auch die Poesien des Dichterkomponisten, mit echter warmer Kunst eine gewisse Künstlichkeit zu reizvoller Einheit verschmilzt. In dem „Ton“ besteht das technische Kunststück darin, daß die Singstimme von Anfang bis Ende einen Ton als sogenannten Orgelpunkt festhält; dabei ist aber dennoch das Gedicht ausdrucksvoll deklamiert. Ein interessanter Beweis für das Theorem, daß es bei der musikalischen Profodie nicht auf den Tonfall, sondern auf den Rhythmus ankommt. Der Komponist hat bei der Komposition für Gefang hinsichtlich der Profodie die Aufgabe, die Akzente der Sprache - also Qualitätswerte - in proportionale Zeitwerte, also in Rhythmen zu übertragen; denn die musikalische Deklamation wertet, gleich den alten Sprachen, nach Quantitäten.

Cornelius nahe verwandt an Innigkeit des Gemütes und Anmut des lyrischen Ausdrucks ist Alexander Ritter, der edle, noch viel zu wenig gekannte Künstler, der auch für die künstlerische Entwicklung des Richard Strauß von großem Einfluß war. In seinen tiefempfundenen Liedern, den Ausflüssen einer lauterer keuschen Künstlerseele, zeigt sich schon das Bestreben, auch der Lyrik einen deklamatorischen Stil zu finden, selbstverständlich nicht auf Kosten der melodischen Linienführung. So finden sich bei Ritter schon interessante rhythmische Verfeinerungen, die auf die Zukunft hinweisen.

Ungemein kräftige Befruchtung hat der sonst in spanischen und perfischen Liedern besonders feine und stimmungreiche Adolf Iensen durch Wagner empfangen. Insbesondere die „Meisterfinger“ haben in ihm einen überraschenden kräftigen Humor ausgelöst. Dieser Humor entfaltet seine Schwingen vor allem in Iensens genialem Opus 40, in dem auch der Einfluß der „Meisterfinger“ starke stilistische Spuren hinterlassen. Es sind 12 groß angelegte Gefänge zu Scheffels „Gaudamus“, und in ihnen schwingt sich der empfindsame Lyriker zu einer erstaunlichen Großzügigkeit der musikalischen Erfindung und Gestaltung, zu einer bemerkenswerten Kraft des Ausdrucks auf, und zu einer forwüchfigen kernigen Komik, daß man ihn kaum wieder erkennt. Wie eigenartig sich bei Iensen die stilistischen Ausdrucksmittel der „Meisterfinger“ mit feinem Eigenen zu einem künstlerischen Ganzen von prächtiger Wirkung verschmolzen, dessen war er selbst sich offenbar bewußt, ja, er hat sogar den Einfluß des dramatischen Meisterwerkes dankbar quittiert: Nur so ist es zu deuten, wenn er in dem dritten seiner genialen Rodenfteinlieder das herrliche Thema des „Lenzesgebotes“ von dort mit melodischer und harmonischer Treue entlehnt. Der ganze stattliche Band ist reich an echter Musik und sprüht von köstlichem Humor und hinreißender Laune.

Alle die bisher genannten Künstler gehören der Geschichte an. Sie alle sind schon längst dahingegangen. Cornelius und Iensen sogar in der Blüte ihrer Jahre, während Alexander Ritter nach der Bitternis langen Verkanntseins vor wenigen Jahren erst von uns ging und noch die Gewißheit mit ins Grab nehmen konnte, daß sein Name und sein Schaffen - so intim, zart und herzlich für den großen Haufen - dennoch unvergessen bleiben werden, ein künstlerischer Schatz, treu gehütet von allen, in denen das starke Fühlen eines deutschen Künstlerherzens Widerhall findet. Kurz vor seinem Hintritt begann man eigent-

456 1

lich erft. langfam fich auf ihn zu befinden. ihm die dankbare Anerkennung zu zollen. deren Ausbleiben in der Zeit feiner Blüte wohl fchuld daran fein mag. daß die Quantität feiner künftlerifchen Lebensausbeute hinter der Qualität zurückbleibt. Daß unfere Sängervelt fich ihrer Pflichten gegen den hochherzigen Menfchen und Künftler noch nicht in vollem Maße bewußt geworden ift - wer wollte fich darüber wundern?

Auch einen lebenden Künftler. den Doyen unferer modernen Tondichter. dürfen wir. foweit wenigftens feine Lyrik in Betracht kommt. der nämlichen Gruppe beirechnen. während er allerdings als Tondramatiker zu der kleinen Schar derer gehört. die in der von Wagner eingefchlagenen Richtung neue Pfade bahnen: Ich meine H a n s S o m m e r. deffen beide jüngfte Bühnenwerke. „R ü b e z a h l u n d d e r S a c k p e i f e r v o n N e i ß e“ und „Riquet mit dem Schopf“. den betagten Künftler auf die Gipfel echten künftlerifchen Erfolges emporgeführt haben. Seinen zahlreichen Liedern hat es allerdings an Erfolg von Anfang an nicht gefehlt. Dank ihrer Sanglichkeit und dem volkstümlichen Zug der melodifchen Erfindung. die fich oft mit liebenswürdigem Humor verbindet. hat Sommers Lyrik früh fchon in weiten Kreifen des Publikums Eingang gefunden. Ich brauche daher bei der Charakterifirung diefes Künftlers nicht zu verweilen. In dem mir liebften feiner Lieder bedient er fich zur Ausmalung einer zartfinnlichen Ballepifode mit großer Feinheit der Walzerform. die der Altmeifter auch in feinem „Rübezahl“ fehr glücklich und gefchmackvoll in Anwendung bringt. Dies Lied „Stelldichein“ offenbart übrigens auch des Komponiften Wahlverwandtfchaft mit dem Modedichter der fiebziger Jahre. von dem ein großer Teil der Sommerfchen Texte herrührt. mit dem formgewandten. eleganten. dabei nicht ftimmungarmen Julius Wolff.\*)

Es wird niemandem entgangen fein. daß ich die ganze Gruppe der genannten Tonlyriker mehr von einem hiftorifchen. als von einem eigentli>7 kritifchen Standpunkt aus betrachtet habe. Ich möchte nicht das

- \*) Ein befonderes kunftgefchichtliches Verdienft Hans Sommers follte übrigens bei keiner Nennung feines Namens unerwähnt bleiben. Er war es. der durch warmherzige Artikel im „Kunftwart“ den erften Anftoß zur fegensreichen Gründung der dann von F r i e d r i c h R o e f c h genial organifirten „Genoffenfchaft deutlicher Tonfeßer“ gab. Auch. daß er früher. bevor er fich ganz feiner Kunft widmen konnte. als Profeffor der Mathematik einen Lehrftuhl am Braunschweiger Polytechnikum wirkte. darf als bemerkenswert hervorgehoben werden.

ominöse Wort Epigonen auf sie anwenden. aber ich möchte noch einmal betonen. daß sie noch nicht als vollgültige Repräsentanten des modernen Liedes gelten können. fordern daß sie nur Vorläufer in der eigentlich modernen. auf dem Nährboden der Wagnerischen Kunst entprossenen Tonlyrik.

'k \* \*

Bevor ich mich nun meiner Hauptaufgabe zuwende und es unternehme. die unter der Nachwirkung Wagnerischer Kunst an den Tag getretenen Entwicklungsphasen des deutschen Liedes in einer Reihe ihrer nennenswerten Vertreter vorzuführen. dürfte es sich vielleicht empfehlen. daß man auf deduktivem Wege im allgemeinen über die wesentlichen Merkmale dieses modernen. oder wie ich es schon nannte. des neuen deutschen Liedes sich klar zu werden sucht.

Daß das Neue. das Wagners Einfluß auf die Entwicklung des Liedes bringen mußte. nicht rein musikalischer Natur sein konnte. ergibt sich schon von vornherein aus dem Wesen seiner Kunst. Überdies haben wir schon bei der ihm geschichtlich am nächsten stehenden Gruppe von Lyrikern erkannt. daß die Anwendung der musikalischen Neuerungen Wagners noch nicht das neue Lied erzeugte. Die Erweiterung des musikalischen Gebietes. also insbesondere der Harmonik tat es nicht. Etwas wirklich Neues. das ihre Lieder wesentlich von der zuletzt durch Söjmann vertretenen älteren Phase unterschieden hätte. brachte uns jene Gruppe von Tondichtern nicht. Wenn wir aber unterfuchen. worin denn das für die Vokalmusik stilistisch die Neue bei Wagner beruhen möge. so können wir nicht lange im Finstern tappen. Man wähte gelegentlich. das musikalische Leitmotiv. also die Anordnung der thematischen Arbeit nach symbolischen Gesichtspunkten. sei das Wesentliche. und neigte sogar dazu. einen Tondichter. der etwa einzelne Themen durch einen Liederzyklus konsequent durchführte. zum „Wagner des Liedes“ zu ernennen. Aber selbst. wo das geschah. wie etwa in Weingartners schöner Vertonung der „Wallfahrt nach Kevlaar“ - selbst da ergab sich's. daß die Lösung des Problems nicht um einen Schritt weiter vorgerückt war. Als die Pointe der vokalistischen Reform Wagners mußte man schließlich erkennen: die Wiedergeburt des Rezitatifs.

Laffen wir uns bei dem Wort Rezitativ nicht ins Bockshorn jagen durch die Bemerkungen. die Hanslick in seiner unheilvollen.

mit den Begriffen geiftreich jonglierenden Brofchüre „Vom Mufikalifch-Schönen“ daran knüpft. Er nennt es die Form. „die am unmittelbarften und bis auf den Akzent des einzelnen Wortes fiäf dem deklamatorifchen Ausdruck anfmiegt. nicht mehr anfirebend. als einen getreuen Abguß befimmter. mei| rafch wechfelnder Gemütszuftände“. und charakteriftiert die äfthetifche Natur des Rezitativs damit ganz treffend. Wenn er dann im Rezitativ. als wahrer Verkörperung der modernen Lehre. uns die höchfte. vollkommenfte Mufik fehen läßt. fo wäre wohl als Verbefierung vorzufchlagen: das Rezitativ ift die vollkommenfte Form der Vokal-mufik. Nach diefer redaktionellen Änderung wäre aber dem feder-gewandten Mufik-Therfites zweifellos zuzugefiehene gewefen. daß er auch in der modernen Mufik überrafchend gut das Gefefmäßige zu abftrahieren verftände. Doch leider fah der boshafte Raifonneur vor lauter Logik die Tatfachen nicht; er argumentiert nämlich weiter: „in der Tat finkt die Mufik im Rezitativ ganz zur Dienerin herab und verliert ihre felbfkändige Bedeutung“. Und darin fieht er einen Beweis. „daß der Ausdruck befimmter Seelenvorgänge mit der Aufgabe der Mufik nicht kongruiert. fondern in letzter Konfequenz derfelben entgegenfteht.“ Wenn er weiter auffordert: „Man fpiele ein längeres Rezitativ mit Hinweglaffung der Worte und frage dann nach feinem mufikalifchen Wert und Bedeuten“. fo habe ich nichts dagegen einzuwenden. ja. ich gebe fogar zu. daß. wie .Sanskrit weiter verlangt. jed e Muf ik diefe Probe aushalten müffe. wenn wir ihr allein die hervorgebrachte Wirkung zufchreiben follen. Ich bemerke freilich nebenbei. daß Hanslicks letzte Vorausfetzung falfeh ift. daß wir nie m als in der V o k a l m u f i k die hervor-gebrachte künflerifche Wirkung allein der Mufik zufchreiben follen. fondern unter allen Umftänden der Verbindung der Mufik mit dem Dichter w o r t. - Wenn wirklich jede Mufik die Hanslickfche Probe aushalten müßte. und keines der klaffifchen Rezitative vermöchte das. fo wäre damit durchaus noch nichts gegen das äfthetifche Prinzip d es Rezitativs bewiefen. Und in der Form. wie Wagner in feinen Dramen das Rezitativ ftiliftifch reorganiftiert hat. hält es fogar dem Hanslickfchen Rigorofum ftand. Fragen wir nur die Militärdirektoren der Kulturländer. ja. berufen wir einen Kongreß der Schuftebuben Europas ein und laffen fie über „Woraus Abfchied“ votieren. dann werden wir in fchönfler Form ein Plebifzit für das Rezitativ und gegen den öden Formalismus der Hanslickianer erhalten. Auch das Rezitativ ift einer der Punkte. wo Hanslick aus richtigen



Deutsches Lied v. Wagner bis Wolf E. O. Nodnagel

Prämiffen juf't das Entgegeengefeßte folgerte von dem. was eine u n b e-  
fangene Logik ohne böswillige Voreingenommen-  
heit zu folgern fände. Doch Hanslick ift ein toter Mann. war fchon  
zu Lebzeiten fo tot. wie wenige. da auf der ganzen Linie die Mufikgefchichte  
die von ihm aufgefiellten Schlagbäume überrannte und keines feiner  
Wegverbote reflektiert hat. Ich weiß nicht. ob in Wagners Lebensgang  
mehr Tragik liegt. oder in dem feines verbiffenien und giftigten  
Feindes. der an feinem Lebensabend fehen mußte. wie kurze Beine Kultur-  
lügen haben und daß fein ganzes Lebenswerk darin befanden hatte. den  
Zeiger der Mufikgefchichte um einige Sekunden zurückzufchieben. ohne das  
Uhrwerk zum Stillftehen gebracht zu haben. Um aber zu unferem Thema  
zurückzukommen: Der Schritt von Wagner zu einer wirklich auf feinem  
Schaffen beruhenden Lyrik war gefchehen. fobald aus dem dramatifchen  
das lyrifche Rezitativ hervorging. Das lyrifche Rezi-  
tativ; die Bezeichnung habe ich vor anderthalb Jahrzehnten geprägt.  
zunächft um meine eigenen lyrifchen Arbeiten vor dem törichten Einwand  
zu bewahren „Aber das find doch keine Lieder!“ Um fie als Lieder aner-  
kannt zu fehen. mußte ich fie anders benennen. war mir aber völlig klar  
darüber. mit der Formulierung. an der fich feitdem die Kritik die Zähne  
auszubeißen liebt. das Wefentliche des auf Wagnerfchem Boden ent-  
fproffenen Liedes zu bezeichnen. Der Sinn fcheint mir fo klar zutage zu  
liegen. daß ich noch heute nicht verftehe. wie fo mancher Kritiker daran  
vorübertappen konnte: die Bezeichnung fagt. daß die Rezitativ-  
form - felbftverftändlich in der Entwicklungsphase. die Wagner ihr  
gegeben. auf ly r i f c h e Kunftzwecke angewandt fei. Darin aber fpriht  
fich vor allem der Grundfaß aus. daß der lyrifche Komponift nicht mehr  
von dem mufikalifchen Gedanken ausgeht. der vielleicht fchon eriftierte. ehe  
der Tondichter den Tert kannte. fo daß nachher vielleicht alle möglichen  
Tertveränderungen vorgenommen werden. Wortumftellungen oder gar  
Wortänderungen nur um des melodifchen - V o r t e i l s willen.  
Der moderne Lyriker geht von dem T e r t aus; diefer liefert ihm durch  
feinen wahrhaftigen Rhythmus. mehr oder weniger vielleicht auä durch  
den Tonfall die mufikalifchen Grundgedanken. bei deren gefangmelodifcher  
Ausführung dann aber fiets die deklamatorifche Wahrhaftigkeit der maß-  
gebende Gefichtspunkt bleibt. Damit allein kann's natürlich nic!!t  
getan fein. Das find die G e f i c h t s p u n k t e; zu deren Anwendung  
gehört aber ein Mufiker. gehört ein Künftler! Und wer nur ein trockenes  
Rezitativ. „recitatjro 80000“ zuwege bringt. überhaupt. wem „nit ein-  
460

fällt". der soll halt das Komponieren lassen. Das neudeutsche Lied ist das lyrische Rezitativ. insofern dessen Schöpfer -- was eingefallen ist. Und so läge es denn nahe. das Kriterium zum Teilungsprinzip für unsere weiteren Betrachtungen aufzufüllen: Liederkomponisten. denen was eingefallen ist. und Liederkomponisten. die -- gerne möchten. Offen gelassen -- das Teilungsprinzip liegt zu nahe. Ich ziehe es vor. die Tondichter. denen nichts einfällt. von meinen Betrachtungen auszuschließen und nach einem anderen Kriterium für die Gruppierung des noch zu bewältigenden Stoffes zu suchen.

Ich glaube ein sehr wesentliches Kriterium zu finden in dem Verhältnis von Komponist zum Dichter. Das ist ein Gesichtspunkt. den es für die Vertreter der älteren Tonlyrik kaum gab. Deren Verhältnis zum Text war im wesentlichen damit erfüllt. daß das Gedicht ihnen den Vorwand und formelle Grundzüge für ein Musikstück gab. Sie taten meist schon ein übriges. wenn sie ihr Musikstück auf dieselbe Grundstimmung einrichteten. die im Texte sich ausdrückte. Im Grunde kam diese Lyrik auf Hanslicks „Spiel tönend bewegter Formen“ heraus. Sie lieferte Musikstücke. bei denen es gleichgültig blieb. ob ein Sänger das Gedicht sang. oder ein Pflöckbläser die Gefangmelodie blies. Die rühmlichen Ausnahmen sind so selten. daß sie in der Tat die Regel bestätigen. I.a. oft blieb es sogar gleichgültig. ob der Sänger den Originaltext sang. oder irgend einen in der Grundstimmung verwandten. dessen Verse sich an das gleiche profandische Schema hielten. Als ein drastisches Beispiel möchte ich die bekannte lebenslustige Ode des Horaz in Erinnerung rufen: „Itete rite Zeelerique pur-118“. Es ist Gemeingut unserer Liedertafeln und Sängerkreise geworden in einer Weise. -- Flemming heißt. glaube ich. ihr Urheber. - die gleich groß ist in der Mißachtung des Sprachrhythmus. wie der Stimmung des Gedichtes. Die Ironie des Schicksals hat es gewollt. daß irgend ein anderer Sängerkreis der wehmütigen Weise. die zu des galanten Römers lebenswürdigem Scherzlied erdacht war. einen Text unterlegte. der regelmäßig bei Schülerbegräbnissen von den Sängerkreisen zu Gehör gebracht wird.

Alles für den modernen Tonlyriker ist sein Verhältnis zu dem Text-dichter maßgebend. Und zwar handelt es sich hierbei eigentlich um eine Modernisierung der älteren Frage. ob dem Komponisten der Text oder die Musik die Hauptsaite ist. Das ergäbe mithin die Möglichkeiten eines egoistischen oder eines altruistischen Verhaltens zum Gedicht. Beides ist möglich: egoistisch wird fast der Musiker verhalten.

dem f e i n e i g e n e s Seelenleben das Ausdrucksobjekt ist, der von dem Gedicht nur die Anregung nimmt, seine eigene Stimmung zum Ausdruck zu bringen, dem also das Gedicht nur Mittel zum Ausdruck seines Ich ist. Das Bedürfnis, sein eigenes Seelenleben zum Ausdruck gelangen zu lassen, kennzeichnet ihn als Lyriker im eigentlichen Wortsinne. Diefem Typus gegenüber steht der andere, dem das Gedicht nicht Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck ist. Kann man jenen Lyriker im engeren Wortsinne als f u n k t i v e n L y r i k e r bezeichnen, so wäre dem Künstler, der in dem Lied nicht sein eigenes, sondern des Dichters Empfinden zu gefeigertem Ausdruck zu bringen bestrebt ist, das Prädikat eines o b j e k t i v e n L y r i k e r s zuzubilligen. Es kann zunächst meine Aufgabe nicht sein, zwischen beiden Möglichkeiten des ästhetischen Verhaltens u n p r i o r - j eine Wahl zu treffen. Vielmehr möchte ich beide Klaffen von lyrischen Tondichtern zunächst rein sachlich in ihren wichtigsten Vertretern näher beleuchten und dabei mit der zahlreicheren Gruppe der lyrischen Subjektivisten den Anfang machen. Sie wollen, wie wir gesehen, nur sich selber künstlerisch zum Ausdruck bringen; das Gedicht ist ihnen nur Mittel zum Zweck, zu dem Zweck des künstlerischen Sich-aus-lebens. Dieses Verhältnis bedingt auf der anderen Seite, - wenigstens in den rein künstlerisch zu wertenden Fällen, und nur von solchen soll die Rede sein, -- daß der Musiker nur dann lyrisch zum Schaffen genötigt ist, wenn ihm ein Gedicht begegnet, das mit seiner primär vorhandenen Seelenstimmung im Einklang steht. Der extreme, also wohl rein lyrische Fall ist der, daß der Musiker unter dem Eindruck einer bestimmten seelischen Erschütterung ein Gedicht findet - oder weiß, das just seiner Stimmung entgegenkommt. Ich glaube, daß das die Fälle sind, in denen die besten subjektiv-lyrischen Lieder komponiert werden. In diesen Liedern wird aber stets die Persönlichkeit des Tondichters deutlich zum Ausdruck gelangen. Und diese Persönlichkeit wird sich durch die verschiedenartigsten Stimmungsbilder hindurch gleich bleiben, denn Persönlichkeitsausdruck ist Stil. Also der rein subjektive Tonlyriker wird seinen ausgeprochenen Stil haben, der, wenn er nur ein Knirps ist, sich allerdings wohl auch in der Form der Manier bekunden kann. Schluß in der Juli-Nummer.

Robert Stiaffny:

Ein Schloß im Donautale.

(Kreuzenfein und fein Burgherr.)

Hierzu vier Bilder.

Gehören Kuntfliebe und Mäcenatentum noch zum fozialen Berufe der Ariftokratie. find fie eine Standesfache? Sein gefchichtlich erwachfenes Vorrecht auf die Förderung der Kunft hat der Adel fo gut wie die Kirche gewiß eingebüßt. Und doch hatte die Kunft unter feudalem Schuh und Schirm in mehr wie einer Hinficht beffere Tage als heute. wo die Pflege der modernen Produktion dem bureaukratifchen Staate anvertraut ift. der zur Kunft kein eigentliches Verhältnis hat. während der Befiß von Altertümern zur Mode zu entarten beginnt. der amerikanifche Trufimagnaten die Marktpreife diktieren. Wogegen der Adel. felbft ein leibhaftiges Stück Gefchichte. die vergangenen Dinge wenigftens als hiforifche Urkunden zu refpektieren pflegt. Gefellt fich dazu der Blick für die Erfcheinung. das richtige Gehör für das Idiom. in dem die Denkmäler reden. fo wird der Gefchichts- und Altertumsfreund zum Kunftfreunde. Zu den Liebhabern diefes Schlages zählt Graf Hans Wilczek. der erfte Kunftkavalier Ofterreichs. der Ende vorigen Jahres unter einer feltenen Fülle von Sympathiebezeugungen aus Stadt. Land und Reich die Schwelle der Siebziger überfchritten hat. Eine halbhundertjährige Sammlerlaufbahn liegt hinter ihm. Von ihren Anfängen hat er felbft vor etlichen Jahren in einem Vortrage „Erinnerungen eines Waffenfammlers“ erzählt: „Schon als Kind waren mir die hiftorifchen Heldengefalten. vor allem Kaifer Maximilian I.. meine Herzensheiligen und jeder Gegenftand. den fie. wie ich mir dachte. vielleicht gefehen oder gar berührt haben konnten. war mir ebenfo verehrungswürdig wie eine heilige Reliquie.“

Man vernimmt in diefem Geftändniffe einen Nachhall der romantifchen Begeiferung. die in der Jugendzeit des Grafen die Gemüter beherrfcht und die Teilnahme am deutichen Mittelalter in die weitesten Kreife getragen hatte. Es war eine Reftaurationsepoche in Kunft und Literatur bekanntlich nicht minder wie in der Politik. Romantifche An-

## Ein Schloß im Donautale Robert Stiafyny

wandlungen waren zwar schon der Zopfzeit nicht fremd geblieben. Noch tief im 18. Jahrhunderte war zuerst in Schottland und England das Verlangen nach Wiederaufnahme der lange mißachteten Gotik erwacht. Auch in Böhmen hatte man bereits anfangs des Jahrhunderts beim Bau einzelner Klosterkirchen auf sie zurückgegriffen; bald entstand in dem Potsdam Friedrich Wilhelms I. das gotisierende Nauener Tor. Nachdem Goethe 1772 seine Schrift über altdeutsche Baukunst den Manen Erwins von Steinbach gewidmet hatte ging man schon an größere Unternehmungen. wie die Löwenburg in Wilhelmshöhe bei Kassel. Aber erst in den Jahrzehnten nach den Befreiungskriegen als die altdeutsche Herrlichkeit in mythischer Größe vor den Augen der Patrioten sich aufrichtete. kam diese Stimmung allgemein zum Durchbruch. Am Rhein setzte eine neugotische Bewegung ein. die im beginnenden Ausbau des Kölner Domes (1823 bis 1842) ihren Mittelpunkt findet. Die Burgenfchwärmerei und Ruinen-elegik. nicht wenig gefördert durch die Verbreitung der Walter Scott'schen Romanen erlebte damals zugleich mit dem Nitterstück ihre Blüte. Verfallene Schlösser vom Zauber der Sage und Dichtung überrannt. werden wiederhergestellt oder ergänzt, nur zu häufig aber „verföhönert“ und damit verfälscht. Unbedenklich hat diese phantastische Bauromantik hochmerkwürdige Denkmäler vernichten um in ihren meist recht nebelhaften Vorstellungen einer dahingefschwundenen Heldenzeit zu schwelgen. Zu dem neuen rheinischen Burgenfiel befißt Österreich ein interessantes Seitenstück in der Franzensburg zu Larenburg bei Wien. Sie ist 1801 bis 1836 entstanden als gutgemeinte Nachahmung einer mittelalterlichen Wasserfeste. unter fihonungsloser Verwendung kostbarer Architektureffekte des Babenberger Fürstentums in Klosterneuburg aus dem 13. Jahrhunderte,

Von solchen dilettantischen Vorbildern hatte die frühgereifte Kenner-schaft des Grafen Wilczek sich loszuringen ehe er es unternahm, ein Stück von der Schönheitswelt der Gotik im Geiste und in der Handschrift der Alten wieder aufzubauen, Zugute kam ihm hierbei. daß seine Kunstfreude keinen literarischen Ursprung hatte. sondern aus der lebendigen Anschauung. aus dem unmittelbaren Umgange mit der künstlerischen Hinterlassenschaft der Epoche geschöpft und von einem treuen Heimatsfinne genährt war. Bevor er Sammler wurde. bevor er als werktätiger Helfer der österreichischen Nordpolfahrt und Mitbegründer gemeinnütziger Mufteranstalten europäischen Ruf erlangte war Graf Wilczek ein passionierter Jäger. Auf feinen Weidmannszügen zog ihn das Volks-

.  
. B b  
1' q.,  
d  
\*  
1 u  
e.  
K .  
l .  
ü'  
k. q.  
.. K  
-- .-  
c  
X '  
-.  
i .  
k  
K..-  
B a  
.K  
E x0,  
'l.,  
[i \*o i  
Jahrgang  
1 9 q 8  
4U \*v  
'W 7...  
r  
-UU  
n E  
n.. .l  
g um  
u q...  
O1 i  
-euK b"  
X' x a.,  
-....rwxm-F  
...'-dZfif.  
„MMV i  
nel ..- N  
. l c

\_EMPTY\_

tum der Alpler fiets besonders an. in deren Brauch und Kunft viel von der frifchen. farbigen Kultur des Mittelalters nachlebt und nachwirkt. Seine Pürfchgänge wurden Studiengänge und die Eindrücke. die er auf ihnen empfing - bekennt er in dem Geleitworte einer Neuausgabe des ..Jagdbuchesi' Kaifer Maximilians - hätten ihn dem Verfiändniffe für die Zeit. welche dieses Buch befchreibt. näher gebracht. Denn wieder geriet er hier in den Bannkreis des teuren Fürften Maximilian. diefer idealen Jägergeftalt und eigentlich typifihen Kaifergefialt der Alpen. Damit war feinem Sammeln Weg und Ziel gewiefen. Nicht als altdeutcher Sonderling hat der Graf eine Raritätenkammer angelegt und nicht als künflerifcher Feinfchme>er aus den aufgehäuften Altertümern ein Privatmufeum fich hergerichtet. Denn fo viele Erwerbungen durch Gewährtheit und Bedeutung hervorragten. das künflerifche Intereffe war nicht immer ausfchlaggebend. Es waren goldene Zeiten für die Sammler. die fünfziger und fechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Ganze Gattungen heute viel begehrter Altfachen. etwa deutliche .Holzfchnißereien und Eifenarbeiten des A7. und L71. Jahrhunderts. flanden noch wenig beachtet zur Seite. Verfunkene Schätze gab es zu heben. dem Untergangeoder der Verfchleppung preisgegebene Werke zu retten. Das Finderglück des Grafen wußte die Gunft der Lage trefflich auszubeuten. Was folcherart unter feinen Händen zufammenfloß. rundete fich allmählich zu einem vollfiändigen Kulturinventare des Spätmittelalters ab. zu einem Bilde aus deutlicher Vergangenheit. dem an Reichtum und Gefchloffenheit nur wenige auswärtige Nationalmuseen ftandhielten. Diefes Bild verlangte nach einem Rahmen von ebenfolcher Echtheit. die obdachlofe Kunfthabe nach einer vertrauten Heimfiätte. Es war nun ein lockendes aber kühnes Wagnis. eine folche auf den Trümmern Kreuzenfteins zu gründen. der vielumftrittenen Prachtfefte. die einft ein Lehen des Altgrafen Niklas von Salm. des Türkenhelden von 1529. dann im dreißigjährigen Kriege (1645) von Torftensfon in die Luft gefprengt. nach weiteren wechfelvollen Schickfalen zum Steinbruche herabgefunken war. In feiner Pietät für mittelalterliche Empfindungswerte ifi Graf Wilczek fonft ein abgefagter Gegner moderner Refiaurationen und Jmitationen. Er weiß. daß jeder noch fo ftilvolle Um- oder Ausbau das Befte einer Ruine zerfiört: die hiftorifche Stimmung. Demgemäß verhält er fich durchaus ablehnend gegenüber allen weiterausgreifenden Erneuerungen. von einem Refiaurierungsattentate. wie es dem Otto-Heinrichs-Baue in Heidelberg zugedacht war. zu fchweigen. Denn. wie

30 . 465



der liegen gebliebene Torfo eines Bildwerkes in der Regel keine Zutat oder Fortsetzung von fremder Hand verträgt, so fallen Herftellungsbauten, selbst wo sie sich auf Originalentwürfe stützen, selten künstlerisch befriedigend aus. Vom alten Kreuzenfein war aber außer hochromanischen Teilen der Ringmauern einem Rumpf des Ostturmes und Resten der spätgotischen Burkapelle nicht viel Ursprüngliches mehr erhalten. An Anzeichen Spuren und Baunachrichten fehlte es indes nicht völlig wie das Burgbild - halb Wehr- y halb Wohnbau - bis zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts sich entwickelt haben mochte. Die Aufgabe war also innerhalb der gegebenen Bedingungen eine bewußte Neuschöpfung ein individuelles Kunstwerk hinzufügen. Wie gut wurde gleich die Gelegenheit des Ortes ausgenutzt- der Bauplatz selbst. Dieses unregelmäßige Plateau des Leiffergebirges auf dem die gewaltigen- ruhigen Massen der Burg in ihrer reichen Gruppierung und schneidigen Silhouette wie ein Naturgebilde uns entgegenwachsen, wenn sie hoch über dem Stromufer aus dunklem Nadelgehölz auftauchen. Wie glücklich lösen sich die Kontraste im Gesamtbild- wie originell sind Vorwerk Zinnenmauer Torturm- Wehrgang zusammengefaßt mit dem Burgkern der Kapelle- den Wohn- und Saalgebäuden, endlich den mächtigen Bergfried. In der Verteilung der Massen und Akzente herrscht der spezifisch gotische Rhythmus, jene eigentümliche Kurvenpoesie die gerade durch die Verschiebungen der Symmetrie und des Gleichgewichts uns so malerisch anheimelt. Und sie geht auf und nieder durch den ganzen Bau. Echte, alte Werkstücke oder getreue Nachbildungen sind durch geistvolle Verbindungen zusammengefloßen die sich von der Trockenheit einer doktrinen Schulgotik freihalten aber bis zum letzten Fensterprofil den Charakter des Stils bewahren. Nur einer jahrzehntelangen Hingabe an das gotische Bauideal, nur einem fast-künstlerischen und persönlichen Willen konnte eine in allen Teilen so gleichgewichtete Leistung gelingen. Der frei auslugende Erker (das „Chörlein“) des Torturmes beispielsweise mußte sich mehr als eine Verletzung gefallen lassen bis er sich so fein wie heute der Umrißlinie des Ganzen einfügte. Die Arkaden des „Kafchauer Ganges“ mit ihren Giebelwimpergen gekuppelten Bögen und der durchbrochene Maßwerkbekleidung darüber können in der altherwürdigen Kathedrale Oberungarns nicht besser gewirkt haben- als im Kreuzenfeiner Burghofe. Ein monumental-dekoratives Prunkstück ersten Ranges ist ferner die Halle an der Südfassade die sich durch eine Bogenstellung in einen weiten, Säulengetragenen in hoher Blendnische liegenden Söller öffnet,

Die altvenezianische, zu einem Tische umgefaltete Brunnenmündung vorne, der spätgotische Grabstein aus dem Salzburger an der Westwand und die in die Ecke eingebaute Wendeltreppe erhöhen den eigenartigen Reiz dieser Loggia. Die „Schnecke“ ist von dem Bauherrn selbst komponiert, der überhaupt nicht bloß gelegentlich Details gezeichnet, sondern als fein eigener Bauleiter und oberster Werkmeister in den ausführenden Architekten, dem phantasiereichen Karl Gangolf Kayfer (gest. 1895) und Walcher v. Moltheim, vielfach nur Nebenmeister gefolgt. Auch feine technische Mitarbeiter, Steinmessen, Schmiedekünstler, Zimmerleute und Holzfachleute hat Graf Wilczek in einer Art familiärer Kunstschule und Baubruderchaft sich erst herangezogen. Daher die Abwesenheit aller Schablonenarbeit, das Gepräge des organisch Gewachsenen, allmählich Weitergebildeten, harmonisch Angeordneten, das die einzelnen Bautakte zwanglos ineinander übergehen läßt. Der selben einheitlichen Eingebung verdankt das Innere der Burg seine brillante dekorative Wirkung. Als Sanktuarium des Hauses hebt sich mit einem vollen polychromen Farbenakkord die Kapelle feierlich und bedeutend heraus. Bei den übrigen Räumen ist die Gefahr glücklich vermieden, die „Kirche ins Zimmer“ zu übertragen. Der imposante Saal mit den gewundenen Reihungen seines reich gegliederten Netzgewölbes - eine Reminiscenz an den Wladislawsaal der Prager Burg -, die fröhliche, ganz weidgerecht ausgestattete Jagdkammer, die erste Bibliothek mit den rotmarmornen Mittelfaulen (nach Mustern der Feste Hohenfalzburg) und den Gewölbemalereien Hans Schwaigers, des originellen böhmischen Meisters, sind Innenräume von jener harmonischen Durchbildung mehr optischer als organisch-struktureller Natur, mit der die endende Gotik schon in die Renaissance hinüberleitete. Das künstlerische Mittelalter war eben auch im Norden mindestens um zwei Generationen früher abgelaufen als das geistliche. In dieses verweisen uns wieder das schließlich aber würdig behandelte Archiv, die trauliche Pfaffenstube mit dem zierlich geschnitzten Pförtchen, der Balkendecke samt Durchzug (aus Nürnberg) und dem Tiroler Eisenofen, die Glöcknerstube im großen Turm, endlich das Parzival- und Badezimmer mit ihren lebenswürdigen Schildereien im Geiste und in der Technik frühmittelalterlicher Fresken von dem Münchener Maler Mar v. Mann - durchwegs wahre Kleinodien einer verständnisvoll erneuten Zimmergotik. Zwischendurch schiebt sich eine Flucht von Gelassenen, die in ihren lauschigen, warmen Ecken, geschnitzten Winkeln und mannigfachen

30\* 467

Ein Schloß im Donautale Robert Stiaffnh

Treppenwißen nicht weniger das Behagen der alten Wohnkunft atmen. Zu einer individuell-gemütlichen Gefaltung der Räume drängten hier schon die individualisierten Spätformen der Gotik, die in den Holzverfaltungen, im Mobiliar und der feinen Ausstattung überwiegen. Die Burg ist eben keine Kulissenarchitektur, sie ist nicht als Theaterprojekt, als „Stimmungsmärchen“ gedichtet, wie man feltamerweise immer wieder ließ, sondern aus einem praktischen Bedürfnisse von innen nach außen gebaut, als Behälter und Gehäule eines bestimmten Inhalts. Wie der Sammler gerade bei Geräten leicht der Verführung unterliegt, Fehlendes zu ergänzen, aus alten Bruchstücken ganze Interieurs herzustellen - so hat hier eine im Nachschaffen neuformende Phantasie den Sachbesitz der Vorzeit auf feinen mütterlichen Boden, in eine angefehmte Umgebung zurückverfeßt, ihn nochmals eingepaßt in ein lebendes Ganze. Sorgsam ist dabei allen Stilmäßen, einer feiblichen „Bußenfcheibenlyrik“ aus dem Wege gegangen: in der Einrichtung und Anordnung der Gegenstände prägt sich nur die Freude am Charakteristischen. Schönen und eine intime Spezialkenntnis des deutschen Burgenlebens aus, diesen „Zeug und fahrende Habe“ man hier bis in die letzten Einzelheiten einer spätgotischen Küche beisammen hat. Was uns am Hausrate der Spätgotik, besonders an den Schreinerarbeiten feffelt, ist nicht zuletzt die tief innerliche Verwandtschaft ihrer vielgestaltigen Formen und ihrer naturalistischen Ornamentik mit dem deutschen Walde. Kaum irgendwo ist denn auch die Gotik feßhafter geworden, als in den deutschen Gebirgsländern. In ihrer Spät- und Naßblüte, als Deutschrenaissance, hat sie sich im Borne der Volkskunft geradezu verjüngt und man weiß, welcher Schächer jeder Art vaterländischen Gewerbes Kaiser Max gewesen. In den Donauauen bei Kreuzenstein hat Maximilian öfters gejagt. Würde er heute von einem solchen „luftig gejagt“ in der Burg einkehren, so hätte er nicht nur die reichbefeßte Rüstkammer, den Stolz des gräflichen Sammeleifers, zu bewundern und unter anderen persönlichen Andenken eine wohlerhaltene Drehbank, ein Gefchenk der Tiroler Landstände, zu begrüßen, er würde auch fei sich bald heimisch fühlen in der „vernewerten“ Feste: ist er doch ihr unfichtbarer Hausherr. Damit ist schon gefagt, daß es sich in Kreuzenstein um etwas anderes handelt, als um ein großartiges kulturgeschichtliches Museum. Freilich wäre auch ein solches nichts Kleines als Erfah des in Österreich fehlenden Cluny und als Protefi gegen das mechanische Zusammenreihen toter Kunstwerke, das in den meisten öffentlichen Sammlungen noch als

Die wissenschaftliche Sytematik vorherrscht. Und es ist ferner klar geworden-  
wodurch die Burg von bloßen Stilkopien wie etwa den bayerischen  
Königsfrhlöffern Ludwigs II. sich unterscheidet. Eine feltene Anemp-  
findungs- und Durchdringungskunst hat hier das übernommene selbst-  
ständig umgewertet und die Entwicklungsfähigkeit der gotischen Formen  
neuerdings dargestellt, Diese spontane Weiterbildung einer künstlerischen  
Ausdrucksweise- die in die Volksphantasie- in unsere Volksgeschichte sich  
eingelebt hat- gibt Kreuzenstein eine bleibende Bedeutung, Ihr ver-  
dankt die Burg auch die Teilnahme Kaiser Wilhelms II. am Fortgange  
und Abchlusse der mehr als dreißigjährigen Arbeit der er gelegentlich  
feines Befehles im Juni 1906 bewundernden Ausdruck gegeben.  
Die romantische Gotik war auf der Suche nach einem geometrisch-  
konstruierbaren Normaltypus - noch Semper spricht von einer „flein-  
ernen Scholaстика" - rasch in akademischer Nüchternheit erstarbt. Und  
zwar nicht bloß in Deutschland. Auch die Gotik eines Viollet-le-Duc  
scheint uns heute aus dem Ankersteinbaukasten geholt. Rück-  
sichtslos gegen jedes provinzielle Herkommen- hatten diese Puristen  
sich eine Allerweltsgotik zurechtgelegt und die Spätgotik folgerichtig als  
„schlechte Zeit" als Entartung verworfen. Gleichwohl hatte der Stil  
auf deutschem Boden erst im sinkenden Mittelalter sich recht gefunden,  
wie die Mannigfaltigkeit nationaler Besonderheiten und lokaler Spiel-  
arten beweist- in die er, zumal in den Grenzgebieten auseinandertrahlte,  
Dieser mit Nachdruck betonte Stammescharakter die autochthone Note  
ist das Allerbeste und das Allereigentliche- was in Kreuzenstein geleistet  
wurde. Nur mit ihrer Hilfe gelang es- Stimmung und Farbe\* die  
ganze Atmosphäre der maximilianischen Zeit in so unvergleichlicher Weise  
einzufangen- daß man ein spätgeborenes Werk originaler Heimatskunst  
vor sich zu haben meinte ein Gesamtkunstwerk- in dem die Triebkraft  
der Gotik noch einmal von der Wurzel herauf ausgeht.  
Liegt in diesem Erfolge nicht ein Wink auch für die jüngste Kunst-  
bewegung- die unter dem Feldgeschrei „Los von der historischen Richtung"  
[ich so oft der Nachahmung zeitlich und örtlich entlegener Kulturen- ja  
Halbkulturen in die Arme wirft? Nicht umsonst hat ja zum Beispiel der  
moderne englische Möbelfabrikant an die firenge- aber einfach-gefunde Eigen-  
art der Gotik öfters angeknüpft. In der Tat könnten die modernen Ver-  
suche das künstlerische Gewerbe dem Fabrikbetriebe zu entreißen und wieder  
auf Persönlichkeiten zu übertragen von Unternehmungen wie Kreuzenstein  
Mancherlei lernen. Haben dort» indes die Nutzkunst von heute meist

nur in Lurusäußerungen wirkt. felbft die handwerklichfien Schöpfungen einen unverwüftlichen Reiz: nicht allein die zweckfichere Materialbehandlung, auch das Mark deutchen Lebens fpricht uns aus ihnen an. Durch die ariftokratifche Kultur in Öfterreieh geht fonft ein |arker franzöficher Einfchlag. Wenn die Schönheitsfymphathien des Grafen Wilczek fich dem deutchen Mittelalter zugewendet haben, fo hat fein nationales Bewußtfein daran nicht weniger Anteil wie fein hiftorifcher Standesgeifi. Aber keine Leidenschaft für die Vergangenheit ift nicht gleichbedeutend mit einer Reaktion für die Gegenwart. Kein gotifcher Menfch, fondern ein Mann, der mit beiden Füßen in feiner eigenen Zeit fieht, mit ihren bewegenden Ideen Fühlung hat, ifi er weit davon entfernt, im Jahlblinkenden Helm und Harnifch zu feinen Ahnenbildern fich malen zu laffen. Mit feinem weiten und freien Blick wird er den Größten aller Völker ebenfo gerecht wie den Forderungen der lebenden Kunft. Nur, daß fein gefchärftes Wertgefühl für das Echte ihn abhält, das viele Falfche und Gemachte in ihr zu überfchälzen. Den Meiftern der deutchen Renaiſſance ift Kaifer Maximilian mehr Anreger als eigentlicher Schußherr gewefen. Ebenfo hat Graf Wilczek häufiger als Mentor und Freund namhafter Künftler in die neuefte öfterreichifche Kunftgefchichte eingegriffen als durch Aufträge und Befellungen. Aber er fchenkte ihr ein Höheres, für das fie ihm Dank fchuldet; feine gewinnende Perfönlichkeit, das Bild einer Vollnatur, eines wahrhaft adeligen Edelmannes. Und damit reicht er als „Ritter vom Geifte“ unferer Tage, über die Jahrhunderte hinweg, wahlverwandtfchaftlich dem „lebten Ritter“ die Hände.\*)

\*) Aus der Literatur über „\_Kreuzenftein fei neben einer hiftorifchen Skizze I. P a u k e r t s in der „Topographie von Nieder-Öfterreich“ (Sonderabdruck, Wien 1899) eine vorzügliche Würdigung der damals noch unvollendeten Burg von dem feither leider aus dem Leben gefchiedenen Architekten E a m i l l o S i t t e, dem Verfaffer des vielgelesenen Buches „Der Städtebau“ in der Monatsfchrift „Kunft und Kunft Handwerk“. I (Wien 1898) hervorgehoben. - Unferen Illuftrationen liegen bisher unveröffentlichte Aufnahmen aus einer umfaffenden Bilderferie des Hofphotographen W. B u r g e r in Wien zu Grunde, deffen als Spezialität gepflegte Reproduktionen der Burg technifche Vollkommenheit mit künftlerifchem Gefchmacke verbinden.

Hermann Großmann:

Bedeutung der chemischen Technik für das deutsche Wirtschaftsleben.

Die chemische Industrie Deutschlands hat sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts außerordentlich rasch entwickelt, so daß sie nicht nur in verhältnismäßig kurzer Zeit fähig wurde, den deutschen Markt mit chemischen Produkten zu versorgen, sondern auch in stetig steigendem Maße zum deutschen Exporthandel beitragen konnte. Auch das mit der chemischen Industrie eng verknüpfte deutsche Berg- und Hüttenwesen erlebte in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Periode schnellster Fortentwicklung; erfolgten doch in jener Zeit besonders auf dem Gebiet der Kohlen- und der Eisenindustrie und ihrer Nebenzweige, und bald darauf auf denen des Kalibergbaus jene zahlreichen industriellen Gründungen und der weitere Ausbau älterer, anfangs nur kleinerer Unternehmungen. Berg- und Hüttenwesen war allerdings in Deutschland schon in den vergangenen Jahrhunderten zu einer gewissen Blüte gelangt. (Es sei an den Silberbergbau des Harzes, an die Kupfergewinnung in der Grafschaft Mansfeld, an die Förderung von Erzen aller Art im sächsischen Erzgebirge und speziell von Arfenerzen im Gläzgebirge erinnert.) Aber man kann wohl mit Recht behaupten, daß in der Zeit von 1850 bis zur Gegenwart die Fortschritte auf diesem Gebiet, begünstigt vor allem durch die Entwicklung der chemischen Technik und der andern technischen Wissenschaften, die aller früheren Perioden weit hinter sich lassen. Aus einem ehemaligen Importland ist es all der Rohstoffe und der wichtigsten Fabrikate der chemischen Industrie ist Deutschland so nach und nach eins der ersten Exportländer für chemische Produkte geworden. So hat sich besonders unser Verhältnis zum englischen Markt in dieser Hinsicht vollständig geändert. Die auch heute noch sehr bedeutende Einfuhr von Rohstoffen ist als eine tatsächliche Bereicherung der nationalen Volkswirtschaft anzusehen, denn diese notwendige Einfuhr dient, abgesehen von dem gewaltig gestiegenen eigenen Konsum, vor allem zur Erzeugung wert-

471

voller Fabrikate bzw. Raffinerieprodukte, die nur zum Teil im Inland verbraucht werden, zum Teil aber auch in veredelter und demnach wertvollerer Form in das Land der Rohstoffproduktion wieder zurückkehren. Den Exportwert aller chemischen Waren heute zu berechnen, ist unmöglich geworden, einerseits weil der Begriff der chemischen Industrie als solcher der scharfen Bestimmtheit und Begrenzung überhaupt ermangelt, andererseits weil durch die im Jahre 1906 erfolgte Änderung der deutschen Zollgesetzgebung die chemischen Produkte in der Handelsstatistik ganz wesentlich verschieden gegenüber den früheren Perioden behandelt worden sind. Um aber wenigstens einen ungefähren Anhalt dafür zu gewinnen, wie die chemische Industrie im Laufe der letzten 20 Jahre sich zu einer bedeutenden Exportindustrie entwickelt hat, mögen aus den früheren vergleichbaren Statistiken für die chemische Industrie nur folgende Zahlen angeführt werden, die sich auf die Ein- und Ausfuhr an Rohstoffen und Fabrikaten beziehen:

**Rohstoffe Fabrikate**

Einfuhr Ausfuhr Einfuhr Ausfuhr

Mill. M. Mill. M. Mill. M. Mill. M.

1880 111.7 36.9 102.3 200.2

1890 149.9 32.6 111.9 242.1

1895 168.9 37.2 110.9 301.7

1900 218.4 45.2 113.0 352.4

1905 290.6 66.5 140.4 475.8

Die frühere Handelsstatistik verstand unter Rohstoffen im allgemeinen Sinne

8) die eigentlichen Rohstoffe der chemischen Industrie.

d) die Drogen zum Medizinalgebrauch und zu Parfümerien.

c) Harze aller Art. Abfälle zur Leimfabrikation.

(l) Gär- und Klärmittel.

9) rohe Farbmaterialien.

t') Farbstoffe.

Die Gruppe Fabrikate umfaßte: 8.) chemische einfache Stoffe. Basen.

Säure und Salze. b) Äther und ätherische Öle. Arzneien und Parfü-

merien. 0) Harze. Firnisse. Lacke und Klebstoffe. (L) Sprengstoffe und

Zündwaren. 6) Pech. Teer und Teerdestillate. f) Schreib-. Zeichenmaterialien. Farbwaren.

Wie man es aus der Tabelle sieht, hat seit 1880 die Einfuhr chemischer Rohstoffe zwar gewaltig zugenommen, aber in noch viel höherem

H. Großmann: Bedeutung der chemischen Technik

Grade ist die Ausfuhr gewachsen. Nimmt man an, daß der Wert der von der gesamten chemischen Industrie erzeugten Produkte heute etwa 1\*/g Milliarden jährlich\* beträgt, so ergibt sich, daß mindestens 1/3 der Gesamtproduktion auf den Abfaß an das Ausland angewiesen ist. Diese Zahl von 11/2 Milliarden Mark gründet sich auf die im Jahre 1897 vom Reichsamt des Innern veranstaltete Produktionsstatistik, welche einen Gesamtwert von 947.9 Millionen Mark laut amtlicher Ermittlung ergab. Allerdings ist diese Statistik nicht auf alle Zweige der chemischen Industrie ausgedehnt worden, aber sie bleibt mangels anderer zuverlässiger Produktionserhebungen der einzig sichere Rückhalt für alle solche Schätzungen. Die Tatsache, daß die chemische Industrie Deutschlands und speziell einzelne Zweige derselben auf den ausländischen Abfaß angewiesen sind, erklärt es, weshalb diese Industrie ein natürliches großes Interesse an gesicherten Zollverhältnissen im Verkehr mit dem Auslande haben muß. Sie gibt uns aber auch gleichzeitig die Gewähr, daß selbst bei einer zeitweiligen verringerten Aufnahmefähigkeit oder Aufnahmewilligkeit des Auslandes unsere chemische Industrie doch einen feien Rückhalt an dem heimischen Konsum hat, der auch heute noch einer starken Steigerung fähig ist, wie die Entwicklung der letzten Jahre gezeigt hat. Es wird heute, wo die wirtschaftliche Konjunktur von der Höhe der Jahre 1905 bis 1907 herabgesunken ist, vielfach die Frage erörtert, wie sich die Lage bis zum Ende des Jahres 1907 im allgemeinen als gut zu bezeichnende Lage der chemischen Industrie in Zukunft gestalten wird, ob der vielfach sehr verstärkte Zollschuß des Auslandes unseren Export in einer Weise wird schwächen können, so daß ein starker Rückgang der Industrie eintritt, ob schließlich sich die von manchen vorher prophezeiten ungünstigen Folgen der Handelsverträge für Deutschland sich etwa schon jetzt bemerkbar gemacht haben.

Um diese Fragen prüfen zu können, müssen wir unser Augenmerk auf die einzelnen Zweige der chemischen Industrie richten, wir gewinnen dadurch zugleich auch bis zu einem gewissen Grade eine Übersicht über die volkswirtschaftliche Bedeutung eines jeden Spezialzweiges. In der folgenden Tabelle, welche dem Bericht der Berufsgenossenschaft der chemischen Industrie für 1906 entnommen ist, sind für jeden Industriezweig die Zahl der Betriebe und die Zahl der beschäftigten Vollarbeiter und der versicherten Personen aufgeführt. In der letzten Kolonne ist endlich die Zahl der beschäftigten und versicherten Personen besonders berechnet worden, welche auf einen Betrieb kommen.



## Bedeutung der chemischen Technik H. Großmann

Zahl der

Gruppe Anzahl Anzahl der verifizierten

der der verifizierten Personen

chemischen Industrie Betriebe Personen in einem Betrieb

Salinen . . . . . 32 2178 68

Chemische Großindustrie . . . . . 231 24 986 108

Sonstige chemische Präparate . . 888 32 300 36

Apotheken . . . . . 68 443 6

Farbmaterialien . . . . . 335 12 722 37

Bleifabrik . . . . . 38 356 9

Anilinfarben . . . . . 27 22 398 829

Sonstige Steinkohlenteerderivate . . 71 5141 72

Pulverfabriken . . . . . 51 2488 48

Sonstige Erplofivstoffe . . . . . 116 7673 66

Zündwarenfabriken . . . . . 106 6380 60

Abfuhr- und Desinfektionsanstalten . . 64 595 9

Künstliche Düngestoffe . . . . . 273 9 184 33

Abdeckereien . . . . . 51 230 4

Holzkohlenfabriken . . . . . 46 568 12

Harz- und Pechgewinnung . . . . . 39 427 10

Talgförmelze und Seifenfabriken . . 825 9510 11

Stearin- und Wachskerzen . . . . . 119 3 196 26

Kohlenteerförmerei . . . . . 69 2923 42

Teerbrennerei . . . . . 135 1 055 7

Aetherische Öle . . . . . 212 4229 19

Firnisse und Kitte . . . . . 947 12256 12

Dachpappenfabriken . . . . . 160 2965 18

Gummiwarenfabrikation . . . . . 170 27 146 159

Imprägnierungsanstalten . . . . . 38 750 19

Mineralwässer . . . . . 3394 10096 3

Summa: 8505 202 195 24

Der Großbetrieb über 50 Arbeiter ist also vor allem herrschend in der Industrie der Salinen, der Anilinfarbenfabrikation, der Industrie der Steinkohlenteerderivate, in der Pulver- und Erplofivstoffherstellung, der Zündwarenfabrikation und in der Gummiindustrie. Der Kleinbetrieb unter 10 Arbeitern kommt vor allem in Betracht bei den Apotheken welche ja keine eigentlichen chemischen Fabriken darstellen bei der Herstellung von Mineralwässern bei den Abdeckereien, der Teerbrennerei, der Harz- und Pechgewinnung der Bleifabrikation und auch die Seifenfabrikation stellt im wesentlichen eine Industrie vor, in der der Kleinbetrieb überwiegt. Bei den anderen Industriezweigen ergeben sich Durchschnitts-

474

H. Großmann: Bedeutung der chemischen Technik

zahlen, welche auf ein Vorwiegen der Mittelbetriebe hindeuten. Es befagt aber die Zahl der Arbeiter, welche auf einen Betrieb kommen, natürlich allein noch nichts, hinsichtlich der volkswirtschaftlichen Wichtigkeit der betreffenden Industrie, denn Unternehmungen, welche mit nur verhältnismäßig kleinem Arbeiterpersonal wertvolle Präparate herstellen, besitzen häufig eine größere wirtschaftliche Bedeutung als solche, die gewöhnliche Massenwaren produzieren, bei dieser Fabrikation aber viel Arbeitskräfte gebrauchen müssen.

Was die Rentabilität der chemischen Industrie anbetrifft, so schwankt dieselbe selbstverständlich in den einzelnen Jahren entsprechend der allgemeinen Konjunktur, sondern auch sehr erheblich in den einzelnen Fabrikationszweigen, welche untereinander, wie oben angedeutet, große Differenzen aufweisen. Die Rentabilität eines Unternehmens wird ja durch eine ganze Reihe von Momenten bestimmt: durch den Wert der Produkte, die Kosten des Betriebes, die Intelligenz und Erfindungskraft der technischen Leiter, die kaufmännischen Erfolge des Unternehmens, die Abfahrmöglichkeit und durch die Verkehrsverhältnisse, durch die Lage des Arbeitsmarktes und beim Export durch die Konkurrenzfähigkeit des heimischen Produktes gegenüber dem ausländischen, wobei vor allem die Zollverhältnisse eine wichtige Rolle spielen. Naturgemäß lassen sich für die Rentabilität der gesamten Industrie nur Durchschnittszahlen geben, deren Wert erst bei einer Vergleichung mehrerer Jahresergebnisse hervortritt. Als bestes Vergleichsobjekt müssen die Ergebnisse der Aktiengesellschaften betrachtet werden, aus deren Bilanzen sich ein Bild des Geschäftsjahres gewinnen läßt. In der folgenden Übersicht sind die Durchschnittserträge der einzelnen Industriezweige für die Jahre 1904, 1905 und 1906 zusammengeestellt:

Chemische Großindustrie . . . . .	8.66	8.92	9.25
Pharmazeutische und photographische Präparate	9.67	9.35	9.98
Teerfarben	11.68	13.54	16.72
Explosivstoffe . . . . .	10.40	11.96	12.65
Zündwaren . . . . .	5.21	5.82	5.83
Braunkohlen . . . . .	7.38	7.64	10.13
Düngemittel . . . . .	8.66	9.00	9.60
Gummiwaren . . . . .	8.02	7.05	7.38

Die Zahlen des Jahres 1906 stellen, wie sich aus der vorstehenden Übersicht ergibt, geradezu Rekordziffern dar. Auch während des Jahres 1907 hielt die günstige Entwicklung für die chemische Industrie als Ganzes betrachtet noch an, wenn auch naturgemäß die Schwierigkeit der Geld-

und Kreditverhältnisse, die zum Teil ganz gewaltigen Steigerungen der Rohstoffpreise und das allmähliche Abflauen der wirtschaftlichen Hochkonjunktur, besonders in der zweiten Hälfte des Jahres, sich in manchen Zweigen der Industrie unliebsam bemerkbar machten. Jedenfalls aber kann man bei Betrachtung der Import- und Exportzahlen des ganzen Jahres 1907 nicht sagen, daß die Stellung der deutschen chemischen Industrie im Kampfe mit den konkurrierenden Industrien des Auslandes irgendwie erschüttert worden sei. Dagegen sprechen vor allem auch die bis jetzt bekannt gewordenen Dividendenschätzungen für eine große Zahl von bedeutenden chemischen Aktienunternehmungen, welche auf eine recht günstige Rentabilität hinweisen. Wenn einzelne Zweige der Industrie, wie besonders die Kaliindustrie, die Seifen-, Bleiweiß- und Kohlenäureindustrie das verfloffene Jahr 1907 nicht zu den erfolgreichen zählen werden, so lag das zum Teil an Verhältnissen, die ganz unabhängig von der Art der staatlichen Wirtschaftspolitik waren. Der Abfaß an Kaliprodukten litt z. B. einerseits durch die ungünstigen Witterungsverhältnisse des Jahres 1907, andererseits wurde er durch den inzwischen ja glücklich beendeten Konflikt des Syndikats mit dem Schmidtmannschen Werk Sollefteå gemälert, da das Ausland infolge der hierdurch verursachten und leider auch zur Zeit noch nicht vollständig behobenen Unsicherheit bezüglich des Weiterbefiehes des Syndikats zu geringeren Abchlüssen an Kalisalzen sich veranlaßt sah. So hat auch der Abfaß an Kaliprodukten aller Art im Jahre 1907 nur eine sehr geringe Steigerung erfahren, was um so bedenklicher ist, als im Jahre 1908 und in den folgenden Jahren eine nicht geringe Zahl neuer Werke an die Pforten des Syndikats pochen werden und durch ihre bloße Existenz von vornherein eine Schmälerung der Rentabilität der älteren Werke verursachen müßten)) Organisationsfragen haben auch die Gefindung der schon geraume Zeit in schlechter Lage befindlichen Seifenindustrie, wie die der Industrie der flüchtigen Kohlenäure bisher verhindert, denn es ist bisher noch nicht gelungen, in diesen Industriezweigen ein festes Syndikat oder wenigstens eine Preiskonvention durchzuführen, welche der ruinösen Preisunterbietung ein Ende hat machen können.

1) In den ersten Monaten des Jahres 1908 hat sich der Abfaß an Kaliprodukten erfreulicherweise wieder gehoben, so daß die gegründete Hoffnung besteht, daß die Entwicklung der deutschen Kaliindustrie trotz der immer stärkeren Konkurrenz sich günstig gestalten wird.

H. Großmann: Bedeutung der chemischen Technik  
 Ein genauer Vergleich) der Ein- und Ausfuhr-zahlen aller chemischen  
 Produkte des Jahres 1907 ist durch die im Jahre 1906 erfolgte Änderung  
 und weitgehende Spezialisierung des neuen deutschen Zolltarifs unmöglich  
 geworden. Einmal- weil der neue Tarif erst am 1. März 1906 in Kraft  
 trat, demnach zwei Monate des Jahres für sehr zahlreiche Produkte nicht  
 in statistisch vergleichbarer Form vorhanden sind- andererseits weil natur-  
 gemäß in diesen beiden Monaten ein außerordentlich lebhafter Verkehr in  
 Chemikalien stattfand. Wir müssen uns deshalb darauf beschränken- nur  
 die Ein- und Ausfuhrzahlen derjenigen Hauptgruppen im neuen Waren-  
 verzeichnis hier ohne besonderen Vergleich mit den Vorjahren wiederzu-  
 geben- welche für die chemische Industrie von besonderem Interesse sind.  
 Es sind dies besonders Abschnitt 2-4.

Abchnitt 2,

Mineralische Rohstoffe. Mineralöle.

Einfuhr Ausfuhr

Mill. M. Mill. M.

2T. Erden und Steine . . . . . 118,8 64-9

13. Erze- Schlacken usw. . . . . 331/8 25-7

C. Fossile Brennstoffe . . . . . 270S 36479

1). Mineralöle und fossile Rohstoffe . . . 127-4 102

1L. Steinkohlenteer und Teerstoffe . . . , . 10B 30x4

8593 496-1

Abchnitt 3.

Einfuhr Ausfuhr

Mill.M. Mill. M.

Zubereitetes Wachs Fett und Fettäuren Paraffin

und ähnliche Kerzenstoffe- Lichtseifen u. a. . . . 18,2 30g

Abchnitt 4.

Chemische und pharmazeutische Erzeugnisse Farben und Farbwaren,

Einfuhr Ausfuhr

:27\* \*7. Mill. M.

s) Chemische Grundstoffe- Säuren Salze und "

andere Verbindungen chem. Grundstoffe . . . 193/0 196-9

b) Farben und Farbwaren . . . . . 19-1 241-()

o) Firnisse- Lacke und Kitte , . . . . , 3-7 3-8

cl) Aether/ Alkohole,, flüchtige Öle künstliche Riech-

stoffe- Riech- und Schönheitsmittel . . . . . 45,9 23-9

6) Künstliche Düngemittel . , . . . . . 17-8 20-6

f) Sprengstoffe . . . . . H98 44-8

Z) Chemische und pharmazeutische Erzeugnisse ander-

weitig nicht genannt . . . . . 23-8 65-8

305B 596-8

477

Von den Spezialindustrien, welche im Jahre 1907 eine erhebliche Steigerung ihres Exports zu verzeichnen hatten, sei hier nur die Industrie der organischen Farbstoffe besonders hervorgehoben. So stieg die Ausfuhr an synthetisch gewonnenem Indigo allein von 11 165 Tonnen im Werte von 25.7 Millionen Mark im Jahre 1905 auf 16 354 Tonnen im Werte von 41.1 Millionen Mark. Anilin und andere Teerfarbstoffe wurden für 123.3 Millionen Mark exportiert, während der Import sich auf 5.5 Millionen Mark hielt. Alizarinrot und Anthracenfarbstoffe wurden für 20.9 Millionen Mark ins Ausland abgesetzt.

Die Einfuhr an synthetischen Farbstoffen kam der Hauptsache nach aus der Schweiz, wo sich in der Gegend von Basel eine blühende Industrie entwickelt hat, welche der deutschen Farbenindustrie leider aber zum Teil mit illoyalen Mitteln nicht nur im Inland, sondern auch auf dem Weltmarkt Konkurrenz macht. Die Möglichkeit hierzu bot das mangelhafte schweizerische Patentgesetz, das bis zu dem Erlaß des neuen Gesetzes am 1. Dezember 1907 überhaupt keinen Schutz chemischer Verfahren anerkannte. Erst unter dem Druck der deutschen Regierung ist auch dieses neue Gesetz schließlich zustande gekommen. Obwohl es auch heute noch einen wirksamen Schutz für chemische Verfahren nicht enthält, stellt es doch gegenüber dem früheren Zustand einen Fortschritt dar; allerdings kommt es den berechtigten Forderungen der deutschen Industrie noch immer nicht genügend entgegen. Auch England hat bekanntlich am 1. Januar 1908 eine Neuordnung seines Patentsystems vorgenommen, mit der nur wenig verhüllten Absicht, die deutsche Farbenindustrie zu schädigen und künftig eine eigene Industrie im Lande großzuziehen. Einen Vorteil wird England durch diese Neuregelung dadurch haben, daß die großen deutschen Farbwerke sich genötigt sehen werden, in England selbst zu fabrizieren, aber ob dieser Vorteil auch den englischen Industriellen zugute kommen wird, das scheint doch sehr unwahrscheinlich.

So skizzenhaft die Schilderung der chemischen Technik in ihrer Bedeutung für das deutsche Wirtschaftsleben in dem Rahmen eines kurzen Aufsatzes naturgemäß nur sein konnte, so ergibt sich doch schon aus diesen Ausführungen die Notwendigkeit für den Staat, dieser Industrie, soweit es geht, Pflege und Förderung zu gewähren. In voller Erkenntnis dieser Tatsachen haben deshalb die deutschen Regierungen an den Universitäten und noch mehr an den technischen Hochschulen große Aufwendungen für

H. Großmann

Bedeutung der chemischen Technik

die Zwecke des chemischen Unterrichts in reiner und angewandter Chemie gemacht. Mit Recht hat auch Geheimrat Wichelhaus, der derzeitige Leiter des technologischen Instituts der Universität Berlin, seiner Zeit darauf hingewiesen, daß alles, was seit Liebig's Zeiten für den Unterricht in Chemie von Staats wegen aufgewandt wurde, ein vortrefflich angelegtes Kapital darstelle. Wenn nun von sozialistischer Seite gefagt worden ist, daß dies alles nur wenigen Kapitalisten zugute käme, so wird man eine solche Auffassung als ebenso schief wie ungerecht ansehen müssen. Wir brauchen hier gar nicht die allgemeine kulturelle Bedeutung der Chemie für die Wissenschaft und die Technik im einzelnen besonders zu schildern, um zu erkennen, wie die Fortschritte auf chemischem Gebiet stets zum Wohl der ganzen Menschheit beigetragen haben. Es sei hier nur an die so engen Beziehungen der Chemie und der Medizin erinnert, welche wohl ein jeder in ihrer Gesamtwirkung als unendlich heilsam aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat.

Was die Lage der chemischen Arbeiter anbetrifft, so muß hier besonders darauf aufmerksam gemacht werden, daß die in weiteren Kreisen sehr verbreiteten Anschauungen über die große Schädlichkeit aller chemischen Betriebe für die Gesundheit und das Leben der Arbeiter häufig sehr übertrieben sind. Selbst ein sozialpolitisch so linksstehender Mann wie J. Weil-Charlottenburg sagt in seinem Handbuche der Gewerbekrankheiten:

„Wenn man sieht, wie es gelungen ist, die Schädigungen der Arbeiter auf ein verhältnismäßig geringes Maß herabzudrücken, so stehen wir stannend vor den Errungenschaften der Allbefähigerin Technik. Ärzte und Hygieniker sind es auch hier gewesen, die der Technik die Aufgabe gestellt haben, Leben und Gesundheit der Arbeiter zu schützen. Weitblickende Fabrikanten aber bewilligten ebenso sehr aus Humanität, wie aus wohlverstandenen eigenen Interessen die beträchtlichen Mittel zur Beschaffung von Wohlfahrtseinrichtungen.“ Auch in ihrer Fürsorge für das Wohl der Arbeiter steht die deutsche chemische Industrie übrigens erfreulicherweise an der Spitze der Kulturvölker, es sei dies besonders hervorgehoben, da ein näheres Eingehen auf die Sozialpolitik der chemischen Industrie der Raum dieses Aufsatzes verbietet.

Betrachten wir zusammenfassend die Entwicklung und derzeitige Lage der deutschen chemischen Industrie, so finden wir ein ständiges Vorwärts-

## Bedeutung der chemischen Technik H. Großmann

schreiten auf dem Wege der reed-firmen Technik des gezielten Abfaßes und verändervoller Sozialpolitik. Es ficht zu hoffen daß auch die teilweise ungünstigen Wirkungen der neuen Zelltarife sich nicht in der Seattle geltend machen werden- daß eine Entfaltung der Großmacht- [teilung Deutschlands auf chemischem Gebiet eintritt und daß auch weiter.- hin das Urteil, welches Professor Haller (Paris) in seinem offiziellen Bericht anlässlich der Weltausstellung im Jahre 1900 füllte Geltung behalte; 14:2". x-r-Zurückführung (10 Linien) chemische alleminale vl: ou fair rec-Mum el: einschließen.

4.:\*:-

x ...14,3 xl...  
.MUS-m. 2:....

?ÖSV „TÜR  
ZZ ISG :IF  
„ILS „ZZ  
„ZW-ZS. UIQ



'7.'

H. Großmann

\_.Sedrnt mg der chemii'chen Technik

.

.\_

\*iM-- -ii auf dem Wege der verteilerten \*Te-hnih der» geftcigerten Abfaßes  
mit\* .->i-rfii-ndnistr-oller Sozialpolnū. Es fteht zu hoffen- daß auch die  
ccejrxrirc itugütiftigen Wim-rem der neuen Zelltarife fich nicht in der  
Stufe geltend machen werden- daß eine Erfuyätterung der Großmaätzt-  
fiel\* ng Teutfehlands auf äq'uifchem Gebet eintritt und daß auch weiter-  
'Hin das Ilrteif welch-.e i. ,cffer Haller (Paris) in feinem offiziellen  
Bericht anlässlich det \*c '-\*7-.;ssfiellung im Jahre M00 fälltz Geltung  
.cl-alte: 1.!! 74--35- -7: »\*-mic- (le [Unimet-\*ie cdimjgog Werdau-le ent  
im fait reer-711m i c .n ljautable.

.ru-c, nei-ran

Burg Kreuzen-  
Weiß-feite  
(Zum Ei-ray von  
0  
,  
ftein  
Robert Stiaffny).

\_EMPTY\_

W. Höpfner:

Die Vorfirafen.\*)

Die Frage- wie den Mißthänden, die sich aus der Befragung der Zeugen und Befchuldigten über frühere Befirafungen ergeben- entgegengetreten werden könne- bedarf getrennter Unterfuchung für die Zeugen und für die Befchuldigten.

I, Was die Zeugen betrifft- fo ift zunächft unumwunden anzuerkennen- daß die Befragung derfelben in öffentlicher Gerichtsverhandlung nach erlittenen Strafen ihre und ihrer Angehörigen gefellfchaftliche und wirtfchaftliche Erienz vernichten kann- und daß es fehr möglich ift, daß das Intereffe an der Feftfiellung der Befirafung hierzu in keinem Verhältnis fteht- fei es- weil das Zeugnis überhaupt nicht wichtig ift fei es wegen Geringfügigkeit der Angelegenheit in der das Zeugnis geleiht wird- fei es weil die Befirafung fo lange zurückliegt daß fie Zweifel an der gegenwärtigen Glaubwürdigkeit des Zeugen überhaupt nicht rechtfertigt. Ne>ft unerfreulich ift es auc-l» wennfchon minder fchlimm wenn bloß das Gefühl eines Zeugen- der vor langer Zeit fich einmal vergangen hat- verletzt wird; man denke an einen Fall- wie er vor einiger Zeit in der Preffe berichtet wurde- daß nämlich einem 70 jährigen angefehenen Manne ein kleiner Holzdiefbahl vorgehalten worden fei- defientwegen er als 15 jähriger Knabe eine geringe Strafe erhalten gehabt. Weiter ergibt fich aus der Befragung nach Vorfirafen in Fällen wo der Makel in der Vergangenheit des Zeugen feiner Umgebung nicht bekannt ift und infolgedeffen der jeßige gute Ruf oder die Erienz auf dem Spiele fteht- eine ftarke Verfuchung zu unwahrer Ausfage und fomit- da die Vernehmungen in der Regel eidlich finde eine ftarke Verfuchung zum Meineid. Auch muß die Befragung nach Vorfirafen eine fich öfters findende und durchaus begreifliche Abneigung- vor Gericht zu erfcheinen und fich als Zeuge vernehmen zu laffen- fieigern, und es wird fich die Möglichkeit nicht abfireiten laffen- daß geradezu Leute- die in einer Straffache Auskunft geben könnten- fich nicht melden- um nicht als Zeuge vernommen und dabei vielleicht über ihre Vorfirafen befragt zu werden.

\*) Bet-gl. „Nord und Süd“ Heft 364 S. 25- Heft 367 S. 128- Heft 368

S. 2737 Heft 369 S. 393- Heft 370 S. 154.

Zr 48:

Vorfragen W. Hdpfner

Ob es nun aber häufig ist, daß durch die Befragung der Zeugen nach Vorfragen das Glück einer Familie vernichtet wird, indem er seine Vergangenheit enthüllt; ob häufig Meineidsprozesse aus ihnen hervorgehen; ob oft die Aufklärung von Verbrechen nicht gelingt, weil Leute, die etwas wissen, aus Furcht vor der Zeugenvernehmung sich nicht melden, auf diese Fragen wird sich schwer, jedenfalls nicht ohne längere, umfassende systematische Registrierungen begründete Antwort geben lassen.

Man muß bedenken, daß jeder Fall, wo die bedauerliche Wirkung der Ruinierung einer Existenz eintritt, viel Aufsehen erregen wird, und dadurch leicht eine vulgäre Meinung von der Häufigkeit solcher Fälle erzeugt werden kann, ohne daß sie den Tatsachen entspricht.

Auf der anderen Seite steht das Interesse an der Erforschung der Wahrheit, das gefährdet ist, wenn die Unglaubwürdigkeit des Falschen bekundenden Zeugen nicht aufgedeckt werden kann, steht insbesondere die Rücksicht auf den Schuß des Angeklagten, dem es nicht abgeschnitten werden kann, das Zeugnis des falschen Belastungszeugen durch den Nachweis seiner Unglaubwürdigkeit zu entkräften. Falsche Belastungszeugnisse sind wohl die häufigsten Ursachen der Verurteilung Unschuldiger. Man wird sich nicht verhehlen dürfen, daß dies letztere Interesse in allen Fällen, wo die Befuldigung die Ehre berührt, ein noch bedeutenderes ist, als dasjenige des bedauernden Zeugen, der genötigt wird eine unrühmliche Vergangenheit zu offenbaren. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Frage nach Vorfragen viel häufiger in solchen Fällen gestellt werden wird, wo die Befragung noch im Gedächtnis der Umgebung des Zeugen fortlebt, als in solchen, wo der Zeuge allgemein als unbefehlter gilt, und es fragt sich nur, ob diese letzteren - die beklagenswerten - Fälle häufiger sein werden, als diejenigen, wo die Unglaubwürdigkeit eines Falschen bekundenden Zeugen durch die Befragung dargetan wird, und zwar um so viel häufiger, daß das an sich höhere Interesse des Schusses des Angeklagten vor dem Interesse des Zeugen zurücktreten müßte. Ich sehe nicht die Möglichkeit ab, diese Frage zu bejahen. So muß denn m. E. das Interesse des Angeklagten, als das an sich höhere, unbedingt gewahrt werden.

Was kann nun von diesem Standpunkt aus zum Schuß des Zeugen gefehert werden?

1. Zunächst kann darauf hingewirkt werden, daß Richter und Staatsanwalt nicht aus eigenem Urteilszwecklos die Zeugen über Vorfragen befragen. Darauf kann hingewirkt werden durch Ver-

fürungen von oben her, die von Zeit zu Zeit zu erneuern sind, bis sie sich wirklich eingelebt haben. Mehr vielleicht noch dadurch, daß die Presse immer wieder und wieder auf etwaige schlechte Gepflogenheiten der Gerichte und die daraus erwachsenden Mißstände hinweist. Es gilt ja nicht einem bösen Willen entgegenzutreten, sondern nur die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung der Sache hinzulenken und zu bewirken, daß jeder Richter und Staatsanwalt sich darüber klar ist, einerseits, wie verantwortungsvoll die Frage nach den Vorfragen ist, andererseits, was für Vorbefragungen denn überhaupt geeignet sind, die Glaubwürdigkeit des Zeugen zu erschüttern. Es darf nicht sein, daß ein Beamter den Zeugen über erlittene Befragung befragt, bloß weil er meint, daß das zu einer gewissenhaften Vernehmung gehöre. Wenn es hier und da vorkommen sollte, daß die Frage nach der Befragung schematisch gestellt wird, so muß zur Entschuldigung der betreffenden Beamten gesagt werden, daß das Gefäß in gewissem Grade zu schematischer Fragestellung verführt, indem es einige Personalfragen bindend vorschreibt, die, wie die Frage nach dem Alter, in der Mehrzahl der Fälle, oder, wie die nach der Religion, fast ausnahmslos überflüssig sind. Bezüglich der Frage nach erlittenen Strafen hat aber der Gesetzgeber sehr offensichtlich es unterlassen, die Befragung vorzuschreiben die Motive zur St.-P.-O. bemerken, daß die sog. Generalfragen in vielen Fällen überflüssig seien, andererseits ein Zeuge, der in der Sache selbst zu einem falschen Zeugnis entflohen sei, schwerlich bei Beantwortung der Generalfragen dasjenige offenbaren werde, was einen Schluß auf seine Unglaubwürdigkeit gestatten würde, und daß deshalb die Fragen über Umstände, die die Glaubwürdigkeit des Zeugen betreffen, insbesondere erlittene, kriminelle Strafen, dem Ermessen des Richters überlassen sein sollen. Demgegenüber ist allerdings zu sagen, daß unwahre Angaben über Befragte, bloß um bei der falschen sachlichen Aussage nicht unglaubwürdig zu erscheinen, doch wohl nicht als das Wahrscheinliche zu vermuten sind. Dazu ist die Gefahr einer Überführung des Meineids bei diesem Punkt doch zu groß. Aber welche Verurteilungen sind denn nun eigentlich' geeignet einen Zeugen, dessen Aussage nicht innerlich unglaubhaft ist, für unglaubwürdig zu erklären? Das sind im allgemeinen Verurteilungen wegen Eidesdelikten, auch wohl wegen falscher Anschuldigung, wegen Verleumdung. Hingegen kann man nicht allgemein sagen, daß die Verurteilung wegen eines schweren Delikts unglaubwürdig macht. Stellt man sich vor, daß ein Zeuge, dessen Aussage zur Sache an sich

3!\* 483

## Die Vorfragen W. Höpfner

keine Bedenken erweckt. der auch nicht erkennbar irgendwie am Ausgang der Sache interessiert ist. bekannt hat. einmal wegen Totschlags oder eines Sittlichkeitsverbrechens bestraft zu sein. so wird man sich daraufhin doch kaum entschließen können. zu fügen: das Zeugnis ist unglaubwürdig. In solchen Fällen kann die Befragung schaden. ohne etwas zu nützen. Ein gewisses Mißtrauen wird öfters am Platz sein gegenüber schwer vorbestraften Entlassungszeugen. indem der Gedanke der Befleckung des Zeugen ernstlich in Betracht kommt. Zutreffend bemerkt Löwe in seinem Kommentar zur St.-P.-O., daß auch der Umstand. daß ein Zeuge gerade wegen einer strafbaren Handlung derselben Art verurteilt worden ist. wie die den Gegenstand der Untersuchung bildende ist. die Glaubwürdigkeit des Zeugnisses in Frage stellen kann. z. B. wenn für einen des gewerbsmäßigen Wilderns Angeklagten ein Entlassungszeuge auftritt. der wegen gleichen Vergehens bestraft ist. - Wenn nun hiernach die Bekundung erlittener Strafen nur in beschränktem Umfang das Urteil der Unglaubwürdigkeit rechtfertigt. also bei regelmäßiger Befragung. ob Zeuge bestraft sei. derselbe verhältnismäßig oft nutzlos genötigt würde Strafen zu enthüllen. so wird der Richter grundsätzlich dem Zeugen von Amts wegen nicht eine allgemeine Frage. ob er bestraft sei. vorzulegen haben. sondern eine Frage nur auf Befragung wegen folgender Delikte zu richten haben. die. allgemein (wie Eidesdelikte) oder gerade mit Rücksicht auf den abzuurteilenden Fall. geeignet sind. die Glaubwürdigkeit des Zeugen zu erschüttern. Eine solche Frage wird aber auch nur dann zu stellen sein. wenn Anlaß vorliegt. eine derartige Befragung zu vermuten. oder (nach bereits erfolgter Vernehmung zur Sache). wenn der Inhalt der Aussage Anlaß zu Zweifeln an der Wahrheit bietet. Die Frage nach Befragung wegen Meineids wird allerdings mit Rücksicht auf die gesetzlichen\* Vorschriften über Beeidigung gegenwärtig nicht unterlassen werden dürfen. wenn nicht mit Rücksicht auf die bekannte bürgerliche Stellung (insbesondere etwaige Amtsstellung) des Zeugen der Gedanke an eine Befragung wegen Meineids fern liegt.

Im übrigen wird das Gericht gut tun. abzuwarten. ob seitens der Parteien die Feststellung von Vorstrafen begehrt wird.

2. Die bedenklichen Folgen der Feststellung von Vorstrafen treten nicht ein. wenn die Vorstrafen nur in die Akten. nicht aber in der öffentlichen Hauptverhandlung zur Sprache gelangen. Sonach wird es dem Schutz der Zeugen dienen. wenn bei wichtigen Zeugen bereits die Akten über Vorstrafen Ausdruck geben; der Verteidiger. der aus den Akten ent-

## W. Hdpfner: Die Vorfirafen

nehmen kann, daß eine die Glaubwürdigkeit erfchütternde Strafe nicht vorliegt- wird die Frage der Vorbeitrafung nicht zur Sprache bringen; insbesondere ift die Erwartung berechtigt- daß er eine lange zurückliegende Strafe eines feither Unbeftraften nicht leichtfertig zum Gegenftand der Erörterung machen wird- da er hierdurch allgemeine Entrüftung hervor-rufen könnte. Es dürfte fich deshalb empfehlen- daß- foweit tunlich in fchwereren Straffachen bei wichtigen Zeugen vor der Hauptverhandlung vom Strafregifker Strafnachricht eingezogen wird. Die hierdurch etwa entziehende fiarke Belaftung der Registerbehörde kann kein ernftliher Grund dagegen fein; auch wird die moderne Technik (etwa Abklatfche auf lichtempfindlichem Papier ftatt Abfchrift) es wohl ermöglichen die äußerlichen Schwierigkeiten zu verringern,

3. Der Nachweis der Unglaubwürdigkeit eines Zeugen durch Fefi-fiellung von Vorftrafen defelben darf der Verteidigung nicht verfhränkt werden. Indeffen könnten in der Hauptverhandlung folgende Maß-nahmen zum Schuhe des Zeugen getroffen werden.

Die Befragung nach Strafen könnte ganz dem Vorfißenden über-tragen werden. Einem Antrag des Angeklagten oder Verteidigers (na-tiirlich auch des Staatsanwalts)<sup>7</sup> den Zeugen über erlittene Strafen zu befragen- würde derfelbe fiatzugeben haben. Der Zeuge jedoch könnte zu leifer Erteilung der Antwort an den Richtertifch herantreten- die Antwort vom Gerichtsfchreiber protokolliert- und dem Staatsanwalt und Verteidiger (natürlich auch den Gefchworenen) die Einficht in das Pro-tokoll freigegeben werden,

Ein Antrag auf Fefiftellung einer beftimmten behaupteten Strafe oder eines angeblich begangenen beftimmten Delikts müßte vom Vor-fißenden- vorbehaltlich Entfcheidung des Gerichts zurückgewiesen werden- wenn er der Meinung ift daß die behauptete Strafe nicht geeignet ift- die Glaubwürdigkeit des Zeugen zu erfchüttern. Andernfalls müßte für die Antwort des Zeugen das gleiche gelten, wie eben vorgeschlagen.

Inwieweit auf Grund der erteilten Antwort (bezw, den Akten-inhalt betreffs Beftrafungen des Zeugen) über die Glaubwürdigkeit des Zeugen zu verhandeln wäret würde verfhieden zu regeln fein für die Sachen von größerer und geringerer Bedeutung. In den Fällen wo die Verteidigung gefeßlich notwendig ift muß es der Verteidigung auch freifiehen, auf Grund der Auskunft des Zeugen über erlittene Strafen auszuführen- daß derfelbe unglaubwürdig fei. Infoweit aber ein Fall der notwendigen Verteidigung nicht vorliegt- wird es dem Ermefien des



Die Vorfragen W. Höpfner

Gerichts überlassen werden können. Ob es die bekundete Strafe zum Gegenstand der Verhandlung über die Glaubwürdigkeit des Zeugen machen will. Angemessen ist dies, wenn das Gericht in der fraglichen Hinsicht zweifelhaft ist, und Aussicht ist, daß die Parteierklärungen zur Klärung der Frage beitragen werden. Ist ein Verteidiger vorhanden, obgleich kein Fall der notwendigen Verteidigung vorliegt, so werden ihm die gleichen Rechte zuzugehen, wie dem notwendigen Verteidiger. Hiernach werden dem Verteidiger stets dem Angeklagten selbst nur nach Ermessen des Gerichts die bekundeten Befragungen kund zu geben sein. Soll hiernach eine Verhandlung über die Glaubwürdigkeit eines Zeugen stattfinden, so ist im Interesse des Zeugen zu befürworten, daß für diese Verhandlung die Öffentlichkeit ausgeschlossen wird. Auch das bringt freilich den Zeugen schon in Verdacht. Aber dieses Übel kann dadurch gemildert werden, daß das Gericht, wenn es keinen Grund findet, dem Zeugnis die Glaubwürdigkeit abzuprechen, dies hinterher bei der Urteilsverkündung auspricht.

Gegen diese Vorschläge, die durch einige Abänderungsbestimmungen zur St.-P.-O. verwirklicht werden könnten, wird freilich das Bedenken erhoben, daß sie das Prinzip der Mündlichkeit und Öffentlichkeit verletzen. Darauf ist zu erwidern, daß die Prozeßordnung keine Prinzipienreiterei ist. Das Wohl und Wehe vieler Menschen muß höher stehen als die Unverfehrtheit des Mündlichkeits- und Öffentlichkeitsprinzips. Wenn diese höher steht, der klage nicht über die in Rede stehenden Mißstände, sondern mache sich klar, daß es sich hier um Schattenseiten dieser Prinzipien handelt. Eine Milderung der Mißstände würde sich immerhin schon durch Beobachtung des § 86 1 und 2 Gefangen ergeben.

Die Behauptung der Unglaubwürdigkeit von Zeugen kann noch auf andere Tatsachen gestützt werden als auf Befragungen oder Begehung von Verbrechen. Im Hinblick darauf würde es sich empfehlen (ähnlich den Beschlüssen der Kommission für die Reform des Strafprozesses) zu bestimmen, daß der Vorfall, der Fragen deren Beantwortung ihnen selbst oder einem anderen Zeugen zur Unehre gereichen könnte, zurückweisen sollte, wenn der zu bekundende Umstand für die Entscheidung unerheblich sei. Andernfalls würde hinsichtlich der Beantwortung und Verhandlung über die Bedeutung derselben in entsprechender Weise zu verfahren sein wie bei der Frage nach Befragung oder Begehung bestimmter Straftaten. Zulässig müßte es sein, bereits für die Beantwortung

tung der Fragen die Öffentlichkeit auszuschließen. da sie sich möglicherweise nicht so glatt beantworten lassen. wie jene Fragen.

Den in der geheimen Verhandlung anwesenden Personen wäre (in Erweiterung der Bestimmungen des Gesetzes vom 5. April 1888) Verschwiegenheit zur Pflicht zu machen. Geheimnisverletzung für strafbar zu erklären.

4. Endlich würde es sich zum Schutz der Zeugen in der Hauptverhandlung empfehlen. wozu es keiner besonderen gesetzlichen Bestimmungen bedarf. daß gegenüber unmotivierten Verunglimpfungen von Zeugen (wo also dem Angeklagten bzw. Verteidiger der Schutz der Wahrnehmung berechtigter Interessen nicht zuteil werden würde) der Staatsanwalt sich bereit finden ließe. öffentliche Klage wegen Beleidigung zu erheben. Schon ein ganz vereinzeltes Vorkommen solcher Strafverfolgungen könnte auf die richtige Auffassung der Aufgaben der Verteidigung einen wesentlichen Einfluß üben.

Auf diese Weise würde sich ein erheblicher Schutz der Zeugen ohne Aufopferung wesentlicher Interessen des Angeklagten erreichen lassen.

II. Was die Befragung des Angeklagten über Vorfrafen betrifft. so bestehen hier die Schwierigkeiten. die sich bezüglich der Zeugen aus der Kollision berechtigter Interessen ergeben. überhaupt nicht. Es kommt hier nur darauf an. unnütze Fragen in der Hauptverhandlung zu unterlassen. und nicht zwecklos Vorfrafen aus den Akten vorzulesen. Das Gesetz nötigt dazu in keinem Falle. Ö 248 St.-P.-O. gestattet die Verlesung von Strafrufen. gebietet sie aber nicht. § 242 ordnet die Verlesung des Beschlusses über die Eröffnung des Hauptverfahrens an; es liegt aber kein Grund vor. die Vorfrafen in diesen aufzunehmen. und sind sie doch hineingeraten. so brauchen sie. als nicht wesentlicher Bestandteil desselben. jedenfalls nicht mit vorgelesen zu werden. Ö 242 schreibt ferner die Vernehmung des Angeklagten über seine persönlichen Verhältnisse vor. ordnet aber nicht an. daß dieselbe sich auf die Vorfrafen erstrecken müsse. In den Motiven zu Ö 136 St.-P.-O. (der die erste Vernehmung des Beschuldigten betrifft) heißt es allerdings: „Etwasige Vorbefragungen des Beschuldigten werden regelmäßig festzustellen sein.“ Die Notwendigkeit kann aber nur insoweit zugegeben werden. als Vorbefragung geeignet ist. das Strafmaß zu beeinflussen oder die Annahme der Schuld des Angeklagten zu unterstützen. Bei kleinen Verfehlungen wird im allgemeinen nur einer Vorfrafe wegen desselben Delikts strafschärfender Einfluß einzuräumen sein. Es ist

durchaus verwerflich, wenn in der Hauptverhandlung Vorverfahren festgestellt werden, die nicht in den bezeichneten Richtungen bedeutend sind; die entgegengesetzte Meinung ist nur eine Folge der Tradition. Die Feststellung in der Hauptverhandlung auf solche Vorverfahren zu beschränken, hat gar keine Schwierigkeit; das Gericht der Hauptverhandlung hat regelmäßig ein Verzeiſnis der Vorverfahren in den Akten und kann es jedenfalls in allen Fällen haben, in denen es irgendwie auf die Vorverfahren ankommen könnte. Die Erörterung von Vorverfahren, auf die es nicht ankommt (also z. B. vielleicht lange zurückliegende Strafen wegen eines ganz andersartigen Delikts als des abzuurteilenden), kann also einfach unterlassen werden. Auch könnte (m. E. auch auf Grund des geltenden Gesetzes) die Erörterung der Vorverfahren, die nur für die Strafzumessung bedeutend sein würden, bis zum Schluß der Verhandlung aufgeschoben werden und dann ganz unterbleiben, wenn nach dem Ergebnis der Verhandlung eine Freisprechung abzusehen ist. Nach alledem ist zum Schutze der Angeſchuldigten eine Gesetzesänderung nicht erforderlich, sondern nur geboten, gegenüber dem Vorurteil, daß grundsätzlich in der Hauptverhandlung alle Vorverfahren festzustellen seien, aufklärend zu wirken.

[II. Der 27. deutsche Juristentag hat (1904) den Beschluß gefaßt, daß die Strafen der Jugendlichen aus den Strafregistern gelöscht werden seien, wenn sie während einer Zeit, welche der Verjährungsfrist entspricht und mindestens zwei, höchstens zehn Jahre beträgt, sich tadellos verhalten haben; durch diesen Beschluß solle nicht ausgeschlossen sein, daß ähnliche Maßregeln auch für Erwachsene ergriffen würden. Ich möchte bezüglich der Löschung der Vorverfahren kein abschließendes Urteil fällen, bin aber einstweilen der Meinung, daß solche Vorschläge über das Ziel hinauschießen. Ein berechtigtes Streben ist das nach der Beseitigung gewisser gesetzlicher Ehrenfolgen einer Verurteilung nach längerer tadellos erscheinender Führung. Aber langjähriges Unbefragsein verbürgt noch nicht die innere Wandlung; eine Verurteilung wegen Eidesdelikts kann Zweifel an der Glaubwürdigkeit rechtfertigen, auch wenn noch so lange der Betreffende nicht mehr befragt ist. Das Beweismittel, das man durch die Registrierung der Strafen besitzt, sollte deshalb nicht preisgegeben werden. Sehr zu erwägen sind aber Beschränkungen der Auskunftserteilung der Registerbehörde an andere Behörden als Gerichte und Staatsanwaltschaften.

Bildende

Zu den Kunftbeilagen.

Eugen Bracht.

Nichts hat der modernen Kunft  
fo viel Gegner gefchaffen und eine  
ärgere Verwirrung in den Köpfen  
ihrer Jünger und Anhänger an-  
gerichtet. als die Behauptung. daß  
der Gegenftand der Darftellung für  
den künftlerifchen Wert von Werken  
der Malerei abfolut gleichgültig  
fei. Denn faft jedermann nahm  
den Saß naiverweife wörtlich.  
In Wirklichkeit bildet er den Schluß  
einer längeren Gedankenreihe und  
bringt eine Anficht zum Ausdruck.  
deren Berechtigung felbft die wü-  
tendften Gegner moderner Kunft-  
beftrebungen anerkennen müffen.  
nämlich. daß große Kunft aus jedem  
Gegenftande. auch aus dem gering-  
ften. häßlichften und gemeinfteften.  
etwas machen könne. das die höchfte  
Bewunderung zu erwecken imftande  
wäre. Damit ift aber keineswegs  
gefagt. daß große Kunft durchaus  
folchen ärmlichen Gegenftandes be-  
dürfe. um fich offenbaren zu können.  
Diefe Ideeaffoziation konnte fich  
nur dort einftellen. wo man. trotz  
allen Ableugnens. Kunft und Gegen-  
ftand für einen Begriff nimmt.  
Die beiden haben jedoch mitein-  
ander nur fo weit zu tun. als fie  
der Wille einer Perfönlichkeit in  
einem Kunftwerk in Verbindung  
gebracht. Wie nichts an fich gut  
Kunft.  
oder böfe ift. fondern nur in Be-  
ziehung zu einem Urteilenden. fo er-  
langt der Gegenftand im Kunftwerk  
Bedeutung erft durch die Perfönlich-  
keit des Künftlers. Man bewundert  
in Manets berühmtem „Spargel-  
bündel“ doch wahrhaftig nicht die  
Exemplare des Gemüfes. die dem  
Maler als Modell dienten. fondern  
diefen felbft mit feinem Auge. feiner  
Hand und feiner Phantafie. die.  
was fichtbar fchön an Spargeln ift.  
ans Licht hob. Ohne die Perfön-  
lichkeit des Meifters. als Gegen-  
ftand an fich. könnte ein Spargel-  
bündel im Bilde kaum jemand fon-  
derlich reizen.  
Indeffen foll man fich doch nicht  
einbilden. daß zwifchen dem Gegen-  
ftande eines Bildes und der Indi-  
vidualität feines Malers gar keine  
Zufammenhänge vorhanden feien.

Je ausgeprägter die Individualität  
eines Künstlers ist, um so bestimmter  
kommt seine Neigung für gewisse  
Gegenstände der Darstellung zum  
Ausdruck; je leichter erkennt man  
an einem Werke, was ihn in der  
Natur menschlich und künstlerisch  
reizt. Dem einen dünkt nichts ver-  
lockender, als Bewegungen zu schil-  
dern, den andern ziehen Lichtpro-  
bleme; jenen die Farben in der  
Verbindung, diesen der Rhyth-  
mus der Linien an, und je nachdem

der einzelne Sympathien für dieses oder jenes künftlerische Motiv hat. wählt er feine Stoffe. Es ist gar nichts Zufälliges. daß Böcklin. der Dichter. mythische Stoffe bevorzugte. daß Leibl nicht müde wurde. Jäger und Bauern zu malen. daß Liebermann holländische Motive am besten gelingen. daß Uhde in feinen Bildern die Gefühlswelt zur Darstellung brachte. daß Menzels Schöpfungen unglaublich viel charakteristische Physiognomien enthalten. Und im Grunde hat doch kaum einer von allen diesen Künstlern etwas dargestellt. was als Gegenstand durch seine Neuheit zu interessieren vermöchte. Zola definiert ganz richtig: „Ein Kunstwerk ist nie etwas anderes als die Verbindung eines Menschen. des wechselnden Elements. mit der Natur. dem beständigen Elemente. Das individuelle Element. der Mensch. ist wechselnd bis ins Unendliche.“ Von hier aus wird es begreifbar. warum jemand. der allein das Inhaltliche eines Bildes zum Gegenstand seines Urteils macht. in ihm allein den Reiz der Darstellung findet. für das Gegenteil eines Kunstverständigen gilt. Erst wenn man sich klar darüber geworden ist. daß der dauernd wirkende Reiz eines Kunstwerkes in der darin zum Ausdruck gelangenden persönlichen Art des Künstlers. den Stoff zu gestalten. liegt. ist man fähig. Kunst zu genießen; beginnt man ein Kunstwerk richtig. von der Persönlichkeit seines Urhebers aus. zu beurteilen; wird man ein Bild von individueller Haltung einem solchen. in dem nichts erreicht ist als vollkommene Korrektheit. - ausgezeichnetes technisches Vermögen in beiden Fällen vorausgesetzt - aus Überzeugung vorziehen. Schließlich hat man die Empfindung. daß es sich mit Bildern verhält wie mit Menschen. Daß die. in denen sich eine starke. selbstständig denkende und handelnde Individualität ausdrückt. dauernd interessieren. während der brave Durchschnitt auch hier gleichgültig läßt. und daß man am besten tut. der sich in Bildern offenbarenden

geitigen und künftlerifchen Inferiorität aus dem Wege zu gehen. Man ahnt aber auch, warum grade die individuellen Künftler am schwersten zur Anerkennung gelangen. Der in der Mehrzahl vorhandene Normalmenfch gewöhnt fich erft nach und nach daran, eine übertragende Erfcheinung ohne Widerspruch hinzunehmen und ihre Vorzüge zu würdigen.

Am klarften offenbart fich der Begriff der künftlerifchen Individualität vielleicht im Landfäjaftsbilde, weil darin das, was man unter „Natur“ im engeren Sinne versteht, am meiften zur Geltung kommt, und weilman fehr fchnellkonstatieren kann, daß jeder Maler die Natur anders fieht und daritellt als feine Kollegen. Wenigstens fieht jeder etwas anderes heraus oder hinein, gemäß feiner Empfindungsfähigkeit und feinem Temperament. Unfchwer erkennt man paffive und aktive, objektive und fubjektive Künftler unter den Landfchaftern und kommt dann recht fchnell zu der Einficht, daß die aktiven und fubjektiven es find, denen die Allgemeinheit ihre reiche Vori'tellung von der Natur verdankt. Die aktiven Perfönlichkeiten unter den Landfchaft-

490

.Hans Rofenhagen

tern find die großen Entdecker.  
welche den verborgenfien und lei-  
fiefien Schönheiten der Natur nam-  
gehen und fie fichtbar machen für  
die neuere Kunft alfo. um einige  
Namen anzugeben. die Conftable.  
Cüzanne und Monet. Die fubjek-  
tiven fuchen zwar auch nach Schön-  
heiten in der Natur. aber fie bringen  
fie nur mit Rückficht darauf zur  
Darftellung. daß fie in der Richtung  
ihrer perfönlichen Stimmung liegen.  
Sie zwingen die Natur. Träger  
ihrer oft gewalttätigen Empfindun-  
gen zu werden. Sie legen in das  
Bild jener etwas hinein. das über  
fie hinausgeht und dem Betrachter  
Eindrücke und Gefühle übermittelt.  
die er von fich felbft aus niemals  
vor der Natur hätte. die ihn aber  
mit fuffgefiirter Gewalt in eine vom  
.Maler gewollte „Stimmung“ ver-  
felzen. Es feien hier die Namen  
Turner. Rouffeau. Corot genannt;  
aber auch die Romantiker. die  
Schwind. Böcklin und Thoma ge-  
hören zu diefen fubjektiven Malern  
der Landfchaft. und es ift nicht mehr  
als recht und billig. in diefer Ver-  
bindung auch den Namen Eugen  
Bracht zu nennen. als des Künftlers.  
in defien Werk die Epopöe der  
Pouffin und Claude Lorrain in einer  
der Gegenwart angepaßten Form  
und Empfindung ausklingt.  
Denn in Brachts Bildern fteckt.  
auß wenn er irgendein in der  
nüchternen Mark gefundenes Motiv  
malt. immer etwas Heldenhaftes.  
etwas. was uns über die Haft und  
den Lärm der Zeit hinausträgt.  
Nicht in der Art. daß wir uns diefer  
fo entrückt fühlen. als befänden wir  
uns in der Stille der Natur. fon-  
dern mehr fo. als hätten wir eine  
Welt vor uns. deren Befimmung  
es fei. den Schauplaß erhabener.  
unfer Selbftgefühl. unfer Menfchen-  
bewußtfein ftärkender Taten abzu-  
geben. Aus Brachts Schöpfungen  
tönt nicht das Raufchen der Bäume  
melodifch an unfer Ohr. Wir atmen  
nicht den Duft der Wiefen und  
Blumen und nehmen nicht die tau-  
fend kleinen Schönheiten wahr. mit  
denen die Natur die Augen ihrer  
Freunde entzückt; aber wir empfan-  
gen ein Bild der Wirklichkeit von



ihm. das sich durch seine großen.  
feinen. von allen Nebenfächlichkeiten  
gereinigten Züge. durch wenige. stille.  
jedoch charaktervolle Farben so  
einprägt wie ein Erlebnis. Und wir  
erleben vor Brachts seinen Bildern  
wirklich etwas. nämlich die Bekannt-  
schaft mit einem Menschen großen  
Stils. mit jemand. der sich mit  
männlichem Geist gegen die Zer-  
störung durch das moderne Leben.  
gegen die Zerstörung ursprünglicher  
Empfindungen durch die kalte Ver-  
nunft. gegen das kleinliche Treiben  
des Tages wehrt. der Ideale beißt  
und ihnen in feiner Kunst Gestalt  
zu geben versucht. Außerdem aber  
hat man den Eindruck von einem  
starken Temperament. in dem der  
melancholische Grundton vor-  
herrscht.

Nicht zufällig erhält man aus  
Brachts Bildern das Gefühl.  
daß er. wie alle übrigen Vertreter  
der heroischen Landschaft. zu feinen  
Schöpfungen zwar von der Natur  
veranlaßt wird. jedoch nicht daran  
denkt. sie zu porträtieren. Durch  
seinen Lehrer Joh. Wilh. Schirmer.  
der wieder ein Schüler Joseph Anton  
Kochs und Reinharts war. besteht  
eine Verbindung zwischen ihm und  
49L

## Bildende Kunst

Pouffin. Aber wenn er auch die Natur, um ein Goethefches Wort zu gebrauchen, „mit Bedeutung“ gibt, fo unterfcheidet er fich doch von feinen Vorgängern wefentlich dadurch, daß er diefe Natur nicht nur an den klaffifchen Stätten der heroifihen Landfchaft, fondern auch in Deutfchland gefucht und gefunden hat, daß die große Wirkung feiner Bilder nicht ausschließlich auf der Linie, fondern auch auf der in ihnen zum Ausdruck gebrachten Stimmung beruht. Und das Erftaunlichfte an Bracht ift vielleicht, daß er in einem Alter, in dem andere Maler nicht mehr das geringfte Verlangen tragen, noch Neues zu unternehmen, den erfolgreichen Verfuch gemacht und fortgefeßt hat, feine Art der Naturauffaffung und Darftellung in Übereinfimmung zu bringen mit den Forderungen der Zeit nach Licht und Farbe. So find von ihm alle Vorbedingungen gefchaffen, die eine Weitereriftenz des Landschaftsbildes großen Stils ermöglichen könnten. Fehlen nur die geeigneten Kräfte, vor allem Perfönlichkeiten. Seinen zahlreichen Schülern find zwar mehrere feiner Kompositionseigenheiten geläufig geworden, aber keiner hat ihn an Geift, an vornehmer Gefinnung und an felbftändiger Kühnheit zu erreichen vermocht. Mit Äußerlichkeiten aber ift es noch niemand gelungen, große Kunst zu machen. Es gehört ein großer Sinn dazu, der nicht eine allgemeine Eigenschaft ift, fondern ein Gefchenk der Götter. Bracht war prädefiniert. Sein Lebens- und Entwicklungsgang beweift es.

Als Sohn eines aus Weftfalen fiammenden Iuftitiars, am 3. Juni 1842 in Morges bei Laufanne geboren, kam Bracht fchon im frühen Knabenalter nach Darmftadt. Seine fich bald ankündigende künftlerifche Veranlagung erfuhr durch den nötigen Unterricht fogleich die forgefamfte Pflege. Der Ehrgeiz des jungen Braacht war freilich nicht auf den Maler, fondern auf den Architekten gerichtet. Ein Zufall indeffen ließ diefen Plan überhaupt nicht

über den Wunfch hinausgelangen.  
Ein fchöner Tag \_ hatte den noch das  
Gymnafium befuchenden Jüngling  
zu einem Ausfluge naaf Heidelberg  
verlockt. wo er in der Stille für fich  
zu malen gedachte. Ein hübfcher  
Blick ift bald gefunden. Während  
der junge Menfch fleißig den Pinfel  
rührt. tritt ein älterer graubärtiger  
Herr hinter ihn. fchaut ihm lange  
zu und fagt dann: Sie follten und  
müßten Maler werden. Diefer Rat  
machte auf den über das fchon vor-  
her gefpendete Lob des Fremden er-  
freuten jungen Bracht um fo ftär-  
keren Eindruck. als fich jener als der  
Direktor der Karlsruher Kunftfchule  
Ioh. Wilh. Schirmer zu erkennen  
gab. und fogleich erbot. den Vater  
Bracht dazu zu bewegen. den Sohn  
Maler werden zu laffen. So ge-  
fchah es. daß der Architekt aufge-  
geben wurde und Bracht nach Ab-  
folvierung der Schule mit fiebzehn  
lahren als Schirmers Säfüler nach  
Karlsruhe überfiedelte. Vor ihm  
hatte einf't Böcklin Schirmers Un-  
terweifungen genoffen; noch fand er  
Hans Thoma in deffen Klaffe und  
fchloß bald innige Freundschaft mit  
ihm. Als Schirmer nach zwei  
lahren eine Berufung an die

## Hans Rofenhagen

Düffeldorfer Akademie erhielt. zog Bracht ihm nach. In Düffeldorf fuchte er dann noäf von dem dort als vielgefeierter Lehrer wirkenden norwegifchen Landfchafts- und Marinemaler .Hans Gude zu profitieren. Daß diefe Lehrjahre bei Schirmer von größtem Einfluß auf die Richtung der Brachtfchen Künft-entwi>lung gewefen find. ift heute keine Frage mehr; aber ebenfo ficher iftF daß die Begabung des jungen Malers von Anfang an in diefer Richtung lag. Sonft wäre es ihm nie gegliickt. fie erfolgreich fortzu- feßen. Um im Sinne Schirmers die Natur jenseits der Alltäglic-keit zu empfindenf mußte er felbft eine hochgeftimmte. erhabener Emp- findungen fähige Seele befißen. Aber auch im Gefühl dafür. daß die frei behandelte Landfchaft nur Eindruck mache. wenn ein gewiffer Realismus der Darftellung vor- waltet- war er dem Lehrer von Anfang an verwandt. Nachdem Bracht in fleißigem Studium und ernfthafter Arbeit vier Jahre ver- bracht hatte. traf feine Familie ein Schlag, der ihn zwang. alle feine Hoffnungen zu be raben. Der Vater war ganz plößlic?, in Vermögens- verfall geraten und der junge Mann fand vor der Notwendigkeitf felbft für fich forgen zu müffen. In Zweifel darüber, ob feine Begabung ausreichen würde. ihm ein Leben in den gewohnten Verhältniffen zu er- möglichen. entfchloß er fich zu einem Berufswethfel. Der Akademiefchüler wurde Kaufmann. Er begann die neue Tätigkeit in Verviers und durfte. vorn Glück begünstigtf fchon nach fechs Jahren angeitrenchter Tätigkeit daran denken. fich felb- ftändig zu machen. Im Jahre 1870 eröffnete er in Berlin ein eigenes kleines Gefchäftt in dem er den Wollhandel trieb. Iedoeh Braäfts Liebe zur Kunft war nur unterdrückt. nicht erlofchen, und während ihn feine Gefchäfts- reifen durch fchöne Gegenden führ- ten. erwachte fie in alter Stärke. Mit vollem Bewußtfein der Kon- sequenzen löfte er 1874 fein Gefchäft auf und zog mit den gewonnenen Mitteln nach Karlsruhe um fich

dort wieder aufs Malen zu legen.  
In der Lüneburger Heide find feine  
erften der Öffentlichkeit bekannt ge-  
wordenen Bilder entfianden. Der  
melancholifäfe Charakter diefer  
Natur war ihm fymphathifcfc und  
er wußte ihr Wefen durch Einfü-  
gung von Staffage ins Romantifche  
zu erhöhen. Im gleichen Sinne ver-  
wendete er Motivet die er auf Rügen  
fand. Der große Erfolg feiner  
Schöpfungen „Aus der Lüneburger  
Heide) „Hünengrab in Hüm-  
ling“a „Heidefchäfer'ß „Dünenland-  
fchaft auf Rügen“ machte ihm  
Mut. auf diefem Wege weiterzu-  
fchreiten. Um neue Effekte in feine  
Bilder zu bringenZ unternahm er  
im Herbft 1880 mit dem Orient-  
maler Meckel eine Reife nach Ägyp-  
ten und Paläflina. Während feines  
balbjährlichen Aufenthalts im  
Orient arbeitete er unverdroffen,  
Die nach den Studien in Berlin  
gemalten Bilder „Sinai“ (im könig-  
lichen Schloffe zu Berlin)t „Abend-  
dämmerung am Toten Meer“  
(National-GalerieP „Elias am  
Buche KrithA das „Quellheiligtum“  
u. a. fanden in Deutfchland be-  
geiffterte Aufnahme und trugen dem  
Künfler 1882 die Berufung als  
493

## Bildende Kunst

Lehrer an die Berliner Akademische Hochschule ein, an der er fast zwanzig Jahre lang gewirkt hat. Ungefähr in der gleichen Zeit trat man an ihn mit der Aufforderung heran, sich an der Herfkellung einiger großer Panoramagemälde zu beteiligen. In der Tat hat Bracht dann 1883 für „Die Schlacht bei Sedan“, 1885 für „Die Schlacht bei Chatanoooga“ und 1887 für den „Ausfall vor Paris“ die landschaftlichen Hintergründe geschaffen.

Einem Künstler von der Empfindungsfähigkeit Brachts konnte es nicht lange verborgen bleiben, daß diese Art von Malerei ihn unrettbar der Veräußerlichung überlieferte. Er befand sich auf Schirmers Lehren und versuchte in dem 1889 entworfenen „Geftade der Vergeffenheit“ und in dem 1892 gemalten „Grab Hannibals“ - um nur die bekanntesten feiner Schöpfungen aus dieser Periode zu nennen - wieder etwas wie eine Idee von Bedeutung zum Ausdruck zu bringen. In den lauten Beifall, der diese Bilder begrüßte, tönte die Stimme eines Kritikers hinein, der „Hannibals Grab“ für pathetisch erklärte, und Bracht begann einzusehen, daß eine Erneuerung und Steigerung feiner Kunst nicht vom Gegenstande her erfolgen könne. Es kam ihm zum Bewußtsein, daß Bilder, wie jene beiden, nicht die Resultate von Erlebnissen in der Natur waren, sondern Ergebnisse des Nachdenkens, für die er zuerst die packendste Form, dann erst die entsprechende Farbe gesucht hatte. Da es ihm vor allem schwer geworden war, feinen Kompositionen den richtigen koloristischen Ausdruck zu geben, erkannte er bald, daß hier seine eigentliche Schwäche lag. Er beschloß, um diesem Mangel zu begegnen, nun damit anzufangen, womit er früher geendet hatte; also vom farbigen Eindruck der Wirklichkeit auszugehen. Bald genug wurde er sich darüber klar, daß das der einzige richtige Weg sei, um als Maler im wahren Sinne des Wortes etwas zu leisten. Die Vorftellung, sich in dieser Weise von feinen Fehlern befreien zu können, machte ihm

folche Luft zu einer Probe. daß er  
sich mitten im Winter in einem  
kleinen märkischen Orte niederließ  
und Studien zu malen begann. Im  
Sommer darauf fuhr er mit dieser  
Art des Arbeitens im Harz und in  
Heffen fort und überraschte mit den  
Ergebnissen feines Schaffens in  
einem Neujahr 1900 in Ed.Schultes  
Kunsthalle zu Berlin eröffneten  
Kollektivausstellung nicht nur das  
Publikum. sondern auch. da er seine  
Entdeckungen geheim gehalten. seine  
besten Freunde.

Die damals entstandenen Bilder.  
von denen einige diesen Ausführun-  
gen beigegeben sind. wirkten nicht  
allein frisch und neuartig für sich  
- sie ließen auch. da der Vergleich  
mit der Wirklichkeit möglich war.  
erkennen. wie weit Brachts Per-  
sönlichkeit in seinen Schöpfungen  
zur Geltung kam. Merkwürdig.  
mit wie feiner Hand er die Natur  
packte! Gewöhnlichen Augen schien  
sie intim und idyllisch -- wie er sie  
hinstellte. erschien sie bei aller schönen  
Farbigkeit doch großartig und er-  
haben. Wenn auch der strahlende  
Himmel. das saphirfarbene Meer.  
die ragenden Pinien und die blen-  
dendweißen Gebäude fehlten - vor

494

Hans Rofenhagen

diefem „Holzweg" oder dem „Morgenfiern über der Spree". vor dem „Roten Acker" und ähnlichen Bildern dachte man unwillkürlich ,an Böcklin. Ein anderer in Brachts Alter hätte fich mit diefen verfpäteten Erfolgen als Maler für befriedigt erklärt und ruhig in folcher Weife fortgearbeitet. Der kühne Landfxhafter jedoch. der kurze Zeit nach jener Ausfiellung Berlin leider verließ. um einem Rufe an die Dresdener Akademie zu folgen. dachte nicht daran. auf diefen jungen Lorbeeren auszuruhen. Er hatte fich mit feinen letzten Schöpfungen den Anfchauungen der Gegenwart unter feier Wahrung feiner Individualität genähert - er wollte nun noch Berührung mit dem Leben der Zeit fuchen. Er fiellte feine Staffelei im rheinifchen Induftriebezirk auf und hat mehrere ausgezeichnete Bilder von dortigen Großbetrieben gemalt. als deren vorzüglichstes wohl die von Arbeitergefialten wimmelnde „Mittagspause im Höfchftahlwerk zu Dortmund" gelten darf. Seine letzte Leiftung diefer Art ift das große Bild „Muldenhütten bei Freiburg i. S.". für das von Wallot gebaute Landtagsgebäude in Dresden. Dazwifchen hat der Künftler freilich immer wieder auch Landfchaften gemalt. die bei aller edlen Haltung zeigen. daß Bracht fi>f den Errungenschaften der neueren Malerei gegenüber nicht ablehnend verhalten hat. Er ift immer bereit geblieben. feinen wohlerworbenen Ruhm aufs Spiel zu fehen. um als Kind feiner Zeit. f ihaffend und f orgend. an deren Freuden und Leiden teilzunehmen. Er hat als Dramatiker der Farbe mit der großen Gebärde begonnen und ij ein Lyriker der Farbe und der Stimmung geworden. Darin den beften neueren Künftlern ähnlich; aber unterfchieden von ihnen durch feine Fähigkeit. im Bilde der Natur auch deren Geift zu faffen und ihn in Verbindung zu bringen mit jenen Wefensfeiten feiner Perfönlichkeit. die ihn als eine bedeutende Individualität charakterifieren und als Menfchen. der im Vergänglichen den Ausdruck des Ewigen fucht.



Hans Rofenhagen.

Ludwig Thoma: Morgen an der  
Donau.

Die großen Bäume - wie liebe  
ich sie.

Schatten schenken sie dem  
Müden. und Träume wohnen da  
für den. dem der Weg lang wurde.  
unter ihren grünen Kronen.

Die großen. stillen Bäume.

Wie habe ich sie geliebt.

Sonne tragen sie und des  
Tages Hitze. Und der Sturm  
kommt über sie und die kalten  
Kugeln des Hagels prallen an  
ihre Zweige. Und Unwetter und  
Kälte kommen. während sie ihr  
Laub verlieren.

Aber die großen Bäume sind  
still und lassen das Unwetter über  
sich ergehen wie die Sonne.

Die großen. die stillen. die  
geduldigen Bäume. wie habe ich  
sie doch immer geliebt.

Die Menschen reißen ihnen  
die Rinde herunter und hauen ihre  
Zweige ab. und ihre Ärmigen

## Bildende Krimi

(eaten. welche die arme Erde durch-  
wühleu. verwunden ihre uralten  
Wurzeln. Im Sommer wird ihr  
Laub geplündert. Im :Öerbfi ihre  
Früchte geraubt.

Aber ihr bleibt mit. ihr großen  
Bäume.

Ihr großen. ihr geduldigen --  
Das Uni-.euer tra-.it ihr und  
den Brand der Sonne. Der  
Menfch-kn Graufamkeit und 'Dumm-  
heit nur - - feiner-ige.

Und wiihrend ihr fiel; und "till  
bleibt. ändern eure tausend Wur-  
zeln die Erde felbft und machen fie  
willig für den Pflug und bete..

für die Saat. Und eure dichten  
Kronen rufen des Himmels gefen-  
neten Regen über der Menfitx.

Häupter hernieder. der Menfci..i  
die eure Haut zerriffen.

Große. ftille. geduldige Bäume  
wie ich euch liebe.

Ach. könntet ihr doch mein.

Lehrmeif'ter werden.

Herman Bang.

49k)

Jahrgang

Burg Kreuzenstein: Bibliothek

1908

(Zum Effay von Robert Stiaffny).

\_EMPTY\_

Philipp Stein:

Dramatistischer Monatsbericht.

Berlin, im Mai.

Sonst wenn die Theaterwinter-  
fürme wichen dem Wonnemond.  
hatte man immer etwas, das erneuter  
Erwähnung wert war. Man konnte  
sich einiger, wenn auch weniger  
Höhepunkte erinnern und erfreuen  
und auf die weitere Entwicklung  
der Bühnendichtung Schlüsse ziehen.  
Diesmal haben wir nichts. Wir  
stehen da mit leeren Händen. In  
dieses Theaterwinters Mißvergnü-  
gen ist nichts, aber auch gar nichts  
gewonnen worden. Die einzige  
bedeutende dichterische Gabe.  
Hauptmanns Dichtung von Kaiser  
Karl, hat sich auf der Bühne nicht  
behaupten können, allzu sehr ver-  
fank darin das Dramatistische unter  
dem Balladenhaften des Stoffes.  
Der einzige wirkliche Theaterneu-  
gewinn war das Wiedererscheinen  
von „John Gabriel Borkman“.

- Ibsens Dichtergenius ward aufs  
neue eindringlich und naßhaftig  
verführt. Sonst allerlei Kleinwerk  
- darunter ganz wenig, wovon  
man Anregung haben konnte. In  
Summa: nichts.

Nun ist die Saison vorüber -  
vorüber, bevor man eigentlich zum  
Bewußtsein gekommen, daß sie über-  
haupt da war. Die Gaffspielerei  
hat begonnen - bisher freilich hat  
sie nichts gebracht, was uns auf  
auswärtige Kunstleistungen neidisch  
machen könnte. Hervorragendes hat  
nur der Holländer Schauspieler  
Henry de Vries gezeigt, ein  
Verwandlungskünstler virtuoser  
Art, der in Hermann Heijermans\*  
Einakter „Der Brandstifter“ sieben  
Rollen spielt, einen idiotischen  
guten Burken, dessen Bruder,  
einen durch traurige Verhältnisse  
zum Brandstifter gewordenen, ver-  
schloffenen und verschlagenen Zi-  
garrenarbeiter, einen kurzatmigen  
Polizisten, einen dicken verschmißten  
Gastwirt, einen altersschwachen  
Großvater, einen geliebten  
Krämer, einen barocken selbstbe-  
wußten Handwerker. Unter diesen  
sieben Rollen sind fünf Epifoden,  
der Brandstifter aber und sein idi-  
otischer Bruder sind ausgeführte

Charaktergefallen. In den Epifoden zeigte de Vries feine vollendete Kunstfertigkeit. den beiden andern Gefallen aber gab er eine wirklich innerliche, künstlerische Darstellung. Verblüffend und virtuos ist die Schnelligkeit, mit der er immer wieder die Kostüme und die Masken wechselt; künstlerisch ist, wie er immer wieder als ein völlig anderer in Gefalt. Sprache und Wefen er-

32

497

Philipp Stein:  
Dramatistischer Monatsbericht  
scheint. bewundernswert. wie er  
diese Siebenrollenaufgabe über das  
bloße Schauspielerkunftsstück zu wirk-  
licher Künstlerhaftigkeit erhebt.  
de Vries war der Vorläufer der  
Niederländische Tooneel-  
vereniging aus Amster-  
dam. die im Hebbeltheater  
gastieren kam - dieses mit  
großen Verpflichtungen begründete  
junge Theater. dessen einziger wirk-  
licher. wenn auch nicht eben großer  
Erfolg „Frau Warrens Gewerbe“  
gewesen ist. hat schon in der  
ersten Saison. wo es doch an Plä-  
nen und Versuchen übertausend fein  
follte. uns so wenig zu bieten. daß  
es bereits für Gastspieler keinen  
Spielplan eine Woche lang unter-  
brechen kann. Diese Niederländer  
sind recht brave Schauspieler. sie  
spielen sauber. korrekt. mit bemer-  
kenswerter Diskretion. die mit-  
unter sogar zu viel Zurückhaltung  
aufweist. Dies zeigt sich besonders  
bei Molisres „Eingebildetem Kran-  
ken“ - sonst spielten sie eigentlich  
nur Heijermans. den einzigen hier  
bekannten holländischen Dramatiker.  
Sein bestes Werk „Hoffnung auf  
Segen“ haben wir freilich früher-  
zeit hier durch das Brahmsche En-  
semble viel eindringlicher zur Dar-  
stellung gebracht gesehen: Elfe Leh-  
manns künstlerische und persönliche  
Eigenart. ihr Temperament. die  
Wucht ihres Kunstschaffens. ihre  
elementare Natur hatten in der  
Gestalt der so dem Werke zu einer  
künstlerischen Bedeutung verhelfen.  
Ein großes Interesse haben die  
Niederländer. die die beste Truppe  
ihrer Heimat sind. hier nicht er-  
wecken können.  
Interessant dagegen in hohem  
Maße war das Gastspiel Mo-  
net - Sullys mit seiner  
Truppe - interessant freilich nur.  
weil es zu mancherlei Vergleichen  
Anlaß gab und zu entschiedenem  
Widerpruch herausfordert. Daß  
dieser Künstler. Doyen und Speis-  
tafel der Comedie Française.  
nicht mehr im Vollbesitz seiner  
Mittel ist. konnte nicht überraschen.  
Wir sind ja gewohnt. die Pariser  
Kunstgrößen hier erst im hohen Al-  
ter kennen zu lernen - den alten

Equelin erft. als er ganz alt war.  
die göttliche Sarah erft. als fie  
bereits auf dem Abftieg war -  
nur die Desprez ift auf der .Höhe  
ihrer Kunft. die in Temperament  
und Art fo viel mit unferer Kunfk  
Verwandtes hat. jung zu uns ge-  
kommen. Herr Mounet-Sully ift  
ein hoher Sechziger. und es ift er-  
ftaunlich. was er noch alles kann.  
Er ift ungemein elaftifch. chevale-  
resk. elegant. vornehm in den Be-  
wegungen. die Vorzüge feiner noch  
jugendlich erfcheinenden. wohlge-  
bauten Gefalt ftellt er als Hamlet.  
wo er fich auch als eleganter und  
behender Fechter erweist. in einem  
für des Dänenprinzen Gemütsart  
allzu kokett gebauten fchwarzen  
Trikot heraus. Aber fein Organ.  
das vielfach auch jeßt noch nicht der  
Schönheit entbehrt. ift brüchig und  
verfagt mitunter. wie denn über-  
haupt in Höhepunkten öfters die  
Perfönlichkeit nachläßt. Doch im-  
merhin: in feinen beften Momenten  
hatten wir von ihm Eindrücke wie  
von einem franzöfierten Sonnen-  
thal von heute. Alles eben ift fehr  
klug durchdacht. von einigen Wider-  
finnigkeiten im Hamlet abgesehen.  
auch pfychologifch gut. alles ficher.  
498



## Dramatisther Monatsbericht

Philipp Stein

freilich niemals urfrümlig und  
elementar. niemals hinreißend.  
Kein größerer Gegenfatz als zwifchen  
ihm und 'Matkowsky. Diefes fchuf  
jüngft als Oedipus eine bezwingende  
Gefialt. ergreifend. erfchütternd.  
Beim erften Auftreten erfchien ein  
König. der fih aus dem Sturm  
und Drang feiner Jünglings-  
jahre herausgearbeitet hat zur  
Männlichkeit und Majefität des  
Kronenträgers. in dem es aber  
immer noch bisweilen gärt und  
grollt und auch überfchäumt. Der  
Ausbruch gegen Kreon. der Troß  
gegen Götter und Orakel ergibt  
fih ganz natürlich und konfequent  
aus dem Naturell dieses Oedipus.  
wie es Matkowsky angelegt. Bei  
Mounet-Sully erfcheint das alles  
unverftändlich." denn' fein König  
Oedipus ift einer von den Königen.  
die auch fchlafen gehen mit Krone  
und Stab. Sein Oedipus hätte  
fih. bevor er Jokafte ehelichte. erft  
die Thebanifchen Standesamts-  
regifier vorlegen laffen oder etwas  
ähnliches. Sein Spiel fteht. ab-  
gefehen von den Schlußmomenten.  
völlig in der Tradition der franzö-  
fifchen Antike - Schritt. Bewe-  
gung der Arme. der gefpreizten  
Finger. das Spielen mit dem Ton-  
fall der Alerandriner. alles Tra-  
dition der franzöfifchen Tragödie.  
Erft nachdem König Oedipus ge-  
brochen ift und immer mehr eine  
bange Schuldgefühlahnung ihn um-  
lauert. da erwacht auch in Mounet-  
Sullys Spiel der Künftler. aber  
auch da zeigt fih. befonders in der  
Szene mit Jokafte. manch Gekün-  
fteltes. der Sophokleifäfen Größe  
und Reinheit Aufgepfropft. Die  
ganze Vorftellung mit dem völlig  
unmotivierten Aufpuß melodrama-  
tifcher Zutaten hatte viel dem deut-  
fchen Gefchmacke Widerftrebendes.  
aber immerhin blieb die Wirkung  
nicht aus. die Tragik des Schluffes  
ergriff.  
Wie die Franzofen Hernani und  
Ruy Bias gefpielt haben. ift ja  
gleichgültig - auch die befte Dar-  
ftellung würde uns diefe pietätvoll  
einbalfamierten Leichen nicht wieder  
lebendig machen. Aber Hamlet!  
Alles. was man der Hamletdich-

tung antut. empfinden wir  
ganz unmittelbar als eine persön-  
liche Kränkung. Und wie viel fol-  
cher Kränkungen haben wir schon  
ertragen müffen! Als im Vorjahre  
der vielberufene Beerbohm-Tree  
uns diese Tragödie vorführte.  
machte er sie zur Farce: Ophelia  
forderte verlangend nach Hamlet die  
Arme aus und küßte ihn inbrünstig  
hinter dem Rücken Shakepeares.  
und wiewohl sie wußte. daß ihr  
Vater mit dem König hinter dem  
Vorhang diese Szene belaufchte.  
In der von Mounet-Sully vorge-  
führten Bearbeitung von Dumas  
und Maurice läuft Ophelia dem  
Hamlet nach: „O je l'ujmel O i] 1119111119!“ Wenn Hamlet sagt:  
„Säreibtafel her! Ich will's mir  
niederschreiben. daß jemand lächeln  
kann und immer lächeln und doch  
ein Schurke fein!“. so ziehen Herr  
Beerbohm und Herr Mounet wirk-  
lich ein elegantes Schreibtäfelchen  
vor und machen sich Notizen -  
ebenfalls tut's der Hamlet der großen  
Sarah und des kleinen Ferdinand  
Bonn. der diese „geiftreiche“  
Nuance wohl aus Amerika mit-  
gebracht hat. Diese Dummheit ist  
also internationaler Befiß. In

32\*

499

Philipp Stein:

Dramatischer Monatsbericht

dieser französischen Bearbeitung.

die übrigens bis 1860 mit einem

verföhnlichen Schlusse gefpielt

wurde. ist alles verdeutlicht. grob

unterftrichen verwäffert. verkürzt

- felbft die köftliche Abchiedsrede

des Polonius an feinen Sohn ist

gef'trichen.

Mounet-Sullys Hamlet braucht

keinen Kommentar - es ist alles

überdeutlich. Er erklärt klipp und

klar. er wolle verrückt erfcheinen.

Und von dem Umftande. daß ein

Verrückter unberechenbar. macht er

überreichen Gebrauch. Ist's Un-

finn gleich. so hat es doch Methode.

Einzelne Stücke feiner Rede trägt

er als Sänger vor. Er wirft feinen

.Hut in die Höhe. er fireckt dem

alten Polonius die Zunge heraus.

er fiößt Güldenkrantz und Rosen-

ftern mit den Köpfen zufammen.

Er kriecht auf der Erde. Er treibt

die albernften Poffen. Er lacht

blödfinnig auf. nachdem er Polo-

nus erfchoen hat. Er fpielt mit

der Rolle. um zu zeigen. wie viel

grelle Farben er auf der Palette

hat. Die Monologe fpricht er mit

kluger Beredfamkeit. erkünftelter

Gliederung - das ergreifende

Selbstgefpräch „Sein oder nicht

fein“ blieb völlig wirkungslos.

Vom Anbeginn ftellte er fich außer-

halb des Rahmens - felbft wäh-

rend des erften Erfcheinens des

Geiftes drapierte er forgfam feinen

Mantelfaltenwurf und machte

fchöne Figur. Sein Hamlet war

keine Einheitsgeftalt mehr. er zer-

fchlug fie in Feßen. Es ift

fchade um diefen im Irrgarten

der Virtuofität herumtaumelnden

Schaufpieler - mitten in dem

wüften unkünfklerifchen Durchein-

ander überrafchten doch künftlerifche

Züge.

Gewiffermaßen ein Gaufpiel

ist's auch. was fich jezt im Lef -

ingtheater ereignet. Dort

wird jeßt der alte Schwank „Der

Raub der Sabinerinnen“ gefpielt.

Die Ibfen- und Hauptmann- und

Schnißlerdarfteller diefer klaffifchen

modernen Bühne gaftieren in Ge-

brüder Schönthan-Rollen. Erik

fohlte das lufige Stück nur ein-

mal. zum Beften der Bühnenge-

noffenschaft. gegeben werden. Der durchschlagende Erfolg hat dazu geführt, daß der „Raub der Sabinerinnen“ ein Repertoirestück geworden ist und vor ausverkauften Häusern gefiebert wird. Das liegt vor allem daran, daß Elfe Lehmann in der Rolle des Dienstmädchens in frischer, überwältigender Charakterkomik wieder eine Gelegenheit geschaffen hat, würdig ihrer sonstigen köstlichen Leistungen. Dann aber auch ist es ein nicht zu übersehendes Zeichen dafür, daß man nach dieses Winters Ungemach sich einmal tüchtig auslachen will. Und das geschieht hier fast ununterbrochen den ganzen Abend über.

Eine immerhin erwähnenswerte Novität hat noch das Neue Theater herausgebracht „Ramon der Abenteurer“, eine Groteske in vier Katastrophen von Ernst Prange und Willy Rath.

Es parodiert die Stücke von dem großen Abenteurer – eine Sherlock-Holmes-Parodie, von der die Rede war, finde ich weniger darin als eine Parodie auf Stücke wie „Simfon“ und ähnliches. Die vier Katastrophen hängen nur durch die

500

Dramatif'cher Monatsbericht

Philipp Stein

Figur Ramons zusammen. geben  
aber viel Draftifches und Witziges  
in kecker Laune und Unbekümmert-  
heit und wenn auch nichts Vollen-  
detes. fo doch immerhin literarifch  
Gewolltes. Freilich zeigt fich auch  
hier wie fo oft in ähnlichen Fällen  
die Erfahrung: die ich rief. die  
Geifter. werd' iäf nun nicht los!  
Denn oft fäfeintis. daß die Ver-  
faffer hier unter dem Banne der  
Geifter ftehen. die fie \*parodieren  
wollten - und die Grenzlinie  
zwifchen der Parodie und der  
Freude an dem zu perfiflierenden  
Genre verfchiebt fich.

50:

Zeichen

Moderne Urteilsfähigkeit.

Die zunehmende Sozialisierung.

die das Leben der Gegenwart als vorherrschende Tendenz aufweist. fährt wie eine mächtige Walze über Menschen und Verhältnisse hin. Als loyaler Zeitgenosse hat man die Verpflichtung, den Hut in der Hand und mit offenem Mund nicht nur die tatsächliche Leistung dieser Riefendampfwalze, sondern auch ihr Geklapper zu bewundern. Geht man, natürlich in respektvoller Entfernung, den Spuren ihrer Bahn nach, so fehlt es - bei aller Anerkennung der großen Revellierungsarbeit, die da getan ist - auch nicht an Werten, die auf der Strecke geblieben sind. Der Natur der Sache nach sind es individuelle Werte, die zum Opfer fallen. Von einem solchen Wert, den man mit einigem Schmerz schwinden sieht, soll hier die Rede sein: ich meine die Selbstständigkeit des Urteils.

Warum treffen wir heute weniger denn je Menschen von eigenem Urteil? Es wird ja im allgemeinen nicht zu wenig geurteilt und abgeurteilt in unserer Zeit. Schon weil man so viel lieber spricht, als denkt. Aber der eigene, originelle Ton, dessen Überzeugungskraft unnachahmlich und un-  
der  
Zeit.

erfesslich ist, wird wahrhaftig nicht allzu oft gehört.

Woran liegt das?

Sich ein eigenes Urteil zu bilden, ist eine Kunst und war es zu allen Zeiten. Auch ist der Begriff des selbstständigen Urteils relativ. Es wäre eine unfinnige Forderung, von einem Menschen zu verlangen, daß er auf allen Gebieten so etwas wie eine persönliche Ansicht hat; unfinniger als je heute, wo die Bereiche praktischer und theoretischer Tätigkeit ins Unermessliche gewachsen sind. Eine weitere Einschränkung ergibt sich schon allein daraus, daß das selbstständige Denken eine gewisse Kraft des Geistes voraussetzt, die sich nicht im Besitz der Vielen befindet. Hält man dazu die Gewißheit, daß es voraussetzungslos

Urteile überhaupt nicht gibt. und auch der gründlichste Kopf sich hier und dort mit Erfahrungstatsachen anderer befcheiden muß. so begrenzt sich der Begriff des persönlichen Urteils eben auf den Umkreis der jeweiligen Persönlichkeit.

Es lassen sich zwei Gründe für den Rückgang der Urteilsfähigkeit denken. Einmal könnte er dadurch veranlaßt sein, daß die Zahl von Menschen, die kraft ihrer Eigenschaften zu eigenem Urteil befähigt sind, sich vermindert.

Diese Behauptung würde befagen:  
die Menschheit verliert in dem  
Maße an Qualität, als sie an  
Quantität zunimmt. Der Beweis  
dafür, vorausgesetzt, daß eine so  
ungeheuerliche, beleidigende Tat-  
sache überhaupt beweisbar sein  
sollte, würde meilenweit über den  
Rahmen dieser kleinen Betrach-  
tung hinausführen. Viel näher  
liegt der zweite Grund, den ich  
namhaft machen möchte: die  
Widerstände, die sich der Bildung  
eines eigenen Urteils, auch in ver-  
hältnismäßig engen Grenzen, ent-  
gegenstellen, sind heute stärker und  
zahlreicher als zuvor. Werfen wir  
ein Streiflicht auf einige dieser  
Widerstände.

Da ist zuerst die „öffent-  
liche Meinung“ zu nennen,  
dieser weatselfarbige Draht, der  
sich immer wieder mit dem An-  
spruch einer absoluten Autorität  
vor die Freiheit des einzelnen stellt.  
Sogar Menschen erliegen dem  
Fanatismus dieses Ungeheuers wider-  
standslos. Aber auch Leute, die  
wohl imstande wären, sich gegen  
das öffentliche Urteil mit dem  
eigenen zur Wehr zu setzen, greifen  
die Waffen. Und doch weiß jeder:  
es gibt kein größeres Zerrbild der  
Wahrheit als eben die öffentliche  
Meinung. Für jeden Nachdenk-  
lichen tritt die Verfälschung in der  
stündlichen Gefährdung ihrer Ent-  
scheidung zutage. Ein besinnlicher  
Kopf sollte es sich zum Gefähr-  
dungen, von ihrem genauen Ge-  
genteil auszugehen! Das heißt  
natürlich nicht, er soll nur für sich  
das Gegenteil als Wahrheit an-  
sehen; vielmehr sollte er vom Ge-  
genteil aus die für seine Urteils-  
kraft erreichbare Linie nach der  
eigenen, freien Meinung ziehen!  
Andere, wohl verständige Mit-  
bürger, verabsäumen zwar die  
öffentliche Meinung mit aller nö-  
tigen Geringschätzung; aber nur, um  
sich desto nachhaltiger der An-  
sicht ihrer Zeitung, ihres  
Leibblattes zu verweigern. Wer  
darauf achtet, wird mit Entsetzen  
wahrnehmen, daß gefährdete Leute eine  
Stunde nach dem Frühstück mithohem



Überzeugungsernfi die Meinung  
ihrer Morgenzeitung als ihr eigenes  
Urteil verkündigen. Das geht fo  
weit. daß es für den Blätterkun-  
digen ein leiattes. fehr belehrendes  
und belufigendes Vergnügen ift.  
im Kreis von Bekannten oder  
Unbekannten jeden auf eine be-  
fiimmte Tageszeitung zu etikettieren.  
Nun kann über den Wert der Preffe  
ein Zweifel niatt befehen. Aber  
fatließiat ift jeder Journalifi auch  
nur ein Menfat und. wenn er ein  
kluger Menfch ift. will er mit feiner  
Anficht felber gar niatt mehr  
geben. als eine Direktive. und kein  
Dogma. Überdies könnte es naat-  
gerade einleuatten. daß ein ge-  
drucktes Wort nicht 60 jpoo wahrer  
ift als ein gefproatenes!  
Was von Zeitungsurteilen gilt.  
gilt natürliat genau fo von par-  
teipolitifchen Anfchauungen.  
Es ift das gute Reatt des Partei-  
mannes. feine Anfiatt mit Satärfe  
zu vertreten. Aber nimmt er fiatt  
denn unter hundert Fällen nom  
ein mal die Mühe. die gegnerifate  
Meinung auat nur zu prüfen? Da  
heißt es doat einfaat: das ift rot.  
alfo falfatz oder das ift weiß. alfo  
riattig. Es ift aber geradezu das  
Maß für die Denktüattigkeit eines

Zeichen der Zeit

Kopfes. inwieweit er in die Gründe eines gegnerischen Urteils einzubringen vermag. Unser parlamentarisches Leben z. B. leidet unheimlich an dem Mangel - ich will nicht sagen folcher Denkfähigkeit. aber an ihrer Betätigung. Wenn Herr X. auf der einen Seite des Hauses einen fruchtbaren Gedanken vorträgt. wird ihn Herr Y. gar nicht ernst überlegen; er wird. was dafür spricht. gar nicht ernst abwägen. sondern nur das Dawiderfehen; und er wird lieber. seinem Volk zu Heil und Freude. ein Gefäß aus Prinzip verbalhornen helfen. als sich ein eigenes Urteil bilden.

Gegen diese Gruppe von Widerfänden. die beliebig zu vermehren ist. läßt sich geltend machen. daß sie. wenn auch in geringerem Umfang und unter anderen Namen. schon lange vor uns befanden haben. Nicht so verhält es sich mit einer anderen Gruppe. die sich auf die Form des modernen Urteilens bezieht.

Schroffe Gegenüberstellungen finden. gesprochen und geschrieben. sehr wirkungsvoll. Den Vorzug der Wahrheit haben sie feltener. Die geniale Einseitigkeit scheidet hier aus. Von mittlerer Urteilsfähigkeit ist die Rede. und sie verliert in ihrer Selbstständigkeit. wenn sie sich bestimmen und verführen läßt von der herrschenden Sucht nach Pointierung. Solch ein überfeigertes Urteil kann dem urwüchsigem. wirklich eigenen zweifelt ähnlich sein; der. der es ausspricht oder übernimmt. wird sich selbst und andere darüber täuschen. wie über einen falschen Edelfein.

Und doch sind die Befandteile nicht echt. ist es nicht organisch gewachsen und geworden. Man denke da nur an die Leute. die es fertig bringen. privatim oder publice. jeden Tag einige Mitmenschen zu Genies. einige andere zu grundfäßlichen Stümpfern abzufiempeln. Der „Elativismus“. d. h. das Arbeiten mit lauter „Sehr“-Werten ist ein auch sonst gerügter Unfug: er gehört hierher. Und neben ihm steht das Schlagwort. diese

niederträchtige Ausgeburt der neueren Zeit. von der man mit Recht gefagt hat. daß fie allerdings fchlägt. aber totfchlägt - nämlich die Wahrheit, -

Nur eine Anregung für diejenigen. die etwas mehr fein wollen. als geifige Nachbeter. kann und foll in diefem lü>enhaften Überblick über ein unerfchöpfliches Thema gegeben werden; er hat fchon feine Schuldigkeit getan. wenn der oder jener fich über die Selbftändigkeit des Urteils in unferer Zeit ein felbftändigeres Urteil bildet. als ich es vermag.

br. Heinrich Lilienfein.

Peter Altenberg:

Lebens.

Peter Altenbergs kleine Skizzen find Bilder und wollen nichts anderes fein. und von einem fchönen und reichen Bilderbuch kann man nur fefifiellen. daß es vorhanden ift. und allen empfehlen. es recht fleißig zu betrachten; man kann es aber nicht befchreiben. Altenbergs neueftes Bilderbuch enthält jedoch weit mehr als bloße Meifterwerke Märchen des

Egon Friedell  
der psychologischen Momentphoto-  
graphie. Wenn man aus ihm die  
Summe zieht, so ergibt es ein  
neues künstlerisches Programm, und  
es ist nötig, über dieses Programm  
einige Worte zu sagen.

Die künstlerische Entdeckung, die  
Peter Altenberg gemacht hat, ist  
ebenfalls originell als einfach; sie ist  
so einfach, daß viele sich weigern  
werden, sie für originell zu halten.  
Aber gerade diese Verbindung von  
Originalität und Selbstverständlich-  
keit macht das Wesen jeder wirklich  
wertvollen Erkenntnis aus. Bloß  
originell sein ist nämlich gar keine  
\*Kunst: man braucht sich bloß um  
Vernunft und Wahrheit nicht zu  
kümmern, und man ist schon ori-  
ginell. Die geniale Originalität  
besteht jedoch darin, daß man neue  
Gefühle und Beziehungen entdeckt,  
die zwar bisher unbekannt waren,  
aber dennoch die natürlichen von  
der Welt sind, denn sie waren ja  
stets vorhanden. Kaum sind sie ent-  
deckt, so sagt jeder: „Das habe ich  
längst gewußt.“ Dieses „ich habe  
es längst gewußt“, das der Philister  
an jede Neuheit anhängt, die das  
Unglück hat, auch zugleich wahr zu  
sein, ist geradezu der Prüffleisch für  
ihre Lebensfähigkeit.

Die höchst einfache künstlerische  
Erkenntnis Peter Altenbergs ist nun  
diese: daß das Leben das einzige  
wirklich märchenhafte Märchen ist  
und daß wirkliche Poesie und Phan-  
tasie nur in der Realität zu finden  
sind. Man darf diese Erkenntnis  
nicht etwa mit dem „Naturalismus“  
verwechseln. Der Naturalismus  
brachte das Leben, aber er unter-  
schlug das Märchen, das im Leben  
[lebt. Die Romantiker alten Schlages  
hingegen brachten zwar das Mär-  
chen, aber auf Kosten des Lebens.  
Daher kann man sagen, daß beide,  
Romantik und Naturalismus, zwei  
gleich unwahre Kunsttrich-  
tungen waren.

Die alten Romantiker waren  
mit der gegebenen Welt unzufrieden,  
denn sie fühlten ihnen nichts Poe-  
tisches zu enthalten. Darum bevöl-  
kerten sie sie mit allerlei Wesen und  
Ereignissen, die es nicht gibt. Der  
orthodoxe Naturalist dagegen  
brachte das Leben genau so, wie es

ist oder vielmehr scheinbar ist: er dichtete gleichsam mit der Lupe in der Hand. Aber das Leben ist für den Naturalisten oder, wie man ihn eigentlich nennen müsste, für den Materialisten nur zur „Hälfte vorhanden“, denn es ist voll von Wundern und Geheimnissen, und wir nähern uns der Poesie genau in dem Maße, in dem wir uns dem Leben nähern, und der romantischste Roman ist das Leben selbst. Der moderne Romantiker erfindet keine Mär-Gen, aber er erklärt das Leben tiefer und vollkommener, als es bisher verfälscht worden ist, und indem er es erklärt, entdeckt er feine Wunder. Die alten Romantiker suchten die blaue Blume und fanden sie nicht, was ganz natürlich war, denn sie existierte nur in ihrem Gehirn. Aber mir scheint, Peter Altenberg, der Neuromantiker, hat sie gefunden: für ihn ist nämlich jede Kornblume eine romantische „blaue Blume“ und jedes natürlichste, trivialste Erlebnis des Alltags das poetischste, phantastischste Märchen.

In früheren Zeiten feste sich ein Dichter hin und „dichtete“, das  
505

## - Zeichen der Zeit

heißt: er entwickelte Phantasie, kombinierte mögliche und unmögliche Dinge, erfand Situationen und Konflikte und dachte sich eine Menge von Angelegenheiten aus, die nur in seinem Kopfe zusammengekommen waren. Der Dichter der Zukunft wird anders arbeiten, er wird gar nicht mehr „dichten“. Ja er wird viel weniger dichten als alle übrigen Menschen, und gerade das wird ihn zum Dichter machen. Das klingt paradox.

Aber fragen wir uns: was ist denn eigentlich jene vielgerühmte Phantasie, die früher das Privileg des Dichters war? Sie ist nichts als schlechte intellektuelle und künstlerische Erziehung. Sie ist die Subjektivität irgend eines Einzelorganismus, die sich ungebührlich vordrängt und uns verhindert, die Poesie der Natur und des Lebens voll zu erfassen. Und doch haben Natur und Leben zehntausendmal mehr Poesie und Phantasie als der größte Dichter. Ist die Poesie der Welt etwa im menschlichen Gehirn, dieser mehr oder minder schadhafte Begriffsrechenmaschine? Ganz im Gegenteil: gerade dort ist sie am wenigsten. Der vollkommene Dichter ist der unperfekteste, derjenige, der einen möglichst vollkommenen Aufnahme- und Durchgangssapparat für die Poesie der Natur und des Lebens bildet, der der Poesie der Welt möglichst geringe Leitungswiderstände entgegenstellt. Ein Dichter ist ein Mensch, der Poesie empfangen und weitergeben kann, keineswegs ein Mensch, der Poesie nachsetzt, Um es in eine Formel zu bringen: der Grad seiner „Permeabilität für Weltpoesie“ bezeichnet die Höhe seiner dichterischen Kapazität.

### Selbsttätige Phantasie

hingegen ist eine Gehirnkrankheit, und ebenso interessant, aber auch ebenso belanglos wie alle übrigen pathologischen Phänomene. Selbsttätige Phantasie ist überdies langweilig. Es gibt nur eine amüsante Sache: die Wirklichkeit. Subjektive Poesien sind daher nicht nur belanglos, sie sind geradezu

fchädlich. Denn fie fchieben das fade  
Jch vor die intereffanten Ob-  
jekt e. Man vergleiche z. B. ein-  
mal die Spiele. die die Menfchen  
erfunden haben. mit den Spielen  
der Tiere. Die erfieren find lang-  
weilige Gehirnfunktionen. die letz-  
teren find organifche Produkte des  
Lebens. Man kann ftundenlang zu-  
fehen. wenn junge Hunde oder ir-  
gendwelche andere Tiere miteinan-  
der fpielen. aber man muß fchon  
ziemlich von Gott ver-laffen fein.  
um bei einer Partie Billard oder  
Skat ftundenlang kiebitzen zu  
können.

Daher glaube ich. daß in Peter  
Altenbergs Büäfern viel mehr Ent-  
wi>lungsmöglichkeiten flecken. als  
man vorläufig noch annimmt. Das  
Wort „Märchen des Lebens" wird  
vielleicht einmal eine große Dichter-  
parole werden wie feinerzeit jene  
„blaue Blume“. Ein einfamer  
verfchneider Baum. von einem  
Künftler photographiert. wird viel-  
leicht einmal mehr gelten als das  
wunderbarfte gemalte Stilleben.  
Der Wunfchzettel eines kleinen  
Jungen vor Weihnaäften. die  
trockene Gerichtsfaalnotiz einer  
Tageszeitung. der fachliche Bericht  
eines Gelehrten über beobachtete

506

Naturwunder. das dumme Tagebuch  
eines Backfischs. der unorthogra-  
phische Brief eines Dienstmädchens.  
diese und ähnliche Dinge. von  
einem Dichter feftgehalten. werden  
vielleiäft einmal als die einzigen  
echten Dichtungen gelten. Und  
wenn jemand einwenden follte. daß  
nach diefer Auffaffung die Dichter  
ja ganz überflüffig wären. denn  
alle diese Dinge feien ja fchon da.  
fo ift ihm zu erwidern: im Gegen-  
teil! Die Dichter werden nötiger  
und wichtiger fein als zuvor. näm-  
lich als E n t d e > e r diefer Dinge.  
für die nur fie Augen. Ohren und  
Nerven haben. Aber als Entde>er.  
nicht als Erfinder. Das armfelige  
„Erfinden“ werden fie den Hyfte-  
rifchen. den Blaufirümpfen und den  
Köchinnen überlaffen.  
I)r. Egon Friedell.



[unterm. 'no-lerne.  
black: ciem dänischen ron .1.2 äaoobnen.  
Mur W Lia-:irn 4F' .4N Futaba-t'.  
kreelorlok denon,-  
l-lökt, 08 era!- ejn-ntnl ein  
Merk tra-8 e: Xing-1V nic-78 ey\*  
f.  
Zehen. ge - bör - te ibm, (loch rie.- Zcklö. - tee  
'ken unter rare- /ie fie &new sa- Wurzten-[e.-  
4.  
7.7..

F

mar (lle Zebö - ne - - [ne-lin, - :ne-lin 120.80, lx- . 11016,  
nl! 'ko 5e the m - - wat one. Fr- - 'na-irn 793e. kr- - nee-lin 81m.  
-\* .-1 LWL/..K  
\*-?zcigF 7 ..(PH re  
Amrum no. d7 klo-mont.,k'rlto. cn. '7  
Wit eutlger Lrlaubnlo (los 'erlaees Naruto-rie, Let-lin K7. 35.  
508

11- - nie-lin, non\_ al- -  
27- . ?ne .lim love\*11' - er! Nil\_

Waegloso.  
x669 xtÃ¼ dem

'lb - 1-781\* [far-,bim mim - tra kracht.,

,.  
ll] - lo [Lit -tei- - del - me 'mu-gen  
Oro-83.2 l-'rei-er - Zehn-ken :cr-gen hin bis Zu .108 [(6 - nigr- Zehloas,  
Zier- Gke'snt t\* - ert-:ge wan w .Fler-.ters ?'22 kÃ¸s- uel-mefu 6F all W;- &nig-kika.  
7-0 - Gle- MGU-EM kÃ¸me-MW! eautle q." We keV-ge.  
WWW by 2-1471 -st-eur,  
Ã 1 Ã, 7\_11 - :11  
[7,19 :W 4: 1 o )  
x .-

M .11  
k \*14' \_41 "111  
[ 7|\_ - k k ] l'  
l \_U11771111P  
[ 11k 'f'7F1'1|fL1'1  
tan . sene] bio-sono Wye] 1111- ". - me\* an - xo-draedt.  
ll  
Ã uns in '10 - [eo  
uad-ten ld!- !ult nur - tom Ne .8611 um] mit blu - men - glei - obemNor-t-

aus mitn so' - 77 Mrz-mo amt ?NJW Fier- Fcrt'r- name\* nau been etc-WWW.  
trim-ck Me ..am wien tere - see- bear-ing am! wit/t WF amt Not-:er . ers [ro-\*>-  
r ue r

l.[  
1  
[r- klo-80, lr- -ljn hals, p [pine-lin, klerr-ljelt-Ito et] - - leo.  
k7- - ene-ifa. wos -lt' - ext' U'  
k7- - ene-lt); rare. F7- - uke-lt). run.  
c. 17  
509

'nme-cm. Meinem,  
klar-11 (lem bÃœuiselten ron .1.2 aaeobsen.  
til-om e/ie 222mm 4F' AZ? .Face-sam.  
Merlot-lol( Ueliua.-  
lkÃ¶rt. es \*nur ein-run] ein [(6 - nix\_ mau-ever  
Nlery uns e: Fair-s- t'n ang-.r c3/ die!, mea-ng  
Zehnt- xe - krÃ¶r - te ikun, auch cler IckÃ¼ - tee 8.! - - ler-be - ster  
'72a .eurer rare /ic- Gerne-rt'- ki..- jnew /it'r aaux/t-kor\* Zr- - - Â»MM-'7e aF  
4.  
k' 7

si'

near ale ZebÃ¶ - ne - - rue-lin. -me-ljn [LT/88, kr. . 110m,  
(iii 'ku be file ya - - rent eine. .k7- - nis-2272 wre. kt\* - neo-kin enn.

.lle Ac\*--"

\*Ce-\*WX\_ .iP-r- -e

[kept-rl... "ve d7 [ku-gut., "ella, cd. '7  
8 Wit eiltlser Erlaubnis .1.5 ?ei-lasse klar-monte, ker-[iu l'. 35.  
5()

l1- - „14.11.1, von\_ 4] -  
Zr- . nie-W.. laue-īt'- eat all/

Uaoglogo.  
.poco NN mw \_k l \_W  
, l X l \_ l l 7 Z k l l l  
kl] - [ō lil'. -tek . del - me tui-gen 'in - x61- [kur-bien [nun - tre Macht,  
Eko-83.2 kroj- er - Zeno - ren ro -g-eu [iin big 2o clog [(6 - nix-.r Zehlosa, .  
ster bmxät 1“ - mage- rvaa re :Nee-keel ?'72 t/te kiel-meta ry' all Ute jnfgnku.  
Fuc'gūlxdz\* /cnn-.Freäm 710 - Öle \*soo-ers käwnsectäe Werke cz! k/ie fing'.  
t i ä'  
l 1 l | f | c |  
?i zu? :Ä k ' 3-\* i c

.F

..  
 l  
 .li-.ii-  
 l  
 F B  
 a' k  
 .R . 1 .  
 .7 .- j 4 \* j' 1.\*- i l 4' ' 1  
 .....lrlikrx'ur-OW  
 \*i uncl in 'ie - len tan . sene] bio-(lern erat-c] i111- ltla - ine an - MG-i-acht-  
 nnd-ten 111i- mit rar - tom Ne -Zen uns mit blu - men - glei - obemNortr  
 uns tui!!- eu' - 77 muy-ne eine! Mix-tkm Fier- Nc'r nanie Funk seen mum-'Nm  
 trade-:l (lie man! wit/t len . cler sene-ing nncl wii/r .Week uns Nau-er\* . ew 'cons-  
 l Ai 1 | | .  
 4x? ?Z 4\* e .- 4 „-  
 .ifZ '4? ß  
 l \_ i . i l  
 W̄ j kfi f  
 o \*[- ' H\* F| -  
 i ß  
 lr- klo-8e, lk- -1in holcl. lk-me-lío, klerk-ljab-lts .4] - - leo.  
 kk- nie-litt Moe, Z7- . nee-lt); run, ke- - ..e-lin. love . le\* - sek ey'

a tempo

Die Win-268-81!) trieb sie you sich, rie-nn iin\* ile-ru Â»eur kalt WWU-ab), 81.  
Nut W.- MncenmronkÃnok iin . ten, WW 2ten\* Fre-art trau. 602e! W Nee!, A'

tu . (kel-te eier Li - nen [in] - tung uncl dÃ¼nn - to ano'. rer  
80MG Me Â»cock-nit e einen - .77 sear- - t'ng- uns lang-eier! at o - Wem  
b  
res\* - - ly Nm!,  
R

/'

i-

.\_4\_

anita kmngm'kko

..-,-  
'''27  
(r - me -lin l1\* . :ne -lin l101.1,  
kr\* - nie . il); 2-2\* - me - lin um.  
[r - rue .lin kletr-licli-sts on u] - leo!  
F2\* - rue-it)- wre- \*kt\* - est 0F nik?  
-ksxrexlo \_C  
cd." 811c' l. oreeu.Â» acc-l1...- 'lu-inline. [tk-cu... 0..... u. Neuere-...l  
510

FrÃulein Wa-UINFA (UWE-'HH ...W-k.  
80" 12:11)( 10v ..80 1.2011 1011.  
(Rua. Weber.)  
Uogumi] Kepler.  
allem-otto 'outlet-to.  
/- \_ \_ . 80 [juin lcd, l0  
F

land' led, 30 genau' led (du an nur] Lei-go! - eden mund' lab .Fern  
ders-lle - deu dlaou uncl [Lo - nen um 1(1ej - se uncl klo - .ou im  
. a tempo  
er gebt mir-mu- Zoj - to uns keine] nichts gro - 'nur'  
Eurem. .oo-r d7,nnnnouie:\* dei-u.. od. iu L'MKWF'WW WWW-Ne".  
Wit giftigen Lklaudnls (ic-.8 'ee-133W klarinoule, Berlin 17, 35,  
51!



ENTER-'UM W NOW) -

senf-t er -Wow-men frag' led\* „ r Nicki!

> era-eso. a poco -

beu- Ist ga -rlrorn -men uns spürt bli- idu nlobt'k“

/\*

a tat-tyra kit. . . 7-0-0 .ter-V75', - . -

Kilo-'en Im Zuma-„mar, uncl jung-grün hlail“ nur., 'ein' nur

/\* - /" Z"

kit,, - . a ter-ty.)

Im - mer elle blut-ter .la - ball“

Loreley. .

(UKW

512

\*Ixil .c (en Ye "27. .ll  
K  
,xi

(zum .-f-:7 7\*â€œ.

p Bft-(Zr), NW r' Nasa? - \*.  
\*" " \*" e „ „1, "c". "7 \*7-xx :

zii .

j\* - .kj -:j -  
 .- ..... \_A . cf»----x---"\*----\* . \_ \_ \_ Qj ., a-, \_ \_ \_ \_ \_ .  
 [Luc] rental. er e - \*slow-men  
 /Rx .  
 `7? -rr-\*INM\* \*- \_F..- \_ - --.--fi. 4 ,T  
 WMF' (FCFG. 270cc) (L Z706" . - .  
 \_qc- -.2" :771. ...74- -.7; x.» 7W.-...:.....;-  
 \*\* --- :1\*: 1K? „3..-  
 -li-...4.1-,-  
 ,  
 ist'  
 ...e-... - - \*-:f "  
 uns spürt \*Isr  
 tkm nicht?“ e  
 rtl. . . poco am?, . . . .  
 . :- "k F  
 fī  
 ..\*-..e- - - .  
 AfL-.782. l." Zahlen-mer, 0.7.7.'  
 &OO-kürt .ber Wall" .Rc-b. air\* nur\* '1;'  
 /d \_  
 .- .  
 3-... .. l \_ -  
 ÜÜ» i \_ Ö ...Tm g- ;"  
 -- .- -.4 . 1  
 - .. \*- 7 . . K. l-- 4 . . . Ü . . . . \* \_ - \_ L. \_ \_ \_ \_ \_ .  
 - i ...- ".-\* .. of: ,..- UU \*-j l-- \_ \_ \_ \_ \_ " \* ..  
 (m . mor- :Ln - bei!" . ä

/--- .em-\*eien , \_ , . , \* , \_ \* 7  
Z\_ | W. . ' \_4  
. 1 7.  
ii. ZInt .tor  
cut-'41.

Burg Kreuzenſtein: Halle a. d. Weſtfeite

W  
Zub-WW  
1908

(Zum Effay von Robert  
Stiaffny).

\_EMPTY\_

ZudenNUW

Größere Gegenfäße kann man sich kaum denken als die beiden Tonfeßer. von denen hier je ein Lied geboten wird. Während Frederick Delius mit Vorliebe sich großen schwerwiegenden Aufgaben zuwendet und vielfach. nicht bloß in feiner Harmonik. Neuland der Tonkunst zu gewinnen sucht. ist Bogumil Zepel ein Meister der musikalischen Kleinkunst. ein Vertreter des feinen Humors und ein ausgeprochener Gegner ungewöhnlicher Harmonien.

Lassen wir ihm. da er der ältere ist. hier. wo wir den Lebensgang und das Lebenswerk beider skizzieren wollen. den Vortritt. Am 6. Mai 1858 wurde er in Breslau geboren. Schon als Schüler des berühmten. Elisabeth-Gymnasiums widmete er sich der Musik eifrig. mußte aber auf Wunsch seiner Angehörigen studieren und konnte erst. nachdem er die medizinische Doktorwürde erworben hatte. sich ganz seiner geliebten Kunst hingeben. Von vornherein bevorzugte er. nachdem er bei Heinrich Urban in Berlin ernste Studien getrieben hatte. die heitere Muse. 1891 wurde sein Name in weiteren Kreisen bekannt durch seine „Eavalleria Berolina“. eine recht gelungene Parodie auf Mascagnis Iphigenie

„Eavalleria ruficava“. Einen schönen Erfolg errang er 1892 mit der einaktigen komischen Oper „Der Brautmarkt zu Hira“. Die abendfüllende. zuerst 1898 im Hamburger Stadttheater aufgeführte Oper „Der Vicomte von Letoriers“ zeigte neben sehr gelungenen komischen Partien auch Zepels unleugbares künstlerisches Talent. Den . Einwirkungen der neitalienischen veristischen Schule konnte auch er sich nicht entziehen: es beweist dies der für Fumagalli geschriebene Einakter „Die Nacht“ und die Pantomime „Die Galgenfrist“ (1899). Den größten Erfolg aber hatte Zepel. als er wieder zum Melodisch-Heiteren und Graziösen zurückkehrte und für Ernst von Wolzogens Buntes Theater. das 1901 gegründete sogenannte überbrettli. Lieder wie „Laufmädels“. „Königs-



fohn". ..Pfaffenkuttchen". ..Gelb-  
fchern". ..Spaßenlied". ..Hummer"  
fchuf. Als dann Wolzogen feine  
komifche Oper begründete, wurde  
fie mit Zeplers Burleske ..Die  
Bäder von Lucca" eröffnet. doch  
infolge des recht gewagten Wol-  
zogenfchen Textes und einer un-  
genügenden Aufführung hatte das  
Werk nicht den erwünfchten Erfolg.  
der leider auch der Operette ..Die  
Liebesfetzung" infolge des unvoll-

33

513

kommenen Librettos verfaßt blieb. Hoffentlich gelingt es dem Komponisten der übrigens auch eine Ballettfuite (Teufelsmeffe) für großes Orchester geschrieben hat und neuerdings durch eine sehr gelungene „Salome“-Parodie von sich hat reden machen eine Operette von bleibendem Wert uns bald zu schenken. Er ist auch Herausgeber der Zeitschrift „Musik für Alle“ und hat dabei eine recht glückliche Hand bewiesen. - Das Lied „So knir ich'ß das der Sammlung „5 heitere Lieder“ entnommen ist gibt von Zeplers musikalischer Rührung eine sehr gute Vorstellung. Trotz aller Anpruchslosigkeit ist es ein recht wirkungsvolles Vortragsstück jedenfalls eine reizende Vertonung des lebenswürdigen Gedichtchens von Rudolf Presber. Was Zepler angeboren ist das Volkstümliche, will auch Frederick Delius ganz offenbar in „Irmelin“ (aus „5 Lieder“) anstreben, aber in diesem etwas archaischer balladenmäßig gefärbten Lied schmeichelt sich dem Ohr eigentlich nur der Refrain „Irmelin Nofe-Irmelin hold“ ein- manche harmonische Wendung wird unseren Sängerinnen befremdend klingen auch das Treffen der Intervalle wird Schwierigkeiten machen. Trotzdem werden sich sicherlich viele zu der eigentümlich-herben Tonsprache hingezogen fühlen und nicht eher ruhen als bis sie „Irmelin“ sich zu eigen gemacht haben. Delius' Namen erst in den letzten Jahren bekannter geworden ist gilt jetzt als einer der besten Vertreter der musikalischen Stimmungsmalerei seine ungemein reiche und kühne Phantasie hat sich auch eine eigene Ausdruckstechnik geschaffen in der er der großen Masse des Publikums nicht die kleinste Konzession macht. Delius der von deutschen Eltern stammt, ist 1863 in Bradford in England geboren und hat schon als Knabe große musikalische Veranlagung gezeigt. Um nicht Kaufmann werden zu müssen wanderte er als Zwanzigjähriger nach Florida aus und wurde hier Pflanzer benutzte

aber jede freie Zeit zu theoretisch-musikalischen Studien und ließ sich durch seine tropische Umgebung in seiner musikalischen Phantasie wesentlich beeinflussen. Nach einigen Jahren aber ging er doch nach Leipzig und studierte hier noch sehr gründlich bei den durchaus auf klaffendem Boden stehenden Meistern Iadasohn und Reinecke. Im Jahre 1890 verlegte er seinen Wohnsitz dauernd nach Frankreich und zwar verbrachte er den Winter häufig in Paris. In ländlicher Abgeschiedenheit schuf er seit 1897 eine Reihe größerer Werke. Indem ich auf Mar Elops ziemlich erschöpfende Broschüre über Delius (Verlag Harmonie) hinweise beschränke ich mich darauf zu erwähnen daß die Negeroper „Konga“ 1904 in Elberfeld und das hochpoetische Musikdrama „Romeo und Julie auf dem Dorfe“ 1907 in der Komischen Oper zu Berlin aufgeführt worden ist daß der „Allgemeine Deutsche Musikverein“ wiederholt auf seine Tonkünstlerverfammlungen Werke von Delius berücksichtigt hat. So in diesem Jahre die textlos auf Nietzsche's Zarathustra fußende „Messe des

Zu den Musikbeigaben  
Lebens". Hochbedeutend sind: die  
finfonische Dichtung „Im Meeres-  
treiben" (Sea Drift), die „Appa-  
lachia" genannten Variationen  
über ein altes Negerklavenlied  
mit Schlußchor und das „Klavier-  
konzert" in E-Moll, das eigentlich  
eine finfonische Diästung mit obli-  
gatem Klavier ist und meines Er-  
achtens alle Aussicht hat, sich ein-  
zubürgern. Unter den jetzt leben-  
Redaktionelle Notizen.  
den Komponisten ist Delius wohl  
der größte Tonpoet, jedenfalls eine  
Erfcheinung, die berufen sein  
dürfte, eine künstlerische Mission zu  
erfüllen, wenn auch zur Zeit sein  
Schaffen noch nicht allgemein auf  
Verständnis stößt. Merkwürdiger-  
weise hat es sich die meisten Freunde  
in den Rheinlanden erworben.

Prof. Dr. Wilhelm Altmann.

Die vier photographischen Aufnahmen, die zu dem Artikel:

Stiaffy. Ein Schloß im Donautale, gehören, stammen aus dem  
Atelier des Hofphotographen W. Burger in Wien, der sich das Ver-  
vielfältigungsrecht vorbehält.

Bemerken möchten wir noch, daß sich in der Unterschrift des dritten  
Bildes zu „Burg Kreuzenstein" (Seite 512) ein Irrtum eingeschlichen  
hat.

Es muß heißen: Halle an der „Südseite". , :

33\*

"-515

## Literariforme

Alexander L. Kiellands

fämtliche Werke. In sechs

Bänden. (Überfetzt von I)k.

Friedrich Leskien und Marie Les-

kien-Lie.) Leipzig. Georg Merfe-

burger.

Der ausländifche Autor findet  
meift ein anderes Schickfal als der  
'einfheimifche Für diefen beftehen  
die elben Bedingungen des Lebens.  
der Arbeit. des Verkehrs. des Ver-  
gnügens. wie für feinen Lefer. beide  
umgibt diefelbe Luft. dasfelbe  
Klima. beide haben tauſend gemein-  
fame Dinge. mögen fie in ihren An-  
fichten. ihrem Gefäsmack noch fo ver-  
fchieden fein. Er wird von feinem  
Lefer. mag diefer auch keinen feiner  
Gedanken erfaffen. mit einer ge-  
wiffen Vertraulichkeit behandelt;  
der Lefer maßt fich Recht und Fähig-  
keit an. ihn zu beurteilen. ihn zu  
korrigieren. ihn zu loben oder zu  
tadeln. Dem ausländifchen Autor  
gegenüber ift der Lefer befangen.  
unficher und in folgedeffen vorfich-  
tig. Da er die Verhältniffe des  
Auslands. die Verhältniffe. aus  
denen das Werk des Autors entſtan-  
den ift. nicht kennt. muß er als gebil-  
deter Mann Achtung. Befcheiden-  
heit und Ehrerbietung zeigen. felbft  
da. wo es nicht am Plaße ift. nur  
um der Gefahr. fich durch törichtes  
Urteil zu kompromittieren. aus dem  
Wege zu gehen. Weil ihm keiner  
jener Gemeinpläße zur Verfügung  
Berichte  
fieht. auf denen man vor dem ein-  
heimifchen Autor mit der Würde  
des Verftändniffes. der literarifchen  
Bildung paradieren kann. lobt er.  
wo getadelt werden müßte. bewun-  
dert er Abfonderlichkeiten. die bizarr  
find. - kurz. er behandelt den aus-  
ländifchen Autor mit derfelben  
Steifheit. demfelben aufgeperrten  
Munde. derfelben verwirrten Höf-  
lichkeit wie den ausländifchen Rei-  
fenden. Und wie man diefen fürs  
erfte nach der Eleganz feiner Koffer.  
dem Schnitt und der Qualität feiner  
Kleider beurteilt. fo beurteilt man  
den ausländifchen Autor zunächft  
nach der äußeren Erfcheinung. der  
Befchaffenheit der Ausgabe und der  
Qualität der Überfetzung.

Kielland hat unter diefer Kurz-  
fichtigkeit jahrzehntelang leiden  
müffen. Wo man ihn traf, begeg-  
nete er einem meiftens in dem dürf-  
tigen Lüfierjäckchen der Reklamfchen  
Univerfalbibliothek und ließ ein  
Deutfch vernehmen, das niäft fchön  
war. Die Folge davon war, daß  
man ihn zwar nicht überfah, aber  
wie etwa einen amüfanten Unter-  
halter in der Straßenbahn betrach-  
tete. Er hatte dasfelbe Säfiäfal,  
wie Maupaffant und felbft Zola,  
die in Deutfchland lange Zeit in  
den zweifelhafteften Kofiümen der  
fonderbarfien Verleger umherliefen  
und einem felten aus guten Buäf-  
handlungen, öfter aus den ver-  
516

## Literarische Berichte

fchwiegenen Kaiken der Bahnhofshändler entgegenkamen. Ob dabei den Autor ein Verfehlen trifft. bleibe dahingefellt; ficherlich hat er Schaden davon. und Kielland hat feinen Arger darüber fehr deutlich ausgefprochen.

Nun erfchcint er zum erften Male. leider nach feinem leiblichen Tode. in einem literarifch falonfähigen Anzüge. 1)!): Friedrich Leskien und Frau Marie Leskien-Lie haben eine vortreffliche Ilberfeßung geichaffen. die nicht nur Worte und Sätze übermittelt. fondern des Dichters Gedanken in des Dichters Form wiedergibt. die Stimmung. Luft und Klang des Originals mitbringt. Daß Kielland noch felbft an diefer Überfeßung mitgearbeitet hat. ifi wertvoll. und daß ihm diefe Ausgabe noch kurz vor feinem Tode eine große Genugtuung und Freude gewefen ifi. macht fie unferem Herzen „noch lieber.

Diefe Ausgabe fämtlicher Werke Alexander L. Kiellands ift 1907 bei Georg Merfeburger in Leipzig erfchienen. Sie bedeutet nicht nur die endliche Würdigung Kiellands in Deutfchland. fie ehrt auch durch fich felbft den Verleger.

Kiellands äußerer Entwicklungsgang weist denielben Weg. den viele nordifche Schriftfieller gegangen find: die akademifchen Studien daheim in der kleinen Hauptfiadt des kleinen Vaterlandes. das Leben in der großen Welt von Paris. Diefe Schule hat fich bei manchem. z. B. Björnfon. als ungeeignet erwiefen. bei Kielland icheint fie feine beiten literarifchen Eigenfchaften zur Entfaltung gebracht zu haben. Der ftarke nordifche Freiheitsfinn. der fich daheim unter den kleinen Verhältniffen nirgends bewegen konnte. findet mit einem Male Plaf rings um fich herum. er regt fiä'- wird feiner felbft bewußt und geht mit jungen freien Gedanken in die enge .Heimat zurück. Die nordifche Gründlichkeit erhält durch die Berührung mit dem franzöfifchen Geifie die leichte Ordnung und die durchfichtige Klarheit. die das Wefen des franzöfifchen Geiftes ift. Dazu gefellt fiäz die Kritik und jener Duft

der großen Welt der Ideen und der Moden. Diefes alles. jäh zurückver-  
letzt in die kühle Luft der waldigen Berge Norwegens. gewinnt an Frifche und Elaftizität. ohne etwas von feiner graziöfen Feinheit zu verlieren.

Wenn folche Eigenfchaften in der richtigen Weife gepflegt werden. müffen fie Vorzügliches leifken.

Kielland hat fie gepflegt. In feinen erften Novellen zeigen fie fich noch in fchwächerer. übertriebener Pointierung. in übermäßiger Betonung und falchem Tempo. Wie es oft gefchieht. haben diefe bühnenmäßigen Wirkungen feinen Ruhm begründet; ein dicker Mann. der ununterbrochen über die allzu vielen Trüffeln fibhnt. wird immer das Stehparkett auf feiner Seite haben. Aber Kielland hat rechtzeitig daran gedacht. fich zu foignieren. und bereits „Garman und Worfe“ ift nahezu frei von diefer Art Fehlern. Die Eindrücke haben ihre Wirkung nach innen ausgeübt. das Neue hat fiäi mit dem bereits Vorhandenen verbunden. und die folgenden Werke zeigen Kiellands fertige Perfönlichkeit.

Man fieht ihn als einen fcharffin-  
517



## Literarische Berichte

nigen Beobachter von Lebensverhältnissen und Typen. als einen guten Psychologen und sicheren Beherrscher der Form. Seine Schilderungen der bürgerlichen Verhältnisse zeigen feinen feinsinnigen Blick für das Wesentliche; er langweilt nicht durch Anhäufung von unnötigem Material. er sieht nur das. worauf es ankommt. Er hat Sinn für plötzliche Perspektiven. In der Novelle „Schnee“ zeichnet er einen Pfarrer. einen selbstgefälligen Haustyrannen. der durch den Kampf gegen die Dinge der neuen Zeit ungerecht und rücksichtslos geworden ist. Die langen Reden. [die dieser über seine Frau. seinen Sohn und seine reizende freidenkende Schwiegertochter ausschüttet. machen auch den Leser ein wenig beraubt. so daß er kaum noch etwas versteht und jedenfalls den Pastor nicht mehr deutlich erkennt. Aber dann geht man schlafen. und Kielland erzählt. daß der Pfarrer die Gewohnheit hat. abends im ehelichen Schlafzimmer im Bett noch eine Pfeife zu rauchen und Zeitungen zu lesen. Da sieht man ihn wieder ganz. und man weiß auch. wie es mit der Rückfichtnahme in dieser christlichen Ehe bestellt ist. Die von ihm geschaffenen Charaktere sind ihm nie von einer bestimmten. rein künstlerischen Forderung vorgegeschrieben. Es scheint ihm wichtiger. lebendige Menschen leben. handeln. sich entwickeln zu lassen. als daß die Schicksale sich einem verführerischen oder tragischen Ende zuneigen. Er sagt es dem Leben gerade heraus. daß es brutal und ungerecht ist. und er versucht nie. dem Leben eine Form aufzuzwingen. die es nicht hat. Die Komposition seiner Romane ist darum nicht immer einwandfrei. In ihm ist das Entscheidende nicht das Künstlerische. sondern das Menschliche. Aber das Menschliche ist so rein. so hoch. daß es das Künstlerische mit sich zieht. auf ein Niveau. das es von vornherein nicht hat. Darum ist er auch trotz aller Feinheit und künstlerischer Akkuratheit das gerade Gegenteil eines Ästheteten. Er schämt sich nicht der starken Tendenz. die alle seine Ar-

beiten tragen. die überall durch-  
bricht. viele künstlerifche Wirkungen  
zerftört und doch das Wertvollfte an  
dem ganzen Manne ift. weil es keine  
Parteitendenz. fondern die ehrliche  
Gefinnung eines anftändigen Man-  
nes ift. Er kämpft für Wahrhaftig-  
keit der Gefinnung. - nicht für  
jenes Björnfonfche Idol von Wahr-  
heit. das wie ein Moloch das  
Menfäfliche verfchlingt. fondern für  
die fchlichte Überzeugung eines ge-  
funden und klugen Menfchenver-  
ftandes. Er fteht mit ganzer Front  
gegen jeder Art Borniertheit. jeder  
Art falſche und angemaßte Macht.  
jeder Art Heuchelei. Er verachtet  
die Würde. die unter der Decke  
chriftlicher Milde Trägheit der  
Seele verbirgt. er verachtet die Sitt-  
lichkeit. die mit den Begriffen der  
chriftlichen Moral die Leere des  
Herzens verklebt. Er hat ein feines  
Mitleid für alles. was unterdrückt  
und nicht zu feinem Recht gekommen  
ift. er hat eine Weite für alles. was  
nicht von der Konvention. der  
Staatskirche und der gefellſchaft-  
lichen Ordnung. fondern vom Men-  
fchen kommt.  
Solches find leuchtende Merk-  
zeichen der Befen gewefen. Aber  
5:8

Literarische Berichte  
bei vielen. die selbst unterdrückt  
waren. wurden sie durch Haß und  
Grimm verdunkelt. Kielland gehört  
nicht zu diesen Unglücklichen. Seine  
gesellschaftliche Unabhängigkeit ge-  
staltete ihm. seine Meinung nur  
durch die Überlegenheit ihres geist-  
lichen Inhalts wirken zu lassen. sie  
ohne Pathos zu fagen. mit der Ver-  
bindlichkeit eines Weltmannes. der  
für eine Dummheit nur ein leicht-  
tes Kopfschütteln hat. der eine Bru-  
talität mit zwei Federstrichen abtut.  
Kielland ist früh gestorben und  
hat das rechte Verständnis seiner  
Persönlichkeit nicht mehr erlebt.  
Aber er bedurfte es nicht. sich an  
anderer Leute Wertschätzung anzu-  
lehnen. Er konnte vielleicht daran  
zweifeln. ob er ein großer Schrift-  
steller sei. aber er hatte die Gewiß-  
heit. daß er Mensch war.

Otto Gyfae.

Alexander L. Kielland.

Elfe. Jakob. Zwei No-  
velletten : Truherz.-

K a r e n. Aus dem Norwegischen  
von V. Leo Bloch, Berlin NÜZ5.

Harmonie. Verlagsgesellschaft  
für Literatur und Kunst.

Ur. Leo Bloch sagt in seinem  
Vorwort zu den Novelletten: „Kiel-  
land erfordert eine sehr eng an-  
schließende Übersetzung. welche auch  
vor Härten dort nicht zurückschreckt.  
wo sie im Original vorhanden sind.  
Ich habe mich bemüht. beide Er-  
zählungen in vollkommen unretou-  
chierten Photographien dem deut-  
schen Leser vorzuführen.“ Der  
Übersetzer stößt dabei auf eine  
Bemerkung des Autors selbst. daß  
seine Werke in deutscher Übersetzung  
etwas „Zahmes und Konventio-  
nelles“ bekämen. was ihnen im Ori-  
ginal durchaus nicht anhafte.  
Man kann die Absicht nur  
billigen. Aber man muß sich über-  
legen. daß nur der künstlerisch emp-  
findende Leser die richtigen Augen  
für unretouchierte Photographien  
hat. Die andern Leser werden sich  
verwundern. werden ihre Miß-  
billigung äußern. werden von Ma-  
nierierteit sprechen. Alles auf Un-  
kosten des Autors. der dabei nicht  
zu seinem Recht kommt.

Leider wird das Verhältnis der  
künstlerisch empfindenden Menschen

zum großen Publikum durch einen  
Dezimalbruch dargestellt, der sehr \*  
viele Nullen hinter dem Komma hat.  
Otto Gyfae.

Wunder und Wissen-

schafft. Von Dr. Richard Hennig.

Eine hochinteressante Arbeit

bietet uns Dr. Richard Hennig in

seinem Buche: Wunder und Wissen-

schaft. In klarer, fließender

Sprache faßt sich der Verfasser mit  
den Erscheinungen des Okkultismus

auseinander. Zu ihrer Erklärung

nimmt er das ganze Rüstzeug, das

die moderne Psychologie bietet, zu

Hilfe. Suggestionen. Hypnose.

deren Wirkungen viel weitgehender  
finden, als man allgemein glaubt, zieht

der Autor in den Bereich seiner

Betrachtungen. So gelingt es ihm,

viele wunderbar erscheinende Phä-  
nomene, wie das Gedankenlesen etc.,

in ihre „natürlichen“ Faktoren zu

zerlegen. Trotzdem bleibt auch noch

dem Verfasser ein Rest von gut be-

glaubigten Wundergeschichten, die

sich vorläufig noch nicht erklären

lassen. Das Buch bietet eine Menge

interessanten Stoffes, der in über-

51a

Literarische Berichte,  
sichtlicher Weise geordnet ist. Es  
kann jedem Gebildeten aufs wärmste  
empfohlen werden.

Zwischen Ärzten und Kli-  
ent. Prof. G. B. Ughetti.  
Erinnerungen eines alten Arztes.

Autorisierte Überetzung v. Prof.

1)!: Giovanni Galli. Mit einem  
offenen Briefe von Prof. Mante-  
gazza. Wien. Wilhelm Brau-  
müller.

Die in leichtem Konversations-  
ton geschriebenen Erinnerungen bie-  
ten manchen des Interessanten. Man  
weiß, daß der Kranke leidet, die  
Leiden des Arztes sind der großen  
Menge unbekannt oder werden ein-  
fach negiert. Die Aufzeichnungen  
lassen erkennen, daß im Verhältnis  
zwischen Arzt und Patienten eine  
Art Leidensphilosophie liegt und  
zwar zum großen Teil auf Seiten  
des Helfers. Der historische Rück-  
blick macht das noch deutlicher. Das  
Buch, das aus dem Herzen geschrie-  
ben und aus der Feder eines  
Mannes hervorgegangen ist, der  
diese Art von Leiden zur Genüge  
an sich selbst empfunden hat, dürfte  
nicht nur für den werdenden Arzt  
ein guter Wegweiser sein im Um-  
gang mit den Schmerzgepeinigten  
sondern denen, die sich ihn nur einbilden,  
es kann dem Laien fast noch mehr  
empfohlen werden schon deshalb.  
» weil es ihm eine deutliche Vor-  
stellung vom Seelenleben des Arztes  
verschafft. Es wird ihn zwingen,  
die Wissenschaft des Arztes mit an-  
dern Augen als bisher zu beurteilen,  
und ihn vielleicht abhalten, sich  
einem Scharlatan in die Arme zu  
werfen. Den weiblichen Ärzten ist  
ein Kapitel gewidmet, das im  
Sinne eines v. Bergmann und eines  
Waldeyer gehalten ist.

G. E.

Jakobus und die Frauen  
von Franz Karl Ginzkey.

Leipzig. Verlag L. Staackmann.

Nein, es ist kein Don Juan-  
Roman, nicht die Geschichte eines  
unwiderstehlichen Helden der Liebe.  
Das ist der Vorzug dieses Buches.  
„Eine Jugend“ wird geschildert, die  
Jugend eines Mannes, der erkennt:  
„Des Lebens tiefes Wunder ge-  
schieht uns durch die Frauen.“ Eine  
stille Weihe und eine naive Heilig-

keit geht von diefem Buche aus.  
Man vergißt faft, daß die Technik  
des Romans nicht ganz einwandfrei  
ift und der Inhalt oft zu weit-  
fchweifig. Jakobus wird fein Leben  
weiter leben und in jeder Frau  
eine Madonna fehen. Er ift ein  
Poet. und fein Schöpfer ift es auch.  
A. Halbert.

Kurd Laßwiß: ..Wirklich-  
ke i t e n". Preis brofäj. 6 Mk..  
geb. 7 Mk. - ..Seelen und  
Ziele". Preis brofch. 5 Mk..  
geb. 6 Mk. Leipzig. Verlag von  
B. Elifcher Nachf.

Es ift fo feltfam. Da lebt fich  
jemand hin und will ernftlich über  
tiefe philofophifche Fragen grübeln.  
Und diefer Jemand ift ein Dichter.  
Aber da kommen purpurfchillernde  
Vögel von märchenhaft feltfamen  
Gefialten und flattern und fchmug-  
geln fich Zwifchen die dürr-ledernen  
Worte der weifen Theorie. Und  
der Denkerdichter fchreibt in feinem  
Vorwort: diefes Buch will fuchen  
helfen! . . .

. . . will fuihen helfen! - Vor-  
520

A Literarifche Berichte  
 bei ifi's mit der nackten Wiffen-  
 fchaft! Aber eine ehrliche Sehn-  
 fucht leuchtet aus den Zeilen.  
 Die Sehnfucht ift gemeint. die  
 eine Verbefferung nach allen Rich-  
 tungen hin erftrebt; alfo die tat-  
 kräftige. mit Armen arbeitende -  
 nicht die latente. wefenlofe. träu-  
 merifche , . .  
 Man kann die Welt verzerrt.  
 abfurd. bizarr. in höhnifcher. idealer.  
 humoriftifcher oder fatirifcher Be-  
 leuchtung fehen -- man wird doch  
 allemal wahrheitsgemäß den Ein-  
 druck wiedergeben können. den die  
 Ereigniffe auf einen felbft machen,  
 Der Schöpfungsprozeß wird erft  
 dann ein anderer. wenn die Sehn-  
 fucht ihr Gewicht in die Wagfchale  
 wirft. derart. daß der Schilderer  
 nicht mehr das zu Papier bringt.  
 was er tatfächlich fieht. fondern das.  
 was er fehen möchte. Alsdann er-  
 halten wireineunaufrichtige  
 Befchreibung der dichterifchen Er-  
 lebniife. die um fo mehr fich von der  
 wirklichen Empfängnis entfernen  
 wird. je größer der Drang zum  
 Anders- oder Besser-Erleben ent-  
 wickelt ift; kurz gefagt: eine je  
 größere Rolle die Sehnfucht fpielt.  
 Und bei Kurd Laßwiß ift alles  
 fo wunderfchön unaufrichtig! Jm  
 befien Sinne! Unaufrichtig gegen-  
 über der objektiven alten Tradition  
 des Sehens und Verfiehens . .  
 Und darum ganz köfilich eigenartig!  
 Kurd Laßwih feiert jetzt feinen  
 60. Geburtstag. Möge er uns noch  
 oft mit folchen Beiträgen zum  
 Weltverftändnis befchenken! Sie  
 werden uns den Horizont erweitern  
 helfen; infonderheit deshalb. weil  
 wir anders fehen lernen werden.  
 1)r. Curt Radlauer.  
 DreiNürnbergerKinder-  
 bämen  
 1.AllenzurFreude.Deutfche  
 Kinderlieder feit Goethe. Aus-  
 gewählt von Martin Boeliß. Mit  
 Bildern von Adolf Jöhnffen.  
 Karl Dobler und Karl Schmidt.  
 Geb. 3.50 Mk. Verlag von  
 E. Nifter. Nürnberg.  
 Das ift einmal ein Kinderbuch.  
 an dem man feine helle Freude  
 haben muß. mag man 6 Jahre  
 zählen oder 26 oder noch viel mehr.  
 Mit vorzüglichem Gefchick und mit

dem Sinn des Dichters hat Martin Boeliß die zartesten, luftigsten und holdeften Kinderlieder ausgewählt seit Goethe bis auf die allerneueste Zeit. Da finden wir Paula Dehmel neben Rückert, Johannes Trojan neben Mörike, Falke neben Fallersleben und Liliencron, Oskar Wiener neben dem großen Wolfgang Ibsen und noch zahlreiche andere Große und Kleine - sehr Alte und sehr Junge. Und es ist fonderbar: wir merken den Liedern nicht an, wie viele Zeiten sie voneinander trennen. Das kommt daher, daß die Kinder aller Zeiten sich gleich bleiben, und darum auch das Lied für sie etwas Bleibendes in feiner Lieblichkeit bewahrt. Mag Goethe ihnen erzählen vom faulen Schäfer oder Klaus Groth vom Matten Has oder Viktor Bluthgen von den fünf Hühnerchen, - die Kinder werden es so wenig wissen wie die Großen, wem sie den Preis zuzubeln fallen. Es ist eine Pracht, wie der Dichter für sein Kind dichtet, und höchst eigentümlich, daß die zartesten Kinderlieder - von Männern geschrieben wurden. \*- Perlen sind in dem Buche. Köstlich sind die Heinzelmannchen-



historie von August Kopisch mit den humorvollen Zeichnungen; reizend erzählt Mörike von dem Elfein das erwachte und meinte es würde gerufen, als der Nachtwachter im Dorf „Elfe“ rief. Löwenfinn schildert die Geschichte des dummen Hänslein (S. 53):

„Hänslein will ein Tischler werden,  
Ist zu schwer der Hobel  
Schornsteinfeger will er werden  
Doch das ist nicht nobel.“

Er probiert jedes Gewerbe und  
bleibt der dumme Hans.

Echt kindlich und volkstümlich  
plaudert Paula Dehmel von den  
drei Häfen:

„Den größten veräicken wirz  
Den zweiten fpicken wir-  
Der kleinste kommt ins Hundehaus  
Und fteckt fein Schwänzel hinten  
raus.“

Reizende Gedichte bringt Trojan  
am Schluß und Blüthgen am Be-  
ginn des Buches. Die Sammlung  
ist alphabetisch geordnet und das  
zeigt sich als sehr günstig weil es  
die Zeitepochen völlig verwirrt und  
durch das bunte Vielerlei immer er-  
frischend wirkt,

Wer feinen Kindern eine Gabe  
zuwenden möchte, deren Segen noch  
in späte Jahre hinüberleuchtet. der  
veräume nicht. ihm dies Buch zu  
schenken. Seine Lieder legen einen  
frohen Optimismus ins kindliche  
Herz und das ist der beste Keim  
aus dessen gefunden Trieben die  
schönsten Früchte reifen. Fast jedes  
Gedicht ist von einer anmutigen  
Zeichnung begleitet so entstand dies  
prächtige Werk wirklich - allen zur  
Freude!

2. Im Sommergarten. Lieder  
und Märchen von Karl Ferdi-  
nands. Bildschmuck von Ernst  
Liebermann. Geb. 3.50 Mk.  
Verlag von E. Neufert Nürnberg.  
Gleichfalls ergötzt ist der  
„Sommergarten“ der den Kindern  
viel Spaß machen wird und ihnen  
auch manche Belehrung bringt;  
zwischen allerlei Schwänken und  
ernsthaften Märchen tummeln sich  
lustige Gedichte. die bald zu den  
Lieblingen der kleinen Leser zählen

werden. Welcher würde je den  
Dackelhund vergeffen! „Dicke  
Duckeh Dackel - Dackelhund- -  
Frißt den Tag zwei Zentner - Und  
wiegt fechs Pfund.“

Wir finden die Gefchichte vom  
Faulpelz. vom Mann im Nebel-  
hausj ein liebliches Forellenmär-  
chen, eine Erzählung, die \*vom alten  
Kauz und der armen fchönen Magd  
berichtet, und vieles andere. Der  
Buchfchmuck von Ernfi Liebermann  
fieht fchon auf jener künflerifchen  
Höhe- zu welcher der Buchfchmuck  
moderner Kinderbücher allmählich  
aufzufteigen beginnt.

### 3. Das Puppendorf. Lufiige

Reime von Hans Hoffmann.

Mit vielen farbigen Bildern und  
Zeichnungen. Geb. 3.- Mk.

Verlag von E. Nifler. Nürnberg.

Als drittes im Bunde verpricht  
das „Puppendorf“ Freude und  
Kurzweil. Die Puppen zogen eines  
Tages ausf weil es ihnen gar zu  
langweilig daheim geworden war.  
und bauten fich ein Puppendorf.

Wie es da zuing. wird in Reimen  
und drolligen Bildern erzählt. Nach  
fürchterlichen Abenteuern wandern

Literarische Berichte  
die für ihren Übermut geftraften  
Puppen wieder in feifen Scharen  
ins Menschenland zurück. zum Jubel  
braver Kinder.

Es ist so leicht. von Kindern.  
und es ist so, schwer. für Kinder  
zu schreiben. Die Auswahl. die der  
Verlag Nifler in Bildern. Liedern  
und Erzählungen trifft. zeigt eine  
besonders glückliche Empfindung  
und das feine Verständnis für die  
Kinderseele.

Maria Stöckl.

Aus dem Nachlaß von  
Theodor Fontane (heraus-  
gegeben von Josef Ettlinger).  
Verlag von F. Fontane und Co..  
Berlin.

Mathilde Möhring. wir kannten  
dich alle. wir Jungen. deren Seh-  
nsucht und Erfüllung ein für alle  
Mal galt. Und doch bist du  
anders. gar nicht oberflächlich. wie  
das Berliner Mädel. hast deine  
Kniffe. die wir beim Weibe gar  
nicht misken möchten -- hast ein  
Schicksal. an dem wir teilnehmen.  
Theodor Fontane hat dein Leben  
beschrieben - das sagt alles. Mögen  
alle die Modernen. Hyperklugen  
das Buch lesen. das ein Roman  
und ein Kunstwerk zu gleicher Zeit  
ist. Die nachgelassenen Gedichte  
und literarischen Studien sind von  
einer wundervollen Klarheit und  
Tiefe. haben immer wieder einen  
festen gefunden Hintergrund: Das  
Leben. wie es ein Dichter sieht.

A. Halbert.

Der Mittler. Roman von  
Walter Nitsch-Stahn.  
Halle a. S. J. Frickes Verlag  
(J. Nitsch-Stahn).

Wenn ich offen sein soll: ich  
bin mit einigem Zögern an die Lek-  
türe dieses Romans gegangen. Er  
stammt von einem Theologen und  
behandelt. wie die auf dem Wack-  
zettel abgedruckte. lobende Befpre-  
chung des „Neuen Görlißer An-  
zeiger“ verrät. theologische Pro-  
bleme. Nach eigener Aussage des  
Autors soll es wesentlich den Zweck  
haben. ..davon zu überzeugen. daß  
der Weg des angehenden Theologen.  
sowie der des im Amte stehenden  
Geistlichen heute nichts weniger als  
ein breiter Weg durch Auen ist. be-  
quem. leicht beschreitbar. nichts als

Annehmlichkeiten bietend. daß er vielmehr für viele ifi -- ein Weg der härtesten Kämpfe. herzzerreißender Konflikte und unheimlicher Anfechtungen. die je und je wohl einmal an den Rand der Verzweiflung führen. ja. in deren Abgrund hineinstoßen können.“ Ich habe schlimme Erfahrungen mit solchen Berufsromanen gemacht. die - merkwürdigerweise - so häufig von Unberufenen geschrieben werden. weil so häufig verfehlt wird. daß man. nm z. B. zum Theologenroman schreiben zu können. nicht bloß Theologe. sondern vor allen Dingen Dichter sein muß. Ich bin zu meiner Freude enttäuscht worden: diesen Roman schrieb nicht der Theologe. sondern ein Mensch und Künstler; und wenn der Theologe ab und zu ein Wörtlein mitredete. von feinen Erfahrungen und Erlebnissen dazu gab. so ist dies dem Lebensbilde. das hier gezeichnet wurde. nur zugute gekommen. es ist reicher und farbiger dadurch geworden. So ist dieser Roman ein menschlich schönes und tiefes. ein

## Literarische Berichte

künstlerisch reiches und lebensvolles Buch geworden. Es beschwört schwere Konflikte innerlicher Art herauf, die aber in dieser Linie Konflikte eines wahrheitsliebenden, mit sich selbst und den gewaltigen Fragen des Lebens ringenden Menschen, und daß dieser Mensch Theologe ist, macht diese Konflikte nur schärfer und brennender. Wohl zeigt der Roman künstlerisch auch mancherlei Mängel; doch ich will sie nicht besonders hervorheben, um die Freude am Genuß nicht zu stören. Nur auf einen muß ich hinweisen, weil die Gefahr besteht, daß der Dichter bei einem Werke, dem er weniger aus seinem inneren und äußeren Erleben mitgeben kann, an dieser Klippe scheitert. Walter Nitsch-Stahn läßt seinem Helden an irgend einer Stelle den Vorwurf machen, daß er zu kalt sei. Dieser Vorwurf trifft auch den Dichter. So geistig bedeutend sein Werk auch ist, es leidet an einem empfindlichen Mangel an Gefühl. Wir dürfen dem jungen Helden dieses Buches häufig in das Hirnkästchen sehen, dürfen beobachten, wie seine Gedanken, hin und her schießend, das bunte Gewebe seiner Weltanschauung wirken, aber nur selten wird uns ein Blick in sein Herz verflattet. Es ist auch bezeichnend, daß den zwei Liebesfäden des Buches alle Innigkeit und Wärme fehlt. Trotzdem wollen wir uns die Freude an diesem tüchtigen Roman nicht rauben lassen: er ist ein Werk, das schwere Probleme aufrollt, denen auch Nichttheologen nachzuspüren sollen.

August Friedrich Krause.

Karl Larfen: Eine alltägliche Ehegeschichte.

Überseht von Helene Klepetar.

Stuttgart. Arel Junfermann.

Wer sich auf Romantitel verleiht, der weiß, daß bei ihnen außerordentlich gleich einfach und alltäglich gleich ganz besonders heißt. Daher ist diese „alltägliche“ Ehegeschichte nichts weniger als ganz gewöhnlich. Denn diese Frau Antonie Falen, eine schöne, lebenswürdige, geistreiche Frau, die glücklich sein könnte mit allem, mit ihren

wohlgeordneten Verhältnissen. mit dem Ansehen. ja. mit der Bewunderung. die sie bei allen Männern und Frauen genießt. dem Wohlbefinden ihrer trefflichen Eltern. dem Glück ihrer verheirateten Tochter. ihres einzigen Kindes. - will von dem Leben noch etwas mehr. Die behagliche Treue ihres vielbeschäftigten Mannes genügt ihr nicht; sie möchte gern ewige Flitterwochen und wünschte. daß dieser treffliche Gelehrte. Beamte und Mensch nichts anderes wäre. als eben ihr Gatte. Einem Hausfreund Kiaer. einem begabten und verführerischen Menschen. der von seiner Frau geschieden ist. sich nach einem neuen Lebensglück sehnt. schenkt sie Sympathie. erregt dadurch bei ihm den Verdacht heimlicher Liebe. weicht aber nach seiner briicken Erklärung erschreckt zurück und findet Ruhe. nachdem ihr Mann sich sehr energisch mit dem Nebenbuhler ausgesprochen hat. Der Schluß ist sehr abrupt. sonst aber ist das Werk von außerordentlicher Feinheit. großem psychologischen Reiz und vollendeter Darstellungskunst.

Ludwig Geiger.

## Literarische Berichte

Walther von der Vogelweide. aus dem Mittelhochdeutschen übertragen. eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Richard Zoozmann.

Bücher der Weisheit und Schönheit. Herausgeber Leannot Emil Frhr. v. Grotthuß. Stuttgart. Greiner und Pfeiffer.

„Hör Walther von der Vogelweide. Swer des vergaez'. der taet' mir leide.“ fagt Hugo v. Trimberg. Richard Zoozmann gibt dem friefchen. männlichen. gedanken- und formenreichsten Lyriker des deutschen Mittelalters ein neues. modernes Gewand. Er hält sich nicht streng an Wort und Versmaß des altdeutschen Textes. sondern stellt und beantwortet die Frage: „Wie würde der Dichter das ausgedrückt haben. wenn er je ht lebte?“

Seine wohlklingende. den Geist und das Wesen des Originals trefflich wiedergebende Nachdichtung weckt in dem Leser die angenehme Empfindung. ein volles und wahres Ebenbild der alten Dichtung vorfinden zu haben.

Th. Nöthig.

König Eri. Ein Lied der Liebe von Maria Stona. Buchschmuck von Josef Edgar Kleinert. Wien. Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).

Der Inhalt dieser erzählenden Dichtung läßt sich kurz durch den Vers des verheiratheten schlesischen Dichters H. K. Neumann wiedergeben: „Mehr als lieben kann doch keiner. oft nur unter tausend einer; denn die echte Liebe will fäher verdient fein und errungen. Doch wo sie ins Herz gedrungen. ist ein Eden felig ftill.“ In ein solches Paradies führt Maria Stona. Sie erfindet als echte Dichterin in der Liebe des Königs Eri zu der holden Fee der grünen Gärten nicht nur eine anmutige. mit romantischem Zauber ausgestattete Fabel. sondern findet auch schöne Gedanken. welche dem lofen Märchenpiel bleibenden Wert geben. Wie fannreich ist z. B. die doppelte Deutung der bekannten klassischen Sage von Amor und Psyche! Von hohem Streben und von ernster Lebensanschauung

zeugen Ausprüche wie S. 44: „Die Künft verlangt nach Einfamkeit. um keufche Seelen fie fehnend freit.“ S. 52: „Lieder find Lichtfirahlen. die vom Himmel gleiten. der Dichter fängt fie mit filbernen Saiten.“ S. 123: „Ein jedes Leid umpielt ein heller Schein. man muß nur recht in feine Tiefe fehn“ - u. a. Ein befonderer Schmuck des Buches find die ihm von I. E. Kleinert beigegebenen Verzierungsbildchen. Th.Nöthig.

Amalie Herzogin von Weimar. Von Wilhelm Bode. Berlin. Verlag von E. S. Mittler u. Sohn.

Am 10. April 1807 ift die Herzogin Amalie von Weimar verfiorben. Hundert Jahre find feither vergangen. und während all die Großen. die an ihrem Hofe leben durften. immer wieder in Wort und Schrift gefeiert worden find. hat man fich ihrer. die mit wunderbarftem Feingefühl diefe Männer an fich zu ziehen und an ihren Hof zu feffeln verftand. nur an feierlichften Gedenktagen dankbaren Herzens erinnert. Hundert Jahre nach ihrem

525



## Literarische Beiträge

W

Tode läßt Wilhelm Bode, dem wir schon manch schönes Buch über Goethe verdanken, ein Werk erscheinen, das dieser großen Frau, deren „hochverklärten Namen Amalie“ Goethe nur „mit Ehrfurcht ausprechen“ konnte, vor allem gewidmet ist. Bode hat die Geschichte ihres Lebens in drei Abschnitte geteilt: in dem ersten Bande „Das vogoethische Weimar“ läßt er das alte Weimar vor uns auferstehen, in das die junge Braunschweiger Prinzessin als Gattin des Herzogs Ernst August Konstantin ihren Einzug hielt, und erzählt uns von dem politischen, wirtschaftlichen, geistigen und gesellschaftlichen Zustande des Landes. Den Schluß des Bandes bilden die in Goethes Nachlaß gefundenen Blätter „Meine Gedanken“, die die Fürstin nach Bodes Annahme 1772 niederschrieb. Mit dem Regierungsantritt Karl Augusts am 3. September 1775 beginnt der zweite Band. Nur wenig Tage über zwei Monate vergingen noch bis zu jenem ewig denkwürdigen 7. November 1775, an dem der junge Goethe vor Sonnenaufgang in Weimar einfuhr. „Der Mufenhof der Herzogin Amalie“ ist der zweite Band betitelt. Er schildert jene wilden Jahre, die Goethe und der junge Herzog gemeinsam verlebten, er zeichnet „die schönen Geister“, die auf den Ruf der Herzogin-Mutter gen Weimar kamen, und gibt ein lebenswürdiges Bild all jener künstlerischen Veranstaltungen und Bestrebungen, die damals im Vordergrund des Interesses der Hofgesellschaft standen. Der dritte Band: „Ein Lebensabend im Künstlerkreise“ stellt das Leben Altwaimars dar von 1788, dem Jahre, in dem Goethe aus Italien heimkehrte und in dem kalten Norden sich nicht mehr zurechtfinden konnte, bis zum Todesjahre der Herzogin Amalie von Weimar. „Erhabenes oerehend. Schönes genießend. Gutes wirkend!“ schrieb Goethe auf ihr Denkmal.

Dies Werk wendet sich nicht an die Gelehrten, obwohl es auch diesen durch Abdruck und Benützung neuen Aktenmaterials eine dankens-

werte Quelle fein wird. Für ein wissenschaftliches Werk ist es nicht tief und gründlich genug. übergeht es vor allem einige der entscheidendsten Fragen (etwa: wieoft waren denn gerade dieses Weimar und diese Herzogin bestimmt, die größten Geister der Zeit zu vereinen im Tal der Ilm?) Ich möchte das Bodefsche Werk in Parallele stellen zu Bielfchowskys Goethe-Biographie, obwohl es mehr neues Material bringt als diese. Es sind Bücher, die man immer wieder mit Freude liest und die durch ihre klare, allgemein verständliche Darstellung viel zur Popularisierung unserer Großen beitragen.

Karl Georg Wendtiner.

Biographien bedeuten-

der Frauen. In Verbindung mit anderen herausgegeben von Ernst Haberland. Band

1, Rahel Levin Varnhagen

von Ellen Key. Leipzig-R.

E. Haberland.

Die berühmte nordische Schriftstellerin, die in Deutschland die höchste Verehrung genießt, betont in dem ihr trefflichen Buch über eine

## Literarische Berichte

der bedeutendsten Frauen aller Zeiten begleitenden Vorworte ausdrücklich, keine literarhistorische Studie, sondern nur eine biographische Skizze bieten zu wollen. Das Buch ist Georg Brandes „dem Kämpfer und Künftler“ gewidmet, der Rahel „das erste große und moderne Weib im deutschen Kulturleben“ genannt hat.

Es ist mit hoher Freude zu begrüßen, daß eine Frau von der Bedeutung Ellen Keys mit liebevoller Feder und dennoch objektiv das Bild einer kongenialen Persönlichkeit der Vergangenheit gezeichnet hat, die sie nicht nur als die größte Frau des Indentums, sondern als die größte Frau Deutschlands betrachtet. Ellen Key beschäftigt sich nur mit Rahels Persönlichkeit und Wesen und verweist alle diejenigen, welche ein Bild ihrer Zeit und Zeitgenossen erwarten, auf O. Berdrows umfangreiches Werk. Man kann Rahel getrost eine Vorkämpferin der Frauenbewegung nennen. Der ihr tief innewohnende Zug von Mütterlichkeit ließ sie für ihren Gatten zu dessen „Beglückerin“, wie er sie so gern nannte, werden; in den Befreiungskriegen, wie später 1830 in der Choleraepidemie, übte sie in ausgedehntestem Maße eine aufopfernde Liebestätigkeit, und sie, die Kinderlose, äußerte selbst: „Ich bin eine Mutter ohne Kind.“ umfaßte mit inniger Liebe ihre zahlreichen Neffen und Nichten, die in ihr den liebsten und besten Spielkameraden fanden. Die außerordentliche Wertschätzung, die Rahel von den erlebten Genossen ihrer Zeit, Männern und Frauen gleichermaßen, gezollt wurde, war eine wohlverdiente und ist ihr über das Grab hinaus treu geblieben. Rahel wird für alle Zeiten zu den feinsten Kulturträgerinnen gezählt werden. Im Sinne des größten ihrer Freunde, des Dichters Goethe, ist ihr „das höchste Glück der Erdenkinder, die Persönlichkeit.“ zuteil geworden, hat sie während ihres Erdendaseins „Edel bei der Mensch, hilfreich und gut“ betätigt.

Wir können die dem Andenken der seltenen Frau gewidmete bio-

graphische Skizze ganz besonders  
warm als Feftgabe für Deutchlands  
Frauen und Töchter empfehlen.

R,

BerichtüberdieVerhand-  
lungen der Tagung von  
Hochfchullehrern zur  
Beratung über volks-  
tümliche Homfehulvor-  
träge im deutchen  
Sprachgebiete. (Zweiter  
deutcher Volkshochfchultag), Am  
23. und 24. April 1906 in Ber-  
lin in der königl. Technifchen  
Hochfchule in Charlottenburg  
veranstaltet vom Verbande für  
volkstümliche Kurse von Hoch-  
fchullehrern des Deutchen Reichs  
und vom Ausfchuß für volkstüm-  
liche Univerfitätsvorträge an der  
Wiener Univerfität. Druck und  
Verlag von B. G. Teubner in  
Leipzig 1906.

Es ift deutlich zu fehen. wie in  
der Gegenwart das Befireben nach  
wiffenfchaftlicher Aufklärung immer  
mehr um fin; greift. wie aller Orten  
durch freie Vorträge und auch durch  
Hochfchulbewegungen für die  
wiffenfchaftliche Aufklärung Sorge  
getragen wird. Bei diefem Zuge der  
527

## Literarische Berichte

"\*" ".\*.\* "W ""

Zeit nimmt es nicht wunder, wenn auch die Hochschulen dieser Tendenz nach unjeerajty enteution dienen. Gerade die Univerfitätsgelehrten, als die Träger der wiffenfchaftlichen Aufklärung, dürften sich diesen Befreibungen nicht entziehen. Dennoch ftößt man auch gegenwärtig gerade ,in diesen Kreifen vielfach auf Antipathie gegen folche Befreibungen. Unter diesen Umftänden dürfte das vorliegende Buch, das die Abfichten und Anfchauungen der Freunde der Bewegung auf den Univerfitäten widerfpiegelt, im allgemeinen eben gerade wegen der kulturellen Wichtigkeit des Problems sich großen Intereffes erfreuen. Man bekommt hier vor allem auch ein Bild von der Verfchiedenheit dieser Bewegung in den verfchiedenen Regionen und Ländern und von den Nöten kleiner Univerfitäten und Hochschulen, für die wichtigern Fächer die nötigen Dozenten zu erhalten. Hier macht ſich nun in der Debatte im großen und ganzen die Tendenz geltend, außerhalb der Univerfität ftehende, aber doch immerhin akademifch gebildete Gelehrte von derMitarbeit an der Volksaufklärnng fern zu halten. Die Begründung, daß die Univerfitäten eben zeigen follten, was die Univerfitätsgelehrten bieten, ift banal, da die Univerfitäten fchwerlich eine Zenfur über ihre Leiftungsfähigkeit aus dem jene .Vorlefungen befuchenden Arbeiterpublikum ſich holen wollen. In Wirklichkeit verrät ſich hier etwas Kafien- und Mandarinengeift, der der Bewegung nur ſchädlich fein dürfte. Letzten Endes wird freilich diefe wichtige Kulturaufgabe ſich' nicht durch irgend welche private Tätigkeit, auch wenn ſie ftaatlich unterfñht ift, erfüllen laffen. Man wird, woran man heute noch nicht einmal im Prinzip denkt, dazu übergehen müffen, fkaatliche Volkshochschulen einzurichten, die von der Gunſt des Publikums und der Gönner folcher Anfalten unabhängig find und deshalb allein in wirklich gründlicher Weiſe für wiffenfchaftliche Aufklärung Sorge tragen können.

l)t\*. Renner.

Redaktionsbr.SylviusBruck.A.Halbett..KurtFliegehAlexJadasfohn.

Verantwortlich für den Inhalt: A. H a l b e r t : H a l. Berlin W.. Schöneberger Ufer 32.

Verantwortlich für den Jnferatenteil: P a u l Nowotny in Berlin-Friedman.

Zufcbriften und Einfendungen. ohne Angabe eines Peelonnennamens. zu adreffieten

..An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin R7. 35. Schöneberger Ufer 32."

oder ..Breslau III. Siebenhufenerfteaße trfiz".

Verlag ..Nord und Süd" Berlin W. 35. Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaendets

Schl'fifche Verlags-Auftakt G. rn. b. H.. Berlin. Breslau. Leipzig).

Auslieferung für Öfierreich bei E. W. Stern. Wien I. Franzensn'ng 16.

Druck: Schlefifche Buchdrucketei v. S. Schottlaender. A.: G.. Breslau [II.

oberfehrungsrecht vorbehalten . . . . .

, . . . . .Unbetehtigtet Nachdruck unterfagt.